This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

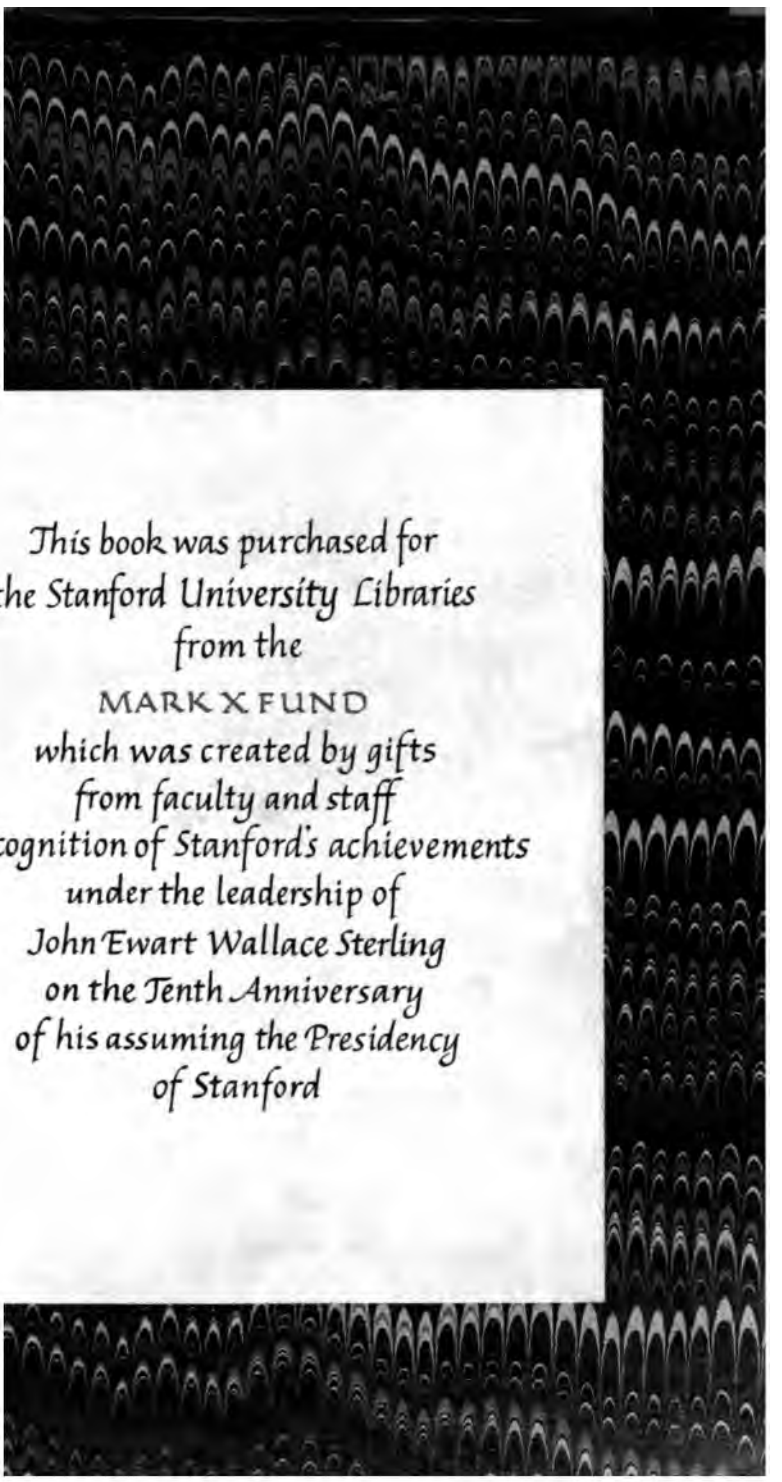
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

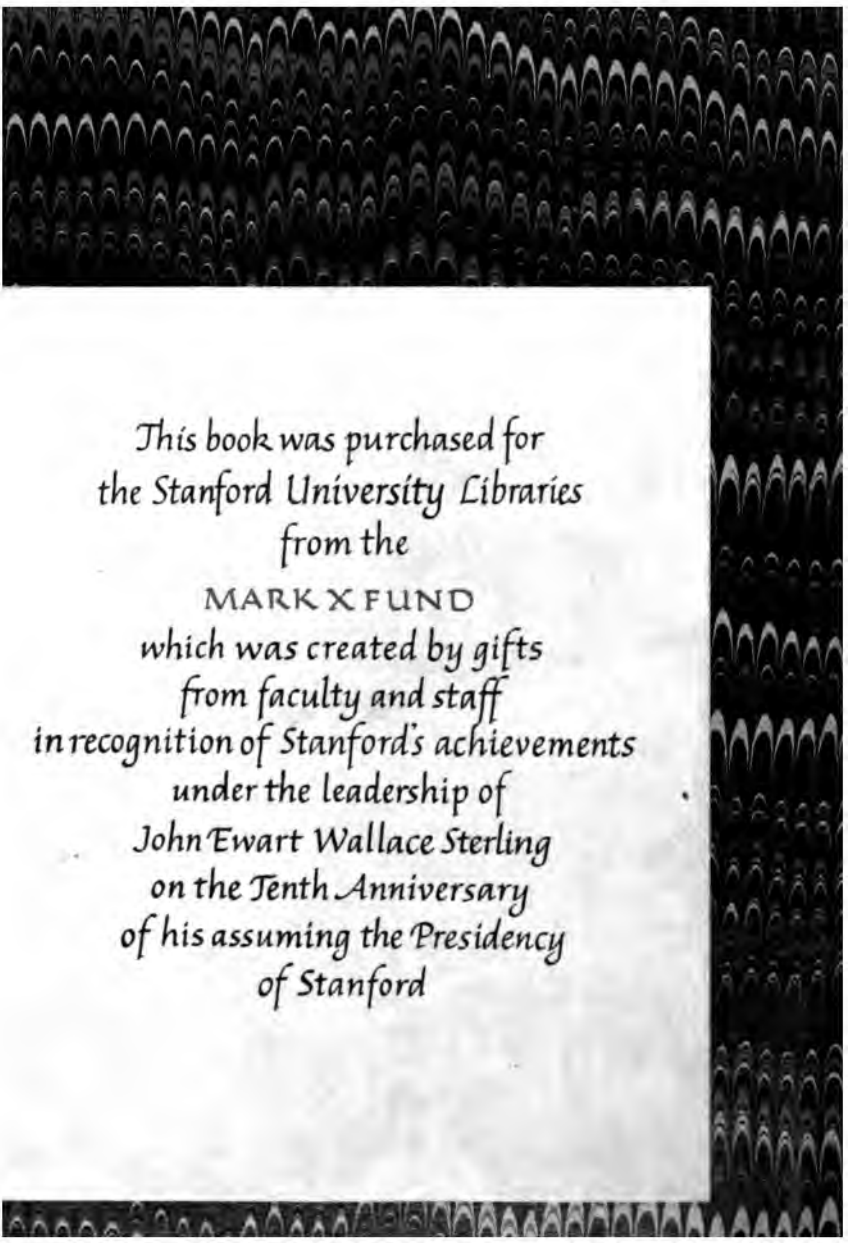
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

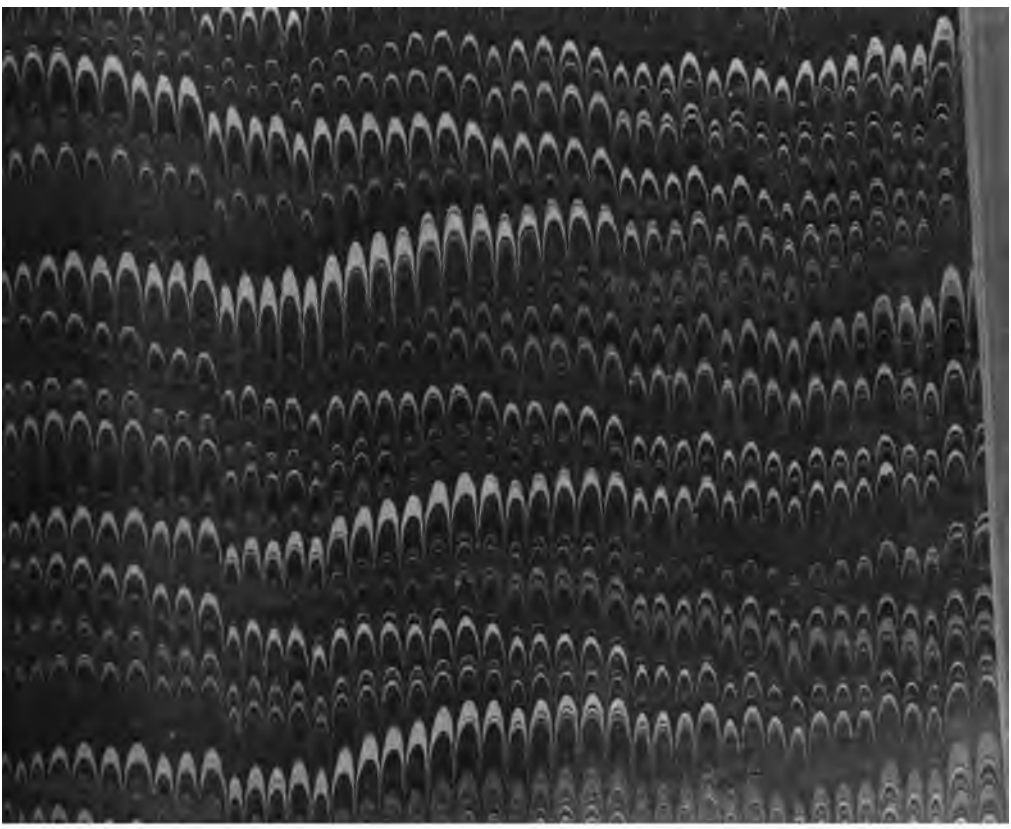
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



This book was purchased for
the Stanford University Libraries
from the
MARK X FUND
which was created by gifts
from faculty and staff
recognition of Stanford's achievements
under the leadership of
John Ewart Wallace Sterling
on the Tenth Anniversary
of his assuming the Presidency
of Stanford



This book was purchased for
the Stanford University Libraries
from the
MARK X FUND
which was created by gifts
from faculty and staff
in recognition of Stanford's achievements
under the leadership of
John Ewart Wallace Sterling
on the Tenth Anniversary
of his assuming the Presidency
of Stanford



Gertrud Hecker
BERLIN.
0339

Ein halbes Jahrhundert.

Erſter Band.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Erſter Band.

Mit dem Porträt des Verfaſſers.

Stuttgart und Leipzig.
Deutſche Verlags-Anſtalt.
1888.

PT2461
S724

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Erstes Buch. Erinnerungen.

Erstes Kapitel. Kindheit auf dem Lande 1

Zweites Kapitel. Gymnasialzeit in Halle. — Achim von Arnim. — Uebersiedelung nach Frankfurt a. M. 12

Drittes Kapitel. Jugendbestrebungen. — Politische Exaltation. — Ausflug zur Geisterburg Rodenstein 21

Viertes Kapitel. Arthur Schopenhauer. — Cl. Brentano. — Fürst Pückler-Muskau. — Erster Ausflug nach Italien . . . 33

Fünftes Kapitel. Studentenzeit in Bonn. — Ph. J. v. Nehfues. — F. Diez. — Chr. Lassen. — A. W. v. Schlegel . . . 38

Sechstes Kapitel. Reise nach Paris. — Ludwig Börne. — Krankheit. — Wanderung durch Schwaben. — Just. Kerner. — Der Hohenstaufen. — Hölderlin. — Heidelberg. — Thibaut 52

Siebentes Kapitel. Reise durch die Schweiz und Südfrankreich. — Wanderung in den Pyrenäen. — Cholera-Abenteuer in Oberitalien. — Rom. — Italien 73

Achtes Kapitel. Frankfurt. — K. Immermann. — Chr. Dtr. Grabbe. — Berlin. — Hegel'sche Philosophie. — K. E. v. Liphart. — K. F. v. Rumohr 86

Neuntes Kapitel. Träume von einem Nationaltheater. — Ernst Raupach. — F. Grillparzer. — Spontini. — Henriette Sontag 99

Zehntes Kapitel. L. Tieck. — Dresdener Musensitz. — Ad. v. Chamisso 110

Elftes Kapitel. Reise nach Sizilien, Griechenland, Kleinasien, Aegypten, dem Sinai, Petra, Palästina, dem Libanon. Seefahrt über Malta nach Gibraltar. — Granada, Sevilla, Madrid; Lissabon, Cintra. Rückkehr über Southampton . 118

PT2461
S724

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Seite

Vierundzwanzigstes Kapitel. Seefahrt nach Griechenland. — Gezwungene Rast bei Cap Matapan. — Athen. — Der königliche Hof daselbst. — Graf Prokesch 271

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Reise durch Palästina und Aegypten. — Edward Lane 279

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Gaëta. — Pius IX. — König Ferdinand von Neapel. — Herzog von Rivas. — Martinez de la Rosa 293

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Rom zur Zeit der Republik von 1849. — Josef Mazzini 302

Achtundzwanzigstes Kapitel. Berlin. — Das Unionswerk. — General v. Radowitz. — A. v. Humbold. — J. v. Schelling . 310

Neunundzwanzigstes Kapitel. E. Gerhard. — G. F. Waagen. — A. Kopisch. — Graf v. Prokesch 320

Dreißigstes Kapitel. Parlament in Erfurt. — Franz Liszt. — v. Bismarck. — Scheitern des Unionswerkes 326

Einunddreißigstes Kapitel. Berlin. — v. Rothomb. — Ludwig Tieck. — Fr. v. Uechtritz 330

Zweiunddreißigstes Kapitel. Ausflug nach Belgien. — Meyerbeer. — Neuer Aufenthalt in Spanien. Valencia. Granada. — Exkursion nach Marokko. — Cadix. Sevilla . . . 339

Dreiunddreißigstes Kapitel. Projektirte Reise nach Südamerika. — Cintra. — Madeira. — Teneriffa. — Sommer in Granada. Streifzüge in die Sierra Nevada. — Ronda. — Cordova. — Die Mancha 352

Vierunddreißigstes Kapitel. Winter in Madrid. — J. E. Hartzenbusch. — Literarische Abende beim Herzog v. Rivas. — Prosper Merimée. — Escurial 363

Fünfunddreißigstes Kapitel. Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern. Besuch bei demselben in Berchtesgaden. — L. v. Ranke. — Streifzüge. Aufenthalt in Algier. — Horace Vernet. — Mac Guckin de Slane. — Blidah. — Medeah. — Die alte Königsstadt Tlemcen 372

Sechsunddreißigstes Kapitel. Winter in Rom. — H. v. Thile. — F. Gregorovius. — Fürstin Caroline v. Wittgenstein. — G. Ticknor. — Schwere Krankheit. — Abend in der sistinischen Kapelle 386

Siebenunddreißigstes Kapitel. Neapel. — Rückkehr nach Deutschland. — Aufenthalt in München. — Tafelrunde bei König

Seite

Maximilian II. — Joseph Müller. — Gründung meiner Gemäldesammlung. — B. Genelli. — Schwierigkeiten bei Anlegung der Galerie. — Neues Gebäude, errichtet von L. Gedon 395

Achtunddreißigstes Kapitel. Stuttgart. — W. Menzel. — E. Mörike. — M. Rapp. — Ludwig Uhland 418

Neununddreißigstes Kapitel. München. — Der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst. — Preisgericht 426

Erstes Buch.

Erinnerungen.

Seite

Maximilian II. — Joseph Müller. — Gründung meiner Gemäldesammlung. — B. Genelli. — Schwierigkeiten bei Anlegung der Galerie. — Neues Gebäude, errichtet von L. Gedon 395

Achtunddreißigstes Kapitel. Stuttgart. — W. Menzel. — E. Mörike. — M. Rapp. — Ludwig Uhland 418

Neununddreißigstes Kapitel. München. — Der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst. — Preisgericht 426

Erſtes Kapitel.

Kindheit auf dem Lande.

Manche nennen unſere Zeit nüchtern und trivial. Mir dagegen ſcheint ſie ſo wunderbar, ſo außerordentlich, wie nur irgend eine der vorhergegangenen. Was ſind alle Fabeln von König Artus und ſeiner Tafelrunde, was die Sagen von Karl's des Großen Paladinen, was iſt die ganze Zauberwelt Arioſt's mit ihren fliegenden Roſſen, aufſteigenden und wieder verſchwindenden Schlöſſern, ihren ſich bekämpfenden Mohren- und Chriſtenheeren gegen das, was allein das jüngſtverfloſſene Jahrhundert geſehen, was ich zum Teil noch ſelbſt erlebt habe? Zuerſt der Ausbruch des furchtbaren Vulkans in Frankreich, der meines Vaters Wiege umdonnerte und von deſſen Erſchütterung noch heute der Boden von ganz Europa bebt. Die Säulen der Welt begannen zu wanken; die Trümmer von Thronen und Altären vermengten ſich in Einem Schutthaufen. Was bisher als der höchſte Anſpruch auf Ehre und Anſehen galt, ward nun plötzlich Verbrechen und führte auf das Schaffot. Sproſſen der älteſten und ruhmvollſten Geſchlechter, ja Kronenträger mußten ſich glücklich preiſen, wenn ſie nur das nackte Leben retten konnten, um als Vagabunden, als Bettler von Ort zu Ort zu irren. So ſiedete und brodelte der halbe Weltteil gleich einem ungeheuren Hexenkeſſel. Da

ſtieg aus ihm ein Dämon auf, ein neuer Dſchingiskhan oder Timur, der die Welt in Verheerungskriegen durchſtürmte und in Spanien, Italien, Deutſchland ganze Generationen in Strömen Blutes ertränkte. Gleicht es nicht einem Märchen aus Tauſend und Einer Nacht, hat Snorri Sturluſon in der Heimskringlaſaga Ausſchweifenderes erzählt, als was ſich jetzt wirklich und wahrhaftig auf Erden begab? Künftige Geſchlechter werden zweifelnd den Kopf ſchütteln, wenn ihnen berichtet wird, wie der Deſpot, nachdem er Staaten und Reiche umgewälzt und mächtige Herrſcher unter ſein Joch gezwungen, im ſtarren Eiſe des Pols ſeinen Untergang gefunden, wie brennende Städte ihm gleich Todesfackeln auf der Flucht über unermeßliche Schneefelder geleuchtet, wie von dem Völkerheere von Hunderttauſenden, das er zum Siege zu führen gedacht, nur wenige armſelige Reſte dem Froſt des Winters und dem Schwert der Rache entgangen, und wie er ſelbſt, auf das nackte Geſtein eines Felſeneilandes hingeſchleudert, elend geendet. — Wenn die Geſchichte der Revolution und des erſten Napoleon ein gewaltiges Heldengedicht genannt werden kann, bei dem nur zu tadeln, daß ſein Verfaſſer einen zu ausgelaſſenen Gebrauch vom Wunderbaren gemacht hat, ſo legt nun die Welthiſtorie auf eine Zeit die epiſche Tuba beiſeite und verſucht ſich im burlesken Gedicht vom Genre des Berni und Taſſoni. Wie an den Abhängen des Veſuv ſich bald nach deſſen furchtbarſten Ausbrüchen die früheren Anwohner auf den Trümmern ihrer zerſtörten Häuſer neue erbauen und ſich behaglich in ihnen einrichten, als wäre nichts vorgekommen, ſo kehren die geflohenen Herzöge, Marquis und Grafen, aus ihren Verſtecken hervorkriechend, wieder zu den verlaſſenen Stellen zurück. Mitglieder des höchſten Adels, die in der Zeit der Not als Fechtmeiſter, Haarkräusler und Köche fungirt, werfen Rappier, Pomadebüchſe und Bratſpieß beiſeite, laſſen ſich neue Wappenſchilde, ſtolzer als die alten, fertigen und blicken in ihren Treſſenröcken

von der Höhe ihrer Hofämter so vornehm auf die niedere Canaille hinab, als ob der Mummenschanz ewig währen würde. Ein achtbarer Schulmeister, der schweizerischen Dorfkindern mit Erfolg das Abc beigebracht, vertauscht gar den Bakel mit dem Scepter. Dann wieder ein Erdstoß, von dem alle Throne wanken und der Weltteil Wellen schlägt wie ein brandendes Meer. Volkssouveränetät, Republik, Gleichheit und Brüderlichkeit sind die Schlagworte, für die sich Tausende in Kampf und Tod stürzen, ebenso vertrauensselig wie die Söhne des Propheten für ihr: „Es ist kein Gott außer Allah!“ — Soll ich noch weiter das Erstaunliche, Romanhafte hervorheben, das sich bis in die neueste Zeit begeben hat? Ein schlauer Abenteurer weiß sich durch einen Taschenspielerstreich zum Imperator zu machen, und Kaiser und Könige, die sich feierlich verpflichtet, sein Geschlecht für immer vom Throne auszuschließen, beeifern sich um die Wette, ihm den Handkuß zu leisten. Ein kaiserlicher Prinz, Sprößling des ältesten und glorreichsten Herrschergeschlechts, wird in einem fernen Lande wie ein Bandit erschossen. Ein Riesenkampf, so gewaltig, so ungeheuer, wie noch keiner auf der Welt gesehen worden, wird geschlagen. Ein Deutscher König, frevelhaft angegriffen, erstreitet Siege, neben denen die Alexanders des Großen, ja die fabelhaften des Sesostris wie Kinderspiele erscheinen. Was jedem Deutschen von früher Kindheit an als schönes, unerreichbares Traumbild vorgeschwebt, verwirklicht sich plötzlich: zwei dem Reiche entrissene Provinzen werden ihm zurückgegeben. Italien erlangt über Nacht, um was seine besten Söhne seit einem halben Jahrtausend vergebens gerungen. In der That, wenn ich alles dies überdenke, so glaube ich oft, es sei nur eine Vision gewesen. Wäre es nicht von dem Weltgeist erfunden und ausgeführt, wäre es vielmehr ein von einem Menschen verfaßtes Epos, man würde ihm den Fehler der Unwahrscheinlichkeit vorwerfen.

Mein eigenes Dasein hat sich nun zwar im Vergleich mit

ſtieg aus ihm ein Dämon auf, ein neuer Dſchingiskhan oder Timur, der die Welt in Verheerungskriegen durchſtürmte und in Spanien, Italien, Deutſchland ganze Generationen in Strömen Blutes ertränkte. Gleicht es nicht einem Märchen aus Tauſend und Einer Nacht, hat Snorri Sturluſon in der Heimskringlaſaga Ausſchweifenderes erzählt, als was ſich jetzt wirklich und wahrhaftig auf Erden begab? Künftige Geſchlechter werden zweifelnd den Kopf ſchütteln, wenn ihnen berichtet wird, wie der Deſpot, nachdem er Staaten und Reiche umgewälzt und mächtige Herrſcher unter ſein Joch gezwungen, im ſtarren Eiſe des Pols ſeinen Untergang gefunden, wie brennende Städte ihm gleich Todesfackeln auf der Flucht über unermeßliche Schneefelder geleuchtet, wie von dem Völkerheere von Hunderttauſenden, das er zum Siege zu führen gedacht, nur wenige armſelige Reſte dem Froſt des Winters und dem Schwert der Rache entgangen, und wie er ſelbſt, auf das nackte Geſtein eines Felſeneilandes hingeſchleudert, elend geendet. — Wenn die Geſchichte der Revolution und des erſten Napoleon ein gewaltiges Heldengedicht genannt werden kann, bei dem nur zu tadeln, daß ſein Verfaſſer einen zu ausgelaſſenen Gebrauch vom Wunderbaren gemacht hat, ſo legt nun die Welthiſtorie auf eine Zeit die epiſche Tuba beiſeite und verſucht ſich im burlesken Gedicht vom Genre des Berni und Taſſoni. Wie an den Abhängen des Veſuv ſich bald nach deſſen furchtbarſten Ausbrüchen die früheren Anwohner auf den Trümmern ihrer zerſtörten Häuſer neue erbauen und ſich behaglich in ihnen einrichten, als wäre nichts vorgekommen, ſo kehren die geflohenen Herzöge, Marquis und Grafen, aus ihren Verſtecken hervorkriechend, wieder zu den verlaſſenen Stellen zurück. Mitglieder des höchſten Adels, die in der Zeit der Not als Fechtmeiſter, Haarkräusler und Köche fungirt, werfen Rappier, Pomadebüchſe und Bratſpieß beiſeite, laſſen ſich neue Wappenſchilde, ſtolzer als die alten, fertigen und blicken in ihren Treſſenröcken

von der Höhe ihrer Hofämter so vornehm auf die niedere Canaille hinab, als ob der Mummenschanz ewig währen würde. Ein achtbarer Schulmeister, der schweizerischen Dorfkindern mit Erfolg das Abc beigebracht, vertauscht gar den Bakel mit dem Scepter. Dann wieder ein Erdstoß, von dem alle Throne wanken und der Weltteil Wellen schlägt wie ein brandendes Meer. Volkssouveränetät, Republik, Gleichheit und Brüderlichkeit sind die Schlagworte, für die sich Tausende in Kampf und Tod stürzen, ebenso vertrauensselig wie die Söhne des Propheten für ihr: „Es ist kein Gott außer Allah!" — Soll ich noch weiter das Erstaunliche, Romanhafte hervorheben, das sich bis in die neueste Zeit begeben hat? Ein schlauer Abenteurer weiß sich durch einen Taschenspielerstreich zum Imperator zu machen, und Kaiser und Könige, die sich feierlich verpflichtet, sein Geschlecht für immer vom Throne auszuschließen, beeifern sich um die Wette, ihm den Handkuß zu leisten. Ein kaiserlicher Prinz, Sprößling des ältesten und glorreichsten Herrschergeschlechts, wird in einem fernen Lande wie ein Bandit erschossen. Ein Riesenkampf, so gewaltig, so ungeheuer, wie noch keiner auf der Welt gesehen worden, wird geschlagen. Ein deutscher König, frevelhaft angegriffen, erstreitet Siege, neben denen die Alexanders des Großen, ja die fabelhaften des Sesostris wie Kinderspiele erscheinen. Was jedem Deutschen von früher Kindheit an als schönes, unerreichbares Traumbild vorgeschwebt, verwirklicht sich plötzlich: zwei dem Reiche entrissene Provinzen werden ihm zurückgegeben. Italien erlangt über Nacht, um was seine besten Söhne seit einem halben Jahrtausend vergebens gerungen. In der That, wenn ich alles dies überdenke, so glaube ich oft, es sei nur eine Vision gewesen. Wäre es nicht von dem Weltgeist erfunden und ausgeführt, wäre es vielmehr ein von einem Menschen verfaßtes Epos, man würde ihm den Fehler der Unwahrscheinlichkeit vorwerfen.

Mein eigenes Dasein hat sich nun zwar im Vergleich mit

den großen Geschicken, die sich kurz vor mir und um mich her auf der Weltbühne abspielten, nur in bescheidenen Kreisen bewegt. Dennoch habe ich auf Erden so viel gesehen und erfahren, daß ich behaupten kann, während meiner ganzen Existenz keinen Augenblick der Langweile gehabt zu haben, und ich glaube daher, daß einige Mitteilungen aus meinem Leben auch für andere nicht ohne Interesse sein werden. Bei diesen Mitteilungen werde ich mich jedoch keineswegs auf die Zeitbegebenheiten beschränken, denen ich zugeschaut; ich habe mich immer bemüht, mir auch die Vergangenheit zur dauernden Gegenwart zu machen. Große Erscheinungen der Natur, der Anblick der Alpengletscher im Abendglühen, des mittelländischen Meeres, wie seine stahlblauen Wogen um die Felsenklippen des Kap Sunium schäumten, das Bekanntwerden mit bedeutenden Werken der Kunst und Literatur waren für mich ebenso wichtige Ereignisse, wie die politischen Vorgänge, deren Zeuge ich gewesen; ich werde daher auch hievon Manches einfließen lassen.

Geboren wurde ich zu Schwerin in Mecklenburg im Jahre der Schlacht von Waterloo am 2. August, verbrachte jedoch meine Kindheit und meine ersten Knabenjahre auf dem unfern gelegenen Gute Brüsewitz. Ein großer grünender Park und zwei, von Eichen- und Buchenwald umgebene Seen machen diesen Landsitz zu einem sehr angenehmen Aufenthalt. Das Wohnhaus bestand, wenn es auch umgebaut worden, nach Ausweis alter Zeichnungen schon vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges, und es haben sich einige Teile des unteren Stockwerks, sowie ein unterirdischer Gang noch aus jenen Tagen erhalten. Wenn ich so weit zurückdenke, wie ich vermag, erinnere ich mich noch des Burggrabens, der das Haus umgab, und der Brücke, die hinüberführte. Unter der nahen vielhundertjährigen Eiche, auf der Wiese dahinter und in dem Laubgehölz, welches der schwarze Damm heißt, spielte ich die frühesten Spiele. Meine besondere Liebhaberei war es, Schmetterlingen nachzujagen; ich

kannte früh die verschiedenen Arten, und wenn ich eine neue oder seltene gewahrte, machte es mir große Freude. Wie die meisten Neigungen der Kindheit sich durch das spätere Leben forterben, so ist dies auch bei mir der Fall gewesen. Noch jetzt richte ich meine Spaziergänge gerne dahin, wo ich Aussicht habe, viele Schmetterlinge zu sehen, und der Anblick des schillernden Pfauenauges, des bunten Admirals, der mit gelbroten Flügelspitzen prangenden Aurora erregt mir jedesmal lebhaftes Vergnügen. Auch die Eichhörnchen, die in dem Park zu Brüsewitz sehr zahlreich sind, spielen eine große Rolle in der Erinnerung an meine Kinderzeit; wenn eines vor meinen Tritten aufsprang, eilte ich ihm nach, klatschte in die Hände und freute mich, es an den Bäumen hinauf bis in die Wipfel klettern zu sehen.

Die Einsamkeit auf jenem Gut war eine fast absolute. Da damals noch keine Chaussee über dasselbe führte, konnten Besuche von den Nachbargütern nur sehr selten sein, und die Post brachte bloß zweimal wöchentlich Briefe und Zeitungen. In diese Stille trat unerwartet ein Gast, der noch heute, nach so vielen Jahren, lebhaft vor meinem Geiste steht. Es war ein junger Musiker, Otto Nicolai. Aus Ostpreußen gebürtig, hatte er seine Eltern, die ihn zu einem seinen Neigungen widerstrebenden Beruf zwingen wollten, heimlich verlassen und war in der Hoffnung, durch Konzertgeben sein Fortkommen zu finden, von Ort zu Ort bis nach Mecklenburg gewandert. Der Besitzer eines, dem unsern nahegelegenen Gutes nahm sich des jungen Menschen an, den er in hilflosem Zustande in Schwerin getroffen, und führte ihn auch zu uns. Nicolai war sehr damit zufrieden, wie auf anderen Gütern der Nachbarschaft, so auch in B. sich einige Zeit aufhalten zu dürfen, und meinen Eltern war er wegen seines munteren Wesens wie wegen seines vortrefflichen Klavierspiels ein willkommener Gast. Auf uns Kinder machte nicht sowohl sein musikalisches Talent Eindruck als die

Geschicklichkeit, mit welcher er allerhand Taschenspielerkünste praktizirte. Besonders imponirte mir eine kleine, durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzte Maus, die er beständig in der Tasche trug und dann unerwartet, zum Schrecken der Anwesenden, auf den Tischen oder am Boden umherlaufen ließ. Da er fast noch wie ein Knabe mit uns spielte, gewannen wir ihn lieb und waren daher sehr betrübt, als er uns plötzlich verließ. Er hätte leicht in Mecklenburg eine Stelle als Musiklehrer erhalten können, zog es jedoch vor, in der weiten Welt einer unsicheren Zukunft entgegenzugehen. Weil ich ihn von der Kindheit her immer im Gedächtnis behielt, erkundigte ich mich später oft nach ihm, vermochte indes keine Nachricht über ihn einzuziehen. Erst nach einer Reihe von Jahren hörte ich ihn als Komponisten der „Lustigen Weiber von Windsor" nennen, die sicher den besten Opern der neueren Zeit sich anreihen. Nicht lange darauf ward mir dann die Kunde seines frühzeitigen Todes.

Ich hatte zwei Schwestern, von denen die eine zwei Jahre älter, die andere zwei Jahre jünger als ich war; mein Bruder ist erst zehn Jahre nach mir geboren worden, die dritte, jüngste Schwester gar erst zwanzig. Den frühsten Unterricht erhielt ich von einem Hauslehrer, denjenigen in Musik, sowie in einigen andere Fächern von der Gouvernante meiner Schwestern. Es ist wunderbar, wie eigentümliche Geistesrichtungen von der Natur dem Menschen eingepflanzt zu sein scheinen und sich von selbst, ohne Anregung von außen, ja sogar unter hemmenden Einflüssen nur um so stärker geltend machen. So wüßte ich nicht, von wem die Liebe zur Literatur, besonders zur Poesie, sowie auch der Drang zur Erlernung von Sprachen, der Trieb in die Ferne und das Verlangen nach Reisen in mir geweckt worden wären. Um zunächst von Letzterem zu reden, so blickte ich schon sehr früh mit Sehnsucht den Schwalben und den Kranichen nach, wenn sie im Herbst gegen Süden zogen, und

träumte von fabelhaften Abenteuern, die meiner in fernen Gegenden unter fremden Völkern harrten. Lebhaft interessirten mich auch Zeitungsnachrichten aus weitentlegenen Ländern. Wenn Abends bei meinen Eltern die Berichte über den Aufstand der Griechen vorgelesen wurden und niemand glaubte, daß ich ein Ohr dafür hätte, hörte ich mit gespannter Aufmerksamkeit zu und bewunderte die Thaten von Kolokotroni, Nikitas und Kanaris. Ebenso groß war meine Teilnahme für die spanische Revolution, und ich erinnere mich noch, wie viele Thränen ich um Riego weinte, als die Kunde von seiner Hinrichtung eintraf.

In meinem siebenten Jahre nahmen meine Eltern mich zum Badeaufenthalt nach Pyrmont mit, und diese Reise erschien mir wie ein großes Ereignis. Als die niedrigen Hügel des Deister vor mir aufstiegen, blickte ich mit ahnungsvollem Schauer zu ihnen hinüber; ich glaubte, sie müßten wunderbare Geheimnisse bergen. Kaum haben später die Alpen oder Pyrenäen einen gleichen Eindruck auf mich gemacht. Noch wichtiger war mir ein paar Jahre nachher ein Aufenthalt im Ostseebade Travemünde. Der Anblick des Meeres riß mich zum höchsten Entzücken hin; ich schlich mich oft allein aus dem Hause fort, um stundenlang am Ufer zu sitzen und nach den fernen Schiffen zu spähen, wie ihre Masten am Horizont auftauchten. Die weite Wasserfläche erfüllte meine Seele mit einem Gefühl der Unermeßlichkeit, das ich bisher nicht gekannt hatte. So oft die Wogen, vom Sturm getrieben, sich heranwälzten, war es mir eine Wonne, mich von ihrem Schaum bespritzen zu lassen; ich beugte mein Haupt vor der heranbrausenden Flut, und wenn sie über dasselbe hinwegschlug, war es mir, als empfinge ich die Weihe des Naturgeistes.

Dem ersten meiner Hauslehrer verdanke ich nicht eben bedeutende, jedoch einige geistige Anregung. Die wichtigste war die, daß er mir eine gewisse Kenntnis von den Naturerscheinungen

beibrachte, mich auf den Sternenhimmel hinwies und mich die verschiedenen Gestirne kennen lehrte. Obgleich er sonst wenig poetisch gestimmt war, hatte er doch am Himmel seine Lieblinge, vor allen den prächtigen Orion, den rötlich funkelnden Aldebaran und die matt schimmernden Plejaden. Die Liebe zu diesen Sternen hat sich von ihm auf mich fortgepflanzt. Oft führte er mich zu dem kleinen, hoch gegen Osten blickenden Tempel am Ende der gothisch gewölbten Lindenallee, um mir den Aufgang dieser oder jener Konstellation zu zeigen, und es war eine Art von Sternenkultus, den ich mit ihm trieb. Mein zweiter Mentor hatte zur Zeit des Wartburgfestes studirt und lebte ganz in dem Ideenkreise, in welchem sich damals die deutsche Jugend bewegte. Er erzählte mir viel von den Befreiungskriegen, von den Opfern an Gut und Blut, die das deutsche Volk gebracht, um seine Unabhängigkeit wieder zu erringen, und fügte dann bitter hinzu, wie wenig ihm von allen seinen Hoffnungen erfüllt, wie schmählich es um die ersehnte Macht und Einheit betrogen worden sei. Auch lehrte er mich Arndts Vaterlandsgedicht und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" hersagen. Wenn dann die Oktoberfeuer zum Andenken an die Schlacht von Leipzig — wie dies damals üblich war — aufflammten, loderte mein Herz in Begeisterung für die Helden jener Freiheitskriege, in Unwillen gegen Diejenigen, die ihnen die Früchte ihrer Siege geraubt, empor. Zugleich ward dies Gefühl in mir geschürt durch die Körnerfeier, die alljährlich in unmittelbarer Nähe meines väterlichen Gutes stattfand. An der Grenze desselben nämlich und durch einen kleinen Spaziergang von dort erreichbar befindet sich die Stätte, auf welcher Theodor Körner, von einer französischen Kugel tödtlich getroffen, niedersank. Der tapfere Dichter, dessen „Leier und Schwert" ich bei Nacht und Tage las, wurde von mir besonders verehrt, und gewiß verdient dieser kühne Sänger, der das, wofür sein Herz so feurig schlug, mit seinem Tode besiegelte, unserem Volke für immer ein strahlendes Vorbild zu

sein. Wenn man von manchen hochgefeierten Dichtungen zweifelhaft sein kann, ob sie sich im Gedächtnisse der Nachwelt erhalten werden, so glaube ich gewiß, daß seine Lieder nicht anders als mit der deutschen Sprache untergehen können. Dies zeigt sich schon jetzt. Denn obgleich es durch die Romantiker und ihre Nachbeter zur Mode geworden war, Körner's Gedichte herabzusetzen, dagegen die viel matteren Verse geringerer Poeten in den Himmel zu erheben, hat ihre unvergängliche Lebenskraft bewirkt, daß sie nur tiefer in das Herz der Nation gedrungen sind.

Wenn ich es meinem Hauslehrer danke, daß er das patriotische Gefühl lebhaft in mir geweckt hat, so muß ich auf der andern Seite sagen, daß er wenig geeignet war, mich in die Welt des Altertums einzuführen. Aber nachdem er mich die Anfangsgründe des Griechischen gelehrt hatte, brachte ich es durch eigenen Fleiß bald so weit, daß ich den Homer mit ziemlicher Geläufigkeit lesen konnte. Die Odyssee begeisterte mich mehr als irgend ein anderes Buch, und man mußte mir abends das Licht auslöschen, sonst hätte ich noch bis tief in die Nacht hinein darin gelesen. Ithaka, die Grotte des Polyphem, die Insel der Kalypso einst selbst zu sehen, das Meer zu durchsegeln, auf dem der göttliche Dulder so viele Gefahren bestanden, d e r Gedanke ließ mich erst spät den Schlaf finden. So eifrig ich das Griechische trieb und so sehr mich auch das Lateinische, namentlich wegen des Livius und Virgil, interessirte, so abgeneigt war ich der Mathematik. Erst in späteren Jahren hat sie mir in ihrer Anwendung auf die Astronomie Interesse abgewonnen.

Wahres Verständnis für mein Seelenleben, für all mein Denken und Empfinden fand ich bei Hedwig Tragendorff, der Gouvernante meiner Schwestern. Dieser ausgezeichneten Dame, die mir seitdem die treueste Freundin geblieben ist und bis heute mit der vollen Wärme des Herzens eine jugendliche

Begeisterung für alles Schöne und Edle bewahrt hat, konnte ich anvertrauen, was mein Inneres bewegte und erfüllte. Es waren glückliche Stunden für mich, wenn ich mit ihr in unserem Garten umhergehen durfte. Sie vereinigte Liebe zur Musik und bildenden Kunst, besonders der Malerei, mit einem gleich eingehenden Verständnisse der Poesie und der Literatur im allgemeinen. Für die beiden ersten Fächer war mir damals der Sinn noch wenig erschlossen, obgleich ich es im Klavierspielen zu leidlicher Fertigkeit brachte. Allein die Literatur, und speziell die Dichtkunst, nahm mein ganzes Sinnen in Anspruch, und meinem Bedürfnis, mich über das, was ich gelesen, zu unterhalten, kam Hedwig Dragendorff aufs willkommenste entgegen. In ihr gesellte sich übrigens zur eingehenden Teilnahme für die schwärmerischen Ideen des Knaben eine klare Einsicht in die Lebensverhältnisse, wodurch sie meine Extravaganzen zu mildern und überspannte Pläne, denen ich mich bisweilen hingab, auf das Maß des Vernünftigen zurückzuführen trachtete.

Daß ich schon vor meinem zehnten Jahre den kindischen Versuch machte, Trauerspiele und epische Gedichte zu schreiben, führe ich nicht als Merkwürdigkeit an; ich glaube, daß manche Knaben, und sogar Mädchen, das Gleiche thun. Meine Lieblingslektüre bildeten neben Homer besonders Schillers Jugendgedichte und dessen Räuber, sodann Goethes Götz und Werther.

Für beide Dichter habe ich von früh an die gleiche Bewunderung gehegt, und die noch heute beliebten Diskussionen, wem von ihnen der Vorrang gebühre, als ein sicheres Zeichen von Hohlheit und Halbbildung Derer angesehen, welche sie pflegen. Ich mußte dabei immer an die Köchin und den Bedienten in meinem elterlichen Hause denken, die sich beständig stritten, ob Goethe oder Schiller ein größerer Dichter sei. Solchen, die ihre höhere Bildung dadurch darzuthun meinen, daß sie für ersteren Partei nehmen, dagegen auf letzteren

geringschätzige Seitenblicke werfen, will ich zu Gemüte führen, daß sie an erwähnter Köchin eine eifrige Parteigenossin hatten.

Eines meiner Lieblingsbücher war Tausend und Eine Nacht und ich fühlte mich im Geiste mehr heimisch in Bagdad, als im Lande Mecklenburg. Dieses Buch hat unstreitig zuerst in mir den Trieb nach dem Orient erregt. Ein Werk, das mich viel beschäftigte, war ferner Stolbergs Reise in Italien, die ich noch jetzt sehr schätze und nicht umhin kann, derjenigen von Goethe vorzuziehen. Durch sie wurde die Sehnsucht nach dem Süden in mir erweckt, und ich begann für mich allein aus Grammatik und Lexikon italienisch zu lernen, um mich für die Reise über die Alpen, die ich gern sogleich angetreten hätte, vorzubereiten.

Einstweilen boten kleine theatralische Vorstellungen zu Brüsewitz und auf einigen umliegenden Landgütern, von Liebhabern aufgeführt, mir großes Interesse. Die gespielten Stücke waren, wie ich mich noch lebhaft erinnere, „Der Nachtwächter“ und „Die Gouvernante“ von Körner und ein artiges Lustspiel, „Der Blitz“, von Müllner. Die großartigste Aufgabe aber, an welche sich die kleine improvisirte Truppe wagte, bestand in Müllner's „Schuld“, die damals noch als ein Meisterstück ersten Ranges galt und mich bei der Darstellung zur höchsten Bewunderung hinriß.

Zweites Kapitel.

Gymnasialzeit in Halle. — Achim von Arnim. — Uebersiedelung nach Frankfurt a. M.

Mein Vater hatte in seiner Jugend einige literarische Neigungen gehabt und war auf den Universitäten von Halle und Göttingen mit Achim von Arnim, Clemens Brentano, dem jetzt fast ganz vergessenen Contessa, sowie mit Ernst von Houwald befreundet gewesen. Während seines Geschäftslebens war sodann sein früherer Hang zur Literatur erstickt worden, und er las außer den Zeitungen kaum noch etwas Anderes als juristische Bücher oder Werke über die neuere Geschichte. Meine Liebe zur Poesie, sowie überhaupt meine Neigung zur Beschäftigung mit Gegenständen, die nicht in das Gebiet des hergebrachten Unterrichts gehörten, konnte daher auf keine Begünstigung von seiner Seite rechnen. Noch weniger durfte ich ihm von großen Reisen oder gar phantastischen Plänen für die Gestaltung meines künftigen Lebens, die mir unklar vorschwebten, sprechen. Sein und meiner Mutter Lieblingsgedanke war, daß ich einst eine hohe Stellung im Staatsdienst bekleiden solle. Gerade hierzu fühlte ich mich indes nach den eigentümlichen Neigungen, die sich seit Anfang bei mir ankündigten, am wenigsten prädisponirt.

Zunächst kam eine Veränderung in mein äußeres Leben, indem mein Vater, als ich in meinem dreizehnten Jahre stand, zum Bundestagsgesandten ernannt wurde und mit seiner Familie

nach Frankfurt am Main übersiedelte. Da ich fast ganz in der ländlichen Einsamkeit aufgewachsen war, machte die neue Welt, in die ich so eintrat, einen mächtigen Eindruck auf mich. Die Reise von der Ostsee nach Frankfurt war damals, wo noch keine Eisenbahnen existirten, eine länger dauernde, als es jetzt die von eben dort nach Neapel ist. Das jüngere Geschlecht denkt kaum mehr, wie viel schwieriger in jener Zeit sich die Bewegung von Ort zu Ort ausführen ließ, wie sehr sich die Raumverhältnisse seitdem verschoben haben. Meine Eltern selbst waren bis dahin noch nicht über Mitteldeutschland hinausgekommen; wer die Schweiz gesehen hatte, galt für einen mindestens so weit gereisten Mann, wie wer jetzt in Aegypten gewesen ist.

Von der Fahrt ist mir besonders Ein Moment lebhaft im Gedächtnis geblieben. Wir kamen Abends in der Dunkelheit in Weimar an, und schon am folgenden Morgen früh sollte wieder aufgebrochen werden. Meine Eltern waren nicht geneigt, während dieser kurzen Zeit den Gasthof zu verlassen. Allein ich hatte keine Ruhe und ging, von einem Lohnbedienten begleitet, um das Haus Goethe's zu sehen. Die Straßen waren schlecht erleuchtet, und die Wohnung des greisen Dichters tauchte nur eben in ihren Umrissen aus dem Dunkel hervor. Einzig ein Fenster im oberen Stockwerk war erhellt, und der Diener versicherte, dort sei Goethe's Arbeitszimmer. Ich stand wie festgewurzelt da und wurde nicht müde, hinaufzuschauen. Obgleich es recht winterlich kalt war und mir die Hände starr wurden, entschloß ich mich erst zum Fortgehen, als das Licht erlosch. Bis dahin hatte ich gedacht, der große Mann würde sich vielleicht dem Fenster nähern, so daß ich ihn sehen könnte. Letzterer Wunsch ist mir auch später nie erfüllt worden, denn ein paar Jahre nachher starb er.

Die Stadt Frankfurt, in welcher bei meiner Ankunft gerade Messe war, erschien mir mit ihrem bunten Treiben

ſo fremdartig und wunderbar, wie etwa zwanzig Jahre ſpäter Kairo. Als ich dann gar noch im erſten Sommer von dort aus den Rhein bis nach Köln hinab, ſowie Heidelberg mit meinem Vater beſuchte, ging mir eine neue Welt auf, die mich mit dem höchſten Staunen erfüllte. Mit ſchwerem Herzen mußte ich jedoch von Frankfurt, welches ich in kurzer Zeit liebgewonnen hatte, ſcheiden, da es längſt beſtimmt war, daß ich die ehemals berühmte Lehranſtalt in Halle, das Pädagogium, beſuchen ſollte. Mein Vater reiſte ſelbſt mit mir und brachte, nachdem er mich auf der Schule inſtallirt, noch eine Woche in Halle zu, um die Oertlichkeiten wieder zu ſehen, wo er ſelbſt einen Teil ſeiner Jugend verlebt hatte. Er traf jetzt, nach brieflich gepflogener Verabredung, mit einigen ſeiner Freunde und Bekannten aus jenen früheren Jahren dort zuſammen, die mit ihm an Ort und Stelle die Erinnerung an die gemeinſam verbrachte Studienzeit auffriſchen wollten. Unter dieſen befand ſich auch Ludwig Achim von Arnim. Derſelbe war, wie ich glaube, während ſeines Lebens als Schriftſteller wenig bekannt geworden. Erſt nach ſeinem Tode, der ſchon ein Jahr nach dem hier in Rede ſtehenden Zeitpunkte eintrat, wurde infolge des hohen Lobes, das ihm Heine in ſeiner „Romantiſchen Schule“ ſpendete, ſein Name häufiger genannt. Mein Vater hing mit perſönlicher Freundſchaft an ihm, hatte mir viel von ihm erzählt, pflegte jedoch, wenn ich nun begierig mehr von dem Dichter Arnim und ſeinen Werken hören wollte, zu ſagen, derſelbe ſei ein vortrefflicher Menſch, aber ein recht ſchlechter Poet. Dieſe Bezeichnung machte jedoch keinen Eindruck auf mich; ich ſtellte mir jeden Autor als eine Art von höherem Weſen vor, und der Moment, wo ich Achim von Arnim zum erſtenmal erblickte, erſchien mir als einer der größten meines Lebens. Hatte ich doch niemals einen Dichter leibhaftig geſehen! Begierig lauſchte ich auf jedes ſeiner Worte, indem ich dachte, alle ſeine Reden müßten außer-

gewöhnlich und von denen der gemeinen Sterblichen verschieden sein. Aber bald fand ich mich sehr enttäuscht, da Alles, was er sagte, so plan und schlicht wie möglich war. Mein Vater machte mit ihm mehrere Ausflüge, z. B. nach Eisleben und nach dem Petersberge, wobei ich mitgenommen wurde; ich hatte daher Gelegenheit, ihm viel zuzuhören. Indessen zu meinem lebhaften Verdruß sprach er meistens von Landwirtschaft, welcher er sich mit großem Eifer widmete, auch hie und da von Politik. Ueber Literatur hingegen floß auch nicht die kleinste Aeußerung von seinen Lippen. Ich selbst wagte nicht von diesem Thema anzufangen, und so habe ich denn von dem Urheber der „Isabella von Aegypten" und so vieler phantastischen Erfindungen keinen andern Eindruck erhalten, als von manchen sonstigen Landedelleuten, deren geistiger Horizont sich nicht weit über ihre Roggen- und Weizenfelder hinaus erstreckt. Sein Bild steht übrigens noch lebhaft in meiner Erinnerung als das eines stattlichen, ja schönen Mannes, dessen Zügen und ganzem Wesen das Gepräge großer Herzensgüte aufgedrückt war. Seine Schriften zeichnen sich unstreitig durch Phantasiereichtum aus, und einige von ihnen, wie namentlich „Die Kronenwächter", enthalten herrliche Partien; die meisten aber, mit Ausnahme einiger kleineren Erzählungen, leiden in hohem Grade an Formlosigkeit und Weitschweifigkeit, welche sie schwer genießbar machen. Ja, mehrere von ihnen, zum Beispiel die „Päpstin Johanna", und „Halle und Jerusalem", worin die Sagen vom ewigen Juden und von Cardenio und Celinde verschmolzen sind, gehören wohl an Extravaganz der Erfindung und an Wirrwarr der Handlung zum Tollsten was irgend ein Dichter geleistet hat; selbst die größten Ausschweifungen eines Lope de Vega und anderer spanischen Dramatiker erscheinen daneben als nüchtern. Der literarische und persönliche Charakter müssen bei Arnim in auffallender Weise im Widerspruch gestanden haben. Denn mein Vater,

der nach damaliger Studentensitte mit ihm das nämliche Zimmer bewohnt hatte, versicherte mich wiederholt, er sei schon in seiner Jugend, wie immer nachher, ein praktischer, keineswegs überspannter Mensch gewesen. Auf der Universität war Chemie seine Lieblingsbeschäftigung.

Auf dem Pädagogium lebte eine große Menge von Knaben und jungen Leuten in einem ausgedehnten Gebäude unter der Aufsicht von Lehrern. Es herrschte daselbst ein ziemlich wüstes Treiben, das mir aufs äußerste mißfiel. Das Unglück wollte, daß ich kaum Einen fand, zu dem ich mich hingezogen gefühlt, oder der Sinn für meine Interessen gehabt hätte, und so sehnte ich mich bald lebhaft von dannen. Wenn die anderen Knaben zur Zeit der Freistunden unter alltäglichen, mir widerwärtigen Gesprächen im Garten umhergingen oder sich bei lärmenden Spielen vergnügten, zog ich mich in die Einsamkeit zurück und spähte von einer Anhöhe in dem entlegensten Teil des Gartens in die Ferne, während ich mir Flügel wünschte, um davonzufliegen. Dabei machte ich tolle Projekte, wie ich mich in eine ganz fremde, meiner Neigung mehr zusagende Situation versetzen wollte. Einmal dachte ich nach Hamburg zu fliehen und als Matrose nach Amerika zu gehen; ein anderes Mal beabsichtigte ich, mich nach Polen, für dessen Aufstand ich schwärmte, zu begeben und in das Revolutionsheer einzutreten. Je mehr ich mich von der Umgebung zurückgestoßen fühlte, desto mehr nahm meine Extravaganz zu. Oft kletterte ich heimlich über die Gartenmauer und schweifte stundenlang in den Feldern und an den Ufern der Saale umher. Da, mochte es auch um mich stürmen und schneien, oder der Regen von meinem unbedeckten Haupthaar herabtriefen, fühlte ich mich wohler, weil ich fern von der verhaßten Anstalt war. Je länger ich auf dem Pädagogium ausharren mußte, desto unerträglicher wurde mir der Aufenthalt, und ich würde sicher einen der erwähnten

absurden Pläne zur Ausführung gebracht haben, wenn nicht unerwartet eine glückliche Wendung in meinem Schicksal stattgefunden hätte. Wegen der, Halle bedrohenden Cholera nämlich beriefen mich meine Eltern zu sich an den Main; ich atmete frei auf, als mir die Saalestadt im Rücken lag, und nun begann im schönen Frankfurt für mich eine glückliche Zeit. Zum ersten Male genoß ich volle Freiheit und hatte nur Unterricht in einigen meiner Lieblingsfächer. Unter dem Druck der Verhältnisse war in Halle meine Neigung zu den Studien erstickt worden; sie flammte jetzt um so mächtiger wieder in mir empor, und ich gab mich ihr mit wahrer Leidenschaft hin. Wenn ich dachte, wie viel Herrliches die verschiedenen Zeiten und Völker geschaffen hatten, was ich erst zum Teil oder gar nicht kannte, war mir, als stünde ich noch als Knabe vor dem Weihnachtsbaum und sähe eine so reiche Fülle von Gaben vor mir ausgebreitet, daß ich ungewiß blieb, zu welcher ich zuerst greifen sollte. Nachdem ich die deutschen Dichter wieder und wieder gelesen, warf ich mich auf das Erlernen der neueren Sprachen, und ich gelobte mir, nicht zu ruhen, bis ich sie so weit bewältigt hätte, um auch ihre großen Autoren zu verstehen. Wirklich brachte ich es bald dahin, Dante, Ariost und Calderon lesen zu können. Doch ich fand daran noch kein Genüge; ich wollte mir alles Vorzüglichste in den verschiedenen Literaturen aneignen, und dann doch wieder nicht bloß genießen, sondern auch selbst produziren. So warf ich denn die Bücher beiseite und begann zu schreiben, bald Prosa, bald Verse, und häufte viele Manuskripte auf, die aber nachher in den Ofen wanderten. An jene Zeit denke ich als an eine besonders glückliche zurück, namentlich auch an die Ausflüge, die ich in den nahen Taunus und Spessart machte. Nie habe ich diese Gegenden so schön gefunden wie damals; es lag für mich noch ein zauberischer Duft des Morgens über ihnen. Wenn ich in den Bergen umherschweifte und die Felsenburgen von den

Höhen den ersten Strahl des aufgehenden Tages in die Thäler zurückwarfen, glaubte ich in einem Märchenlande zu sein. Die Quellen flüsterten mir geheimnisvolle Worte zu, und ich sah Niren aus dem Schaum der Bäche auftauchen, Kobolde in den Klüften ihr Spiel treiben:

Nachdem ich so einige Monate der Freiheit genossen, kam ich auf das Frankfurter Gymnasium und sogleich in die oberste Klasse. Zwischen einigen Schülern und mir bildete sich ein Freundschaftsverhältnis, und ich hatte zum erstenmal das Glück des Umganges mit jungen Leuten, die mich nicht nur verstanden, sondern ähnliche Ziele verfolgten, wie ich. Wir machten große gemeinschaftliche Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend und kamen auch an bestimmten Abenden der Woche zusammen, um uns über die Themata zu unterhalten, die uns am Herzen lagen. Wir schrieben ein Journal, welches am Sonntag, freilich nur im Manuskript, erschien und zu dem jeder einen Beitrag liefern mußte. Von den Aufsätzen und Gedichten dieses Journals sandten wir alsdann solche, die dessen würdig befunden wurden, anonym an die damals in Frankfurt erscheinende Zeitschrift „Konversationsblatt" und hatten die Freude, manches davon aufgenommen zu sehen. Wer niemals als Autor aufgetreten ist, weiß nicht, welches Vergnügen es macht, sich zuerst gedruckt zu wissen.

Während der Herbstferien machte ich eine Fußreise zunächst nach Wetzlar, wo ich mit hoher Freude den Spuren Werther's folgte und die von Goethe geschilderten Lokalitäten, namentlich den Brunnen, an dem sich nach homerischer Sitte Abends die Mädchen versammeln, wieder zu erkennen glaubte. Hierauf ging es die Lahn hinunter nach Limburg, dessen Dom mir gewaltig imponirte. Seitdem bin ich nie wieder in jener Gegend gewesen, und vielleicht ist es gut, daß ich nicht wieder hinkomme und mir so eine Enttäuschung erspare. In meiner Erinnerung steht der genannte Dom so herrlich und großartig

de, wie die Kathedralen von Burgos, Toledo und Sevilla. Von Koblenz wanderte ich den Rhein hinauf und verwandte zu dieser kurzen Reise mehr als eine Woche; denn jede der alten Burgen rechts wie links vom Rheine lockte mich, zu ihr emporzuklimmen. Der Lurleyfelsen strahlte mir, als ich vorüberschritt, in wunderbarem Glanz; er war damals durch Heine's Lied in ganz Deutschland berühmt geworden, und die meisten glaubten wohl wie ich, es knüpfe sich an ihn eine uralte, noch aus der Heidenzeit stammende Sage, während, wie es scheint, die Zauberin Loreley eine ganz moderne Erfindung ist und vielleicht nur der Phantasie Clemens Brentano's ihren Ursprung verdankt. Dies beweist, daß unsere Zeit nicht so prosaisch ist, wie Viele behaupten, und begründet die Annahme, alles Rasseln der Eisenbahnen in dieser Aera des Dampfes werde der Bildung neuer Mythen nicht hinderlich sein. In Ingelheim forschte ich dem Prachtpalast Karls des Großen nach, fand aber nur zweifelhafte und klägliche Reste.

Lebhaft zog mich in Frankfurt das Theater an, und nie später haben dramatische Vorstellungen eine solche mächtige Wirkung auf mich geübt, wie die auf der dortigen Bühne. Freilich muß man den Eindrücken der Jugend mißtrauen und denken, daß dieselben sehr subjektiv sind und daß das Gemüt in jenem glücklichen Lebensalter besonders empfänglich ist. Es entspringen hieraus große Illusionen, und manche einsichtsvolle Menschen, welche die in ihren früheren Jahren empfangenen Impressionen durch das ganze Leben festhalten, lassen sie auf ihr Urteil Einfluß gewinnen. So erkläre ich mir, daß Tieck, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, Fleck und Schröder als die größten je dagewesenen deutschen Schauspieler ansah und für alle späteren nur Geringschätzung hatte, daß er die jetzt ziemlich verschollenen Kompositionen der Goetheschen Lieder von Reichardt denen von Beethoven und Schubert vorzog, ja die letzteren für verfehlt hielt. Daher will ich mich,

obgleich das Frankfurter Theater von damals in einem ganz idealen Licht vor meinem Geiste steht, vor der Illusion hüten, als sei es wirklich eine unvergleichliche Musteranstalt gewesen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es trefflich geleitet war und ausgezeichnete Kräfte besaß. Das höhere Drama wurde so emsig gepflegt, wie es wohl jetzt an keinem Orte der Fall ist, und es kamen nicht nur viele Schauspiele der älteren Dichter, sondern auch solche von lebenden zur Darstellung. Unter den letzteren fanden sich einige, die seitdem mit Unrecht in Vergessenheit geraten sind, zum Beispiel „Die Macht der Verhältnisse" von Ludwig Robert, ein im Fache des bürgerlichen Schauspiels vortreffliches Werk. Von den gegenwärtig mit Unrecht nicht mehr aufgeführten Stücken, die ich dort sah, erwähne ich noch die ausgezeichnete, durch alle späteren Bearbeitungen dieses Stoffes, selbst durch diejenige Hebbels, nicht erreichte „Agnes Bernauer" von Törring, den „Otto von Wittelsbach" von Babo und „Die Zwillinge" von Klinger. Dazwischen tummelten sich freilich auch noch Rührspiele und Possen von Kotzebue, Familiengemälde Ifflands und Müllners „Schuld". Unter den Schauspielern sind mir Weidner als Lear und als König Philipp, Fräulein Lindner als Gretchen und Klärchen unvergeßlich. — Auch die Oper war hochinteressant; man hörte in Frankfurt noch Cherubini's herrliche „Faniska" und „Lodoiska", Salieris „Axur, König von Ormus" und andere, jetzt leider von den Repertoires verschwundene Werke.

Drittes Kapitel.

Jugendbeſtrebungen. — Politiſche Exaltation. — Ausflug zur Geiſterburg Rodenſtein.

Auf dem Gymnaſium waren die alten Sprachen, beſonders die griechiſche, das Fach, dem ich mich mit dem größten Eifer weihte. Die Pedanterie, mit der unſere Philologen meiſt an Einzelheiten der Grammatik haften, ſtatt Alles daran zu ſetzen, die Schüler dahin zu bringen, daß ſie die Klaſſiker mit Leichtigkeit leſen können, verdroß mich aufs äußerſte; ich glaubte zu entdecken, daß einer der Lehrer, welcher gar in der gelehrten Welt einen Namen hatte, immer nur die eine Seite des Demoſthenes zu erklären vermochte, auf die er ſich vorbereitet hatte, und es machte mir Vergnügen, ihn in Verlegenheit zu bringen. Wenn das Penſum der Stunde überſetzt war und er einen Kommentar über irgend eine Partikel diktiren wollte, ſagte ich: die Rede ſei ſo äußerſt intereſſant, daß es doch ſehr ſchade ſei, abzubrechen, und bat um die Erlaubnis, auch noch die folgende Seite überſetzen zu dürfen. Der Profeſſor konnte mir füglich dies nicht abſchlagen; ich brachte ihn aber im weiteren Fortgang nicht ſelten ſichtlich in Verwirrung und that deutlich dar, daß er in ſeinem Text nur ſattelfeſt war, ſoweit er ſich darauf präparirt hatte. Wie kümmerlich iſt doch die Kenntnis der alten Literatur, welche die Schüler auf den Gymnaſien gewinnen, inſofern ſie nur ſo viel von den alten Autoren leſen, als in den Unterrichtsſtunden verlangt wird!

Ich darf mich rühmen, daß ich durch emsige Lektüre der griechischen Schriftsteller, die ich für mich allein betrieb, es dahin brachte, sogar die schwierigeren derselben mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen. Welche herrlichen Stunden, als sich in der Stille der Nacht die große Welt der Hellenen in ihrer ganzen Weite vor mir erschloß und ich nicht bloß mit den Tragikern und mit Pindar vertraut wurde, sondern auch in Plato's Lehre, die mir als eine neue Offenbarung erschien, eingeweiht ward! — In den anderen Fächern, welche auf dem Gymnasium gelehrt wurden, hielt ich allerdings nicht gleichen Schritt; indessen lernte ich auch dasjenige, was mich wenig interessirte, notgedrungen mit.

Mit peinlichem Gefühl denke ich an den Religionsunterricht zurück, der ganz im Geist des strengen, orthodoxen Luthertums erteilt wurde. Mein erster Lehrer hatte sich hiervon völlig ferngehalten und mich die Bücher des alten Testaments nur als ehrwürdige Urkunden einer grauen Vorzeit, aus denen des neuen nur diejenigen Stellen lesen lassen, die unmittelbar zum Geist und Gemüt eines Jeden sprechen, und auf welchen die Unvergänglichkeit des Christentums beruht. So weilte ich in Gedanken gern unter den Zelten der Patriarchen und im Garten Eden, ehe dessen Thore sich hinter unseren ersten Eltern geschlossen. Aber es war mir nicht zugemutet worden, dies für etwas Anderes als für eine schöne Sage zu halten und an den Apfelbiß mit der daran geknüpften Erbsünde als an ein Dogma zu glauben. Jesus stand vor mir als der göttlichste der Menschen, der Trost brachte, wohin er schritt, von dessen Lippen die Lehre der Milde und der Liebe für alles Lebende und Unbelebte quoll. Wie ward mir nun zu Mute, als mir auf einmal von dem Geistlichen, der mich konfirmiren sollte, gesagt wurde: das Wichtigste im Christentum seien gewisse Glaubenssätze, welche unbedingt angenommen werden müßten. Der Kardinalpunkt aber bestehe in dem Dogma: Christus sei von seinem Vater dem Tode

Drittes Kapitel.

Jugendbeſtrebungen. — Politiſche Exaltation. — Ausflug zur Geiſterburg Rodenſtein.

Auf dem Gymnaſium waren die alten Sprachen, beſonders die griechiſche, das Fach, dem ich mich mit dem größten Eifer weihte. Die Pedanterie, mit der unſere Philologen meiſt an Einzelheiten der Grammatik haften, ſtatt Alles daran zu ſetzen, die Schüler dahin zu bringen, daß ſie die Klaſſiker mit Leichtigkeit leſen können, verdroß mich aufs äußerſte; ich glaubte zu entdecken, daß einer der Lehrer, welcher gar in der gelehrten Welt einen Namen hatte, immer nur die eine Seite des Demoſthenes zu erklären vermochte, auf die er ſich vorbereitet hatte, und es machte mir Vergnügen, ihn in Verlegenheit zu bringen. Wenn das Penſum der Stunde überſetzt war und er einen Kommentar über irgend eine Partikel diktiren wollte, ſagte ich: die Rede ſei ſo äußerſt intereſſant, daß es doch ſehr ſchade ſei, abzubrechen, und bat um die Erlaubnis, auch noch die folgende Seite überſetzen zu dürfen. Der Profeſſor konnte mir füglich dies nicht abſchlagen; ich brachte ihn aber im weiteren Fortgang nicht ſelten ſichtlich in Verwirrung und that deutlich dar, daß er in ſeinem Text nur ſattelfeſt war, ſoweit er ſich darauf präparirt hatte. Wie kümmerlich iſt doch die Kenntnis der alten Literatur, welche die Schüler auf den Gymnaſien gewinnen, inſofern ſie nur ſo viel von den alten Autoren leſen, als in den Unterrichtsſtunden verlangt wird!

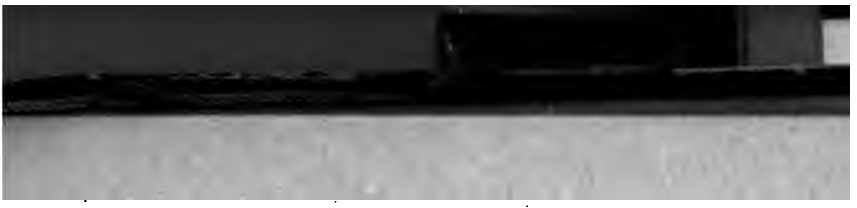
Ich darf mich rühmen, daß ich durch emsige Lektüre der griechischen Schriftsteller, die ich für mich allein betrieb, es dahin brachte, sogar die schwierigeren derselben mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen. Welche herrlichen Stunden, als sich in der Stille der Nacht die große Welt der Hellenen in ihrer ganzen Weite vor mir erschloß und ich nicht bloß mit den Tragikern und mit Pindar vertraut wurde, sondern auch in Plato's Lehre, die mir als eine neue Offenbarung erschien, eingeweiht ward! — In den anderen Fächern, welche auf dem Gymnasium gelehrt wurden, hielt ich allerdings nicht gleichen Schritt; indessen lernte ich auch dasjenige, was mich wenig interessirte, notgedrungen mit.

Mit peinlichem Gefühl denke ich an den Religionsunterricht zurück, der ganz im Geist des strengen, orthodoxen Luthertums erteilt wurde. Mein erster Lehrer hatte sich hiervon völlig ferngehalten und mich die Bücher des alten Testaments nur als ehrwürdige Urkunden einer grauen Vorzeit, aus denen des neuen nur diejenigen Stellen lesen lassen, die unmittelbar zum Geist und Gemüt eines Jeden sprechen, und auf welchen die Unvergänglichkeit des Christentums beruht. So weilte ich in Gedanken gern unter den Zelten der Patriarchen und im Garten Eden, ehe dessen Thore sich hinter unseren ersten Eltern geschlossen. Aber es war mir nicht zugemutet worden, dies für etwas Anderes als für eine schöne Sage zu halten und an den Apfelbiß mit der daran geknüpften Erbsünde als an ein Dogma zu glauben. Jesus stand vor mir als der göttlichste der Menschen, der Trost brachte, wohin er schritt, von dessen Lippen die Lehre der Milde und der Liebe für alles Lebende und Unbelebte quoll. Wie ward mir nun zu Mute, als mir auf einmal von dem Geistlichen, der mich konfirmiren sollte, gesagt wurde: das Wichtigste im Christentum seien gewisse Glaubenssätze, welche unbedingt angenommen werden müßten. Der Kardinalpunkt aber bestehe in dem Dogma: Christus sei von seinem Vater dem Tode

geweiht worden, damit er durch ſein Blut die auf alle ſonſt dem ewigen Verderben verfallenen Menſchen übergegangene Schuld Adam's und Eva's ſühne, als mir mit feierlicher Miene eingeprägt ward, man könne nur durch den Glauben an dieſes verſöhnende Blut des Heils teilhaftig werden. Mein Herz widerſtrebte ſolchen Lehren ebenſoſehr, wie meine Vernunft ſich gegen ſie empörte; es erſchien mir als Blasphemie, daß Chriſtus dergleichen gelehrt oder geſagt haben ſollte, und ich wandte mich mit einer Art von leidenſchaftlicher Liebe zu dem Jeſus zurück, der von früh an vor meiner Seele geſtanden hatte. Recht auf ihn ſchienen mir Schillers Verſe zu paſſen: „Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn". Was das Gebot, die Vernunft unter den Glauben gefangen zu geben, anbetraf, ſo ſagte ich mir, es ſei ein widerſinniges; denn wenn einmal keine Prüfung ſtattfinden ſolle, könne auch das Abſurdeſte den Anſpruch erheben, für göttliche Wahrheit zu gelten. Oft war ich im Begriff, meinen Eltern zu erklären, daß ich mich nicht konfirmiren laſſen wolle, und dem Geiſtlichen zu ſagen, ich würde das verlangte Bekenntnis nicht ablegen, und als ich dies zuletzt notgedrungen dennoch that, geſchah es mit einer reservatio mentalis. Erkennen denn die Geiſtlichen dieſer Kategorie, erkennen denn die Regierungen, welche ſie begünſtigen, nicht, welcher Zwieſpalt auf ſolche Art in jungen Gemütern erregt wird? Ich habe, wie ich hieraus nie ein Hehl gemacht, ſeitdem immer den religiöſen Standpunkt behauptet, den ich in meiner erſten Jugend einnahm, und derſelbe hat ſich mir mehr und mehr als der richtige feſtgeſtellt. Ich halte die erwähnten Dogmen, von denen alles Unheil, welches das Chriſtentum geſtiftet, ſtammt, für ſpätere Entſtellungen des erſten Evangeliums durch Paulus, der Chriſtus nie geſehen, kein Wort aus deſſen Munde gehört hat und deſſen Lehren von den wahren Apoſteln perhorreszirt wurden. Da nun keine der chriſtlichen

Konfessionen diese falschen Doktrinen beseitigt hat, vielmehr einige sie mit Vorliebe in den Vordergrund stellen, vermag ich mich auch zu keiner derselben anders als unter Hinzufügung von verschiedenen Klauseln zu bekennen.

Von früh an hatte ich einen lebhaften Trieb zur Bewunderung und fühlte das Bedürfnis, den von mir bewunderten Männern auszudrücken, wie hoch ich sie verehrte. Man kann es kindisch nennen, und doch schäme ich mich solcher Thorheit nicht, daß ich schon als Gymnasiast und später als Student enthusiastische anonyme Briefe an den liberalen Historiker Karl v. Rotteck, an den württembergischen Deputirten Paul Achaz Pfizer, den durch sein politisches Märtyrertum bekannten Bürgermeister Behr in Würzburg und andere von ihren Gesinnungsgenossen schrieb. Diese Männer sind seitdem fast bis auf die Namen vergessen; aber ihr Gedächtnis sollte wegen ihres echten Patriotismus für immer in Ehren gehalten werden. Ich verstieg mich jedoch noch weiter und verfaßte auch in französischer Sprache ähnliche begeisterte Schreiben an den spanischen Freiheitskämpfer Torrijos, der in Malaga erschossen wurde, und an den griechischen Seehelden Kanaris, den persönlich kennen zu lernen ich viele Jahre später das Glück hatte. In gleicher Weise fühlte ich mich gedrungen, gegen Dichter und Künstler, die ich besonders hoch stellte, mein Herz auszuschütten, namentlich gegen solche, die nach meiner Meinung nicht nach Verdienst gewürdigt wurden. Mein Gedanke hierbei war, daß es inmitten der Verkennung, unter der sie zu leiden hätten, ihnen vielleicht einen kleinen Trost bieten könne, zu erfahren, wie sie auch lebhafte Verehrer zählten. In dieser Absicht schrieb ich, ohne meinen Namen zu nennen, eine ganze Reihe von Briefen an den Grafen Platen, dessen Adresse in Neapel ich mir zu verschaffen gewußt hatte. Er war unter allen lebenden Dichtern derjenige, der den größten Eindruck auf mich gemacht. Seine „Verhängnisvolle Gabel" wußte ich schon als Knabe fast



auswendig. Später rissen mich besonders seine Polenlieder und viele der Oden hin. Es war keineswegs besonders die formale Seite, die mich so sehr für ihn einnahm. Noch heute bin ich nicht mit der Richtung einverstanden, die er in dieser Hinsicht eingeschlagen. Was die kunstvollen antiken Versmaße und die strenge Metrik der Alten, die er bei uns einführen wollte, anlangt, so glaube ich, daß hierdurch dem Genius unserer Sprache Zwang angethan wird. Und was die vermeintliche Reinheit der Reime betrifft, so scheint mir Platen hierin auf etwas Unerreichbares ausgegangen zu sein, da wegen der in allen Teilen Deutschlands wechselnden Aussprache, namentlich der überaus verschiedenen Dehnung und Schärfung der Vokale, sich nur wenige Worte so miteinander reimen lassen, daß sie gleichmäßig für die Hannoveraner, wie für die Schwaben, Bayern und Oesterreicher einen vollen Gleichklang besitzen. Aus diesem Grunde hat Platen selbst auch die gesuchte Reinheit keineswegs erreicht. Mich dünkt aber ferner sein hierauf gerichtetes Streben deshalb ein verfehltes gewesen zu sein, weil es notwendig, namentlich in größeren Gedichten, zu einer häufigen, nachteilig wirkenden Wiederholung der nämlichen Reime führen muß und weil der Kreis des Ausdruckes dadurch in einer für die Poesie höchst nachteiligen Weise beengt wird. Dies ist bei Platen nur deshalb nicht eingetreten, weil er verhältnismäßig nur wenige gereimte Verse, nie ein größeres Epos in solchen geschrieben hat. Was mich bei seinen Dichtungen so fesselte und bis heute noch fesselt, war und ist nicht die Vollkommenheit seiner metrischen Gebilde, sondern der edle und hohe Geist, der Schwung des Gedankens, der in allen seinen Werken waltet. Wenn er von vielen kalt genannt wird, so vermag ich dies durchaus nicht zu finden. Seine Gedichte haben mich vielmehr mein ganzes Leben hindurch mit inniger, nachhaltiger Wärme erfüllt, weit mehr als diejenigen so mancher anderen Lyriker, welche die Gunst des großen Publikums

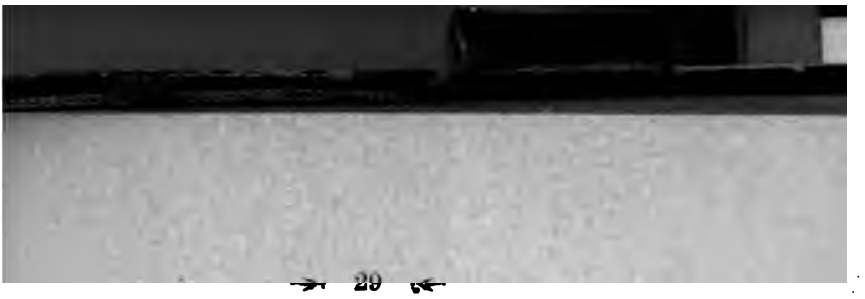
in viel höherem Grade genießen. Bei meinen überschwänglichen Briefen wird er, wenn sie ihn erreicht, freilich wohl gelacht haben. Mit der Bewunderung einzelner Schriftsteller und Künstler ging bei mir eine lebhafte Abneigung gegen solche Hand in Hand, deren Beliebtheit ich einzig der Urteilslosigkeit des Publikums zuschrieb; ich haßte sie besonders darum, weil sie nach meiner Meinung den Ruhm, der anderen gebührte, usurpirten.

Schon in meinen Knabenjahren hatte ein Zufall meinen Gedanken lebhaft die Richtung nach dem Orient gegeben. Unser Hausarzt, Doktor Kloß, ein eifriger Bibliomane, besaß in seiner großen Bibliothek auch einige arabische, persische und Sanskrit-Drucke, obgleich er nicht einmal die Buchstaben irgend einer morgenländischen Sprache kannte. Der Anblick der geheimnisvollen Lettern dieser Bücher machte einen außerordentlichen Eindruck auf mich; ich starrte oft lange mit ahnungsvollem Staunen auf ihre aufgeschlagenen Blätter, indem ich dachte, alle Mysterien der Welt und des Lebens würden mir klar werden, wenn ich diese Runenschrift entziffern könnte. So ließ es mir nicht Ruhe, bis ich mir einen Nalas, einen Koran und einen Gulistan im Originaltext angeschafft hatte. Oft saß ich dann stundenlang und bildete die fremden Schriftzüge nach; aber ich ahnte nicht, welche ungeheuren Schwierigkeiten noch zu überwinden seien, bis sich deren Sinn mir erschlösse. Nachdem ich viel Italienisch und Spanisch gelesen, (Englisch hatte ich auch gelernt, allein es zog mich damals weniger an, weil mein ganzer Sinn nach dem Süden stand) faßte ich dann im Alter von höchstens sechzehn Jahren den kühnen Entschluß, die orientalischen Sprachen, und zwar zunächst das Persische, zu studiren. Mir war das Heldenbuch von Iran von Görres, welches einen zwar sehr verkürzten, aber ungemein fesselnden Abriß der altiranischen Heroensage giebt, in die Hände gefallen, und es hatte mich dergestalt angezogen, daß ich lebhaftes

Verlangen trug, diesen reichen Sagenstrom aus der Quelle selbst zu schöpfen. Ich beschäftigte mich eifrig mit Wilkens' Grammatik und Chrestomathie, überzeugte mich jedoch bald, daß zu einer eindringenden Kenntnis des Persischen auch die des Arabischen nötig sei. Dadurch, daß alle Muhammedaner den Koran in der Urschrift lesen und schon als Kinder nahezu auswendig lernen, haben sämmtliche moslimische Sprachen zahllose arabische Worte und Wendungen in sich aufgenommen. Fast alle persischen Schriftsteller flechten beliebig ganze arabische Sätze in ihre Werke ein, und hierdurch wird ihr Verständnis außerordentlich erschwert. Diese Einmischung einer völlig verschiedenen Sprache in die iranische ist höchst wunderlich und hat die letztere auf sehr unerfreuliche Weise entstellt, etwa ebenso wie unsere Muttersprache entstellt worden wäre, wenn ihre Vermengung mit französischen Worten und Phrasen in derselben Weise, wie sie im vorigen Jahrhundert Mode war, noch mehr überhand genommen hätte. Firdusi ist ziemlich der einzige Dichter der Perser, der sich nahezu frei von solchem Mischmasch gehalten hat; ihn hätte ich mit meiner damaligen Kenntnis einigermaßen verstehen können; es gelang mir jedoch nicht, mir eine Ausgabe von ihm zu verschaffen. Was die Erlernung des Arabischen angeht, an die mich wagen zu wollen ich eine Zeit lang dachte, so überzeugte ich mich bald, daß sie ohne einen Lehrer unmöglich sei. Als ich einige Jahre später sie wirklich und unter ausgezeichneter Leitung zu studiren begann, erschien mir ihre Schwierigkeit noch viel größer, als ich damals geglaubt hatte.

Man könnte meinen, übergroße Anstrengung hätte mir in jenen Jahren, wo ich aus dem Knaben- erst eben in das Jünglingsalter übertrat, die Gesundheit zerrütten müssen. In der That ist dies wohl etwas der Fall gewesen, zumal meine Konstitution von Anfang an nur eine schwächliche war; allein es gab doch auch Manches, was meine Arbeiten unterbrach.

Man weiß, welche enorme politiſche Aufregung damals in Deutſchland herrſchte; der Unwille über die Ohnmacht und Zerſtückelung des Vaterlandes, über ſo manche kleinliche Unterdrückung der Freiheit hatte ſich der weiteſten Kreiſe bemächtigt und gab ſich bald in ſtürmiſchen Volksverſammlungen, bald in kleineren Aufſtandsverſuchen kund. Auch die Jugend wurde von dieſem Geiſt ergriffen und glaubte, wenn nicht durch Thaten, ſo doch durch Reden und Teilnahme an patriotiſchen Geſellſchaften zum Heile Deutſchlands mitwirken zu müſſen. Ich ſelbſt war von meiner anfänglichen Sympathie für die burſchenſchaftlichen Beſtrebungen längſt „zu viel vorgeſchritteneren" Anſichten übergegangen und ſah im Grunde die Republik als das Erſtrebenswerte an, weil nur in dieſer Staatsform die deutſche Einheit und Freiheit Wirklichkeit werden könne. Vor meinem Vater mußte ich natürlich ſolche gefährlichen politiſchen Meinungen geheim halten; auch ging ich nicht ſo weit, in demagogiſche Verbindungen einzutreten, welche übrigens wahrſcheinlich einen Gymnaſiaſten nicht aufgenommen haben würden. Allein ganz in mich konnte ich meinen Freiheitsdrang doch nicht verſchließen, und ſo wurde ich Mitglied einer Geſellſchaft, die zwar nicht offene Revolution wollte, aber ſonſt auf jede Weiſe die Wiedergeburt Deutſchlands zu fördern ſich vorgeſetzt hatte. In den Verſammlungen, die an beſtimmten Tagen ſtattfanden, wurde große Virtuoſität im Sprechen entfaltet; bald der, bald jener Redner donnerte gegen die Tyrannei der Regierungen und dünkte ſich ein Held, wenn er die Farben recht ſtark auftrug. Gern würde ich auch aufgetreten ſein; jedoch wegen meiner Jugend ließ man mich nicht zu Worte kommen. Uebrigens hielt ich im Herzen alle Reden für viel zu zahm und gemäßigt. Die Geſellſchaft löſte ſich auch bald in ihrer eigenen Harmloſigkeit auf, und ich hatte von Glück zu ſagen, daß mein Vater, der gerade abweſend war, nichts von meinem revolutionären Treiben hörte. Nur einmal erſchien ich als Redner einigermaßen



in der Oeffentlichkeit. Als nach dem Falle von Warſchau, der mich tief erſchütterte, viele vertriebene Polen durch Frankfurt kamen, verabredete ich mich mit einer Anzahl von Bekannten, ihnen in einem Gaſthauſe einen feſtlichen Empfang zu bereiten, und deklamirte dort ein pamphaftes Gedicht zu ihrem Begruß, das die meiſten von ihnen vermutlich gar nicht verſtanden und welches ihnen jedenfalls weniger willkommen war als die Mahlzeit, mit der wir ſie nachher bewirteten. Die Debatten der ſüddeutſchen Ständeverſammlung verfolgte ich mit dem größten Intereſſe und hegte innige Verehrung für die oppoſitionellen Kammermitglieder, wenn ich ſie auch nur als Vorläufer der wahren Helden betrachtete, die noch kommen ſollten. Jede Demonſtration gegen die Regierungen, beſonders die große Volksverſammlung zu Hambach in der Pfalz, erſchien mir als Wahrzeichen, daß ſich nun die Morgenröte der Freiheit über Deutſchland erheben würde. Aber ſehr niedergeſchlagen nahm ich immer bald wahr, wie ſich infolge davon nur die Unterſuchungen gegen die Demagogen vermehrten.

Auch Reiſen oder kleinere Ausflüge bewirkten, daß ich mich nicht allzu tief in die Bücherwelt vergrub. So unternahm ich von Frankfurt aus häufige Exkurſionen nach den Punkten der Umgebung, welche mich teils durch Naturreize, teils durch hiſtoriſche Erinnerungen oder durch die an ſie geknüpften Traditionen anzogen. Ich beſuchte Gelnhauſen wegen der dort befindlichen, leider unſcheinbaren Trümmer von Friedrich Barbaroſſa's Palaſt. Eine Sonntagspilgerfahrt führte mich nach Seligenſtadt zum Grabe von Eginhard und Emma. Auch nach Oppenheim machte ich einen Abſtecher wegen ſeiner herrlichen gothiſchen Kirche, nach Worms wegen der Erinnerungen an die Nibelungen, und zweimal durchſtreifte ich die Rheinpfalz, die mir immer als eine der ſchönſten Gegenden Deutſchlands erſchienen iſt. Beſondere Anziehungskraft übte dort auf mich die Ruine des Trifels, des Kerkers von Richard Löwenherz.

Stets habe ich große Vorliebe für alte Burgen gehabt und deren sehr viele besucht; es ist für mich ein eigener Reiz, unter dem bröckelnden Gemäuer von vergangenen Zeiten zu träumen und dabei durch halbgestürzte Fensterbogen in die Thäler hinabzublicken. Uebrigens hat die Schwärmerei für das Mittelalter, die in meiner Jugend noch in vielen Kreisen grassirte, mich nie so weit beherrscht, daß ich mich in dasselbe zurückgesehnt oder sein Wiederaufleben gewünscht hätte. Seine Schlösser mit ihren Zugbrücken und wehenden Fahnen, ihren turnirenden Rittern, ihren Edelfrauen, Pagen und Falkonieren schwebten als ein reizendes Bild vor meiner Einbildungskraft; doch sagte ich mir schon früh, nur die Phantasie umkleide solche alten Ruinen für uns mit einem romantischen Zauber; in Wahrheit seien sie Nester von Raubrittern oder, wie der Trifels, fürchterliche Gefängnisse gewesen.

Mehrmals machte ich in den Ferien auch Streifzüge durch den Odenwald und verbrachte ganze Tage der Einsamkeit in seinen schattigen Wäldern. Ebenso wie durch sein frisches Laubgrün zog er mich durch den sogenannten Siegfriedsbrunnen und die Riesensäule bei Auerbach an. Noch lebhafter beschäftigte meine Einbildungskraft die Burg Rodenstein, an welche bekanntlich die Sage vom wilden Jäger geknüpft ist. Ich hörte in deren Umgegend allen Ernstes von gebildeten Leuten versichern, vor einigen Jahren sei der Ritter mit seinem wilden Gefolge häufig ausgezogen und habe seinen Weg nach der benachbarten Burg Schnellert durch eine Scheune genommen. Die Landleute, die in dieser Scheune mit Dreschen beschäftigt gewesen, seien wiederholt durch einen Orkan zu Boden geworfen worden und hätten alsdann gehört, wie die wilde Jagd mit Hörnerschall, Roßgestampf und Rüdengebell über sie hinweggegangen. Die Sache habe so viel Aufsehen erregt, daß die hessische Regierung dadurch veranlaßt worden sei, eine Untersuchung anzustellen; seitens der Richter seien

viele Verhöre vorgenommen worden, und übereinstimmende zahlreiche eidliche Aussagen lägen vor, welche den wunderbaren Vorgang bestätigt und sie überzeugt hätten, derselbe sei auf natürliche Weise nicht zu erklären. Diese Erzählungen lockten mich mit unheimlicher Gewalt, die Ruine Rodenstein zu besuchen, und ich harrte mehrmals dort stundenlang in schauriger Erwartung auf den Auszug der gespenstischen Jagd. Es wird Wenige geben, welche nicht schon an sich selbst die Gewalt empfunden haben, die Gespenstergeschichten auf das Gemüt ausüben. Von einem gewissen Hange zum Aberglauben sind wohl nur ganz nüchterne Geister frei, und so wird man mich wegen meiner Rodensteiner Expedition nicht verlachen. Habe ich doch einen General, der ein ausgezeichneter Mathematiker und Taktiker war, gekannt, der noch im vorgerückten Alter mehrere Nächte allein in einem einsamen Landhause zubrachte, um eine Geistererscheinung, die sich dort zeigen sollte, zu erblicken. Derselbe war ganz erfüllt von den Wundern des Tischrückens und Tischklopfens, und als ich ihn zum letztenmale, nicht lange vor seinem Tode, aufsuchte, fand ich ihn mit einer seltsamen Manipulation beschäftigt: er hatte einen Ring an ein Haar gehängt und hielt denselben nun mit zwei Fingern in ein Trinkglas hinab, indem er behauptete, der hängende Ring erteile, da er bei seinen Schwingungen das Glas erklingen mache, Antworten auf die an ihn gestellten Fragen. Glauben an Gespenster, sympathetische Kuren und so weiter ist wohl noch fast überall in Europa (wie ich mich überzeugt habe, in den südlichen Ländern ebenso wie in den nordischen) verbreitet, namentlich auf dem Lande. Im Odenwald sind sogenannte Erdspiegel im Gebrauch, das heißt Metallplatten, die, hinten mit mystischen Zeichen bedeckt, die Zukunft oder sonst verborgene Dinge enthüllen sollen. Von einem jungen, sehr gebildeten Manne, der in jener Gegend ansässig war, hörte ich behaupten, sein Vater habe mittels

eines ſolchen Erdſpiegels ein wichtiges, lange verloren geglaubtes Dokument wieder entdeckt. Seine Schweſtern erzählten viel von dem Geiſterſpuk in ihrem alten, unfern von Rodenſtein belegenen Schloſſe, der ihnen den Aufenthalt daſelbſt verleidet habe. Der Bruder pflegte ſie deshalb zu verſpotten; um ſo überraſchender war es mir ſomit, als er mir einmal unter vier Augen ſagte, er thue dies nur, um die Aufregung der Schweſtern zu beruhigen, habe aber ſelbſt auf dem Schloſſe unerklärliche Dinge erlebt, z. B. das Schallen von Tritten in ſeinem eigenen Zimmer vernommen, während doch Niemand zugegen geweſen. Wenn er durch die Gänge und Säle hingeſchritten, ſeien ſämmtliche Thüren vor ihm aufgeriſſen und wieder zugeſchlagen worden, und er habe deutlich die Fußtritte eines vor ihm Hinwegeilenden vernommen, ohne daß es ihm je gelungen ſei, den Hergang zu ermitteln. Ich ſelbſt habe in meiner Kindheit auch im Norden Deutſchlands viele ähnliche Geſchichten gehört, und obgleich meine Eltern, die beide ihre Erziehung in der Aufklärungsperiode empfangen hatten, befliſſen waren, alles als thörichten Aberglauben darzuſtellen, hatte ich immer Hinneigung, manches davon für nicht völlig grundlos zu halten. Von dieſem ganzen myſteriöſen Gebiete gilt, was Schopenhauer ſagt: „Um über alle geheime Sympathie oder magiſche Wirkung vorweg zu lächeln, muß man die Welt gar ſehr, ja ganz und gar begreiflich finden.' Das kann man aber nur, wenn man mit überaus flachem Blicke in ſie hineinſchaut, der keine Ahnung davon zuläßt, daß wir in ein Meer von Rätſeln und Unbegreiflichkeiten verſenkt ſind und unmittelbar weder die Dinge, noch uns ſelbſt von Grund aus kennen und verſtehen."

Viertes Kapitel.

Arthur Schopenhauer. — Cl. Brentano. — Fürſt Pückler-Muskau. — Erſter Ausflug nach Italien.

Da ich eben Schopenhauer genannt habe, will ich nicht unerwähnt laſſen, daß ich dieſen nach ſeinem Tode ſo berühmt gewordenen Philoſophen ſchon während meiner Gymnaſialjahre von Angeſicht zu Angeſicht kannte. Meine Eltern reiſten während der monatelangen Ferien, die der nicht überbeſchäftigte Bundestag alljährlich machte, nach Mecklenburg zurück, und ich aß während dieſer Zeit im „Engliſchen Hof“ auf dem Roßmarkt zu Mittag. Hier war auch Schopenhauer täglicher Gaſt. Derſelbe hatte damals zwar ſein Hauptwerk längſt herausgegeben, war jedoch, da dieſes trotz ſeiner hohen Bedeutung faſt ganz unbemerkt vorübergegangen, literariſch ſo gut wie völlig unbekannt. Im großen Publikum wenigſtens wußte man kaum, daß er überhaupt Schriftſteller ſei, und ſo erging es auch mir. Trotzdem war er eine Perſönlichkeit, auf die ſich wegen ihrer Excentrizität die Aufmerkſamkeit der Table-d'hôte-Gäſte richtete. Man erzählte ſich von den weiten, einſamen Spaziergängen, die er mit ſeinem Hunde machte, und wie er den letzteren, wenn derſelbe ihn erzürnte, in höchſter Wut mit dem Scheltworte „Menſch!“ belegte; wie er bei Tiſche regelmäßig einen Kronenthaler neben ſeinem Couvert bereit hielte und gelobt hätte, denſelben den Armen zu geben, wenn einer der Offiziere, die neben ihm ſaßen, einmal von

etwas anderem spräche, als von Mädchen und Pferden. Auch sein außerordentlich starker Appetit, der die Gastwirte zur Verzweiflung brachte, erregte die Aufmerksamkeit seiner Tischgenossen. Ein Nachbar soll einmal zu ihm gesagt haben: „Herr Doktor, Sie essen ja wirklich für zehn Personen," und seine Antwort war: „Ja freilich; aber ich denke auch für zehn!" — Die Werke dieses großen Schriftstellers (so wird ihn auch derjenige nennen müssen, der seine philosophischen Meinungen in manchen Punkten nicht zu teilen vermag) habe ich erst nach seinem Tode, mehr als zwanzig Jahre später, kennen gelernt und bewundere sie als eine nicht auszuschöpfende Fundgrube der bedeutendsten und genialsten Gedanken.

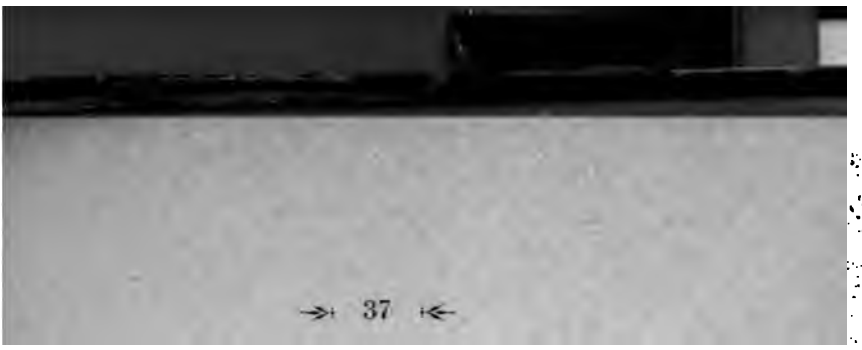
Bisher hatte ich noch nicht vielen Dichtern in das Angesicht gesehen; daher war es mit einem Gefühl von Ehrfurcht, daß ich zu Clemens Brentano aufschaute. Er war mit meinem Vater auf der Universität befreundet gewesen und erneuerte, als derselbe nach Frankfurt kam, die alte Bekanntschaft. Später bin ich ihm nicht wieder begegnet; damals machte er einen höchst seltsamen Eindruck auf mich. Er war äußerst witzig und floß im Gespräche von Späßen und scurrilen Bemerkungen über. Einige, die ich aus seinem eigenen Munde vernommen, will ich hier erzählen, ohne jedoch dabei zu behaupten, daß sie von jener übersprudelnden Genialität Zeugnis gäben, die seine Bewunderer ihm nachrühmten. Bei einem Mittagessen traf er mit einem wegen seiner Geschwätzigkeit bekannten Herrn von O. zusammen. Letzterer erwähnte gelegentlich, er sei aus Mannheim gebürtig. Da fiel ihm Brentano ins Wort: „Wie, aus Mannheim? Ich glaubte, Sie seien aus Schwätzingen." — In Frankfurt lebte ein Doktor C., Verfasser mehrerer gegen den Katholizismus gerichteten Werke. Dieser hatte eine starke Glatze und trug dabei einen mächtigen Schnurrbart; deshalb nannte ihn Brentano, der ihn wegen der Tendenz seiner Schriften haßte,

den Gouverneur der Festung Glatz. Wenn der Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn" solche Späße gemacht, ging er oft plötzlich auf das Gebiet der Religion über, und in einer Weise, die den Zweifel zuließ, ob es ihm wirklich damit Ernst sei. Ich hörte ihn viel von der Nonne Emmerich erzählen, welche die Wundmale Christi an ihrem Leibe getragen haben sollte. Brentano hatte mehrere Jahre in ihrem Kloster Dülmen in Westfalen zugebracht und ihre Visionen niedergeschrieben. Für alles, was er von dieser angeblichen Heiligen berichtete, verlangte er unbedingten Glauben; gleich darauf aber erging er sich in höhnischen Ausfällen auf das Geisterwesen, das damals zu Weinsberg in Blüte stand. Weil die hier umgehenden Gespenster ebenso lutherisch-pietistisch waren, wie die von ihm geschauten katholisch-ultramontan, wollte er nichts von ihnen wissen und suchte die Seherin von Prevorst lächerlich zu machen, indem er das Wort Prevorst „Bratwurst" aussprach. Ganz auf das Gebiet der Mystik übergetreten, blickte Brentano in jener Zeit auf seine Dichtungen mit Verachtung als auf Jugendsünden und wertlosen Plunder hinab, und als ich ihm einst sagte, welches Vergnügen mir seine Erzählungen, „Die mehreren Wehmüller" und die Geschichte vom schönen Annerl und braven Kasperl gemacht hätten, antwortete er mir: „Sie können doch etwas Besseres thun, als solchen Schund zu lesen."

Ein anderer, damals viel besprochener Schriftsteller war gleichfalls Universitätsfreund meines Vaters gewesen, und ich sah ihn bei demselben mehrmals, wenn er ihn bei der Durchreise durch Frankfurt besuchte. Es war dies der Fürst Pückler-Muskau, ein unterhaltender Gesellschafter und in der mündlichen Rede interessanter als in seinen Schriften, die jetzt wohl nur noch wenige Leser finden. In diesen seinen zahllosen Reisewerken huldigte er der damals durch Heine Mode gewordenen Manier, ohne jedoch gerade eine starke Dosis von

deſſen Geiſt und Witz zu beſitzen. Wenn er als Schriftſteller gewiß nicht hoch ſtand, ſo verdiente er jedoch durchaus nicht, in der Weiſe verunglimpft zu werden, wie es ihm durch Herwegh und andere Wortführer des Radikalismus widerfuhr, die ihn als den Typus eines verknöcherten und hochfahrenden Ariſtokraten hinſtellten. Fürſt Pückler war im Gegenteil in bemerkenswertem Grade frei von den Vorurteilen, in denen andere ſeiner Standesgenoſſen befangen ſind. Auch hatte er in den Freiheitskriegen wahren Patriotismus bewährt, und das ſollte ihm nicht vergeſſen werden. Freilich litt er ſtark an Eitelkeit; doch das iſt, wenngleich keine lobenswerte, ſicher auch keine der ſchlimmſten Eigenſchaften, die ein Menſch haben kann. In dieſem Sinne ſagte vor vielleicht zehn Jahren einmal ein Italiener in Rom zu mir: „Rom iſt jetzt, außer durch ſeine Kunſtſchätze und Antiquitäten, auch noch dadurch merkwürdig, daß es die zwei zugleich eitelſten und gutmütigſten Menſchen der Welt zu ſeinen Einwohnern zählt: Pio Nono und Garibaldi.“

Inzwiſchen hatte ich noch vor Vollendung meines ſiebenzehnten Jahres die Klaſſen des Gymnaſiums abſolvirt und, da es reichlich früh zur Beziehung der Univerſität war, wurde mir geſtattet, einige Monate auf Reiſen zu gehen. — Wer war glücklicher als ich! Ich durchſtreifte die Schweiz von einem Ende zum anderen, erklomm manche Gipfel der Alpen, hielt mit dem ewig jungen Naturgeiſt bald an brauſenden Waſſerſtürzen, bald auf grünen Almen Zwiegeſpräch, und ſchritt über Schnee, der ſeit dem erſten Erdenmorgen nicht geſchmolzen, an kryſtallenen Eispaläſten hin, während die Lawinen unter meinen Füßen donnerten. Dann erſchloß ſich zum erſtenmal das langerſehnte Italien vor mir. Auf der über Klippen hinſchwebenden Straße zog ich zwiſchen rotblühenden Rhododendren und Agaven, die ihre hohen Blütenfackeln über die Tiefe neigten, von Nizza nach Genua, und ſah das Mittelmeer



unter mir bald in Purpur, bald in schillerndem Grün oder tiefem Azur seine Wogen wälzen. Die Stadt des Doria schien mir schon das Wundervollste, was die Erde bieten könne; aber mein Entzücken steigerte sich noch, als ich das einzige Florenz betrat und mir dort die italienische Kunst in ihrer ganzen Herrlichkeit aufging. Bisher war mir für Gemälde und Bildhauerwerke das Auge wie geschlossen gewesen; jetzt schien plötzlich die Binde von ihm hinweggenommen zu sein, und ich konnte mich von der immer wiederholten Betrachtung der reichen Schätze kaum losreißen. Die Stadt selbst mit ihren stolzen Gebäuden, in denen sich die volle Macht und Bedeutung der italienischen Republiken des Mittelalters zeigt, sowie die Naturschönheit ihrer Umgebung trugen noch weiter dazu bei, mir das Scheiden schwer zu machen. Konnte ich denken, daß mich an der Adria noch gewaltigere Eindrücke erwarteten? Diese waren so groß, daß Venedig mir mit seinen aus den Wellen aufragenden Prachtpaläſten, seiner im Widerglanz des Orients strahlenden Markuskirche, seinen über den Kanälen hängenden Terrassen und sich in den Wellen spiegelnden Glockentürmen alles bisher Gesehene in den Schatten stellte, wie es mir denn noch bis heute die schönste aller Städte zu sein scheint und mich mehr als irgend eine andere immer von neuem zu sich zurückgezogen hat. Die Verhältnisse erlaubten mir nicht, auch nach Rom zu gehen; um so lebhafter blieb der Stachel des Verlangens nach dort in meiner Brust zurück.

Fünftes Kapitel.

Studentenzeit in Bonn. — Ph. J. v. Rehfues. — F. Diez. — Chr. Lassen. — A. W. v. Schlegel.

Mein Vater teilte die in Deutschland sehr verbreitete, mir von jeher unverständliche Meinung, es sei für einen Adligen unpassend, einen andern Beruf zu erwählen als den der Bewirtschaftung eines Landguts, den des Soldaten oder etwa die juristische, Hof- oder diplomatische Carrière, und demnach sei es auch vom Uebel, sich mit Studien zu beschäftigen, die nicht unmittelbar für die Verfolgung eines solchen Berufes nützlich wären. Es ist bei dieser Ansicht unfaßlich, wie eine Stelle bei einem Gericht, wo man vielfach mit den unteren Volksklassen verkehren oder Verbrecher verhören muß, für einen Mann von edler Geburt eine angemessenere Beschäftigung bieten soll, als eine Professur der Philosophie, der Geschichte, der Philologie oder anderer Fächer, die dem Geist eine wahrhaft würdige Nahrung bieten. Noch unerklärlicher erscheint die bei der deutschen Aristokratie vielfach verbreitete Ansicht, es sei für ihre Mitglieder ungeziemend, als Schriftsteller oder Dichter aufzutreten, während doch Kaiser, Könige und Königinnen durch literarische Leistungen ihren Kronen noch höheren Glanz zu verleihen suchen. In England ist der höchste Adel von jeher stolz gewesen, wenn eines seiner Mitglieder dem alten Wappenschild der Familie als Gelehrter oder Dichter eine neue Zierde hinzufügte. Aber

Großbritannien besitzt auch eine wirkliche Aristokratie; indem der Titel, der fast ausnahmslos mit beträchtlichem Grundbesitz verbunden ist, nur auf den ältesten Sohn übergeht, die jüngeren dagegen wieder in das Volk zurücktreten, erhalten sich die Familien in Ansehen. Der deutsche Adel aber ist zum bei weitem größten Teile nur ein Scheinadel und besteht eigentlich einzig dem Namen nach. Da sich die Titel in den meisten Fällen auf alle Mitglieder der Familie vererben, werden sie so gewöhnlich, daß sie gar keine Bedeutung mehr haben. Kommt nun gar noch hinzu, daß, wie dies zwar nicht immer, aber doch mehrfach der Fall ist, die Träger solcher Namen Dünkel und Anmaßung neben Unbildung zur Schau tragen, so muß selbstverständlich der Adel mehr und mehr des Restes von Ansehen, das er etwa noch besessen, verlustig gehen. Ihn überhaupt abschaffen zu wollen, halte ich für verkehrt; es liegt in der Menschennatur, daß die Sprößlinge alter Familien sich ihrer Herkunft bewußt sind; und auch, wo alle Titel aufgehört haben, wie in Nordamerika und im heutigen Griechenland, zeigt sich dies, indem, durchaus wie bei uns, gewisse Geschlechter einen Vorzug vor anderen zu haben glauben. Jedenfalls würde die Aufhebung der Adelstitel nicht die Folge haben, daß nun eine Aristokratie des Verdienstes und Geistes an die Stelle derjenigen der Geburt träte, sondern es würde eine solche des Mammons sein, und das wäre doch eher ein Rückgang als ein Fortschritt der sozialen Zustände. Allein unzweifelhaft ist es mir, daß der deutsche Adel sich nur dadurch vor dem völligen Untergang, bei dem er nahezu angelangt ist, wird retten können, daß er sich einmal an die Spitze der Bildung der Nation zu stellen sucht, und daß zweitens die Titel: „Fürst", „Graf", „Baron", „von" nur auf Ein Mitglied der Familie übergehen und zugleich an hinlänglichen Grundbesitz geknüpft sind. Uebrigens ist, um dies hier beiläufig zu erwähnen, die Abschaffung des Adels, die auch in

Deutſchland ſchon mehrmals zum Loſungswort einer Partei geworden, wie es ſcheint, keine leichte Sache. In Frankreich wurde ſie zweimal geſetzlich dekretirt, einmal von der erſten Republik, dann nach der Februarrevolution. Allein die Folge davon iſt nur die ungeheure Vermehrung der Adelstitel geweſen. Zuerſt ſchuf das Kaiſerreich ſeine Herzöge und Fürſten, dann folgte die Julidynaſtie, freilich mäßiger und beſcheidener mit ihren Ernennungen, und endlich ſchmückte der dritte Napoleon ganze Scharen von Abenteurern mit Herzogskronen. Im Grunde hat hier die Monarchie eine erfolgreichere Methode zur Abſchaffung der Ariſtokratie angewandt, als die Republik. Denn indem zu den früheren Ducs, Princes, Marquis, Comtes ſo viele neue kamen, verloren die Titel alles Anſehen. Mit noch mehr Succeß iſt dieſer Weg zum Ruin der Ariſtokratie in Spanien und Italien eingeſchlagen worden. Im erſtgenannten Lande iſt es faſt Regel, daß Miniſter und Diplomaten, mehrenteils Journaliſten, die zu dieſen Poſten emporgeſtiegen, zu Herzögen oder doch mindeſtens Grafen creirt werden, und nach dem unbedeutenden Feldzug in Marocco haben in der ſpaniſchen Armee mehr und pomphaftere Standeserhöhungen ſtattgefunden, als in der deutſchen nach dem letzten großen Kriege. So prangen denn heute in dem Wappenbuch der ſpaniſchen Monarchie neben den uralten und ruhmvollen Geſchlechtern der Ponce de Leon, der Medina Celi und Perez de Pulgar diejenigen der Wad al Jeú, der Valdegamas und Salamanca, deren Träger zum Teil Zeitungsſchreiber und Bankiers ſind, und deren Namen für den Uneingeweihten oft einen ſtolzeren Klang haben, als diejenigen der Grandenfamilien, welche in die früheſten Zeiten Kaſtiliens hinaufreichen. Daß aber dies nicht allein zum größten Nachteil für die Letzteren gereicht, ſondern daß auch durch ſolche allmälich ins Endloſe wachſende Vermehrung der Adel zuletzt aufgehoben wird, iſt klar. In anderer Weiſe und noch wirkſamer wird

dasſelbe Ziel in Italien verfolgt. Dort gibt es ſchon von Alters her ſo zahlloſe Principi, Marchesi und Conti, daß derartige Benennungen äußerſt wenig Bedeutung mehr haben. Man muß wiſſen, daß jahrhundertelang die kleinen Souveräne der Halbinſel ſolche Titel nicht nur höchſt freigebig an ihre Günſtlinge verliehen, ſondern auch für ſehr geringe Summen feilgeboten haben; daß, während die Nobili Venedigs ſich mit ihren einfachen Familiennamen begnügten, die Statthalter dieſer Republik in deren verſchiedenen Gebietsteilen vielfache Erhebungen in den Grafenſtand vornahmen; daß bis in die neuere Zeit hinein die Stadt Fieſole das ihr zuſtehende Recht, ſelbſt die höchſten Adelstitel zu verkaufen, ausgeübt hat, und ſo weiter. Da nun derartige Würden meiſtens auf alle Kinder übergehen und ſich mithin nach der bei Darwin eine ſo große Rolle ſpielenden Lehre des Maltus mit ihren Trägern in geometriſchem Verhältnis vermehren, müßte im Laufe der Zeiten die Zahl der Adligen ins Unendliche wachſen, wenn nicht im Kampf ums Daſein viele Keime zu Grunde gingen. Trotz des Letzteren iſt die Zahl der mit ariſtokratiſchen Namen Prangenden eine ungeheure, und man begreift kaum, wie Leute bürgerlichen Standes noch nach ſolcher Auszeichnung Begehren tragen mögen. Dennoch iſt dieſes der Fall; und das Gouvernement kommt ſolchem Verlangen bereitwilligſt entgegen, indem es unzählbare Standeserhöhungen vornimmt und nicht bloß Barone creirt, ſondern ſogar Herzöge. Als ob dies aber noch nicht genug wäre, um den Adel in Mißkredit zu bringen, kommen in Italien auch die Strafgeſetze (wofern ſolche vorhanden ſind), gegen die Uſurpation von Titeln nicht in Anwendung, und es ſcheint jedem freizuſtehen, ſich zu nennen, wie ihm beliebt. Mir ſind von Italienern ſelbſt verſchiedene Fälle erzählt worden, wo Perſonen plötzlich zu allgemeiner Ueberraſchung mit dem Namen und Wappen eines Conte auftraten. Wer dies thut, wird natürlich dafür verſpottet;

aber Niemand hindert ihn; und wenn erſt einige Zeit hingegangen, denkt man nicht mehr daran, daß die Familie ſich die gräfliche Würde ſelbſt beigelegt hat. Das kommt denn einer Aufhebung des Adels gleich. Sollte die jetzige franzöſiſche Republik, welche ſchon zweimal einen verunglückten Verſuch zur Adelsabſchaffung gemacht hat, denſelben von neuem beabſichtigen, ſo würde ſie ihr Ziel am ſicherſten erreichen, wenn ſie, ſtatt die Führung ariſtokratiſcher Namen zu verbieten, ſie vielmehr unbedingt einem Jeden geſtattete; dann würde es ſofort in Frankreich keinen Menſchen mehr geben, der nicht Duc, Prince, Marquis oder Comte wäre. —

Doch ich bin weit von meinem eigentlichen Thema abgelenkt worden. Der Wille meines Vaters ſtellte mir das Dilemma, mich entweder ganz dem Landleben und der Bewirtſchaftung eines Gutes zu widmen oder die juriſtiſche Carrière einzuſchlagen, aus der ich ſpäter in die diplomatiſche übergehen könnte. Da ich mich überzeugte, daß ich eine andere, meinen Wünſchen mehr zuſagende Laufbahn nicht betreten durfte, ohne mich mit meinen Eltern ganz zu entzweien, ſo entſchloß ich mich zu letzterem. Die Jurisprudenz war allerdings unter allen Wiſſenſchaften diejenige, zu der ich mich am wenigſten hingezogen fühlte; ich machte mir ſogar kein Hehl daraus, daß ich ihr nie irgend ein Intereſſe würde abgewinnen können; allein ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß mir neben deren Studium wohl noch Zeit für meine Lieblingsbeſchäftigungen übrig bleiben würde. So bezog ich denn die Univerſität Bonn und fühlte mich bald recht behaglich am ſchönen Rhein. Von dem eigentlichen Studententreiben hielt ich mich freilich fern. Das Corpsweſen hatte mir ſchon in den Schilderungen, die ich davon gehört, mißfallen, und als ich es in der Nähe ſah, änderte ſich mein Urteil darüber nicht. Die Burſchenſchaft, die zu jener Zeit längſt in den Hintergrund getreten war, hatte doch bei allen Thorheiten, die ſie begangen

dasſelbe Ziel in Italien verfolgt. Dort gibt es ſchon von Alters her ſo zahlloſe Principi, Marchesi und Conti, daß derartige Benennungen äußerſt wenig Bedeutung mehr haben. Man muß wiſſen, daß jahrhundertelang die kleinen Souveräne der Halbinſel ſolche Titel nicht nur höchſt freigebig an ihre Günſtlinge verliehen, ſondern auch für ſehr geringe Summen feilgeboten haben; daß, während die Nobili Venedigs ſich mit ihren einfachen Familiennamen begnügten, die Statthalter dieſer Republik in deren verſchiedenen Gebietsteilen vielfache Erhebungen in den Grafenſtand vornahmen; daß bis in die neuere Zeit hinein die Stadt Fieſole das ihr zuſtehende Recht, ſelbſt die höchſten Adelstitel zu verkaufen, ausgeübt hat, und ſo weiter. Da nun derartige Würden meiſtens auf alle Kinder übergehen und ſich mithin nach der bei Darwin eine ſo große Rolle ſpielenden Lehre des Maltus mit ihren Trägern in geometriſchem Verhältnis vermehren, müßte im Laufe der Zeiten die Zahl der Adligen ins Unendliche wachſen, wenn nicht im Kampf ums Daſein viele Keime zu Grunde gingen. Trotz des Letzteren iſt die Zahl der mit ariſtokratiſchen Namen Prangenden eine ungeheure, und man begreift kaum, wie Leute bürgerlichen Standes noch nach ſolcher Auszeichnung Begehren tragen mögen. Dennoch iſt dieſes der Fall; und das Gouvernement kommt ſolchem Verlangen bereitwilligſt entgegen, indem es unzählbare Standeserhöhungen vornimmt und nicht bloß Barone creirt, ſondern ſogar Herzöge. Als ob dies aber noch nicht genug wäre, um den Adel in Mißkredit zu bringen, kommen in Italien auch die Strafgeſetze (wofern ſolche vorhanden ſind), gegen die Uſurpation von Titeln nicht in Anwendung, und es ſcheint jedem freizuſtehen, ſich zu nennen, wie ihm beliebt. Mir ſind von Italienern ſelbſt verſchiedene Fälle erzählt worden, wo Perſonen plötzlich zu allgemeiner Ueberraſchung mit dem Namen und Wappen eines Conte auftraten. Wer dies thut, wird natürlich dafür verſpottet;

aber Niemand hindert ihn; und wenn erst einige Zeit hingegangen, denkt man nicht mehr daran, daß die Familie sich die gräfliche Würde selbst beigelegt hat. Das kommt denn einer Aufhebung des Adels gleich. Sollte die jetzige französische Republik, welche schon zweimal einen verunglückten Versuch zur Adelsabschaffung gemacht hat, denselben von neuem beabsichtigen, so würde sie ihr Ziel am sichersten erreichen, wenn sie, statt die Führung aristokratischer Namen zu verbieten, sie vielmehr unbedingt einem Jeden gestattete; dann würde es sofort in Frankreich keinen Menschen mehr geben, der nicht Duc, Prince, Marquis oder Comte wäre. —

Doch ich bin weit von meinem eigentlichen Thema abgelenkt worden. Der Wille meines Vaters stellte mir das Dilemma, mich entweder ganz dem Landleben und der Bewirtschaftung eines Gutes zu widmen oder die juristische Carrière einzuschlagen, aus der ich später in die diplomatische übergehen könnte. Da ich mich überzeugte, daß ich eine andere, meinen Wünschen mehr zusagende Laufbahn nicht betreten durfte, ohne mich mit meinen Eltern ganz zu entzweien, so entschloß ich mich zu letzterem. Die Jurisprudenz war allerdings unter allen Wissenschaften diejenige, zu der ich mich am wenigsten hingezogen fühlte; ich machte mir sogar kein Hehl daraus, daß ich ihr nie irgend ein Interesse würde abgewinnen können; allein ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß mir neben deren Studium wohl noch Zeit für meine Lieblingsbeschäftigungen übrig bleiben würde. So bezog ich denn die Universität Bonn und fühlte mich bald recht behaglich am schönen Rhein. Von dem eigentlichen Studententreiben hielt ich mich freilich fern. Das Corpswesen hatte mir schon in den Schilderungen, die ich davon gehört, mißfallen, und als ich es in der Nähe sah, änderte sich mein Urteil darüber nicht. Die Burschenschaft, die zu jener Zeit längst in den Hintergrund getreten war, hatte doch bei allen Thorheiten, die sie begangen

haben mag, einen edlen Gedanken verfolgt: die Einheit Deutschlands war das Ziel, worauf sie hinsteuerte. Aber jenen Corps fehlte eine solche höhere Idee. Die Farben der verschiedenen Staaten, welche ihre Mitglieder trugen, indignirten mich; mich empörte ihr Prahlen mit der Zerrissenheit Deutschlands. Diese Studentenverbindungen waren, so dürfen wir hoffentlich sagen, zudem eine Schule des Dünkels und sinnlosen Hochmuts, indem solche Corpsstudenten auf alle anderen vornehm hinabblicken zu können glaubten. Wahrlich, es bot mir ein widriges Schauspiel, daß Jünglinge, die ihre Brust allem Großen und Herrlichen weit aufschließen sollten, Engherzigkeit und Kastengeist zu ihrer Parole machten. Seit der Gründung des deutschen Reiches ist dieses alles jedoch, wie ich denke, völlig anders geworden.

Gleich im Anfang meines Aufenthalts zu Bonn ward mir die sehr anregende Bekanntschaft eines jungen Engländers zu Teil, der gleichfalls dort studirte. George Toynbee besaß eine ganz erstaunliche Fülle von Kenntnissen, hatte sich auch in kurzer Zeit die deutsche Sprache merkwürdig gut angeeignet. Seine Beredsamkeit war außerordentlich und von hinreißender Wirkung, so daß er seinen Ansichten und Doktrinen, mochten sie auch keine strenge Prüfung aushalten, selbst bei kalt Ueberlegenden einen momentanen Einfluß verschaffen konnte. Er lebte in dem höchsten Reich der Ideale und war ganz erfüllt von utopischen, weltreformatorischen Gedanken, in denen er so weit ging, daß er eine allgemeine Republik und Gemeinschaft der Glücksgüter für möglich hielt und ein neues goldenes Zeitalter voraussah, in dem sich beides verwirklichen würde. Ich selbst hatte schon ähnlichen Ideen nachgehangen; der Eindruck, den er auf mich machte, wenn er mir seine Theorien vortrug, war daher ein überwältigender. Durch ihn lernte ich Thomas Paynes „Menschenrechte" und „Zeitalter der Vernunft", Godwins „Politische Gerechtigkeit", Mary Wolstonecrafts „Rechte der Frauen" und andere in Deutschland wohl wenig bekannt

Sprachen erlernen kann, als dies einzige semitische Idiom, das an Schwierigkeit auch das Sanskrit bei weitem übertrifft. Um es dahin zu bringen, die arabischen Dichter mit einiger Leichtigkeit zu lesen, muß man sich jahrelang fast ausschließlich mit ihnen beschäftigen. Zu der äußerst komplizirten Grammatik und dem unermeßlichen Wörterreichtum kommt, um ihr Verständnis zu erschweren, noch das Raffinirte in ihren Gedanken, sowie der Umstand, daß alles, wie ohne Vokale, so auch ohne Interpunktion geschrieben wird, und daß die Hilfsmittel bis jetzt sehr unzureichend sind, indem die Diktionarien noch nicht einmal die Hälfte des vorhandenen Wörterschatzes enthalten. Jedes arabische Gedicht, das noch nicht von unseren Gelehrten im Text festgestellt und kommentirt ist, bietet dem Verständnis ungefähr dieselben Schwierigkeiten dar, wie Pindar oder die Chorgesänge der griechischen Tragiker es den Philologen des sechzehnten Jahrhunderts thaten, die sie aus schlechten und undeutlichen Handschriften zum erstenmal entziffern und übersetzen sollten. Manche Prosaschriftsteller sind kaum leichter. Es ist daher für denjenigen, der seine Anstrengungen auch entsprechend vom Publikum gewürdigt wissen will, ein höchst undankbares Studium. Wie oft hört man von einer Uebersetzung aus dieser Sprache reden, als handelte es sich um die eines französischen Romans! Wie oft aber auch wird Jemand mit dem pomphaften Namen eines Orientalisten beehrt, der sich nur zum Zweck der Etymologie ein bißchen mit der Grammatik der morgenländischen Sprachen beschäftigt hat! Noch wohlfeiler haben andere einen Ruf als Orientalisten erhalten, die nur die ersten Anfangsgründe einer einzigen von diesen Sprachen kannten, und bloß nach schon vorhandenen Uebersetzungen aus derselben eine neue machten. Wenn ich bei dem Fleiße, den ich auf die Erlernung der drei wichtigsten Sprachen des Morgenlandes verwendet habe, nicht meine Befriedigung in der Beschäftigung selbst und den daraus hervorgegangenen

während eines Hochamts betrat, ſtieg ein Gebet aus meiner Bruſt auf, in dem ich den Himmel anflehte, es mich noch erleben zu laſſen, daß der Elſaß wieder deutſch werde. Den beiden erwähnten Momenten in Speyer und in Straßburg habe ich damals zwei Gedichte gewidmet, welche jugendlich unvollkommen, mir aber wegen der Wahrheit, mit der ſie mein Gefühl ausſprechen, immer lieb geblieben ſind.

Unter den Studenten, mit denen ich bekannt wurde, ſchloß ich intime Freundſchaft mit van der Wyk, einem Holländer, der in Mannheim erzogen worden war und völlig deutſche Bildung erhalten hatte. Derſelbe kam nachher in niederländiſchen Zivildienſten nach Java und rückte zu einer hohen Stellung vor; zwiſchen Batavia und Deutſchland wechſelten wir hie und da Briefe, und endlich hatte ich nach einer langen Reihe von Jahren jüngſt die Freude, ihn wiederzuſehen. Im Zuſammenleben mit ihm, mit Toynbee und einigen anderen Auserwählten verfloß mir das Jahr in Bonn heiter; auch feierten wir oft frohe Abende, bei denen guter Rheinwein ſeine Rolle ſpielte. Die juriſtiſchen Collegia zogen mich ſo wenig an, daß ich ſie ſelten beſuchte; ich verließ mich auf die Ausſage eines älteren Bekannten, welcher verſicherte, man könne das juriſtiſche Examen ganz gut beſtehen, wenn man ſich nur ein halbes Jahr ernſtlich darauf vorbereite. Indem ich hierauf vertraute, hatte ich noch einige Jahre vor mir, die ich meinen Lieblingsbeſchäftigungen widmen konnte. Ich ſchrieb viel Poetiſches, wovon ich aber nichts der Aufbewahrung für wert erachtet habe als einige lyriſche Gedichte, ſowie einzelne Paſſagen aus den größeren Dichtungen. Dann widmete ich mich eifrig der Erlernung des Sanskrit und Arabiſchen und legte einen tüchtigen Grund zur Kenntnis der beiden Sprachen. Schwerlich macht ſich Jemand, der nicht ſelbſt Orientaliſt iſt, einen Begriff, welche Mühe es koſtet, das Arabiſche nur einigermaßen zu bewältigen. Ich behaupte, daß man leichter ſämmtliche europäiſchen

Sprachen erlernen kann, als dies einzige semitische Idiom, das an Schwierigkeit auch das Sanskrit bei weitem übertrifft. Um es dahin zu bringen, die arabischen Dichter mit einiger Leichtigkeit zu lesen, muß man sich jahrelang fast ausschließlich mit ihnen beschäftigen. Zu der äußerst komplizirten Grammatik und dem unermeßlichen Wörterreichtum kommt, um ihr Verständnis zu erschweren, noch das Raffinirte in ihren Gedanken, sowie der Umstand, daß alles, wie ohne Vokale, so auch ohne Interpunktion geschrieben wird, und daß die Hilfsmittel bis jetzt sehr unzureichend sind, indem die Diktionarien noch nicht einmal die Hälfte des vorhandenen Wörterschatzes enthalten. Jedes arabische Gedicht, das noch nicht von unseren Gelehrten im Text festgestellt und kommentirt ist, bietet dem Verständnis ungefähr dieselben Schwierigkeiten dar, wie Pindar oder die Chorgesänge der griechischen Tragiker es den Philologen des sechzehnten Jahrhunderts thaten, die sie aus schlechten und undeutlichen Handschriften zum erstenmal entziffern und übersetzen sollten. Manche Prosaschriftsteller sind kaum leichter. Es ist daher für denjenigen, der seine Anstrengungen auch entsprechend vom Publikum gewürdigt wissen will, ein höchst undankbares Studium. Wie oft hört man von einer Uebersetzung aus dieser Sprache reden, als handelte es sich um die eines französischen Romans! Wie oft aber auch wird Jemand mit dem pomphaften Namen eines Orientalisten beehrt, der sich nur zum Zweck der Etymologie ein bißchen mit der Grammatik der morgenländischen Sprachen beschäftigt hat! Noch wohlfeiler haben andere einen Ruf als Orientalisten erhalten, die nur die ersten Anfangsgründe einer einzigen von diesen Sprachen kannten, und bloß nach schon vorhandenen Uebersetzungen aus derselben eine neue machten. Wenn ich bei dem Fleiße, den ich auf die Erlernung der drei wichtigsten Sprachen des Morgenlandes verwendet habe, nicht meine Befriedigung in der Beschäftigung selbst und den daraus hervorgegangenen

Werken gefunden hätte, so würde ich weise gethan haben, sie schon früh aufzugeben; und vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte es gethan; denn die kleinen, fast mikroskopischen Schriftzeichen des Arabischen und Persischen wenigstens sind für die Sehkraft der Augen ein wahres Gift, wie ich dies erfahren habe.

Ein Empfehlungsschreiben an den Kurator der Universität, Nehfues, bewirkte, daß dieser hervorragende Mann mich mit großer Freundlichkeit aufnahm. Derselbe war damals sehr leidend (ich glaube, daß er auch bald nachher gestorben ist), klagte über Vereinsamung und lud mich ein, ihn nicht nur Abends in Bonn häufiger zu besuchen, sondern auch in den Ferien eine Zeit lang auf seinem Landhause bei ihm zu verweilen. Dieser Aufforderung kam ich nach und lernte in ihm eine höchst interessante Persönlichkeit kennen. Er hatte in früheren Jahren Reisen gemacht, die für jene Zeit bedeutend waren, und namentlich längere Aufenthalte in Spanien und Neapel genommen. Seine Schilderungen von diesen Ländern zogen mich ungemein an und vermehrten meine Sehnsucht, dieselben mit eigenen Augen zu sehen. Sehr imponirte mir der anonym erschienene Roman „Scipio Cicala", dessen Autorschaft ihm und, wie sich später herausgestellt hat, mit Recht zugeschrieben wurde. Ich habe dieses eigentümliche Werk noch in neuerer Zeit wieder gelesen und kann nicht umhin, es für einen der ausgezeichnetsten Romane zu erklären. Scipio Cicala ist jetzt wohl schon nahezu vergessen; denn auf diesem Gebiete der Literatur geht die Flut der Produktion so hoch, daß die Erscheinungen jedes Dezenniums die des früheren zurückdrängen und fast keine sich dauernd über dem Strom zu erhalten vermag. Von allen je geschriebenen Romanen hat sich eigentlich nur der Don Quijote in allgemeinem Ansehen erhalten, teils wegen seiner hohen Vortrefflichkeit, teils auch weil es der erste war. Selbst „Tom Jones", der jenem an Wert am nächsten stehen mag, findet nur noch geringen

Anklang, und Walter Scotts Werke, die vor einigen Jahrzehnten ganz Europa mit ihrem Ruhm erfüllten, ſinken ſchon mehr und mehr am Horizont zurück. Nach ſolchen Präzedenzien wäre es vergeblich, für das Buch von Rehfues eine Ausnahmeſtellung zu reklamiren; allein es iſt gewiß zu beklagen, daß ſo viel Geiſt und Phantaſie, wie ſich darin findet, nicht auch noch ſpäteren Generationen Genuß bieten ſoll. — Bei dieſer Gelegenheit will ich noch erwähnen, daß ich durch Toynbee zwei ehemals in England hochgefeierte Romane: „Caleb Williams“ und „St. Leon“ von Godwin kennen und höchlich bewundern lernte. Auch dieſe habe ich ſpäter wieder geleſen und mein erſtes Urteil, daß es vorzügliche Werke ſeien, die von keinem der ſpäter erſchienenen Romane übertroffen worden, beſtätigt gefunden. In den engliſchen Literaturgeſchichten werden dieſelben noch als hervorragende Leiſtungen genannt. Doch wenn ein Schriftſteller, der das natürliche Streben, über ſeine Zeit hinauszuleben hat, im voraus wüßte, ſein Nachruhm werde ſich auf die Nennung ſeiner Werke in den Literaturgeſchichten beſchränken, ſo würde ihm die völlige Vergeſſenheit vielleicht ebenſo lieb ſein.

Mehreren Profeſſoren, zu denen ich mich durch ihr Wirken hingezogen fühlte, durfte ich nähertreten. Bei Friedrich Diez, dem großen Kenner der romaniſchen Sprachen, hörte ich Provençaliſch, und da er außer mir nur einen einzigen Zuhörer hatte, fand das Kollegium auf ſeinem Zimmer ſtatt. Hierdurch kam es, daß ich ihn genauer kennen lernte. Er war äußerſt ſchweigſam, ſelbſt ſchüchtern, und taute nur ſelten auf, war jedoch keineswegs ein trockener Philologe, ſondern ein geiſt- und geſchmackvoller Kenner der Poeſie. Als Grammatiker hat er die verdiente Anerkennung gefunden. Aber diejenigen ſeiner Werke, die auch für Literaturfreunde im allgemeinen Intereſſe haben müßten, wurden unbegreiflicherweiſe im größern Publikum wenig verbreitet. Seine beiden Bücher: „Ueber die

provençalische Poesie" und „Leben und Werke der Troubadours" sind bahnbrechend und erschöpfend auf diesem Gebiet und zugleich fesselnd in der Darstellung, wie auch die eingeschalteten Uebersetzungen schwerlich übertroffen werden können.

In Christian Lassen, bei dem ich Sanskrit hörte und den ich auch persönlich kennen lernte, trat mir eine seltsame Erscheinung entgegen. Er war ein Koloß von Gelehrsamkeit, wohl der größte Kenner des indischen Altertums, der je gelebt. Allein er fand sich mit seinem Studium und seinem Wissen im Kollegium und auf seinem Zimmer ab; sobald er deren Schwelle überschritten hatte, sprach er kein Wort über sein Fach oder sonstwie über wissenschaftliche Gegenstände, und Klatschgeschichten waren seine liebste Unterhaltung. Wohl ist es mir begreiflich, wie der Geist, von anstrengender Beschäftigung abgespannt, Erholung sucht; doch schon damals war mir unverständlich, wie Lassen diese in der Trivialität des gemeinen Lebens, statt in Spaziergängen und im Naturgenuß suchen mochte.

Die mir interessanteste Bekanntschaft, welche ich unter den Bonner Professoren machte, war diejenige August Wilhelms von Schlegel. Ich hatte ihm ein Schreiben zu übergeben, das mir sein Haus und, wie es schien, auch sein Herz öffnete, denn er war äußerst zuvorkommend gegen mich. Unter den damals lebenden Schriftstellern war wohl keiner, für den ich einen größeren Respekt hegte, und ich bin noch heute der Meinung, daß er nicht bloß wegen seiner Uebersetzungen, sondern auch wegen seiner selbständigen Schriften einen Ehrenplatz in unserer Literatur verdient. Nur Wenige haben deutsche Prosa mit gleicher Eleganz geschrieben, und sein Werk über dramatische Literatur und Kunst, sowie seine vielfachen sonstigen Aufsätze zeichnen sich vor fast allen den zahllosen Schriften, die später auf diesem Gebiete erschienen sind, dadurch aus, daß ihr Verfasser wirklich poetischen Sinn besaß und mit ihm in die Dichtwerke eindrang, die er besprach.

Damals hatte er sich ganz auf das Gebiet der Sanskrit-Gelehrsamkeit zurückgezogen und nur noch einmal durch seine köstlichen Epigramme, die neben denen von Grillparzer vielleicht die besten in unserer Literatur sind, in weiteren Kreisen von sich reden gemacht. — Es wird wohl ausnahmslos geschehen, daß wenn man sich viel mit einem Schriftsteller beschäftigt hat und ihn nun persönlich kennen lernt, man denselben in Wirklichkeit sehr verschieden von dem Bild findet, das man sich im Geiste von ihm entworfen. Viele stellen sich vor, ein Autor müsse sich im Leben ebenso geben, wie er sich in seinen Werken zeigt, er müsse seine Kenntnisse, seinen Witz, seine Beredsamkeit gleichermaßen in der mündlichen Unterhaltung entfalten, wie in seinen Schriften. Nun findet aber dies mehrenteils durchaus nicht statt; Dichter, die uns durch die Wärme ihrer Empfindung, durch den Schwung ihrer Phantasie rühren und entzücken, sind im Leben kalt und trocken. Gelehrte, die eine Fülle von Kenntnissen besitzen und auch nicht der Gabe ermangeln, sie schriftlich darzulegen, erscheinen im Gespräch oft als triviale Alltagsmenschen oder sind in sich versunken und stottern bei jedem Wort. Das letztere war nun freilich bei Schlegel durchaus nicht der Fall. Er sprach fließend und gewählt, so daß man seine Rede hätte nachschreiben und sogleich in die Druckerei geben können; allein im übrigen fand ich ihn völlig anders, als ich gedacht hatte, und ich war besonders darüber enttäuscht, daß er gar nicht von literarischen Gegenständen sprechen wollte. Er blieb sich hierin auch später gleich, als ich etwa zehn Jahre nachher, kurz vor seinem Tode, wieder auf einige Zeit nach Bonn kam und ihn von neuem besuchte. Ich war begierig, mich über das Drama mit Demjenigen zu unterhalten, der in seinen Vorlesungen dies Thema so herrlich behandelt hatte. Indessen Schlegel ging hierauf kaum ein; es machte beinahe den Eindruck, als schäme er sich seines Schriftstellertums. Er wollte

durchaus ein Staatsmann, ein Diplomat, ein Politiker von Einfluß gewesen sein. Obgleich er nur eine untergeordnete Stellung als Sekretär des Kronprinzen von Schweden eingenommen hatte, sprach er doch so, als hätten seine Ratschläge die größte Einwirkung auf die Gestaltung der Verhältnisse Europas gehabt, und ich mußte hierüber innerlich lachen, da ich jene Verhältnisse keineswegs für so glänzend hielt, daß man auf ihre Urheberschaft hätte stolz sein können; ich war froh, wenn Schlegel von diesem Gegenstande abbrach und wenigstens von Coppet am Genfersee erzählte, wo er längere Zeit bei Frau von Staël geweilt hatte und auch mit Lord Byron zusammengetroffen war. Von letzterem als Dichter wollte er nichts wissen; er sprach von ihm als einem bloßen Rhetoriker und Phrasenmacher, ungefähr wie noch heute manche Deutsche über Victor Hugo urteilen. Es ging ihm in dieser Hinsicht wie so vielen, welche die Literatur mit den Produktionen für abgeschlossen halten, die in der ersten Hälfte ihres Lebens erschienen sind, und für Späteres keinen Sinn mehr haben. — Wie wunderbar sind übrigens doch die Eigenheiten ausgezeichneter Männer! Jeder Einsichtige erkannte Schlegel den Ruhm eines großen Gelehrten, Uebersetzers und Schriftstellers zu; er aber verschmähte diesen, mochte lieber als ein feiner Weltmann und Salonheld, als Freund von Herzögen und Fürsten gelten, und war stolzer auf seine Titel und Orden, als auf seine Uebersetzung des Shakespeare. Dies mußte um so auffallender erscheinen, als die Mächtigen der Erde seine Verdienste eigentlich nur karg anerkannt hatten und den fast achtzigjährigen August Wilhelm v. Schlegel genug ausgezeichnet zu haben glaubten, wenn sie ihm eine kleine Dekoration verliehen, die sie aus dem nichtigsten Anlasse auch einem Kammerjunker oder Gesandtschaftsattaché erteilten.

Sechstes Kapitel.

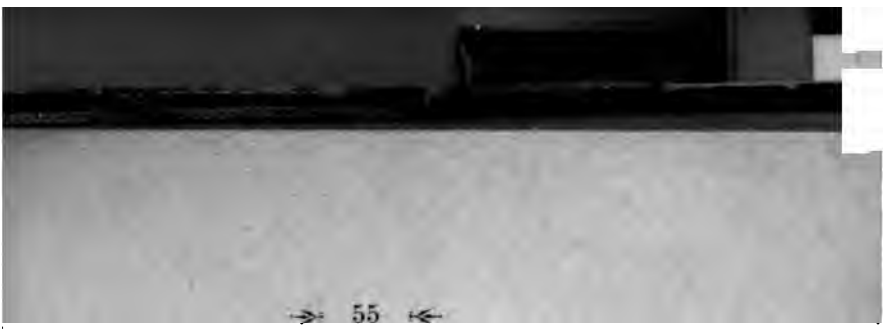
Reiſe nach Paris. — Ludwig Börne. — Krankheit. — Wanderung durch Schwaben. — Juſt. Kerner. — Der Hohenſtaufen. — Hölderlin. — Heidelberg. — Thibaut.

Nach dem Schluſſe meines zweiten Semeſters trat ich in den langen Herbſtferien eine Reiſe an, die mich, wenn die politiſchen Bewegungen auf der Halbinſel es irgend erlauben würden, nach Spanien führen ſollte. Ueber Brüſſel gelangte ich nach Paris, und man kann ſich denken, wie gewaltig mir die Weltſtadt imponirte. Nachdem ich am erſten Tage deren Hauptſtraßen und Plätze durchſtreift, benützte ich den Morgen des zweiten, um einen Beſuch zu machen, der mir ſehr wichtig war; er galt Ludwig Börne, für welchen ich mir einen Brief aus Frankfurt hatte ſchicken laſſen. Börnes Name füllte damals alle deutſchen Zeitungen, und ſeine Briefe aus Paris, von denen verſchiedene Serien erſchienen, wurden, obgleich ſtrengſtens verboten, eifrig in Deutſchland geleſen. Da mir der ſcharfe, in ihnen über die deutſchen Zuſtände ergoſſene Spott ungemein zuſagte, wollte ich nicht in Paris ſein, ohne den Urheber ſo ſchneidender, und doch offenbar aus einem warmen Gemüt hervorgegangener Sarkasmen kennen zu lernen. Er empfing mich entgegenkommend und richtete, als er hörte, ich ſei eben aus Deutſchland eingetroffen, ſogleich Fragen an mich, die durch den anſcheinenden Ernſt, mit dem er ſie that, um ſo komiſcher wirkten. Er fragte, ob die Herzöge von Anhalt-Cöthen, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Deſſau noch feſt auf

ihrem Thron ſäßen, ob es wahr ſei, daß in Reuß-Schleiz-Greiz eine gefährliche Verſchwörung entdeckt worden ſei; dann klagte er über die deutſche Geographie: wenn er auch hundert Jahre alt werden ſollte, würde er es doch nie dahin bringen, ſie zu lernen oder alle die buntfarbigen Grenzen der verſchiedenen Länder auf den Landkarten zu entwirren; wenn es ihm aber gar zugemutet werden ſollte, nach Bückeburg zu reiſen, ſo würde er in Verzweiflung geraten und eher den Weg nach Timbuktu finden, als dorthin. Um mir eine Artigkeit zu erweiſen, ſchlug er mir dann vor, mit ihm nach dem Père Lachaise zu fahren, wo er mir die ſchönſte Ausſicht auf Paris zeigen wolle. Ich nahm das Anerbieten dankbar an und brachte mehrere Stunden mit dem bereits alternden und, wie es ſchien, ſchwächlichen Manne zu, indem wir zwiſchen den Gräbern des Friedhofes auf und nieder wandelten. Es war ein ſchöner ſonniger Herbſttag; doch viele gelbe Blätter rauſchten ſchon zu unſeren Füßen oder ſanken von den Zweigen der Bäume auf die Grabmonumente nieder. Nach und nach ging Börnes Unmut in eine weichere Stimmung über, und er klagte in ergreifenden Worten über das politiſche Elend in Deutſchland, über deſſen Ohnmacht nach außen, über die Unterdrückung aller Freiheit im Innern durch die Großmächte, über die Erbärmlichkeit der Kleinſtaaterei und die Servilität des Beamtentums. Er ſprach geradezu aus, daß er eine Beſſerung nur durch eine Revolution für möglich erachte. Was er ſagte, kam ihm ſicher aus tiefſtem Herzen, und ich hielt ihm ſelbſt die Hinneigung zu den Franzoſen, die er äußerte, zu gute, obgleich ich in dieſer Rückſicht ganz verſchieden von ihm dachte und fühlte. Wohl konnte ich mir vorſtellen, wie er, den in Frankfurt erduldeten Plackereien und der deutſchen Miſère entronnen, welche er dort in nächſter Nähe mit angeſehen, bei dem fremden Volke freier aufatmete. War doch hier das Joch der Reſtauration abgeſchüttelt, das bei uns noch ſchwer auf

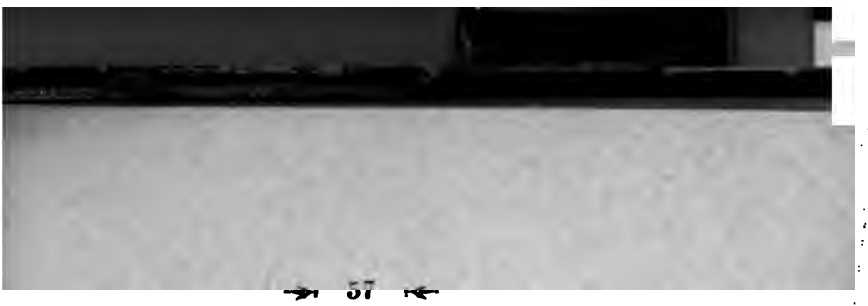
allen Verhältniſſen laſtete! Ich bereute es nie, Börne aufgeſucht zu haben, und bewahre ihm als Menſchen ein liebevolles Andenken, wie ich ihn als Schriftſteller hochachte. Sein glänzender Witz war nicht bloß ein blendendes Feuerwerk zur Unterhaltung, ſondern ruhte auf der Grundlage tiefen Ernſtes und ethiſcher Ueberzeugung. Er darf daher nicht in die Reihe der Autoren geſtellt werden, die mit dem Tage vergehen, ſondern verdient, einen bleibenden Platz in unſerer Literatur zu behaupten, wie etwa Lichtenberg, dem er an Geiſt nicht nachſteht, während er ihn an Wärme des Gefühls übertrifft. Einiges von ihm, wie ſeine Denkrede auf Jean Paul, ſcheint mir wahrhaft klaſſiſch zu ſein.

Schon bei dem erwähnten Spaziergange auf dem Père Lachaise fühlte ich mich unwohl. Trotzdem ſetzte ich meine Wanderung durch Paris fort; allein am folgenden Tage ſtellte es ſich heraus, daß eine ernſte Krankheit im Anzuge ſei. Ich ſank auf das Siechbett; ein hitziges Fieber raubte mir bald die Beſinnung. Doch wurde ich von meinem Freunde Toynbee, der jetzt ſeine Studien in Paris fortſetzte, mit wahrer Aufopferung gepflegt und zuletzt von meinem Vater, der an mein Krankenbett geeilt war, nach Frankfurt zurückgebracht. Hier konnte ich mich lange gar nicht darüber tröſten, meine projektirte weitere Reiſe ſo geſcheitert zu ſehen. Oft ſtieg ich in das oberſte Stockwerk meines elterlichen Hauſes am Untermain-Quai und ſpähte mit ſehnſuchtsvollen Blicken in die Ferne, wo der dämmernde Melibocus mir als Meilenſtein auf dem Wege nach Süden erſchien. Inzwiſchen war beſtimmt, daß ich im Spätherbſt die Univerſität Heidelberg beziehen ſollte. Bis dahin verbrachte ich die Zeit in der mir lieben Mainſtadt teils mit kleineren Ausflügen in den nahen Taunus, der an ſchönen Sommerabenden, von Frankfurt aus geſehen, einen kaum minder reizenden Anblick darbietet, als die Albanerberge von Rom aus, teils in angenehmem geſelligem Umgange. Es



könnte Niemand intereſſiren, wenn ich hier der jungen Männer gedenken wollte, an die ich mich in Freundſchaft anſchloß, oder der jungen Damen, für die wohl eine flüchtige Neigung in mir erwachte, oder der edlen Frauen, denen ich mich nähern durfte. Sie alle ſind nun gealtert oder ſchon dahingegangen, ohne in weitern Kreiſen eine Erinnerung auf Erden zurück zu laſſen. Zwar bin ich der Meinung, daß manche durch den Segen, den ſie um ſich verbreiten, durch die Wohlthaten, die ſie anderen erweiſen, durch die würdigen Geſinnungen, die ſie ſolchen mitteilen, ſich größere Verdienſte um die Menſchheit erwerben, als andere, welche auf dem lauten Markt eine bisweilen ſehr wenig verdiente Berühmtheit erlangen. Aber derjenige, welcher ein ſolches ſegensreiches Wirken aus ſeiner Verborgenheit an die Oeffentlichkeit ziehen möchte, würde wenig im Sinne derer handeln, die ihre Tugend am liebſten im geheimen entfalten, wie die wilde Frühlingsblume am angenehmſten in der abgelegenen Gebirgsſchlucht duftet. So ſchweige ich denn in dieſen Erinnerungen von ſo manchen Trefflichen, mit denen mich das Leben zuſammengeführt hat, um meiſtens nur von Männern zu reden, die als Politiker, Gelehrte oder Künſtler die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich gezogen haben. Mehrfach kam ich ſchon in früheren Jahren mit dem Stadtbibliothekar Böhmer zuſammen, bekannt und höchſt verdient durch ſeine Forſchungen auf dem Gebiet der deutſchen Kaiſergeſchichte. Er war in hohem Grade das, was man ein Original nennt, und von einer ſo einſeitig dem Mittelalter zugewendeten Geiſtesrichtung, daß er für die Erſcheinungen unſeres Jahrhunderts kaum irgend ein Intereſſe hatte; oft äußerte er, daß er es beklage, nicht im Zeitalter der Hohenſtaufen zur Welt gekommen zu ſein. Obgleich im Beſitze eines beträchtlichen Vermögens, lebte er doch einfach wie ein armer Student und heizte ſein kleines Wohnzimmer ſelbſt, wohl weniger aus Sparſamkeit, als damit er nicht bei ſeiner

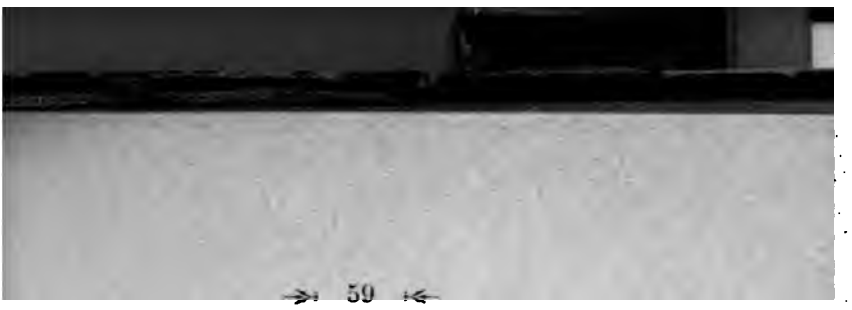
Arbeit gestört würde. Einen großen Teil seiner Geldmittel verwandte er für die Studien, denen er sein Leben widmete, indem er an den verschiedenen europäischen Bibliotheken Gelehrte besoldete, um aus alten Chroniken geschichtliche Notizen für ihn zu sammeln. Wenn er auf solchem Wege sichere Nachricht erhielt, an einem bestimmten Datum sei der oder jener deutsche Kaiser in der oder jener deutschen Stadt eingetroffen, so war das ein Festtag für ihn. Im Leben war Böhmer harmlos wie ein Kind; mit mir hatte er schon Bekanntschaft angeknüpft, als ich noch Gymnasiast war und bisweilen die Bibliothek besuchte, um dort Bücher nachzuschlagen. Da diese meistens Werke waren, welche noch nie ein junger, kaum dem Knabenalter entwachsener Mensch verlangt hatte, ward er aufmerksam auf mich, knüpfte ein Gespräch mit mir an und lud mich bald ein, ihn am Abend zu besuchen, wo er mir Wein vorsetzen wollte, der auf einem ihm gehörigen Weinberg am Rhein gekeltert sei. Ich ließ mir dieses nicht zweimal sagen und brachte auch noch später mehrfach den Abend bei ihm zu, wo das Gespräch durch den trefflichen Rebensaft, den er mir bot, belebt wurde. Böhmer hatte mehrere Jahre in Italien verbracht und viele Kupferstiche nach alten Gemälden, Stadtpläne und so weiter von dort heimgenommen. Dieses Land bildete daher das Hauptthema unserer Unterhaltung. Seiner ganzen Geistesrichtung gemäß war auch sein Interesse für dasselbe ein einseitiges, und man konnte ihn in der Hinsicht einen Antipoden Goethes nennen. Denn wie letzterer nur Sinn für die Denkmale des Altertums und der Renaissancezeit hatte, dagegen die Kirche des heiligen Franz in Assisi keines Blickes würdigte, so waren dem Frankfurter Stadtbibliothekar nur die Monumente des Mittelalters von Wichtigkeit. Einen besonderen Haß hatte er gegen die Bauten des Palladio, sowie gegen die Peterskirche, und er sagte von den vielen, der letzteren nachgeahmten Kirchen, sie seien verpetert. Auch den Basilikenstil



konnte er nicht leiden; als von der im Bau befindlichen Bonifaziuskirche die Rede war, äußerte er, nun wolle man München auch noch verbaseln. Der gothische oder vielmehr germanische Stil war der einzige, den er gelten ließ. Wenn er von den Römerzügen der deutschen Kaiser oder den Kämpfen Barbarossas mit der lombardischen Liga sprach, schien er mir ein Ghibelline jener Zeit zu sein, so lebhaft nahm er Partei gegen die Italiener, während ich trotz allen Nationalgefühls meine Sympathie für die Republikaner nicht unterdrücken konnte.

Ein anderer beachtenswerter Mann, mit dem mich Verhältnisse, die ich nicht weiter darlegen will, schon seit Jahren zusammengeführt hatten, war der Bürgermeister Johann Friedrich von Meyer. Er stand schon in so hohen Jahren, daß er mein Großvater hätte sein können; aber ich hatte bereits als Knabe sein lebhaftes Interesse erweckt, und er suchte Einfluß auf meine Geistesrichtung zu gewinnen, wogegen ich mich indes spröde verhielt. Streng orthodoxer Protestant, hatte er seine Thätigkeit neben den Angelegenheiten seiner Vaterstadt hauptsächlich einer neuen Uebersetzung sämmtlicher Schriften des alten und neuen Testaments gewidmet. Mit seiner religiösen Gläubigkeit verband er jedoch einen Hang zum Mystizismus, wie er keineswegs von allen Orthodoxen gebilligt wird, und gab in diesem Sinne ein umfangreiches Werk: „Die Blätter für höhere Wahrheit", heraus. Tief weihte er mich nicht in die Geheimnisse seines Sehertums ein; doch erinnere ich mich, daß er mir einmal sagte, die altgriechischen Orakelsprüche zu Delphi seien der Pythia von Dämonen eingeflüstert worden, und die bekannte Kartenlegerin Lenormand, welche dem Napoleon sein Schicksal auf St. Helena vorausgesagt, habe ihre Wahrsagekunst einer Seelenverschreibung an den Teufel zu danken gehabt. Solche Aeußerungen waren nicht angethan, mich zu dem alten Herrn, den ich übrigens mit Ehrfurcht betrachtete, hinzuziehen; allein als ich mich anschickte, vor meiner

Ueberſiedlung nach Heidelberg noch eine kleine Exkurſion in das Schwabenland zu machen, nahm ich es mit Dank an, daß er mir einen Brief an Juſtinus Kerner mitgab. Der Herbſt, von dem ich hier rede, ſteht noch in leuchtendem Glanze vor meiner Erinnerung. Es war ein wahrer indiſcher Sommer, und der Himmel ſtrahlte ſo tiefblau über der Erde wie ſonſt nur unter den Tropen. Auf allen Hügeln, auch bei Frankfurt, wo ſonſt eben kein vorzüglicher Wein wächſt, waren die Trauben reichlich gediehen, und die Weinleſe erfüllte Höhen und Thäler mit jubelnden Scharen. Nach altem Brauch drückte ſich die herrſchende Freude in Flintenſchüſſen aus, die den ganzen Tag hindurch knallten, und Abends ſtiegen Raketen auf. In Weinsberg wurde ich von dem ſeelenguten und äußerſt gaſtfreien Juſtinus Kerner mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, und wenn ich ſeinen Aufforderungen nachgekommen wäre, hätte ich meinen Aufenthalt auf mehrere Wochen ausdehnen müſſen; ich fühlte mich indes etwas beklommen in der Nähe des trefflichen Mannes und auf dem Schauplatze jener Wunder des Somnambulismus, die damals nach dem Erſcheinen der Seherin von Prevorſt ſo viel von ſich reden machten. Zwar war ich, wie ich es heute noch bin, weit entfernt, die Thatſache des Hellſehens zu leugnen; hat doch Schopenhauer geſagt, nur Unwiſſenheit und abſichtliches Ignoriren von feſtſtehenden Fakten könne dieſes thun. Mir hatten ſogar zwei zuverläſſige Freunde von höchſt merkwürdigen Vorgängen berichtet, deren Zeugen ſie im J. Kerner'ſchen Hauſe geweſen; indeſſen widerſtrebte mir auf das lebhafteſte die Art und Weiſe, in welcher hier religiöſes Kapital, und zwar zu Gunſten der lutheriſchen Konfeſſion, aus den Viſionen der Somnambüle geſchlagen wurde. Um die Verkehrtheit hiervon klar zu machen, ſind genug Berichte über Seher und Seherinnen, welche anderen Glaubensbekenntniſſen angehörten, vorhanden; aus dieſen Aufzeichnungen geht bis zur Evidenz hervor, daß



alle solche Gesichte durchaus subjektiv gefärbt sind und nichts für irgend eine Glaubenslehre beweisen. Denn die katholischen Somnambülen, deren auch in unserer Zeit mehrere großes Aufsehen erregt haben, reden ebenso aus den Anschauungen ihrer Kirche heraus, wie die protestantischen in denen der augsburgischen Konfession befangen sind. Ja in dem Leben der muhammedanischen Heiligen findet sich vieles, was in das Gebiet der Hellseherei gehört und, wenn dergleichen als Offenbarung anzusehen wäre, als Zeugnis für die Wahrheit des Korans gelten müßte. — Glücklicherweise merkte Kerner bald, daß es mir nicht darum zu thun sei, in die Mysterien von Prevorst eingeweiht zu werden, sondern daß mich die Neigung zu ihm, dem Dichter, in sein Haus geführt habe. So wurde mir denn nicht zugemutet, Zeuge von dem Hineinragen einer anderen Welt in die unserige zu sein; aber ich hatte die Freude, die Seele des Sängers so mancher schönen Lieder, die ich seit meiner Kindheit im Gedächtnisse trug, sich in seinen Augen spiegeln zu sehen. Wer würde nicht alles darum geben, den Schriftstellern und Dichtern vergangener Zeiten in das Angesicht zu blicken? Oft habe ich bei mir gedacht, eine der größten Freuden, die mir das Leben bieten könnte, würde es sein, wenn ich Aeschylus, Cervantes oder auch Shakespeare, wenn ich Alcäus oder Archilochos, deren wenige uns erhaltene Bruchstücke mich schon mit Liebe zu ihnen, wie mit Sehnsucht nach ihren verlorenen Werken erfüllten, persönlich kennen lernen dürfte. In stillen Nächten glaubte ich fernher ihre leisen Schritte zu hören; aber sie verhallten wiederum in der Finsternis und ließen mir das Verlangen ungestillt zurück. Noch immer ist es mir ein schmerzliches Gefühl, wenn ich denke, daß ich Goethe, der noch lebte, als ich in meinen ersten Jünglingsjahren stand, nicht gesehen habe. Seitdem hatte ich den Drang, dies in Bezug auf die Lebenden, die mir durch ihre Werke teuer waren, nicht zu versäumen. Mit großen Dichtern

kann nun freilich Kerner durchaus nicht auf eine Linie gestellt werden, er tritt selbst hinter Uhland zurück. Allein einige seiner Lieder sind von einer zum Herzen dringenden Innigkeit der Empfindung, so daß sie verdienen, nicht unterzugehen. Sie, sowie diejenigen seines größeren schwäbischen Sangesgenossen, begleiteten mich, nachdem ich Weinsberg und meinen urgemütlichen Wirt verlassen hatte, auf meiner Wanderung durch das Schwabenland. Vielleicht erschienen mir durch sie die anmutigen Thäler und Hügel schöner, als sie in Wirklichkeit sind. Die schwäbische Dichterschule war damals in ganz Deutschland berühmt, und wie sich ein junger Mann nicht leicht der um ihn herrschenden Zeitströmung entzieht, stand auch ich unter dem Banne der vielverbreiteten Meinung, welche die schwäbische Alb als das eigentliche Heimatland der Poesie ansah. Der Ausruf Uhlands: „Singe wem Gesang gegeben" hatte zündend gewirkt, und es schallte auf allen Zweigen. Jeder Tübinger Stiftler, jeder Dorfschulmeister und Rechtspraktikant mischte sich in den Chor der Sänger und pfiff sein Liedlein in der Weise des Herrn Karl Mayer, dessen Gedichtsammlungen eine Reihe von Auflagen erlebt haben. Wenn dieser seinen Abendspaziergang machte und sich eine Mücke auf seine Nase setzte, so gab das jedesmal ein Gedicht, und seine Verehrer priesen die Tiefe des Naturgefühls, die in demselben walte. Da es nun nicht so gar schwer war, dergleichen Reimereien zu verfertigen, so fand er Nachahmer in Hülle und Fülle. Wenn ich nebst vielen anderen damals in dieser Menge von Dichterlingen, die sich im Württembergischen laut machte, das Zeichen einer Blüte der Poesie sah und fast jeden Dorfjungen als künftigen großen Lyriker mit Ehrfurcht betrachtete, so bin ich jetzt völlig anderer Meinung. Die Dichtkunst steht nicht dort im Flor, wo sich sehr viele ihr widmen, sonst müßte sie bei den Arabern und Persern, wo fast jedermann Gedichte macht, mehr geblüht haben als in Europa; vielmehr sind in

dieſer Hinſicht nur die Leiſtungen einiger ausgezeichneten Sänger entſcheidend. Zu dieſen aber gehört im Schwabenlande neben Uhland und Mörike, von dem ich ſpäter noch reden werde, beſonders Kerner. Goethe hat von dem ganzen Dichterkreiſe, der ſich um den erſtern gruppirt, geſagt, etwas Weltgeſchickbezwingendes ſei aus ihm nicht hervorgegangen. Dies iſt wahr und man darf deshalb die Genannten nicht überſchätzen. Aber auch ohne in die Reihe der großen Dichter zu gehören, kann man Achtbares geleiſtet haben, und wir wollen uns den Genuß an den Werken unſerer Drei, zu denen vielleicht noch einzelnes von Anderen hinzukommt, nicht durch den Gedanken verkümmern laſſen, daß ſie die höchſte Palme in der Poeſie nicht erreicht, ja ſelbſt nicht einmal um ſie gerungen haben. Vielleicht von Uhland könnte man behaupten, daß er in einigen ſeiner Balladen hiervon eine Ausnahme gemacht.

Auf meinem ganzen Pilgergang durch Schwaben begleitete mich die Erinnerung an die Hohenſtaufen. Bloß des Namens wegen beſuchte ich das ein paar Stunden von Stuttgart belegene Städtchen Waiblingen, indem ich glaubte, von ihm rühre die Benennung der Waiblinger oder Ghibellinen her, welche lange über ganz Europa als Parteiruf und zuletzt von ſolchen gebraucht wurde, die wohl gar nicht mehr wußten, daß ſie urſprünglich die Anhänger der Hohenſtaufen bezeichnete. Erſt ſpäter erfuhr ich, das von mir beſuchte Waiblingen ſei gar nicht das richtige, ſondern letzteres liege am Kocher im Jaxtkreiſe, auf dem Hart- oder Härdtfelde. Von Göppingen aus beſtieg ich an einem ſchönen Herbſtmorgen den Hohenſtaufen und brachte einen großen Teil des Tages auf dem Scheitel des Berges zu, auf dem die Stammburg des ſtolzen Kaiſergeſchlechts geſtanden, wo aber jetzt nur noch geringe Ueberreſte des alten Schloſſes vorhanden ſind. Ich ſuchte die größte Periode Deutſchlands unter Friedrich Barbaroſſa und Friedrich II. vor meinem Geiſte heraufzubeſchwören und ließ

meine Gedanken über ihr Reich vom Strande der Nordsee bis an die Südküste von Sizilien, ja nach Syrien und Kleinasien gleiten, wo die gewaltigen Kaiser den Nacken der moslimischen Fürsten gebeugt. Seitdem sind nicht viel mehr als sechs Jahrhunderte verschwunden, das heißt kaum eine Spanne im Vergleich zu der Zeit, die schon auf Erden gewesen ist. Allein die ganze Welt von damals ist wie versunken; die Fluten haben sich über sie hin gewälzt und bloß noch hie und da ragen einzelne Trümmer aus ihnen herein in die Gegenwart. Während die Ruinen, auf deren zerbröckelndem Gestein ich saß, mir als ein Symbol des Untergangs jener Epoche der deutschen Geschichte erschienen, ward ich mir lebhaft der Relativität der Zeit bewußt; denn ich sagte mir, das griechische Altertum, das durch einen fast dreimal so großen Zeitraum von uns getrennt ist, liege unserem Geiste weit näher als unser eigenes Mittelalter. In jenem wurzelt unsere ganze Bildung und aus ihm haben wir das Mark unserer Weisheit und des Schönen gesogen, Athen ist die Geistesheimat, zu der wir aus der Flachheit des heutigen Lebens zurückflüchten, und es war ein höchst thörichtes und glücklicherweise auch sehr vergebliches Beginnen, wenn die Romantiker der deutschen Jugend, anstatt des Homer, die Nibelungen oder den Iwein als Geistesnahrung bieten wollten. Obgleich ich diese Ueberzeugung schon sehr früh gewonnen, hat dennoch die Hohenstaufenzeit immer eine große Fascination auf meine Phantasie geübt; und das war in den Tagen der politischen Ohnmacht Deutschlands, von denen ich rede, noch mehr bei mir der Fall als später. Gegen die Erniedrigung des Vaterlandes gehalten, erschien mir die Größe und Macht von Barbarossas Lande in einem traumhaften Glanz. Vor allem staunte ich zu der mächtigen Gestalt Friedrich's II. auf, und die Bewunderung für diesen größten Herrscher aller Zeiten, der in seiner Geistesfreiheit noch den Fürsten von heute vorleuchten sollte, ist mir immer geblieben.

Nach Tübingen lockte mich beſonders der Wunſch, Friedrich Hölderlin zu ſehen. Zwar wußte ich, daß ich nur noch eine Ruine erblicken würde; denn der Dichter war damals ſchon ſeit etwa dreißig Jahren rettungslos dem Irrſinn verfallen. Aber ſelbſt vor dieſer Ruine würde ich in wehmütiger Andacht geſtanden haben, wie vor der eines griechiſchen Tempels. Ich begab mich in das Haus des Tiſchlers, das er bewohnte; allein mir wurde dort ſogleich geſagt, es ſei an jenem Tage unmöglich, mir Einlaß zu dem Unglücklichen zu gewähren, da ſeit kurzem ein großer Schwächezuſtand bei ihm eingetreten. Schon in frühen Jahren habe ich einige Verſe geſchrieben, die ich hier einſchalten möchte, weil ſie zeigen, wie lebhaft ich von jeher die Unbill empfunden habe, welche Deutſchland an vielen ſeiner beſten Söhne geübt hat.

Drei Dichter.

Nächtlich aus ihrer Ruheſtatt
Steigen drei deutſche Dichter;
Klagend ſchaun ſie mich an und matt —
Blaſſe Totengeſichter.

Deutſche Mutter, wie warſt du ſo karg
Deinen Söhnen im Leben;
Nichts als die Wiege, den Gram und den Sarg
Haſt du den Edlen gegeben.

Dort den trauerverhüllten Geiſt,
Kennſt du ihn? gib mir Kunde!
Ueber der mächtigen Stirne weiſ't
Er die klaffende Wunde.

Kummer um dich, der ſein Leben geknickt,
Trieb ihn hinab zu den Toten;
Stärker, wie er dich wieder erblickt,
Rieſeln die Tropfen, die roten.

Und der zweite, die Locken zerrauft,
Weiß die Mär zu erzählen,
Wie du die eigenen Söhne verkauft
An die Mäkler der Seelen.

In den Wäldern des Westens voll Gram
Irrte der Fremdling verloren;
Selbst den Wilden verschwieg er vor Scham,
Welches Land ihn geboren.

Und der dritte mit starrem Blick,
Aber den Zügen der Griechen,
Stammelt verstört: Warum, o Geschick,
Mußt' ich in Deutschland siechen?

Schon in der Wiege traf ihn der Fluch,
Der sich am Jüngling erfüllte,
Bis mit des Wahnsinns Schleiertuch
Mild ihn der Himmel umhüllte.

Das sind die Drei, die im Trauerchor
Nächtlich den Reigen schlingen.
Sage, wie tönt dir das Lied ins Ohr,
Mutter, das sie dir singen?

Deutsche Mutter, verbirg dein Gesicht!
Nicht mit marmornen Platten,
Und mit dem Lorbeer auf Gräbern nicht
Sühnst du die zürnenden Schatten.

Man wird sogleich Heinrich von Kleist, Seume und Hölderlin erkennen. Es könnte Wunder nehmen, daß ich Seume mit den beiden anderen zusammengestellt; er stand ihnen an poetischer Begabung gewiß weit nach. Aber hätte er auch nichts geschrieben als die Strophen an Münchhausen: „Nimm diesen Gruß von mir an deinem Rheine," so müßte er ein wahrer, echter Dichter heißen. Unter einigermaßen günstigen Verhältnissen würde sicher sein Talent dem Vaterlande schöne Früchte geschenkt haben; doch sein Schicksal, wie er in die Hände

englischer Werber fiel, um nach Kanada geschleppt zu werden, wie er dann, zurückgekehrt, in Leipzig durch mühselige Arbeit als Korrektor in dortigen Druckereien sein Leben fristete, bis er mit gebrochenen Geistes- und Körperkräften in das Grab sank, war herzzerreißend. Mich erschüttert dies Geschick noch weit mehr, als dasjenige von Chatterton, welches Stoff zu Novellen und Dramen geboten hat. Ebensosehr oder, hinsichtlich des in ihm zu Grunde gegangenen Genius, in noch höherem Grade muß das Los Heinrichs von Kleist ein deutsches Gemüt mit Schmerz, sowie zugleich mit Scham und Unwillen erfüllen. Von ihm sagte Wieland, nachdem er ihn seinen später in einem Anfalle von Verzweiflung vernichteten „Robert Guiscard" hatte vorlesen hören, er verspreche im Trauerspiel jenes Höchste zu leisten, das auch Goethe und Schiller noch nicht erreicht. Er ging jedoch an der Teilnahmlosigkeit seiner Nation und an den unglücklichen Zeitverhältnissen früh zu Grunde. Ein einziges seiner Werke, „Das Käthchen von Heilbronn", hatte auf den Bühnen Erfolg, aber in einer Zerarbeitung, durch die es zu einem ordinären Ritterstück wurde. Nachdem das bittere Gefühl des Verkanntseins, verbunden mit materieller Not, ihn getrieben, seinem Leben ein Ende zu machen, vergingen noch viele Dezennien, in denen wohl vereinzelt Einige auf die Werke des Dahingeschiedenen aufmerksam machten, die letzteren jedoch in weitere Kreise des Publikums nicht durchdrangen. Es ist noch nicht gar lange her, daß Tieck's Ausgabe von Kleist's Werken die einzige und zu herabgesetztem Preise zu erhalten war, und daß der „Prinz von Homburg" bei den sporadischen Aufführungen, die er auf dieser oder jener Bühne erlebte, entschiedene Mißerfolge hatte — eine hübsche Lehre für diejenigen, welche den Wert eines Stückes nach dem Beifall oder Mißfallen abmessen, mit dem dasselbe vom Publikum aufgenommen wird, oder die aus der Anzahl der Auflagen irgend einen Schluß auf den Gehalt eines Buches

ziehen. Jetzt ergreift uns Groll über das Unrecht, das mindestens zwei Generationen an Heinrich von Kleist verübt haben; leider indes sind neuerdings alle Anzeichen vorhanden, daß dieses Beispiel nicht dazu dienen wird, deutsche Dichter, welche wirklich einen solchen Namen verdienen, vor ähnlichem Schicksale zu schützen. Die Konstellationen sind sogar seitdem in dieser Hinsicht vielleicht noch ungünstiger geworden. Denn früher hatte durch Goethe's, Schiller's und einiger anderer Werke sich doch Geschmack und Urteilskraft in der Nation verbreitet, welche jetzt, obgleich Jedermann die Klassiker im Munde führt, auf bedenkliche Weise im Rückgange begriffen sind. Auf der andern Seite aber wurden die „Klassiker" auch noch nicht, wie heute, als diejenigen hingestellt, mit denen die deutsche Poesie ihre Endschaft erreicht habe und nach denen überhaupt nichts Beachtenswertes mehr geleistet werden könne. Es war überhaupt jenes Unheil erst im Beginnen, das sich seitdem wie ein Mehltau auf die deutsche Literatur legt. Theorien und Doktrinen, anders geartet und doch mit denen Gottscheds von gleicher Bornirtheit, wie sie allerdings auch schon damals auf unseren Universitäten oder sonst von müßigen Köpfen ausgeheckt wurden, hatten ihren Weg noch nicht dermaßen wie gegenwärtig in die Tagesblätter und unter das große Publikum gefunden, um den natürlichen Sinn für das wahrhaft Schöne irre zu leiten. Man kann fast mit Sicherheit behaupten, daß die meisten derer, welche einen nach mehreren Menschenaltern der Nichtachtung und Verkennung jetzt endlich durchgedrungenen Dichter höchlich preisen, ein gleiches Talent, wenn es heute aufträte, keineswegs erkennen, vielmehr es entweder ganz außer Acht lassen oder beflissen sein würden, es mit Hilfe kleinlicher Krittelei, wie sie infolge jener Doktrinen Mode geworden ist, „totzuschlagen". — Noch früher als Kleist wurde Hölderlin von dem Verhängnisse ereilt, das leider nach dem Gesagten auch in Zukunft wahrscheinlich anderen Dichtern

unſeres Vaterlandes nicht erſpart bleiben wird. Als ich vor dem Fenſter der Stube ſtand, in der er wohnen ſollte, dachte ich der furchtbaren und zermalmenden Worte, die Hölderlin in ſeinem „Hyperion“ gegen die Deutſchen geſchleudert hat. Mir war, als laſtete auch auf meinem Haupte ein Teil der Schuld, die an dem Dichter, freilich ſchon zehn Jahre vor meiner Geburt, begangen worden war. Hölderlin's Unglück ſchien meiner geängſtigten Seele noch entſetzlicher als dasjenige Kleiſt's. Denn während dieſer mit einem heroiſchen Entſchluß dem undankbaren Vaterlande ſeine irdiſche Hülle hinwarf, um ſich befreit dem Chor der unſterblichen Sänger zu geſellen, mußte der ſchwäbiſche Dichter nun ſeit ſo lange ſeinen von Irrſinn umnachteten Geiſt in einem ſiechen Körper auf der Erde hinſchleppen. Und auch die Anerkennung, die Kleiſt, freilich erſt nach Menſchenaltern, gefunden, iſt Hölderlin in minderem Maße zu teil geworden. Allerdings iſt die Popularität eines Dichters in keiner Weiſe ein Kriterium für deſſen Bedeutung. Es erſcheint mir als ungeheuerliche Verirrung eines unſerer Aeſthetiker, wenn er ſagt, ſolange er ein Gedicht bloß gedruckt ſähe, wäre es ihm noch zweifelhaft, ob deſſen Verfaſſer ein echter Poet ſei; wenn er aber dasſelbe von einem Chor von Handwerksburſchen mit tiefer Empfindung ſingen höre, ſo ſchwinde ein ſolcher Zweifel definitiv. Das heißt denn doch ebenſoviel, als wenn man auch diejenigen Gemälde für die echten Kunſtwerke erklären wollte, welche an den Wänden der Wirtshausſtuben oder auf den Bierkrügen der Handwerker paradiren. Die Verbreitung oder Nichtverbreitung von Werken läßt keinen Schluß auf deren Wert oder Unwert thun; ſie iſt von unberechenbaren Umſtänden abhängig. Wenn die Gedichte Hölderlin's, die zu den ſchönſten in deutſcher Sprache gehören, nicht populär wurden, ſo liegt dieſes wohl daran, daß gerade die beſten von ihnen in antiken Versmaßen ſind. Auch Goethe's wundervollen Oden, wie Ganymed, Meine Göttin u. ſ. w., ſowie ſeinen Elegien iſt

die Form hinderlich, um populär zu werden. Hätte Hölderlin in den Metren gedichtet, die Schiller mehrenteils anwandte, so würde er vielleicht ebensosehr wie dieser in das Herz des Volkes gedrungen sein. Im Gegensatz zu der Behauptung, die man jetzt so vielfach hören muß, spreche ich es aus, daß gerade Schiller der populärste aller unserer Lyriker ist. Jeder Deutsche kennt seine Gedichte, sie sind durch alle Schichten der Nation verbreitet und leben in Aller Munde; und es erregt Verwunderung, wie dieser Thatsache gegenüber so vielfach die eigentlichen Liederdichter als die Lieblinge des Volkes bezeichnet werden. Das sangbare Lied ist nun freilich nicht die Gattung, zu der Schiller durch seine Geistesrichtung hingezogen wurde. Allein höchst verkehrt scheint es, ihn darum, weil das Schwungvolle und Gedankenreiche seine eigentliche Domäne ist, das heißt, weil er das höchste Gebiet der Lyrik kultivirt, einen Rhetoriker zu nennen. Besagtes Stichwort, mit dem jetzt so Viele gedankenlos um sich werfen und das eigentlich einen Prosaredner oder einen Versifex bezeichnet, der nur eine mit Floskeln aufgeputzte Prosa feil bietet, paßt gerade am allerwenigsten auf Schiller. Mögen immerhin die Urheber des heute in allen Ecken und Winkeln von Deutschland ertönenden Singsangs auf die beiden herrlichen Schwaben Schiller und Hölderlin stolz hinabsehen und sich für echte Lyriker halten, weil in ihren Liedern keine Reflexion, das heißt keine Spur eines Gedankens vorhanden ist, so werden doch die volltönenden Gesänge jener noch in fernen Jahrhunderten fortleben. Dagegen möchten wohl nur äußerst wenige Stimmen aus dem Chor der Poeten, welche jetzt die Lyrik gepachtet zu haben glauben, selbst nur über diese Generation hinaus Hörer finden, und auch solche meist nur wegen der Kompositionen großer Meister, die sich ihrer Texte bemächtigt und letztere aus ihrer eigenen Seele mit einem höhern Inhalt erfüllt haben.

Es kann befremdlich erscheinen, daß ich mit meiner

Schwärmerei für Hölderlin noch Intereſſe für die Debatten der badiſchen Deputirtenkammer und Verehrung für deren hervorragende Mitglieder vereinigte. Dennoch war dies das einzige Motiv, das mich beſtimmte, meinen Rückweg über Karlsruhe zu nehmen. Dort wohnte ich einer Sitzung bei, in welcher nicht wichtige Verhandlungen ſtattfanden, in der aber K. Th. Welcker eine längere Rede hielt. Gerade der feindſelige und geringſchätzige Ton, mit welchem in den Kreiſen, in denen ich mich zu bewegen pflegte, von dieſem Manne und ſeinen Geſinnungsgenoſſen geſprochen wurde, bewirkte es vielleicht, daß meine Bewunderung über das Maß derjenigen, die ihm zukam, hinausging; aber ich kann nicht umhin, dieſen Männern noch heute bedeutende Verdienſte zuzuſchreiben. Denn ſie haben in einer der düſterſten Perioden deutſcher Geſchichte mit ſeltenem Mut und unermüdeter Beharrlichkeit die Rechte des Volkes verteidigt, die Freiheits- und Vaterlandsliebe in ihm geſchürt und ſein Nationalgefühl belebt. Und wenn ſpäter eine beſſere Aera für uns angebrochen iſt, ſo haben wir es ihnen zum Teil zu danken. Die Beredſamkeit Welckers erſchien mir als wahrhaft mächtig; ſie riß unwiderſtehlich mit ſich fort, weil ſie keine äußerlich prunkende war, ſondern aus innerem Herzen kam.

Zu Ende des Herbſtes bezog ich die Univerſität Heidelberg. Der Winter war auffallend mild, und ich verlebte mit einigen Freunden unvergeßliche Stunden auf dem Schloßberg und in der ganzen herrlichen Umgebung dieſer ſchönſten Univerſitätsſtadt Deutſchlands. Auch ſuchte ich mir einen geſchützten Platz unter den Ruinen aus, wo ich an ſonnigen Tagen noch ſpät im Herbſte und dann wieder im beginnenden Frühling ſaß, und an einem langen erzählenden Gedicht ſchrieb, das ſpäter ins Feuer wanderte. Schon damals übrigens begann ich nach literariſcher Auszeichnung zu trachten, hatte aber, wie auch noch ſpäter lange Zeit hindurch, große Scheu,

mit eigenen poetiſchen Leiſtungen vor die Oeffentlichkeit zu treten, und ich ſann daher nach, mit welchem andern Werke, das zugleich meinen Neigungen entſpräche, ich mir ein Verdienſt um die Literatur erwerben könnte. Hier ſchwebten mir einige umfangreiche Arbeiten vor, mit deren Vorbereitung ich mich denn auch zu beſchäftigen anfing. Die wichtigſte war eine Ueberſetzung des Firduſi, von deſſen Schahname ich in Paris ein gutes Manuſkript erworben hatte, das ich ſehr ſorgfältig ſtudirte. Das Verſtändnis desſelben koſtete mich zuerſt große Anſtrengung; allein nach und nach drang ich darin ein und gewann die Ueberzeugung, der alte Perſer ſei einer der größten Dichter, die je gelebt und weiche an Glut der Einbildungskraft, Tiefe der Empfindung und machtvoller Beherrſchung ſeines gewaltigen Stoffes keinem andern. Zugleich ſchien er mir dem germaniſchen Geiſte ſo verwandt zu ſein, unſerer Gefühlsweiſe ſo nahe zu ſtehen, daß ich glaubte, in angemeſſener Weiſe übertragen, werde er in allen deutſchen Herzen Anklang finden. Selbſt hätte ich mein halbes Leben ſolcher Beſchäftigung widmen müſſen, ſo hielt ich dieſe Zeit für gut verwendet. Ich begab mich daher ſogleich an die Arbeit und vollendete ſchon in Heidelberg ein paar Abſchnitte in dem nämlichen Versmaß, das ich nachher beibehielt, war indeſſen mit der Ausführung ſpäter ſo unzufrieden, daß ich das bereits Vollendete kaſſirte und die betreffenden Partien ganz von neuem überſetzte.

Mit meinen juriſtiſchen Studien wollte es nicht recht vorwärts gehen. Ich hörte Pandekten bei Thibaut; aber wie viele Mühe ich mir auch geben mochte, dem Gegenſtand ein Intereſſe abzugewinnen, es wollte mir nicht gelingen. Der alte Profeſſor ſelbſt, an den ich empfohlen war, gefiel mir in ſeiner Unterhaltung weit beſſer, als in ſeinem Vortrag auf dem Katheder. Er betrieb, wie er offen zur Schau trug, die Jurisprudenz nur mit Unluſt, und es war ein Ausſpruch

von ihm bekannt, er würde, wenn er nochmals zu leben hätte, lieber Musiker werden als Pandektist. Er hatte eine kleine Schrift: „Ueber die Reinheit der Tonkunst" geschrieben und veranstaltete hie und da Abendunterhaltungen in seinem Hause, bei welchen Vokalmusik der frühesten Zeit zur Aufführung kam. Die Richtung, welche er in der Tonkunst verfolgte, war ziemlich dieselbe, die ein paar Jahrzehnte lang auch in der Malerei von den talentvollsten deutschen Künstlern eingeschlagen und von maßgebenden Kunstschriftstellern als die einzig heilbringende empfohlen worden war. Wie die Overbeck, Veit, Führich nebst vielen Anderen, deren Namen jetzt schon verschollen sind, in den Gemälden der vorraphaelischen Zeit das Höchste erblickt, dagegen in den Werken der Blütezeit nur Verfall gesehen hatten, so glaubte Thibaut zu den Anfängen der Musik, zu den kirchlichen Kompositionen des Palästrina oder gar des Guido von Arezzo zurückgehen zu müssen, um die echte Tonkunst zu finden. Es begreift sich, daß in Zeiten der Verbildung tiefere Geister, abgestoßen von den hohlen, rein äußerlichen Produktionen der Periode, zu denjenigen früherer Epochen zurückkehren, deren Innigkeit des Gefühls sie anspricht, und in einseitiger Vorliebe nun so weit gehen, daß sie in dem Anfänglichen, ja Embryonischen etwas Höheres sehen, als in den vollendeten Kunstwerken. Solange Palästrina nur einem Meyerbeer, Giotto nur einem Kaulbach vorgezogen wird, läßt sich eben nicht viel dagegen einwenden. Wenn man nun jedoch weiter geht und einen Mozart oder Beethoven, einen Michel Angelo oder Tizian gegen Meister herabsetzen will, deren kindliche Kunst sie zur höchsten Höhe entwickelt haben, so beginnt doch die Abgeschmacktheit. Glücklicherweise sind übrigens derartige Ideen jetzt wohl ziemlich allgemein aufgegeben; nur in der Poesie spuken ähnliche Ansichten noch in vielen Köpfen. Dabei ist aber die Verwirrung der Begriffe noch ungleich größer. Nicht sowohl Erzeugnisse, die der beginnenden Kunst

mit eigenen poetischen Leistungen vor die Oeffentlichkeit zu treten, und ich sann daher nach, mit welchem andern Werke, das zugleich meinen Neigungen entspräche, ich mir ein Verdienst um die Literatur erwerben könnte. Hier schwebten mir einige umfangreiche Arbeiten vor, mit deren Vorbereitung ich mich denn auch zu beschäftigen anfing. Die wichtigste war eine Uebersetzung des Firdusi, von dessen Schahname ich in Paris ein gutes Manuskript erworben hatte, das ich sehr sorgfältig studirte. Das Verständnis desselben kostete mich zuerst große Anstrengung; allein nach und nach drang ich darin ein und gewann die Ueberzeugung, der alte Perser sei einer der größten Dichter, die je gelebt und weiche an Glut der Einbildungskraft, Tiefe der Empfindung und machtvoller Beherrschung seines gewaltigen Stoffes keinem andern. Zugleich schien er mir dem germanischen Geiste so verwandt zu sein, unserer Gefühlsweise so nahe zu stehen, daß ich glaubte, in angemessener Weise übertragen, werde er in allen deutschen Herzen Anklang finden. Selbst hätte ich mein halbes Leben solcher Beschäftigung widmen müssen, so hielt ich diese Zeit für gut verwendet. Ich begab mich daher sogleich an die Arbeit und vollendete schon in Heidelberg ein paar Abschnitte in dem nämlichen Versmaß, das ich nachher beibehielt, war indessen mit der Ausführung später so unzufrieden, daß ich das bereits Vollendete kassirte und die betreffenden Partien ganz von neuem übersetzte.

Mit meinen juristischen Studien wollte es nicht recht vorwärts gehen. Ich hörte Pandekten bei Thibaut; aber wie viele Mühe ich mir auch geben mochte, dem Gegenstand ein Interesse abzugewinnen, es wollte mir nicht gelingen. Der alte Professor selbst, an den ich empfohlen war, gefiel mir in seiner Unterhaltung weit besser, als in seinem Vortrag auf dem Katheder. Er betrieb, wie er offen zur Schau trug, die Jurisprudenz nur mit Unlust, und es war ein Ausspruch

von ihm bekannt, er würde, wenn er nochmals zu leben hätte, lieber Musiker werden als Pandektist. Er hatte eine kleine Schrift: „Ueber die Reinheit der Tonkunst" geschrieben und veranstaltete hie und da Abendunterhaltungen in seinem Hause, bei welchen Vokalmusik der frühesten Zeit zur Aufführung kam. Die Richtung, welche er in der Tonkunst verfolgte, war ziemlich dieselbe, die ein paar Jahrzehnte lang auch in der Malerei von den talentvollsten deutschen Künstlern eingeschlagen und von maßgebenden Kunstschriftstellern als die einzig heilbringende empfohlen worden war. Wie die Overbeck, Veit, Führich nebst vielen Anderen, deren Namen jetzt schon verschollen sind, in den Gemälden der vorraphaelischen Zeit das Höchste erblickt, dagegen in den Werken der Blütezeit nur Verfall gesehen hatten, so glaubte Thibaut zu den Anfängen der Musik, zu den kirchlichen Kompositionen des Palästrina oder gar des Guido von Arezzo zurückgehen zu müssen, um die echte Tonkunst zu finden. Es begreift sich, daß in Zeiten der Verbildung tiefere Geister, abgestoßen von den hohlen, rein äußerlichen Produktionen der Periode, zu denjenigen früherer Epochen zurückkehren, deren Innigkeit des Gefühls sie anspricht, und in einseitiger Vorliebe nun so weit gehen, daß sie in dem Anfänglichen, ja Embryonischen etwas Höheres sehen, als in den vollendeten Kunstwerken. Solange Palästrina nur einem Meyerbeer, Giotto nur einem Kaulbach vorgezogen wird, läßt sich eben nicht viel dagegen einwenden. Wenn man nun jedoch weiter geht und einen Mozart oder Beethoven, einen Michel Angelo oder Tizian gegen Meister herabsetzen will, deren kindliche Kunst sie zur höchsten Höhe entwickelt haben, so beginnt doch die Abgeschmacktheit. Glücklicherweise sind übrigens derartige Ideen jetzt wohl ziemlich allgemein aufgegeben; nur in der Poesie spuken ähnliche Ansichten noch in vielen Köpfen. Dabei ist aber die Verwirrung der Begriffe noch ungleich größer. Nicht sowohl Erzeugnisse, die der beginnenden Kunst

angehören, ſondern ſolche, die außerhalb aller Kunſt ſtehen und gleichſam Naturprodukte ſind, werden hier für das Höchſte erklärt, ja zur Nachahmung empfohlen. Unſtreitig finden ſich unter dieſen populären Poeſien einzelne, welche ihren Wert haben, und ich ſympathiſire mit Herder, wenn er auf die Volkslieder zurückging und ſie den Verſen eines Gottſched oder Ramler vorzog. Allein mir ſcheinen diejenigen völlig auf Irrwegen zu ſein, welche gegen ſolche Volkslieder die ihnen unermeßlich überlegenen Produkte der höheren Kunſtlyrik herabſetzen. Gerade ebenſo könnte man auch die mittelalterlichen Weihnachtsſpiele und Myſterien, die gleichfalls oft einen gewiſſen naiven Reiz haben, über die Werke der ausgebildeten dramatiſchen Kunſt ſtellen. Dergleichen Urteile ſind die ſchlimmſte Hinterlaſſenſchaft, welche die romantiſche Schule auf uns vererbt hat, und es iſt die höchſte Zeit, den deutſchen Parnaß davon rein zu fegen. Aber ich muß ſogleich hinzufügen, daß nur die Nachzügler der Romantik, die auch in den Reimereien der Meiſterſinger etwas Göttliches finden wollten, zu ähnlichen Verirrungen den Ton angegeben haben, nicht aber die wirklich geiſtvollen Häupter der Schule, Auguſt Wilhelm von Schlegel und Tieck.

Siebentes Kapitel.

Reise durch die Schweiz und Südfrankreich. — Wanderung in den Pyrenäen. — Cholera-Abenteuer in Oberitalien. — Rom. — Italien.

Im Frühjahr 1835 trat ich mit frohklopfendem Herzen eine größere Reise an, die der Arzt empfahl, da er richtig erkannte, daß die beständige Bewegung, welche das Reisen mit sich bringt, für meine Konstitution zuträglicher sei, als Brunnen- und Badekur. Während des Winters hatte ich noch immer an den Nachwehen der vorjährigen Krankheit gelitten; aber kaum wehten mir die erfrischenden Hauche der Alpen entgegen, kaum hatte ich einige Wanderungen durch das Berner Oberland gemacht, als ich eine bedeutende Kräftigung fühlte. Es ist ein unschätzbares Glück für die Bewohner der umliegenden Länder, in der Schweiz einen so leicht zu erreichenden Heilort zu besitzen, in dessen reinen Lüften und lebensprudelnden Quellen, ebenso wie in seinen unvergänglichen Naturschönheiten sie Leib und Seele von den Leiden und Sorgen des Alltagdaseins gesund baden können. Wir träumen oft von weitentlegenen Landstrichen fremder Weltteile, als ob sich dort erst die höchste Herrlichkeit vor uns erschlösse. Allein alle Reisenden bestätigen, daß in den Cordilleren wie im Himalaya, obgleich deren Gipfel so viel höher emporsteigen, keine Gegend zu finden sei, die an Großartigkeit die schönsten Punkte der Schweiz überträfe. Dazu ist es uns gegönnt, in diesem Lande die erhabensten Standpunkte mit verhältnismäßig leichter

Mühe zu erreichen, während die Gipfel der Hochgebirge Amerikas und Asiens sich nur mit ungeheurer Anstrengung erklimmen lassen. Und welchen unschätzbaren Vorzug bietet uns weiter dieses Helvetien als ein von allen seinen Nachbarn anerkanntes Asyl der Freiheit! Das trat in den Tagen, von denen hier die Rede ist, noch weit mehr hervor als gegenwärtig, wo auch die Nachbarländer sich glücklicherer Zustände erfreuen. Damals, als noch ein schwerer Druck auf Deutschland lastete, als Italien unter einem unerträglichen Despotismus seufzte, wie atmete man auf, wenn man die Schweizergrenze überschritten und alle die kleinlichen Plackereien hinter sich hatte, die bei uns auch das Leben des loyalsten Staatsbürgers verbitterten; wenn man nicht mehr zehnmal des Tages seinen Paß visiren lassen mußte, nicht ebenso oft an eine neue Zollgrenze kam und nichts mehr von dem „beschränkten Unterthanenverstande" reden hörte, sich auch nicht mehr sagen zu lassen brauchte: Ruhe sei die erste Bürgerpflicht. Vor allem diejenigen, die aus irgend einem Grunde das Mißfallen der Regierung auf sich gezogen hatten oder den Demagogenriechern verdächtig geworden waren, mit welchem Jubel betraten *sie* den Schweizerboden! Ich selbst war nun zwar kein Flüchtling, kam mir aber doch fast schon als ein solcher vor, da ich mir wohl bewußt war, im Herzen Gesinnungen und Ueberzeugungen zu hegen, die mich bei unvorsichtiger Aeußerung leicht vor eine Untersuchungskommission führen konnten. Nachdem ich die Berner Alpen in allen Richtungen durchschweift und inmitten ihrer kristallenen Paläste und Schneedome bis zu Höhen emporgeklommen war, wo ich nichts Lebendes mehr gewahrte, als einen einsam über mir kreisenden Adler; nachdem ich im Chamounithal von der Quelle des Arveyron aus den König der europäischen Berge in aller seiner Majestät dem werdenden Tage entgegenglänzen gesehen hatte, wandte ich mich nach dem Vierwaldstättersee, um hier die Wiege der Schweizerfreiheit und die Geburtsstätte

Wilhelm Tell's zu begrüßen. In jener Zeit lebte ich noch des naiven Glaubens, daß alle die in Bezug auf letzteren von Johannes von Müller und Florian in seiner „Befreiten Schweiz" berichteten, dann von Schiller benützten Vorgänge ausgemachte historische Wahrheit seien. Da fiel mir in Luzern ein Buch des dortigen Professors Kopp in die Hand, in welchem mit großer Gelehrsamkeit dargethan war, daß die Sage von Tell jeder geschichtlichen Grundlage entbehre, daß weder sein noch Geßlers Name in den älteren Chroniken vorkomme und daß die Legende vom Apfelschuß wahrscheinlich aus Skandinavien in die Schweiz hinübergewandert sei. Ich wollte zuerst unwillig nicht zugeben, daß mir meine poetischen Illusionen so zerstört werden sollten; ich suchte mich zu überreden, es sei unmöglich, daß Wilhelm Tell, dessen Geburtshaus in Bürglen liege, von dessen Thaten der Brunnen und der Turm in Altorf und die hohle Gasse bei Küßnacht Zeugnis geben, und dessen Erinnerungen durch die verschiedenen Kapellen am See verewigt worden, ohne thatsächliche Grundlage, ein bloßes Märchen sei. Indessen die Beweisführung Kopps schien mir, je mehr ich sie prüfte, doch so einleuchtend, daß ich, wenn ich aufrichtig sein wollte, nichts Stichhaltiges dagegen vorzubringen wußte. Bald aber tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß Tell, wenn auch nur eine Geburt der dichtenden Volksphantasie, eine höhere und wahrere Existenz habe, als tausend wirkliche und leibhaftige Menschen von Fleisch und Blut. Ist er nicht der größte Held, den die Schweiz hervorgebracht, und hat er nicht die Freiheit dieses Landes tapferer beschützt als Arnold von Winkelried, an dessen Existenz noch niemand gezweifelt hat? Wie der heilige Jakob die Heere der Spanier in tausend Schlachten zum Siege geführt, so ist auch Wilhelm Tell, dies Geschöpf der Einbildungskraft, dieses wesenlose Schattenbild, seit sechs Jahrhunderten den Eidgenossen ins Feld vorangezogen und hat

die Feinde ihrer Freiheit zu Boden geſchmettert. Jedenfalls ſollte man den Vierwaldſtätterſee nicht durch die hiſtoriſche Kritik eines bedeutenden Teils ſeiner Reize entkleiden laſſen. Wie reich derſelbe auch an Naturſchönheiten ſein mag, ſo ſinkt er doch, wenn man ihm die Tradition, die ſich an ihn geheftet, raubt, hinter manche andere Gegenden, die an ſich minder ſchön, aber vom verklärenden Schimmer der Sage und Poeſie umſtrahlt ſind, zurück.

Da mir auf meiner früheren Reiſe der Uebergang über die Alpen und der erſte Eintritt in Italien einen überwältigenden Eindruck gemacht hatte, ſo beſchloß ich, mir dieſen Genuß zu wiederholtenmalen zu verſchaffen und nacheinander die drei Alpenpäſſe zu überſteigen, welche für die ſchönſten gelten. Zuerſt ſchlug ich den Weg über den Sankt Gotthard ein, den ich ſchon das erſtemal genommen. Sicher gebührt dieſer Straße der Preis vor allen anderen. Hier finden wir an der deutſchen Seite, beſonders an der Teufelsbrücke, die höchſte Erhabenheit und Großartigkeit, während wir am italieniſchen Abhang am ſchnellſten und wie durch einen Zauberſchlag in die Gärten des Südens verſetzt werden. Stets tönt uns hier Goethe's Lied ins Ohr, deſſen wechſelnde Scenerie vom Maultier, das im Nebel ſeinen Weg ſucht, und vom Felſen, über den die Flut ſtürzt, bis zum Thal, wo die Myrte hoch und ſtill der Lorbeer ſteht, wir hier verwirklicht ſehen. Am nächſten an pittoresker Wirkung kommt wohl dieſem Paſſe derjenige über den Simplon; denn der über den Splügen kann ſich höchſtens an dem einen Punkte, der Via mala, mit beiden meſſen. Nachdem ich dieſe drei Gebirgsübergänge zu Fuß zurückgelegt hatte (auf dem Rückwege benützte ich jedesmal einen Wagen), nachdem ich die lachenden Ortſchaften und Villen des Comerſees durchwandert und am Lago Maggiore mit meinem damaligen Liebling, Jean Paul's Albano, geſchwärmt, nahm ich auf einige Zeit meinen Aufenthalt am Genferſee.

Während die Reiſe meine Geſundheit kräftigen und meinen Geiſt durch den Anblick großer wie lieblicher Naturſcenen erfriſchen ſollte, machte ich ſie zugleich zu einer Pilgerfahrt nach den Stätten, welche durch Erinnerung der Geſchichte und Dichtung oder durch das Andenken an ausgezeichnete Männer, denen ich beſondere Verehrung zollte, geweiht waren. So ging ich am Genferſee den Spuren Rouſſeau's und Byron's nach; ich glaubte an ſeinen Ufern in der Abenddämmerung die Schatten Julia's und Saint Preux' wie Manfred's gleiten zu ſehen, verbrachte mehrere Abende in Clarens, wo ſich mir die in der „Neuen Heloiſe" ſo anſchaulich geſchilderte Scene des Abendglühens über den Felſen von Meillerie wiederholte, und beſuchte das jetzt längſt verſchwundene Hotel de Sécheron, ſowie die Villa Deodati, welche beide Byron bewohnt hatte. Wie der düſtere Kerker von Chillon das Andenken an einen der zahlloſen Opfer katholiſcher Glaubenswut verewigt, ſo erinnerte mich die Hinrichtungsſtätte des Servet in Genf, daß auch die Urheber der Reformation in dieſem Punkte den Katholiken nichts vorzuwerfen haben und daß ſie nur für ſich ſelbſt Geiſtesfreiheit begehrten, dagegen als Verfolger Andersdenkender in die Fußſtapfen des Torquemada traten. In Lauſanne ſtieg ich in dem anmutig über dem See gelegenen, in ein Hotel umgewandelten Wohnhauſe Gibbon's ab, deſſen großes Geſchichtswerk mich in einzelnen Partien lebhaft beſchäftigt und ſchon in frühen Jahren zu einem Trauerſpiel Julianus Apoſtata begeiſtert hatte. Hierauf wandte ich mich dem ſüdlichen Frankreich zu, wo mich zunächſt Avignon und ſeine Umgegend wegen des Andenkens an Petrarca anzog. Ich ſah die jetzt ganz geſunkene kleine Stadt Carpentras, auf deren Univerſität dieſer ſeltene Mann ſtudirt hatte, und weilte einige Tage in Vaucluſe, dem entlegenen Felſenthal, das ihm inmitten der Stürme ſeiner Zeit ein Aſyl geboten. Die wildromantiſche Schlucht iſt ein Wunder der Natur.

Indeſſen ſind Alpen, Pyrenäen und Apenninen ſo reich an ähnlichen Gegenden, daß jene kaum die Augen der Welt auf ſich gezogen hätte, wenn ſie durch das Gedächtnis an Petrarca nicht für immer geheiligt worden wäre. Ich las an der Quelle der Sorgue die ſchönſten Canzonen dieſes Dichters, für welche ich nicht die an Laura gerichteten, ſondern die patriotiſchen halte. Petrarca war der erſte, der den Gedanken eines einigen Italiens, den Haß gegen die Fremdherrſchaft lebhaft ausgeſprochen hat, und an den begeiſterten Worten, in denen er dies gethan, hat ſich die Vaterlandsliebe der Italiener durch fünf Jahrhunderte entflammt und geſtärkt, bis in unſerer Zeit das große Ziel endlich erreicht worden iſt. Wie vielen trefflichen Männern des Schwerts und der Feder auch ein Verdienſt hieran zukommt, ſo gebührt doch der Hauptdank dafür dem Sänger der herrlichen Canzone Italia mia. Als ich damals an der Sorgue ſaß und dieſes Gedicht las, konnte ich freilich nicht ahnen, daß ich ſelbſt noch die Erfüllung deſſen ſehen würde, was jene Verſe inmitten des Waffengeklirrs der Heere Ludwig des Bayern und der wüſten Orgien des päpſtlichen Hofes als das Eine, zu Erſtrebende verkündet hatten. — Meine Reiſe ging nun weiter durch die Provence, welche wegen der Lieder der Troubadours in einem magiſchen Glanz vor meinen Augen ſtand, und in deren verödeten Schlöſſern ich noch einen Widerhall der Geſänge Bernart's von Ventadour zu vernehmen hoffte. Das ſind Träume, die man dem zwanzigſten Jahre verzeiht. Wie in dieſem Punkte, ſo ward ich auch durch die Gegend einigermaßen enttäuſcht, die ich mir als ein blühendes, quellendurchrauſchtes Eden gedacht hatte, welche jedoch, wenn ſie vielleicht im erſten Frühling ſolcher Vorſtellung zu entſprechen vermag, nun im Juni ſchon ziemlich kahl und dürr war. Der ganze Erdſtrich von der Durance bis an die Garonne hat ſich ſeit den furchtbaren Verheerungen, welche die Albigenſerkriege über denſelben verbreitet, nicht wieder

recht erholen können. Man glaubt noch den Aſchenſtaub ſeiner damals verbrannten Städte, Dörfer und Burgen über ihm liegen zu ſehen. Nur wenige Gegenden mögen zu tieftraurigeren Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdiſcher Herrlichkeit Anlaß geben. Nirgendwo auf europäiſchem Boden hat ſich das Rittertum, der Frauendienſt und Minnegeſang glänzender entfaltet als hier, nirgend ein fröhlicheres Leben geblüht, als auf dieſen von Feſten und Harfenklängen ertönenden Schlöſſern. Aber nach der Dauer kaum eines Jahrhunderts hat ein Untergang ſondergleichen alle die Herrlichkeiten verſchlungen, und wenn wir über das große Grab, das ſie deckt, hinwandeln, fühlen wir uns um ſo mehr bewegt, weil wir uns ſagen, wie verhältnismäßig nahe uns dieſe verſunkene Zeit noch liegt.

Wir trauern mehr um einen jüngſt Dahingeſchiedenen als um den Tod deſſen, der ſchon durch eine Reihe von Geſchlechtern von uns getrennt iſt. Ueber die Ruinen anderer Völker und ihre Kultur ſind ſchon Jahrtauſende geſchritten; allein die Sprache der Troubadours, die erſtgeborene unter den neueren europäiſchen, wenn auch noch als Vulgärdialekt geredet, iſt doch ſchon jetzt nach kaum ſechs Jahrhunderten faſt zu einer toten geworden, wie das Zend und Sanskrit; und die Werke ihrer Dichter, die einſt an allen europäiſchen Höfen erklungen, müſſen aus ſtaubigen Manuſkripten wieder ausgegraben werden, um in den Schriften von Raynouard und Diez mehr den Gelehrten ein Intereſſe der Kurioſität abzugewinnen, als Widerhall in einem Herzen zu finden. — Ueber Toulouſe, wo das erſte Inquiſitionsgericht wider die Ketzer ſeinen Sitz aufſchlug und wo noch ein altes, düſteres Gebäude als das Lokal dieſes ſcheußlichen Tribunals gezeigt wird, ſetzte ich meine Reiſe nach Bayonne fort. Ich ſah Biarritz, das damals noch ein einfaches Fiſcherdorf war, und machte von dort eine intereſſante Fußwanderung durch das Ländchen der franzöſiſchen Basken, die noch ihre uralte euſkariſche

Sprache und ihre eigentümlichen Sitten bewahren. Und nun ging es tiefer in die Pyrenäen hinein. Es gibt gewiſſe Gegenden der Erde, die von jeher ſchon durch den bloßen Klang ihres Namens eine Faszination über mich geübt haben; dahin gehören die Pyrenäen, und ſie haben mich in langen Zwiſchenräumen zu viermalen auf ihre Gipfel und in ihre Thäler gelockt. Erinnerungen der Sage und Geſchichte, die frühen Kämpfe zwiſchen Sarazenen und Chriſten, das Thal von Ronceval ſchwebten ſeit Jahren vor meiner Phantaſie und zogen mich mit ſolcher Macht an, daß ich tauſende von Meilen zurückgelegt hätte, um die Lokalitäten, deren Namen ich mir ſo oft vorgeſagt, die ich mit meinen Träumen bevölkert hatte, mit Augen zu ſehen. Kaum bin ich je ſo glücklich geweſen wie auf dieſer Gebirgswanderung; und als ich bei Gavarni das rieſige Felſenthor erblickte, das Roland mit Einem Hiebe ſeines Schwertes geſpalten haben ſoll, glaubte ich mich in das Wunderland des Arioſt verſetzt. Es war mein lebhafteſtes Verlangen, nach Spanien vorzudringen. Was die Urſache ſein mag, daß meine Sehnſucht ſich, faſt ſo lange ich denken kann, beſonders dieſem Lande zugewendet hat, kann ich ſchwer erklären. Vielleicht haben neben den obenerwähnten Erzählungen von Rehfues und einem Diener meines Vaters, der in dem Napoleoniſchen Heere den Krieg auf der Halbinſel mitgemacht hatte, ein paar Verſe von Platen, die ich früh kennen lernte und die mich durch ihre Melodie entzückten, teil daran. Sie lauten:

„Fern nach Süden fortgezogen,
Schweifen wir beſeligt hin,
Wo der Tajo ſchlingt die Wogen
Durch Gebüſche von Jasmin,
Wo, ſobald Rodrigo nahte
Seiner Dame mit Geſang,
Vor dem Fenſter die Granate
Zitterte beim Zitherklang."

In den Pyrenäen wiederholte ich diese Strophe beständig und sandte vom Pic du Midi verlangende Blicke nach Süden, wo ein scharfes Auge die Türme von Saragossa erkennen konnte. Aber der auf der unglücklichen Halbinsel wütende Carlistenkrieg vereitelte die Ausführung meines Vorhabens. Selbst bis zu dem nahen Ronceval, der Grabstätte Roland's, konnte ich wegen der dort lagernden Carlistentruppen nicht vordringen, und ich kam, als ich von dem Grenzdorf Valcarlos aus einen solchen Versuch machen wollte, nahezu in Gefahr, von einer dieser Banden gefangen zu werden. Statt nach Spanien, wandte ich deshalb meine Schritte nach Italien; als ich jedoch in die Provence zurückkehrte, war hier die Cholera heftig ausgebrochen und verbreitete panischen Schrecken. Ueber den Mont Cenis und längs der Riviera von Genua bis Spezia gelangte ich noch ohne Aufenthalt; hier aber war ein Cordon gezogen, und von nun an mußte ich meinen weiteren Weg durch mehrfache Fährlichkeiten erkaufen. Nach übereinstimmenden Aussagen, die mir von verschiedenen Seiten wurden, war der Seeweg nach dem Kirchenstaat noch offen, und so schiffte ich mich mit einigen Engländern, die sich in derselben Lage wie ich befanden, in der kleinen Hafenstadt Lerici ein. Das Meer war gleich anfangs sehr bewegt und bald ging der konträre Wind in einen wahren Orkan über, so daß alle Passagiere seekrank wurden. Nachdem der Sturm uns einige Tage und Nächte umhergeschleudert hatte, erblickten wir den ersehnten Hafen von Civita Vecchia und waren herzensfroh, nun bald festen Boden unter uns haben zu sollen. Da kam uns ein stark bemanntes Boot von der Rhede entgegen, dessen Anführer uns mit dem Sprachrohr zurief, wir hätten augenblicklich umzukehren, da wegen der Quarantänegesetze jedem Schiffe die Landung unbedingt verboten sei. Unser Kapitän erhob zwar Einwendungen und verlangte wenigstens etwas

Proviant einzunehmen, weil der vorhandene durch die unerwartet lange Fahrt erschöpft sei. Aber man verschloß ihm das Ohr und drohte zuletzt gar mit Kanonenschüssen gegen unser Schiff, wenn wir nicht sogleich den Rückweg anträten. So mußten wir denn wieder in See stechen. Der Kapitän behauptete, zu wissen, daß unserer Landung in Livorno nichts entgegenstehen werde, und so ward die Richtung dorthin eingeschlagen. Die Reise war nun glücklicher. Nach einer Nachtfahrt bei sehr günstigem Wind sahen wir am Morgen den Leuchtturm der toscanischen Handelsstadt vor uns liegen. Man ließ uns in den Hafen einlaufen; allein bald kam die Hiobspost, daß wir eine Quarantäne von zwanzig Tagen bestehen müßten. Es blieb nichts übrig, als uns dem Verhängnis zu fügen. Gesundheitswächter begleiteten uns an das Land, während alle Umstehenden scheu wie vor Verpesteten vor uns auswichen. Jeder von uns ward zunächst in einen hölzernen Kasten gesperrt, wo wir über einem Kohlenbecken fast bis zum Ersticken durchgeräuchert wurden. Mit dem Lazaret, welches uns nun aufnahm, konnten wir recht zufrieden sein; wir hatten einen großen offenen Hof zu unserer Disposition, in dem wir uns nach Belieben bewegen durften, und gute, luftige Zimmer. Wie unsinnig indes in jener Zeit die Sanitätseinrichtungen waren, erhellt daraus, daß die Cholera in Livorno selbst schon heftig herrschte, heftiger als an irgend einem Ort, den wir berührt hatten, und daß somit vielmehr wir, nicht die Livornesen, in Gefahr kamen, angesteckt zu werden. Die zwanzig Tage verstrichen uns langsam genug. An jedem Abend sahen wir viele Feuer in der Stadt brennen, welche die Luft reinigen sollten. Die Einwohner veranstalteten eine große Prozession nach dem Wallfahrtsort Monte Nero, um die heilige Jungfrau zur Abwehr der Kalamität anzuflehen; allein weil sie diese Buß- und Betfahrt bei rauhem Wetter barhaupt und barfuß machten und viele sich dadurch Erkältungen zuzogen,

nach natürlich die Krankheit noch vermehrt. Endlich ſchlug die Erlöſungsſtunde, und ich fuhr jubelnd wie ein aus Ketten Befreiter nach Florenz. Da die verlorenen zwanzig Tage die mir für die Reiſe vergönnte Zeit ſehr verkürzt hatten, widmete ich Piſa und ſeinem wunderbaren Campo ſanto nur ein paar Stunden, um noch am Abend die Hauptſtadt Toscanas zu erreichen. Auch in dieſer hielt ich mich nicht lange auf, denn ich wollte die mir noch übrig bleibenden Wochen für den Süden Italiens verwenden. Zunächſt ging ich nach Siena, das mich durch den ihm noch ſo ſtark aufgeprägten mittelalterlichen Charakter frappirte, ſah darauf die Hauptſtadt der umbriſchen Kunſt, Perugia, und das durch den heiligen Franz für immer geweihte Aſſiſi. Nun aber ſcholl von neuem das Schreckenswort „Quarantäne!“ an mein Ohr. Jeder Widerſpruch war fruchtlos; ich wurde in ein zum Lazaret eingerichtetes Gebäude geleitet und hatte dort abermals vierzehn unwiederbringliche Tage auszuharren. An ſich war übrigens der Aufenthalt nicht unangenehm; ich konnte mich auf eine beträchtliche Strecke im Umkreiſe bewegen, und der Umgang mit einer liebenswürdigen engliſchen Familie, die mit mir dasſelbe Schickſal ereilt hatte, war für mich recht unterhaltend. Nach meiner Befreiung beſuchte ich den großen Waſſerſturz bei Terni, der alle Waſſerfälle der Schweiz übertrifft, den entzückend gelegenen Tempel des Clitumnus bei Spoleto und erblickte endlich bei der Station La Storta das ewige Rom. Während ich, überwältigt von dem Anblick, das Auge über die ſich vor mir hinbreitenden ſieben Hügel gleiten ließ, ſagte ein neben mir ſitzender Engländer: „I am very much disappointed,“ und ſchien nicht übel Luſt zu haben ſogleich wieder umzukehren. Die mir noch zugemeſſene Zeit war eine ſehr kurze, und ſo ging alles, was ich von jetzt an ſchaute, wie ein Rauſch an mir vorüber. Bild an Bild drängte ſich ſo ſehr, daß mir faſt davon ſchwindelte. Acht Tage lang

durchschweifte ich Rom von früh bis spät, bald aus den Ruinen die alte Weltstadt wieder vor mir aufbauend, bald mich in den Lorbeergängen der Villen ergehend, oder vom Janiculus herab das Auge über das weite Häusermeer auf die Campagna und zu den Sabinerbergen hingleiten lassend. Als die Abschiedsstunde schlug ging ich schweren Herzens noch zur Fontana Trevi, um einen Trunk aus ihr zu thun, der bekanntlich die Zauberkraft haben soll, zu bewirken, daß der Reisende noch einmal wieder zum Tiberufer zurückkehrt. Nun, an mir hat sich die Macht bewährt, denn ich weiß kaum zu sagen, wie vielemale ich nachher noch nach Rom gekommen bin. — So sehr mich mein Gewissen stachelte, die mir zugemessene Frist nicht zu überschreiten, fand ich mich doch mit demselben ab und machte noch einen Ausflug in die Sabiner- und Latinerberge. Der Winter rückte schon mit Macht heran; aber ich hatte das Glück, doch noch eine herrliche Woche an den Wasserstürzen von Tibur und in dem hoch auf jähem Felsen thronenden Kloster des heiligen Benedikt in Subiaco zu verbringen. Die Fußwanderung von hier nach Olevano, Palestrina und über den Monte Cavo hinab an den See von Nemi durch einsame, nur von klimmenden Ziegen und dem Schall der Hirtenpfeifen belebte Gebirgsschluchten, sowie durch Waldthäler, denen die welkenden Blätter in ihrem bunten Farbenspiel einen ausnehmenden Reiz verliehen, steht noch heute leuchtend in meiner Erinnerung. Für Neapel blieben mir jetzt nur fünf Tage, und in diesen drängte sich so viel Herrlichkeit zusammen, daß ich fast der Fülle der auf mich einstürmenden Eindrücke erlag. Neapel ist doch der Punkt der Erde, der den größten Reichtum an Schönheiten in sich schließt. Das graueste Altertum vermählt sich hier mit der lieblichsten Gegenwart. Dicht neben dem abwechselnden und berauschenden Treiben einer der größten Städte liegen Grotten und Berghalden, wo man beim Wallen und Schäumen der

Meereswogen einsam träumen kann, während auf die sich rastlos durch die Straßen ergießende Menschenflut von steilen Felshöhen Zauberschlösser mit hängenden Gärten herabschauen.

Ich hatte in Neapel noch wundervolle, fast sommerliche Tage, und diese wollten mich mit Gewalt dort festhalten, wenn ich an das Schneegewand dachte, welches jetzt sicher die Felder in Deutschland angelegt hatten. Dennoch brach ich, der Notwendigkeit gehorchend, auf und gelangte in Eilfahrten zu Neujahr 1836 nach Berlin, um dort meine Studien fortzusetzen und zu beendigen. Aus dem „Lenz des Erdballs", wie Platen die Umgegend Neapels nennt, plötzlich an die Gestade der Spree versetzt zu werden, ist ein harter Schlag, den ich schwer empfand.

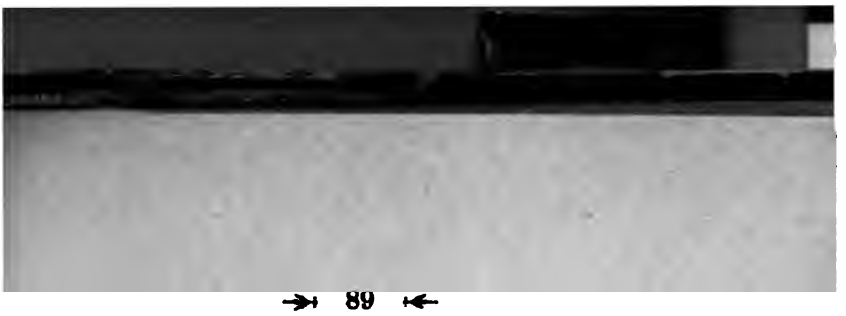
Achtes Kapitel.

Frankfurt. — K. Immermann. — Chr. Dtr. Grabbe. — Berlin. — Hegel'ſche Philoſophie. — K. E. v. Liphart. — K. F. v. Rumohr.

Bevor ich einiges von meinem Aufenthalt in der preußiſchen Hauptſtadt berichte, will ich hier noch zwei kleine Erlebniſſe erwähnen, von denen ich nicht genau weiß, in welchem Jahre ſie ſtattfanden. Während der Ferien, die ich als Student mehrmals in Frankfurt verbrachte, gingen ein paar Erſcheinungen an mir vorüber, die mich höchlich intereſſirten. Herr von Nagler, der preußiſche Generalpoſtmeiſter und Bundestagsgeſandte, ein ungemein liebenswürdiger Mann, welcher wußte, wie lebhaft ich mich mit Literatur beſchäftigte und ſeine Freude daran hatte, ſagte mir, als ich ihm während einer dieſer Vakanzen meinen Beſuch machte, ich möchte doch bei ihm das Mittageſſen einnehmen, wo ich Karl Immermann treffen würde. Dieſer Dichter war damals im großen Publikum beſonders erſt durch ſeinen Streit mit Platen bekannt geworden, und da ich das Talent des Letzteren ungemein hoch ſtellte, hatte ich eben keine günſtige Meinung von ſeinem Gegner. Er ſtand nur als der Irrenhauskandidat vor mir, wie er im „Romantiſchen Oedipus" auf der Lüneburger Haide, umgeben vom Chor der Haidſchnucken, erſcheint. Trotzdem reizte es mich ungemein, den Mann mit Augen zu ſehen, den Platen mit ſo beißendem Spott und in ſo prachtvollen Verſen gegeißelt hatte. Bereits vor der anberaumten Zeit fand ich mich bei Herrn von Nagler

ein und richtete gespannte Blicke nach der Thür, durch die der Erwartete eintreten sollte. Endlich erschien derselbe, eine wohlbeleibte Gestalt von noch ziemlich jugendlichem Aussehen, mit geistvollem Gesicht; sein Benehmen war zwanglos und das eines Weltmannes. Er sprach fließend und entwickelte bald eine seltene Beredsamkeit, als das Gespräch auf das Theater kam und er von der Bühne zu Weimar erzählte, vor welcher er noch zu Goethe's Zeit manchen interessanten Aufführungen beigewohnt hatte. Besonders bitter klagte er über den Verfall der Schauspielkunst, über die Teilnahmlosigkeit des Publikums gegen alles wahrhaft Poetische, über die Gehässigkeit und den Unverstand der Kritik, sowie über die ablehnende Haltung der Direktoren gegen wirklich dichterische Werke. Wenn er schon damals so lamentirte, welche Jeremiaden würde er erst jetzt ausstoßen! Von hier aus wandte sich die Unterhaltung weiter der Literatur zu. Ich entsinne mich, daß Immermann mit Vorliebe von Tieck sprach, ihn einen großen Dichter nannte und auch seinen Oktavian und Fortunat sehr hoch stellte, dabei nur bedauerte, daß diese Dichtungen für die Darstellung viel zu breit wären. Den Blaubart pries er auch als vorzügliches Theaterstück. Immermann sprach so schön, daß ich ihm erstaunt zuhörte und mir im stillen sagte, er könne unmöglich der schlechte Dichter sein, für den ihn Platen ausgegeben. Er beherrschte die ganze Konversation und alle hörten ihm bewundernd zu. Als er zuletzt auf Shakespeare und Calderon, den er dem Briten fast gleichstellte, überging, ward seine Eloquenz wahrhaft begeisternd. Kaum habe ich je einen Menschen so hinreißend sprechen hören und fast wagte ich nicht, den Mund aufzuthun, da ich beschämt fühlte, wie sehr ich einen ausgezeichneten Mann verkannt hatte. Als ich nach Hause gekehrt war, suchte ich mir sofort Immermann's Schriften zu verschaffen, und ich habe von da an nicht nur seine älteren Dichtungen, sondern auch diejenigen, die er später

publizirte, geleſen. Der Eindruck, den er perſönlich auf mich gemacht, war allerdings ein bedeutenderer geweſen, als derjenige, den ich von ſeinen Werken empfing. Allein aus den unvollkommenſten derſelben ſchon leuchtete mir die völlige Ungerechtigkeit von Platen's Urteil ein. Die Natur des letzteren war ſo durchaus verſchieden von derjenigen ſeines Gegners, daß es ihm wohl unmöglich fiel, jenen zu würdigen. Immermann ſcheint mir kein dichteriſcher Genius von urſprünglicher Kraft und Tiefe geweſen zu ſein, aber immer ein hervorragendes Talent; nur ſeine Lyrik iſt ziemlich gering, alle ſeine Dramen jedoch, ſelbſt die, welche am meiſten von Shakeſpearomanie entſtellt ſind, haben einzelne große poetiſche Schönheiten, ich finde ſogar ſolche in dem vielverhöhnten Trauerſpiel „Cardenio und Celinde", und in ſeinen älteſten Stücken: „Edwin," „Das Thal von Ronceval", „Petrarca", in denen nur die komiſchen Partien gänzlich mißraten ſind. Sein „Friedrich der Zweite" und „Alexis" ſind ſicher ſehr achtbare Tragödien, und man muß ungemein beklagen, daß die Gleichgültigkeit des Publikums Immermann beſtimmt hat, ſich, unter Aufgeben ſeiner Thätigkeit für das Drama, dem Roman zu widmen. Hier feierte er Triumphe, wie ſie auf dieſem Gebiet ſo leicht zu erringen ſind. Seine „Epigonen" und „Münchhauſen" mögen auch ganz ſchätzbar ſein; indes waren ſeinem Talente höhere Ziele erreichbar, als die er ſich darin geſteckt hatte. Dichteriſchen Wert in nicht geringem Grade haben „Merlin" und „Triſtan und Iſolde", nur leiden beide darunter, daß er, der höchſtens die einfachſten Versformen beherrſchte, ſich hier an die ſchwierigſten und kunſtvollſten wagte, denen nur die Sprachvirtuoſität eines Platen gewachſen geweſen wäre. Die Strophe von „Triſtan und Iſolde" in ihrer Reimbildung würde ſelbſt letzterer kaum ſo haben behandeln können, daß nicht ein Zwang fühlbar geweſen wäre, und auch alle die wechſelnden Metren in Merlin, von der Strophe des Titurel bis zu den Oktaven



und Terzinen erforderten einen Sprachkünstler ersten Ranges. Unter der Behandlung Immermann's sind diese Versgebilde förmlich unerträglich geworden; die Reime werden bei den Haaren herbeigezogen, die Füße hinken und stolpern, und wenn die beiden Werke in dem denkbar einfachsten Maße geschrieben wären, würde ihr Inhalt weit mehr zur Geltung kommen.

Eine andere mir merkwürdige Erscheinung, die während eines meiner Ferienaufenthalte in Frankfurt an mir vorüberging, war die von Grabbe. Ich hegte eine große Bewunderung für diesen Dichter und habe dieselbe, wenn auch nicht für alle, doch für einige seiner Werke bis heute bewahrt. Sein „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich der Sechste" sind wahre deutsche Nationaldramen, auf die wir stolz sein können. Hier sind die ehernen Gestalten der Hohenstaufen und Heinrichs des Löwen in ihrer ganzen Größe lebendig geworden, und wie ist darin jeder deutsche Fleck verherrlicht! Was Grabbe erstrebte, ist ihm wirklich gelungen: „Im Sonnenschein liegt der ganze deutsche Süden da, Adler schweben über Tirols Bergen, und die See braust um Heinrich des Löwen Staaten wie eine Löwenmähne." Daß diese beiden Dramen an starken Gebrechen leiden, daß sich Auswüchse in ihnen finden, welche wegzuwünschen wären, leugne ich nicht. Aber es ist die Signatur kleiner Geister, da, wo bedeutende Vorzüge vorhanden sind, besonders die Mängel ins Auge zu fassen. Auch Grabbe's „Napoleon" ist eine gewaltige Dichtung; und wenn man sie in die eine Wagschale legte, dagegen hundert nach allen Regeln verfaßte, aber kalte und nüchterne Produktionen späterer Dramatiker in die andere, sie würde dieselben hoch in die Lüfte schnellen. Welcher Unverstand, dieses geniale Werk, das nur vor der Phantasie des Lesers aufgeführt sein will, als ein Theaterstück zu beurteilen! Dann erscheint dasselbe allerdings höchst mangelhaft; aber der Fehler liegt nicht an ihm, sondern an dem Standpunkte, von welchem aus es betrachtet wird.

Solche nur für eine ideale Bühne berechnete Dramen sind vollberechtigt in der Literatur und viele der ausgezeichnetsten Dichtwerke gehören zu dieser Gattung, worüber der Umstand, daß man durch Bearbeitungen oder vielmehr Verstümmelungen ihre Darstellung ermöglicht hat, nicht täuschen kann. — Bei meiner Vorliebe für die genannten Werke regte sich in mir, als ich hörte, der Verfasser derselben befinde sich seit einiger Zeit in Frankfurt, natürlich der Wunsch, ihn zu sehen. Allein fast wäre dieser unerfüllt geblieben. Erst als Grabbe schon nach wenigen Tagen abreisen wollte, hatte ich Gelegenheit, ihn wenigstens flüchtig kennen zu lernen. Ein in Frankfurt lebender Schriftsteller aus Wien, den ich hie und da sah, erbot sich, mich mit ihm zusammen zu führen. Es war dies Eduard Duller, ein Novellist von vieler Phantasie und Jugendfreund Schwind's, der es nicht verschmäht hat, Illustrationen zu seinem Buche „Freund Hein" zu zeichnen. Er war als Mensch hochachtenswert und von seltener Herzensgüte, weshalb ich lebhaft beklagt habe, daß seine Lebensverhältnisse ihn zwangen, zu viel und vielerlei zu schreiben. Auf Duller's Veranstaltung begab ich mich in die „Mainlust", eine jetzt nicht mehr bestehende hübsche Gartenwirtschaft; ihn selbst aber fand ich dort an der Seite einer höchst seltsamen Persönlichkeit, nämlich eines Mannes von ungelenkem Wesen und eckigen Bewegungen, mit hoher Stirn, doch nicht eben schönen Gesichtszügen und in einem Anzug, zu welchem der Schneider keineswegs das Maß genommen hatte, da ihm die Kleider am Körper umherschlotterten. Es war Grabbe. Er schien mir weit älter zu sein, als er in Wirklichkeit war; sein Gesicht ließ auf einen leidenden Gesundheitszustand schließen. Ein Gespräch wurde bald in Gang gebracht; Grabbe sprach indes nur abgebrochen und in kurzen Sätzen, die er hastig herausstieß. Die Rede kam auf Paris, und er äußerte sich über die französische Hauptstadt in einer Weise, als ob er dort gewesen wäre. Letzteres

war, wie ich nachher bestimmt gehört habe, nicht der Fall; aber er soll des festen Glaubens gewesen sein, manches, was seinen Ursprung nur in seinem Gehirn hatte, wirklich gesehen und erlebt zu haben. Natürlich ward auch von Literatur gesprochen, und hier ergoß er sich in burleske Ausfälle auf fast alle beliebten Dichter der Zeit. Seltsamerweise aber rühmte er Müllner und versicherte, dessen „Schuld" sei eines der vorzüglichsten Trauerspiele. Von Heine, mit dem er als Student in Berlin näher bekannt gewesen war, sprach er nur in geringschätzigem Tone, selbst seiner Lyrik schien er höchstens untergeordneten Wert zuzugestehen. Ueber Platen äußerte er sich in so cynischer Weise, daß es mich erbitterte und daß ich mich deshalb auch bald entfernte. Seitdem habe ich Grabbe nicht wieder gesehen, doch seinen nicht sehr lange nachher erfolgten Tod als einen Verlust für unsere Literatur höchlich bedauert. Es ist in meinen Augen ein Glück, wenn man Dichter und Künstler, deren Werke ganz verschiedenen Charakter tragen, zu würdigen weiß; wer dies nicht versteht, bringt sich um vielen Genuß und begeht eine große Ungerechtigkeit. Selbst wo der individuelle Geschmack sich entschieden nach einer Seite hinneigt, sollte man doch auch der entgegengesetzten gerecht zu werden suchen. Wer das Naive liebt, sollte nicht das Pathetische gering achten, wer Uhland hochhält, nicht auf Platen herabsehen, und umgekehrt. Ich selbst habe mich von einer solchen Einseitigkeit, die man Beschränktheit nennen könnte, frei zu machen gestrebt und Immermann, Platen, Grabbe, Mörike, Chamisso, Heine, Rückert und Uhland in verdienter Weise anzuerkennen gesucht, statt den einen auf Kosten des anderen herabzusetzen. Dagegen will ich bekennen, daß verschiedene Poeten, welche um die hier in Rede stehende Zeit auftraten und mit großem, zum Teil noch heute nicht erloschenem Beifall aufgenommen wurden, mir keinen Anspruch auf dauernden Ruhm zu haben scheinen.

Es ist seltsam, daß fast Alle, die nicht in Berlin oder wenigstens in der Mark geboren sind, den Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt auf die Dauer kaum ertragen können. Im Kreise meiner Bekannten, die fast sämmtlich Süddeutsche, war es das Losungswort: „Nur fort von hier!“ und so oft mich auch später mein Lebensweg wieder in die jetzige Kapitale des deutschen Reiches geführt hat, bin ich, wenn ich länger als eine Woche verweilen mußte, von derselben Empfindung befallen worden.

Ich hatte jetzt noch etwa zwei Jahre vor mir, ehe ich in den Staatsdienst treten sollte, und betrieb einstweilen die Vorbereitungen zu demselben nicht sehr ernst, sondern gab mich lieber anderen Studien und Arbeiten hin. Zunächst beschäftigte ich mich eifrig mit Philosophie. Hegel weilte damals zwar schon nicht mehr unter den Lebenden, aber seine Lehre war noch auf allen deutschen Universitäten die herrschende und übte den größten Einfluß auf alle anderen Wissenschaften. In viele, ja in die meisten geschichtlichen, literarhistorischen, ästhetischen, naturwissenschaftlichen, juristischen Schriften war sie eingedrungen, und ihrer Terminologie, ja vielen aus ihr aufgegriffenen Sätzen begegnete man selbst im gewöhnlichen Leben auf Schritt und Tritt. Wie man es vor etwas Unverstandenem zu haben pflegt, hatte ich einen gewissen Respekt vor dieser Philosophie und las nicht nur emsig Hegel's Encyklopädie und Phänomenologie des Geistes, sondern hörte auch Collegia bei Michelet und Hotho. Erst nach einem halben Jahre, das ich fast ausschließlich diesem Studium gewidmet hatte, lüftete sich allmälich der Schleier vor meinem Geiste und ich begann einzusehen, wie diese angebliche Philosophie lediglich aus dem hohlsten Wortkram bestehe, wie sich mit ihren so zuversichtlich ausgesprochenen Sätzen kein klarer Sinn verbinden lasse und wie sich dieselben bei näherer Betrachtung in Qualm und Dunst auflösen. Welche Thorheit, bloße Hilfsausdrücke, wie das Sein,

das Werden, das Nichts, Ausdrücke, die erst durch die Verbindung mit bestimmten Gegenständen einen Sinn erhalten, ohne eine solche Beziehung aufzugreifen und auf die Folter zu spannen, um ihnen ein Geständnis, einen Aufschluß über das Wesen der Welt und der Dinge abzupressen! Wie die Scholastik des Mittelalters mit der Haecceitas und Quidditas, so wirtschaftete die Hegelei mit der Identität, dem Absoluten, dem Konkreten und Abstrakten, der Einheit des Widerspruchs, und so weiter. Leere Phrasen, bei denen sich kein menschliches Hirn etwas Deutliches denken konnte, waren für sie das Abakadabra, durch das sie den Stein der Weisen finden zu können vorgaben. Eine wahre geistige Seuche, schlimmer als die Cholera morbus, hatte sich durch diese Philosophie über Deutschland verbreitet und tausende von Köpfen wurden durch sie verrückt und für immer zu fruchtbarer Thätigkeit unfähig gemacht. Dies Unwesen in der Nähe zu beobachten hatte ich vielfache Gelegenheit. Das Widersinnigste und Aberwitzigste auszusprechen galt, wenn es nur in einen Schwall von nichtssagenden Redensarten gehüllt war, für philosophische Tiefe, und wenn man einem solchen Adepten des Hegeltums den Unsinn seiner Aussprüche vorhielt oder wenn man ihn aufforderte, von seinem Babelturm hohler Phrasen herabzusteigen und den Einwürfen in planem Deutsch Rede zu stehen, so antwortete er: „Mit Jemandem, der sich noch in Abstraktionen bewegt, der noch auf dem Standpunkte des bloßen Verstandes steht, läßt sich gar nicht reden. Du mußt dich erst zum Absoluten erheben, um zu begreifen, wie die Einheit des Seins und des Nichts die schöpferische Potenz ist, aus welcher das Weltall hervorgeht.“ — Auch unter meinen Bekannten befanden sich einige, denen der Rausch dieser Weisheit zu Kopfe gestiegen war und mit denen sich deshalb kaum noch etwas Vernünftiges reden ließ. Sobald ich den eitlen Wortprunk durchschaute, hinter dem sie ihre Ideenlosigkeit versteckten, zog ich mich von ihnen

zurück. In späteren Jahren habe ich mich wiederholt nach ihnen erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß keiner derselben irgend etwas geleistet oder auch nur eine nützliche Thätigkeit im Leben entfaltet hat, wie sie selbst untergeordneten Kräften erreichbar ist. Immermann hat in seinem Münchhausen die komische Figur eines Dichters aus der Hegelschen Schule vorgeführt, der es als seine Lebensaufgabe betrachtet, das „Trauerspiel an sich" zu schreiben; ich aber kannte wirklich und leibhaftig einen gewissen B., der mit der größten Verachtung von allem, was bisher in der Poesie geleistet worden, sprach, da dies doch nur einzelne schwache, nicht der Rede werte Versuche und Vorstudien zu dem „Gedicht an sich", dem „großen Weltgedicht" seien, das er selbst nach Hegelschen Prinzipien zu verfassen gedenke. Er wußte hierüber so viel und so beredt zu sprechen, daß er eine ganze Anzahl von jungen Leuten dadurch bethörte und von ihnen als der künftige Messias der Poesie verehrt wurde. — Jetzt liegt das ganze schallende Wortgebäude der Hegelschen Philosophie in Trümmern, und wenn man den einst hochgefeierten Meister der Spekulation und Dialektik einen Charlatan nennt, so erscheint dies nach dem Hohn und Spott, den Schopenhauer über ihn ausgegossen hat, noch als eine schonende Bezeichnung. Das Miasma, das sich aus seinen Werken und von seinem Katheder durch Deutschland verbreitete, ist jedoch noch nicht völlig verflogen und gibt sich nicht selten in dem mündlichen wie schriftlichen Jargon angeblicher Philosophen kund. Erfreulich ist es übrigens, daß mehrere Mitglieder der Hegelschen Schule, deren frühere Bücher durch das spekulative Kauderwelsch entstellt waren, später zur Vernunft, und zwar nicht zur absoluten, sondern zur wirklichen, gekommen sind. Wenn man auf die überstandene und sich nur noch in einigen Nachwehen verratende Epidemie zurückblickt, möchte man freier aufatmen. Aber leider drängt sich sogleich die Wahrnehmung auf, daß schon wieder andere kontagiöse

Krankheiten auf dem Gebiete des Geistes aufgeschossen und noch in der Ausbreitung begriffen sind.

Wenn ich in Berlin den Naturgenuß, der mir immer Bedürfnis gewesen ist, schmerzlich entbehren mußte und von den Ausflügen in die Umgegend immer unbefriedigt zurückkehrte, so bot mir die Stadt doch manches Interessante; ich traf hier einen der größten Kunstkenner unserer Zeit, Karl Eugen von Liphart wieder, den ich früher in Florenz kennen gelernt hatte, und von dem ich dort in das Verständnis und in das Studium der italienischen Malerei eingeweiht worden war. Die Freude an der bildenden Kunst ist mir, wie ich glaube, nicht gleich derjenigen an der Poesie angeboren; ich habe nie eine Linie gezeichnet oder einen Pinselstrich gethan und besitze wahrscheinlich auch gar kein Talent zum Zeichnen oder Malen. Allein durch das Sehen von Bildern erwachte in mir die Neigung zu näherer und wiederholter Betrachtung derselben, das Streben zu tieferem Eindringen in die Geheimnisse der Kunst, und ich würde den Genuß wie die Belehrung, die ich aus dieser Beschäftigung geschöpft, für Nichts hingeben. Mit Liphardt besuchte ich sehr oft das Berliner Museum und besichtigte dessen Schätze aufs eingehendste. In Bezug auf die altitalienischen Schulen war dies wie eine Fortsetzung meiner in Florenz begonnenen Kunstwanderungen. Es herrscht im großen Publikum das Vorurteil, die Berliner Sammlung sei nicht sehr wertvoll; mir erscheint sie dagegen als hochinteressant und in mancher Hinsicht als einzig in ihrer Art. An Hauptwerken der größten Maler steht sie allerdings, um hier nur von den deutschen Galerien zu reden, hinter denen von Dresden, München und Wien bedeutend zurück; solche Schätze waren ihr, da sie hauptsächlich erst in unserem Jahrhundert gebildet worden ist, nur in wenigen Fällen erreichbar. Dagegen besitzt sie einen Ueberfluß von trefflichen Gemälden der Zeit, welche der Blütenperiode

der Malerei unmittelbar vorherging. Wo außerhalb Italiens trifft man so viel Ausgezeichnetes von den älteren Venetianern und Toskanern? Aber selbst von den Meistern ersten Ranges ist einiges Unvergleichliche vorhanden; zum Beispiel Tizians Selbstporträt erscheint mir als unschätzbar, und in Deutschland findet sich wohl kein anderer so schöner Murillo, wie der „Heilige Antonius", der das Christkind in seinen Armen hält.

Durch Liphart kam ich auch mit anderen hervorragenden Kunstfreunden in Berührung, wie mit dem feinsinnigen und gelehrten K. Friedr. v. Rumohr. Derselbe steht noch heute wegen seiner „Italienischen Forschungen" unter den Männern des Fachs in hohem Ansehen. In dem Kreise, in welchen ich so hineingezogen wurde, hörte ich manche Diskussionen über die Echtheit oder Unechtheit eines Bildes, über die Frage, ob dasselbe von dieser oder jener Hand gefertigt, ob und an welchen Stellen es übermalt sei und so weiter; doch sind mir diese Punkte stets von untergeordneter Wichtigkeit gewesen. Lieber als mit derartigen Erörterungen, die mich im Genusse von Kunstwerken nur stören, unterhielt ich mich mit Rumohr über literarische Gegenstände oder über seine Reisen. Auch noch später bin ich ihm an verschiedenen Orten begegnet und habe manches Interessante aus seinem Munde vernommen. Er war in seiner Jugend in Gesellschaft von Ludwig Tieck in Italien gereist und später viel mit Platen umgegangen. Von Letzterem behauptete er, daß er „die verhängnisvolle Gabel" in der Zeit von vierzehn Tagen niedergeschrieben habe, wodurch die vielverbreitete Meinung, dieser Dichter habe mit Mühe und Anstrengung produzirt, widerlegt wird. Er schilderte Platen als einen in Dingen des Alltagslebens sehr unpraktischen Menschen. Einst war derselbe bei ihm zu längerem Besuche auf seinem Landhause in der Nähe von Siena. Rumohr erkundigte sich nach einigen Tagen, ob der Gast auch mit dem

ersten Frühstück, das ihm auf seinem Zimmer servirt ward, zufrieden sei. Hierauf rühmte Platen den Kaffee als ausgezeichnet, klagte aber, der Zucker, den man ihm bringe, sei gar nicht süß. Auf die Untersuchung, die nun angestellt wurde, zeigte sich, daß der angebliche Zucker Mehl gewesen war und daß Platen dies zum Süßen seines Kaffees verwandt hatte. Wenn Rumohr manche belustigende, doch immer harmlose und in gutmütiger Weise vorgetragene Anekdoten von Platen erzählte, so waren über ihn selbst deren noch viel mehr im Umlauf.

Ein gleich eingehendes Interesse wie der bildenden Kunst widmete er der Kochkunst; er behandelte sie nach ästhetischen Prinzipien und diskutirte über dieselbe wie über die umbrische Malerschule. Es war sein Grundsatz, daß beim Mittagessen über nichts Anderes, als über gastronomische Gegenstände gesprochen werden dürfe, und er konnte außer sich geraten, wenn Jemand dem Gespräche eine andere Wendung zu geben suchte. So oft er auf seinem Gute in Holstein Gäste bei sich hatte, mußten diese vor dem Diner schwere Steine mit ihm schleppen, um sich gehörigen Appetit zu machen. An der Tafel war dann sein Sitz so geordnet, daß er unmittelbar in die Küche sehen und seine Weisungen für das Anrichten der verschiedenen Speisen geben konnte. Eine Schafherde ließ er verwildern, indem er behauptete, das Fleisch der Tiere bekomme dadurch einen Wildgeschmack wie das der Rehe. Am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. und an dem des Königs von Dänemark war er als geistvoller Mann und angenehmer Gesellschafter gern gesehen und soll bisweilen seine kulinarische Geschicklichkeit in Gegenwart der beiden Monarchen in einer kleinen portativen Küche, die er auch auf seinen Reisen bei sich führte, entfaltet haben. Als er einst Abends mit Extrapost von Florenz in Rom angelangt war, sah er seinen Vorrat von Schnupftabak

erschöpft und ließ es seine nächste Sorge sein, sich neuen zu verschaffen, fand aber keinen solchen, der seinem sehr verwöhnten Sinne zusagte und reiste höchst verstimmt, alle Kunstgenüsse der ewigen Stadt im Stiche lassend, schon am nächsten Morgen wieder nach Florenz zurück.

Als Universitätsfreunde, welche zu fast täglichem Umgange mit mir zusammenkamen, erwähne ich besonders Heinrich Kruse, der sich später als dramatischer Dichter vorteilhaft bekannt machte, ferner H. Pilet und Julius St. Pierre. Beide Letzteren widmeten sich mit Eifer den juristischen Studien und ließen mich hierin weit hinter sich zurück. Aber sie hatten sich lebhaften Sinn auch für allgemeine Interessen bewahrt und gingen teilnehmend auf die Bestrebungen ein, die ich verfolgte. Je weniger die Umgegend von Berlin Naturreize bietet, desto lebhafter war unser Drang, das zu genießen, was in dieser Hinsicht auf den sandigen Flächen der Mark vorhanden ist. Wir vereinigten uns im Sommer häufig zu großen Spaziergängen, und die durch die schönste Freundschaft geadelten Abende, welche wir in den Pichelbergen, im Grunewald und bei Ruderfahrten auf der Spree und Havel verbrachten, strahlen so glänzend in meiner Erinnerung, als ob ich sie am Golf von Neapel verlebt hätte.

Neuntes Kapitel.

Träume von einem Nationaltheater. — Ernſt Raupach. — F. Grillparzer. — Spontini. — Henriette Sontag.

Teils durch Lektüre, teils durch den häufigen Beſuch des damals trefflichen Frankfurter Stadttheaters waren meine Gedanken bereits früh auf das Drama gelenkt worden, und es ſchwebte mir als eines der höchſten Ziele meiner Wünſche vor, noch die Blüte eines deutſchen Nationaldramas zu erleben. Wenn ich einen Rothſchild oder Herzog von Weſtminſter um ihren Reichtum beneidete, ſo geſchah es nur, weil ich derartige Schätze angewandt haben würde, um ein ſolches Nationaltheater ins Leben zu rufen. Welch ein Verdienſt, dachte ich mir, wenn ein Privatmann ſeinem Volke ein ſo unſchätzbares Geſchenk machte, während Könige und Fürſten mit den reichen Mitteln, welche ihnen zu Gebote ſtehen, durch die verkehrte Art von deren Verwendung doch nur den immer tieferen Verfall des Theaters bewirken. Ein einziges Beiſpiel iſt mir bekannt, daß ein Privatmann aus eigenen Mitteln theatraliſche Vorſtellungen nicht etwa bloß von kleinen Stücken durch Liebhaber, ſondern von großen Dramen durch wirkliche Künſtler veranſtaltet hat. Es war der Graf von Hahn, der dieſes im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts auf ſeinem Gute in Mecklenburg that, indem er berühmte Schauſpieler, wie Iffland, dorthin berief. Allein eine Bedeutung für die Kunſt, für Förderung der dramatiſchen Poeſie hatte dieſes Unternehmen gar nicht; es wurden

auf dem Landsitze im Obotritenlande bekannte Schauspiele dargestellt, die man ebenso gut auch in Berlin sehen konnte, und als Graf Hahn, bankerott geworden, seiner Manie für das Theater nur noch dadurch frönen konnte, daß er mit wandernden Schauspielertruppen als deren Zettelverkäufer umherzog, war nur er selbst deshalb zu beklagen, die dramatische Poesie hatte dabei nichts verloren. Die Ueberzeugung, welche sich mir aufdrängte und später immer mehr bei mir befestigt hat, war, daß ein deutsches Nationaltheater, welches wirklich diesen Namen verdiene, einzig auf dieselbe Art zu stande kommen könne, wie dieses mit der englischen und spanischen Bühne des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts der Fall war.

Da ich mich nicht mit so großen Glücksgütern gesegnet fand, um auch nur im kühnsten Traum an die Gründung eines Theaters, auf dem sich meine Idee verwirklichen sollte, denken zu dürfen, glaubte ich doch auf andere Weise in der nämlichen Richtung nützlich wirken zu können, wenn ich nämlich in zwei Werken zeigte, wie die englische und spanische Bühne zu einer solchen Höhe gelangt seien. Die Hauptbedingung hierzu war offenbar einmal, daß in London und in Madrid Schauspielhäuser errichtet wurden, in denen fortwährend neue dramatische Werke zur Aufführung gelangten, und zweitens, daß keine willkürlichen Regeln, wie sie das französische und italienische Drama schon im Aufblühen geknickt haben, die Thätigkeit der Dichter hemmten und den Flug ihres Geistes lähmten. Selbst der Genius eines Shakespeare und Calderon und der anderen Dramatiker ihres Zeitalters würde nicht vermocht haben, das zu gestalten, was wir noch heute bewundern, wenn sie ihre Werke nur mit großer Mühe und unter Chicanen aller Art zur Darstellung hätten bringen können, oder wenn sie sich bei ihren Produktionen den Gesetzen anmaßender Kunstrichter unterworfen hätten. Nur das eine

meiner projektirten Werke ist später vollendet worden. Wenn ich mich aber bei der Abfassung und Publikation desselben der Hoffnung hingab, es werde die Wirkung haben, dadurch, daß es den richtigsten Weg zur Erlangung dieses Zieles wiese, die Hervorrufung einer deutschen Nationalbühne zu fördern, so habe ich mir im Verlaufe der Jahre immer mehr eingestehen müssen, daß ich mich getäuscht. Die einzelnen wohlgemeinten Bestrebungen, die deutsche Bühne und dramatische Poesie zu fördern, haben sich in gerade entgegengesetzter Richtung von derjenigen bewegt, die ich für die einzig ersprießliche halte, und sind daher auch, wie dies allseitig zugestanden wird, erfolglos geblieben. Ein Volk, welchem die Theaterdirektoren zu ihrer Ehrenrettung ein- oder ein paarmal wöchentlich die anerkannten Dramen einer früheren Periode vorführen, besitzt dadurch keine lebendige dramatische Poesie, ebensowenig als es sich deshalb einer bildenden Kunst erfreut, weil es alte Gemälde und Statuen in den Museen aufspeichert; beides zu thun ist sicher lobenswert. Allein wie es ein monströser Gedanke wäre, in einer Galerie zwischen die Werke von Raphael, Tizian und Rubens hier und da das Bild eines lebenden Malers zu hängen, so ist es nicht minder derjenige, auf einem Theater, wo in der Regel Opern oder Possen abwechselnd mit wirklichen Meisterwerken gespielt werden, jährlich ein paarmal ein neues Trauerspiel in Scene zu setzen. Dennoch geschieht dieses überall in Deutschland, und die Intendanten bilden sich noch gar ein, die lebende dramatische Poesie zu fördern, wenn sie ihr einen solchen Bettelpfennig hinwerfen. Es kann dies zu gar nichts führen; die neuen Stücke, die noch dazu, um zur Darstellung zu gelangen, erst durch ein zehnfaches caudinisches Joch gehen müssen, erscheinen von vornherein unter den ungünstigsten Verhältnissen, indem den neuen Produktionen die längst anerkannten Meisterwerke, deren Helden die nämliche Bühne kurz vorher mit ihrem Kothurnschritt erschüttert haben, entgegen-

gehalten werden, um sie zu zermalmen. Aber selbst Shakespeare's Dramen waren einmal jung und wurden, wiewohl sie unter unendlich vorteilhafteren Bedingungen auftraten, anfangs keineswegs in ihrer Bedeutung erkannt. Es hat mehr als ein Jahrhundert gedauert, bis sie zu ihrer jetzigen Geltung gelangten, und lange Zeit hindurch wäre Derjenige für ungebildet und urteilslos gehalten worden, der seine Trauerspiele denen des Corneille oder Racine auch nur annähernd hätte gleichstellen wollen. — Nach dem Gesagten bin ich der Ueberzeugung, ein deutsches Nationaltheater könne nur dann erblühen, wenn eine Bühne gegründet würde, auf welcher mit Ausschluß von Opern, Possen und längst bekannten Werken nur neue Dramen im höheren Stil zur Darstellung gelangten und die es den Dichtern möglichst leicht machte, ihre Stücke dem Publikum vorzuführen. Wo ist der Deutsche, der sich das unsterbliche Verdienst erwirbt, durch Aussetzung eines Vermögens, das nicht einmal ungeheuer zu sein brauchte, zu solchem Zwecke seinem Volke ein so unschätzbares Geschenk zu machen? Freilich, damit diese Bühne und die dramatische Poesie auf ihr gedeihen können, ist noch etwas anderes nötig: die Beseitigung eines Unfugs, der eben jetzt in Deutschland im höchsten Grade grassirt. Kann man sich denken, daß irgend einer der großen Dramatiker seine Werke zu stande gebracht hätte, wenn er die mindeste Rücksicht auf eine solche Kritik genommen, wie sie heute in hunderten von Schriften und Tagesblättern geübt wird? Alle die zahllosen wilden und ausschweifenden Stücke, welche die altenglische und altspanische Bühne und ebenso auch die deutsche in der Sturm- und Drangperiode überschwemmten, haben nicht so vielen Schaden angerichtet, wie eine derartige Kritik. Im Gegenteil waren sie der fruchtbare Boden, auf welchem die Werke von Shakespeare, Calderon und Schiller erwuchsen. Schon im alten England und Spanien wurde von einer starken Partei der Versuch gemacht, der Thätigkeit der Dichter durch

Beurteilung nach stereotypen, aber keineswegs stichhaltigen Regeln Fesseln anzulegen; allein derselbe blieb fruchtlos. Frankreich, nachdem seine Poesie durch die Boileau'schen Vorschriften so lange verkümmert worden, hat sie beseitigt. Dagegen treibt jene Kritik bei uns, wenn auch in etwas veränderter Weise, noch immer ihr verderbliches Spiel. Da offenkundig die Tageskritik in unzähligen Fällen das Gute herabgewürdigt, das Schlechte dagegen gepriesen, da sie die mittelmäßigsten Poeten enthusiastisch gefeiert, während sie Uechtritz, F. Wetzel, F. v. Heyden und andere begabte, ernst strebende Dichter verunglimpft oder ignorirt hat, so läßt sich zwar schwer fassen, wie sie sich nicht längst um jeden Kredit gebracht. Dennoch ist es sicher, daß noch mancher im Publikum ihr immer sein Ohr leiht, und es darf dies als einer der niederschlagendsten Belege für die traurige Beschaffenheit der Durchschnittsbildung des „zweibeinigen Geschlechts" gelten. Für die Nationalbühne, wie ich sie mir träume, läßt sich jedoch vielleicht folgende Hoffnung schöpfen: Wenn beständig neue Dramen über die Bretter gehen und die Kritik jedes derselben mit ihrem Gekläff begrüßt, so wird zuletzt Niemand mehr darauf acht geben, wie ich auf meinen orientalischen Reisen nur in den ersten Nächten durch das unaufhörliche heisere Geheul der Schakals gestört wurde, mich bald aber so daran gewöhnte, daß ich es gar nicht mehr bemerkte.

Ueber die deutsche Bühne übte damals Raupach eine Art von Alleinherrschaft in Bezug auf die darzustellenden Stücke. Ich denke noch heute mit Vergnügen an die Aufführung mancher seiner Dramen zurück; und nachdem ich noch mehrere Jahre später dieselben Stücke von neuem gesehen, glaube ich Schopenhauer beistimmen zu müssen, wenn er sagt (Paralip. II. Bd. 2. Aufl. S. 72): „Man ist heutzutage ungerecht gegen Raupach, zollt hingegen den Fratzen armseliger Pfuscher seinen Beifall." Er hatte allerdings nur eine schwache poetische Ader und ihm

fehlte damit die Hauptſache zu einem bedeutenden Dramatiker; die „zehnmal abgebrühte" Schiller'ſche Phraſe, die er gar zu viel anwendet, hat, beſonders nachdem ſie aus der Mode gekommen, dazu beigetragen, ihn in Mißkredit zu bringen. Allein wenn auch kein eigentlicher Dichter, ſo war er doch ein achtbarer Theaterſchriftſteller, und mit einigen ſeiner Trauerſpiele, unter denen wohl „Iſidor und Olga" am höchſten ſteht, ließe ſich ſicher noch heute eine bedeutende Wirkung auf der Bühne erzielen. — Es iſt wahr, daß Raupach neben Reſpektablem auch vieles Mittelmäßige hervorgebracht hat; indeſſen Denen, die nur dies betonen, muß man entgegenhalten, daß ſelbſt große Dichter Schwaches produzirt haben und ſchlimm davonkommen würden, wenn man ſolches, mit Außerachtlaſſung ihrer ausgezeichneten Leiſtungen, zum Maßſtab für ihre Schätzung nehmen wollte. Wenn Raupach oft ein Vielſchreiber geſcholten und daraus der Schluß gezogen wird, ſeine ſo haſtig hingeworfenen Stücke müßten wertlos ſein, ſo iſt auch dies in mehrfacher Hinſicht falſch. Erſtens iſt Raupach an Fruchtbarkeit nicht nur hinter Lope de Vega und Calderon, ſondern auch hinter den griechiſchen Tragikern, ja ſelbſt hinter Shakeſpeare zurückgeblieben; zweitens zeigen dieſe Beiſpiele, daß, wenn er wirklich ein ſolcher Polygraph, wie behauptet wird, geweſen wäre, deshalb ſeine Stücke mit nichten ſchlecht zu ſein brauchten. Was wohl am meiſten dazu beigetragen hat, ihn zu ſtürzen, war ſeine Anmaßung, daß er ein Monopol für die Dramenaufführung zu haben behauptete und bei ſeinem Einfluß auf die Intendanz und Regie, wenigſtens in Berlin, die Werke aller anderen Dichter von der Bühne fern zu halten wußte. So bildete ſich eine förmliche Koalition gegen ihn und die literariſche Clique, die damals die deutſche Preſſe zu beherrſchen begann, machte ihn zur Zielſcheibe ihrer täglichen Angriffe. Nach dieſen Artikeln ſchien es, als wäre nur Raupach ein Hindernis für das Aufblühen des deutſchen Theaters, als

würden wir, sobald nur seine Stücke beseitigt wären, uns einer wahren Nationalbühne erfreuen. Nun ist zwar die Beseitigung von etwas ganz Schlechtem schon an sich ein Vorteil; so völlig schlecht waren aber die Raupach'schen Schauspiele nicht. Nur wenn sie durch etwas Besseres ersetzt worden wären, hätte man sich zu ihrer Verdrängung Glück wünschen können. Daß nun aber die Stücke, welche zunächst an ihre Stelle traten, besser oder auch nur gleich gut gewesen wären, wird kein Einsichtiger behaupten wollen. Sie rührten meist von Autoren her, die sich in den verschiedensten Fächern der Literatur versuchten und abwechselnd politische Aufsätze, Feuilletonartikel, Reiseskizzen, Romane und Dramen schrieben, je nachdem sie beim Publikum damit Glück zu machen hofften. Die Hauptsache, welche Raupach gefehlt hatte, um ein bedeutender Dramatiker zu sein, war der volle und hinreißende Strom der Poesie gewesen; es hatte sich davon nur ein dünnes Bächlein durch seine Stücke ergossen. Allein die Autoren, die nun an seiner Stelle von den Brettern Besitz nahmen, litten hieran noch weit entschiedener Mangel. Auch Stücke, wie „Der Sohn der Wildnis" und „Griseldis", die eine Zeit lang besonders die Frauen entzückten, wird doch kein Urteilsfähiger den besseren von Raupach vorziehen oder nur gleichstellen wollen. Ein Dramatiker lebte freilich damals und stand noch in voller Kraft, der das Recht besaß, Raupach zu stürzen, und dessen Stücke durch die eigenen besseren, zugleich poetisch wertvollen und theatralisch wirksamen in den Hintergrund zu drängen; es war dies Grillparzer. Die völlige Unzuverlässigkeit des öffentlichen Urteils über Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur und die Wandelbarkeit desselben hat sich vielleicht nie schlagender gezeigt als an seinen Werken. Während vieler Dezennien, bis in das Greisenalter des Dichters hinein, wurden die letzteren fast allgemein mit der größten Geringschätzung behandelt. Unter den Schriften des genialen Engländers

Carlyle, der die deutsche Literatur sehr genau kannte, findet sich ein ausführlicher Aufsatz über Grillparzer, dessen beste Trauerspiele König Ottokar, Sappho und Medea er ausdrücklich hervorhebt. Schon der Titel „Deutsche Schauspielschreiber", den dieser Aufsatz führt, kennzeichnet dessen Tendenz. Carlyle sagt, er kenne bis jetzt von Grillparzer noch keine Scene oder Zeile, die etwas mehr als mittelmäßig wäre, und kommt schließlich zu dem Resultat, daß derselbe noch unter Müllner stehe. Tieck, der lange Zeit hindurch für die höchste Autorität in Sachen des Theaters galt, nannte den trefflichen Oesterreicher einen „Dichter für Karaiben". Der als Aesthetiker das größte Ansehen genießende Philosoph Solger endlich spricht schlechthin von „Grillparzer und ähnlichem Schund". — Ich meinerseits habe mich nie von den ungünstigen Urteilen, die um mich her im Schwange waren, beeinflussen lassen, vielmehr oft darunter zu leiden gehabt, daß ich nicht in das Horn des Tages stieß. Auf einer Ferienreise, die ich von Berlin nach Wien machte, hatte ich das Schauspiel „Der Traum ein Leben" gesehen und mich sehr daran erfreut. Nicht lange nachher sollte dasselbe in der preußischen Hauptstadt auf dem Königsstädtischen Theater zur Darstellung kommen, und ich suchte in meiner Begeisterung möglichst viele meiner Bekannten zu veranlassen, daß sie der ersten Aufführung beiwohnten. Natürlich war ich nicht karg in meinen Lobeserhebungen des Stückes, und es gelang mir auch, eine beträchtliche Anzahl literarisch gebildeter Personen, darunter mehrere Professoren, beispielsweise den berühmten Lachmann, zum Besuche des Theaters am betreffenden Abend zu bewegen. Bei keinem dieser durch mich geworbenen Zuschauer indes fand die Dichtung eine auch nur halbwegs freundliche Aufnahme. Alle stimmten dahin überein, etwas Elenderes sei kaum je produzirt worden, und ich, der ich ein solches Machwerk gepriesen, für völlig unfähig zu erachten, in literarischen Dingen

mitzusprechen. Jetzt hat sich die öffentliche Meinung in Betreff Grillparzers völlig geändert, und namentlich seine Landsleute sind sehr geneigt, ihn als unsern dritten großen Nationaldichter an Goethe und Schiller anzureihen. Wenn nun auch der früheren Verachtung eine Ueberschätzung gefolgt sein mag, so will ich mich doch auch dieser erfreuen, indem ich darin das Bestreben erkenne, die langjährige Unbill durch verdoppelte Anerkennung wett zu machen; Ueberschätzung von etwas Gutem ist immerhin besser als dessen Verkennung. Aber ohne ein bitteres Gefühl können weder Grillparzer selbst noch seine Verehrer bei den Huldigungen geblieben sein, die ihm allzu spät gezollt wurden; denn sie mußten sich sagen, daß die frühere langjährige Vernachlässigung dadurch nicht mehr vergütet werden könne. Durch die Teilnahmlosigkeit des Publikums und die Feindseligkeit der Kritik war Grillparzer so entmutigt worden, daß er in der zweiten Hälfte seines Lebens, welche immer reifere Früchte seines Talents hätte zeitigen können, seine Muse fast gänzlich feiern ließ, und daß die wenigen Produktionen, zu denen er sich noch aufraffte, nur zu viele Spuren an sich tragen, die zeigen, wie sehr seine dichterischen Kräfte unter der fortdauernden Gleichgiltigkeit seiner Zeitgenossen gelitten hatten.

Direktor der Oper war, als ich in Berlin studirte, noch Spontini, und die preußische Hauptstadt konnte stolz sein, diesen großen Meister den ihrigen zu nennen. Derselbe ist bald darauf durch Meyerbeer aus der Gunst des Publikums verdrängt worden. Welch ein Sturz! Die Vestalin durch Robert den Teufel, der olympische Zeus des Phidias durch eine Berninische Statue! Spontini war in seinen späteren Kompositionen, Olympia und Nurmahal, bedeutend von der Höhe seiner früheren Werke herabgesunken; aber in diesen steht er sicher als einer der größten Musiker aller Zeiten da. Besonders die Vestalin ist an Hoheit des Stils, an Gewalt des tragischen Pathos nicht wieder erreicht worden. Allein

auch Ferdinand Cortez hat eminente Vorzüge und die Scene der Empörung der Soldaten nicht ihresgleichen. So oft diese beiden Opern gegeben wurden, versäumte ich die Aufführung nicht. Daß dieselben jetzt fast überall vom Repertoire verschwunden sind, ist höchlich zu beklagen; das heutige Publikum weiß kaum mehr, welche Schätze mit ihnen begraben liegen. Ueber Opern waltet ein noch viel traurigeres Schicksal als über Tragödien; letztere können, auch wenn man sie nicht mehr darstellt, doch noch gelesen werden und so der Nachwelt Genuß bieten; Opern jedoch (und mit Oratorien, Symphonien und so weiter ist es derselbe Fall) sind, wenn sie nicht mehr aufgeführt werden, völlig verschollen; keiner kennt sie oder kümmert sich um sie. Wem ist jetzt noch Sacchini's einst hochgefeierter Oedipus, wem auch nur ein Takt aus den Opern von Gluck's berühmtem Nebenbuhler Piccini bekannt? Wer weiß von den Lieblingen unserer Großeltern, von Paer's Sargine's, Paisiello's Mulinara und Himmel's Fanchon mehr als den Namen? Ob die letztgenannten Opern verdienen, eine Auferstehung zu feiern, vermag ich nicht zu sagen, da ich sie nicht gehört habe; allein was Spontini's Vestalin und Ferdinand Cortez betrifft, so hoffe ich zur Ehre der Kunst, daß sie bald von ihrem Todesschlafe erstehen und siegreich von Geschlecht zu Geschlecht fortwandern werden.

Von Berlin aus kam ich ein paarmal wieder nach Frankfurt und begrüßte mit Freuden die Stadt selbst, sowie manche alte Bekannte dort. Wenn ich den Domturm erblickte, wenn ich die Berge des Taunus, an denen früher mein Auge so oft gehangen, blauen sah, war mir, als kehrte ich in die Heimat zurück. Nach dem Wunsche meiner Eltern viel mehr als nach eigener Neigung, besuchte ich auch die Frankfurter diplomatischen Soiréen. In diesen war die Gräfin Rossi für mich die interessanteste Erscheinung. Unter solchem Namen war die einst hochgefeierte Sängerin Henriette Sontag

die Königin der Gesellschaft. Ihrer hinreißenden Anmut und Liebenswürdigkeit konnten Wenige widerstehen; dennoch lag es nahe, daß Damen der hohen Aristokratie, ihr die bevorzugte Stellung beneidend, wegen ihrer Herkunft und ihrer Theatercarrière auf sie herabblickten. Eine minder geistvolle Frau als Gräfin Rossi würde nun gesucht haben, solche Antecedentien zu verheimlichen; sie dagegen sprach mit Vorliebe von der Zeit, als sie Opernheldin gewesen, und sagte unverhohlen, daß sie allen Glanz der vornehmen Welt, der sie jetzt umstrahle, gern für die Bravorufe und die Kränze hingeben würde, die ihr in der Rolle der Agathe und der Donna del Lago gespendet worden. Hierdurch schlug sie von vornherein alle Machinationen ihre Gegnerinnen nieder, und Damen des ältesten Adels blieb, wenn sie nicht lächerlich werden wollten, nichts Anderes übrig, als sich vor der ehemaligen Königin der Bretter zu beugen. Bei dem hohen Verstande, den Henriette Sontag sonst zeigte, ist es schwer zu begreifen, wie sie einem sardinischen Diplomaten, der durch die Heirat seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen aufhelfen wollte, die Hand reichen mochte. Der Erfolg davon konnte vorhergesehen werden. Graf Rossi brachte in wenigen Jahren das von der Gattin mühsam gesammelte Vermögen durch, und die Gräfin war genötigt, von neuem die Bühne zu betreten, auf welcher sie jedoch, da ihre Stimme sehr gelitten hatte, keine großen Triumphe mehr feierte.

Zehntes Kapitel.

L. Tieck. -- Dresdener Muſenſitz. — Ad. v. Chamiſſo.

Einmal in den Ferien hielt ich mich monatelang in Dresden auf. Ich wanderte täglich unter den dortigen Kunſtſchätzen umher, bis ich ſie mir alle ſo lebendig eingeprägt hatte, daß ich mir ihr Bild in jedem Augenblick wieder vor dem Geiſte hervorrufen konnte. Aber der wichtigſte Gewinnſt, den mir das Verweilen in der ſächſiſchen Hauptſtadt brachte, war die Bekanntſchaft mit Ludwig Tieck. Sein Haus galt damals für eine Merkwürdigkeit Dresdens, und jeder Fremde von Bildung ſuchte Zutritt zu ſeinen berühmten Leſeabenden zu erlangen. Es beſtand daher für Tieck die Notwendigkeit, ſich gegen bisher Unbekannte einigermaßen abzuſchließen. Obgleich ich keine Empfehlung an ihn hatte, ſo brachte es doch eine glückliche Konſtellation mit ſich, daß ich unverſehens ſein Hausfreund wurde. Durch einen Buchhändler hörte ich, daß Tieck mit großer Begierde altſpaniſche Bücher ſammle und gerne gegen Doubletten, die er beſitze, Ausgaben eintauſche, die ihm noch fehlten. Nun hatte ich einige Bände des Lope de Vega in doppelten Exemplaren und begab mich mit denſelben in das bekannte Eckhaus am Altmarkte, um ſie dem Dichter darzubieten. Tieck war höchlich erfreut, und als er aus der Unterredung mit mir meine Beleſenheit in den ſpaniſchen Dramatikern erkannte, ging er lebhaft auf dies Thema

ein. Er war ein leidenſchaftlicher Bibliomane und zeigte mir mit Stolz die größten Schätze ſeiner Bücherſammlung. Wenn ſich ihm Gelegenheit bot, ein recht ſeltenes Buch zu erwerben, und ſeine beſchränkten Mittel nicht dazu ausreichten, verbrachte er ſchlafloſe Nächte. Mir ſelbſt iſt eine derartige Sammlerwut immer fremd geblieben; ich habe allerdings Fleiß und Mühe aufgewandt, um Bücher, die mir Intereſſe gewähren konnten, in meinen Beſitz zu bringen. Indeſſen kam die Seltenheit derſelben dabei für mich immer nur inſofern in Betracht, als die Werke nicht auch in anderen Ausgaben exiſtirten. Bei Lope de Vega und vielen ſonſtigen ſpaniſchen Dramatikern hat es Sinn, ſich um die alten Editionen zu mühen und hohe Preiſe für dieſelben zu zahlen, weil ſie außerdem nie wieder gedruckt worden ſind und weil man die darin enthaltenen Stücke nur aus ihnen kennen lernen kann. Aber den erſten Druck von Boccaccio's nachher noch hundertfach herausgegebenem Decamerone mit Gold aufzuwiegen, bloß weil er ſelten iſt, dazu habe ich nie Neigung verſpürt. Tieck jedoch war ſtolz darauf, ſolche Kurioſitäten in ſeinen Bücherſchränken zu bergen und ſtand mit Antiquaren aus allen Weltgegenden in Verbindung, daß ſie ihm dergleichen lieferten. Er zeigte mir mit hohem Selbſtgefühl die älteſte Ausgabe der Novellen des Giraldi Cinthio, von der er behauptete, ſie wäre nahezu ein Unicum. Nachdem ich ſtundenlang bei ihm geweſen, lud er mich ein, ihn Abends zu beſuchen und ſeinen Vorleſungen beizuwohnen. Dieſe boten mir wohl Intereſſe, doch geſtehe ich, daß mir das ungeheure Aufheben, welches man davon im Publikum machte, nicht begreiflich war und daß mir Sophokles wie Shakeſpeare mehr Genuß gewährten, wenn ich ſie für mich las. Weit ſchöner dünkten mich die Stunden, die ich mit Tieck allein zubrachte. Der Zauber ſeiner Rede war ein außerordentlicher, und ich glaube, daß die Faszination, die er im Geſpräche ausübte, dazu beigetragen hat,

seinen literarischen Ruf zu erhöhen. Seine Märchen und Novellen sind wohl das Beste, was er geleistet, und von keinen Späteren übertroffen worden; wenn sich durch Derartiges der höchste Kranz erringen ließe, so würde man ihm denselben zusprechen können. Aber diejenigen seiner Werke, auf welche seine Freunde seinen Anspruch auf unvergänglichen Ruhm gründeten, genügen selbst mäßigen Anforderungen kaum. Genofeva, die von den Romantikern als eines der größten deutschen Dichtwerke gepriesen wurde, Octavian, Fortunat und Zerbino haben zwar sehr gute burleske Scenen, allein sie sind formlos im höchsten Grade und in den ernsten Bestandteilen gebricht es ihnen an wahrer Poesie, die vielfach durch Klingklang und äußeren Aufputz ersetzt wird. Der Gestiefelte Kater dagegen verdient als Muster des Tieckschen Humors auf die Nachwelt zu kommen; auch der Blaubart darf nicht unterschätzt werden, denn er enthält trefflich ausgeführte Charaktere und ergreifende Situationen; nur dürfte auszusetzen sein, daß man oft nicht weiß, was ernst gemeint ist und was nur Scherz sein soll. In letzteren Stücken stören auch die Verse nicht, welche immer die schwache Seite dieses Romantikers waren, obgleich er sich in den schwierigsten Formen, in Sonetten, Ottaven, Terzinen mit Vorliebe bewegte. Man hat Tieck systematische Feindseligkeit gegen Schiller vorgeworfen; hier muß ich ihn indes in Schutz nehmen. Wenn er sich in der Zeit, als die Schlegel (namentlich Friedrich) mit Schiller zerfallen waren, parteiisch zu diesen gesellt haben mag, so hat er doch später in den dramaturgischen Blättern edel und würdig über den Wallenstein gesprochen und an verschiedenen Stellen seiner Schriften, wie mündlich gegen mich, keinen Hehl aus seiner Bewunderung der Räuber, sowie der Gedichte der Anthologie gemacht. Wenn man oft seine hohen Verdienste um Shakespeare preist, so halte ich dies Lob für sehr übertrieben; dasselbe beruht auf Unkenntnis. Tieck hat Schlegel's unübertreffliche Shakespeare-

Übersetzung von neuem herausgegeben und die von diesem übergangenen Stücke nicht etwa selbst übertragen, sondern in einer Uebertragung Anderer hinzugefügt. Was seine verschiedenen Aufsätze über Shakespeare mit den Entdeckungen, die er in dem großen Briten gemacht haben will, betrifft, so erscheint mir deren Wert als problematisch; wenn er behauptete, in dem Monolog des Hamlet sei gar nicht vom Selbstmord die Rede, und der Lady Macbeth einen weichherzigen Charakter zuschrieb, so ist er oft deshalb verspottet worden. Dessenunerachtet hat sich diese Manie, in Shakespeare Dinge zu sehen, die kein Anderer zuvor erblickt, von ihm noch auf Spätere fortgeerbt. Diejenigen, welche dies thun, pflegen große Bewunderung des Sängers vom Avon zur Schau zu tragen; indessen zielt ihr Verfahren im Grunde auf eine Herabsetzung desselben ab, denn ein guter Dichter wird sicherlich seine Intentionen nicht so verstecken, daß sie Generationen hindurch von Keinem geahnt werden und erst nach Jahrhunderten ein Kommentator desselben sie entdeckt.

Dresden war damals ein etwas verödeter Musensitz, obgleich die Poeten, denen es seinen Ruhm als solcher verdankte, zum Teile noch lebten. Friedrich Kind, Theodor Hell, Friedrich Laun, Gustav Schilling und wie die anderen Götter dieses Parnasses hießen, hatten die Gunst des Publikums allmälich verloren und waren mehr oder weniger verstummt, weil sie kaum noch Leser fanden. Niederschlagend ist es, zu denken, daß die Werke dieser Schriftsteller, die ein ganzes Menschenalter hindurch vom Publikum verschlungen wurden, nun sogar aus den Leihbibliotheken verschwunden sind. Schon eine zweite oder gar dritte Reihe gleich beliebter Romane und Novellen ist ihnen gefolgt und auf gleiche Weise beseitigt worden. — Tieck, der die genannten, von Platen's Geißel besonders schwer getroffenen Autoren an Talent, Geist und Bildung bei weitem überragte, hatte sie auch in der Gunst

der Lesewelt überdauert, und seine Novellen, deren er jährlich mindestens eine zu schreiben pflegte, wurden eifrigst gesucht. Doch war in der Presse eine Koalition vorhanden, die ihn unablässig verfolgte. Er empfand diese Angriffe schwer und äußerte sich mit großer Bitterkeit darüber; besonders, und mit Recht, war er empört über die Gehässigkeit, mit welcher die Tagesschriftsteller in das Innere seines häuslichen Lebens eindrangen. Selbst wären Tieck's literarische Leistungen so wertlos gewesen, wie jene Journalisten vorgaben, so hätte die Pietät gegen den schon im Greisenalter stehenden Dichter geboten, nicht Pfeile gegen ihn abzuschießen, die ihn ins tiefste Herz verwunden mußten. Allein die Gerechtigkeit verlangt zu sagen, daß die besseren seiner Werke immer hoch über den Produktionen der jungen Literaten standen, die ihn in den Staub zu ziehen trachteten.

Die Belesenheit Tieck's in den italienischen, spanischen und englischen Dichtern und Historikern war, wie mir aus seinen Gesprächen erhellte, erstaunlich. Er sagte mir, da er seit vielen Jahren von der Gicht nahezu gelähmt sei und sich keine Bewegung durch Spazierengehen machen könne, dienten ihm seine Vorlesungen, sowie mündlichen Unterhaltungen statt der Motion und seien ihm Bedürfnis. Hieraus erklärt sich, daß er sich mit einem Studenten, wie ich damals war, so viel in Gespräche einließ. Er zeigte mir übrigens wahres Wohlwollen und hat mir dasselbe bis ans Ende seines Lebens bewahrt.

Ich wende mich nun nach Berlin zurück. Eine der ersten Personen, mit denen ich dort Verkehr hatte, war Adalbert von Chamisso gewesen, und ich besuchte ihn seitdem häufig. Derselbe gab damals mit Gustav Schwab einen Musenalmanach heraus, und es war der Ehrgeiz aller jungen Poeten, einige Verse von sich darin aufgenommen zu sehen. Schon als Gymnasiast hatte ich unter angenommenem Namen, den zu verraten ich mich wohl hüten werde, Gedichte an die

Herausgeber eingesandt und, fast zu meiner eigenen Verwunderung, eines in dem nächsten Jahrgang abgedruckt gefunden. Auch die folgenden Jahrgänge hatten noch Beiträge von mir enthalten, und ich war von einigen meiner Freunde, die sich vergebens um dieselbe Ehre bemüht, darum beneidet worden. Solche Musenalmanache sind meiner Meinung nach nicht eben ersprießlich für die Literatur, und noch weniger sind es die später an ihre Stelle getretenen, hauptsächlich mit lyrischen Gedichten erfüllten Zeitschriften. Es ist natürlich, daß die Herausgeber von beiden darnach trachten, vorzugsweise bekannte und geachtete Namen in ihnen vertreten zu sehen, und so werden denn die Dichter von Ruf mit Ungestüm zur Mitarbeiterschaft aufgefordert und lassen sich oft bloß aus Gefälligkeit bereit finden, Verse, denen sie selbst keinen Wert beilegen und die ihren Ruhm keineswegs vermehren können, zu veröffentlichen. Noch schlimmer aber ist es, daß solche periodischen Sammelwerke die Eitelkeit und den Dünkel der Dichterlinge nähren; wenn einer von dieser Gattung bemerkt, daß ein erträgliches Versstück von ihm, wie es freilich auch manche Andere hätten zu stande bringen können, in einem derartigen Taschenbuch oder Journal Aufnahme gefunden hat, so steigt ihm der Kamm gewaltig, und er hält sich fortan für einen Kandidaten der Unsterblichkeit. Ich will nicht von mir behaupten, daß ich damals mit zwanzig Jahren von einem ähnlichen Rausch frei gewesen sei, und die Anerkennung, die mir Chamisso persönlich für meine Beiträge aussprach, konnte jenen Rausch nur noch vermehren. Dennoch darf ich mir nachrühmen, daß mein Dichterwahn nicht lange anhielt. Gar bald erkannte ich, daß meine Verse zwar nicht schlechter als die meisten in jenen Almanachen enthaltenen, indes doch nur mittelgut seien, und ließ nun Dezennien vergehen, bis ich von neuem mit Gedichten vor das Publikum trat. Chamisso litt damals schon an der Brustkrankheit, die ihn wenige Jahre

nachher hinwegraffte, und es machte einen traurigen Eindruck, den ehemaligen Weltumsegler, in dessen Locken der Windhauch der Südsee, wie der des atlantischen Meeres gespielt hatte, in das enge Krankenzimmer eingeschlossen zu sehen. Er erzählte mir in einer Sprache, welche noch erkennen ließ, daß er kein geborener Deutscher war, viel von seinen Reisen. Einmal reichte er mir einen großen Stoß von Gedichten, die ihm für den Musenalmanach eingesandt worden waren, und bat mich, sie ihm vorzulesen. Ich kam seinem Wunsche nach, und nachdem er wohl eine halbe Stunde zugehört, sagte er: „Das ist ja alles recht elendes Zeug." Hierin konnte ich ihm nicht unrecht geben, es mußte wirklich eine verzweifelte Aufgabe sein, so viele mittelmäßige Reimereien, wie sie ihm zugeschickt wurden, zu mustern, um nur selten ein Körnchen zwischen der Spreu zu entdecken. Chamisso's eigene Gedichte scheinen mir teilweise zu den vorzüglichsten der neueren Zeit zu gehören. Die Perle seiner ganzen Sammlung ist unstreitig Salas y Gomez; für diese Erzählung hat er einen Lorbeerkranz verdient und sie ist des größten Dichters würdig.

Inzwischen rückte die Zeit heran, wo für mich die Notwendigkeit vorlag, meinen Lieblingsbeschäftigungen zunächst zu entsagen und mich auf das Examen vorzubereiten. Nach heftigem Kampfe riß ich mich von allem Anderen los, studirte während eines halben Jahres bis tief in die Nacht hinein Pandekten, deutsches Privatrecht, Wechselrecht und so weiter und bestand im Frühjahr 1838 die Staatsprüfung. Wegen der Aussicht, später in die Diplomatie übergehen zu können, trat ich in preußische Dienste; allein zunächst mußte ich nach der damaligen Vorschrift ein Jahr beim Gericht, ein weiteres bei der Regierung arbeiten. Mich traf das Schicksal, zuerst ans Kriminalgericht beordert zu werden; dort mußte ich acht bis neun Stunden des Tages Protokoll führen, nicht selten bei glühender Sonnenhitze Leichenobduktionen beiwohnen; und

wenn ich Nachmittags ſchon erſchöpft nach Hauſe kam, fand ich auf meinem Zimmer hohe Stöße von Akten vor, aus denen ich dann noch Relationen anfertigen ſollte. Auch Defenſionen von Angeklagten lagen mir ob. Dieſe Zeit war die troſtloſeſte meines Lebens, und auch als ich an das Stadtgericht verſetzt wurde, ward es für mich nicht viel beſſer. Nachdem ich dreiviertel Jahre lang mich ſo in der Tretmühle der Geſchäfte gemüht hatte, waren mein Nervenſyſtem und meine Geſundheit völlig zerrüttet, und ich glaube ſicher, daß ich zu Grunde gegangen wäre, wenn ich in der mir verhaßten Thätigkeit hätte ausharren müſſen. Es mag Naturen geben, die auch mit gehäuften Berufsgeſchäften ganz heterogener Art eine literariſcher Thätigkeit zu verbinden vermögen. Das muß zum Beiſpiel bei Immermann und dem Verfaſſer der Serapionsbrüder, welche beide Jahrzehnte hindurch praktiſche Juriſten waren, der Fall geweſen ſein; meine Konſtitution indes war nicht ſo ſtark. Daher ſchätzte ich mich glücklich, Urlaub auf ein Jahr nehmen und eine ausgedehnte Reiſe antreten zu können.

Elftes Kapitel.

Reiſe nach Sizilien, Griechenland, Kleinaſien, Aegypten, dem Sinai, Petra, Paläſtina, dem Libanon. Seefahrt über Malta nach Gibraltar. — Granada, Sevilla, Madrid; Liſſabon, Cintra. Rückkehr über Southampton.

Als ich Berlin im Rücken hatte, war mir wie einem aus dem Kerker Befreiten. Meine lebhafteſten Wünſche richteten ſich auf Spanien, aber der dort fortwährend wütende Bürgerkrieg nötigte mich, meiner Reiſe eine andere Richtung zu geben, und ſo ging ich denn, Italien nur durchfliegend, zunächſt nach Sizilien, wo ſich mir in den doriſchen Tempeln von Selinunt und Agrigent zuerſt die Herrlichkeit der griechiſchen Architektur zeigte und Palermo mit ſeinen Reſten und Erinnerungen aus der Normannenzeit, und mit der ſelbſt die Umgegend Neapels noch übertreffenden Pracht ſeiner ſüdlichen Natur, einen bezaubernden Eindruck auf mich machte. Da ſich verſchiedene auf dieſe Reiſe Bezug habende Tagebuchblätter erhalten haben, welche ſpäter mitgeteilt werden ſollen, werde ich übrigens dieſelbe hier nur kurz berühren. Ich erſtieg unter großer Anſtrengung trotz des hochgehäuften Schnees ſchon im März den Gipfel des Aetna und hatte ſodann auf der Ueberfahrt von Syrakus nach Malta ein fatales Abenteuer. Das kleine Küſtenſchiff, auf dem ich mich mit mehreren Reiſegefährten befand, wurde in der Nacht von einer franzöſiſchen Brigg überſegelt, und wir mußten uns glücklich ſchätzen, das nackte Leben zu retten.

Unser sämmtliches Gepäck ging zu Grunde. Unter meiner verlorengegangenen Habe beklagte ich am meisten die Manuskripte einiger von mir begonnenen Werke. Doch sagte ich mir bald nachher, es sei eben kein Verlust für die Welt, wenn sie auf dem Meeresboden ruhten. Glücklicherweise fügten sich in Malta die Umstände so günstig, daß ich bald nach Griechenland weiterreisen konnte. Auf der Ueberfahrt gesellte sich ein französischer Geistlicher zu mir, der ein großer Feind des Schweigens zu sein schien und, da er einen achtsamen Hörer an mir fand, nicht von meiner Seite wich. Er war lange Jahre als Missionär im Innern Afrikas thätig gewesen und begab sich jetzt von neuem dorthin. Seine Erzählungen von den Abenteuern, die er und verschiedene seiner Gefährten dort inmitten wilder Völkerschaften, zu denen kaum noch Europäer vorgedrungen, erlebt hatten, erregten meine höchste Teilnahme, und obgleich manche derselben fast fabelhaft erschienen, wurden sie doch in allen ihren Details auf so überzeugende Weise vorgeführt, daß ich sie nicht für erdichtet halten konnte. Erst nachdem der Missionär mich wohl zwei Tage lang auf solche Art unterhalten hatte, rückte er mit seinen religiösen Ueberzeugungen und mit der Absicht, mich zu denselben zu bekehren, hervor. Er versuchte Letzteres mit so feuriger Beredsamkeit und so einschmeichelnden Worten, daß er momentan wirklich meinen Sinn gefangen nahm. Aber als er so weit ging, sogar die Verfolgungen der katholischen Kirche gegen Andersgläubige zu rechtfertigen, weil es ja besser sei, daß ein Irrender den Tod erleide, als daß tausend Rechtgläubige durch ihn vom Pfad des Heiles abgelenkt würden, brach ich das Gespräch ab und sagte dem Proselytenmacher kategorisch meine Meinung. Wiewohl ich dies mit ziemlicher Heftigkeit gethan, versicherte er im Tone der Sanftmut und Milde, den er auch bei den Aeußerungen der höchsten Intoleranz nicht verlassen hatte, mein Seelenheil liege ihm aufs lebhafteste am Herzen und er

werde, auch wenn ich ihn zurückstoße, nicht aufhören, für dasselbe zu beten. Glücklicherweise waren wir am Ende unserer Fahrt. Beim Abschiednehmen umarmte mich der fromme Mann aufs herzlichste, und ich konnte wirklich, trotz des Vorgefallenen, nicht gegen ihn erzürnt sein, denn es war mir unzweifelhaft geworden, er sei keineswegs ein Heuchler, sondern folge im Reden wie im Handeln seiner innigsten Ueberzeugung.

Bei meiner Ankunft in Athen hatte ich ein merkwürdiges Zusammentreffen mit zwei Freunden. Schon in Bonn war ich mit Emanuel Geibel, sowie mit Ernst Curtius, deren erster sich nachher als Dichter, der zweite als Historiker und Archäolog ausgezeichnet hat, bekannt geworden; später in Berlin trat ich ihnen näher, trieb mit Curtius Italienisch und begann mit Geibel zusammen ein Trauerspiel zu schreiben, zu welchem Zwecke wir uns an bestimmten Abenden nach dem Vorbilde von Beaumont und Fletcher und ihrer Mermaid Tavern in einer Weinwirtschaft der Königsstraße vereinigten. Etwa im Jahre 1837 verließ Curtius die preußische Hauptstadt, um als Erzieher in das Haus des Professors Brandis nach Athen zu gehen. Den Abend vor seiner Abreise brachte ich noch mit ihm und Geibel in der Weinstube von Lutter und Wegener zu, welche durch E. T. A. Hoffmann's und des Schauspielers Devrient dort gefeierte lustige Abende bekannt ist, und beim Abschied tranken wir in feurigem südlichem Wein auf baldiges Wiedersehen in Athen. Weder Geibel noch ich hatten damals eine Aussicht, die Stadt des Perikles besuchen zu können. Wunderlicherweise jedoch fügte es sich, daß ersterer nicht gar lange darauf einen ähnlichen Ruf dorthin erhielt, wie er zuerst seinem Lübecker Landsmann geworden. Als ich dann etwa ein Jahr später eben vom Piräus in Athen angelangt war, begegnete ich sogleich bei meinem ersten Ausgang Curtius, und dieser führte mich alsbald zu Geibel, so daß unser Trinkspruch sich auf überraschende Weise erfüllt hatte. Wer war

glücklicher als ich, mich nun auf hellenischem Boden, in der Stadt zu finden, die seit lange mein ganzes Denken und Empfinden eingenommen hatte, unter den Säulen des Olympion wandeln zu können, vom Parthenon herab die Sonne über Salamis untergehen zu sehen und auf den Stufen des Dionysostheaters zu ruhen, während mein Geist die Scene wieder mit den auf dem Kothurn einherschreitenden Gestalten des Aeschylus und Sophokles, den in weißen, wallenden Gewändern die Thymele umschreitenden Chorsängern belebte.

Nach einigen in der Hauptstadt verbrachten Wochen durchzog ich einen beträchtlichen Teil von Nordgriechenland und fast den ganzen Peloponnes, wo ich längere Zeit in dem herrlichen Eurotasthale verweilte. Auf meiner weiteren Reise machte ich ausgedehnte Streifzüge durch Kleinasien, unternahm den Ritt über das Schlachtfeld von Troja nach Brussa, bestieg den bithynischen Olymp und fuhr nach den Prinzeninseln, sodann nach Konstantinopel. Von hier aus wendete ich mich wieder nach einem übel berechneten Plane, indem die heiße Jahreszeit mir hätte gefährlich werden können, gegen Süden. Ich sah die damals noch in unzerstörter Eigentümlichkeit prangende Wunderstadt Kairo und ließ mich, den sengenden Strahlen der Sonne trotzend, von einer Nilbarke nach Oberägypten führen, wo die kolossalen, wie Trümmer einer Titanenwelt in die Gegenwart hinüberragenden Ruinen von Theben alles, was ich bisher gesehen, in den Schatten stellten und mich beim ersten Anblick fast übermannten. Wohl eine Woche lang verweilte ich unter den gestürzten Tempeln und Palästen der hundertthorigen Stadt und brachte eine Nacht am Fuße des Memnonbildes zu; meine Hoffnung war, in der Frühe, wenn das Morgenrot sich auf dessen Stirne legte, den Gruß des Riesen an die aufgehende Sonne zu hören, von dem bei den Alten so viel die Rede ist und der nicht ganz Fabel sein

soll, weil nach der Aussage verschiedener Naturforscher die ersten Lichtstrahlen einen Ton aus dem Gestein hervorlocken. Nach Kairo zurückgekehrt, trat ich den anstrengenden Wüstenritt nach dem Sinai und der wunderbar in zerrissener Felsenwildnis gelegenen Ruinenstadt Petra an. Es waren überwältigende, unvergeßliche Momente, als ich mich zuerst in der Wüste befand und mein Auge nichts als den Himmel über mir und die unermeßlichen Sandhügel um mich her erblickte. Dieser Eindruck mußte noch weit gewaltiger sein als derjenige, den ich auf dem Meere gehabt; denn hier sah ich mich doch auch da, wo alle Küsten hinter mir verschwunden waren, immer durch das Schiff selbst, durch die Matrosen auf ihm und die mitreisenden Europäer noch an das verlassene Europa erinnert. In der Wüste dagegen schienen alle Bande, die mich an jenen Weltteil gefesselt, abgeschnitten zu sein. Mein Führer war der Einzige, der, obgleich Araber und in arabische Tracht gekleidet, notdürftig eine mir vertraute Sprache, die italienische, redete. Die Kameeltreiber und die übrigen zu der kleinen Karawane gehörigen Leute hielten mir beständig in ihrer Erscheinung und ihren Gebräuchen vor, daß ich in eine fremde Welt eingetreten. Ja oft meinte ich, die Gegenwart sei hinter mir versunken und ich in ein frühes Zeitalter der Menschheit zurückgekehrt. Wenn die Araber Abends, niederknieend und den Boden mit dem Haupte berührend, ihr Gebet gesprochen hatten, wenn dann, nachdem die Sonne dunkelrot über dem gelben, wogenden Sande verglüht war, das erstgeborene Heer der Sterne am Himmel emporstieg, zwang es mich oft, mich wie die Sabäer vor jenen ewig flammenden Lichtern in den Staub zu werfen. Ich dachte zurück, wie ich schon als Knabe vor meiner Eltern Hause mit Andacht und Sehnsucht zu diesen Gestirnen emporgeblickt, wie sie damals mir nur blaß durch die trüben Dünste des Nordens geschienen, die nun in der reinen Klarheit, in welcher das erste Menschenpaar sie gesehen,

auf mich herab strahlten. Aber solchen Augenblicken der Erhebung folgten doch wieder bange Stunden, und ich fragte mich, ob es auch recht sei, daß ich wider den Willen meiner Eltern und zu deren steter Sorge mich so in die Abenteuer und Gefahren gestürzt, die mit dieser Wüstenreise, besonders wegen der noch anhaltenden fürchterlichen Sommerhitze, verbunden waren. Wieder dann sagte ich mir, daß ein dunkler Trieb nach einem mir selbst unklaren Ziele mich ins Weite geführt habe und wie ich dieses Ziel nie erreichen würde. Mich befiel tiefe Niedergeschlagenheit, und wenn ich die Spuren unserer Dromedare hinter mir im flutenden Sande verschwinden sah, dachte ich, wie seit der Urzeit der Welt schon die Spuren unzählbarer Karawanen, welche diese Wüste durchzogen, vom Winde verweht worden seien, und wie auch von mir kein Andenken auf Erden zurückbleiben werde.

Mein fernerer Weg führte mich von Petra nordwärts über Hebron nach Jerusalem, dann nach Damaskus und Beirut, von wo ich noch eine lohnende Exkursion in den Libanon machte. Es war inzwischen Spätherbst geworden, und ich verließ nun den Orient, um mich zu Dampfschiff über Syra und Malta nach Gibraltar zu begeben. Eingezogene Erkundigungen hatten mich annehmen lassen, daß der Bürgerkrieg in Spanien im Erlöschen sei und daß ich den größern Teil dieses Landes ungehindert würde durchreisen können. Von Gibraltar aus brach ich zunächst nach dem Ziel meiner besondern Sehnsucht, nach Granada, auf. Obgleich der Beginn des Winters nicht mehr ferne war, ließ die unverschleierte Sonne doch die wildromantischen Schluchten der Felsenberge bei Alhama, die ich dorthin durchzog, noch in aller Glut des Südens strahlen. Man beneide mich, wie ich dann in den auf steile Höhen hingebannten Zaubergärten des Generalife an schäumenden Kaskaden träumen, von den Thürmen und hängenden Terrassen der Alhambra auf die unvergleichliche

Vega und zu dem vom goldführenden Darro durchrauschten Thalschlund hinunterblicken konnte! Dieser erste, nur kurze Aufenthalt in Granada fesselte mich mit einer Art von Magie an die alte Maurenstadt und hinterließ mir das unauslöschliche Verlangen, wieder zu ihr zurückzukehren. Doch für diesmal mußte ich mich losreißen, wenn ich alle die Pläne, die ich gefaßt, noch vor Ablauf meines Urlaubs ausführen wollte. Zunächst begab ich mich nach Sevilla und bekannte mir, als ich in Cordova die Omajjadenmoschee betrat, daß ich im ganzen Orient kein irgend damit vergleichbares Bauwerk gesehen hätte. — Von hier ging es nach Madrid; doch stellte es sich heraus, daß die Beruhigung des Landes noch nicht so weit vorgeschritten sei, wie mir berichtet worden. Die Gegend nördlich der Sierra Morena war durch umherstreifende carlistische Banden unsicher gemacht; die Diligence, welche zugleich die Einnahmen der Steuern für die Regierung nach der Hauptstadt brachte, wurde deshalb durch starke militärische Bedeckung eskortirt, und täglich konnten nur wenige Meilen zurückgelegt werden. Ich scheute jedoch diese beschwerliche Fahrt nicht, indem Madrid mir ganz besonders wichtig war, weil die Benützung der dortigen Bibliothek für die Vollendung meines Werkes über die dramatische Literatur und Kunst der Spanier mir notwendig schien. Nachdem ich geraume Zeit auf der königlichen Bibliothek und in der des Herzogs von Ossuna gearbeitet hatte, brach ich nach Portugal auf und gelangte nach langwieriger, nicht gefahrloser Reise über Merida und Badajoz nach Lissabon. Wenn ich oft gehört hatte, die Residenz der Könige von Portugal sei neben Neapel und Konstantinopel die am schönsten gelegene Stadt Europas, so konnte ich dieser Ansicht nicht ganz beipflichten, fand vielmehr, daß sie hinter den beiden Letzteren weit zurückstehe. Aber die wunderherrliche Kirche von Belem und der unfern davon gelegene alte Turm am Tajo, von wo die großen Expeditionen

der lusitanischen Seehelden ausgingen, imponirte mir sehr. Auch das unvergleichliche Cintra besuchte ich noch und empfing einen überwältigenden Eindruck von seiner zauberhaften Lage, so daß ich mir gelobte, bei nächster Gelegenheit dorthin zurückzukehren. — Mein Urlaub war, wie ich mir vorhalten mußte, schon um viele Monate überschritten, und so schiffte ich mich schweren Herzens von der portugiesischen Hauptstadt nach Southampton ein, von wo ich wieder nach der Heimat gelangte. Mir schauderte bei dem Gedanken, nun von neuem an den Aktentisch gebannt zu werden; allein mich empfing bei der Rückkehr die willkommene Nachricht, daß mir die Stelle eines Legationssekretärs bei der mecklenburgischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt angeboten worden sei. Dieselbe war noch vakant, und da ich wußte, daß eine solche Position mir reichliche Muße zu Studien und literarischen Beschäftigungen übrig lasse, nahm ich den Antrag alsbald an. Ich löste frohen Herzens das Band, das mich weiter in die geisterhebende preußische Beamtencarrière hineinziehen sollte, und nahm in dem mir schon lieb gewordenen Frankfurt meinen Aufenthalt.

Zwölftes Kapitel.

Frankfurt a. M. — Der Bundestag. — Böcking. — Guſtav v. Struve. — Alex. v. Duſch. — v. Günderode. — Joh. Friedr. Schloſſer.

Von jetzt an — dem Sommer 1840 — brachten die Verhältniſſe es mit ſich, daß ich Manches ſah und erlebte, was für viele Andere von größerem Belang geweſen wäre, als für mich. Meiner Neigung nach hätte ich mich, müde des langen Umherſchweifens, am liebſten auf Jahre in meine Studirſtube zurückgezogen und mich ausſchließlich mit Gegenſtänden beſchäftigt, die den Intereſſen des Tages möglichſt fern lagen: lieber mit den Völkerkriegen zwiſchen Iran und Turan, als mit den Streitigkeiten zwiſchen Naſſau und dem Großherzogtum Heſſen. Ich hätte lieber eine genaue Anſchauung von dem Hofſtaat des Kai Chosru gewonnen, als von dem des Königs Ernſt Auguſt von Hannover; allein ſo ſehr ich auch dem Himmel dafür dankbar ſein muß, daß er mir in Frankfurt Muße vergönnte, wie ich ſie lange entbehrt hatte, ſo war dieſe Muße doch nicht ſo andauernd und reichlich, wie ich ſie wünſchte, ſondern ward durch die verſchiedenſten Zwiſchenfälle unterbrochen. Ich habe Manches von dem deutſchen Staatsleben in der Nähe geſehen und bei der auf der öffentlichen Bühne in Scene geſetzten Aktion ſo manchen Blick hinter die Couliſſen gethan, bin auch zu wiederholten Malen an faſt alle Höfe Europas geführt worden. Doch will ich über dieſen Teil meines Lebens nur wenige Andeutungen

geben. Politische Zustände, Verwicklungen und Vorfälle, die für die Geschichte im Ganzen von geringer Wichtigkeit sind, werden oft eine Zeit lang unendlich viel besprochen. Alle Zeitungsblätter sind davon erfüllt, und sie scheinen den Meisten von außerordentlicher Bedeutung zu sein. Aber schon nach einem Dezennium oder früher sind sie wie weggeblasen. Keiner zeigt noch Interesse dafür, und wollte man darauf zurückkommen, so würde es sein, als läse man alte Zeitungsartikel von neuem vor. Wer kümmert sich jetzt noch um die Debatten der badischen Kammer und die Reden von Idstein und Hecker, die in ganz Deutschland widerhallten, wer noch um den damals für ein Weltereignis gehaltenen Vorfall, als diese beiden Männer aus Berlin ausgewiesen wurden, oder um den „offenen Brief" des Königs von Dänemark, in dem derselbe seine auf völlige Inkorporation von Schleswig-Holstein gerichteten Absichten kundgab? Ebensowenig würde eine Schilderung der verschiedenen Regentenfamilien, ihrer Höfe und der an denselben einflußreichen Persönlichkeiten bei einem späteren Geschlecht noch auf Teilnahme rechnen können.

Der nun seit einer Reihe von Jahren glücklich zu Grabe getragene deutsche Bundestag war ein höchst unzureichender Notbehelf, um Deutschland zusammenzuhalten, und man konnte von Anfang an voraussehen, daß ein so loses zusammengefügtes Gebäude bei der nächsten Erschütterung einstürzen müsse. Allein Denen, die nur Haß und Verachtung für diese Anstalt hatten, ließ sich doch entgegenhalten, daß ein schwaches Band der Einheit besser war, als gar keines, und daß ein festeres bei einer Staatenverbindung, welche zwei Großmächte in sich schloß, kaum zu finden war. Dies ist aber auch das Einzige, was zu Gunsten des Bundestages angeführt werden kann; seine Organisation war eine überaus mangelhafte, bei der das Zustandekommen von etwas Erheblichem, für ganz Deutschland Ersprießlichem von vorn herein fast zur Unmöglichkeit wurde. Aber

in der That gestaltete sich dies noch viel unheilvoller. Oesterreich wurde durch die Schwäche und Verblendung von Preußen in den Stand gesetzt, den Bundestag als eine Maschine zu benützen, durch welche es Deutschland im Sinne einer geistlosen, reaktionären und zugleich von allem Nationalgefühl entblößten Politik lenkte. Wenn es galt, irgend eine Freiheitsregung zu unterdrücken, wußte der österreichische Staatskanzler sich mit dem Berliner Ministerium über die zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen, und die Regierungen der kleineren Staaten wurden dann, wenn sie zu Widerstand geneigt waren, durch Metternich's Agenten bearbeitet, bis sie ihre Opposition aufgaben. So bestand denn die Thätigkeit, die der Bundestag entfaltete, neben Beschlüssen über die Titulaturen „Durchlaucht, Hoheit und Großherzogliche Hoheit" hauptsächlich in Unterdrückung aller liberalen Bestrebungen, in Knebelung der Presse; und während im Innern die sogenannten demagogischen Umtriebe mit brutaler Energie verfolgt wurden, zeigte der Bundestag gegen das Ausland die kläglichste Schwäche, als ob er gegen alle Empfindung für die Ehre des deutschen Namens abgestumpft wäre. Noch jetzt steigt mir die Schamröte ins Gesicht, wenn ich an die Sprache zurückdenke, die damals das kleine Dänemark gegen uns zu führen wagte, an die Ohnmacht, mit welcher die angebliche deutsche Centralgewalt selbst die klarsten und dringendsten Forderungen des Rechtes dem Auslande gegenüber nicht durchzusetzen vermochte. Ein solcher Zustand der Erbärmlichkeit anstatt des großen mächtigen Vaterlandes, von welchem Arndt gesungen und das sich das deutsche Volk als Lohn seiner gewaltigen Anstrengungen in den Freiheitskriegen versprochen hatte, mußte auf die Dauer unerträglich sein, und der Gedanke daran erfüllte selbst Diejenigen mit Erbitterung, die sich von allem revolutionären Treiben ferne hielten.

Daß ich unter diesen Umständen einen Umsturz, durch den Deutschland eine bessere Gesammtgestaltung erhalten haben

würde, willkommen geheißen hätte, daß ich erkannte, jede am Bundestag entfaltete Thätigkeit sei unersprießlich, brauche ich nicht zu sagen. Glücklicherweise war meine Stellung nicht von der Art, daß mir zugemutet wurde, irgend etwas zu thun, was mit meinen Ueberzeugungen im Widerspruch stand. Die mir obliegenden Geschäfte waren von sehr unschuldiger Art, und so erfreute ich mich der vielen Zeit, die sie mir übrig ließen, um den Musen zu opfern; auch waren im damaligen Frankfurt mehrere gesellige Kreise, die mich sehr anzogen. Ein großer Irrtum wäre es, zu glauben, daß alle Bundestagsgesandten eingefleischte Reaktionäre oder geistlose Bureaukraten gewesen wären. Es gab darunter wahrhaft freisinnige Männer von hoher Bildung, die Alles, was in ihren Kräften stand, thaten, um der unseligen österreichischen Politik entgegen zu arbeiten und den Bundestag zu etwas mehr zu machen, als einer von Metternich geleiteten Polizeianstalt. Auch habe ich durch meine Bekanntschaft mit Staatsmännern verschiedener Richtungen es als eine beschränkte Parteiansicht betrachten gelernt, wenn Manche meinen, Diejenigen, welche eine den Ihrigen entgegengesetzte politische Tendenz verfolgen, müßten dies in böser Absicht thun. Gewiß gibt es sowohl Reaktionäre wie Revolutionäre, die in ihrem Handeln sich von unlautern, selbstsüchtigen Motiven bestimmen lassen; aber ich habe auch Männer gekannt, welche die erstere Richtung in extremster Weise verfolgten, jedoch dabei nur von der aufrichtigen Ueberzeugung geleitet wurden, jeder andere Weg führe in das Chaos und zur Entfesselung der rohen Massen. Auf der andern Seite habe ich mit Freiheitsschwärmern Umgang gepflogen, deren Umwälzungspläne, wenn sie mir auch verdammlich und für die wahre Freiheit gefährlich erschienen, keineswegs aus eigennützigen Trieben, sondern aus Begeisterung für einen geträumten idealen, leider nur praktisch nicht zu verwirklichenden Zustand hervorgingen.

Mit dem mir bald befreundet gewordenen ruſſiſchen Legationsrat von Struve machte ich verſchiedene Exkurſionen, zunächſt eine ſolche nach Trier, wohin ich ſpäter nie wieder gekommen bin. Die Fahrt auf der vielgewundenen Moſel, welche mehrere Tage in Anſpruch nahm, entzückte mich. Auf dem Marktſchiffe, mit welchem man damals dieſe Strecke zurückzulegen pflegte, traf ich den Bonner Profeſſor Eduard Böcking, bekannt als Herausgeber von Auguſt Wilhelm Schlegel's geſammelten Werken. Derſelbe, aus dieſen Gegenden gebürtig, hatte das beſchreibende Gedicht des Römers Auſonius „Mosella“ ins Deutſche überſetzt und bereiſte jetzt den Fluß ſowie ſeine Ufer, um die ſchon gemachten topographiſchen Erläuterungen zu ſeiner Arbeit zu berichtigen und zu vervollſtändigen. Es hätte ſich daher kein beſſerer Führer für die Reiſe finden laſſen. Profeſſor Böcking war ſehr erfreut, einen achtſamen Zuhörer zu finden, dem er ſeine Ueberſetzung nebſt dem Kommentar dazu vorleſen konnte. In dem Gedicht des Auſonius muteten mich einige reizvolle Schilderungen lebhaft an, und es gewährte mir Vergnügen, mir nach ſeiner Darſtellung die mit Rebenhügeln und Burgen gekrönten, felſenumgebenen Ufer, an denen das Marktſchiff hinglitt, in dem Zuſtande auszumalen, wie ſie in der ſpäteren Kaiſerzeit waren, als zahlreiche luxuriöſe Villen und Prachtgärten vornehmer Römer dieſe Geſtade ſchmückten. Wäre nicht das Gedicht des Auſonius vorhanden, wir würden kaum ahnen, daß an unſerer heimiſchen Moſel, bei deren Namen wir beſonders an den Brauneberger und Piſporter denken, einſt ſybaritiſche Pracht geherrſcht hat, wie am Golf von Bajä.

Durch meinen Reiſegefährten lernte ich in Mannheim, wohin wir uns nachher begaben, deſſen Bruder Guſtav von Struve kennen, der ſich ſpäter als revolutionärer Agitator und Demokrat vom reinſten Waſſer bekannt machte. Derſelbe hatte früher einige Jahre gleichfalls die diplomatiſche Laufbahn

verfolgt und zwar in oldenburgischen Staatsdiensten, dann jedoch wegen Differenzen mit seinem Chef diese Carrière aufgegeben, um sich in Mannheim als Advokat niederzulassen. Im Jahre 1848 wurde er, wie so viele Andere, zu einer noch extremeren Richtung fortgerissen, so daß er ernstlich die Republik durch gewaltsamen Umsturz in Deutschland einzuführen trachtete. Allein schon in der Zeit, als ich ihn kannte, predigte er politische Grundsätze, die seinen Bruder, den russischen Diplomaten, entsetzten, ohne doch das innige Verhältnis zwischen den beiden zu stören. Gustav von Struve war ein hochfliegender Idealist von durchaus edlem Charakter, aber von nicht eben klarem Blick für die reellen Verhältnisse des Lebens. Ich sah ihn auch in den folgenden Jahren noch mehrfach, und er sandte mir ein von ihm verfaßtes Trauerspiel „Die Verfolgung der Juden durch Emicho", sowie einen kleinen Roman, der in Indien vorgeht und die Tendenz hat, den Vegetarianismus zu empfehlen. Den letzteren übte er praktisch und wußte mit glänzender Beredsamkeit den günstigen Einfluß zu schildern, welchen die Enthaltung von der Fleischnahrung auf Besserung des physischen und sittlichen Zustandes der Menschen haben würde. Er machte mich fast zum Proselyten seiner Doctrin, und ich hätte dieselbe auch ins Werk gesetzt, wenn es nicht bei den Verhältnissen, in denen ich lebte, und auf den Reisen, wie ich sie liebte, nahezu unmöglich gewesen wäre. Schon in der Zeit, als ich in Frankfurt das Gymnasium besuchte, hatte das Geschrei der leidenden Tiere, das ich oft hören mußte, indem der Weg zur Schule mich beim Schlachthause vorüber führte, einen so schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich am elterlichen Tische die Fleischspeisen kaum berühren mochte. Erst als ich bei meinem Gange zum Gymnasium einen Umweg einschlug, auf dem jene Töne nicht zu mir drangen, versöhnte die Gewohnheit mich auch wieder mit der Nahrung, die uns

von früher Jugend auf gereicht wird, und deren der Mensch auch wohl eher in Indien als in unserem nordischen Klima entbehren kann.

Ein Haus in Frankfurt, in dem ich die angenehmsten Stunden verbrachte, war das des badischen Gesandten Alexander von Dusch. Derselbe, später lange Zeit hindurch Minister in Karlsruhe, besaß jene nicht bloß politische, sondern allgemein humanitäre, literarische und künstlerische Bildung, die einem Staatsmanne nicht fehlen sollte. Er konnte seinen Goethe fast auswendig und war ein intimer Freund Hebel's gewesen, dessen alemannische Gedichte nie einen solchen Eindruck auf mich gemacht haben, wie wenn er sie vortrug. Seine liebste Beschäftigung aber war die Musik, in welcher er es als Violoncellspieler bis zur Virtuosität gebracht hatte. In jüngeren Jahren war er, vereint mit Carl Maria von Weber und Meyerbeer, Schüler des berühmten Contrapunktisten Abt Vogler in Darmstadt gewesen. Er erzählte gern von dieser Zeit, und ich wurde nicht satt, ihn von Weber, meinem Liebling unter den Komponisten, sprechen zu hören. Dusch schilderte denselben als einen Mann von dem liebenswürdigsten Charakter und umfassendem Wissen. Er lebte, wie Jener mir sagte, ganz in den Werken der Romantiker, hat aber nach meiner Meinung in seinen Opern den Geist der romantischen Schule mit weit größerer Kraft, Tiefe und Fülle ausgesprochen, als irgend ein Dichter dieses Kreises. Die Idee, eine Erzählung „Der Freischütz" von August Apel zu einer Oper zu benützen, ging von Weber selbst aus, und Dusch versuchte zuerst, ihm den Text dafür zu liefern, ward aber dann von Weber getrennt, wodurch es veranlaßt wurde, daß Friedrich Kind schließlich das Libretto schrieb. — Meyerbeer versprach, nach Dusch, in seiner Jugend Größeres in der Komposition, als er später geleistet hat; er war ein ausgezeichneter Contrapunktist und schrieb Oratorien und Motetten im strengen

Stil. Erst in Italien begann er dem herrschenden musikalischen Geschmacke zu huldigen. Er brachte dort eine Reihe von Opern in Rossinischer Weise auf die Bühne, fand jedoch damit, etwa den Crociato in Egitto ausgenommen, nicht den gewünschten Beifall und suchte nun, um die Gunst des Publikums zu erstürmen, unter Aufbietung aller möglichen äußeren Mittel und durch Verbindung des deutschen mit dem französischen und italienischen Stil, eine ganz neue Operngattung von unerhörtem Effekt zu erschaffen. Dusch behauptete, Meyerbeer, der von jeher ein großer Sammler alter und seltener Partituren gewesen sei, habe viele seiner Motive und so berühmt gewordenen Melodien solchen, jetzt ganz vergessenen Musikwerken der früheren Zeit entnommen. Daß der Berliner Maestro bei großen musikalischen Kenntnissen eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in deren Verwertung entfaltet hat, wird Niemand in Abrede stellen. Aber mir scheint weit mehr die Berechnung als die Inspiration die Quelle gewesen zu sein, aus der seine Kompositionen geflossen. Dieselben haben mich immer kalt gelassen, und ich ziehe selbst die besseren Opern der neueren Italiener, sowie die eines Boieldieu und Auber den seinigen bei weitem vor. — Mit den beiden Söhnen von Alexander von Dusch, die nachher hohe Stellen im badischen Staatsdienst erklommen haben, war ich sehr befreundet. Der zweite von ihnen, später badischer Minister, spielte gut Violoncell, und er sowohl wie der Vater begleiteten mich nicht selten bei den Duos von Beethoven und Mendelssohn, während ich die Klavierstimme hatte. Oft ward noch ein Violinspieler des Orchesters hinzugenommen, und dann führten wir Trios von den Genannten, sowie von Haydn und Mozart aus. Obgleich sicher mit keinem besonderen musikalischen Talente begabt, brachte ich es doch durch Eifer dahin, ein leidlicher Pianist zu werden, und ich segne den Fleiß, den ich auf diese Kunst verwandt habe. Wie viele herrliche Stunden, die mein

Leben verschönert, verdanke ich ihr, wie oft hat sie mir Trost in Trübsal gespendet! Wenn ich sagen sollte, ob der Blick vom Gipfel des Pic von Teneriffa herab auf das unendliche Meer, von der Höhe bei Scutari auf die mit ihren Moscheen und Minareten über Hügel und Thäler ausgegossene Riesenstadt mir größeren Genuß gewährt habe, oder manche im einsamen Gemache bei den Klängen der hohen Meister verträumte Abenddämmerung, so würde mir die Entscheidung schwer fallen. Oft schwand da die ganze Welt um mich, während ich nur in diesen Tönen lebte und atmete, — welche Abgrundtiefen schlossen sich vor mir auf, wie fühlte ich mich auf Schwingen des Entzückens in den Himmel getragen! Wenn wir große Musikwerke vom Orchester oder von einem Virtuosen ausgeführt hören, so wird uns sicher etwas viel Vollkommeneres geboten. Allein wenn wir sie selbst, sei es auch mangelhaft, spielen, so dringen wir viel tiefer in sie ein, empfinden ihre Schönheiten weit lebendiger. Und welch ein Vorzug, sich solche Herrlichkeiten, die uns in Konzerten und im Theater doch nur hie und da geboten werden, in jedem Augenblick hervorzaubern zu können! Auch der Fleißigste vermag doch nicht immer zu arbeiten, auch der Geselligste nicht immer unter Menschen zu sein, und wie herrlich füllt derartige Stunden der Muße und der Einsamkeit die Musik aus! Den Segen, daß ich sie selbst kultivirt, empfand ich doppelt in späteren Jahren, als der leidende Zustand meiner Augen mir verbot, bei Licht zu lesen und ich mir bei meinem glücklichen Gedächtnisse viele früher geübte Kompositionen auch ohne Noten wiederholen konnte. Aber schon in Frankfurt brachte das Klavierspiel noch einen anderen Vorteil für mich. Große Gesellschaften waren mir unerträglich; mit gleichgiltigen Menschen triviale Gespräche zu führen, martert mich, und ich pries stets den Augenblick, wenn ich mich von solchen Reunionen zurückziehen konnte. Dennoch war es mir nicht möglich, mich von denselben auszuschließen,

und da ich auch das Kartenspiel, durch welches Manche der Langweile derartiger Soiréen zu entfliehen suchen, verabscheute, so verfiel ich auf den Gedanken, in verschiedenen Häusern, wo ich an den Empfangsabenden nicht fehlen durfte, mich als Klavierspieler teils allein, teils mit Begleitung zu produzieren. Ich bin nie exklusiv in meinem Geschmacke gewesen, und so sehr ich auch die unermeßliche Ueberlegenheit der älteren Komponisten bis zu Schumann und Mendelssohn herab anerkenne, finde ich doch auch an manchen der neueren Wohlgefallen. Es war damals die Blütezeit des Virtuosentums. Liszt und Thalberg hielten ihre Triumphzüge und erregten auch in Frankfurt Furore. Daß sie auf dem Piano außerordentliche, bisher ungekannte Wirkungen hervorgebracht, daß sie, wenn auch ihre eigene Erfindungskraft nicht bedeutend gewesen sein mag, mindestens in ihren Transskriptionen fremder Werke Treffliches geleistet haben, scheint mir unleugbar. Die Lieder von Schubert z. B. in der Uebertragung von Liszt sind, mit Ausnahme einzelner, die er mit Zieraten überladen hat, von außerordentlicher Schönheit. Aber auch manchen von Liszt's und Thalberg's eigenen Tonwerken kann man nicht absprechen, daß sie von Geist und Geschmack, Feuer und Schwung zeugen und daß sie mit ihrer dem Instrument entlockten Klangfülle einen hinreißenden Eindruck machen. Dergleichen brillante Stücke nun schienen mir zum Vortrag in größeren Gesellschaften vor einer zerstreuten und meist nur an Oberflächlichem Gefallen findenden Zuhörerschaft geeigneter, als Beethovensche Sonaten oder Bachsche Fugen. Ich übte mir daher eine Anzahl solcher Konzertstücke, z. B. Liszt's glänzende Fantasie über die Arie aus Paccini's Niobe und über das spanische Volkslied El Contrabandista, oder die von Thalberg über das Gebet aus Moses sorgfältig ein, und es machte mir Freude, wenn in den Finales dieser Stücke unter meinen Fingern ein solcher Donnersturm von Tönen aufwirbelte, daß

auch die lauteſten Stimmen der um mich ſchwatzenden Herren und Damen davon überbrauſt wurden.

Wie verhaßt mir auch größere Geſellſchaften waren, ſo beſuchte ich doch kleinere ausgewählte Kreiſe mit Vergnügen. Gegen die Gefahren literariſcher Zirkel waffnete ich mich von vornherein mit einem eiſernen Panzer. Denn wie nachteilig ſie für junge Dichter und Autoren ſind, hatte ich bereits an einigen Bekannten erfahren. Wenn Jemand eines ſeiner Produkte in einer derartigen Geſellſchaft, in welcher gewöhnlich Damen das Wort führen, vorlieſt, ſo iſt es wohl nicht anders zu erwarten, als daß er dafür mit Lob überſchüttet wird. Ohne nun zu bedenken, daß mehrenteils die ihn Preiſenden nicht ſehr kompetent zum Urteilſprechen ſind, daß ferner die Meiſten aus bloßer Höflichkeit ihm etwas Artiges über das Geleſene ſagen zu müſſen glauben, nimmt er leicht das Alles für bare Münze, legt den ihm geſpendeten Encomien einen Wert bei, den ſie in keiner Weiſe verdienen, und wird ganz berauſcht von dem um ihn aufſteigenden Weihrauch; Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung ſind die Folge hiervon. Ich will nicht behaupten, daß es mir nicht oft Freude gemacht hätte, wenn ich die Ueberzeugung gewann, mit einem meiner Gedichte das Herz eines Andern bewegt oder erſchüttert zu haben; aber oberflächliche Komplimente, wie man ſie mir in Salons entgegenbrachte, haben mich immer unberührt gelaſſen; ich wußte zu gut, was dort in Wahrheit am meiſten bewundert wird. Iſt doch oft ſogar das Urteil einſichtsvoller Männer von wenig Belang! So bin ich dahin gekommen, auch auf fremden Tadel kein großes Gewicht zu legen. Die Ueberzeugung von der Unzuverläſſigkeit alles menſchlichen Urteils hat ſich mir unwiderſtehlich aufgedrängt. Nachdem die größten Männer kritiſche Ausſprüche gethan haben, die jetzt Niemand unterſchreiben wird, nachdem ſie herbe getadelt, was jetzt allgemeine Bewunderung findet, kann man unmöglich noch glauben, daß

auf dem Gebiete des Schönen eine unbedingt verläſſige Autorität vorhanden ſei. Der Eine, der ſein kritiſches Votum abgibt, hat nur flüchtig oder in übler Stimmung geleſen, der Andere wird von falſchen Doctrinen beherrſcht, der Dritte hat eine abſonderliche Geſchmacksrichtung, und hiernach fällt das Urteil ſo oder ſo aus.

Ein Haus, in dem geiſtige Intereſſen lebhaft gepflegt wurden, war das der Geheimen Rätin von Günderode. Dieſe würdige Dame gehörte durch ihre Vermählung der alten Frankfurter Familie an, welche beſonders durch Bettina's Freundin Karoline, die ſich im Anfang dieſes Jahrhunderts aus unglücklicher Liebe in den Rhein ſtürzte, bekannt geworden iſt. Hier verſammelte ſich faſt allabendlich eine ausgewählte Geſellſchaft, in welcher es nie an anregender Unterhaltung fehlte und zu der auch nicht ſelten intereſſante Fremde traten. In dieſem Zirkel lernte ich zuerſt den nachherigen preußiſchen General und Miniſter von Radowitz kennen, der damals als Militärbevollmächtigter in Frankfurt weilte. Er gehörte zu den merkwürdigſten Perſönlichkeiten, die mir je vorgekommen, und zeichnete ſich durch eine Fülle mannigfaltiger Kenntniſſe, noch mehr aber durch die glänzende Beredſamkeit aus, mit welcher er dieſelben Anderen mitzuteilen wußte. Dabei war er ein vortrefflicher Charakter, ſtets bereit, Solche, die er für würdig hielt, in aufopfernder Weiſe zu fördern. Eine einzige und mir unvergeßliche Erſcheinung war die älteſte Tochter des Herrn von Radowitz, Marie, die im Alter von 16 Jahren ſtarb. Das Ebenbild ihres Vaters, teilte ſie deſſen Redegabe und hatte ſich, obgleich faſt noch Kind, einen Reichtum des Wiſſens auf den verſchiedenſten Gebieten angeeignet, der in Erſtaunen ſetzte. Es waren nicht bloß tote, im Gedächtnis aufgeſpeicherte Kenntniſſe; ſie verband damit überraſchend vielen Geiſt und Witz. Aber ihr Tod, bevor ihr Leben noch aufgeblüht, war wohl die Folge einer allzu frühen

Entwicklung. — Angenehme Stunden und Tage verbrachte ich auch beim Rat Schlosser, sowohl in Frankfurt, wie in seinem reizenden Besitztum Stift Neuburg bei Heidelberg. Er und seine Frau waren strenge Katholiken von hoher Bildung, und diese hob sie über Intoleranz gegen Andersdenkende hinweg. Obgleich sie wußten, daß ich ihre religiöse Richtung nicht teilte, blieben sie in ihren Gesprächen mit mir doch immer auf einem solchen Terrain, auf dem ich ihnen folgen konnte. Allerdings habe ich auch nie die Beschränktheit so mancher Protestanten oder Freidenker geteilt, welche für die Schönheiten in den großen katholischen Dichtern blind sind oder die Werke ausgezeichneter Künstler deshalb gering schätzen, weil sich kirchliche Gläubigkeit in ihnen ausspricht. Da ich nun viel bei dem Rat Schlosser verkehrte, erhob sich das Gerede, ich neige mich zum Katholizismus und würde nächstens zu ihm übertreten. Nun lag mir dies jedoch völlig fern; allein dem vielen Herrlichen und Großen, was innerhalb desselben gediehen ist, vermochte und vermag ich meine Bewunderung nicht zu entziehen, und ich muß es durchaus verwerflich finden, daß Luthertum und Calvinismus von den großen Männern und Frauen früherer Jahrhunderte, die innerhalb der katholischen Kirche erstanden sind, gar keine Notiz nehmen, ja eine gewisse Geringschätzung gegen sie zur Schau tragen. Gewiß haben nicht alle sogenannten Heiligen die Kanonisation verdient; aber diejenigen unter ihnen, die durch Werke der Menschenliebe, durch flammende Begeisterung für das Göttliche den Mitlebenden voranleuchteten, verdienen die Verehrung aller Zeiten. Daß ich einige unter diesen, von denen der protestantische Religionsunterricht gewöhnlich ganz schweigt, in ihrem Leben und ihren Werken näher kennen lernte, verdanke ich dem Rat Schlosser. Voran steht mir unter ihnen die heilige Thereſe, deren staunenswerte Schriften uns im höchsten Schwunge der Begeisterung durch alle Himmel fortreißen, sodann der heilige Franz von

Assisi, dessen strahlende Gestalt mich seitdem durchs Leben begleitet hat. Nicht leicht ein Sterblicher ist von dem echten Geist Christi so erfüllt gewesen, hat dessen Lehre der Liebe, Milde und Barmherzigkeit so zu seiner Richtschnur gemacht, wie dieser wunderbare Mann. Die dumpfen Sinne der Menschen können das Himmlische in seiner ungetrübten Klarheit nicht ertragen, und so haben sich viele Legenden um seine Erscheinung gewoben. Aber warum soll man an diesen, da sie unschuldiger Natur sind und von kindlich naiver Sinnesart zeugen, Anstoß nehmen? Es gibt rohe, verderbliche und für das sittliche Gefühl beleidigende Legenden, die man bekämpfen soll; allein diese gehören ebensowenig wie die meisten der in den Evangelien enthaltenen dazu. Schlosser hatte die aus tiefster Seele gequollenen Gesänge des Franziskus herausgegeben und übersetzt, sie begeisterten mich aufs höchste, und ich ziehe sie, ebenso wie diejenigen des Jacopone da Todi und des heiligen Johannes vom Kreuz noch jetzt unendlich den meist so nüchternen und prosaischen Reimereien in den protestantischen Gesangbüchern vor; wie ich denn auch die Gemälde eines Overbeck und Steinle hoch über die Bilder mancher protestantischen Maler stelle, die künstlerisch nur eine schlechte Propaganda für die Reformation machen.

Dreizehntes Kapitel.

Genf. — Sismondi. — London. — Joſ. Mazzini. — Paris. — Hof Louis Philipp's. — Herzog und Herzogin von Orleans. — Guizot. — Thiers.

Auf einem Ausfluge nach der Schweiz ergriff ich die mir durch einen Empfehlungsbrief gebotene Gelegenheit, den Geſchichtsſchreiber Sismondi aufzuſuchen. Seine Geſchichte der italieniſchen Republiken war ſeit lange eines meiner Lieblingsbücher geweſen, wie es dies bisher immer geblieben iſt. Der ſchon bejahrte Gelehrte empfing mich in einer Gartenlaube hinter einem Landhauſe bei Genf, wo er den Sommer zubrachte. Der Tiſch, an dem er arbeitete, ſowie die umherſtehenden Bänke waren mit vielen Büchern, zum Teil rieſigen Folianten überdeckt. Da ich fürchtete, ihn durch meinen Beſuch zu ſtören, wollte ich ſchon nach kurzer Zeit wieder aufbrechen. Er nötigte mich jedoch dringend, zu bleiben, und ſo entſpann ſich für mich ein ſehr merkwürdiges Geſpräch. Sismondi hatte nicht allein die umfaſſendſten hiſtoriſchen Kenntniſſe, ſondern war auch mit der poetiſchen Literatur der verſchiedenen Völker, beſonders der ſüdlichen, ſehr vertraut; und da ich ihm kundgab, daß ich mich eben hiermit viel beſchäftigte, verbreitete er ſich des weiteren über dieſen Gegenſtand. Damals hatte ich ſeine Vorleſungen über italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche Literatur noch nicht zu Geſichte bekommen; daher waren mir ſeine mündlichen Auslaſſungen doppelt wichtig. Ich konnte ihm in dem, was er von der Uebertreibung der Romantiker,

namentlich A. W. Schlegels, in ihren Lobpreisungen des Calderon sagte, nicht ganz Unrecht geben. Er hob mit Schärfe hervor, welchen schlimmen Einfluß der religiöse Fanatismus und der im alten Spanien herrschende Servilismus auf die Werke des Dichters geübt habe, erkannte aber bei alledem dessen außerordentlichen Genius mit voller Bewunderung an. Sein erwähntes Werk, in welchem er sich in gleicher Weise ausspricht, verdient noch heute in Ehren gehalten zu werden. Es kann zugleich als Korrektiv der allzu überschwenglichen Verherrlichung Calderons und anderer südlichen Dichter durch die romantische Schule, wie der seitdem Mode gewordenen herabsetzenden Urteile dienen und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß es auf alle besprochenen Werke sorgfältig bis ins Einzelne eingeht. Der Genfer Gelehrte wandte sich bei einem zweiten Besuch, den ich ihm machte, auch auf die Politik und zeigte sich als einen entschiedenen Republikaner, wenn auch nur in der Theorie. Gewaltsamen Umwälzungen erklärte er durchaus abhold zu sein, schon deshalb, weil durch sie die Freiheit gewöhnlich mehr leide, als gewinne. Sein Urteil über den Zustand der Dinge in Deutschland konnte natürlich kein günstiges sein. Er redete hierüber jedoch mit Mäßigung, während er sich über die Verhältnisse in Italien mit Indignation und beinahe mit Verzweiflung aussprach. Da seine Familie aus Pisa stammte (einer seiner Ahnen wird unter den Verfolgern des Ugolino genannt), fühlte er sich fast als Italiener und nahm ein leidenschaftliches Interesse an den Geschicken des unglücklichen Landes. Dieser Patriotismus ist es auch, welcher seiner Geschichte der italienischen Freistaaten eine so lebendige Färbung gibt. Man glaubt fast, sie sei von einem alten Guelfen der Republik Florenz geschrieben.

Zu Anfang des Jahres 1841 erbat ich auf eine Zeit lang Urlaub, um nach London zu gehen und die in allen Fächern so reichhaltige Bibliothek des britischen Museums zu

benützen. Dort fand ich meinen Freund Toynbee wieder und verbrachte jede Stunde, die mir meine Arbeiten frei ließen in seiner Gesellschaft. Derselbe hatte begonnen, ein großes literarisches Journal herauszugeben, das aber, obgleich er es vorzüglich redigirte, wegen vielfacher Konkurrenz seine Existenz nicht lange fristen konnte. Auf den Wunsch meines Freundes schrieb ich einige Artikel über neue deutsche Literaturerscheinungen für sein Blatt. Die glänzendsten Aufsätze, welche das letztere brachte, aber rührten von dem Italiener Joseph Mazzini her, der das Englische und Französische ebenso beherrschte, wie seine Muttersprache. Dieser merkwürdige Mann war mit Toynbee intim befreundet; sie sahen einander fast täglich, und so lernte auch ich den großen Demagogen und Agitator näher kennen. Mazzini ward übrigens damals noch weit weniger genannt als später, und ich wußte von ihm nur, daß er schon als Jüngling sich an einer revolutionären Schilderhebung in seiner Vaterstadt Genua beteiligt hatte und seitdem aus Italien verbannt war. Ohne Zweifel hielt er schon, als ich ihn in London sah, die Fäden der Konspirationen, die sich über die ganze Halbinsel erstreckten, in seiner Hand; allein er machte hieraus das größte Geheimnis, und auch Toynbee, der sicher theoretisch mit ihm sympathisirt hätte, jedoch sich praktisch immer von der Politik fernhielt, erfuhr nichts davon, sondern ahnte es nur. Mazzini sprach auch in meiner Gegenwart oft mit der höchsten Indignation von den trostlosen Zuständen in Italien und von seiner Hoffnung, vor seinem Ende dieses Land noch geeinigt und frei zu sehen. Aber hierauf beschränkte er sich, und das Hauptthema der Unterhaltung mit meinem Freunde wie mit mir bildete die Literatur. Er hatte eine umfassende Belesenheit und versah die geachtetsten englischen Reviews mit Essays, unter denen ich mich eines meisterhaften über Carlyle's französische Revolution, sowie eines andern vortrefflichen über Goethes Faust,

den er jedoch wohl nur in einer Ueberſetzung kannte, erinnere. Seine Perſönlichkeit war für mich überaus anziehend; er hatte etwas Weiches und Melancholiſches, und ſicher hätte nicht leicht Jemand vermutet, er ſei der Schrecken aller italieniſchen Regierungen und werde ſpäter in vorderſter Reihe zu deren Sturze beitragen. Oft beklagte er ſchwermütig, ſein Leben unter den Nebeln der Themſe vertrauern zu müſſen, und ſprach lebhafte Sehnſucht nach ſeiner ſonnigen Heimat am Mittelmeer aus. Wie ich ihm ſpäter in einem denkwürdigen Moment der neueren Geſchichte Italiens in Rom begegnet bin, werde ich weiter unten erzählen. — Nicht lange nach meiner Abreiſe von England ward mir die betrübende Kunde von dem frühzeitigen Tode Toynbee's; dieſelbe ergriff mich um ſo mehr, als ſie ganz unerwartet kam. Mein Freund hatte ſchon ſeit Jahren ein Bruſtleiden, jedoch dasſelbe war nicht bedrohlich erſchienen, bis es plötzlich mit Rieſenſchritten zunahm und zu dem tödtlichen Ausgange führte.

Nachdem ich, emſig mit Arbeiten beſchäftigt, wiederum geraume Zeit in Frankfurt verbracht hatte, ward ich durch einen Auftrag der Regierung im März 1842 nach Paris geführt. Wie beſcheiden auch meine diplomatiſche Stellung ſein mochte, ſo wurde dieſelbe doch durch den Umſtand gehoben, daß die Herzogin von Orleans eine Mecklenburgiſche Prinzeſſin war und mich von früher her kannte. Denn dieſer Umſtand verſchaffte mir näheren Zutritt zum Hofe und zu der Familie des Königs Louis Philipp. Jene Zeit der neueren Geſchichte Frankreichs iſt durch die ſich dicht drängenden ſpäteren Ereigniſſe ſchon ſo in den Hintergrund getreten, daß Erzählungen über dieſelbe nur noch wenig Teilnahme finden würden; deshalb begnüge ich mich mit ein paar Andeutungen. Louis Philipp hatte in ſeinem Weſen nichts, was an einen König gemahnte; wenn man ihn ſah, konnte man ihn ſich ſehr füglich als den Schulmeiſter denken, als der er früher zu

benützen. Dort fand ich meinen Freund Toynbee wieder und verbrachte jede Stunde, die mir meine Arbeiten frei ließen in seiner Gesellschaft. Derselbe hatte begonnen, ein großes literarisches Journal herauszugeben, das aber, obgleich er es vorzüglich redigirte, wegen vielfacher Konkurrenz seine Existenz nicht lange fristen konnte. Auf den Wunsch meines Freundes schrieb ich einige Artikel über neue deutsche Literaturerscheinungen für sein Blatt. Die glänzendsten Aufsätze, welche das letztere brachte, aber rührten von dem Italiener Joseph Mazzini her, der das Englische und Französische ebenso beherrschte, wie seine Muttersprache. Dieser merkwürdige Mann war mit Toynbee intim befreundet; sie sahen einander fast täglich, und so lernte auch ich den großen Demagogen und Agitator näher kennen. Mazzini ward übrigens damals noch weit weniger genannt als später, und ich wußte von ihm nur, daß er schon als Jüngling sich an einer revolutionären Schilderhebung in seiner Vaterstadt Genua beteiligt hatte und seitdem aus Italien verbannt war. Ohne Zweifel hielt er schon, als ich ihn in London sah, die Fäden der Konspirationen, die sich über die ganze Halbinsel erstreckten, in seiner Hand; allein er machte hieraus das größte Geheimnis, und auch Toynbee, der sicher theoretisch mit ihm sympathisirt hätte, jedoch sich praktisch immer von der Politik fernhielt, erfuhr nichts davon, sondern ahnte es nur. Mazzini sprach auch in meiner Gegenwart oft mit der höchsten Indignation von den trostlosen Zuständen in Italien und von seiner Hoffnung, vor seinem Ende dieses Land noch geeinigt und frei zu sehen. Aber hierauf beschränkte er sich, und das Hauptthema der Unterhaltung mit meinem Freunde wie mit mir bildete die Literatur. Er hatte eine umfassende Belesenheit und versah die geachtetsten englischen Reviews mit Essays, unter denen ich mich eines meisterhaften über Carlyle's französische Revolution, sowie eines andern vortrefflichen über Goethes Faust,

den er jedoch wohl nur in einer Ueberſetzung kannte, erinnere. Seine Perſönlichkeit war für mich überaus anziehend; er hatte etwas Weiches und Melancholiſches, und ſicher hätte nicht leicht Jemand vermutet, er ſei der Schrecken aller italieniſchen Regierungen und werde ſpäter in vorderſter Reihe zu deren Sturze beitragen. Oft beklagte er ſchwermütig, ſein Leben unter den Nebeln der Themſe vertrauern zu müſſen, und ſprach lebhafte Sehnſucht nach ſeiner ſonnigen Heimat am Mittelmeer aus. Wie ich ihm ſpäter in einem denkwürdigen Moment der neueren Geſchichte Italiens in Rom begegnet bin, werde ich weiter unten erzählen. — Nicht lange nach meiner Abreiſe von England ward mir die betrübende Kunde von dem frühzeitigen Tode Toynbee's; dieſelbe ergriff mich um ſo mehr, als ſie ganz unerwartet kam. Mein Freund hatte ſchon ſeit Jahren ein Bruſtleiden, jedoch dasſelbe war nicht bedrohlich erſchienen, bis es plötzlich mit Rieſenſchritten zunahm und zu dem tödtlichen Ausgange führte.

Nachdem ich, emſig mit Arbeiten beſchäftigt, wiederum geraume Zeit in Frankfurt verbracht hatte, ward ich durch einen Auftrag der Regierung im März 1842 nach Paris geführt. Wie beſcheiden auch meine diplomatiſche Stellung ſein mochte, ſo wurde dieſelbe doch durch den Umſtand gehoben, daß die Herzogin von Orleans eine Mecklenburgiſche Prinzeſſin war und mich von früher her kannte. Denn dieſer Umſtand verſchaffte mir näheren Zutritt zum Hofe und zu der Familie des Königs Louis Philipp. Jene Zeit der neueren Geſchichte Frankreichs iſt durch die ſich dicht drängenden ſpäteren Ereigniſſe ſchon ſo in den Hintergrund getreten, daß Erzählungen über dieſelbe nur noch wenig Teilnahme finden würden; deshalb begnüge ich mich mit ein paar Andeutungen. Louis Philipp hatte in ſeinem Weſen nichts, was an einen König gemahnte; wenn man ihn ſah, konnte man ihn ſich ſehr füglich als den Schulmeiſter denken, als der er früher zu

Reichenau in der Schweiz die Ruthe über die Jugend geschwungen hatte. Er war übrigens freundlich und leutselig in hohem Grade, wie ich dies bei einem großen Feste in den Tuilerien beobachtete. Der Hof war damals ziemlich für Jedermann geöffnet, und man begegnete in den Festsälen, wo ehemals nur Fürsten und Grafen Zutritt gehabt hatten, den angesehenen Kaufleuten und Handwerkern von Paris, wie sie dem Bürgerkönig huldigten und von ihm fast cordial begrüßt wurden. Die Eitelkeit der Franzosen bekundete sich hier in den glänzenden Phantasieuniformen, mit denen sich Jeder nach seiner Willkür schmückte. Das rote Band der Ehrenlegion war zwar noch keineswegs so maßlos verschwendet worden wie später, aber machte sich doch schon vielfach bemerklich. Vielleicht ist die Anzahl von Exemplaren, in welchen dieser Orden verliehen wurde, nicht so groß, wie man glaubt; weil indes jeder Franzose, der denselben besitzt, das sehr in die Augen fallende Band auch auf der Straße und am Paletot trägt, was in anderen Ländern nur Eisenbahndiener oder Subalternbeamte thun würden, macht es den Eindruck, als ob jede dritte Person ein Ordensritter wäre. — Interessanter als die erwähnten großen Empfangsabende waren mir die Familientafeln in den Tuilerien, zu denen ich nicht selten Einladungen erhielt. Einst am Namenstage Louis Philipp's war es ein schöner Moment, als nach der Tafel die Fensterthüren zu dem großen Balkon, der auf die Elyseischen Felder hinabschaut, geöffnet wurden und nun der König hinaustrat, um die Huldigung des in unabsehbarer Menge versammelten Volkes zu empfangen. Dreißig Jahre später habe ich die rauchgeschwärzten Trümmer dieses von den Brandstiftern der Kommune verheerten Prachtschlosses betrachtet, auf dessen Balkon ich an jenem Tage, unfern dem Beherrscher von Frankreich, gestanden. — Um Letzteren, auf den bei manchen guten Eigenschaften die allzu große Liebe zum Mammon und die Ausbeutung

des Landes für die Mehrung seines Privatvermögens einen Flecken warfen, war zur Zeit meines damaligen Aufenthalts in Paris ein großer Familienkreis versammelt, zunächst die Königin, eine treffliche, allverehrte Frau von der reinsten Religiosität des Herzens. Es glich einem Wunder, daß dieses Muster einer Fürstin aus dem verderbten Geschlechte der neapolitanischen Bourbonen hervorgegangen war, welches in der damals am Tuilerienhofe weilenden Königin Christine, dem bösen Dämon Spaniens, sich seinem wahren Charakter nach repräsentirt fand. Bei Louis Philipp weilte ferner seine Schwester Adelaide, die während der Revolution nur eben dem Tod durch die Guillotine entgangen war und qualvolle Monate im Kerker des Temple geschmachtet hatte, wo sie Nachts die Henkerkarren mit den Verurteilten in langen Reihen vor den Fenstern vorüberrollen hörte. Die Lieblingstochter des königlichen Ehepaars, die Prinzessin Marie, die von Allen, welche sie gekannt, als ein Wesen von den seltensten Gaben geschildert ward, und welche ein ausgezeichnetes Talent für Bildhauerei entwickelt hatte, war erst vor kurzem gestorben. An der Spitze von Louis Philipp's Söhnen stand, nicht nur dem Alter, sondern auch seinen hervorragenden Eigenschaften nach, der Herzog von Orleans. Er war eine überaus stattliche Erscheinung und glich dem Bilde, das ich mir von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, entworfen habe. Sein plötzlicher Tod durch einen Sturz aus dem Wagen ward verhängnisvoll für Frankreich. Da dieser junge Fürst von der Armee vergöttert wurde und bei der ganzen Nation einer großen Popularität genoß, so würde, wenn er am Leben geblieben wäre, nach aller Wahrscheinlichkeit die Orleans'sche Dynastie nicht gestürzt worden, daher auch der dritte Napoleon nie zur Herrschaft gelangt sein. An welchen anscheinenden Kleinigkeiten und Zufälligkeiten hängen die Geschicke von Völkern, Staaten und Weltteilen! Ein auf dem Wege liegender Stein,

welcher den Herzog durch einen Stoß des darüber hinfahrenden Cabriolets zu Boden geſchleudert, hat der ganzen ferneren Geſchichte von Europa eine andere Geſtalt gegeben. Nach dieſem Todesfall war dem Hauſe Louis Philipp's ſein Halt und ſeine Zierde genommen, und es neigte ſich dem Untergange entgegen. Sechs Jahre ſpäter mußte der greiſe Juli-König bei Nacht und Nebel aus ſeiner von wilden revolutionären Banden durchtobten Hauptſtadt fliehen und ſich glücklich ſchätzen, nur ſein nacktes Leben zu retten. Die Herzogin von Orleans machte noch einen Verſuch, die Herrſchaft für ihre Familie zu erhalten, indem ſie mit ihren beiden Söhnen in der Deputirtenkammer erſchien und für den älteſten derſelben, den Grafen von Paris, den Thron reklamirte. Ihre Kühnheit und die beredten Worte, in denen ſie ihr Begehren darlegte, machten Eindruck, und ſchon begann die Wagſchale der Entſcheidung ſich zu ihren Gunſten zu neigen, als wilde Volkshaufen in den Saal eindrangen und ſie zur Flucht zwangen. Im März 1848 ſah ich die unglückliche Fürſtin, die mir immer gewogen geweſen, in Ems, wohin ſie geflohen, wieder. Welch ein jäher Wechſel! Ich erinnerte mich ſehr wohl des Abends, an welchem ſie, mit blitzenden Juwelen prangend, in dem von Girandolen ſtrahlenden Thronſaal der Tuilerien an der Seite des blühenden Gemahls vor mir geſtanden hatte. Nun fand ich ſie verwitwet, von der Laſt der ertragenen Leiden gebeugt und trotz ihrer jungen Jahre ſchon gealtert wieder; neben ihr den kleinen Grafen von Paris, den einſt mit der Krone Frankreichs geſchmückt zu ſehen ſie gehofft hatte und der nun wie ſie ſelbſt das bittere Brot der Verbannung koſten ſollte.

Der Aufenthalt in Paris bot mir unter ſo begünſtigenden Umſtänden des Intereſſanten viel. Die berühmten Staatsmänner waren mir übrigens weit weniger wichtig, als die Dichter, Schriftſteller und Künſtler. Unter Jenen kam ich

mit dem damaligen Premierminiſter Guizot in Berührung. Er hatte etwas Kaltes und Gemeſſenes in ſeinem Weſen, was nicht eben für ihn einnahm. Seine Starrheit und die verletzende Art, in welcher er ſeine politiſchen Gegner bei jeder Gelegenheit die miniſterielle Autorität fühlen ließ, ſind auch die Haupturſache des Sturzes der Juli-Dynaſtie geweſen. Jedenfalls war er ein Mann von ganz ungewöhnlichen Kenntniſſen, ſowie von großer Beleſenheit und, was ſich bei Franzoſen ſehr ſelten findet, beſonders in der engliſchen Literatur ungemein bewandert. — Als eine mir weit ſympathiſchere, bisweilen ſogar hinreißend liebenswürdige Perſönlichkeit lernte ich Thiers kennen. Er entwickelte nach allen Seiten hin eine große Bonhommie und funkelte im Geſpräch von Geiſt und Witz. Selbſt ſeine Geſchichte Napoleon's, welche einen ſo verderblichen Einfluß in Frankreich geübt und den ſchon vorhandenen Größenwahn in der Nation noch geſteigert hat, konnte ſpäter das freundliche Bild nicht trüben, das die perſönliche Bekanntſchaft mit dieſem Manne in mir hinterlaſſen. Nachher, ſo oft ich nach Paris kam, habe ich ihn noch mehrmals aufgeſucht und mich immer der entgegenkommendſten Aufnahme bei ihm zu erfreuen gehabt. Er war ein großer Freund der bildenden Künſte, und ich fand ſein Haus mit trefflichen Kopien nach den italieniſchen Meiſtern angefüllt; auch hat er einen beträchtlichen Teil ſeines Lebens hindurch Materialien für eine Geſchichte von Florenz geſammelt, die er zu ſchreiben beabſichtigte, und es muß ſehr beklagt werden, daß dieſe Arbeit nicht zu ſtande gekommen iſt. Sie wäre ſicher ein weit wertvolleres Werk geworden, als die Apotheoſe Napoleon's. Zum letztenmale begegnete ich dem inzwiſchen ſehr gealterten Thiers im Herbſt 1871 in der Galerie des Palaſtes Pitti zu Florenz, aber unter Umſtänden, daß ich nicht wagte, ihn anzureden. Damals machte er eine Rundreiſe an verſchiedenen Höfen, um womöglich deren Beiſtand gegen Deutſchland

zu gewinnen und ſo die unſeligen Folgen des Krieges, den er ſelbſt durch Schürung des franzöſiſchen Chauvinismus mitenfacht hatte, von ſeinem Vaterlande abzuwenden. Ich konnte mich eines Gefühls tiefer Wehmut nicht erwehren, als ich den greiſen Mann, der alle ſeine Träume von franzöſiſcher Glorie und Suprematie ſo jammervoll zerſtört ſah, in dieſer Situation erblickte. Wie er ſich dann noch in ſeinem hohen Alter als echten Staatsmann gezeigt hat, iſt bekannt. Gereinigt von den Verirrungen ſeiner früheren Jahre, ſtand er auf einmal da in ehrfurchtgebietender Weisheit und Hoheit und hat ſich ein Anrecht erworben, als einer der großen Männer Frankreichs für immer in der Geſchichte fortzuleben.

Vierzehntes Kapitel.

Paris. — Victor Hugo. — Alexandre Dumas. — Charles Nodier. — Chateaubriand. — Hect. Berlioz. — Delacroix. — Ingres.

Unter den Bekanntſchaften mit Dichtern und Schriftſtellern, die zu machen ich Gelegenheit hatte, intereſſirte mich keine ſo, wie die mit Victor Hugo. Wenn man jetzt in Deutſchland dieſen Namen hört, ſo denkt man gewöhnlich an die bombaſtiſchen Tiraden und Proklamationen, die deſſen Träger während des Krieges und noch nach demſelben gegen uns geſchleudert hat. Dieſe ſind gewiß lächerlich, und viele Franzoſen finden das ebenſo gut wie wir. Aber bevor wir deshalb den Stab über den ganzen Mann brechen, ſollten wir doch bedenken, daß Victor Hugo wirklich ein bedeutender Dichter iſt, wenn er ſich auch gelegentlich, beſonders in Proſa, in ungeheuerlichen Galimathias verirrt. Letzteres finden wir nicht nur in den Manifeſtationen ſeines Alters, ſondern gelegentlich auch ſchon in den Produkten ſeiner früheren Jahre, beſonders in den Vorreden dazu. Als Dramatiker ſteht Hugo bei uns in üblem Rufe, und man hat, wenn man das Verdammungsurteil über ihn ausſpricht, vornehmlich ſeine für die Vorſtadttheater geſchriebenen Stücke Lucretia Borgia, Maria Tudor und Angelo im Auge. Allein es iſt in hohem Grade ungerecht, die verfehlten Werke eines Dichters als Maßſtab für deſſen Schätzung zu gebrauchen. Nicht nach den genannten Stücken, ſondern nach Marion de Lorme und nach „Le roi

s'amuse" muß Victor Hugo als Dramatiker beurteilt werden, und ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß er ſich in dieſen beiden Trauerſpielen zum Range eines ausgezeichneten Tragikers aufgeſchwungen hat. Noch höher jedoch muß er als Lyriker geſtellt werden; in dieſem Fach iſt er unbedingt der größte Dichter, den Frankreich je hervorgebracht. Alle Töne, von denen des einfachen Liedes bis zu denen der ſchwunghafteſten Ode, hat er mit gleicher Meiſterſchaft angeſchlagen, und ich weiß nicht, ob man ihn mehr bewundern ſoll, wenn er mit aus dem tiefſten Herzen quellender Empfindung die Freuden des Familienlebens preiſt, wenn er die Schönheiten der Natur verherrlicht, wenn er, unter dem Sternenhimmel am Meergeſtade wandelnd, den Rätſeln der Welt nachſinnt und ſich in die Geheimniſſe des Menſchenſchickſals verſenkt, oder wenn er in begeiſtertem Geſange, den Blick auf die Kolonne gerichtet, ſeinen großen Kaiſer feiert. Gibt es überhaupt noch ſchönere, mehr zur Seele ſprechende Gedichte als „La prière pour tous" in den „Feuilles d'automne"? Iſt die leidenſchaftliche, das ganze Weſen zerrüttende Liebe je überwältigender dargeſtellt worden, als in der Romanze „Gastilbaza, l'homme à la carabine"? Wer kann dem zauberhaften Reiz von Balladen wie „A Trilby, le lutin d'Argail" widerſtehen? Wie großartig und ergreifend bei aller ihrer Bizarrerie iſt die Ode in den „Orientales", die uns ſchildert, wie die Häupter des Botzaris und anderer griechiſcher Freiheitskämpfer, bei Nacht auf den Mauern des Serails zu Konſtantinopel aufgeſpießt, noch die Stimmen erheben, um zur Fortſetzung des großen Krieges zu ermahnen! Victor Hugo's Lyrik iſt ein Perlenſchatz von überſchwenglichem Reichtum; man würde ſie hoch bewundern müſſen, wenn der Dichter in Frankreich ſchon große Vorgänger auf dieſem Gebiete gehabt hätte. Aber der volle Wert deſſen, was er hier geleiſtet, tritt erſt ans Licht, wenn man bedenkt, wie armſelig

und dürftig das war, was die Franzoſen früher Lyrik nannten. Von J. B. Rouſſeau ganz zu ſchweigen, der ſonſt als ein großer Lyriker geprieſen wurde, erblaßt auch der liebenswürdige und anmutige André Chénier vor dieſer Glanzesfülle. Mögen Solche, die, jedes Sinnes für Poeſie bar, nur leicht von Gimpeln nachzupfeifenden Liedern den Namen von lyriſchen Gedichten zugeſtehen wollen, ihn immerhin mit einem bequemen Stichwort Rhetoriker nennen — die Verſe dieſes Rhetorikers werden von Geſchlecht zu Geſchlecht fortleben. Zur Ehre der deutſchen Literatur will ich hinzufügen, daß unſere Dichter ſich nicht von ſolchen abgeſchmackten Theorien haben beirren laſſen, daß Emanuel Geibel Victor Hugo immer hochgeſchätzt und ſich auch mannigfach von ihm hat inſpiriren laſſen, ſowie daß Freiligrath, was keineswegs zu ſeiner Herabſetzung geſagt werden ſoll, beinahe ganz in ihm aufgegangen iſt und ſeine Lyrik eigentlich nur als ein Nachhall von der des Franzoſen angeſehen werden kann. — Daß auch Victor Hugo's „Notre Dame de Paris“ durch Kraft und Phantaſiefülle faſt alle Romane ſeiner Zeitgenoſſen übertrifft und deshalb zu den äußerſt wenigen Werken dieſer Gattung gehört, welche auf die Nachwelt kommen werden, iſt meine feſte Ueberzeugung.

Mein Verlangen, den Mann mit Augen zu ſehen, der unbeſtreitbar als der größte nach Goethe und Byron aufgetretene Dichter Europas betrachtet werden muß, war ein ſehr lebhaftes. Deshalb ſchätzte ich mich glücklich, in ſeinen Salon eingeführt zu werden. Seine Wohnung war auf der Place Royale, jenem abgelegenen, noch ſo vollkommen das Gepräge der Renaiſſancezeit tragenden Platze, wohin kaum ein Ton von dem Lärm der gewaltigen Hauptſtadt dringt. Die innere Einrichtung in Hugo's Gemächern ſtimmte ganz mit dem Charakter der umliegenden Gebäude überein. Ich fühlte mich von der Perſönlichkeit des Dichters, welchem ich von ſeinem Freunde, dem Maler Delacroix, vorgeſtellt wurde, ſehr

angezogen. Aus ſeinen dunklen, feurigen Augen ſprachen Gemüt und Einbildungskraft. Was Andere von ſeiner ungemeſſenen Eitelkeit erzählt haben, iſt mir nicht aufgefallen; er ſprach zu mir ohne Selbſtüberhebung und ergoß ſich in ein beredtes Lob Schiller's, indem er jedoch beklagte, deſſen Werke nur in einer Ueberſetzung in Proſa geleſen zu haben, da er Deutſch nicht verſtehe. Ich brachte die Rede auf Spanien, wohin ſein Vater, ein Napoleoniſcher General, ihn als Knaben mit ſich genommen hatte, und nun flammte ſein Blick höher auf; während er von der Sehnſucht nach jenem Lande ſprach, die immer an ſeinem Herzen nage, rief er ſich in die Erinnerung zurück, wie ein Maultier ihn durch die wilden Sierren hingetragen und der Widerhall der Schellen ſich an den Felſen umher gebrochen habe, wie er in der Stadt des Cid und im mauriſchen Alcazar von Segovia geweilt und ſich in die alte romantiſche Zeit hineingeträumt. Seitdem habe ich Hugo nicht wieder geſehen; wenn ich den Verſicherungen Solcher, die noch ſpäter mit ihm verkehrt, glauben darf, ſo iſt allerdings mit den Jahren in ihm die Eitelkeit mehr und mehr hervorgetreten. Es konnte dies kaum ausbleiben; denn er war beſtändig von einer Schar von Jüngern umgeben, die ihm eine Art von Anbetung widmeten und jedes ſeiner Worte als einen Orakelſpruch aufnahmen. Kaum Einer wird ſolcher fortwährenden Beräucherung ausgeſetzt werden können, ohne daß ſein Gehirn davon ein wenig benebelt würde. Immerhin läßt ſich dem Führer der romantiſchen Schule etwas Eitelkeit eher zu gute halten, als den Novelliſten und ſchwächlichen Poeten unſerer Salons, die ſich für Kandidaten der Unſterblichkeit halten. Seit der Zeit, von welcher hier die Rede, ſind vierzig Jahre verfloſſen, und Victor Hugo, der ſchon damals im reifen Mannesalter ſtand, hat ſeitdem mit unerſchöpflicher Produktionskraft Werke auf Werke in allen Gattungen der Dichtkunſt hervorgebracht. Selbſt heute, da er bereits ſeinen achtzigſten

Geburtstag gefeiert, ist ihm der Strom der Poesie nicht versiegt, und hierin zeigt er, daß er zu der Zahl der großen, gottgeweihten Dichter, der Aeschylus, Sophokles und Calderon gehört, in denen auch die Flamme der Begeisterung bis ins höchste Alter loderte. Wie bei ihnen, so zeigen auch bei Victor Hugo die spätesten Werke des Greisenalters keine Abnahme der poetischen Kraft. Die zweite Serie seiner Légendes des siècles und manche lyrischen Gedichte in seinen jüngsten Sammlungen stehen den besten seiner früheren Zeit nicht nach. Die Unparteilichkeit erfordert noch, zu gestehen, daß in einigen der wütenden Kriegsgedichte, die er 1870 gegen die Deutschen geschleudert, mächtiges poetisches Feuer lodert.

In dem literarischen Zirkel der Place Royale, sowie auch sonst noch hatte ich Gelegenheit, mit manchen der damals berühmten Literaturgrößen Frankreichs zusammenzukommen. Unstreitig befanden sich darunter Männer von ungewöhnlichem Talent, aber von wie wenigen derselben läßt sich sagen, daß sie etwas für die Dauer geschaffen hätten, und wie weit sind sie schon mehrenteils in Vergessenheit zurückgesunken! Bei meiner jüngsten Anwesenheit in Paris wurde mir versichert, George Sand und Eugen Sue, die einst in ganz Europa Sensation gemacht, würden jetzt in Frankreich wenig mehr gelesen. Unter den Autoren, welchen Auge in Auge zu blicken mir vergönnt war, will ich nur einige nennen. Alexandre Dumas der Aeltere war eine höchst gesprächige, zutrauliche Persönlichkeit und trug das Gepräge großer Gutmütigkeit an sich. Ich kann nicht umhin, diesem merkwürdigen Mann eine Art von Genie zuzuschreiben und ihn weit höher zu stellen, als seinen sorgfältiger arbeitenden, aber durchaus minder begabten Sohn. Der Strom der Erfindung in seinen Romanen war unerschöpflich. Man mag immerhin sagen, seine Kompositionen seien roh und auf den Geschmack der großen Menge berechnet; die Fülle der Invention in ihnen bleibt dennoch

ſtaunenswert. Jedenfalls haben die Trois Mousquetaires, der Monte Cristo und viele andere ſeiner Werke den für einen Roman ſehr weſentlichen Vorzug, daß man ſie mit nie ermattender Teilnahme leſen, ja kaum wieder aus der Hand legen kann, wenn man die Lektüre einmal begonnen, während ſo viele gegenwärtig berühmte Romane ſich durch nichts auszeichnen, als durch ihre exquiſite Langweiligkeit. Wenn die meiſten Schriften von Dumas trotz ihrer erwähnten guten Eigenſchaften wohl das gegenwärtige Jahrhundert nicht überleben werden, ſo hat er doch wenigſtens Ein Werk geſchrieben, welches verdiente, auf die Nachwelt zu kommen; es iſt dies das meiſterhafte Schauſpiel „Mademoiselle de Belle-Isle“. Aber auch in ſeinen anderen Dramen, z. B. in „Katharina Howard“, finden ſich einzelne bewundernswerte Scenen. — Dem höchſt geiſtvollen, als Novelliſt und als Gelehrten gleich ſchätzbaren Prosper Merimée trat ich erſt ſpäter in Madrid, wo ich während eines ganzen Winters faſt täglich mit ihm verkehrte, näher, weshalb an anderer Stelle von ihm die Rede ſein ſoll. — Von jeher habe ich mich zu ſolchen Schriftſtellern beſonders hingezogen gefühlt, die mir minder geſchätzt zu werden ſchienen, als ſie nach meiner Meinung es verdienten, und deshalb ließ ich mich zu Charles Nodier führen, der, obgleich in engeren Kreiſen großes Anſehen genießend, doch auf dem lauten Markt der Literatur nur wenig genannt wurde. Er ruhte ſich in ſtiller Zurückgezogenheit von einem vielbewegten Leben aus, und ſeine Kräfte ſchienen, obgleich er nicht alt war, ſchon gebrochen zu ſein. Seine Jugend war von den Stürmen der Revolution umtobt geweſen; ſpäter hatte er wegen ſeiner Oppoſition gegen den erſten Napoleon ſchwere Verfolgungen erduldet und in Laibach, wo er eine Lehrerſtelle bekleidete, ein Aſyl geſucht. Ich fand in ihm einen Mann, der mir vom erſten Augenblick an höchſt ſympathiſch war. Ueber ſeinen Zügen, die das Gepräge des Leidens trugen, lag

eine bezaubernde Anmut und Milde, und ich habe kaum Jemand gefunden, von dem ich ſchon nach kurzer Bekanntſchaft ſo ſehr die Ueberzeugung ſeiner Seelenreinheit und Herzensgüte davongetragen hätte. Sein Geſpräch war überaus feſſelnd, und er erzählte gern von den Irrfahrten ſeiner Jugend. Ich hatte ſeine meiſten Schriften, mit Ausnahme der gelehrten, ſich auf Linguiſtik beziehenden, geleſen, und drückte ihm meine Wertſchätzung derſelben aus. Er aber wollte ſie mit Beſcheidenheit, die nicht erheuchelt zu ſein ſchien, nur für Verſuche gelten laſſen. Kaum Einer hat wohl die franzöſiſche Sprache mit gleicher Meiſterſchaft beherrſcht wie Nodier; der goldene Strom der Rede in ſeinen Werken könnte allein ſchon deren Lektüre genußreich machen, auch wenn der Inhalt minder feſſelnd wäre. Bereits in ſeinen zu Anfang des Jahrhunderts erſchienenen Romanen: Jean Sbogar und der „Maler von Salzburg“ iſt Nodier ein Vorläufer der Romantiker, und auch Victor Hugo hat ſich entſchieden aus ihnen inſpirirt. Die Zeit hat dieſen Werken nichts von ihrem Reiz geraubt. Den unvergeßlichſten Eindruck unter Allem, was Nodier geſchrieben, hat mir der kleine Roman „Thereſe Aubert“ gemacht. Dieſe Erzählung, wie ein junger Offizier der aufſtändiſchen Vendeer nach verlorener Schlacht vor den blutdürſtigen Republikanern in dem Hauſe eines Städtchens Zuflucht ſucht, hier von einem Mädchen vor ihrem Vater, der ein eifriger Revolutionär iſt, verborgen wird, und wie ſich eine zärtliche Liebe zwiſchen den beiden jungen Leuten entſpinnt, wie aber endlich der Offizier entdeckt und füſilirt wird, iſt unbeſchreiblich rührend und erſchütternd, und man glaubt es Nodier gerne, wenn er in der Vorrede zu der viel ſpätern Ausgabe ſeines Jugendwerkes ſagt, er könne dasſelbe nicht wieder leſen, ohne Thränen zu vergießen.

Es fügte ſich glücklich, daß ich in einem Salon noch dem greiſen Chateaubriand vorgeſtellt wurde und ihn auch nachher in verſchiedenen Zirkeln wieder traf. Er war von

ungemeiner Zuvorkommenheit und das Gespräch mit ihm geriet nie ins Stocken. Dieser merkwürdige Mann kann als ein Beispiel der Vergänglichkeit des Ruhmes angesehen werden. Während einiger Dezennien galt er für eine der ersten Größen der europäischen Literatur. Man konnte es wirklich als einen Beleg für die Unwissenheit und Unbildung Kaiser Franz I. von Oesterreich anführen, daß er, als Chateaubriand ihm vorgestellt wurde, zu demselben sagte: „Ah! Monsieur de Chateaubriand, n'est-ce pas, vous êtes celui qui a écrit — — qui a écrit — — quelquechose!“ Jetzt schon mögen sich Manche, selbst Gebildete, finden, die nicht viel mehr von den Werken dieses berühmten Mannes wissen, als Kaiser Franz. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß eine Ungerechtigkeit in solcher Vernachlässigung liegt, denn Chateaubriand war ein hochbegabter Schriftsteller. Alle seine Werke zeichnen sich durch die größte Vollendung des Stiles aus und durch eine Macht der Beredsamkeit, der schwer zu widerstehen ist. In den meisten strömt eine wahrhaft poetische Ader; vor Allem verdienen seine kleinen Romane Atala und René nicht unterzugehen. Den letzteren darf man wohl als den Vater der ganzen späteren Zerrissenheits- und Weltschmerzpoesie ansehen, und ich möchte glauben, daß Byron von ihm beeinflußt worden ist. Daß Chateaubriand in seinen religionsphilosophischen Schriften ehemals stark überschätzt worden ist, will ich allerdings nicht leugnen. Joseph de Maistre erzählt in Bezug hierauf Folgendes: Maistre erhielt den Besuch eines jungen Mannes, welcher sich als ausschweifender Bewunderer des Verfassers des Génie du Christianisme kundgab und unter Anderem sagte: „Der Ewige hat Chateaubriand geschaffen, um den Sterblichen Führer durchs Weltall zu sein.“ Maistre erwiderte darauf: „Lieber junger Mann, besuchen Sie mich nach zehn Jahren wieder; ich möchte wissen, was Sie dann sagen werden!“

Eine erwünschte Bekanntschaft für mich war der Komponist Hector Berlioz. Ich hatte schon in Deutschland mehreren Konzerten beigewohnt, in welchen verschiedene seiner Musikwerke unter seiner Direktion aufgeführt wurden, und war für dieselben mit solcher Bewunderung erfüllt, daß ich begierig die Gelegenheit ergriff, mit dem Meister persönlich zusammen zu kommen. Berlioz ist während seines Lebens nie zur gebührenden Anerkennung gelangt. Man nannte ihn bizarr, extravagant und wie dergleichen wohlfeile Schmähworte weiter lauten, die auch Beethoven ehemals über sich ergehen lassen mußte; ich dagegen fand seine Kompositionen in hohem Grade genial. Selbst in seinem Jugendwerk, der Symphonie aus dem Leben eines Künstlers, die am ersten Grund zu der Anklage der Extravaganz geben könnte, finden sich Partien von wunderbarer Schönheit, und ich glaube, daß die Ballscene darin mit Webers Aufforderung zum Tanz um den Preis streiten kann. In seiner ganzen Größe aber zeigt sich Berlioz in der Symphonie „Romeo und Julie", die im Reiche der Musik ebenso herrlich ist, wie Shakespeare's Trauerspiel im Reiche der Poesie. Die Symphonie „Harold" steht der genannten nicht nach, und wer einmal das Ständchen des Hirten aus den Abruzzen oder den Pilgermarsch daraus gehört hat, wird dieselben gewiß nie vergessen. Frankreich hat ausgezeichnete Tonkünstler hervorgebracht, einen Grétry und Mehul, einen Boieldieu und Auber, aber Berlioz steht einzig unter ihnen da. Obgleich von französischer Familie, scheint er ein Deutscher zu sein, der sich über den Rhein hinüber verirrt hat. Er dirigirte, als ich in Paris war, die Konzerte des Conservatoire, und ich fehlte dabei nie. Persönlich fand ich in ihm einen Mann von reicher und vielseitiger Bildung, der auch in der Literatur, namentlich der englischen, sehr bewandert war. Mit glühender Begeisterung für alles Höchste in der Kunst verband er einen sprudelnden und ergötzlichen Humor und schonte sich selbst nicht,

wenn er von den romantischen Extravaganzen seiner Jugend sprach. Besonders erinnere ich mich eines Abenteuers, das er mit köstlicher Laune erzählte. Er war zur Belohnung für eine seiner, von der Musikschule prämiirten Kompositionen auf die französische Akademie nach Rom gesandt worden, hatte aber in Paris eine Geliebte zurückgelassen, und die Trennung von ihr machte ihm den Aufenthalt in der alten Weltstadt zur Qual. Als er einst längere Zeit keinen Brief von seiner Angebeteten erhalten, bemächtigte sich der Argwohn, sie sei ihm untreu geworden, seiner ganzen Seele. Den Kopf erfüllt von den damaligen Moderomanen, faßte er den Entschluß, nach Paris zu reisen, dort — denn er war noch sehr jung und von mädchenhaftem Aussehen — Frauenkleidung anzulegen, sich so bei der Geliebten Eingang zu verschaffen und die Arglose mit einer Pistole, die er schon in Rom eingekauft, zu erschießen. Er brach wirklich mit diesem blutdürstigen Vorhaben auf. In Nizza aber fand die Polizei seinen Paß nicht in Ordnung und zwang ihn, dort so lange Halt zu machen, bis er von dem französischen Gesandten in Rom bessere Legitimationspapiere erhalten haben würde. Während er auf den Felsen von Nizza umherirrte und den Aufruhr seiner Seele in verzweifelten Exklamationen ausströmte, ließ ihn die Polizei emsig beobachten und glaubte aus seinen verworrenen Ausrufen zu entnehmen, er sei ein Verschwörer, der Thron und Altar umzustürzen denke. In diesem Verdacht fand sie sich noch bestätigt, als einer der Sbirren ihn an einem Manuskripte schreibend fand, das die Ueberschrift „Ouverture du roi Lear“ trug, im übrigen aber ganz mit einer gefährlichen Geheimschrift bedeckt war. Die erleuchtete Polizei von Nizza hielt sich nun für überzeugt, es handle sich um die Ermordung eines Königs Namens Lear, wegen deren der junge Franzose mit seinen Mitverschworenen korrespondire. Nur mit Mühe entging Berlioz der Einkerkerung dadurch,

daß ein Schreiben seines Gesandten anlangte. Er setzte nun, immer noch grausamen Mordgedanken nachhängend, die Fahrt nach Paris fort, drang auch wirklich Abends bei der Geliebten ein; hier fand indes Alles einen komödienhaften Ausgang in Lust und Wohlgefallen. — Erst nachdem diese Episode sich abgespielt hatte und der junge Komponist nach Rom zurückgekehrt war, ging ihm die Empfindung für die Schönheiten der ewigen Stadt auf, und er verlebte nun noch mehrere Jahre dort in der herrlichen Villa Medici auf dem Pincio. Mit Entzücken sprach er von den Frühlingsmorgen, die er unter den Pinien und Orangenbäumen des Gartens verträumt, auch von seinen Ausflügen in die Sabiner- und Albanerberge. Allein so sehr er für Italien schwärmte, hatte er für die Musik der Italiener doch nur Geringschätzung und wollte selbst von Rossini höchstens die komischen Opern gelten lassen. Seine Verehrung der großen deutschen Meister ging bis zur Anbetung, besonders freute mich die hohe Bewunderung, die er Weber zollte.

Unter den Malern, deren Ateliers ich besuchte, zog mich vor Allen Eugen Delacroix an. Derselbe war damals in Frankreich viel weniger bekannt und gefeiert als Horace Vernet und Paul Delaroche; aber seit ich seinen „Dante über den Styx fahrend“ gesehen hatte, glaubte ich ihn hoch über diese Beiden stellen zu müssen. Nur ein wahrhaft genialer Künstler konnte so etwas schaffen. Neben ihm interessirte mich der von ihm so sehr verschiedene Ingres. Dieser war von einem ernsten Streben nach den höchsten Zielen der Kunst erfüllt. Ob er dieselben erreicht hat, kann die Frage sein; aber schon ein solches Streben ist ruhmeswert. Das in Frankreich gefeiertste Bild von Ingres: die Apotheose des Homer, hat sicher großes Verdienst; die Gruppirung, sowie einzelne Figuren darauf sind eines Meisters ersten Ranges würdig. Allein dem Deutschen wird es schwer, den Wert

dieſes Gemäldes in ſeinem ganzen Umfang zu ſchätzen; denn wir können kaum umhin zu lächeln, wenn wir hier Corneille und Racine in dem Chor der größten Dichter erblicken, die den joniſchen Sänger umgeben. Als Kurioſität will ich noch anführen, daß Ingres ein großer Meiſter des Violinſpiels zu ſein glaubte und ſich, obwohl er es nie weit in dieſer Kunſt gebracht hatte, viel mehr auf ſeine Virtuoſität in derſelben einbildete, als auf ſeine allgemein anerkannte Meiſterſchaft in der Malerei.

Von den Erinnerungen meines damaligen Aufenthalts in Paris ſcheint mir hier noch eine der Aufzeichnung würdig zu ſein. Der Geſandte der Hanſeſtädte, Herr Rumpf, dem ich häufig in den Abendgeſellſchaften begegnete, zog mich einſt beiſeite, um mir folgendes zu vertrauen: Bei ihm hatte ſich der Schriftſteller Karl Gutzkow mit einem Empfehlungsbriefe eingefunden und ihn gebeten, ihn beim Miniſter Guizot einzuführen, war auch gleich mit der Thür ins Haus gefallen, indem er den Geſandten bat, ihm behilflich zu ſein, den Orden der Ehrenlegion zu erhalten. Herr Rumpf hatte darauf erwidert, letzteres Verlangen ſei ihm befremdend; denn Orden würden, wie allbekannt, zwar oft auf geringfügige Veranlaſſung verliehen, ein ſolcher Anlaß müſſe indes doch immer vorhanden ſein; der bloße Wunſch, eine Dekoration zu erhalten, genüge noch nicht. Gutzkow war hierüber ſchon empfindlich und berief ſich auf einen Journalartikel, den er über Guizot geſchrieben. Herr Rumpf zog ſich dadurch aus der Affaire, daß er ſagte, er wolle ſehen, was ſich thun laſſe. Er fragte mich nun, ob ich von Frankfurt her, wo Gutzkow damals wohnte, ihm etwas über denſelben mitteilen könne und ob ich es für thunlich erachte, daß er, der Geſandte, ihn bei Guizot einführe. Ich wußte damals ſehr wenig von dem deutſchen Schriftſteller und wollte ihm jedenfalls nicht hinderlich ſein, daher bejahte ich die letztere Frage. Einige Zeit ſpäter

begegnete ich dem Hanſeaten von Neuem, und er machte mir, wenn auch in freundlicher Weiſe, Vorwürfe darüber, daß ich, wenigſtens zum Teil, Veranlaſſung zu einer unangenehmen Erfahrung gegeben, die er ſoeben gemacht habe. Gutzkow ſei durch ihn Guizot vorgeſtellt und von dieſem, der ihm doch eine Artigkeit erzeigen wollte, zum Frühſtück eingeladen worden. Wenige Tage darauf habe dann in der Zeitſchrift: „Der Frankfurter Telegraph“, ein von Gutzkow verfaßter Aufſatz: „Ein Frühſtück bei Guizot“, geſtanden, und von Dienſtbefliſſenen ſei derſelbe gleich nach dem Eintreffen in Paris dem Miniſter, der ſehr gut Deutſch verſtand, überbracht worden. Als dann zufällig kurz darauf Herr Rumpf wegen einer diplomatiſchen Angelegenheit zu Guizot kam, ſprach dieſer ihm mit der höchſten Entrüſtung von der Indiskretion und Taktloſigkeit des deutſchen Schriftſtellers, indem er Worte über ihn gebrauchte, welche in den Mund zu nehmen der geſellige Ton ſonſt den Franzoſen verbietet. Auch der Geſandte ſelbſt mußte ſich einiges Unliebſame von dem Miniſter darüber ſagen laſſen, daß er ihm einen ſolchen Gaſt zugeführt. Von dem ambitionirten Kreuz der Ehrenlegion konnte natürlich nun nicht weiter die Rede ſein.

Fünfzehntes Kapitel.

Politiſche Aufregung. — Unterdrückung der Preſſe. — Konſervativ und liberal. — Diplomatiſches Treiben.

In die Mainſtadt zurückgekehrt, wandte ich mich wieder meinen Studien und literariſchen Arbeiten zu, konnte jedoch nicht hindern, daß die fieberhafte politiſche Aufregung, die damals in Deutſchland herrſchte, mir hie und da die zu ſolchen Beſchäftigungen nötige Ruhe raubte. Dieſe Aufregung hatte ſich zwar ſchon ſeit längerer Zeit der Geiſter bemächtigt und war bereits in den dreißiger Jahren in einzelnen Revolteverſuchen explodirt; aber ſie ſchien beſtändig im Wachſen zu ſein. Die ſtarre Oppoſition der Regierungen gegen die klarſten Forderungen der Vernunft, der Billigkeit und des Rechts, die unerträgliche Zenſur, welcher jedes Buch vor dem Erſcheinen unterworfen wurde, und die unbarmherzige Verfolgung Solcher, die demagogiſcher Umtriebe beſchuldigt wurden, erfüllten die Nation mit ſteigendem Unwillen. Die Reden der oppoſitionellen Kammermitglieder in den ſüddeutſchen Staaten, namentlich in Baden und Württemberg, fanden lauten Widerhall in ganz Deutſchland. Schriften, die in herbſter Weiſe das herrſchende politiſche Syſtem anfeindeten und direkt zur Revolution aufforderten, wurden von der Schweiz her und ſelbſt von einigen deutſchen Buchhändlern mit Umgehung der beſtehenden Vorſchriften in allen deutſchen Landen verbreitet. Der ſicherſte

der Lage nicht ſehr zu Herzen zu nehmen. Wie von alters her Diners eine Hauptrolle in der Diplomatie geſpielt haben, ſo war das auch in Frankfurt der Fall, und zwar in dem Grade, daß es faſt ſcheinen konnte, die Geſandtſchaften hätten ſich mit der Eßkunſt, als mit der wichtigſten Angelegenheit, zu beſchäftigen. Nicht bloß die Chefs, ſondern auch die Räte, Sekretäre und Attachés der verſchiedenen Legationen konnten wöchentlich mehreremale bei glänzenden Mittageſſen ſich an exquiſiten Getränken und Speiſen erlaben. Beſonders waren zwei Geſandte, die Herren von A. und von G., als Gaſtronomen berühmt; dieſelben huldigten nicht allein für ſich den kulinariſchen Genüſſen mit einer Art von Leidenſchaft, ſondern ſetzten eine Ehre darin, auch Andere ſich von der Trefflichkeit ihrer Tafel überzeugen zu laſſen. Wenn man den einen von ihnen in den Vormittagsſtunden beſuchen wollte, konnte man ihm in der weißen Kleidung eines Kochs mit vorgebundener Schürze begegnen, denn er hielt es für nötig, die ausgezeichnetſten Speiſen für ſeine Diners ſelbſt zu bereiten. — Ein anderer Gegenſtand, der eine große Rolle in Frankfurt ſpielte, waren die Ordensdekorationen, welche, von den für die Geſandten aufgeſparten Großkreuzen und ſtrahlenden Sternen bis zu den kleinen Ritterkreuzen, mit denen ſich die Sekretäre begnügen mußten, von den Regierungen bald an dieſen, bald an jenen verliehen wurden. Die Uebermenge und die Art, in welcher ſolche Auszeichnungen oft auf die geringfügigſten Anläſſe hin gegenwärtig erteilt werden, fordert den Spott heraus; es geſchieht dies in einer Weiſe, daß man Orden überhaupt nur noch als Höflichkeitsbezeugungen derer, welche ſie verleihen, anſehen kann. Denn von Verdienſt iſt dabei nur ganz ausnahmsweiſe die Rede; und wenn ein ſolches bisweilen wirklich mit einem Orden belohnt wird, iſt es oft beleidigend, zu ſehen, wie ein Hofmarſchall, der etwa zur Gratulation bei einer Tauffeier abgeſandt iſt, das Großkreuz erhält, während

ſo gern er mir auch zu Dienſten ſtehen möchte, das Verlangte nicht liefern. Sodann wandte ſich ein Herr, der mir bis dahin, die neueſten Erſcheinungen muſternd, den Rücken zugekehrt hatte, zu mir um und ſagte, indem er den Hut nahm, lächelnd: „Nun, ich will fortgehen; da wird Ihnen Herr S. die betreffenden Bücher wohl geben.“ Als er den Laden verlaſſen hatte, hörte ich, der liebenswürdige Mann ſei der Polizeipräſident von Berlin geweſen, und eilends befriedigte nun der Buchhändler auch alle meine Wünſche.

Der Hauptgrund, daß die Unzufriedenheit nach und nach faſt alle Schichten der Bevölkerung ergriff, lag jedoch ſicherlich noch weniger in der Unterdrückung aller Freiheit, als in der Ohnmacht und Zerſtückelung Deutſchlands, welche auf dem Wiener Kongreß beſiegelt worden war. Der Unmut hierüber nagte, wie ich ſchon oben geſagt, an allen Herzen. Ich ſelbſt ſympathiſirte zwar mit dem Liberalismus, aber auch bei mir war die Hauptquelle, aus der meine Mißſtimmung gegen die herrſchenden Zuſtände floß, die eben genannte. Später und beſonders nachdem wir durch die Gründung des deutſchen Reichs das erſte und Hauptbedürfnis einer jeden Nation befriedigt geſehen, haben meine politiſchen Ueberzeugungen eine gewiſſe Modifikation erfahren. Wer ſollte nicht den Fortſchritt der Menſchheit, die Vervollkommnung der ſittlichen und politiſchen Zuſtände von ganzem Herzen wünſchen? Ich hege dieſen Wunſch noch ſo lebhaft wie in meiner früheſten Jugend, habe jedoch ſeitdem erkannt, daß der Fortſchritt oft ebenſoſehr, wie durch den zähen Widerſtand gegen denſelben, durch die verkehrte Weiſe oder die Uebereilung, mit welcher man ihn herbeiführen will, gehindert wird, und daß den Orgien des Freiheitsrauſches lange, traurige Perioden der Unterdrückung gefolgt ſind. Von dieſem Standpunkt aus haben die Parteiworte konſervativ und liberal wenig Sinn für mich. Wenn man

ſich, wenn ſie vom Glück begünſtigt ſind, indem ſie hier- und dorthin zur Gratulation entſandt werden oder ihren Namen unter dieſen oder jenen Vertrag zu ſetzen haben, leicht Gelegenheit, ihren Ehrgeiz in dieſer Hinſicht zu befriedigen. Auch Bankiers ſind in gleichem Betracht in günſtiger Lage, inſofern ſie die bei ihnen gemachten Staatsanleihen unter vorteilhafteren Bedingungen gewähren, wenn ihnen mit der Schuldverſchreibung zugleich ein glänzender Schmuck für die linke oder rechte Bruſt eingehändigt wird. Außerdem ſtehen ihnen ſolche Dekorationen zu Gebote, die, wie dies ein öffentliches Geheimnis iſt, für klingende Münze zu haben ſind: ſo die der Republiken Honduras und San Marino, und ebenſo einiger Monarchien, die ich nicht namhaft machen will. Wenn nun bei Perſonen, die ſich auf der vanity fair des Lebens zu bewegen zum Teil genötigt ſind, die Ordensſucht ziemlich erklärbar erſcheint, ſo iſt das bei Gelehrten und Künſtlern minder der Fall. Dieſe müßten doch erkennen, wie ganz inadäquat derartige äußere Zeichen ſind, um wirklich tüchtige Leiſtungen zu belohnen. Dennoch haben Manche von ihnen mit Höflingen und Diplomaten die gleiche Begierde gemein und ſind hochbefriedigt, wenn ihr Knopfloch mit einem Ehrenzeichen, ſei es auch nur unterſter Klaſſe, verſehen wird. In der Zeit, als ich mich in Frankfurt befand, wurden nun freilich Orden von den Regierungen noch bei weitem nicht mit der Verſchwendung ausgeteilt wie heutzutage. Deſto lebhafter herrſchte in der Diplomatie und in den mit ihr zuſammenhängenden Kreiſen der Drang darnach, und unter begünſtigenden Umſtänden gelang es einigen, in auffälliger Weiſe denſelben zu befriedigen. Beſonders viel von ſich reden machte folgender Fall. Ein achtbarer, aber geiſtig keineswegs ſehr begabter, ein höheres Amt bekleidender Mann hatte eine Frau, die durch ihre Liebenswürdigkeit und Unterhaltungsgabe die erſte Rolle in der Frankfurter Geſellſchaft ſpielte. Dieſe Dame hielt faſt allabendlich Soiréen in ihrem

Humanität verlange dies und das, ist noch sehr wenig gesagt. Wenn man den einzelnen Fall prüft, so findet man häufig, daß dasjenige, was man „Humanität" nennt, dabei sehr schlecht angewandt ist und der Gesammtheit weit mehr Schaden als Nutzen bringt. Daß die Abschaffung der Todesstrafe bei Völkern, die dafür reif sind, wünschenswert sei, kann schon zugegeben werden, daß aber die italienische Kammer diese Strafe in derselben Zeit abgeschafft hat, wo noch immer die scheußlichsten Greuelthaten in Sicilien verübt werden, muß für eine übel angebrachte Weichherzigkeit gelten, indem dadurch Gut und Leben der ganzen Bevölkerung zu Gunsten einiger Böswichte in Gefahr kommen. Italienische Juristen haben mir gegenüber den Beschluß ihres Parlaments damit rechtfertigen wollen, daß das einsame Zellengefängnis, das jetzt auf der ganzen Halbinsel eingeführt ist, die Eingesperrten ebenso sicher wie das Schaffot zum Tode führe. Aber erstens wird die Aussicht auf ein Gefängnis, aus dem doch immer noch Flucht möglich ist, Den, der über bösen Plänen brütet, minder von der Ausführung derselben abhalten, als diejenige auf die Hinrichtung, und zweitens ist das langsame Hinschmachten in einsamer Zelle eine grausamere Strafe, als die nur einen Augenblick währende Enthauptung. —

Man verzeihe diese Abschweifung; ich wollte erwähnen, daß ich zu Frankfurt, im Winter nach meiner Rückkehr, mehr und mehr die Ueberzeugung gewann, die Zustände bei uns seien unhaltbar und es stehe eine Katastrophe bevor, welche den Bundestag stürzen und, wenn auch nicht sogleich die Einheit, so doch eine bessere Gesammtverfassung Deutschlands herbeiführen werde. Freilich sollten noch Jahre entschwinden, bis dieses Ereignis eintrat; allein mir war seitdem stets, als fühlte ich unter mir ein Zittern des Bodens, welches der herannahenden Erschütterung vorhergehe.

Inzwischen schien die Bundesversammlung sich den Ernst

der Lage nicht sehr zu Herzen zu nehmen. Wie von alters her Diners eine Hauptrolle in der Diplomatie gespielt haben, so war das auch in Frankfurt der Fall, und zwar in dem Grade, daß es fast scheinen konnte, die Gesandtschaften hätten sich mit der Eßkunst, als mit der wichtigsten Angelegenheit, zu beschäftigen. Nicht bloß die Chefs, sondern auch die Räte, Sekretäre und Attachés der verschiedenen Legationen konnten wöchentlich mehreremale bei glänzenden Mittagessen sich an exquisiten Getränken und Speisen erlaben. Besonders waren zwei Gesandte, die Herren von A. und von G., als Gastronomen berühmt; dieselben huldigten nicht allein für sich den kulinarischen Genüssen mit einer Art von Leidenschaft, sondern sahen eine Ehre darin, auch Andere sich von der Trefflichkeit ihrer Tafel überzeugen zu lassen. Wenn man den einen von ihnen in den Vormittagsstunden besuchen wollte, konnte man ihn in der weißen Kleidung eines Kochs mit vorgebundener Schürze begegnen, denn er hielt es für nötig, die ausgezeichnetsten Speisen für seine Diners selbst zu bereiten. — Ein anderer Gegenstand, der eine große Rolle in Frankfurt spielte, waren die Ordensdekorationen, welche, von den für die Gesandten aufgesparten Großkreuzen und strahlenden Sternen bis zu den kleinen Ritterkreuzen, mit denen sich die Sekretäre begnügen mußten, von den Regierungen bald an diesen, bald an jenen verliehen wurden. Die Uebermenge und die Art, in welcher solche Auszeichnungen oft auf die geringfügigsten Anlässe hin gegenwärtig erteilt werden, fordert den Spott heraus; es geschieht dies in einer Weise, daß man Orden überhaupt nur noch als Höflichkeitsbezeugungen derer, welche sie verleihen, ansehen kann. Denn von Verdienst ist dabei nur ganz ausnahmsweise die Rede; und wenn ein solches bisweilen wirklich mit einem Orden belohnt wird, ist es oft beleidigend, zu sehen, wie ein Hofmarschall, der etwa zur Gratulation bei einer Tauffeier abgesandt ist, das Großkreuz erhält, während

einem Manne, der wahrhaft Ausgezeichnetes geleistet, die unterste Klasse derselben Dekoration angeheftet wird. Der Uebelstand ist nun, daß doch noch ziemlich allgemein der Glaube herrscht, Sterne und Kreuze, die Jemand trägt, seien Zeugnisse von Verdiensten, die sich derselbe erworben, und daß auch viele derjenigen, die solche an ihrer Uniform oder ihrem Frack tragen, sich in diesem Wahne wiegen, während sie sich doch sagen müßten, daß ihnen bloß durch Zufall ein derartiger Schmuck zu teil geworden. Wenn man nun die Verkehrtheit unseres heutigen Ordenswesens völlig anerkennt, wenn man, streng genommen, selbst den höchsten Dekorationen nur den Wert von Toilettestücken einräumt, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß es für Den, der sich in der heutigen Gesellschaft bewegen muß, wichtig ist, sich mit dergleichen Flitterstaat putzen zu können. Da an unseren Höfen und in den diplomatischen Soireen fast Jeder mit ähnlichem Schmucke prangt, wird Derjenige, der nichts davon aufzuweisen hat, über die Achsel angesehen. Sogar ein Ritterkreuz oder ein paar derselben genügen nicht mehr, es müßte denn ihr Träger ein ganz junger Mann sein; man muß einige Sterne oder zum mindesten einige Kommandeurkreuze besitzen, um sich in Ansehen zu setzen. So erklärt sich halb und halb der Heißhunger, mit welchem so viele Gesellschaftsmenschen, besonders der vornehmen Welt, nach diamantenem, goldenem und silbernem Zierat dieser Art trachten. Ich kenne höchst achtungswerte und im übrigen einsichtsvolle Männer, die doch an einer krankhaften Begierde leiden, zu den fast zahllosen Ordenssternen, die sie schon besitzen, noch neue hinzuzufügen. So weiß ich von einem alten, sich in hoher Stellung befindenden Herrn, der noch jetzt, an der äußersten Grenze des menschlichen Lebens stehend, von Freude aufstrahlt, wenn ihm ein neues Großkreuz verliehen wird, obgleich er deren schon so viele besitzt, daß er nicht den vierten Teil anlegen kann. Hofbeamten und Diplomaten bietet

ſich, wenn ſie vom Glück begünſtigt ſind, indem ſie hier- und dorthin zur Gratulation entſandt werden oder ihren Namen unter dieſen oder jenen Vertrag zu ſetzen haben, leicht Gelegenheit, ihren Ehrgeiz in dieſer Hinſicht zu befriedigen. Auch Bankiers ſind in gleichem Betracht in günſtiger Lage, inſofern ſie die bei ihnen gemachten Staatsanleihen unter vorteilhafteren Bedingungen gewähren, wenn ihnen mit der Schuldverſchreibung zugleich ein glänzender Schmuck für die linke oder rechte Bruſt eingehändigt wird. Außerdem ſtehen ihnen ſolche Dekorationen zu Gebote, die, wie dies ein öffentliches Geheimnis iſt, für klingende Münze zu haben ſind: ſo die der Republiken Honduras und San Marino, und ebenſo einiger Monarchien, die ich nicht namhaft machen will. Wenn nun bei Perſonen, die ſich auf der vanity fair des Lebens zu bewegen zum Teil genötigt ſind, die Ordensſucht ziemlich erklärbar erſcheint, ſo iſt das bei Gelehrten und Künſtlern minder der Fall. Dieſe müßten doch erkennen, wie ganz inadäquat derartige äußere Zeichen ſind, um wirklich tüchtige Leiſtungen zu belohnen. Dennoch haben Manche von ihnen mit Höflingen und Diplomaten die gleiche Begierde gemein und ſind hochbefriedigt, wenn ihr Knopfloch mit einem Ehrenzeichen, ſei es auch nur unterſter Klaſſe, verſehen wird. In der Zeit, als ich mich in Frankfurt befand, wurden nun freilich Orden von den Regierungen noch bei weitem nicht mit der Verſchwendung ausgeteilt wie heutzutage. Deſto lebhafter herrſchte in der Diplomatie und in den mit ihr zuſammenhängenden Kreiſen der Drang darnach, und unter begünſtigenden Umſtänden gelang es einigen, in auffälliger Weiſe denſelben zu befriedigen. Beſonders viel von ſich reden machte folgender Fall. Ein achtbarer, aber geiſtig keineswegs ſehr begabter, ein höheres Amt bekleidender Mann hatte eine Frau, die durch ihre Liebenswürdigkeit und Unterhaltungsgabe die erſte Rolle in der Frankfurter Geſellſchaft ſpielte. Dieſe Dame hielt faſt allabendlich Soiréen in ihrem

Hauſe, bei denen ihr Gatte durch ſeine Abweſenheit glänzte, während verſchiedene der höchſten Bundestagsgeſandten, die ihre lebhaften Verehrer waren, ſich um ſie drängten. Unſtreitig fand der Verkehr der Diplomaten, die meiſtens hochbejahrte Männer waren, mit der Hausherrin in allen Ehren ſtatt. Dennoch hielt die Letztere es für nötig, den Ehemann zu beſchwichtigen und zur Toleranz gegen ſie zu ſtimmen; ſie legte zu dieſem Zwecke ihren Verehrern die Verpflichtung auf, von ihren Regierungen Ordensdekorationen für den nachſichtigen Gemahl zu erwirken, auf deſſen Bruſt ſich denn auch allmälich ein Firmament von Sternen zuſammenzog. Nicht gleiches Glück hatte ein jüngerer Diplomat, der von früh an, um ein auf ihn gemachtes Bonmot zu wiederholen, „am Bandwurm litt", aber bei allen Bemühungen, auch nur das kleinſte Kreuz zu erhaſchen, ſcheiterte. Zuletzt entſchloß er ſich, in der Erwartung ſicherer Erreichung ſeines Zieles, eine beträchtliche Anzahl von Aktenſtücken aus den Archiven des Bundestages drucken zu laſſen und mit einer Einleitung herauszugeben. Dieſes Buch dedizirte er dem Fürſten Metternich und hegte nun die ſüße Hoffnung, bald, mit einem öſterreichiſchen Orden prangend, in den diplomatiſchen Zirkeln erſcheinen zu können. Aber, o Himmel, welche Enttäuſchung! Die ganze Anerkennung, die ihm zu teil ward, beſtand in einer Medaille, welche nicht einmal beſtimmt war, getragen zu werden, ſondern, in eine Schublade niedergelegt, das beſcheidene Verdienſt belohnen ſollte. Wie mußte dieſer Ordensjäger einen in Frankfurt lebenden Eiſenbahndirektor beneiden, der, von dem Wunſche beſeelt, ſich dekorirt zu ſehen, alljährlich eine Ueberſicht des Betriebs der von ihm geleiteten Eiſenbahn auf feinſtes Velinpapier drucken ließ. Da er ſich mit den meiſten der Bundestagsgeſandten gut zu ſtellen wußte, fanden ſich dieſe bereit, ſeine Liſten, die zuvor mit Goldſchnitt und elegantem Umſchlag verſehen worden waren, an ihre Höfe einzuſenden. Nachdem ſich die

Manipulation mehrere Jahre wiederholt hatte, glaubte einer der Empfänger den Einsender nicht mehr bloß mit einem einfachen Dank abfertigen zu dürfen und verlieh ihm das Ritterkreuz seines Ordens. Als so das Eis gebrochen war, folgten denn auch die meisten der anderen deutschen Höfe dem gegebenen Beispiel, und der Eisenbahndirektor erntete für seine Tabellen eine weit reichere Anerkennung, als sie manchem unserer ausgezeichnetsten Gelehrten zu teil geworden ist.

Sechzehntes Kapitel.

Größere Reise. — Berlin. — Alexander von Humboldt. — Dresden. — Königliche Familie. — Wien. Fürst Metternich. Baron K. v. Hügel. — München. König Ludwig I. Kaiserin von Brasilien. — Rom. — Karneval. — Neapel. König Ferdinand und sein Hof. — Fürst Radali.

Aus dem Tumulte des Tages, der mich ein halbes Jahr hindurch wenig hatte zur Ruhe gelangen lassen, wurde ich plötzlich auf eine sehr angenehme Weise abgerufen. Der vor nicht lange zur Regierung gekommene, damals erst neunzehnjährige Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin lud mich ein, ihn auf einer größeren Reise zu begleiten. Er hatte mich zwei Jahre vorher auf einem Ausfluge nach Oberitalien kennen gelernt, und der Umstand, daß ich ihm in den Ländern, die er zu besuchen dachte, als Führer dienen konnte, mochte ihm den ersten Gedanken, mich zum Begleiter zu wählen, eingegeben haben. Während der Monate nun, die ich in seiner unmittelbaren Nähe verbrachte, war es mir vergönnt, den hochsinnigen, für alles Große und Schöne glühenden Fürsten nicht allein genauer kennen zu lernen, sondern auch seine Freundschaft zu gewinnen. Diese hat er mir in allen Lebensverhältnissen bewährt, und noch mein letzter Herzschlag wird von meiner Dankbarkeit und innigen Liebe zu ihm Zeugnis geben.

Die Reise, obgleich auf weit fernere Ziele gerichtet, sollte doch auch zum Besuche verschiedener Höfe verwendet

werden. Die erſte Raſt von einigen Tagen war in Berlin. Hier fügte es ſogleich ein günſtiger Zufall, daß mir die äußerſt wertvolle Bekanntſchaft mit Alexander von Humboldt zu teil wurde. Es war eines Abends im intimſten Kreiſe der königlichen Familie, zu dem mir die obwaltenden Umſtände natürlich den Zutritt verſchafften. König Friedrich Wilhelm IV. ſaß mit der Gemahlin und mit ſeinem Neffen, dem Großherzog, an einem kleinen Tiſche und beſchäftigte ſich, wie das ſeine Sitte war, während des Geſpräches mit architektoniſchen Zeichnungen. Die ſehr wenigen ſonſt Anweſenden hatten in einiger Entfernung ihren Platz und der meinige war neben dem großen Reiſenden und Naturforſcher, der, obgleich faſt fünfzig Jahre älter als ich und in einer der höchſten Stellungen, ſogleich auf die freundlichſte Art das Wort an mich richtete. Wüßten andere Staatsmänner oder ſonſt durch Rang und Geburt Bevorzugte, die bei jeder Gelegenheit in hochmütiger Weiſe ihre überlegene Poſition zur Schau tragen, wie ſehr ſie ſich die Herzen hierdurch entfremden, ſie würden ſicher ſchon aus Klugheit das Beiſpiel eines Humboldt nachahmen. Dieſer zeigte, wie ich dies ſpäter noch oft beobachtete, nicht aus Berechnung, ſondern aus angeborener Humanität und aus jener ihm von der Natur geſchenkten Einfachheit des Weſens, welche immer die Begleiterin wahrer Größe iſt, ſelbſt gegen den Geringſten nie die mindeſte Hoffart, und ihm lag ebenſo auch die von vielen Anderen geübte beleidigende Herablaſſung fern. Konnte ſich aber unter ſämmtlichen Miniſtern und oberſten Kronbeamten Europas auch nur Einer an wahrem Verdienſt mit dieſem Manne meſſen? Humboldt war zwar oft ſcharf und ſchneidend in ſeinen Urteilen über Andere; allein ſeine bitteren Aeußerungen galten immer nur Solchen, die ſich in ihrer geiſtigen Ohnmacht ſpreizten, deren Thun und Treiben er mit ſeinem durchdringenden Scharfblick für verderblich erkannte. Dagegen war er ſtets voll von Anerkennung für

Jeden, deſſen Streben er als auf das Höhere gerichtet, als ernſt und wahr anſehen durfte, und unermüdlich, ſelbſt aufopfernd ſuchte er Solche zu fördern, die bei dieſem Streben ſeine Hilfe in Anſpruch nahmen. Als ich an jenem Abende neben ihm ſaß, nahm die Rede zufällig die Wendung auf den Orient, und da ich nun einige Kenntnis der arabiſchen und perſiſchen Sprache zeigte, mit deren Studien ſich übrigens Humboldt nie befaßt, hatte ich, wie ich ſchon gleich bemerkte, ſeine achtungsvolle Aufmerkſamkeit auf mich gezogen. Er lud mich ein, ihn am folgenden Tage zu beſuchen, und ſo trat ich in ein näheres Verhältnis zu dem großen Manne, das bis zu deſſen Tode gewährt hat.

In Dresden, wohin die Reiſe weiter ging, war es mir intereſſant, drei Mitgliedern der königlichen Familie vorgeſtellt zu werden, die ſämmtlich durch wiſſenſchaftliche oder literariſche Beſtrebungen der Auszeichnung einer der älteſten Regentenfamilien anzugehören, eine noch höhere hinzuzufügen ſuchten. Wie tief beſchämten dieſelben einen großen Teil des deutſchen Adels, welcher Jagd und Pferdezucht als die einzigen, ſeiner würdigen Beſchäftigungen anſieht! König Auguſt war ein vorzüglicher Botaniker und widmete alle Zeit, welche ihm ſeine Regierungspflichten übrig ließen, dieſem Studium. Sein Bruder, der ſpätere König Johann, gehörte zu den tiefſten Kennern des Dante und hat eine Ueberſetzung desſelben geliefert, die ſich ebenſo durch eindringendes Verſtändnis des Textes, wie durch fließende Form auszeichnet. Eine ſolche Ueberſetzung würde, wenn ſie jetzt ins Leben träte, als keine bedeutende Leiſtung mehr anzuſehen ſein, denn die „Göttliche Komödie" iſt nach der bei uns herrſchenden Manie in den letzten Dezennien faſt zahlloſe Male verdeutſcht worden — eine leichte und fruchtloſe Arbeit, indem oft nur aus zehn früheren Uebertragungen eine elfte kompilirt ward. Aber das Werk des ſächſiſchen Prinzen ging faſt allen anderen voraus,

und obgleich es die Nachbildungen von Kannegießer und Streckfuß schon vorfand, so war es doch neu, indem es sich auf einen ganz andern Boden stellte, und bei Aufgabe der Terzinenform den Sinn des Originals treuer wiedergeben konnte. Wie die beiden Genannten durch wissenschaftliche Leistungen, so suchte die Prinzessin Amalie sich durch Bühnenstücke hervorzuthun, die freilich sich nicht in das Gebiet der hohen Poesie versteigen, sondern der Gattung der Ifflandschen Familiengemälde angehören, aber sich durch Geist, scharfe Beobachtung des Lebens und Menschenkenntnis auszeichnen.

Ein längerer Aufenthalt wurde in Wien gemacht. Derselbe fiel in den Januar 1844, und Soireen, Bälle und Diners drängten einander. Da diese Art von Vergnügungen stets meiner Neigung widerstrebt hat, sehnte ich mich bald nach der Abreise. Die großen Feste bei Hofe und in den Sälen der hohen Aristokratie boten mir allenfalls noch einiges Interesse. Hier konnte sich wenigstens das Auge an Pracht und Luxus weiden; auch fanden sich unter der Menge der Gäste einzelne, mit denen sich angenehme Konversation pflegen ließ. Aber wahrhaft peinlich waren mir, wenigstens anfänglich, die kleinen Zirkel beim Fürsten Metternich, die doch häufig besucht werden mußten. Unter den wenigen dort Anwesenden fand ich zuerst keinen, mit dem ich andere als triviale Alltagsgespräche hätte führen können. Schon nach einigen Tagen zeigte sich jedoch im genannten Salon Baron Karl von Hügel, bekannt durch seine großen Reisen, namentlich durch die nach Kaschmir, die er selbst beschrieben hat. Durch diesen fand ich dann schließlich angenehme und anregende Unterhaltung. Später habe ich ihn in Florenz, wohin er als Gesandter ging, noch verschiedene Male aufgesucht und immer genußreiche Stunden mit ihm verlebt. Was mir die Teilnahme an den Soireen im Metternich'schen Hause besonders verleidete, war der Umstand, daß ich den Fürsten, dem hier alle als dem größten

Staatsmanne huldigten, für den bösen Dämon Deutschlands und Europas ansah und meine Privatansicht doch natürlich in den geheimsten Winkel meines Herzens zurückdrängen mußte. Ich hatte in Frankfurt in nächster Nähe den Machinationen zugesehen, durch welche der österreichische Staatskanzler die deutschen Regierungen in die Netze der engherzigen habsburgischen Politik zu verstricken wußte, wie er es verstand, selbst Preußen in sein Schlepptau zu nehmen und durch Druck auf die übrigen Höfe oder Ministerien jede nationale und freiheitliche Regung zu ersticken. Die Folgezeit hat bald die Armseligkeit seiner Staatsweisheit, die Verderblichkeit seines Wirkens auch dem Verblendetsten dargelegt. Denn sein Regierungssystem ist es hauptsächlich gewesen, das die Stürme des Jahres 1848 über ganz Deutschland heraufbeschworen und den Kaiserstaat an den Rand des Unterganges gebracht hat, wie denn auch die unter seiner Verwaltung ins Werk gesetzten empörenden Maßregeln gegen die Bewohner der Lombardei und des Venetianischen die Italiener mit so unversöhnlichem Haß erfüllten, daß die nachherige Losreißung der italienischen Provinzen die unvermeidliche Konsequenz davon war. Nach der glaubwürdigen Versicherung, die mir der lange Zeit hindurch am Wiener Hofe accredidirte Gesandte eines Großstaats machte, soll es allerdings der Kaiser Franz I. selbst gewesen sein, der seit dem Wiener Kongreß das harte Verfahren gegen seine italienischen Unterthanen diktirt hatte, und Metternich soll zu mehr Milde geraten haben. Aber wenn letzterer das Verwerfliche jenes Verfolgungssystems einsah, so mußte er entweder seinen ganzen mächtigen Einfluß anwenden, um dasselbe zu beseitigen, oder, wenn er dies nicht vermochte, von seinem Posten zurücktreten. Hätte er dies gethan, so würde die Nachwelt anerkennen, daß wenigstens der letzte Akt seiner staatsmännischen Laufbahn ein würdiger gewesen sei. Uebrigens muß ich hinzufügen, daß die Persönlichkeit

des Fürſten eine gewinnende war und daß er im geſellſchaftlichen Verkehr durchaus nicht jene Härte und Schroffheit zeigte, die doch einen Grundzug ſeiner politiſchen Thätigkeit bildete.

Von Wien ging die Fahrt über Linz und Salzburg nach München, eine bei dem hohen Schnee des Winters langwierige und anſtrengende Reiſe. Die bayeriſche Hauptſtadt war in jener Zeit noch nicht mit all den Prachtgebäuden geſchmückt, die ſie jetzt zieren. Die Pinakothek ſtand zwar ſchon vollendet da; allein die Gemälde, welche ſie aufnehmen ſollte, befanden ſich noch in einem Lokal unter den Arkaden. Die Baſilika war nicht ganz fertig und zu der Bavaria ſelbſt noch nicht der Grundſtein gelegt. Wie wenig dachte ich damals noch, daß ich ſpäter ſo oft und lange in München verweilen würde! — Sehr merkwürdig war es mir, durch die Verhältniſſe, unter welchen ich dieſe Reiſe machte, in die nächſte Nähe König Ludwig's I. geführt zu werden. Dieſer war damals eine der am meiſten beſprochenen Perſönlichkeiten in Deutſchland. Durch die Wandlung der politiſchen Prinzipien, die er in ſeiner Jugend bekannt, und durch die Verfolgung von Männern, deren Geſinnungsgenoſſen er ſich ehemals genannt, hatte er ſich den Haß der Liberalen zugezogen, und dieſe wurden nicht müde, ihn auf alle mögliche Weiſe herabzuziehen. Die Gerechtigkeit hätte jedoch verlangt, nie außer Acht zu laſſen, wie Außerordentliches er ſchon als Kronprinz mit Begeiſterung und Aufopferung für die Kunſt gethan und wie er auch noch ſpäter in dieſer Hinſicht mehr als je ein deutſcher Fürſt gewirkt. Auch die Mediceer und Leo X. waren in den Akten ihrer Regierung nicht tadellos; die hochherzige Pflege indeß, die ſie dem Schönen angedeihen ließen, hat die Flecken, die ſonſt auf ihrem Thun ruhen mögen, ausgelöſcht. — Der Parteigeiſt, der ſich gegen König Ludwig wendete, bewirkte, daß auch ſeine Gedichte, deren er eine große Anzahl publizirte, mit Hohn und Spott überſchüttet wurden, und ein

wegwerfendes Urteil über sie hat sich auf die spätere Generation vererbt. Indessen auch dieses Urteil muß eingeschränkt werden. Den Poesien des königlichen Sängers fehlt es an aller Feile; sie scheinen so, wie sie hingeworfen worden, auch in die Druckerei gewandert zu sein; und es ist leicht, alle möglichen Mängel daran hervorzuheben, ja manche Stellen geben zum Lächerlichmachen Anlaß. Verglichen mit den Leistungen wirklich guter Poeten, können daher diese Gedichte nur auf einen untergeordneten Rang Anspruch machen. Allein wenn man sie neben so manche stümperhafte Produktionen hält, die später das Entzücken der Lesewelt wurden, so muß man ihnen einen großen Vorzug vor denselben einräumen; denn es finden sich in ihnen einzelne Verse, ja ganze Strophen, die wirklich poetische Empfindungen und Gedanken enthalten, während man eine Prämie aussetzen könnte, um nur irgend etwas Derartiges in den beregten Exerzitien zu entdecken.

Denke ich an meinen damaligen Aufenthalt am Münchener Hofe zurück — wie viele Zeit ist schon seitdem hingeschwunden! Noch lebte die Herzogin von Leuchtenberg, und ihr Palast prangte mit jener schönen Gemäldegalerie, die später leider nach Rußland gekommen ist. Die Tochter der Herzogin, durch ihre Vermählung mit Dom Pedro zur Kaiserin von Brasilien geworden, brachte den Winter bei ihrer Mutter zu. Beide Frauen strahlten wegen der herrlichen Ode, die Platen auf sie gedichtet, seit lange in einer Glorie vor meinem Geiste. Man kann daher denken, wie froh ich war, sie mit Augen zu sehen. „Glücklich ist doch Der, den ein unvergänglicher Gesang gepriesen"; ihm wird dadurch schon auf Erden Unsterblichkeit. So werden die Herzogin von Leuchtenberg und ihre Tochter, nachdem längst der Schimmer ihrer Kronen wie ihrer Schönheit erblaßt ist, in Platen's Ode die folgenden Geschlechter durchschreiten. Bei einem Hoffeste in den prachtvollen Gemächern der Residenz, zu dem nur eine kleine, auserlesene

Gesellschaft geladen war, bestimmte das Los die Paare, die an der Abendtafel neben einander Platz nehmen sollten, und der Zufall brachte es mit sich, daß ich die Herzogin von Braganza (dies war der Titel, den die Kaiserin von Brasilien angenommen hatte) führen mußte. Dieselbe prangte noch im Glanz der Jugend und einer ungewöhnlichen Schönheit. Einundzwanzig Jahre später, als ich den Großherzog auf seiner Reise nach Spanien und Portugal begleitete, sah ich sie, von den Wechselschicksalen ihres Lebens gebeugt, krank und, obgleich noch nicht zu hohen Jahren gelangt, ergraut wieder. Inmitten der Orangen- und Limonengärten, die ihren Palast umdufteten, sprach sie mit Sehnsucht von der rauhen bayerischen Hochebene und der Isarstadt, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte. Sie hat die Heimat nicht wiedergesehen; nicht lange nachher las ich von ihrem Tode.

Von München ging es dem ersehnten Italien zu. Eine am Zirlpaß gefallene Lawine hemmte jedoch einige Tage lang die Fahrt. In Venedig, durch dessen zauberhaften Reiz ich mich jedesmal so gefesselt fühle, daß ich alle weiteren Reisepläne aufgeben möchte, um einzig dort längere Zeit zu weilen, konnte nur ein kurzer Aufenthalt gemacht werden, denn der Karneval lockte nach Rom; will doch Jeder dies berühmte Fest einmal gesehen haben! Nach meinem Gefühl paßt aber tiefe Stille besser für die über den Schutt von Jahrtausenden hinführenden Straßen der alten Welthauptstadt und für ihre mit Trümmern besäten Plätze, auf welche die Obelisken des Rhamses hinabschauen, als auf die Ruinen des hunderthorigen Theben. Die lauten Lustbarkeiten, die zur Fastnachtzeit den Corso durchtoben, erscheinen mir wie ein herzloser Hohn auf die Trauer, die in der ganzen Atmosphäre der Tiberstadt atmet. Daher suchte ich, so oft ich konnte, dem Mummenschanze zu entfliehen, um in den bergähnlichen Ruinenhaufen der Bäder des Caracalla oder bei dem Ausblick aus dem Klostergarten

von S. Onofrio das wahre Rom wiederzufinden. In der That dünkt mich der Karneval ein recht kindisches Fest mit seinem Werfen von sogenannten Confetti, eigentlich kleinen Gipsstücken, die wirklich den Augen gefährlich werden können, und mit dem Rennen der losgelassenen Pferde, die schon oft großes Unheil unter den längs des Corso gedrängten Menschenmassen verursacht haben. Wenn für Goethe der Karneval so interessant erschien, so kann ich mir das nur aus dem Umstande erklären, daß Rom damals nur schwer erreichbar und Wenigen bekannt war, so daß Alles in ihm sich für die Phantasie des Nordländers mit einem märchenhaften Reiz umkleidete. Weit mehr Anziehungskraft für mich haben die Weinfeste im Oktober, wenn die schönen Trasteverinerinnen bei Tamburinschall und Gesang durch die Straßen ziehen und die Campagnabauern mit ihren ochsenbespannten Wagen die mostgefüllten Tonnen zur Stadt führen. Von den großen kirchlichen Feierlichkeiten, die noch in Flor standen, sah ich erst auf der Rückreise, wo wieder eine Woche in Rom geweilt wurde, Einiges, wie ich ihnen denn später noch wiederholt beigewohnt habe. Die Girandola, die Erleuchtung der Peterskuppel, vor Allem aber das Miserere in der sistinischen Kapelle machten einen bedeutenden Eindruck auf mich. Dennoch bin ich der Meinung, daß das, was man in so vielen Reisebeschreibungen von dem überwältigenden, die ganze Seele gefangen nehmenden Zauber dieser Kirchenfeste liest, zum großen Teil Fabelei ist. Daß nun Jemand gar durch das bei solchen Zeremonien entfaltete Schaugepränge sich zum Katholizismus bekehren lassen kann, wie dies doch manchmal der Fall gewesen sein soll, ist mir unfaßlich. Wohl begreife ich, daß das Lesen der großen katholischen Dichter, z. B. des Calderon, Den, der sich ihm ganz hingibt, in solcher Art berücken kann, nicht aber, wie das Schwingen von Weihrauchfässern, die durch den Papst vollzogene Fußwaschung oder der Segen, den er vom Balkon des

St. Peter herabſpendet, dieſe Wirkung zu üben vermögen. Wenn mir je in Rom dergleichen Anwandlungen hätten kommen können, ſo würden mich die Fresken des Vaſari in dem der Siſtina nahegelegenen Saale, welche die Greuel der Bartholomäusnacht als einen Triumph der Kirche darſtellen, dagegen gefeit haben. Als ich einſt kurz vor der Charfreitagsfeier in der Siſtina dieſe ſcheußlichen Bilder betrachtet hatte, fand ſelbſt die wundervolle Muſik Allegri's keinen Eingang zu meinem Herzen mehr, und der in der Kapelle entfaltete kirchliche Pomp erregte nur meinen Abſcheu. Mir war, als ob die Strahlen der Abendſonne, welche durch die Fenſter hereinfielen, den ganzen Raum mit Blut übergöſſen. Uebrigens ward mir das Glück zu teil, bei einer Vorſtellung im Vatikan dem alten Papſte Gregor den Fingerring küſſen zu dürfen.

Die Fahrt von Rom nach Neapel war vor der Erbauung der Eiſenbahn ungleich ſchöner als jetzt. Schon die pontiniſchen Sümpfe hatten ihren eigenen Reiz, beſonders wenn ſich die öden, nur von einzelnen Büffelherden belebten Moorflächen mit dem friſchen Grün des Frühlings ſchmückten. Wahrhaft magiſch aber war der Eindruck, wenn man am Vorgebirge der Circe vorbei nach dem alten Anxur mit der auf ſteilen Felſen thronenden Burg des Theodorich gelangte und ſich längs des ſchäumenden Meeres die lachende Küſtenlandſchaft aufthat, wenn den Reiſenden dann bei Gaeta der volle Zauber des Südens umfing. In Neapel, das ich nun ſchon zum drittenmale beſuchte, verbrachte ich ſelige Wochen. Alle wonnigen Stätten der Umgebung wurden wiederholt durchſchwärmt. Ich trug Sorge dafür, daß dem Großherzog, der das lebendigſte Gefühl für Poeſie hatte, jedoch unter den mannigfaltigen Geſchäften, die einem regierenden Herrn obliegen, ſich nur ſelten dem Genuß derſelben hingeben konnte, hier wie anderswo die beſuchten Gegenden in dem verklärenden Glanze der Dichtkunſt erſchienen. So erinnere ich mich, daß ich ihm

auf den Felſen bei Sorrent, angeſichts von Taſſo's Hauſe, mehrere der zu wenig bekannten Canzonen dieſes Dichters, ſowie die herrliche Ode an Italien von Petrarca vorlas. Auch Platen, der jedem Italien Bereiſenden als Begleiter dienen ſollte, war immer in meinen Händen, und ſeine „Bilder Neapels", ſeine Idyllen „Die Fiſcher auf Capri" und „Amalfi" wurden wiederholt an Ort und Stelle geleſen. Daß auch der königliche Hof beſucht ward, verſteht ſich. Der König Ferdinand war wohl ſchon damals von ſeinem Volke als ein finſterer Tyrann gefürchtet und gehaßt; aber ſeine ganze Deſpotennatur, die ihn zum Abſcheu für alle Zeiten machen wird, hat er wohl erſt ſpäter entfaltet; wenigſtens ins Ausland war die Kunde davon noch nicht viel gedrungen. Dies darf ich als ein Glück für mich anſehen; denn ſo konnte ich den Feſtlichkeiten, die im Schloſſe von Neapel und in Caſerta ſtattfanden, mit heiterem Sinn beiwohnen. Wie würde mir dagegen zu Mute geweſen ſein, wenn ich gewußt hätte, die Kerker des Landes ſeien mit Unglücklichen angefüllt, die wegen des Verdachtes liberaler Geſinnung oder angezettelter Verſchwörung jahrelange Gefangenſchaft zu erdulden hatten! Durch die Klänge der Walzermuſik bei den Bällen, durch Roſſini's und Verdi's Melodien, die während der Tafel geſpielt wurden, hätte ich das Geächz der unſchuldig Verfolgten gehört. Ich denke noch mit Schauder daran, wie manche von den beſternten Generalen und hochgeſtellten Beamten, die ſich in der liebenswürdigſten Weiſe lächelnd bei den Hoffeſten mit mir unterhielten, dieſelben geweſen ſind, welche nachher in Sicilien die Henkerrollen ſpielten, oder die Einkerkerung und Marterung der Patrioten in den unterirdiſchen Gefängniſſen von Niſida beſorgten.

Bei einem Diner im königlichen Schloſſe hörte ich mich zu meiner Ueberraſchung von einem neapolitaniſchen Kammerherrn in fließendem Deutſch angeredet. Es war der Fürſt

Radali, Beſitzer einer beträchtlichen Herrſchaft in Sicilien. Ein geborener Hannoveraner, von bürgerlicher Herkunft und Offizier in der Garniſon einer kleinen Landſtadt, hatte er den Titel und das Beſitztum eines neapolitaniſchen Principe auf folgende Art erlangt. Im Königreich Sicilien geht unter Umſtänden die gräfliche oder fürſtliche Würde von der Dame, welche ſie trägt, auch auf Denjenigen über, dem ſie ihre Hand reicht. Dasſelbe iſt in Spanien der Fall. So glänzte während eines meiner Winteraufenthalte in Madrid auf den dortigen Bällen der Ariſtokratie eine junge Schönheit, auf welche ſich unter verſchiedenen Grandentiteln auch der einer Gräfin Egmont vererbt hatte. Unter den Bewerbern, die ſich um dieſelbe drängten, befand ſich auch ein junger, ſehr korpulenter Brauereibeſitzer aus Brüſſel, der in ſeiner ganzen Erſcheinung deutlich den Plebejer verriet, aber den Ehrgeiz hatte, in ſeiner brabantiſchen Heimat an der Seite der jungen Spanierin als Graf Egmont ſeinen Einzug zu halten. Die Gräfin jedoch war ſo klug, ihm einen Korb zu erteilen, und er iſt vermutlich noch jetzt ehrſamer Brauer. — Doch ich kehre zu dem erwähnten neapolitaniſchen Granden zurück. Als zur Zeit des erſten Napoleon die hannoveriſche Legion ſich unter den engliſchen Truppen in Sicilien befand, verliebte ſich die letzte Fürſtin des alten Geſchlechtes Radali in den Lieutenant W., der mit den anderen nordiſchen Kriegern aus dem Welfenlande auf die ſüdliche Inſel gekommen war. Sie reichte ihm die Hand, ſtarb aber nicht lange nachher und ließ den jungen Mann als Inhaber der Beſitzungen ſowohl als der Titel ihres vornehmen Geſchlechtes zurück. Allein auch der unverſehens zu ſolcher Stellung gelangte neue Fürſt wurde bald vom Tod ereilt und vererbte nun den Stand wie das Vermögen der alten ſicilianiſchen Familie auf ſeinen Bruder, der bisher ſein Garniſonsſtädtchen in Hannover noch kaum verlaſſen hatte. Dies war mein Tiſchnachbar; derſelbe hatte

übrigens den guten Geſchmack, ſich durchaus nicht als den Sproſſen vornehmer Ahnen zu geriren; vielmehr erzählte er mir in humoriſtiſcher Weiſe von ſeiner Ueberraſchung, als er ſich plötzlich aus ſeinen kleinen bürgerlichen Verhältniſſen auf die Höhe eines der erſten Magnaten des Königreichs beider Sicilien erhoben geſehen hatte. Er erſchien mir als ein harmloſer und liebenswürdiger Mann, und ich bin überzeugt, daß er nicht den mindeſten Anteil an den Unthaten des Königs Ferdinand genommen hat, wenn er ſich auch als deſſen Anhänger bekannte und nach dem Sturze der Bourbonen nach Deutſchland übergeſiedelt iſt.

Siebenzehntes Kapitel.

Ritt durch Sicilien. — Malta. — Smyrna. — Die Stätte von Troja. — Konstantinopel. Besuch und Feste beim Sultan.

Dem Aufenthalt in Neapel folgte eine Reise durch Sicilien, auf welcher die Insel in ihrem ganzen Umfange zu Maultier durchzogen wurde. Wie glücklich fühlte ich mich, die Uniform mit der schlichten Reisetracht vertauschen zu können, die glänzenden, von Schranzen erfüllten Königsschlösser mit der freien Luft des Himmels, in der ich mich nun vom Frührot bis zum Sonnensinken bewegen durfte! Ein einfaches, von sicilischem Wein gewürztes Mahl auf den Tempeltrümmern von Girgenti oder an den myrtenduftenden Meergestaden bei Selinus war mir lieber als alle Diners an sämmtlichen Höfen Europas. Uebrigens hatte der Ritt durch die Insel bisweilen seine Schwierigkeiten. Die Gebirgsbäche, die im Sommer nicht selten ganz austrocknen oder nur an einem schmalen Streifen Wasser zu erkennen sind, wurden ein paarmal durch plötzlich hereinbrechende Regengüsse so angeschwellt, daß ein langer Halt nötig ward, ehe es möglich erschien, mit den Maultieren hindurchzukommen. Ich dachte hier an Schiller's „Bürgschaft", wie sich Möros durch einen solchen, vom Wetterguß geschwellten Bach auf seinem Heimwege nach Syrakus gehemmt sieht. Wenn gegen den weiteren Fortgang von Schiller's Ballade eingewandt worden ist, unmöglich könne,

nachdem „unendlicher Regen" herabgefloſſen, noch an demſelben Tage eine Trockenheit eintreten, die den Möros dem Verſchmachten nahe bringt, ſo ſcheinen mir ſolche Einwendungen nicht von Belang zu ſein. Ich halte dergleichen Kritteleien überhaupt für unſtatthaft; ſie verkennen die Rechte der Poeſie welche es mit einer ganz andern Art von Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit zu thun hat, als mit derjenigen der gemeinen Wirklichkeit. Allerdings iſt hier der Freiheit des Dichters ihre Grenze geſteckt; es würde ihm gewiß nicht erlaubt ſein, die Wolken bald vor, bald hinter dem Mond vorüberziehen zu laſſen, wie dies in der Naturſchilderung eines Romans vorkommen ſoll. Auch das Bild: „Der Vollmond kam im ſilbernen Kahn heran durch den Himmel geſchwommen", das mir in der Gedichtſammlung eines unſerer Dutzendlyriker aufſtieß, wird Niemand loben wollen, da der Mond nur, wenn er nicht voll iſt, mit einem Kahn verglichen werden kann. Beſtimmte Regeln laſſen ſich hierüber nicht feſtſtellen. Aber hinge der Wert der Poeſie von ihrer genauen Uebereinſtimmung mit der Naturwahrheit ab ſo würde ſehr Vieles bei den griechiſchen Dichtern ſchweren Tadel unterliegen. Wenn zu Anfang von Aeſchylus' Agamemnon der Wächter zu Mykene die Feuerzeichen aufglimmen ſieht welche den Fall Trojas verkünden, und dann wenige Minuten ſpäter Agamemnon ſchon die weite Reiſe von der aſiatiſchen Küſte bis zu ſeiner Hauptſtadt zurückgelegt hat, ſo iſt dies in der Wirklichkeit vollkommen undenkbar; allein die Alten welche ſich beſſer auf Dichtkunſt verſtanden, als die durch falſche Kritik verdorbene moderne Zeit, nahmen nicht den mindeſten Anſtoß hieran.

Auf dem Ritte durch die Inſel war Theokrit, der mir ſchon früher daſelbſt das Geleit gegeben, unſer Reiſegefährte geweſen, und ſeine Geſänge hatten unſere Mittagsraſt bald unter dem breiten Wipfel eines Carubienbaums, bald in der Cella eines halbzerſtörten Tempels verſchönt. Als ich be

Syrakus im Flüßchen Anapus die Papyrusſtauden erblickte, die wahrſcheinlich zur Zeit der Ptolemäer dorthin gebracht worden ſind, ſtieg mir der Gedanke auf, wie der ſiciliſche Sänger einen Teil ſeines Lebens am Hofe zu Alexandria verbracht und dort viele, vielleicht die meiſten ſeiner Idyllen verfaßt habe. Wohl hat die Sehnſucht, die er an der wüſten, ſandigen Küſte von Afrika nach den grünen Thälern und hallenden Felſenbuchten ſeiner heimatlichen Inſel empfand, ſeinen Gedichten jenen Schmelz und Duft, jenen ſeelebeſtrickenden Reiz verliehen, dem wir noch heute nicht widerſtehen können. Denn ich glaube, daß der Dichter eine ſchöne Naturſcene nicht angeſichts derſelben, ſondern dann am beſten ſchildert, wenn die Rückerinnerung und die Ferne ſie mit ihrem magiſchen Duft umgeben.

Bei der Ueberfahrt nach Malta trat mir das in den ſpäter folgenden Tagebuchblättern erzählte Abenteuer, das mir hier vor einigen Jahren zugeſtoßen und bei dem ich nur eben mit dem Leben davongekommen, wieder vor die Seele. In La Valetta fand ich die liebenswürdige Familie Roß wieder, die ſich damals ſo freundlich meiner angenommen hatte. Nach den Entbehrungen, denen wir in Sicilien ausgeſetzt geweſen, und namentlich nach den entſetzlichen Nachtquartieren dort, war das Ruhen in bequemen Betten ebenſo wie die engliſche Küche ſehr willkommen. Obgleich die Franzoſen den Ruhm beanſpruchen, Alleingebieter im Reiche der Gaſtronomie zu ſein, verſteht ſich doch auf das, was man Comfort nennt, keine Nation ſo gut, wie die engliſche. Zwar bin ich der Meinung, daß derjenige, der überall die Genüſſe und Bequemlichkeiten ſeiner Heimat haben will und mißſtimmt wird, wenn er ſie nicht findet, lieber nicht reiſen ſollte. Sich in das fügen, was jedes Land bietet, und ebenſo wie man Strapazen erträgt, auch zu ſchlechten Speiſen und Weinen gute Miene machen, darin beſteht das echte Reiſetalent, und

die Engländer, obgleich sie mehr als die übrigen Völker alle Länder und Meere durchstreifen, handeln verkehrt, wenn sie ihren Comfort überallhin mitzuschleppen suchen. So fand ich einst in einer abgelegenen Ortschaft der Sierra von Guadarrama einen reichen Briten, der mit seinen kleinen Kindern jene unwirtbare, felsige Gegend in einer eigens dazu gemieteten Diligence durchreiste und einen Koch mit sich führte. Mir würde es den Reisegenuß verbittern, wenn man mir auf dem Sinai Côtelettes à la Soubise oder unter den Cedern des Libanon Potage à la Bisque serviren wollte. Aber als Intermezzo nach längerer aufgezwungener Genügsamkeit darf man sich, wenn man wieder zu Stätten der Zivilisation gelangt, auch die kulinarischen Genüsse daselbst wohl gefallen lassen. So waffnete ich mich denn bei trefflichen Diners, die der Gouverneur der Insel seinem hohen Gaste, dem Großherzog, gab, sowie an der Tafel des Hotels mit Mut für die Tage der Entsagung, die in der Türkei unvermeidlich wieder kommen mußten. Auf dem Dampfschiff der französischen Marine, das uns zunächst aufnahm, war einstweilen die Einrichtung vorzüglich; man konnte dasselbe einen schwimmenden Riesengasthof nennen; und für den Großherzog, als den Neffen der Herzogin von Orleans, war dessen ganze Leistungsfähigkeit aufgeboten. Athen und der Hof des Königs Otto konnten, der anfänglichen Absicht zuwider, nicht besucht werden, weil gerade damals eine Agitation gegen die Deutschen von den Griechen ins Werk gesetzt worden war, durch welche viele und verdienstvolle Männer aus ihren Aemtern verdrängt wurden, und weil es nicht passend schien, daß unter solchen Umständen ein deutscher Fürst dieses Land betrete. Die Fahrt durch den Archipel zeigte uns viele der herrlichen Cykladen, die mit den schöngeschwungenen Linien ihrer Felsgestade sich vom Meere her schöner ausnehmen, als wenn man an ihren großenteils baumlosen und öden Ufern landet.

Die Brüderberge, das Wahrzeichen von Smyrna, grüßten mich wie alte Bekannte, als wir uns dem Hafen dieſer regſamen Handelsſtadt näherten. Das orientaliſche Leben mit ſeinen bunten Trachten, das bewegte Treiben auf den Bazars, die Moſcheen mit den im Sonnenglanze blinkenden Halbmonden auf ihren Minareten machen ſelbſt auf Denjenigen, der dies ſchon früher geſehen, immer von neuem einen überraſchenden Eindruck. Nicht mit Unrecht ward Jonien von den Alten als das ſchönſte der Länder geprieſen; die Umgegend der Stadt iſt paradieſiſch. Nachdem wir dieſelbe in verſchiedenen Richtungen durchſtreift, ward nach der Troas aufgebrochen. Ich bin niemals ein Topograph oder eigentlicher Altertumsforſcher geweſen und hatte mich wenig um die Streitigkeiten der Gelehrten über die verſchiedenen Lokalitäten dieſer berühmten Ebene bekümmert, hing vielmehr gläubig der damals vorherrſchenden Meinung an, bei Burnabaſchi ſei die Stätte von Ilion. Auch jetzt noch, dünkt mich, kann man füglich dieſe Annahme feſthalten, unbeſchadet des Umſtandes, daß in beträchtlicher Entfernung von Burnabaſchi bei Hiſſarlik die bedeutenden Ueberreſte einer uralten großen Stadt oder vielmehr mehrerer übereinander getürmter Städte entdeckt worden ſind. Denn wie Babylon, Ninive und das ägyptiſche Theben eine ungeheure Ausdehnung hatten, ſo mag ja auch die Stadt des Priamus ſich weithin über die Ebene erſtreckt haben. Mehr als die überall verſtreuten Mauerſteine und als der angebliche Grabeshügel des Achill zog mich, wie auch das erſtemal, die Landſchaft mit dem ſchöngeformten, noch teilweiſe ſchneebedeckten Idagebirge und den in vielfachen Rinnſalen durch die Ebene hinſtrömenden Schweſterflüſſen Simois und Skamander an. Hier ſah ich den ganzen Schauplatz der Ilias vor mir, wie er ſtets vor meiner Phantaſie geſtanden, und ich würde nicht erſtaunt geweſen ſein, wenn er ſich plötzlich mit Scharen der kämpfenden Myrmidonen und Troer erfüllt, wenn der

Flußgott die Streiter vor meinen Augen in seine schäumenden Wirbel hinabgerissen hätte. Die Fluten der beiden Ströme waren hoch geschwollen, und deshalb unsere Expedition nach der heiligen Veste nicht unbeschwerlich, da ohne Aufhören neue Gewässer, in denen die Pferde oft bis an den Bug versanken, zu überschreiten waren.

Bei der Fahrt durch die Dardanellen erweckte der Anblick von Sestos und Abydos natürlich ebenso die Erinnerung an Hero und Leander, wie an Lord Byron, der auf der Fährte des Hellenenjünglings, aber nicht wie dieser aus Liebe, sondern vielmehr aus Renommisterei den Hellespont durchschwommen. Durch einen Zufall fand ich in der Bibliothek des Schiffes eine französische Uebersetzung des kleinen Gedichtes des Musäus, und ich las dasselbe angesichts der Gegend, in welcher die beiden darin gefeierten Liebenden den Untergang fanden, mit Vergnügen. Es darf als das älteste Vorbild jener poetischen Erzählungen angesehen werden, die in der neueren Literatur eine so große Rolle spielen. Diese Gattung ist für die Nationen in ihrem vorgerückten Bildungsstadium dasselbe, was das Epos für ihr Kindesalter, und es scheint mir höchst unbillig, sie durch den Vergleich mit demselben herabsetzen zu wollen. Beide gehören völlig verschiedenen Kulturepochen an, und ich halte es für ein thörichtes Beginnen, in der unserigen den Homer zum Vorbild zu nehmen. Man könnte ebenso gut das erste Buch des Moses nachahmen, was zu versuchen doch noch Niemand so verwegen gewesen. Homer hat ganz einzige Vorzüge; doch gerade solche, die späteren Geschlechtern unerreichbar sind. Wie jeder Mensch sich in seine Kindheit als in ein verlorenes Eden zurücksehnt, so umfangen uns die Gesänge des Homer besonders deshalb mit einem unwiderstehlichen Zauber, weil wir durch sie in die Jugendzeit der Welt wie unseres eigenen Lebens zurückzukehren glauben, und ich selbst habe eine Periode gehabt, wo ich nichts anderes lesen mochte.

Als ich mich aber dann in die Dichtungen ſpäterer Tage bis herab auf die unſeres Jahrhunderts vertiefte, erkannte ich, daß auch die neuere Poeſie ihre eigenen hohen Vorzüge hat, von denen ſich in Ilias und Odyſſee keine Spur findet. Schon für den Firduſi wird der Standpunkt der Beurteilung gänzlich verrückt, wenn man ihn mit Homer vergleicht; er ſteht hinter dem letztern an Einfachheit und Klarheit zurück, übertrifft ihn aber an Hoheit des Gedankens und der Weltbetrachtung, an Schwung und pathetiſcher Kraft bei weitem. Obgleich der Perſer auf einer alten Volkstradition fußte, ſollte man ihn doch überhaupt nicht einen Epiker in dem Sinne nennen, wie Homer ein ſolcher war. Das Schahname iſt kein Volksepos, ſondern ein erzählendes Gedicht, gleich denen der modernen Literatur. Hierzu machen es die vielen lyriſchen Stellen und eingeflochtenen Reflexionen. Man muß es als ein Glück preiſen, daß Firduſi den Homer nicht gekannt hat, ſonſt hätte er zu einer ebenſo verfehlten Nachahmung desſelben verführt werden können wie Quintus von Smyrna.

Als das Dampfſchiff nach einer ſtürmiſchen Nachtfahrt durch die Propontis an der Spitze des Serails und dem Eingang in das goldne Horn die Anker warf und nun im erſten Morgenlicht die Rieſenſtadt Konſtantinopel vor mir und um mich aus dem Dunkel tauchte, ward ich, obgleich ich des Anblicks ſchon zum zweitenmal genoß, durch dieſe traumhafte Herrlichkeit wie berauſcht. Das gleich dem der Tiberſtadt über ſieben Hügel hinflutende Häuſermeer mit den aus grünem Platanendickicht emporragenden Kuppeln der Moſcheen, allhin durchſchnitten von den blitzenden Wellen der See von Marmora, hier Europa, dort Aſien, an Pracht ihrer Geſtade miteinander wetteifernd — die Erde bietet kein zweites gleich wundervolles Panorama! Um dasſelbe voll in uns aufzunehmen, beſtiegen wir bald nach der Landung den hochgelegenen Turm des Seraskiers, und hier entfaltete ſich das Ganze noch

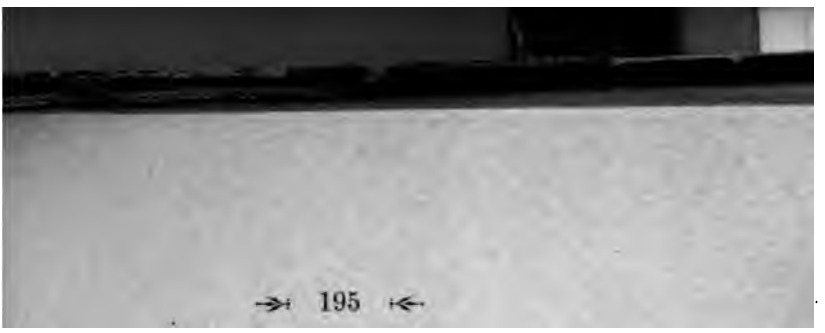
großartiger, indem der Blick über die zu allen Seiten aufragenden Minarete, die weiten Bazarhallen und das faſt unüberſehbare Häuſergewirr nach den noch mit hohem Schnee bedeckten Gipfeln des bithyniſchen Olymp, nach den duftenden Prinzeninſeln und jenſeits des langgedehnten Bosporus zum Schwarzen Meer und den blauen Symplegaden hinüberglitt.

Alle die Plätze, die von meinem früheren Aufenthalt her noch leuchtend in meiner Erinnerung ſtanden, durfte ich nun von neuem beſuchen, die ſüßen Waſſer am goldnen Horn, wo die verſchleierten Türkinnen an Feſttagen ſich um die rieſelnden Quellen verſammeln oder in vergoldeten, von weißen Stieren gezogenen Wagen ſpazierenfahren; die Höhe des ſchöngeformten Berges Bugurlu hinter Skutari, wo ſich eine zweite, hinter der vom Turm des Seraskiers nicht zurückſtehende Ausſicht darbietet; den Friedhof bei Pera, wo die Muhammedaner an den mit ſteinernen Turbanen umwundenen, von Cypreſſen überſchatteten Grabmälern ihrer verlorenen Teuern beten, und ſo viele andere unvergeßliche Stätten.

Ein beſonderer Vorzug, der mir dieſesmal zu teil ward, beſtand darin, daß die Verhältniſſe mir den Zutritt zum Hofe des Sultans ermöglichten. Nachdem der Großherzog in einer Antrittsaudienz von dem Padiſchah empfangen und auch mir die Ehre geworden war, dem Schatten Allah's auf der Erde vorgeſtellt zu werden, fand zur Feier des hohen Gaſtes ein großes Diner im Serail ſtatt. Während der ganzen Zeit des Aufenthaltes waren dem Großherzog und ſeinem Gefolge prächtige Roſſe aus dem kaiſerlichen Marſtall zu Gebote geſtellt worden. Auf denſelben wurden die Exkurſionen in Stadt und Umgebung gemacht, und ſie, für die feſtliche Gelegenheit mit reichen, goldbeſetzten Sätteln und Zäumen verſehen, trugen uns, während hohe Würdenträger der Pforte den Zug führten, nach dem Palaſt. Durch das Gewimmel von Höfen, Gängen, Hallen und Gebäuden, welches Serail heißt, gelangten wir in

das Allerheiligſte, in die Säle, die dem Herrſcher der Osmanen zur Wohnung dienen. Dort waren ſchon in faſt endloſen Reihen die hohen Beamten des Staates und Hofes verſammelt. Ich beklagte, daß nur wenige von ihnen das echte maleriſche Koſtüm des Orients trugen, die meiſten dagegen in jener häßlichen Tracht erſchienen, die als eine Karikatur der europäiſchen gelten muß und ſich weſentlich nur durch die Kopfbedeckung, den Fez, der auch im bedeckten Raume nicht abgenommen wird, von ihr unterſcheidet. Dazwiſchen zeigten ſich die Diplomaten der europäiſchen Höfe in ihren Galauniformen. Die Dekoration und Ausſtattung der Räume war von denen in unſeren Schlöſſern nicht ſehr verſchieden, nur daß nach morgenländiſcher Sitte Diwans ſich längs der Wände hinzogen. Beſonderen Glanz verlieh der Verſammlung der reich mit Diamanten prangende Orden des Ruhms oder Niſchan Iftichar, den faſt alle höheren Beamten, je nach ihrem Range, in kleinerer oder größerer Geſtalt, trugen. Dieſer Orden iſt jetzt ſchon zu einer Seltenheit geworden; denn da die Juwelen den Staatsſchatz zu ſehr in Anſpruch nahmen, ward er ſeit vielen Jahren nicht mehr ausgegeben, und es ſind andere, minder koſtbare Dekorationen an ſeine Stelle getreten. Der Sultan ſelbſt trug den Niſchan Iftichar in rieſiger Größe und zwar doppelt, einmal auf der Bruſt, das anderemal vorn an ſeinem Fez, und als die Kerzen in den Prachtſälen aufflammten, blitzten und ſtrahlten die beiden, aus herrlichen Diamanten gefügten, mit dem Halbmond gekrönten Sterne wie zwei Sonnen. Das Diner, das an einer langen Tafel ſtattfand, war mit weiſer Rückſicht darauf, daß teils Türken, teils Europäer dabei zugegen waren, zur Hälfte auf orientaliſche, zur andern auf franzöſiſche Art angerichtet. Was die türkiſche und überhaupt die morgenländiſche Küche anlangt, ſo widerſtrebt ſie unſerem Geſchmack wegen des übermäßigen Gebrauches, den ſie

von Süßigkeiten macht, sowie durch die uns ganz unbekannten, unserem Gaumen nicht angenehmen Zuthaten, zum Beispiel von Safran und Mastix. Selbst die Fleischgerichte sind gewöhnlich mit einer übersüßen Brühe übergossen, deren Geschmack man lange nicht wieder loswerden kann. Als eine besondere Delikatesse, welche allein zu bereiten die türkischen Köche sich rühmen, gelten Hühner, die so oft und stets von neuem in Zucker gekocht werden, daß sich aus ihnen eine Art von Konfekt bildet, welches doch noch immer den Geschmack von Geflügel behält. Dazu gesellt sich, was uns auch fremdartig vorkommt, der Gebrauch von Blumen als Speisen. Gefallen läßt man sich noch die in Zucker eingemachten Veilchen, wobei man wirklich mit der Zunge das zu genießen glaubt, was man sonst als Geruch einatmet; aber ganz widrig munden uns die in Schweinefett gebackenen Rosen. Die meisten der osmanischen Tafelgäste waren schon so weit zivilisirt, daß sie mit Messer und Gabel umzugehen wußten. Mein Tischnachbar indes, ein echter alter Türke, stand noch auf einer untergeordneten Bildungsstufe, und er wollte seine Verachtung für christliche Gebräuche kundgeben, indem er die Speisen beständig mit den Händen zum Munde führte. Glücklicherweise wurden ihm die Schüsseln nach mir präsentirt, sonst würde mir aller Appetit verdorben worden sein, indem er häufig mit dem Löffel, dessen auch die anderen Gäste sich bedienen sollten, von den dargereichten Gerichten kostete. Uebrigens benahm er sich für einen orthodoxen Moslem menschenfreundlich genug gegen mich Giauren, gegen den ihm das Gesetz des Propheten doch unversöhnlichen Haß gebot. Da er sich sprachlich nicht mit mir unterhalten konnte, lächelte er mir oft gutmütig zu, klopfte mich mehrmals auf die Schulter und gab mir Zeichen, daß ich keinen Gang der sich in endloser Reihe folgenden Speisen vorübergehen lassen sollte. Die Weine perhorreszirte er nach dem Gebot des Koran bis auf den Champagner, den die



Muhammedaner allgemein für erlaubt halten, indem sie ihn nicht zu den Weinen rechnen.

In prächtigen Gondeln, die der Sultan zur Disposition gestellt hatte, wurden mancherlei Ausflüge gemacht; so nach den Prinzeninseln, auf denen aus dem Grün üppiger Gärten vergoldete Kioske hervorleuchten; dann mehrmals nach verschiedenen Punkten des Bosporus und seinen mit reizenden Villen und Schlössern bedeckten Ufern, wie auch besonders nach dem sogenannten Riesengrabe, wo sich eine prachtvolle Aussicht darbietet. Eine weitere Fahrt ging in den Euxinus hinaus, wo auf der felsigen Höhe einer der Symplegaden ein Frühstück eingenommen wurde und die schäumenden Wogen des fast immer hochbewegten Meeres, die nahe bis zu unseren Sitzen emporschlugen, die Tafelmusik spielten. Die schönste der Exkursionen aber richtete sich nach dem herrlichen Brussa, dieser am Fuß des Olymp gelegenen Gebirgsstadt. Es war Frühling, die ganze Gegend prangte im frischesten Grün, die überall murmelnden und rauschenden Bäche gingen mit höheren Wellen, und hätten durch die Wipfel der Platanen nicht die goldenen Halbmonde, die Wahrzeichen des Islam, geblinkt, wäre nicht zu den bestimmten Stunden von den Altanen herab der Ruf des Muezzin erschollen, so würde man geglaubt haben, sich im Berner Oberland zu befinden. Da ich zwischen meinem ersten und diesem meinem zweiten Besuch der alten Hauptstadt der osmanischen Sultane Granada gesehen hatte, fiel mir die Aehnlichkeit Brussas mit der Residenz des Boabdil auf. Der Unterschied liegt darin, daß Granada einen mehr südlichen Pflanzenwuchs hat, Brussa dagegen in seiner Vegetation mehr den Charakter des Nordens trägt. Ich ziehe Granada entschieden vor wegen der wundervollen Gebirgsformation seiner Umgebung und wegen des zaubervollen Lichtspiels, das die südliche Sonne über der Sierra Nevada entfaltet. Allein man muß zugeben, daß Brussa sich größerer Wasserfülle erfreut

und mit saftigerem Laubgrün prangt. Alle Herrlichkeit der Gegend jedoch, alle Pracht der Gebäude, welche die Hauptstadt Bithyniens, sowie Konstantinopel schmücken, könnten mich nicht bestimmen, meinen Aufenthalt in einer dieser Städte zu nehmen. Denn hier ist nichts von jenem romantischen Reiz, welcher gleich den Strahlen der sinkenden Sonne durch die Erinnerungen an den Untergang der einst geistig so hochstehenden westlichen Araber die Ruinen der Alhambra umleuchtet, nichts selbst von den Reminiscenzen an Tausend und Eine Nacht, sowie an Harun al Raschid's Abenteuer, die noch jetzt die verödeten Ufer des Tigris bei Bagdad mit einem magischen Dämmerglanz umkleiden. Die beiden Städte am Bosporus und Olymp führen nur Bilder byzantinischer Greuelwirtschaft und Verkommenheit, wie auch die spätere brutale Gewalt der osmanischen Sultane, die von ihren Residenzen aus den halben Erdteil verheerten, vor das geistige Auge. — Eine Ersteigung des bithynischen Olymp, die mir vor Jahren geglückt war, wurde versucht, jedoch nach langstündiger Mühe des Emporklimmens wieder aufgegeben, weil dichte Wolken den Gipfel des Berges umlagerten.

Achtzehntes Kapitel.

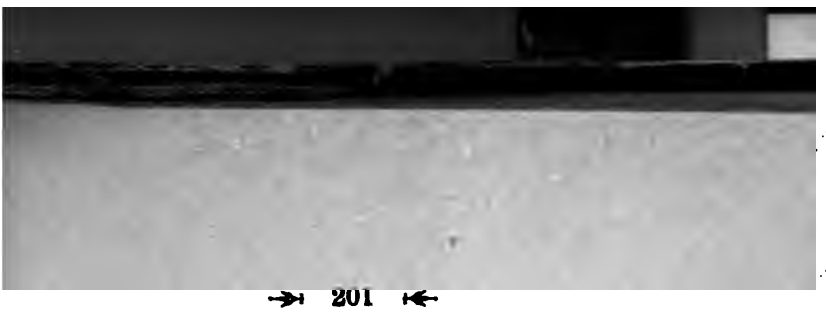
Beſteigung des Aetna. — Beſuch am Hofe zu Florenz. — Karlsruhe. — A. v. Duſch. — Joſ. v. Auffenberg.

Im beginnenden Sommer ging es, nachdem die Wunder und Ergötzungen Konſtantinopels, wenn auch nicht ausgekoſtet, ſo doch reichlich genoſſen waren, wieder ‚heimwärts. Eine Quarantäne in Malta, die damals noch für alle aus dem Oſten Kommenden vorgeſchrieben war, ließ ſich nicht umgehen. Dem Großherzog war das Verlangen in der Seele zurückgeblieben, den Aetna zu beſteigen; ſo ward ein eigenes Dampfſchiff gemietet, um ihn mit ſeiner Begleitung von der britiſchen Inſel nach Catania zu tragen. Die Ausſichten, das Ziel zu erreichen, ſchienen ſehr günſtig zu ſein. Der Schnee des Feuerberges war zum großen Teile weggeſchmolzen; unten herrſchte bereits drückende Sommerhitze. Wir brachen am Nachmittag von Catania auf und verbrachten die Nacht in dem Dorfe Nicoloſi, um in aller Frühe mit friſchen Kräften die Expedition nach oben anzutreten. Nachdem wir am nächſten Tage vor Sonnenaufgang die Maultiere beſtiegen, hatten wir uns einige Stunden lang günſtiger Witterung zu erfreuen; allein die obere Hälfte des Berges war von ſchwarzen Wolken umhüllt. Je höher wir kamen, deſto ungünſtiger wurden die Aſpekte. Ein ſcharfer, eiskalter Wind war um ſo empfindlicher wegen des Kontraſtes zwiſchen der faſt tropiſchen Glut, die in der Tiefe waltete. Bald

fanden wir uns von Falten dichter grauer Wolken umgeben. Schnee, großenteils erſt in der verwichenen Nacht gefallen, bedeckte allhin den Hang des Berges, und der immer ſtärker werdende Wind, der nach und nach faſt in einen Sturm ausartete, trieb uns dichte Flocken entgegen, die ſich wie eine Eiskruſte an unſere Kleider ſetzten. Bald waren die Maultiere nicht mehr vorwärts zu bringen, wie viel die Führer ſie auch mit Schlägen anſpornen mochten. Um ihnen das Gehen leichter zu machen, ſtiegen wir ab und ſetzten den Weg zu Fuße fort. So ging es noch rüſtig vorwärts, während der Sturm immer wuchs und das Schneegeſtöber wie der dichte Nebel es verhinderte, daß Einer den Andern auch nur auf zwei Schritte weit erkennen konnte. Selbſt die lauteſten Rufe verhallten auf kurze Entfernung. In der Hoffnung, die Casa degli Inglesi, das ſchützende Obdach etwa zwei Stunden unterhalb des Gipfels, zu erreichen, klommen wir, ſo gut es gehen wollte, weiter nach oben, als ſich plötzlich herausſtellte, daß die Treiber der proviantbeladenen Maultiere umgekehrt waren und uns mit zwei Führern allein gelaſſen hatten. Auf jenen Maultieren befanden ſich nicht allein die Mäntel und Decken, die uns in der nur ſehr geringen Schutz bietenden Hütte während der Nacht vor der Kälte behüten ſollten, ſondern auch reichliche Lebensmittel und Weine, um die erſchöpften Lebensgeiſter wieder zu ſtärken. Wir mußten uns alſo geſtehen, daß wir auf alle Fälle einem ſehr uncomfortablen Nachtquartier entgegen gingen. Aber die Situation ſtellte ſich bald als noch viel ſchlimmer heraus. Zwei Herren, welche die militäriſche Begleitung des Großherzogs bildeten, ſchon im höheren Lebensalter ſtanden und des Bergſteigens nicht gewohnt waren, vermochten vor Erſchöpfung ſich kaum noch aufrecht zu erhalten, und der eine von ihnen verlor ſo ſehr das Bewußtſein, daß er ſich zu Seiten des Weges in den Schnee hinwarf und ſagte, er wolle lieber dort umkommen, als ſich

ferneren fruchtlosen Anstrengungen unterziehen. Die noch Rüstigen unter der Gesellschaft, unter denen der von Jugendkraft strotzende Großherzog voranstand, mußten sich nun der Erschöpften annehmen und sie, so gut es gehen wollte, weiter schaffen. Die Maultiere, auf welchen wir anfänglich geritten, waren zwar bei uns geblieben; aber wenn wir sie wieder zu besteigen versuchten, vermochten wir nicht mehr, sie vorwärts zu bringen. Zudem ließ sich kaum noch zweifeln, daß die Führer den Weg' verloren hatten, und in der That, wenn wir die zum Schutze für die Bergbesteiger errichtete Hütte nicht vor Nacht erreichten, so konnte bei dem mit schneidender Kälte verbundenen Unwetter der Ausgang für Alle ein schlimmer sein. Wirklich fühlte ich selbst, obgleich ich es nicht merken lassen wollte, trotz der Uebung im Bergsteigen, die ich hatte, meine Kräfte mehr und mehr schwinden. Wie ich mich bei dem weiteren Umherirren noch aufrecht hielt, weiß ich nicht. Selbst die Führer schienen entmutigt zu sein, da es zu dunkeln begann, und natürlich teilte ihr Kleinmut sich Allen mit. Plötzlich jedoch sagten sie mit freudigem Ausruf, an gewissen Zeichen erkennten sie, daß sie den Weg wieder gefunden hätten; die ersehnte Hütte könne kaum noch eine Viertelstunde entfernt sein. Der Zufall, nicht ihre Ortskenntnis, hatte uns gerettet. Mit letzten Kräften ging es dann weiter, und endlich sahen wir dicht vor uns das niedere, kaum von den Felsmassen zu unterscheidende Gebäude, das uns als Herberge für die Nacht dienen sollte. Es war die höchste Zeit, daß wir dasselbe erreichten; denn während der letzten Stunde hatten die zwei älteren Mitglieder der Expedition förmlich mit Gewalt geschleppt werden müssen. Beim Betrachten des Innern unserer Behausung ward uns bald klar, daß es um uns drinnen kaum besser bestellt sein werde, als es außerhalb gewesen. In der That, ich glaube, daß schon die Menschen der Steinzeit, geschweige denn die Pfahlbauer, Gebäude aufzuführen

verſtanden haben, die vor den Unbilden der Witterung beſſer Schutz gewährten, als dieſe Casa degli Inglesi in ihr damaligen Zuſtande. Durch die Riſſe und Spalten der Maue pfiff der Wind, durch das Dach, das nur aus übergelegt Baumzweigen gebildet war, tropfte Waſſer von den oben häuften Schneemaſſen herab. In dieſer höchſt unbehaglich Lage war unſere Hoffnung auf ein wärmendes Feuer gericht Alles Holz jedoch, das ſich auftreiben ließ und in dem prin tiven Kamin aufgeſchichtet wurde, war durchnäßt. Lan wurde vergeblich verſucht, es mit Hilfe von Schwefelhölzer deren glücklicherweiſe einige ſich in den Taſchen fanden, Brand zu bringen, und als dann endlich eine Flamme empo ſchlug, trieb der Sturm ſie in das Innere der Hütte, ſo d dieſelbe alsbald mit dickem Qualm und Rauch, der uns erſticken drohte, erfüllt war. Man denke ſich nun uns Kleidern, die durch den Schnee völlig durchnäßt und teilwe mit einer Eisrinde umgeben waren, ohne irgend eine wärmen Decke, ohne Speiſe und Trank. Alle ſahen ein, daß an R und Schlaf nicht zu denken ſei und daß dieſer gar gefähr werden könne. So ſuchten wir uns gegenſeitig wach zu halt geſtatteten uns nur ſelten, auf kurze Zeit niederzuſitzen, ſchritten oder trabten in der Hütte umher. Beſorgnis erre es, daß die zwei Bejahrteren der Geſellſchaft vor Erſchöpfu ſich kaum aufrecht halten konnten und der eine von ihr heftige Bruſtkrämpfe bekam. Ein unverhofftes, wenn a ſpärliches Labſal bot ein halbes Maisbrot, das ein Füh in einem Sacke bei ſich getragen und mit dem er zuletzt h vorrückte, indem er behauptete, es erſt ſoeben gefunden haben. Das Brot ward in homöopathiſchen Doſen verte und ſchwerlich haben die köſtlichſten Leckerbiſſen mir je be gemundet. — Die Nacht erſchien endlos, uud wie wir ſie wirk überſtanden, iſt mir noch jetzt rätſelhaft. Als es Tag wur regte ſich wieder der Lebensmut; ein heller blauer Himm



blicke durch die Zweige, welche das Dach der Hütte zu unseren Häupten bildeten. So nahe dem Gipfel des berühmten Vulkans gewesen zu sein und nicht am Rande seines Kraters gestanden zu haben, erschien dem Großherzog als ein peinigender Gedanke. Er ließ also Diejenigen, für welche die sofortige Rückkehr dringend geboten war, die Maultiere besteigen und mit einem Führer nach unten aufbrechen, beschloß aber selbst, womöglich noch die Spitze des Berges zu erreichen. Ich, noch jung und wenn auch nicht von sehr kräftiger, so doch zäher Natur, hatte an seiner Seite aus. Wir klommen, gestärkt durch die frische Morgenluft, rüstig aufwärts; zuletzt indes stellte es sich heraus, es sei unmöglich, nach oben zu gelangen. Der Kegel des Vulkans nämlich hatte sich während der Nacht mit festgefrorenem Schnee bedeckt, und der Pfad am Abhange war durch die Glätte unerklimmbar geworden. So gebot denn die Notwendigkeit die Umkehr, und mit schnellen Schritten ging es nach unten. In der Sonne des Südens, die hoch und höher stieg, taute allmälich das halberstarrte Blut in unseren Adern. Auf solche Art langten wir zuletzt wieder in Nicolosi an, wo die beiden früher Aufgebrochenen sich durch Ruhe in den Betten, sowie durch Speise und Trank von den furchtbaren Strapazen zu erholen suchten. Der Großherzog mit der erstaunlichen Energie, die ihm eigen, drang aber, nachdem er sich einigermaßen gestärkt, darauf, daß weiter nach Catania geritten würde, wo sich gewiß auch mehr Bequemlichkeit für das Ausruhen böte, als in dem ärmlichen Wirtshause des Aetnadorfes. Die ungetreuen Führer, die mit den beladenen Maultieren umgekehrt, waren natürlich um eine Ausrede wegen ihres Thuns nicht verlegen. Am Abend befanden wir uns wieder am Meeresgestade. Sicher habe ich nie einen gleichen Wechsel der Temperatur erlebt. Es war, als ob wir an Einem Tage aus Sibirien unter den Aequator versetzt wären; denn unten herrschte kolossale Hitze. Daß

dieſe Aetnaexpedition ohne dauernden Schaden für die Geſundheit eines Derer, die an ihr teilgenommen, ablief, kommt mir faſt wie ein Wunder vor. Doch habe ich mehrmals erfahren, wie viel man an Kälte ſowohl als Hitze und Durchnäſſung ertragen kann, wenn man ſich beſtändig in freier Luft bewegt. Die erzählte Aetnaexpedition zeigt, wie Gebirgspartien, die gewöhnlich ohne Schwierigkeit von ſtatten gehen, unter ungünſtigen Umſtänden gefahrbringend werden können. Einige Jahre zuvor hatte ich den Gipfel des Feuerberges zwar mit Anſtrengung, aber doch glücklich, und zwar im März erklommen. Diesmal mißlang der Verſuch im Juli, und wir durften zufrieden ſein, noch mit heiler Haut davonzukommen.

Von Catania ging die Rückreiſe über Neapel und Rom. Das Wiederſehen von Gegenden und Städten, die wir ſchon bei früherem Verweilen liebgewonnen, bietet größere Freude, als der Beſuch bisher unbekannter Plätze, und ſo ward an beiden genannten Orten von neuem ein, wenn auch kürzerer Aufenthalt gemacht. In Florenz ſtattete ſodann der Großherzog dem toskaniſchen Hofe einen Beſuch ab. In lebhafter Erinnerung iſt mir noch ein Feſt im Palaſt Pitti, und zwar in eben jenen Sälen, welche die herrliche Gemäldeſammlung enthalten. Kein Herrſcher Europas kann ſich rühmen, ein mit gleichen Kunſtſchätzen prangendes Reſidenzſchloß zu beſitzen, mag es immerhin glänzendere und prunkvollere Paläſte geben; und ſo wenig Mitleid ich auch dem König von Neapel bei ſeinem Thronverluſt ſchenken konnte, vermochte ich ein ſolches Gefühl in Bezug auf den Großherzog von Toskana nicht zu unterdrücken, als er ſpäter aus den Herrlichkeiten, die ihn umgaben, ins Exil getrieben wurde. Er und ſeine Dynaſtie hatten dies nicht um ihr Land verdient. Dasſelbe war ſeit lange das beſtregierte in ganz Italien geweſen, und auch ſein letzter Fürſt hatte ſich ernſtlich um das Wohl ſeines Volkes bemüht. Allein dem mächtigen Einheitsdrange der Nation

mußte auch er als Opfer fallen, und einigermaßen war sein Sturz dadurch verschuldet worden, daß er dem auf der ganzen Halbinsel lastenden Drucke des österreichischen Systems zu wenig Widerstand entgegengesetzt hatte.

Von den Besuchen deutscher Höfe, die nun noch folgten, will ich nur den am großherzoglich badischen erwähnen. Hier war damals der mir von Frankfurt her näher bekannte, treffliche und hochgebildete Herr von Dusch Staatsminister. Noch unter der Last seines Amtes huldigte er, der Jugendfreund Webers, den Musen, und kleine, Abends in seinem Hause veranstaltete Konzerte, bei denen er selbst sich als Violoncellspieler hören ließ, oder auch Vorlesungen, die er aus seinem Lieblingsdichter Goethe hielt, mußten ihn für „des Tages unwillkommene Mühe" entschädigen. Bei Hofe lernte ich eine mir interessante Persönlichkeit, Joseph von Auffenberg, damals Hofmarschall, kennen, und Herr von Dusch veranstaltete auf meinen Wunsch, daß er bei der Tafel mein Nachbar wurde. Hier war Spanien der beinahe ausschließliche Gegenstand unserer Unterhaltung. Auffenberg erzählte mir von einem gefährlichen Abenteuer, das er in Valencia bestanden. Er hatte noch unter der Regierung Ferdinand's VII. eine Reise nach der pyrenäischen Halbinsel gemacht, besonders um in Granada das Lokal seiner mehrbändigen dramatischen Dichtung Alhambra mit eigenen Augen zu sehen. In Valencia war er eines Abends zu spät von der Hafenstadt Grao zurückgekehrt und hatte das Thor der Stadt schon verschlossen gefunden. Er schlug nun in der Dunkelheit den Weg nach dem nächsten Thore ein, indem er hoffte, dasselbe werde noch offen sein, wurde aber auf dem Gange von Bösewichten überfallen, die, um ihn zu berauben, ihm ihre Messer tief in den Leib bohrten und ihn, aus zahlreichen Wunden blutend, wie leblos hinstreckten. Er erwachte aus todesähnlicher Bewußtlosigkeit in einem Hospitale der Stadt, wohin ihn Vorübergehende

gebracht hatten, und genas erſt nach mehrmonatlicher S
unter den Händen barmherziger Schweſtern von furcht
Schmerzen. Auffenberg erzählte noch, als er ſchon am S
gelegen und das Wühlen der Meſſer in ſeinem Leibe g
habe er gehört, wie die Banditen, nachdem ſie ſeine T
geplündert, zu einander geſagt hätten: „Nun wollen w
in den Fluß werfen!“ Er hatte da die Geiſtesgeger
ſich halb aufzurichten und in die Nacht hinein, wie zu
beigehenden, zu rufen: „Kommt, kommt! Da ſind ſie!
ſie!“ worauf denn die Banditen erſchreckt entflohen. Hie
allein war er gerettet worden; auch hatten ihm die R
nur eine kleine Barſchaft abgenommen, indem ein
mit einer beträchtlichen Summe Goldes, den er um de
trug, ihnen entgangen war. Der Dichter ſchien zu fü
ich möchte ſeinem Bericht nicht Glauben ſchenken ode
wenigſtens für ſehr übertrieben halten; er lud mich d
ein, ihn am folgenden Morgen zu beſuchen, dann wo
mir die bedeutenden Narben zeigen. Ich entſprach ſeine
forderung, und obgleich ich beteuerte, daß ich ſeinen A
auch ſo unbedingt vertraute, mußte ich doch die Wund
die er noch deutlich an ſeinem Leibe trug, in Auger
nehmen. Joſeph von Auffenberg hat eine große Anzah
Trauerſpielen geſchrieben, von denen einige auf der S
Glück gemacht haben. Manche davon habe ich infolg
perſönlichen Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer nachher
und muß es als meine Ueberzeugung ausſprechen, daſ
alle ein nicht gewöhnliches Talent verraten. Was ihne
weit mehr als denen von Raupach ſchadet, iſt die Nachah
der Schiller'ſchen Phraſeologie, die zur Zeit ihrer Entſte
als der Modegeſchmack dieſe Richtung hatte, ihnen die
des Publikums zuführte, nun jedoch, da dieſer Geſchma
geändert hat, gerade das Gegenteil bewirkt. Doch mu
erkannt werden, daß bei Auffenberg zwiſchen vielem

Wortschwall die Rede auch oft Feuer und Schwung zeigt. Jedenfalls besaß dieser Dichter große theatralische Gewandtheit; auch stand er im direkten Verkehr mit der Karlsruher Bühne, deren Leitung ihm eine Zeit lang anvertraut war. Man erzählte von ihm, er habe, wenn er ein Trauerspiel verfaßte, sich immer zahlreiche Kostüme aus der Theatergarderobe nach Hause kommen lassen und, um sich lebhafter in die jedesmalige Situation zu versetzen, stets die Tracht der Rolle angelegt, die er gerade schrieb.

Neunzehntes Kapitel.

Frankfurt. — „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien.“ — F. v. Raumer. — L. v. Buch. — J. C. v. Zedlitz. — Friedrich Halm. — F. Mendelsſohn.

Nach beträchtlich langer Abweſenheit in mein ſtilles Arbeitszimmer zu Frankfurt zurückgekehrt, freute ich mich, trotz aller Genüſſe, welche mir die Reiſe geboten, mich wieder den Studien hingeben zu können. Meine nächſte Beſchäftigung war, die beiden erſten Bände meiner „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien“ zum Drucke vorzubereiten. Es war mir bewußt, das Werk leide an manchen Unvollkommenheiten, und einige derſelben könnten ſich wohl beſeitigen laſſen, wenn ich es noch länger im Pulte behielte. Aber ich verhehlte mir zugleich nicht, daß etwas allen Anſprüchen Genügendes bei der erſten, auf faſt keine früheren Leiſtungen geſtützten Bearbeitung dieſes ſo umfangreichen Feldes der Literatur ſich nicht zu ſtande bringen ließe. Allzu große Aengſtlichkeit und Skrupuloſität iſt bei literariſchen Unternehmungen ebenſo vom Uebel, wie zu große Leichtfertigkeit. Ich habe Männer gekannt, die ihr ganzes Leben einem wiſſenſchaftlichen Werke gewidmet, dasſelbe aber nie vollendet haben, weil ſie ſich eine unerreichbare Vollkommenheit als Ziel geſteckt hatten, oder weil ſie noch auf die Erſcheinung dieſes oder jenes andern Buches warteten, das ſie für das ihrige benützen zu müſſen glaubten. Es gereut mich nicht, daß ich nicht in die Fußſtapfen

dieser Aengstlichen getreten bin; mich lockten andere Gebiete der Thätigkeit, und so gab ich mein Erstlingswerk getrost in dem Zustande der Reife oder Unreife heraus, zu welchem ich es zu bringen vermocht hatte, ohne noch mehr Jahre, die ich glaubte besser verwerten zu können, darauf zu verwenden. Die zwei ersten Bände erschienen im Sommer 1845, der dritte und letzte folgte ein Jahr später. Daß eine derartige Arbeit, so abseits von den Interessen des Tages liegend, keinen lauten und rauschenden Beifall finden konnte, verstand sich von selbst. Im Ganzen indes war die Aufnahme eine für mich befriedigende. Besondere Freude machte mir die Anerkennung, die meine Geschichte alsbald in Spanien fand. Hartzenbusch hielt eine längere Rede darüber in der Akademie, und ich habe sogar Grund zu glauben, daß der lebhafte Eifer, mit dem sich die spanischen Gelehrten von jener Zeit an wieder dem Studium und der Herausgabe der alten Dramatiker widmeten, zum Teil eine Folge der von mir gegebenen Anregung war. In den trefflichen Editionen des Calderon, Lope de Vega, Alarcon, Tirso de Molina, Moreto, Rojas 2c., die bei Ribadeneyra erschienen, wird in den Noten vielfach auf mein Buch hingewiesen.*) Auch in Deutschland fand dasselbe manche Gönner, obgleich die große Bewunderung, die im ersten Viertel unseres Jahrhunderts der spanischen Poesie bei uns zu teil geworden, seit lange fast in Gleichgiltigkeit übergegangen war. Als meine Gegner traten besonders die dazumal noch mächtigen Hegelianer auf; weil ich nicht ihren Jargon geredet, meine Einteilung nicht nach dem Schema des „An sich, für sich und an und für sich“ oder der heiligen Dreieinigkeit gemacht hatte, sprachen sie mir allen philosophischen Geist ab. Gegenwärtig darf ich mich wohl glücklich preisen, daß ich mich von allen Einflüssen

*) In Madrid erscheint zur Zeit eine spanische Uebersetzung dieses Werkes von Eugenio de Mier. (Madrid, M. Tello, 1886.)

jener Schule freigehalten. Denn schon jetzt wird keine der von dem Galimathias der absoluten Philosophie erfüllten Schriften mehr gelesen. Nicht für ganz grundlos kann ich heute den Tadel erklären, der von anderer Seite gegen meine Geschichte ausgesprochen wurde, derjenige nämlich, ich sei zu weit in meiner Apotheose der spanischen Dichter gegangen und sei zu feindselig gegen die französischen gewesen. Allein ich darf sogleich hinzufügen, daß diese Klippe für mich nicht leicht zu vermeiden war. Hätte ich nicht eine einseitige Vorliebe für das von mir behandelte Literaturgebiet gehabt, so würde ich mich schwerlich dazu entschlossen haben, es zu bearbeiten, oder inmitten meiner Arbeit stecken geblieben sein. Ist man für eine Erscheinung in Literatur und Kunst besonders eingenommen, so liegt immer die Neigung nahe, andere dagegen zu gering zu schätzen. Hierauf beruhen die erbitterten Streitigkeiten zwischen Klassizisten und Romantikern, Idealisten und Realisten ꝛc., und dessen, daß ich in einer ähnlichen Einseitigkeit befangen gewesen, brauche ich mich nicht zu schämen. Im Laufe der Zeit habe ich erkannt, daß ich mich mancher Ueberschätzung auf der einen, mancher ungerechtfertigten Geringachtung auf der andern Seite schuldig gemacht; aber noch jetzt bin ich der Meinung, daß aus den bei uns gegenwärtig so vernachlässigten Goldgruben der spanischen Dramatik noch viele köstliche Schätze zu heben wären.

Unter den Persönlichkeiten, die ich zu Frankfurt in diesen Jahren hier und da sah und näher kennen lernte, nenne ich Friedrich von Raumer. Er war ein Jugendfreund meines Vaters und besuchte denselben regelmäßig, so oft er in die Mainstadt kam. Von früh an blickte ich mit einer Art von Andacht zu ihm empor. Er hatte sich in meinem Geist durch seine Geschichte der Hohenstaufen mit jener größten Periode Deutschlands identifizirt, und ich beneidete ihn, daß er durch sein Werk in den folgenden Jahrhunderten ebenso unsterblich fortleben werde, wie Kaiser Friedrich II., Enzio und Manfred.

Es erschien mir als etwas Unschätzbares, den eigenen Namen mit demjenigen großer Männer der früheren Zeit unauflöslich zu verflechten und so mit ihnen fortzudauern, und dieser Gedanke hat mich bei mehreren meiner Werke beseelt. In Raumer waren übrigens der Historiker und der Mensch wie getrennte Wesen; im Umgang war er ein behaglicher Lebemann von anmutendem Humor, während ich mir den Geschichtschreiber als ernst und streng vorgestellt und, ehe ich ihn kennen gelernt, gezagt hatte, vor seinen richtenden Blick zu treten. Es gibt wohl wenige Menschen, denen ein so großes Glück wie ihm auf Erden zu teil geworden ist. Bis zu seinem neunzigsten Jahre hat er eine unerschütterliche Gesundheit und nie wankende Arbeitskraft bewahrt, und erstaunlich war es, wie er noch in seinem Alter ohne Begleitung ferne Weltteile durchreiste. — Bis an sein Lebensende habe ich nicht versäumt, ihm, so oft ich nach Berlin kam, den Zoll meiner Verehrung darzubringen, und werde ihm diese Verehrung immer widmen. Für mich gehört der Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen zu den großen Männern Deutschlands.

Ein in anderer Art merkwürdiger Mann, dem ich verschiedentlich in Frankfurt begegnete und der in langen freundschaftlichen Beziehungen zu meinem Vater stand, war der berühmte Geognost Leopold von Buch. Seine Wissenschaft lag mir ganz fern; aber ich hörte ihn gern von den kanarischen Inseln erzählen, auf denen er einen Aufenthalt gemacht und über die er eine Monographie herausgegeben hatte. Diese seine Erzählungen erfüllten mich mit Verlangen, jene glückseligen Inseln selbst kennen zu lernen, eine Sehnsucht, die ich in der Folge zur Verwirklichung gebracht habe. Buch war übrigens eine originelle Persönlichkeit. Die Gelehrten seines Faches wissen von der Grobheit zu erzählen, mit der er die Gegner seiner Ansichten behandelte. Obgleich Kammerherr des Königs von Preußen, vernachlässigte er seine äußere Erscheinung

doch in einem Maße, daß er auf der Straße dadurch auffie und für einen Vagabunden gehalten werden konnte. Einf fuhr ich an einem heißen Sommertage nach Homburg, um einen Freund zu sehen, der dort die Brunnenkur gebrauchte. Auf halbem Wege begegnete ich einem völlig mit Staub bedeckten Wanderer im Frack, dessen rotglühendes Gesicht von der Sonnenhitze des Tages Zeugnis gab. Ich erkannte in ihm Herrn v. Buch, ließ halten und bat ihn, doch mit in den Wagen zu steigen, da die Mittagstunde bei dem herrschenden Hundstagklima nicht geeignet für solche Promenaden sei. Herr v. Buch aber lehnte es ab, zu fahren, indem er sagte, er sei in Homburg bei der Prinzessin von Preußen zum Diner eingeladen und habe es vorgezogen, den Weg von Frankfurt aus dorthin zu Fuß zu machen.

Das Unerquickliche der bundestäglichen Periode, welche dem näher rückenden Revolutionsjahr voranging, spiegelte sich auch in der damaligen Literatur. Zur herrschenden Macht hatte sich eine Gesellschaft von jungen Schriftstellern emporgeschwungen, welche in ziemlich allen bedeutenden Städten Deutschlands durch irgend ein Journal die öffentliche Meinung in ihrem Sinne bearbeiteten. Wer zu ihrer Fahne schwören wollte, dessen Glück war, wenn auch nur auf ephemere Dauer, gemacht; die unbedeutendsten Produkte, die er herausgab, gesammelte Feuilletonartikel, Reiseskizzen und Novelletten, wurden gepriesen, als wären sie Meisterwerke ersten Ranges. Dagegen wehe Dem, der sich unabhängig von der Clique hielt oder gar einen von den Leitern zum Mißfallen gereizt hatte; sobald er es wagte, ein Buch erscheinen zu lassen, oder auch nur dessen Erscheinen in Aussicht stand, signalisirten die Letzteren es nach allen Richtungen hin der ihnen untergebenen Presse zur unbarmherzigsten Kritik.

Doch ich verlasse dieses Thema, um noch einige hervorragende Persönlichkeiten zu nennen, mit denen ich in Frankfurt

in nähere Berührung kam. Die Eine war J. C. Baron v. Zedlitz, damals Gesandter des Herzogs von Nassau am Wiener Hofe; derselbe kam mehrfach in die Mainstadt und verkehrte in den dortigen gesellschaftlichen Kreisen. Bei flüchtiger Bekanntschaft erschien er nur als ein feiner Weltmann, der sich wenig von vielen anderen Diplomaten unterschied; aber Dem, der ihm näher trat, offenbarte er einen reichen Geist und eine seltene literarische Bildung. In der Zeit des durch Heine angeregten Napoleonkultus war er durch die Ballade „Die nächtliche Heerschau" populär geworden, die sich auch jetzt noch in manchen Anthologien findet. Einiges Andere von ihm möchte jedoch eher verdienen, fortzudauern. Sein Trauerspiel: „Kerker und Krone", in welchem die letzten Lebensmomente Tasso's vorgeführt werden und das damals auch mehrfach aufgeführt wurde, ist zwar arm an Handlung, aber von dichterischer Wärme erfüllt und hat einige ergreifende Scenen. Für sein bestes Werk halte ich die „Totenkränze", eine Dichtung, in welcher mit Begeisterung eine Reihe solcher Männer gefeiert wird, die ihre Bestrebungen für das Wohl der Menschheit oder ihren Kultus des Schönen und Wahren durch persönliches Unglück im Leben büßen mußten. Eben die hohen Gesinnungen, welche dieses Gedicht offenbart, gab Zedlitz auch persönlich Demjenigen kund, zu dem er Vertrauen faßte, und seit er mir sie einmal offenbart hatte, hegte ich Verehrung für ihn. — Einen damals berühmteren Dichter, Friedrich Halm, der bekanntlich im Leben Baron von Münch-Bellinghausen hieß, lernte ich durch dessen Oheim, den österreichischen Bundestagsgesandten, kennen. Letzterer war zwar keineswegs poetisch gestimmt, doch immerhin auf seinen Neffen stolz; ungleich so manchen anderen Aristokraten, die es als einen Flecken auf ihrem Wappenschilde ansehen, wenn Einer aus ihrer Familie sich in der Literatur hervorthut. Ich war nicht eben begeistert für Halm's Dramen und hatte mir sogar bei den Frankfurter

Damen den Ruf eines Barbaren zugezogen, weil ich
Schwärmerei für den „Sohn der Wildnis“ lächerlich m
Da ich es nie über mich vermocht habe, einem Autor
seine Geistesprodukte, wenn ich ihnen keinen besonders
Wert zuschreibe, Komplimente zu machen, so suchte ich
gegenüber andere Themata der Unterhaltung und konnte
auch mit ihm als einem feinen und äußerst liebenswü
Weltmanne gut auskommen. Später überraschte mich
„Fechter von Ravenna“, da mir dieses Stück höher zu
schien als seine früheren und ich es ihm kaum zugetraut
daß er etwas Derartiges zu schreiben vermöchte. Ge
Zeit nachher kam ich auch brieflich mit ihm in Verbin
er beschäftigte sich nämlich viel mit den spanischen Drama
von denen er auch einige Stücke bearbeitet hat, und befragt
verschiedentlich über den einen oder andern, diesen Lite
zweig betreffenden Punkt. Indes mußte ich ihm eingef
daß mir dieses Gebiet schon fremd geworden, indem zw
der Beschäftigung mit demselben bereits diejenige mit
persischen Epos und den indischen Puranas liege un
jetzt ganz von der Poesie der Araber im westlichen E
in Anspruch genommen sei. Jedermann liebt das Fach,
er sich vorzugsweise widmet, und so beklagte auch Halm
ich nicht dem spanischen Drama treu geblieben; mir aber
es unmöglich gewesen, ein Thema mein Leben lang z
handeln. Abgesehen von der dichterischen Produktion, di
mir immer mit der mehr gelehrten Hand in Hand ging, r
mir nach Vollendung der einen Arbeit eine andere übe
neues Literaturgebiet, und es ließ mir keine Ruhe, bis ich
ihr widmete. So ist denn meinem Geiste das spanische D
seit lange in den Hintergrund getreten; natürlich haben
auch viele der Meinungen und Urteile, die ich in m
Werk über diesen Gegenstand ausgesprochen, geändert. S
was man einmal hat drucken lassen, das folgt Einem d

Leben nach. Wie Grillparzer fort und fort zu den Schicksalsdichtern gezählt wurde, so hat man mich auf Grund jenes Jugendwerkes einen Nachzügler der Romantik genannt, und zwar noch in neuerer Zeit, was beweist, daß die Leute, die etwas Derartiges ausgesprochen, auch nicht eine Zeile von meinen späteren Schriften gelesen haben. Ja, es kommt noch schöner! Während das spanische Schauspiel sicher weder in Form noch in Inhalt irgend einen Einfluß auf meine eigenen dramatischen Dichtungen gehabt hat, sind mir mehrfach Besprechungen der letzteren zugekommen, in welchen dieselben wegen des gründlichen Studiums des Calderon gepriesen werden, das ich in ihnen verrate.

Eine unvergeßliche Erinnerung ist es mir, daß ich Felix Mendelssohn in den letzten Jahren vor seinem Tode häufig sah und mit ihm verkehrte. Da er mit einer Frankfurterin verheiratet war, kam er nicht selten zum Besuch in deren Vaterstadt. Von der anziehenden Persönlichkeit und der mannigfaltigen Bildung des trefflichen Musikers wissen Alle, die ihn gekannt, zu erzählen. Er hatte damals die Idee, eine Oper zu komponiren, allein es fehlte ihm noch an einem Textbuch dazu. Er meinte, da die schönste deutsche Oper, Don Juan, einen Teil ihrer Vorzüge dem Libretto verdanke, das einem altspanischen Schauspiel nachgebildet sei, müßten sich unter den Stücken des Tirso de Molina, Lope de Vega oder Calderon noch andere finden, die, wenn gut bearbeitet, dem Komponisten gleiche Vorteile darböten. Weil er nun wußte, daß ich mich viel mit den spanischen Dramatikern beschäftigt hatte, bat er mich wiederholt, ihm eine ihrer Komödien zu bezeichnen, die ich für einen solchen Zweck besonders geeignet hielte. Ich selbst hatte mich schon oft gewundert, daß die unerschöpflichen Minen des spanischen Theaters nicht schon weit mehr von den Verfassern von Operntexten, die so oft in höchst ungeschickter Weise allbekannte Schauspiele verarbeiten, ausgebeutet

worden ſeien. Aber wie ich nun auf Mendelsſohns Wunſch ein beſtimmtes Stück als für ſein Vorhaben beſonders paſſend nennen ſollte, geriet ich eben wegen des Reichtums der Auswahl in Verlegenheit. Ernſt ſollte der Inhalt ſein, und ſo waren die zahlreichen reizenden Luſtſpiele der Spanier ausgeſchloſſen. Zuletzt richtete ſich meine Aufmerkſamkeit vornemlich auf ein tragiſches Drama von Tirſo de Molina, dem Verfaſſer des Steinernen Gaſtes, der, obgleich ſchon früher auf die franzöſiſche und italieniſche Bühne übergegangen, doch erſt durch Mozart ſeinen Weltruhm erlangt hat. Die Oper würde, da der ſpaniſche Titel höchſt ſeltſam lautet, im Deutſchen am beſten Manuel de Souza genannt worden ſein. Die beiden erſten Akte hätten der Handlung nach ziemlich unverändert bleiben können; bei dem dritten aber wäre eine bedeutende Umwandlung nötig geweſen. Das Stück beginnt mit einem prächtigen Triumphzug, durch welchen in Goa die Siege des Don Manuel de Souza über mehrere indiſche Fürſten gefeiert werden. Don Manuel tritt in reicher kriegeriſcher Tracht auf, hinter ihm ein feſtlich geſchmückter Heerzug und die gefangenen Indier in Feſſeln. Der Triumphator wird von dem Gouverneur mit der höchſten Auszeichnung empfangen. In der nächſten Scene lernen wir Donna Maria, eine portugieſiſche Dame, kennen, welche, in männliche Tracht verkleidet, nach Indien gekommen iſt, um Don Manuel aufzuſuchen, der ſie früher geliebt und einen Sohn mit ihr erzeugt, doch ſie verlaſſen und den kleinen Dieguito mit ſich genommen hat. Sie gibt ſich dem Treuloſen zu erkennen und weiß ihn durch Beweiſe ihrer Liebe und Anhänglichkeit ſo zu rühren, daß er, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ihr reuig zu Füßen ſinkt, ſie um Vergebung bittet und ſchwört, fortan ihr ganz anzugehören. Er ruft, wenn er ihr je untreu werden ſollte, die Rache des Himmels auf ſich herab. „Wenn ich zur See gehe, mögen mir die Wogen Schiffbrüche bereiten und mich an unwirtbare

Küſten ſchleudern, wo wilde Karaiben, glühende Sandwüſten und blutgierige Tiger meinem Leben ein Ende machen mögen." — Manuel hat vor Maria's Ankunft ein Liebesverhältnis mit Lionor, der Tochter des Gouverneurs, angeknüpft; dies bricht er jetzt ab, um zu der früheren Verbindung zurückzukehren. Aber der Gouverneur, der von der Liebe Kunde erhalten, verlangt, daß er ſeiner Tochter die Hand reiche, indem er ihm zugleich die glänzendſten Ausſichten eröffnet, wenn er das Begehren erfülle. Der wankelmütige Don Manuel ſchwankt ſchon; da erfährt der Gouverneur, daß ſeine Tochter eine Frucht jener Verbindung geboren habe, und ſtellt nun dem Verführer nur die Wahl zwiſchen dem Tode oder der Vermählung mit Lionor. Manuel wird ſo zum Meineidigen an Donna Maria. Als das Paar den Trauring wechſelt, verkünden drohende Anzeichen, daß der Himmel dieſer Verbindung zürne. Die Neuvermählten ſchiffen ſich auf Befehl des Gouverneurs ſogleich nach Portugal ein, und Manuel verläßt Indien, ohne Donna Maria nur noch geſehen zu haben, indem er der Unglücklichen auch noch den Sohn Dieguito entreißt, den er mit auf die Reiſe nimmt. Die Betrogene eilt, den Verräter einzuholen. Allein zu ſpät; das Schiff hat den Hafen ſchon verlaſſen, und ſie hört in der Ferne nur noch das Rufen ihres Sohnes, der ſie erblickt und zu ihr zurück will. Sie kniet am Strande nieder und fleht die Rache des Himmels auf den Treuloſen herab, ſpricht dazwiſchen aber, von Liebe und Grimm zugleich getrieben, wieder Segenswünſche für den Sohn aus. Da ſchwärzt ſich der Himmel; ein Sturm iſt im Anzug und das Schiff verſchwindet in finſteren Wetterwolken. Maria zeigt nun Manuel's Verrat dem Gouverneur an, welcher ſich ſogleich mit ihr auf einem andern Schiffe zur See begibt, um den Flüchtling einzuholen und ihm die Tochter abzunehmen. Der dritte Akt zeigt uns das von einem wütenden Orkan hin und her geſchleuderte

Schiff, auf welchem sich Manuel und Lionor befinden. Der Meineidige beginnt zu ahnen, daß ihn das Strafgericht des Himmels verfolge. Das Schiff zerschellt an der afrikanischen Küste, und die Gescheiterten irren in der Wüste zwischen wilden Völkerschaften umher, allen Schrecken einer unwirtbaren Zone preisgegeben. Manuel ist in dumpfer Verzweiflung, die unglückliche und schuldlose Lionor selbst in dieser schrecklichen Lage voll hingebender Liebe für den Gemahl. Die Leiden des Knaben, der dem Verschmachten nahe ist, erhöhen den Jammer der Gatten. Nachdem Tirso's Phantasie sich im Ausmalen der Schrecken, welche die Schiffbrüchigen in der wasserlosen Wüste, im Kampf mit den Elementen und den wilden Bewohnern jener Einöden satt geschwelgt, läßt er Lionor von den Kaffern überfallen und fortgeschleppt werden. Dieguito wird von einem Tiger zerrissen und Manuel sucht verzweifelnd selbst den Tod. Am Schlusse sind auch der Gouverneur und Maria an der afrikanischen Küste gelandet und erfahren von einem Teil der Schiffsmannschaft, mit dem sie zusammentreffen, das Schicksal Derer, denen sie nachgeeilt sind. Dieser letzte Teil des Stückes nun mußte meines Bedünkens wesentlich verändert werden. Nur im Beginn des dritten Aktes hätten einige Scenen beibehalten werden können; das Ende jedoch erschien mir für unsere Bühne ganz untauglich, und es schwebte mir vor, es so umzugestalten, daß die Unglücklichen in die Hände eines wilden Volkes fielen, welches sie dann bei einem Feste seinen Götzen opferte. — Mendelssohn war, als ich ihm die Handlung dieses Dramas exponirte, der Meinung, daß sie, zu einem Operntext umgearbeitet, viele ergiebige Motive für die Komposition darbiete, und er drang lebhaft in mich, das betreffende Textbuch für ihn zu verfassen. Dies konnte ich nicht bestimmt zusagen, versprach ihm indes, mich durch sorgfältige Lektüre guter Librettos womöglich in den Stand zu setzen, seinen Wunsch zu erfüllen. Wirklich begann ich geraume

Zeit nachher das Schema der Oper Manuel de Souza zu entwerfen und auch einige Scenen davon niederzuſchreiben. Allein der unerwartete, mich tief betrübende Tod des Meiſters, der die Muſik dazu ſetzen wollte, bewirkte, daß meine Arbeit gänzlich liegen blieb. — Der Hingeſchiedene war ein Liebling der Götter geweſen; und vielleicht bekundete ſich dies auch darin, daß ſie ihn durch einen frühen Tod abriefen, indem ihm ſo Enttäuſchungen und bittere Gefühle erſpart blieben, die ihn ſpäter vermutlich erwartet hätten. Schon ſeine in den erſten Jünglingsjahren entſtandenen Kompoſitionen waren mit enthuſiaſtiſchem Beifall begrüßt worden, und der Beifall hatte ſich mit jeder ſeiner neuen Leiſtungen geſteigert. Man kann nicht ſagen, dieſes Glück ſei ein unverdientes geweſen, denn Mendelsſohn war ein geiſt- und geſchmackvoller Muſiker und vorzüglicher Contrapunktiſt, in deſſen Werken auch hie und da wirkliche Inſpiration hervorbricht. Allein hätte er länger gelebt, ſo würde doch ebenſo vom Publikum bemerkt, wie von ihm ſelbſt in niederdrückender Weiſe empfunden worden ſein, daß das Glück ihn auf unverhältnismäßige Art vor Anderen, an die ſein Talent nicht hinanreichte, bevorzugt habe. Unſtreitig war, der großen Meiſter früherer Zeit zu geſchweigen, der Genius eines Schubert und Weber ein weit größerer als der ſeinige geweſen. Aber welche Bitterkeit der Verkennung und Armut mußte Schubert ertragen! Wie ſtarb Weber, nachdem ihm das Schickſal eine kurze Zeit gelächelt hatte, nahezu an gebrochenem Herzen wegen des Mißerfolgs ſeines Oberon! Wie wenig endlich vermochte Schumann bei Mendelsſohn's Lebzeiten zur Anerkennung zu gelangen, bis er nach deſſen Tode ihn weitaus zu überſtrahlen begann!

Zwanzigſtes Kapitel.

Studien. — Poetiſche Produktion. — Firduſi. — Joſ. v. Hammer.

Nachdem ich meine Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien in die Welt geſchickt hatte, widmete ich mich längere Zeit, um mir ein Feſt nach der Arbeit zu geben, der poetiſchen Produktion, die mir ſeit meiner frühen Jugend Bedürfnis geweſen war. Wenn ich dachte, wie viele hunderttauſende von Büchern ſchon gedruckt worden ſeien, und wie ich nun ſelbſt dieſe Maſſe mit drei dicken Bänden vermehrt hätte, überfiel mich bisweilen ein niederdrückendes Gefühl. Ich hatte zwar geſtrebt, in meinem Werke nicht trockener Gelehrſamkeit zu frönen, ſondern das von mir behandelte Literaturgebiet in einer Weiſe vorzuführen, daß die Wiederaufdeckung lange vergrabener Schätze der Dichtung einen anregenden und fördernden Einfluß auf unſere Poeſie übte. Indeſſen ſagte ich mir bald, eine ſolche Wirkung werde vermutlich ausbleiben, mein Werk werde von ſehr Wenigen geleſen, hier und da von den Literarhiſtorikern ausgeſchrieben werden, im übrigen aber unbenützt in den Winkeln der Bibliotheken ſtehen. Es iſt dies das faſt unvermeidliche Los derartiger Arbeiten. Selbſt die guten unter denſelben bleiben auf kleine Kreiſe beſchränkt und behalten meiſtens auch nur auf kürzere Zeit Geltung. Nachdem ein fleißiger Autor ein bisher ganz vernachläſſigtes Gebiet behandelt, kommen zuerſt

die fingerfertigen Kompilatoren, ihn um die Frucht seiner Mühen zu betrügen; später jedoch wird sein Buch durch andere Gelehrte, die, sich auf seine Schultern stellend, dasselbe Thema unter Hinzufügung einiges Neuen bearbeiten, vollends in den Hintergrund gedrängt. Wie gering ist die Zahl der gelehrten Werke, die von Geschlecht zu Geschlecht gelesen werden! Wenn es einzelne solche gibt, so sind es diejenigen, die sich durch vorzügliche Darstellung auszeichnen. Es ist also das Künstlerische, nicht das in ihnen aufgespeicherte gelehrte Material, was ihnen diesen Vorzug gibt; diejenigen, deren Wert besonders in dem letzteren besteht, werden nur noch als Nachschlagebücher gebraucht. Alle die Geschichten von Deutschland zum Beispiel, die seit einem Jahrhundert erschienen sind — was ist aus ihnen geworden? Von der alten, umfangreichen von Schmidt und der späteren mit dem Fleiß eines ganzen Menschenlebens zusammengebrachten von Luden an hat eine die andere abgelöst. Weit mehr Aussicht auf eine längere lebendige Fortdauer unter den Menschen haben doch, vorausgesetzt daß sie gut sind, poetische Produktionen; auch von Uebersetzungen läßt sich dies behaupten, wofern sie mit dichterischem Geiste den Originalen nachgeschaffen sind. Denn in diesem Falle sind sie selbst poetische Werke, die zwar im einzelnen von Späteren verbessert werden, für welche indes eine Arbeit des bloßen Fleißes niemals Ersatz bieten kann. — Derartige Gedanken erfüllten mich, als ich mich von neuem der Dichtkunst hingab. Mit dieser Thätigkeit ging dann die Uebertragung oder vielmehr Nachbildung des Firdusi Hand in Hand, welche mich während mehrerer Jahre beschäftigte. Ich betrachte es als ein Glück, daß ich inmitten der politischen Stürme, die nun bald Deutschland und Europa durchtoben sollten, in der Periode geistloser Reaktion, die darauf folgte, mich bei der Nachdichtung des großen Persers in die frühe Vorzeit und das fernere Hochasien flüchten konnte, indessen

wüstes Geschrei der politischen Parteien vor meinem Ohre hallte. Während ich selbst bisweilen in das verworrene Getriebe des Tages hineingerissen ward, lebte ich des Abends am Oxus und unter den vom ersten Morgenrot der Geschichte bestrahlten Gipfeln des indischen Kaukasus mit den Helden Iran's. — Die Sprache des Firdusi ist minder schwierig, als die der spätern persischen Autoren; dennoch hatte ich anfänglich mit manchen Hindernissen zu kämpfen. Von der mit französischer Uebersetzung versehenen Edition Mohl's war zu jener Zeit erst ein ganz geringer Teil ans Licht getreten, und bei den meisten von mir übergetragenen Partien der großen Dichtung sah ich mich daher ganz auf mich selbst verwiesen. In Frankfurt befand sich kein einziger Orientalist, bei dem ich mir hie und da hätte Rat erholen können. Die Bekanntschaft Josephs von Hammer, die ich zufällig machte, als er sich auf der Durchreise in ein Bad einige Tage in Frankfurt aufhielt, konnte mir in dieser Hinsicht auch nichts nützen; ich habe jedoch von da an mit dem österreichischen Gelehrten in literarischem Verkehr gestanden, ihn auch wiederholt in Wien besucht. Der Ruf dieses einst hochberühmten Mannes ist schon während der zweiten Hälfte seines Lebens, und noch mehr nach seinem Tode, erstaunlich verblaßt, und der Wert fast aller seiner Arbeiten wird gegenwärtig äußerst niedrig angeschlagen. Doch glaube ich, daß, wenn er früher überschätzt ward, man nun auch in der Geringschätzung wieder zu weit geht. Jedenfalls war er ein merkwürdiger Mann schon durch seine erstaunliche und rastlose Thätigkeit. Als Vielschreiber kommen ihm unter den Gelehrten vielleicht nur die arabischen Polygraphen, die hunderte von Bänden kompilirten, und die Benediktinermönche mit den ungeheuern, von ihnen zusammengetragenen Folianten gleich. Hätte er das Verdienst seiner Schriften statt in deren Menge in der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gesucht, mit der er einzelne ausarbeitete, er würde

vielleicht etwas Dauerndes zu ſtande gebracht haben. Aber er ſchrieb mit beiſpielloſer Haſt und Uebereilung und ſchüttelte gereimte Verſe zu hunderttauſenden aus dem Aermel, ohne ſich darum zu kümmern, ob ein Menſch ſie leſen könne. Dieſelben ſind faſt durchaus ſo ſchlecht, daß ſie Gelächter erregen. Indes muß ihm zugeſtanden werden, daß die Werke ſeiner früheren Zeit noch nicht völlig dieſem Verdammungsurteil unterliegen. Damals wandte er noch mehr Fleiß an und ſchickte nicht jeden Bogen, den er eben geſchrieben oder diktirt, wie ſpäter, unbeſehen in die Druckerei. So gab er ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein im Versmaße von Wieland's Oberon verfaßtes Gedicht „Schirin" heraus, in dem er die Quinteſſenz aus den verſifizirten Liebesromanen der Perſer, beſonders aus Niſami, Dſchami und Hatifi, zuſammengedrängt hat, und das wenigſtens wegen des Stoffes intereſſant iſt. Als eine weitere ſchätzbare Arbeit von ihm muß die Ueberſetzung des Hafis angeſehen werden; dieſe überragt alle ſeine ähnlichen Leiſtungen um deshalb bedeutend, weil er hier nach dem türkiſchen Kommentar arbeiten konnte, in welchem jeder Vers des Perſers erklärt und in Proſa umſchrieben iſt. Denn das Türkiſche war die einzige der morgenländiſchen Sprachen, die Hammer wirklich gründlich verſtand. Er hatte ſie auf der orientaliſchen Akademie zu Wien, wo er erzogen worden, und ſpäter zu Konſtantinopel, wo er der Botſchaft als Dolmetſch beigegeben war, erlernt. — Werke Hammer's, denen wohl nicht aller Wert abgeſprochen werden kann, ſind ſodann die Geſchichte des osmaniſchen Reiches und andere hiſtoriſche Arbeiten. Dieſelben zeigen ſtellenweiſe wirklich bedeutendes Talent der Darſtellung; ihre Zuverläſſigkeit iſt freilich, und wohl mit Recht, viel angezweifelt worden. Ein ehemals viel geprieſenes Werk iſt „Die Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens". Man möchte jedoch glauben, daß Diejenigen, welche es gelobt, nie einen Blick in dasſelbe gethan haben.

Diese sogenannte Geschichte besteht neben flüchtigen Notizen über zweihundert Dichter aus angeblichen Uebersetzungen auserwählter Gedichte. Die Uebertragungen jedoch sind fast durchgehends von einer Art, wie ähnliche wohl noch kaum je durch die Presse vervielfältigt wurden. Hätte Hammer da, wo ihm der Text unklar blieb — was ziemlich überall der Fall ist — doch einen ungefähren Sinn zu erraten versucht, man ließe es sich gefallen. Aber es ist unerhört, hier tausende von Versen aufgehäuft zu sehen, in denen sich kein Sinn noch Menschenverstand finden läßt und von denen meistens der eine mit dem andern gar keinen Zusammenhang hat. In der Sage von Isfendiar's Abenteuern, die aus Firdusi mitgeteilt wird, ist zum Beispiel der berichtete Hergang ganz und gar nicht zu erkennen; man strengt sich vergebens an, dieses Chaos von incohärenten Worten und Verspaaren zu entwirren. Wenn man die persischen Dichter nach solchen angeblichen Uebertragungen beurteilte, so müßte man sie für die elendesten Versifexe halten, die je auf Erden gelebt. Ganz von demselben Kaliber ist Hammer's „Motenebbi"; doch stehen die spätern ähnlichen Arbeiten des „großen Orientalisten", die Geschichte der osmanischen Dichtkunst mit einer Blütenlese aus zweitausend Dichtern und seine arabische Literaturgeschichte in acht kolossalen Quartbänden auf einer noch tieferen Stufe. Die letztgenannte ist wohl das monströseste seiner Erzeugnisse, und wie hätte es nicht eine solche Mißgeburt werden sollen? Selbst, wäre Hammer ein gründlicher Kenner des Arabischen, wäre er zugleich ein Verskünstler wie Rückert gewesen, — bei der Eilfertigkeit seines Produzirens hätte doch nichts Tüchtiges zu stande kommen können. Das genannte Werk allein würde bei seinem Riesenumfang, um gut zu werden, ein ganzes Menschenleben in Anspruch genommen haben. Nun aber war Hammer damit in wenigen Jahren fertig; er getraute sich bei höchst mangelhaftem Verständnis der Texte und bei ebenso mangelhafter

Beherrschung der deutschen Sprache, den jedesmal vorliegenden Dichter aus dem Stegreif in gereimte Verse zu übersetzen. Und neben dieser beinahe unglaublichen Thätigkeit auf dem Felde der orientalischen Literatur schrieb er noch eigene Gedichte, zum Beispiel einen ganzen Band, in welchem er sich als einen Morgenländer gerirt, der Italien bereist, ein Trauerspiel „Die Eroberung von Mekka", sowie einen aus drei dicken Bänden bestehenden Roman, dessen Mittelpunkt ein in seiner Heimat Steiermark geführter Hexenprozeß bildet. — Um sich einen Begriff zu machen, wie ungeheuer groß die Menge seiner Schriften ist, muß man noch wissen, daß er dreißig Jahre lang fast für jeden Vierteljahrsband der Wiener Jahrbücher einen umfangreichen Aufsatz lieferte und auch noch an anderen Zeitschriften, zum Beispiel an der Antologia italiana mitarbeitete. Er getraute sich nämlich auch italienisch zu schreiben, wie er sich denn sogar als Schriftsteller in persischer Sprache versuchte und sich nicht nur vermaß, die Bekenntnisse des Marc Aurel ins Persische zu übersetzen, sondern auch persische Gedichte zu verfassen. Wenn er nun bei dieser ganzen profusen Thätigkeit nur wenig produzirt hat, was vor einer irgend strengeren Prüfung bestehen kann, so ist es doch billig, einzuräumen, daß er manche ersprießliche Anregung gegeben, auf Manches aufmerksam gemacht hat, das ohne ihn vielleicht bis jetzt noch in den Handschriftensammlungen verborgen geblieben wäre. So hat Rückert, der nicht nur ein weit besserer Dichter, sondern auch ein gründlicherer Sprachkenner war als er, manche Förderung von ihm erfahren. Ferner ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Hammer von wirklichem Eifer, ja von Begeisterung für die Wissenschaft, für Befruchtung der abendländischen Literatur durch die Erschließung der morgenländischen erfüllt war. Denn aus welchem andern Motiv hätte er sich wohl ein langes Leben hindurch solchen anstrengenden Arbeiten unterziehen sollen? Materiellen Gewinn hat er in keiner

Weise von seinen Schriftwerken gehabt, vielmehr bedeutende Opfer bringen müssen, um nur das Erscheinen derselben zu ermöglichen. Das Interesse für orientalische Literatur ist bei uns auf einen sehr engen Kreis von Liebhabern derselben beschränkt. Daher konnte kein Verleger es ohne Aussicht auf enorme Verluste unternehmen, die dickleibigen und bändereichen Produktionen Hammer's auf seine eigenen Kosten drucken zu lassen. Wer aber für höhere Interessen nicht allein seine Geisteskräfte in aufreibender Weise einsetzt, sondern in ihrem Dienst auch sein Vermögen opfert, ist sicher wert, in ehrendem Andenken gehalten zu werden, wenn auch seinen Leistungen nur sehr bedingungsweise ein Gehalt zugesprochen werden kann. — Hätte nicht die Gelehrtenwelt so allgemein über diesen Orientalisten den Stab gebrochen, daß mein Urteil daneben noch als milde erscheint, so würde ich dasselbe zurückgehalten haben; denn persönlich kam mir Hammer aufs freundlichste entgegen. Er überschüttete mich mit Zusendung seiner in endloser Reihe aufeinanderfolgenden Schriften, und lud mich wiederholt dringend ein, ihn auf seinem Schlosse Hainfeld in Steiermark, wo er den Sommer über zu verbringen pflegte, zu besuchen. Die Umstände verstatteten mir nicht, dies zu thun; mit Interesse aber hörte ich, was mir ein Freund, der einst mehrere Monate in Hainfeld verlebte, von seinem Aufenthalt daselbst erzählte. Hammer, der damals schon sein achtzigstes Jahr bedeutend überschritten hatte, stand jeden Morgen um vier Uhr auf und ging alsbald an die Arbeit. Ein arabisches Manuskript in Händen, schritt er im Zimmer auf und nieder und diktirte ohne weiteres Besinnen eine Versübersetzung der schwierigsten Gedichte, in deren Verständnis selbst ein Sylvester de Sacy nur mit bedeutender Mühe eingedrungen wäre. Nach vier- bis fünfstündiger Beschäftigung von dieser Art begab sich dann der rüstige Greis ins Freie, um ein Bad in dem nahen Flusse zu nehmen, und wenn die Gäste seines Hauses aufstanden,

war seine Tagesarbeit schon gethan. Er empfing sie im Gartensaal und widmete sich den Rest des Tages der Geselligkeit. Dieses Leben hat er bis in das höchste Alter fortgeführt.

Wenn die orientalischen Studien mich in Frankfurt viel beschäftigten, so nahmen sie mich doch nicht dergestalt in Anspruch, daß ich nicht noch dem schön aufblühenden Städel'schen Institut lebhafte Teilnahme zugewendet hätte. Die Gemäldesammlung dieser Anstalt war mir seit ihren ersten Anfängen bekannt gewesen, und ich erfreute mich des ungemeinen Aufschwunges, den sie jetzt nahm, nicht allein, weil vortreffliche Bilder der alten Meister angekauft, sondern auch weil Werke neuerer Künstler von überraschend genialer Eigentümlichkeit dort ausgestellt wurden. Vorzüglich erfüllten mich Moritz v. Schwind und Eduard Steinle, mit welchen beiden ich in Frankfurt befreundet wurde, mit wahrer Begeisterung. Der „Sängerkrieg auf der Wartburg" des Ersteren und viele Kompositionen Steinle's, die damals entstanden, besonders seine „Märchenerzählerin" und seine Zeichnungen zu Brentano, stehen nach meiner Meinung so hoch, daß sie zu den schönsten Hervorbringungen der Kunst gehören. Dies erkannte ich schon damals, nahm aber mit lebhaftem Unwillen wahr, daß fast Niemand meine Meinung teilte, daß vielmehr die große Menge auch der sogenannten Gebildeten bewundernd vor Gemälden wie „Ezzelin" und „Huß" stand, Gemälde, für die ich nur Geringschätzung hegte. Die betrübende Erscheinung, daß das wirklich Gute und Große verkannt und hinter das Mittelmäßige zurückgestellt wird, empörte mich damals noch; jetzt habe ich mich an dieselbe gewöhnt, da sie in unserer Zeit, besonders in Deutschland, zur Regel gehört.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Seebäder in Barcelona. — Der Monſerrate. — Die Grande Chartreuſe bei Grenoble.

Wenn man ſich mit ganzer Seele einer Arbeit oder dichteriſchen Produktion hingibt, ſo iſt es ſchwer, ſeinen Eifer im Zaum zu halten und ſich nicht bisweilen mehr zuzumuten, als die Nerven ertragen können. Dieſes iſt mir ſchon häufig begegnet, und trotz wiederholter Erfahrung bin ich noch nicht gehörig gewitzigt, daß es mir nicht auch künftig wieder zuſtoßen könne. So oft ich empfand, ich hätte mich auf ſolche Art zu viel angeſtrengt, ſuchte ich mich durch irgend eine Reiſe wieder herzuſtellen, und gewöhnlich that dies Mittel gute Dienſte. Die Zeit, von welcher ich rede, war diejenige, in der das Eiſenbahnnetz, das ſich nun über einen großen Teil Europas erſtreckt, nach und nach ſich zu bilden begann. Noch waren die Schienenwege zwar — ich rede von den vierziger Jahren — nur auf wenigen Strecken vollendet, man mußte noch oft, wo ſie unterbrochen waren, ſich durch Pferdekraft weiterbefördern laſſen; aber immer war gegen früher die Schnelligkeit, mit der man reiſte, ſchon beträchtlich gewachſen. So machte ich faſt in jedem Sommer einen Ausflug nach der Schweiz, um dort auf Fußreiſen und durch Bergbeſteigungen Naturgenuß und Stärkung zu holen. Im Herbſte 1846 ſteckte ich mir das Ziel entfernter; mir waren Seebäder empfohlen, und ſo ging ich, um einige Wochen ſpaniſche Luft zu atmen, in

Begleitung meines jüngeren Bruders nach Barcelona. Diese gewerbthätige und blühende Handelsstadt verdiente mehr von Reisenden besucht zu werden, als sie es ist. Ich fand den Aufenthalt dort sehr angenehm; die vom Morgen bis zum Abend belebte schöne Alameda oder sogenannte Rambla, der Molo mit seiner prächtigen Meeraussicht, dann das nahegelegene, vielbesuchte Dorf Grazia bieten anmutige Spaziergänge. Vor allem aber hatte Barcelona für mich einen besonderen Reiz, weil ich mich dort wie in eine andere Welt versetzt sah. Es liegt nämlich für mich im Reisen das Anziehende, daß ich den gewöhnlichen Gedankenkreisen, den Interessen, die ich das ganze Jahr um mich herum verfolgt sehe, entrückt werde, daß ein völlig neues Leben mich umgibt. Italien, das sonst gewiß große Vorzüge vor Spanien besitzt, gewährt dies noch nicht. Barcelona, obgleich es durch seinen Handel schon mehr von Ausländern besucht ist, als andere Städte der pyrenäischen Halbinsel, hatte damals noch einen eigentümlichen Charakter, der sich seitdem vielleicht etwas verändert hat. Die Frauen trugen allgemein die Mantilla, und kaum ein Fenster war ohne das altspanische Gitter. Bei den Bekanntschaften mit Cataloniern geriet ich in keinerlei Gefahr, daß das Gespräch eine Wendung auf Gegenstände genommen hätte, von denen ich zu Hause beständig gehört hatte und wovon ich bei der Rückkehr wieder hören sollte. Dagegen unterhielt ich mich ausschließlich über die Zustände des Landes, in welchem ich mich befand. In Barcelona wurde ich freilich den Gedanken nicht los, ich stände auf einem Vulkan. Man zählt seit dem 16. Jahrhundert mehr als hundert Revolutionen, die dort ausgebrochen sind, und eben jetzt wurde täglich eine neue erwartet. Auf dem Fort Monjuich standen die Kanonen beständig geladen, um die Stadt zu beschießen. Mir selbst hätte auf dem Wege zu der Felshöhe, auf welcher diese Festung thront, ein Unglück zustoßen können. Ich war den Berg,

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Seebäder in Barcelona. — Der Monſerrate. — Die Grande Chartreuſe bei Grenoble.

Wenn man ſich mit ganzer Seele einer Arbeit oder dichteriſchen Produktion hingibt, ſo iſt es ſchwer, ſeinen Eifer im Zaum zu halten und ſich nicht bisweilen mehr zuzumuten, als die Nerven ertragen können. Dieſes iſt mir ſchon häufig begegnet, und trotz wiederholter Erfahrung bin ich noch nicht gehörig gewitzigt, daß es mir nicht auch künftig wieder zuſtoßen könne. So oft ich empfand, ich hätte mich auf ſolche Art zu viel angeſtrengt, ſuchte ich mich durch irgend eine Reiſe wieder herzuſtellen, und gewöhnlich that dies Mittel gute Dienſte. Die Zeit, von welcher ich rede, war diejenige, in der das Eiſenbahnnetz, das ſich nun über einen großen Teil Europas erſtreckt, nach und nach ſich zu bilden begann. Noch waren die Schienenwege zwar — ich rede von den vierziger Jahren — nur auf wenigen Strecken vollendet, man mußte noch oft, wo ſie unterbrochen waren, ſich durch Pferdekraft weiterbefördern laſſen; aber immer war gegen früher die Schnelligkeit, mit der man reiſte, ſchon beträchtlich gewachſen. So machte ich faſt in jedem Sommer einen Ausflug nach der Schweiz, um dort auf Fußreiſen und durch Bergbeſteigungen Naturgenuß und Stärkung zu holen. Im Herbſte 1846 ſteckte ich mir das Ziel entfernter; mir waren Seebäder empfohlen, und ſo ging ich, um einige Wochen ſpaniſche Luft zu atmen, in

Begleitung meines jüngeren Bruders nach Barcelona. Diese gewerbthätige und blühende Handelsstadt verdiente mehr von Reisenden besucht zu werden, als sie es ist. Ich fand den Aufenthalt dort sehr angenehm; die vom Morgen bis zum Abend belebte schöne Alameda oder sogenannte Rambla, der Molo mit seiner prächtigen Meeraussicht, dann das nahegelegene, vielbesuchte Dorf Grazia bieten anmutige Spaziergänge. Vor allem aber hatte Barcelona für mich einen besonderen Reiz, weil ich mich dort wie in eine andere Welt versetzt sah. Es liegt nämlich für mich im Reisen das Anziehende, daß ich den gewöhnlichen Gedankenkreisen, den Interessen, die ich das ganze Jahr um mich herum verfolgt sehe, entrückt werde, daß ein völlig neues Leben mich umgibt. Italien, das sonst gewiß große Vorzüge vor Spanien besitzt, gewährt dies noch nicht. Barcelona, obgleich es durch seinen Handel schon mehr von Ausländern besucht ist, als andere Städte der pyrenäischen Halbinsel, hatte damals noch einen eigentümlichen Charakter, der sich seitdem vielleicht etwas verändert hat. Die Frauen trugen allgemein die Mantilla, und kaum ein Fenster war ohne das altspanische Gitter. Bei den Bekanntschaften mit Cataloniern geriet ich in keinerlei Gefahr, daß das Gespräch eine Wendung auf Gegenstände genommen hätte, von denen ich zu Hause beständig gehört hatte und wovon ich bei der Rückkehr wieder hören sollte. Dagegen unterhielt ich mich ausschließlich über die Zustände des Landes, in welchem ich mich befand. In Barcelona wurde ich freilich den Gedanken nicht los, ich stände auf einem Vulkan. Man zählt seit dem 16. Jahrhundert mehr als hundert Revolutionen, die dort ausgebrochen sind, und eben jetzt wurde täglich eine neue erwartet. Auf dem Fort Monjuich standen die Kanonen beständig geladen, um die Stadt zu beschießen. Mir selbst hätte auf dem Wege zu der Felshöhe, auf welcher diese Festung thront, ein Unglück zustoßen können. Ich war den Berg,

deſſen unterer Teil dem Publikum zu Spaziergängen freiſteht, eine beträchtliche Strecke und zu weit hinaufgeſchritten. Wie ich nun, um mich der ſchönen Ausſicht zu erfreuen, ins Weite blickte, hatte ich nicht bemerkt, daß ein wachhabender Soldat mich zum Umkehren aufforderte. Derſelbe hielt ſchließlich ſchon ſein Gewehr zum Schuß bereit, als ich glücklicherweiſe ſein Rufen hörte und nun ſchleunigſt den Rückweg antrat. — Einen ſehr lohnenden Ausflug machte ich nach dem berühmten Kloſter Monſerrate. Dieſe Exkurſion war damals noch recht anſtrengend, wenigſtens auf die Art, wie ich ſie ausführte. Das in Catalonien gebräuchlichſte Fuhrwerk iſt die ſogenannte Tartana, ein ſich recht hübſch ausnehmender, oft bunt bemalter zweiräderiger Wagen. Der Gedanke, mit einem ſo pittoresken und nationalen Vehikel die Fahrt zu machen, hatte mich gereizt; aber ſobald ich eingeſtiegen und die Räder ſich in Bewegung geſetzt, ward ich zu meinem Schrecken gewahr, wie unbequem dieſe Art der Weiterbeförderung ſei. Denn der Kaſten, in dem ich mich befand, war, da er nicht in Federn hing, in beſtändigem heftigen Auf- und Niederbewegen begriffen, ſo daß ich faſt die Seekrankheit davon bekam, mich auch zuletzt, da die Entfernung eine recht bedeutende iſt, wie gerädert fühlte. Die wunderbaren Naturſchönheiten des Berges, auf welchem das Kloſter liegt, entſchädigten mich jedoch reichlich für dieſe Leiden. Von allem, was ich auf meinen Reiſen geſehen, können etwa nur die Felspartien bei Subiaco oder Olevano an maleriſcher Schönheit mit dem Monſerrate verglichen werden. Der Blick auf die weite cataloniſche Ebene und auf die verſchiedenen wildzerriſſenen Felsmaſſen und Kegel des Berges rings umher iſt zauberhaft. Zahlloſe Blumen und duftende Stauden von lieblichem, aber betäubendem Geruch, wie ich ihn ſonſt nirgends eingeatmet zu haben glaube, bedecken das Geſtein. Oberhalb des Plateaus, auf dem das Kloſter ſteht, erhebt ſich noch ein ſteiler Gipfel, der ehemals

bis nach oben mit den Einsiedeleien frommer Anachoreten bedeckt war. Jetzt fand ich ihn verödet. Auch in dem Kloster traf ich nur noch sehr wenige alte Mönche an, denen man vergönnte, dort den Rest ihres Lebens zu verbringen. Sie klagten, wie sie sich nicht bis in das nächste Dorf hinabwagen könnten, da sie nicht nur den Insulten der Bevölkerung ausgesetzt seien, sondern auch ihr Leben bedroht sehen würden. Welchen Haß die Kuttenmänner in Spanien auf sich geladen haben, begreift sich, wenn man von der fanatischen und blutdürstigen Wut erzählen hört, die sie unter Ferdinand VII. bei der Unterdrückung des Riegoschen Aufstandes und auch später in dem Carlistischen Kriege gezeigt haben. Bei der ungeheuren Anzahl von Mönchen, von denen die Halbinsel überflutet war und die sich durchaus feindlich gegen jeden Fortschritt in politischer, jeder Aufklärung in religiöser Hinsicht stellten, lag auch gewiß der Regierung die Pflicht ob, hier aufzuräumen. Allein schwerlich ist sie bei der Aufhebung der Klöster mit der gehörigen Umsicht und Schonung verfahren. Dadurch, daß sie so viele Tausende von Klosterbrüdern ins Elend stieß, hat sie sich ein Heer von erbitterten Feinden geschaffen, die stets nur auf die Gelegenheit lauern, wieder an ihr Rache zu nehmen. Man hätte, wie mir scheint, besser gethan, die Mönche, welche bleiben wollten, ungehindert in ihren Zellen zu lassen, jeden Regelzwang jedoch aufzuheben. Sehr viele der Brüder, namentlich der jüngeren, wären dann sicher in die bürgerliche Existenz zurückgekehrt; denn das Klosterleben ist keineswegs so behaglich und reizend, wie Manche wähnen. Das beweisen die von jeher vorgekommenen zahlreichen Fälle, wo Mönche auf Gefahr, die härtesten Strafen zu erdulden, ihren Mauern zu entfliehen suchten. Eintritt neuer Brüder dagegen wäre durchaus nicht zu gestatten gewesen, und so hätte das Geschlecht der Mönche in nicht langer Zeit völlig aussterben müssen. Uebrigens würden von dieser Maßregel solche Mönche auszunehmen

gewesen sein, die sich Akten der Wohlthätigkeit widmeten, wie es denn in einigen spanischen Gebirgsgegenden Klöster gab, deren Insassen, ebenso wie die Mönche des St. Bernhard, sich die Aufnahme und Pflege von Reisenden angelegen sein ließen. Alles auf Erden hat seine zwei Seiten, und so sollte man auch an dem Mönchtum nicht bloß die Schattenpartien hervorheben; man sollte nicht vergessen, wie viel in früheren Jahrhunderten einzelne Orden für Bildung und Wissenschaft gethan, wie noch heute die erwähnten Brüder auf einem der höchsten Alpenpässe in so rauher Temperatur, daß Keiner zu hohen Jahren kommt, eine streng aufopfernde Tugend üben. Gewiß ist dem Klosterwesen in der modernen Welt die engste Schranke zu ziehen; man könnte indes doch einzelne Asyle für Männer und Frauen bestehen lassen, wohin sich Lebensmüde aus dem Strudel der Welt zu einsamer Betrachtung und zu Handlungen der Menschenliebe zurückzuziehen vermöchten. Eine genaue Aufsicht durch den Staat würde natürlich geboten sein, damit nicht durch die Prioren oder Aebtissinnen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten verübt werden könnten, wie solche thatsächlich ehemals vielfach vorgekommen sind. Für den Reisenden, dem der Blick in das Innere der Cönobien verschlossen ist und der von solchen Vorgängen nichts vernahm, hatte der kurze Besuch in den Klöstern etwas sehr Anziehendes. Ich habe in verschiedenen Ländern des Orients wie des Occidents schöne Stunden in diesen Zufluchtstätten der Frömmigkeit und Weltentsagung verbracht, mich immer der freundlichsten Aufnahme zu erfreuen gehabt und unter den Mönchen manche wohldenkende, durchaus nicht fanatische Männer gefunden. Freilich, wenn mich während meines vielbewegten Lebens auch bisweilen die Sehnsucht erfaßt hat, mich ganz in die weltfernste Einsamkeit zurückzuziehen, ist mir doch der Gedanke, Mönch zu werden, nie gekommen, wie mir dies einmal angedichtet wurde. Während eines Aufenthalts in Neapel besuchte ich häufig am

Nachmittag zu Pferde oder zu Fuß die eine prächtige Aussicht bietende Höhe von Camaldoli und verweilte manchmal stundenlang, bald in Betrachtung des herrlichen Panoramas, bald in Sinnen vertieft, in dem Klostergarten. Da trat einst der Laienbruder, der den Fremden das Thor zu öffnen hat, zu mir heran, klopfte mich auf die Schulter und sagte: „Ich will mit dem Prior sprechen.“ Anfänglich verstand ich ihn nicht; durch wiederholtes Fragen brachte ich dann heraus, daß der gute Mann glaubte, ich wünschte das Mönchsgewand zu nehmen, und mir zu diesem Zwecke seine Fürsprache bei dem Vorsteher anbot.

Auf dem Rückweg von Barcelona machte ich noch einen Abstecher nach der von dem Monserrate sehr verschiedenen, aber durch ihre Lage gleich merkwürdigen Grande Chartreuse bei Grenoble. Dieselbe, von dem strengen Orden der Karthäuser bewohnt, liegt auf steiler Alpenhöhe in wild-romantischer Gegend und ist während des Winters durch die ringsum lagernden Schneemassen von Welt und Menschen abgeschieden. Die Sage von der Gründung dieser Karthause ist mir immer als eine der eindrucksvollsten Legenden erschienen. Bruno, aus einem edlen Geschlechte der Stadt Köln, widmete sich früh dem geistlichen Stande und rang mit aller Anstrengung, sich der Gnade Gottes würdig zu machen. Ein Freund, mit dem er täglichen Umgang pflog, leuchtete ihm als Muster aller Tugend und Frömmigkeit vor, und er glaubte, wenn er nur dessen Beispiele folgte, müsse ihm das endliche Heil gesichert sein. Plötzlich nun starb ihm dieser Freund; Bruno war untröstlich und nur ein Gedanke bot ihm einigermaßen Beruhigung: der Verstorbene sei, wie er es durch sein frommes Leben verdient, unmittelbar in die ewige Seligkeit eingegangen. Die Leiche war vor der Bestattung in der Kirche aufgebahrt, und Bruno kniete beim Schallen des Chorals betend neben ihr. Da richtete sich der Tote langsam empor und sprach mit geisterhafter Stimme:

„Ich bin durch das gerechte Urteil Gottes verdammt worden.“ Die Kunde, daß derjenige, den er für das Vorbild aller Heiligkeit gehalten, dennoch in die Verdammnis eingegangen sei, erschütterte Bruno's Wesen in seiner ganzen Tiefe, und er faßte nun den Entschluß, einen Orden von so strengen Satzungen zu gründen, daß Diejenigen, welche dieselben erfüllten, sich das Himmelreich erringen müßten.

In die Zeit, welche meiner Rückkehr nach Frankfurt folgte, fällt ein Ereignis, das einen düstern Schatten über mein späteres Leben gebreitet hat. Es widerstrebt mir völlig, in diesen Lebenserinnerungen von intimen Herzensangelegenheiten zu reden; nur der heiligen Stimme der Dichtkunst habe ich es gegönnt, Einiges davon verlauten zu lassen. Hier sei einzig gesagt, daß das Mädchen, welches ich mit aller Glut und Tiefe der Empfindung liebte, deren mein Wesen fähig ist, plötzlich durch eine hitzige Krankheit von der Welt hinweggenommen wurde. Es sind später, freilich erst Jahre nachher, andere Neigungen in mir erwacht, aber keine hatte die Stärke dieser ersten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Reise nach England. — G. H. Lewes. — George Eliot. — Th. Carlyle. — Leigh Hunt. — Stratford und das Shakespearehaus. — Die Seen von Westmoreland. — Schottland. — Edinburgh. — Die Fingalshöhle. — Reise in das Hochland.

Geistige Thätigkeit nicht bloß rezeptiver, sondern schöpferischer Art ist das Einzige, wodurch wir uns aus tiefen Schmerzen wieder emporzuraffen vermögen. Wenn alle Reize der Natur uns kalt lassen, wenn die Tonkunst uns keinen Trost bietet, uns der Sinn für den bloßen Genuß des Schönen in Poesie und Malerei verschlossen ist und selbst die süße Stimme der Freundschaft vor unserem Ohr verklingt, ohne einen Widerhall in unserem Herzen zu erwecken, so wohnt doch der Arbeit die Zauberkraft inne, uns allmälich aus dem Abgrund, in den wir halb versunken, wieder emporzuheben. Dies erfuhr ich freilich erst Monate, nachdem mich jener herbe Schlag getroffen, und warf mich nun, als ich die erste kräftigende Wirkung solcher Arbeit erfahren, mit einer Art von Leidenschaft auf dieselbe. So entstand denn in jener Zeit neben verschiedenen eigenen Dichtungen ein großer Teil meiner Nachbildung des Firdusi. Während dieser Beschäftigung, welche mir täglich die ungeheuersten tragischen Katastrophen von Völkern und Einzelnen, den Untergang ganzer Reiche und Geschlechter der Menschen vor Augen führte, versank mir mein eigenes Weh in den großen Jammergeschicken, die seit Anbeginn

über die Welt geſchritten. Aber die Ueberſpannung meiner Kräfte führte wieder eine Ermattung herbei und drohte, mich aufs Krankenlager zu werfen. Der Arzt erteilte mir daher einen weiſen Rat, indem er mich aufforderte, die Bücher beiſeite zu werfen und auf Reiſen Wiederherſtellung der Geſundheit wie Linderung für meine Seelenwunden zu ſuchen.

So richtete ich im Spätſommer 1847 meine Schritte zunächſt nach Holland. Daß das ſchäumende Meer bei Scheveningen, daß die reichen Gemäldeſammlungen des Haag und Amſterdams mehr, als ich erwartet hatte, Eindruck auf mich machten, erſchien mir als ein günſtiges Zeichen der fortſchreitenden Geneſung meines Innern. Von dort ging es weiter nach England. Mein Jugendfreund Toynbee war — wie ſchon erzählt — der Krankheit, zu welcher er von früh an den Keim in ſich getragen, erlegen, und ich konnte nur noch ſein Grab beſuchen. Die Tuberkuloſe fordert unter den Briten vielleicht mehr Opfer als unter den Bewohnern irgend eines andern Landes. Ein zweiter meiner Freunde, ebenderſelbe, der mit mir dem Schiffbruche zwiſchen Sicilien und Malta entgangen, William Lumsden aus Glasgow, war ihr gleichfalls bereits erlegen. Freude machte es mir, in London den mir ſchon länger befreundeten G. H. Lewes, den Verfaſſer von „Goethe's Leben", zu treffen. Die gewöhnlich mit ihm zuſammen genannte Romanſchriftſtellerin George Eliot lernte ich erſt in der Folge kennen; ſie war eine hochgebildete, liebenswürdige Dame und, obgleich von der Leſewelt ſehr gefeiert, durchaus anſpruchslos, ſo daß Niemand das Stichwort Blauſtrumpf auf ſie anzuwenden Veranlaſſung hatte. Lewes führte mich zu einigen Gelehrten und Schriftſtellern, die ich kennen zu lernen wünſchte. Darunter nenne ich beſonders Thomas Carlyle, der in einem abgelegenen Teile der Weltſtadt wohnte und ſchon damals in ſeinem Leben wie in ſeinen Schriften den Charakter eines Sonderlings trug, welcher ſich nachmals bei

ihm noch mehr ausgebildet hat. Er floh den Umgang mit Menschen und verließ, um Niemandem zu begegnen, seine Wohnung selten anders, als bei Nacht, wo er weite Spaziergänge machte. Lewes stand jedoch bei ihm in Gunst, und diesem Umstande verdankte ich es, daß er auch mich annahm. Er war gesprächiger, als ich erwartet hatte, und die Unterhaltung wendete sich sogleich auf die deutsche Literatur, die er sehr genau kannte. Unseren deutschen, von Apollo und allen neun Musen verlassenen Literarhistorikern und Kritikern, die für manche Autoren, welche auf immer der Stolz unserer Nation sein sollten, nur Achselzucken haben, möchte ich wohl wünschen, sie hätten vernommen, mit welcher Begeisterung der schottische Gelehrte von Novalis und Jean Paul sprach. Der Letztgenannte hat offenbar großen Einfluß auf Carlyle geübt; bei aller Bewunderung für den genialen Verfasser des Titan, der eben unnachahmlich ist, kann ich aber nicht zugeben, daß dessen Einwirkung auf den Ausländer eine glückliche gewesen sei. Das Barocke des Stils, das dem Romandichter in den humoristischen Partien seiner Werke sehr wohl ansteht, nimmt sich in Carlyle's historischen Schriften recht seltsam aus, und wenn es in seiner Geschichte der französischen Revolution noch mit Maß auftritt, macht es seine letzte Arbeit, die vielbändige Geschichte Friedrich's des Großen, nahezu unlesbar. Indessen leiden nicht alle seine Werke an diesem Uebelstande, und selbst in denen, die am meisten davon angesteckt sind, leuchten oft zwischen dichtem Qualm und Rauch wahre Blitze des Genius hervor. — Ein zweiter Autor, bei dem mein Freund mich einführte, Leigh Hunt, ist in Deutschland wenig bekannt geworden. Auch in England hat man ihn immer nur als einen Stern zweiten oder dritten Ranges angesehen oder vielmehr als einen Trabanten, der sein Licht von größeren Gestirnen der Poesie empfing. Sein bekanntestes Gedicht, die Geschichte von Rimini, hat wohl schöne Partien; jedoch war es kein

glücklicher Gedanke, die in ihrer Kürze so machtvolle und ergreifende Episode des Dante in mehrere Gesänge auszudehnen. Leigh Hunt's Name aber hat einmal deshalb einen guten Klang, weil er unter dem volksfeindlichen Ministerium Castlereagh kühn die liberale Sache vertrat und für sie stritt; dann weil er mit Byron und Shelley vertrauten Umgang gepflogen. Der letztere Umstand war es, der mich zu ihm trieb, und ich machte meinen Besuch nicht vergebens, da er mir gern und viel von der Zeit erzählte, zu welcher er in Pisa mit den beiden Dichtern verkehrt hatte. Er war bei jener ergreifenden Scene zugegen gewesen, als die Leiche des bei einem Meersturm zwischen Livorno und Lerici verunglückten Shelley an der Küste auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Ueber seinen Umgang mit Byron hat er ein Buch herausgegeben, das die Persönlichkeit dieses Dichters nicht eben im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt und ihm Hochmut, Eitelkeit, sowie die Sucht, eine Alleinherrschaft auf dem englischen Parnaß auszuüben, schuld gibt. Dergleichen mehr oder weniger in das Gebiet der Klatscherei gehörende Erzählungen über bedeutende Männer sind mir zuwider. Jedermann weiß, daß Keiner ein Held vor seinem Kammerdiener ist; wenn indes Jemand Großes geleistet hat, so sollte die Welt sich hieran genügen lassen und nicht darnach forschen, ob sich in seinem Charakter einzelne Flecken finden, die ja doch die Strahlenkrone seines Ruhms nicht trüben können. Als daher Leigh Hunt diesen Punkt berührte, suchte ich bald abzubrechen.

Weil ich mich viel mit den altenglischen Dramatikern beschäftigt hatte, wünschte ich zu ergründen, ob nicht irgend noch Reste der Bühnen vorhanden seien, auf denen das Schauspiel zur Zeit der Elisabeth sich in so unvergleichlicher Blüte entfaltet hatte. Mein Freund führte mich daher zu mehreren Gelehrten, die sich speziell mit diesem Zweig der englischen Literatur beschäftigten. Allein Keiner vermochte mir auch nur genau die

Plätze zu bezeichnen, wo die alten Theater gestanden. Wie diese und überhaupt die Erinnerung an alle die Lokalitäten, wo Shakespeare und seine Zeitgenossen in London verkehrt, so völlig haben verschwinden können, ist unerklärlich. In Madrid werden noch die Häuser des Cervantes, des Lope de Vega und des Calderon, wenn auch in verändertem Zustande, gezeigt, und die Theater del Principe und de la Cruz, auf denen sie ihre Triumphe gefeiert, bestehen noch heute, wenn auch umgebaut, fort. In London dagegen suchte ich vergebens auch nur nach dem kleinsten Stein, der mir noch die Oertlichkeiten, wo jene großen Männer geweilt oder gewirkt, hätte verraten können. Auch nach der berühmten Mermaid Tavern, in welcher die Dramatiker aus Elisabeth's Zeit, besonders Beaumont und Fletcher, zusammenzukommen pflegten, forschte ich vergebens.

Daß ich nach Stratford am Avon eilte, um das kleine Gebäude, das dort als das Haus des größten Dichters gezeigt wird, in Augenschein zu nehmen, versteht sich von selbst. Stratford ist ein freundliches Städtchen, das sonst durchaus nichts Merkwürdiges hat. In dem Hause Shakespeare's befiel mich in erdrückender, beinahe vernichtender Weise der Gedanke an die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der großen Männer von ehemals im Vergleich zu der Eitelkeit und Prunksucht, die heute so vielen Tagesgrößen der Literatur und Kunst eigen ist. Aus diesen kleinen Gemächern und aus ähnlich bescheidenen, die Shakespeare in London bewohnt hat, sind die leuchtendsten Geistesstrahlen hervorgegangen, die je die Welt erhellt haben. Wie viel dagegen wird von den Bühnenstücken übrig bleiben, welche die heutigen Pariser Schauspielschreiber in glänzenden, mit allem Luxus ausgestatteten Wohnräumen abfassen? Daß Shakespeare, wenngleich es seinen Stücken nicht an Bewunderern fehlte, doch bei seinen Lebzeiten nicht entfernt des Ruhmes genoß, den ihm die Nachwelt zollt, daß er vielmehr mit den

anderen Dramatikern um ihn her ziemlich auf gleiche Stufe gestellt ward, ist unzweifelhaft. Er scheint aber mit der ihm gewordenen Anerkennung zufrieden gewesen zu sein, und in dem Bewußtsein dessen, was er geschaffen, sein Genüge findend, nach den ihm vorenthaltenen Kränzen höheren Ruhmes kein Verlangen getragen zu haben.*)

Meine weitere Reise durch England richtete sich so ein, daß ich die berühmten Kathedralen von Canterbury und York besichtigen konnte. Ich hege eine große Vorliebe für den germanischen Baustil und ziehe Kirchen dieses Stiles allen anderen vor. Die himmelaufsteigenden Pfeiler mit den Strebebogen und Gurten, die Leichtigkeit der Gewölbe, die nicht getragen zu werden, sondern frei in den Lüften zu schweben scheinen, das matte Licht, das geheimnisvoll durch die gemalten Fenster hereinbricht und Dämmerung durch den heiligen Raum verbreitet, in dem sich der Blick wie in unendliche Fernen verliert — das sind Schönheiten der gothischen Dome, deren Fehlen alle sonstigen Kirchen nüchtern und kalt erscheinen läßt. Nachdem ich die Westminsterabtei und nun auch die beiden genannten Kathedralen besucht, konnte ich mich rühmen, alle hervorragenden Monumente der germanischen Architektur in Europa gesehen zu haben. Gewiß stehen die erwähnten Denkmale der gothischen Baukunst in England hinter denen am Rhein, in Frankreich und Spanien nicht zurück. Allein mit wahrer Indignation, wie ich sie auch schon in den protestantischen Gegenden Deutschlands gefühlt, erfüllte es mich, daß man sie nicht während des größeren Teils des Tages dem Publikum öffnet, sondern sie förmlich absperrt. In jedem Augenblick, wo das Herz uns dazu treibt, in die erhabenen Hallen solcher Tempel eintreten zu können, um bei den Klängen der Orgel oder auch beim

*) Nach neuerer Annahme ist, wie ich hier erwähnen will, das kleine Gebäude, welches in Stratford als Haus des Shakespeare gezeigt wird, nicht das Wohn-, sondern das Geburtshaus des Dichters.

bloßen Anblick des heiligen Raumes unſere Seele aus dem Erdenſtaube zu erheben — das iſt in meinen Augen der hohe Vorzug, den Städte, wie Sevilla, Toledo, Burgos, Mailand, Rouen, Köln und Straßburg dem Einwohner und Reiſenden bieten. Aber in Nürnberg und Magdeburg, ebenſo in den engliſchen Städten, muß man ſich die Thüren zu den Gotteshäuſern erſt durch die Küſter aufſchließen und ſich im Innern wohl gar deren Begleitung gefallen laſſen, wodurch die ganze Stimmung zerſtört und das Gebäude in einen bloßen Haufen von Steinen verwandelt wird. Hat man nun gar das Unglück, wie es mir begegnete, zur Zeit des Gottesdienſtes in eine dem anglikaniſchen Kultus geweihte Kirche einzutreten, einige Geſangbuchsverſe und die Predigt eines Reverend hören zu müſſen, ſo ſehnt ſich ſicher auch mancher Nichtkatholik nach dem „Götzendienſt“ zurück, der nach dem Urteil der High Church in den katholiſchen Kirchen getrieben wird.

Eine engliſche Familie, die mehrere Winter in Frankfurt zugebracht, hatte mich aufgefordert, ſie auf ihrem Landſitz unfern von Kendal in Weſtmoreland zu beſuchen. Dieſer Einladung entſprach ich und brachte etwa eine Woche in jener anmutigen Gegend zu, machte auch von dem Landgute aus eine Exkurſion nach den vielgerühmten Seen von Weſtmoreland. Was die Naturſchönheiten dieſer Seen betrifft, ſo entſprachen ſie meiner Erwartung nicht; ihre Ufer ſind grün und wohlbebaut, jedoch ohne bedeutenden maleriſchen Reiz und in dieſer Hinſicht höchſtens dem Eutiner- oder Schwerinerſee vergleichbar. Beſonders oft genannt worden ſind die Weſtmoreland-Lakes deshalb, weil an ihnen die Dichter der ſogenannten Seeſchule, Coleridge, Wordsworth und Southey, ihren Wohnſitz hatten. Der Ruf dieſer Dichter, namentlich der beiden erſten, iſt in England feſt gegründet, und ſie werden ſicher einen ehrenvollen Platz in der Literatur behaupten. Bei uns kennen die meiſten ſie nicht anders als aus den Invektiven, die Byron auf ſie geſchleudert

hat. Aber der Lord war gegen sie gereizt und höchst ungerecht in seinem Urteil, ebenso wie unser Platen es gegen Immermann und Andere war. Die Poeten sind ein genus irritabile, und man mag ihnen dies verzeihen. Unverzeihlich ist es aber, wenn Literarhistoriker, ohne selbst zu prüfen, ihre Urteile nachschreiben. Die unaufhörlichen, oft seitenlangen Ausfälle, die Byron im Don Juan gegen die Seeschule richtet, entstellen sein Gedicht, da sie viel zu weit ausgesponnen und mindestens für die Nachwelt von geringem Interesse sind. Der bedeutendste Dichter unter den Genannten war unstreitig Wordsworth. Ohne je auf dem großen Markte der Literatur viel gegolten zu haben, besaß und besitzt er eine nicht kleine Gemeinde, die einen wahren Kultus mit ihm treibt und ihn in die Reihe der hervorragendsten Geister stellt. In England gibt es eine eigene Wordsworth-Gesellschaft, und ich habe aus dem Munde mancher Briten das Urteil gehört, dieser Lakist sei der größte englische Dichter neben Shakespeare. Es ist weniger sein großes, reich mit schönen Stellen ausgestattetes, aber im ganzen ermüdendes Gedicht „The Excursion", worauf sein Ruhm beruht, als seine Lyrik. Wordsworth ist der Dichter der Natur, des Landlebens, der Einsamkeit und der sinnenden Betrachtung; vielleicht könnte man ihn am ehesten mit unserem Mörike vergleichen. Allein wenn er diesem an Wärme des Gefühls, an Versenkung in das innerste Leben und Weben der Natur gleichkommt, so hebt er sich in einigen Oden über ihn hinaus zu dem Gedankenreichtum und begeisterten Schwunge eines Hölderlin. Der Uebelstand ist nur, daß Wordsworth ebenso wie Rückert der Welt zu viele Lyrika, darunter auch manches Mittelmäßige, gegeben hat und daß es nun schwer fällt, unter der ungeheuren Masse das Ausgezeichnete herauszufinden. — Coleridge ist bei uns mehr bekannt, namentlich durch Freiligrath's Uebersetzung seines wildphantastischen Gedichtes „Der alte Matrose" und durch Levin Schücking's

Uebertragung seiner „Sibyllinischen Blätter“. Die Nachbildungen Beider sind vortrefflich, und es läßt sich schon aus ihnen erkennen, daß der Verfasser der Originale kein unbedeutender Poet war. Seine beiden bewundertsten Dichtungen sind die Fragmente Kubla Chan und Christabel, beide von einer zauberhaften Phantasie beseelt; allein es ist wunderbar, wie viel in der Poesie, namentlich der lyrischen, am Klange der ursprünglichen Sprache haftet. In jeder Uebersetzung müssen die genannten Gedichte einen großen Teil ihrer Schönheit verlieren, welche mit der Magie der Verse unauflöslich verbunden ist.

Aus dem Norden Englands sah ich die „fernen Nebelberge“ ragen, nach denen Maria Stuart sehnsuchtsvoll hingeschaut, weil sie ihr die Grenze ihres Reiches verkündigten. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, diese Grenze zu überschreiten und auch Schottland zu bereisen. Das Verlangen, dieses Land zu sehen, war schon früh in mir erweckt worden. Den Romanen Walter Scott's, die in meiner Jugend die Lektüre von Alt und Jung bildeten, kann ich es nicht zuschreiben, wenn das nordische Gebirgsland seit lange als eine romantische Wunderwelt vor meinem Geiste schwebte, denn ich hatte von den Romanen des großen Unbekannten nicht viele Notiz genommen. Dagegen scheue ich mich nicht, zu bekennen, daß der jetzt so sehr in Mißkredit geratene Ossian von Macpherson bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Da Napoleon und Goethe in ihrer Jugend unter dem Banne dieses alten Barden gestanden, brauche ich mich eines solchen Bekenntnisses nicht zu schämen. Fingal und die anderen blaugeschildeten Helden, die beim Brausen der Wasserfälle durch die wilden Bergschluchten oder im Sturm durch die wallenden Nebel der Haide schreiten, die blassen Jungfrauen mit lockenumflattertem Haupt, wie sie, an ihre Harfe gelehnt, auf der Meeresklippe sitzen, hatten Jahre lang meine Phantasie beherrscht. Mir will auch scheinen, als ob man jetzt in der

Verachtung dieſes Oſſian viel zu weit ginge. Ein Buch, das eine ganze Generation von Menſchen, und darunter die bedeutendſten, entzückt hat, kann doch nicht ſo völlig ſchlecht ſein. Wenn dies möglich wäre, ſo müßte man annehmen, daß auch Manches von dem, was heute allgemeine Bewunderung nicht etwa bei den Urteilsloſen, ſondern bei den literariſch Gebildeten findet, von der ſpäteren Generation als wertloſer Plunder erkannt werden könnte. Daß große Wandlungen auf dem Gebiete des Geſchmacks nicht bloß von Jahrhundert zu Jahrhundert, ſondern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſtattfinden, daß die Schätzung einer literariſchen oder künſtleriſchen Erſcheinung durch das eine Geſchlecht von dem folgenden oft mit Recht auf ein geringeres Maß zurückgeführt wird, iſt zwar ſicher. So iſt Klopſtock zur Zeit unſerer Großeltern weit über die Gebühr erhoben worden; man hat ihn als den größten Lyriker aller Zeiten gefeiert, und wenn Lotte in Goethe's Werther das Höchſte und Tiefſte, was eine Menſchenbruſt bewegen kann, in einem Laute ausdrücken will, ſo faßt ſie es in das Wort „Klopſtock!“ zuſammen. Ja, hiermit war es noch nicht genug; der Sänger des Meſſias ſollte als Epiker größer ſein als Homer. Jetzt hat ſich dieſes Urteil erſtaunlich geändert; indeſſen Niemand, der nur einige Beſonnenheit hat, wird der noch zur Zeit Leſſing's, Schiller's und Goethe's allgemein herrſchenden Anſicht ſo weit Hohn ſprechen, daß er den damals Vergötterten nun zu einem elenden Verſifex herabſetzen ſollte. Was Oſſian anlangt, ſo iſt ihm beſonders das ſeit dem vorigen Jahrhundert weit vorgeſchrittene Studium der Volkspoeſie aller Nationen nachteilig geweſen; man hat erkannt, daß die Geſänge des vermeintlichen gäliſchen Barden durchaus nicht von einem Volksdichter und aus der Zeit, der ſie entſtammen ſollen, herrühren können, daß ſie eine gute Doſis moderner Sentimentalität enthalten. Allein darum bleiben ſie immer Erzeugniſſe eines ſehr talentvollen Mannes, der freilich nicht den

literariſchen Betrug hätte üben ſollen, ſeine eigenen Produktionen für Lieder eines Sängers des dritten Jahrhunderts n. Chr. auszugeben. Wollte man den Oſſian in größerer Ausdehnung leſen, ſo würde man freilich wegen des Mangels an zuſammenhängender Erzählung und wegen des Zerfloſſenen und Nebelhaften der Geſtalten in ihm bald eine merkliche Monotonie empfinden; einen einzelnen Geſang aus Fingal kann man ſich jedoch von Zeit zu Zeit ſchon gefallen laſſen, und Diejenigen, welche dies leugnen, darf man wohl fragen, ob denn die in Werthers Leiden angeführten Stellen ſo ganz verächtlich ſeien?

Mein erſter Haltepunkt in Schottland war Edinburgh, und ich fand beim Betreten dieſer Stadt alle meine Erwartungen übertroffen. Gewiß reiht ſich dieſelbe durch ihre Lage den ſchönſten Hauptſtädten Europas an, und ſie würde vielleicht ſelbſt hinter Neapel nicht zurückſtehen, wenn ſich deſſen Himmel über ſie ausſpannte. Es war während dieſer meiner Reiſe ein ungewöhnlich prächtiger Sommer, und doch verhüllte, ſo lange ich in dem nordiſchen Lande weilte, immer ein blaſſer Dunſt nicht nur die fernen, ſondern auch die näheren Gegenden; der Himmel zeigte ſelbſt um Mittag ſtets nur ein mattes Blau. Von der Hauptſtadt reiſte ich zunächſt nach der Weſtküſte, um einen Aufenthalt in dem kleinen Seebade Oban zu nehmen. Die hier verlebten Wochen ſind mir unvergeßlich; kaum irgendwo habe ich das Meer gewaltiger und majeſtätiſcher geſehen. Die Felſen der Küſte ſind höchſt pittoresk, und ich wurde nicht müde, über die Klippen hinzuwandeln und dem Schrillen der flatternden Möven wie dem Dröhnen der ſchäumenden Brandung, die ſich unten an dem Geſtein brach, zu lauſchen. Das Schönſte aber, was ich hier genoſſen, war die Seefahrt nach der Inſel Staffa und der Beſuch der Fingalshöhle ebendort. Die mächtigen Baſaltſäulen dieſes kahlen Eilands, die dem Nahenden ſchon von fernher entgegenleuchten, dann die Höhle ſelbſt, die ſich wie eine von der Natur

gebaute koloſſale Kathedrale mit ihrem Gewölbe tief in den Felſen hineinzieht und in die das Meer ſeine Wogenflut wälzt, ſo daß der Wellenſchlag wie ein Choral durch die Hallen hintönt, bieten eines der wunderbarſten Schauſpiele dar. Ich war ſo davon bezaubert, daß ich trotz der hochgehenden See und trotz der beträchtlichen Entfernung von der Küſte die Fahrt dorthin zu wiederholtenmalen machte. Auch die Inſel Iona, die mindere Naturreize und flachere Ufer hat, beſuchte ich und auf ihr die Reſte des Kloſters, welches das älteſte in dieſen Gegenden geweſen ſein ſoll. Die Kühnheit und aufopfernde Hingebung an ihren Glauben, welche die frühen Bekenner des Chriſtentums hier in den fernen Norden geführt und auf meerumbrandeter Klippe ein Kloſter gründen ließ, um von dort aus das Evangelium unter den Heiden des Feſtlandes zu verbreiten, trat mir ehrfurchtgebietend entgegen, als ich, an dem alten Gemäuer lehnend, auf die ringsum kreiſende Flut hinblickte.

Während meines Aufenthaltes in Oban machte ich die Bekanntſchaft eines dort den Sommer verbringenden ſchottiſchen Lords und wohnte mehreren Soiréen bei, die derſelbe gab. Hier erſchienen viele der Herren in dem ſchönen hochländiſchen Koſtüm. Ob dasſelbe, wie behauptet wird, ein Reſt der altrömiſchen Tracht, die ſich in dem abgelegenen Caledonien erhalten, oder ob es eine den Gebirgsbewohnern eigene Bekleidungsart, wie die noch in den bayeriſchen Alpen und in einigen Teilen Tirols übliche, ſei, vermag ich nicht zu entſcheiden. Indes möchte ich jene Annahme für die richtigere halten; denn von der letzteren Tracht unterſcheidet ſich die der ſchottiſchen Hochlande durch das Fehlen des Kleidungsſtückes, das ſeit dem Untergange der alten Welt in ganz Europa adoptirt iſt. Es erſcheint ſeltſam, wie die Begriffe über Anſtand mit den Zeiten wechſeln. Die Griechen und die Römer verachteten Jeden, der Hoſen trug; es galt ihnen als ſicherſtes Zeichen des Barbarentums. Gegenwärtig aber haben einzig

die Schotten das Privilegium, ohne Beinkleider auch in der vornehmsten Gesellschaft und an den Höfen zu erscheinen. Ihr Oberkleid, der sogenannte Kilt, der nur bis gegen das Knie hinabreicht, entspricht im Verein mit der Jacke, die sich oben, durch einen Gürtel festgehalten, anschließt, der Tunika der Römer, und wenn auch bei den Meisten die Füße mit Schuhen und bis zur Hälfte der Waden aufsteigenden Strümpfen bedeckt sind, so habe ich doch auch Andere, namentlich in den Dörfern, gesehen, die nur Sandalen trugen und dadurch die Uebereinstimmung mit dem antiken Kostüm vollständig machten. In den Städten erblickt man jetzt diese Tracht außer bei den schottischen Regimentern nur noch selten, und auf dem Lande vorzugsweise nur in abgelegenen Thälern oder bei Volksfesten. Aber die eingeborenen adeligen Familien haben das löbliche Bestreben, sie aufrecht zu erhalten und so eine wohlthuende Abwechslung in die Monotonie des von Cadix bis an das Nordkap herrschenden Pariser Modejournal-Kostüms zu bringen.

Von der Seeküste nahm ich meinen Weg nach Norden in das Hochland zuerst in einem Cabriolet. Zu meiner Freude aber traf ich bald in einem Gasthause, wo ich übernachtete, zwei Studenten der Universität Aberdeen, die auf einer Fußwanderung durch die Berge nach Inverneß begriffen waren, und ich schloß mich ihnen gern an, da ich sehr gebildete junge Männer in ihnen fand. Wir durchstreiften das Hochland mit seinen kahlen, wilden Felsgebirgen. Wer hier die Großartigkeit der Alpen zu finden erwartet, der wird allerdings enttäuscht sein. Die Verhältnisse sind weit kleiner, allein die nackten, zerrissenen und vielfach zerklüfteten, steil in die Thäler hinabfallenden Berge haben doch einen imposanten Charakter. Besonders frappirte mich die düstere Schlucht von Glencoe; dieselbe ist gegen Ende des 17. Jahrhunderts Schauplatz einer tief tragischen Katastrophe gewesen. Der Häuptling des angesehenen Clans, Macdonald, wurde hier mit seinen Söhnen

und faſt allen Mitgliedern ſeines tapfern Stammes von den Truppen Wilhelms III. verräteriſch überfallen und niedergemetzelt, weil er zu den Anhängern der Stuarts gehörte. Die Schauer dieſes furchtbaren Ereigniſſes ſcheinen noch über dieſem finſtern Engpaß zu ruhen. — Auf der Fußwanderung ſuchte ich meine Begleiter über den Volksaberglauben auszuforſchen, deſſen Lieblingsſitz, wie ich in vielen Büchern geleſen, die Hochlande ſein ſollen. Die Studenten lachten über ſolche Dinge, leugneten aber nicht, daß der Glaube an das doppelte Geſicht noch ſehr verbreitet unter dem Volke ſei. Nach mehreren Reiſeberichten, ſowie nach der bekannten, fälſchlich Lord Byron zugeſchriebenen Erzählung „Der Vampyr", die den Stoff zu Marſchner's Oper gegeben hat, glaubte ich, auch der fürchterliche Vampyrwahn ſei hier zu Hauſe; dies ward mir indes durchaus beſtritten. Die beiden jungen Leute hatten noch nie davon gehört, und auch nach ſonſtigen Erkundigungen, die ich eingezogen, muß ich annehmen, dieſer in Serbien und anderen öſtlichen Gegenden herrſchende Glaube ſei dem nordiſchen Gebirgslande fremd. Von dem doppelten Geſicht indeſſen erzählten mir die Studenten, immer unter der Proteſtation, ſie hätten keinen Glauben daran, einige auffallende Beiſpiele. Wie großen Reiz es auch für mich haben mag, Abends am Kamin ſolchen Geſchichten zuzuhören, ſo muß ich doch, nachdem ich aus den Hiſtorikern die dunkle Periode des Aberglaubens, die früher im ſchottiſchen Hochlande geherrſcht, und ihre Schrecken habe kennen lernen, die Gegenwart glücklich preiſen, daß ſie ſich aus dieſer Nacht emporgerungen hat. Selbſt die romantiſche Zauberwelt des Mittelalters, für welche Dichter zu ſchwärmen geneigt ſind, erhält ein grauenhaftes Anſehen, wenn man den Weſen, die Geburten einer ätheriſchen Phantaſie zu ſein ſcheinen, zum Beiſpiel den Elfen, in den Akten der Hexenprozeſſe wieder begegnet. Einen entſetzlichen Einblick in die barbariſchen, beinahe hölliſchen Zuſtände, die infolge eines ausſchweifenden

Aberglaubens während früherer Jahrhunderte in Schottland geherrscht haben, gewinnt man aus den Berichten über die sogenannten Taigheirms oder Zauberopferfeste, die ehemals, und noch bis tief in das 17. Jahrhundert hinein, dort gehalten wurden. Die scheußlichen Grausamkeiten, die man dabei beging, gaben diesem Feste den Charakter eines wahren Teufelskultus. Mit der Erzählung dessen, was dabei vorging, will ich diese Blätter nicht beflecken.

Wenn die Hochgebirge und wenn die anmutige Hauptstadt Caledoniens, Inverneß, mich nicht bereuen ließen, meinen Reisestab vielmehr nach dem Norden, als nach dem geliebten Süden gesetzt zu haben, so bereiteten mir die berühmten gegen die Niederung abfallenden Gegenden Schottlands eine gelinde Enttäuschung. Die beiden Seen Loch Lomond und Loch Catrin, von denen der letzte als Schauplatz von Walter Scott's „Jungfrau vom See" gefeiert ist, können sich weitaus nicht mit den schöneren im bayerischen Gebirg messen; es fehlt die reiche grünende Vegetation und auch die Formen der Ufer sind minder malerisch.

Ehe ich die Rückreise nach dem Kontinent antrat, brachte ich noch einige Zeit in Edinburgh zu und ward nicht müde, bald durch die altertümlichen Teile, bald durch die prächtigen modernen Straßen der Stadt zu streifen. Mehrmals besuchte ich Schloß Holyrood, den einstigen Wohnsitz der Maria Stuart, wie eine Art von Andachtsort, da ich noch unter dem Banne Schiller's stand und die schottische Königin nahezu als eine Heilige verehrte. Es ist wunderbar, welche Macht das Unglück über das Gemüt hat. Wäre Maria friedlich in ihrem Palaste gestorben, sie würde kein anderes Andenken in der Welt zurückgelassen haben, als das einer ausschweifenden und verbrecherischen Fürstin, etwa wie Johanna von Neapel, die ebenso des Gattenmordes schuldig war, wie Maria dessen wenigstens dringend verdächtig erschien. Aber ihr Kerkerleiden

und ihre Hinrichtung haben sie mit einer strahlenden Märtyrerkrone geschmückt, mit welcher sie nun verklärt durch die Jahrhunderte schreitet. Diese Teilnahme für das Unglück ehrt die Menschen. Dieselbe sollte aber nicht so weit gehen, uns ungerecht gegen die große Elisabeth zu machen. Gewiß hatte die Letztere zwingende Gründe, mit aller Energie gegen ihre Nebenbuhlerin aufzutreten; denn hätte Maria Stuart mit ihrem Anhange die Oberhand gewonnen, so würde vielleicht für England die Greuelperiode der blutigen Mary zurückgekehrt sein. Es gibt ein langes, zur Verherrlichung Maria's verfaßtes Gedicht von Lope de Vega, betitelt Corona Tragica, das von fanatischem Haß gegen Elisabeth erfüllt ist und deutlich durchblicken läßt, was nach dem Wunsche vieler Spanier das Schicksal dieser Königin und Großbritanniens gewesen wäre, wenn Maria gesiegt hätte.

Was mir übrigens den Aufenthalt in Schottland wie England auf die Dauer unleidlich machen würde, sind die Sonntage. In dem presbyterianischen Schottland wird besonders streng und engherzig die Sabbathfeier, diese nicht christliche, sondern jüdische Satzung, beobachtet. An einem Sonntag, als mich schlechtes Wetter vom Ausgehen abhielt, hatte ich in dem Salon des Hotels Klavier zu spielen angefangen; es waren nicht etwa Walzer oder Polkas, die ich spielte, sondern Kompositionen der ernstesten Art von Bach und Beethoven. Da ersuchte mich der Gastwirt, das Piano wieder zu schließen, weil die übrigen Gäste des Hotels sich durch die Musik verletzt fühlten. Ich beschloß nun in meinem Unmut, noch denselben Tag abzureisen; aber kein Kutscher wollte, selbst für erhöhte Preise, die ich bot, die Sabbathschändung begehen, mich zu fahren, und so mußte ich wider Willen bleiben. Es läßt sich wirklich schwer begreifen, wie Großbritannien, das in mancher Beziehung an der Spitze der Zivilisation herschreitet, sich so zu einem Sitze dumpfer und geistloser Bigotterie herabwürdigen kann; ich

ſtimme ganz mit Schopenhauer überein, wenn er ſagt, es ſei die höchſte Zeit, Miſſionäre der geſunden Vernunft dorthin zu ſenden. Wenn ich in den meiſten Hotels auf den Zimmern die von den Miſſionsgeſellſchaften verteilten Bibeln liegen ſah, konnte ich auch nicht umhin, zu denken, wie mit dieſem ehrwürdigen Buche ein wahrer Fetiſchdienſt getrieben wird. Für Den, der die nötigen Kenntniſſe zu deſſen Verſtändnis beſitzt, der Geſchichte ſtudirt hat, iſt die Leſung des Alten wie Neuen Teſtaments gewiß höchſt erſprießlich. Aber den Ungebildeten — und dazu gehören wenigſtens in dieſer Beziehung weitaus die meiſten Menſchen, auch wenn man ſie ſonſt nicht zum Pöbel rechnet — ſollte nur eine mit der größten Sorgfalt gemachte Auswahl aus den zu ſo verſchiedenen Zeiten von ſo verſchiedenen Verfaſſern herrührenden und einander oft direkt widerſprechenden Büchern, welche die heilige Schrift bilden, in die Hand gegeben werden. Bedenken denn die Buchſtabengläubigen, daß die Bibel in höchſt willkürlicher Weiſe auf Konzilien, die erſt Jahrhunderte nach Chriſtus ſtattfanden, zuſammengeſtellt wurde und daß für Denjenigen, der die Autorität dieſer Kirchenverſammlungen nicht anerkennt, die Echtheit der durch dieſelben ausgewählten Schriften auf keine Weiſe garantirt iſt? Bedenken ſie, daß ſchon in der früheſten chriſtlichen Zeit vielfache Klagen über die Fälſchungen vorkommen, welche die Anhänger der zahlreichen Sekten zu Gunſten ihrer Meinungen in den Evangelien und Epiſteln vornahmen?

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Indiſche Studien. — Märzrevolution. — Das tolle Jahr.

Im Winter 1847 auf 1848, den ich wieder in Frankfurt zubrachte, vertiefte ich mich ganz in indiſche Studien. Nachdem ich die Beſchäftigung mit dem Sanskrit ſeit lange hatte liegen laſſen, bedurfte es einiger Anſtrengung, um mich wieder in dieſe Sprache einzuarbeiten. Allein durch raſtloſen Fleiß brachte ich es in kurzer Zeit wieder ſo weit, daß ich die alten Epen ohne allzu große Mühe leſen konnte. Nachdem meine Kräfte gewachſen waren, wandte ich mich zu den Puranas und wurde durch die wunderbare, dem Buddhismus verwandte Weltanſchauung ſo angezogen, daß ich den Entſchluß faßte, einige der ſchönſten Legenden daraus deutſch zu bearbeiten. Wenn ich am Abend aus meinem orientaliſchen Gemach in die geſelligen Zirkel, die ich notgedrungen beſuchen mußte, eintrat, konnte ich mich in dieſe fremde Welt ſchwer finden und verſtand, was Goethe damit meinte, wenn er ſagte, die Wirklichkeit ſei abſurd. Deshalb machte ich Anſtrengungen, die Geſelligkeit wenigſtens an einigen Abenden ſo zu geſtalten, wie ſie mir mehr zuſagte. Es gelang mir, einen Kreis von Herren und Damen zuſammenzuführen, um dramatiſche Werke mit verteilten Rollen zu leſen; dies iſt eine Unterhaltung, von der ich wünſchen möchte, daß ſie allgemeiner geübt würde. Wenn einigermaßen gut vorgetragen wird, werden die Dramen

dadurch ungleich lebendiger, als bei der stummen oder einsamen Lektüre. Ja ich glaube, daß man größeren Genuß von ihnen hat, als bei den meisten Vorstellungen auf unseren Bühnen, wo sie von Regisseuren sowohl als Schauspielern oft heillos verstümmelt werden. Das Repertoire unserer dramatischen Abende, das zu wählen mir im wesentlichen überlassen blieb, war ein mannigfaltiges. Außer den Stücken, die einmal als klassisch gelten, wurden auch solche, welche Anwartschaft darauf haben, es einst zu werden, in unserem Zirkel gelesen, so namentlich die von Kleist, Merlin und Alexis von Immermann, Die Hohenstaufen von Grabbe, Der Schatz des Rhampsinit von Platen. Stücke wie Griseldis, Der Sohn der Wildnis, König René's Tochter und ähnliche suchte ich fernzuhalten, obgleich die Damen für sie schwärmten. Auch einige der Bundestagsgesandten, die man sonst nur am Kartentisch zu sehen gewohnt war, nahmen an dem Verein teil, und es überraschte allgemein, daß einer unter ihnen, ein ehemaliger Minister und den Kammern seines Landes wegen seiner reaktionären Richtung besonders verhaßt, sich vor Allen durch Feuer und Schwung im Vortrag auszeichnete. Es kam bei der Gelegenheit zu Tage, daß er, den man bisher nur als Geschäftsmann und als leidenschaftlichen Redner in den Sitzungen des Bundestages wie am Ministertisch kannte, wirkliches Verständnis für Poesie und große Belesenheit in ihr besaß, auch selbst in jüngeren Jahren dichterische Versuche gemacht hatte. Ihm wurden denn natürlich immer die Hauptrollen zugeteilt. Einst hatte er die große, herrliche Rede des „standhaften Prinzen", wo dieser den Vertrag wegen der Herausgabe Ceutas zerreißt und sich so selbst dem Märtyrertode hingibt, hinreißend schön gelesen, und Alle waren noch unter dem Eindruck davon, als die jüngste Nummer der Zeitung hereingebracht wurde und ein Teilnehmer des Kreises, nachdem er einen Blick in sie geworfen, der Gesellschaft die Nachricht von

dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris mitteilte. Calderon's Tragödie ward nun natürlich beiseite geworfen und die größte Aufregung gab sich bei Allen, besonders bei den Gesandten, kund. Der Zeitungsbericht lautete so bestimmt, daß man nicht bezweifeln konnte, es sei etwas sehr Ernstes und Wichtiges geschehen. Dennoch glaubte man, der Aufstand würde, gleich früheren Emeuten, niedergeschlagen werden. Schon am nächsten Tage jedoch bestätigte sich die erste Nachricht nicht nur, sondern die weiteren Kunden über die Flucht des Königs und die Proklamirung der Republik waren so alarmirend, daß Jeder sich sagte, der in Frankreich neu ausgebrochene Vulkan werde einen Brand entzünden, der sich über ganz Europa verbreiten müsse. Daß die äußerste republikanische Partei mit der roten Fahne als Abzeichen ans Ruder gekommen war, ließ sich bald nicht mehr in Frage stellen. Wenn Entsetzen und Ratlosigkeit sich aller deutschen Regierungen bemächtigten, so war dies bei deren Gesammtorgan, dem Bundestag, in besonders hohem Grade der Fall. Derselbe war bisher nichts als eine von Oesterreich und Preußen gelenkte Maschine gewesen, welche alle Freiheit in den verschiedenen Ländern unterdrückt, durch die sogenannte „schwarze Kommission" die demagogischer Umtriebe Verdächtigen verfolgt und mißliebige Schriften verboten hatte. Auch den Blindesten gingen jetzt die Augen darüber auf, daß mit dergleichen Mitteln nun nichts mehr auszurichten sei. Zeichen einer dumpfen Gährung traten alsbald in ganz Deutschland hervor, und in ungeheuer besuchten Volksversammlungen wurden Forderungen gestellt, deren mindeste Den, der sie ausgesprochen, noch vor wenigen Tagen in einen Hochverratsprozeß verwickelt hätte. Besonders waren die Invektiven dieser Volksversammlungen gegen den Bundestag gerichtet, und die Lage des Letztern wurde um so mißlicher, als auch Viele unter Denjenigen, die keineswegs liberalen Prinzipien zugethan waren, ihn mit

feindseligen Augen ansahen. Wer irgend Nationalgefühl hatte, empfand voll Erbitterung, mit wie wenig Energie und Würde diese Behörde die Interessen und die Ehre des Vaterlandes zu wahren gewußt hatte. Ich habe schon früher gesagt, es sei ein Mißverständnis, wenn man den einzelnen Gesandten die Schuld hiervon zuschreibe, dieselbe lag vorzugsweise in der Organisation des Bundestages selbst. Unter den Gesandten wünschten viele, der Thätigkeit der Bundesversammlung eine bessere Richtung zu geben; allein sie waren von den Instruktionen ihrer Regierungen abhängig, und die Letzteren konnten oft trotz guten Willens gegen die Großmächte nichts ausrichten. Wie sich nun die Aufregung vom Rhein bis zur Nordsee täglich mehrte und schon einzelne revolutionäre Bewegungen, besonders in Baden und Nassau, ausbrachen, erkannten die Lenker der deutschen Geschicke die gebieterische Notwendigkeit, etwas zu thun, um den drohenden Sturm zu beschwichtigen. Nur die Allerverblendetsten konnten meinen, es sei hier mit den bisher geübten Maßregeln etwas auszurichten. Und so entschloß man sich, dem allgemein ausgesprochenen Begehren des Volkes einigermaßen entgegenzukommen. Damals bestand noch nicht die Möglichkeit so rapider Kommunikationen wie jetzt; daher sah sich der Bundestag genötigt, beim Drängen des Augenblickes aus eigener Initiative zu handeln, ohne erst deshalb bei den verschiedenen Ministerien anzufragen. Leider mußte er sich heimlich bekennen, er habe zu sehr alles Vertrauen verscherzt, als daß er jetzt noch, möge er thun, was er wolle, irgendwo Zuversicht in seine Verheißungen erwecken könne. Trotzdem erließ er eine Proklamation, in welcher er versprach, für die Erfüllung der als gerecht erkannten Forderungen des Volkes zu wirken, eine Reform der Bundesverhältnisse herbeizuführen und besonders dafür zu sorgen, daß ein deutsches Parlament einberufen werde. Doch diese Ereignisse und die weiteren, wie durch die siegreichen Aufstände

in Berlin und Wien überall die revolutionäre Partei ans Ruder kam, ſind bekannt genug. Deshalb will ich von den damaligen Vorgängen nur ſolche anführen, denen ich ſelbſt in nächſter Nähe zugeſehen habe. Während des März mußte ich im Auftrag meiner Regierung nach Ems zur Herzogin von Orleans reiſen, die, aus Paris geflohen, mit ihren beiden Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, angegriffen von den furchtbaren Erlebniſſen der letzten Zeit, ſich dort in tiefſter Zurückgezogenheit barg. Auf dieſer Tour war ich Zeuge der Erregung, die ſich aller Schichten der Bevölkerung bemächtigt hatte. Als ich in Mainz das Dampfboot betrat, war es mir ſogleich auffallend, daß ſich die Blicke ſämmtlicher Paſſagiere auf mich richteten. Fortwährend, indeſſen ich auf dem Verdecke hin und her ging, verfolgten mich die Augen Aller. Es war mir dies zugleich unerklärbar und unangenehm; ich ſtieg deshalb in die Kajüte hinab. Und kaum hatte ich unten Platz genommen, ſo redete mich ein alter Herr, auf mich zutretend, mit den Worten an: „Ich weiß nicht, ob ich noch die Ehre habe, von Eurer Hoheit gekannt zu ſein, ich bin der General von St. und wurde Hoheit vor einigen Jahren vorgeſtellt.“ Hierauf erwiderte ich, der Herr General irre ſich völlig in meiner Perſon. Allein dieſer fuhr fort, mir denſelben Titel zu geben, und wollte ſich durchaus nicht ausreden laſſen, ich ſei der Herzog von Naſſau. Als ich ihm dann meinen Namen nannte, gelang es mir zuletzt, ihm ſeinen Wahn zu benehmen, und er entſchuldigte ſich damit, daß ſchon am Landungsplatze, wie ich vorübergegangen, von Mund zu Mund das Wort geflogen ſei, da komme der Herzog, und zwar inkognito und auf der Flucht begriffen. Es war nämlich kurz zuvor in Wiesbaden, wo nicht ein Aufſtand, ſo doch eine heftige Volksbewegung geweſen, die leicht noch größere Dimenſionen hätte annehmen können. Unter dieſen Umſtänden konnte die Verwechſelung mir nicht ſehr willkommen ſein; denn der Nimbus,

der bis dahin die geheiligten Häupter der regierenden Herren umgeben hatte, war in bedenklicher Weise erblichen, und ich mußte befürchten, beim Verlassen des Schiffes zum mindesten mit Steinwürfen des Pöbels verfolgt zu werden. Inzwischen spann sich das Gespräch mit dem General, der allein bei mir in der Kajüte blieb, fort, und der, wenn auch greise, doch sehr martialisch aussehende Mann setzte mir in beredter Weise auseinander, auf welche Art er, wenn er nicht leider schon pensionirt wäre, sicher die Bewegung in Deutschland bewältigen würde. Der Refrain seiner Rede war immer der Satz: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten, und mir klangen dabei die Worte im Ohre, die Platen in seinem „Berliner Nationallied" einem Husarenmajor in den Mund legt: „Zehnmalhunderttausend Knuten hau'n im Notfall tüchtig d'rein, und Europa wird verbluten, wird unendlich ruhig sein." Die bescheidenen Zweifel, die ich in die Richtigkeit dieser Theorie setzte, fanden keinen Eingang bei dem General und hatten keinen andern Erfolg, als daß auch ich ihm demokratischer Gesinnungen verdächtig schien. Als ich in Koblenz ans Land ging, war ich wiederum das Ziel für alle Blicke, und das Gerücht, ich sei der Herzog, verfolgte mich bis nach Ems; doch kam ich mit heiler Haut davon, obgleich die kleine Badestadt von Tumult widerhallte und in der Nacht ein Freudenfeuer abgebrannt wurde, weil die Einwohner einen mißliebigen Bürgermeister davongejagt hatten. Auf der Rückreise, die nach einigen Tagen stattfand, überzeugte ich mich, daß Niemand mehr auf mich achtete, und konnte deshalb ohne Bedenken einer Volksversammlung beiwohnen, die bei Mainz unter freiem Himmel gehalten wurde. Solche Zusammenkünfte hatten damals, wie ich aus den Erzählungen Anderer vernommen habe, ziemlich überall in Deutschland den nämlichen Charakter. In Mainz aber waren die revolutionären Wogen besonders hoch gestiegen; die ersten Redner traten noch gemäßigt auf und

stellten Forderungen, die ich nur für gerecht halten konnte, wie Abschaffung der Zensur, Berufung einer allgemeinen deutschen Volksvertretung. Nun suchte jedoch ein Sprecher immer den andern zu übertrumpfen, und es wurden ganz unsinnige Begehren im Geiste der Kommunisten, sowie Aufforderungen zum gewaltsamen Sturz sämmtlicher Regierungen laut. Daß dergleichen in der Festung Mainz angesichts einer sehr starken österreichischen und preußischen Besatzung geschehen konnte, beweist, wie ratlos und eingeschüchtert die Regierungen waren.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, erlebte ich etwas, durch das ich nicht minder, als die ganze Stadt, aufs äußerste überrascht wurde. Auf dem Palais der Eschenheimer Straße, wo der Bundestag seine Sitzungen hielt und wo der Präsidialgesandte residirte, wurde plötzlich die schwarz-rot-goldene Fahne aufgezogen. Diese Farben, das Symbol der von den Burschenschaftern erstrebten deutschen Einheit, waren bis dahin aufs strengste verpönt gewesen und hatten manchen Patrioten, der sie anzulegen gewagt, in den Kerker gebracht. Man denke sich nun das Erstaunen, mit dem man vernahm, der Bundestag habe dieselben für die deutschen Nationalfarben erklärt. Noch größer war die Verwunderung, als der Führer der äußersten Reaktion in dieser Behörde, der standhafte Prinz, auf einmal mit riesiger schwarz-rot-goldener Kokarde am Hute durch die Straßen wandernd erschien. Der geistvolle, aber in unselige absolutistische Theorien verrannte Mann mußte übrigens schon gleich darauf vom Schauplatze abtreten, da sein erbitterter Gegner in der Kammer seines Landes, der Führer der dortigen Liberalen, zu seinem Nachfolger ernannt wurde und alsbald in Frankfurt eintraf. Derselbe Wechsel fand in der Besetzung mehrerer anderer der Gesandtenstellen statt, und Männer, die bisher von der herrschenden Partei als Demagogen und Revolutionäre aufs tiefste verabscheut worden waren, nahmen am grünen Tische im Bundespalais ihren Platz. Die

Faszination der deutschen Farben hielt übrigens nicht lange vor; sehr bald galten sie als Abzeichen der Rückwärtspartei, indem die blutrote Kokarde an den Hüten und ein eben solches Bändchen im Knopfloch als Signatur der Republikaner auftauchte. Die Bewegung schwoll immer mächtiger an; infolge der Sturmpetitionen, die in allen deutschen Staaten, wo nicht schon der Aufstand völlig gesiegt hatte, den Ministerien oder Fürsten von ungeheuren Volkshaufen aufgedrängt wurden, waren an den entscheidenden Stellen alle, die Parole des Tages bildenden Forderungen zugesagt worden. Während der Bundestag die Anordnung allgemeiner Wahlen für ein deutsches Parlament traf, trat in Frankfurt eine Versammlung von Männern unter dem Namen des Vorparlaments zusammen, um den Bundestag, dem Keiner traute, zu kontrolliren. Diese Männer hatten von Niemandem ein Mandat; allein sie bildeten eine Zeit lang die oberste Behörde Deutschlands, indem sie den Bundestag völlig beherrschten. Wenn sie in ihren Sitzungen einen Beschluß gefaßt hatten, so begab sich ihr Vorsitzender, ein durch seine Ungenirtheit bekannter dicker Advokat, zum Präsidialgesandten und stellte an ihn in kategorischen Worten sein Verlangen. Der Letztere erklärte sich dann mit vielen Höflichkeitsbezeigungen bereit, dasselbe zu erfüllen. In Wien nämlich, wo, wie es hieß, der alte Metternich als Milchweib verkleidet entflohen war, herrschte damals nahezu Anarchie, und der Gesandte war genötigt, auf eigene Faust zu handeln. Das Vorparlament dekretirte unter Anderem auch, der Bundestag solle epurirt werden, das heißt, diejenigen Gesandten, welche an den Karlsbader und einigen anderen Beschlüssen zur Unterdrückung der Freiheit mitgewirkt, sollten von ihren Plätzen entfernt werden. So wurden denn fortan alle Gesandtenposten von Männern der weitgehendsten liberalen Richtung besetzt. Allein der ganze Bundestag trat in den Hintergrund, ja ward nahezu vergessen, als die Deputirten

aus allen deutschen Ländern als Parlament in der Paulskirche sich versammelten. Für denjenigen der zurückgetretenen Gesandten, der sich besonders mißliebig gemacht, ich meine den standhaften Prinzen, konnte dies als ein Glück gelten. Er war, obgleich er in Frankfurt auf Insulte, wo nicht auf Schlimmeres seitens der erhitzten Menge gefaßt sein mußte, daselbst geblieben, indem er sagte: „Ich bin ja doch nirgends sicher; wo ich auch hinkommen mag, wird man mich wie einen tollen Hund totschießen." Allein er ging unversehrt durch die politischen Stürme der Zeit hindurch; denn Niemand achtete seiner. Ich selbst, obgleich ich in meiner sekundären Stellung Keinem ein Hindernis sein konnte und mich auch noch Niemand reaktionärer Gesinnung verdächtigt hatte, nahm aus anderen Rücksichten Urlaub und blieb nur in Frankfurt, um dort der weiteren Entwickelung der deutschen Dinge zuzuschauen. Daß ich, tief durchdrungen von der Unzulänglichkeit der bisherigen Zustände, der Bewegung, trotz einzelner schon vorgekommener Excesse, von Anfang an geneigt gewesen, weil ich namentlich eine Besserung der Gesammtverfassung Deutschlands von ihr hoffte, brauche ich nicht erst zu sagen. Den Sitzungen in der Paulskirche wohnte ich regelmäßig bei und verfolgte die Debatten mit höchster Spannung. Man hat dieses erste deutsche Parlament, nachdem es anfänglich mit Begeisterung aufgenommen worden war, nach der später eingetretenen Ernüchterung vielfach verspottet. Indessen sollte man dabei bedenken, daß dasselbe sich von Anfang an eine kaum lösbare Aufgabe gestellt hatte. Der Versuch, Oesterreich und Preußen in einen Bundesstaat mit parlamentarischer Verfassung zu verbinden, war ein verzweifelter. So stellte sich auch bald heraus, daß die „Großdeutschen", welche eine Vereinigung des Kaisertums Oesterreich, noch dazu mit seinen außerdeutschen Bestandteilen, und des Königreichs Preußen erstrebten, auf etwas Unmögliches zusteuerten. Daher bildete

ſich eine ſogenannte kleindeutſche Partei, welche wollte, daß die geringeren deutſchen Staaten ſich mit Preußen zu einem engen Bunde zuſammenſchließen ſollten, um dann als eine kompakte Einheit in ein weiteres Bundesverhältnis mit Oeſterreich zu treten; indes auch ſolchem Plane ſtellten ſich damals die größten Hinderniſſe entgegen. Es ließ ſich vorausſehen, daß Oeſterreich auf die Suprematie in Deutſchland, an die es ſeit ſo lange gewöhnt war, nicht verzichten werde. Wenn es in ſeiner damaligen Schwäche, von inneren Unruhen bis auf ſeine Grundfeſten erſchüttert, vielleicht auf den Vorſchlag eingegangen wäre, ſo mußte man doch annehmen, es werde, wenn wieder zu Kräften gekommen, ſich nicht freiwillig in die ihm zugedachte Rolle finden. Dieſer Knoten konnte nur mit dem Schwert zerhauen werden, wie das ſpäter geſchehen iſt. Bei der ſich ſo herausſtellenden Unmöglichkeit, unter Aufrechterhaltung der beſtehenden Verhältniſſe eine Einheit Deutſchlands herzuſtellen, die wirklich ſolchen Namen verdiente, waren in gewiſſem Sinne diejenigen Mitglieder des Frankfurter Parlaments die am meiſten praktiſchen, welche einen allgemeinen Umſturz beabſichtigten, um auf den Trümmern der bisherigen Staaten eine deutſche Republik zu begründen. Allein in anderem Sinne mußte dieſe Partei wieder als höchſt unpraktiſch gelten; denn bei einiger Umſicht konnte ſie ſich ſagen, ihr Vorhaben ſei völlig unausführbar, zwei mächtige Reiche ließen ſich nicht ſo durch Deklamationen von der Rednerbühne herab oder durch Volksaufläufe zu Boden werfen. Sie mußte ſich ferner, wenn ſie aufrichtig war, eingeſtehen, die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung in ganz Deutſchland ſei monarchiſch geſinnt, und wenn derſelben eine Republik aufgezwungen werden ſollte, ſo widerſpräche dies dem eigenen, laut proklamirten Prinzip der Partei, der Volksſouveränität. Nachdem der erſte Rauſch verflogen war, der auch mich wie ſo viele Andere umnebelt und mir die Erreichbarkeit von etwas Unerreichbarem,

aus allen deutschen Ländern als Parlament in der Paulskirche sich versammelten. Für denjenigen der zurückgetretenen Gesandten, der sich besonders mißliebig gemacht, ich meine den standhaften Prinzen, konnte dies als ein Glück gelten. Er war, obgleich er in Frankfurt auf Insulte, wo nicht auf Schlimmeres seitens der erhitzten Menge gefaßt sein mußte, daselbst geblieben, indem er sagte: „Ich bin ja doch nirgends sicher; wo ich auch hinkommen mag, wird man mich wie einen tollen Hund totschießen." Allein er ging unversehrt durch die politischen Stürme der Zeit hindurch; denn Niemand achtete seiner. Ich selbst, obgleich ich in meiner sekundären Stellung Keinem ein Hindernis sein konnte und mich auch noch Niemand reaktionärer Gesinnung verdächtigt hatte, nahm aus anderen Rücksichten Urlaub und blieb nur in Frankfurt, um dort der weiteren Entwickelung der deutschen Dinge zuzuschauen. Daß ich, tief durchdrungen von der Unzulänglichkeit der bisherigen Zustände, der Bewegung, trotz einzelner schon vorgekommener Exceſſe, von Anfang an geneigt gewesen, weil ich namentlich eine Besserung der Gesammtverfassung Deutschlands von ihr hoffte, brauche ich nicht erst zu sagen. Den Sitzungen in der Paulskirche wohnte ich regelmäßig bei und verfolgte die Debatten mit höchster Spannung. Man hat dieses erste deutsche Parlament, nachdem es anfänglich mit Begeisterung aufgenommen worden war, nach der später eingetretenen Ernüchterung vielfach verspottet. Indessen sollte man dabei bedenken, daß dasselbe sich von Anfang an eine kaum lösbare Aufgabe gestellt hatte. Der Versuch, Oesterreich und Preußen in einen Bundesstaat mit parlamentarischer Verfassung zu verbinden, war ein verzweifelter. So stellte sich auch bald heraus, daß die „Großdeutschen", welche eine Vereinigung des Kaisertums Oesterreich, noch dazu mit seinen außerdeutschen Bestandteilen, und des Königreichs Preußen erstrebten, auf etwas Unmögliches zusteuerten. Daher bildete

sich eine sogenannte kleindeutsche Partei, welche wollte, daß die geringeren deutschen Staaten sich mit Preußen zu einem engen Bunde zusammenschließen sollten, um dann als eine kompakte Einheit in ein weiteres Bundesverhältnis mit Oesterreich zu treten; indes auch solchem Plane stellten sich damals die größten Hindernisse entgegen. Es ließ sich voraussehen, daß Oesterreich auf die Suprematie in Deutschland, an die es seit so lange gewöhnt war, nicht verzichten werde. Wenn es in seiner damaligen Schwäche, von inneren Unruhen bis auf seine Grundfesten erschüttert, vielleicht auf den Vorschlag eingegangen wäre, so mußte man doch annehmen, es werde, wenn wieder zu Kräften gekommen, sich nicht freiwillig in die ihm zugedachte Rolle finden. Dieser Knoten konnte nur mit dem Schwert zerhauen werden, wie das später geschehen ist. Bei der sich so herausstellenden Unmöglichkeit, unter Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse eine Einheit Deutschlands herzustellen, die wirklich solchen Namen verdiente, waren in gewissem Sinne diejenigen Mitglieder des Frankfurter Parlaments die am meisten praktischen, welche einen allgemeinen Umsturz beabsichtigten, um auf den Trümmern der bisherigen Staaten eine deutsche Republik zu begründen. Allein in anderem Sinne mußte diese Partei wieder als höchst unpraktisch gelten; denn bei einiger Umsicht konnte sie sich sagen, ihr Vorhaben sei völlig unausführbar, zwei mächtige Reiche ließen sich nicht so durch Deklamationen von der Rednerbühne herab oder durch Volksaufläufe zu Boden werfen. Sie mußte sich ferner, wenn sie aufrichtig war, eingestehen, die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung in ganz Deutschland sei monarchisch gesinnt, und wenn derselben eine Republik aufgezwungen werden sollte, so widerspräche dies dem eigenen, laut proklamirten Prinzip der Partei, der Volkssouveränität. Nachdem der erste Rausch verflogen war, der auch mich wie so viele Andere umnebelt und mir die Erreichbarkeit von etwas Unerreichbarem,

der Herstellung eines starken deutschen Reichs mit Einschluß von Oesterreich, vorgegaukelt hatte, stimmte ich meine Erwartungen herab und begleitete die Partei mit meinen Sympathien, die mir allein etwas Realisirbares im Auge zu haben schien. Es war das diejenige, die Preußen an die Spitze Deutschlands stellen, hiernächst jedoch den so geschaffenen Bundesstaat in ein möglichst enges Verhältnis mit Oesterreich bringen wollte. Daß auch das damals noch unmöglich war, darüber täuschte ich mich, und mir sind erst später die Augen in dieser Hinsicht aufgegangen.

Die Redseligkeit vieler Parlamentsmitglieder ging übrigens ins Maßlose; jeder Deputirte wollte sich hören lassen und seinen Wählern zeigen, daß er auch auf der Tribüne gestanden. Die Gelegenheit dazu brach er vom Zaune, selbst wenn er nichts Beachtenswertes zu sagen hatte. Wirklich niederschlagend war, wie sogar einzelne ernste Männer von Lebenserfahrung plötzlich entweder von der Zeitströmung fortgerissen oder von der Sucht, sich die Volksgunst zu erwerben, erfaßt wurden. So hielt ein hochbejahrter Mann, ehemals Bundestagsgesandter und Minister eines Mittelstaates, Reden, die wie Exerzitien eines freisinnigen Gymnasiasten aussahen, und stellte unter Anderem den Antrag, es solle eine Kommission niedergesetzt werden, welche die deutschen Fürsten zu überwachen und wöchentlich der Versammlung vorzulegende Zensurlisten über dieselben zu führen habe. Ein Mitglied der äußersten Linken verlangte in allem Ernst, das Parlament solle das Königreich Polen für wiederhergestellt erklären und die Krone Preußen nötigen, dies ins Werk zu setzen. So geberdeten sich auch andere Redner, als ob die Versammlung eine Million Soldaten zu ihrer Verfügung hätte, um ihre Beschlüsse auszuführen und die widerspenstigen Regierungen zur Befolgung ihrer Befehle zu zwingen. Sie verkauften, wie das Sprichwort sagt, das Fell, bevor sie noch den Bären hatten. Bei einiger Besonnenheit

und Erkenntnis der Sachlage hätten sie einsehen müssen, daß nicht einmal die Kammern der verschiedenen deutschen Länder, geschweige denn die Regierungen gesonnen seien, von Frankfurt aus die Parole zu empfangen, oder gar sich tyrannisiren zu lassen. Als einmal einer der Redner in fulminanten Worten den König von Hannover für einen „Rebellen gegen das Gesetz von Deutschland" erklärte, begriffen wohl Manche, daß solche Rodomontaden der Versammlung nur schadeten und ihr Ansehen untergrüben; allein ein großer Teil, wie von einem Taumel der Allmacht befangen, spendete dem Redner donnernden Applaus. Den Debatten zuzuhören war indes sehr interessant; denn es zeigte sich viel oratorisches Talent. Oft wenn der Gehalt einer Rede recht gering war, glänzte dies Talent am meisten. Wenn man gegen die Mitglieder der äußersten Linken viel den Vorwurf geschleudert hat, sie seien von unlautern Motiven geleitet gewesen, hätten nur Umsturz alles Bestehenden gewollt, um im Trüben für sich zu fischen, so habe ich dagegen mehrere der Frankfurter Deputirten kennen gelernt, die von der festesten Ueberzeugung geleitet wurden, nur in der Republik sei Heil zu finden. Früh eingesogene Meinungen und Worte, die einen bestrickenden Klang haben, üben eine außerordentliche Wirkung auf die Menschen aus und machen sie oft gegen die Wirklichkeit blind. So verbinden Manche mit der Bezeichnung Republik die Vorstellung, dies sei die unbedingt vollkommenste der Staatsformen, und sie glauben, wahre menschliche Glückseligkeit könne nur unter ihr gedeihen. Was Wunder, daß sie in bewegten Zeiten, wo alles Bestehende wankt, den Moment benützen wollen, um ihr Ideal zu realisiren? In Wahrheit scheint mir nun der Vorzug der republikanischen Form vor der monarchischen ein durchaus problematischer. Das alte Athen und Rom können dabei gar nicht in Betracht kommen; denn wie unvergleichlich auch die Blüte, namentlich des ersteren war, so gründete sie

sich doch auf den Gegensatz aller Freiheit, auf die Sklaverei des größten Teiles der Bevölkerung. Venedig durfte in den früheren Jahrhunderten, den meisten anderen Staaten gegenüber, als ein Asyl der Freiheit gelten. Aber wenn die Bewohner irgend einer der europäischen Monarchien von heute sich in der alten Lagunenstadt ansiedeln und dem Rat der Zehn, sowie der dort herrschenden Staatsinquisition unterwerfen sollten, sie würden sicher über unerträgliche Knechtschaft klagen. Die zahlreichen Freistaaten Südamerikas liefern den Beweis, daß die republikanische Staatsform noch keine Garantie für Glückseligkeit gibt. Unlängst traf ich in Italien mit einem Bürger der Republik Columbia zusammen, der mir viel von den Zuständen seiner Heimat erzählte und einmal zu mir äußerte: „Wie glücklich sind Sie doch in Europa, daß Sie mehrenteils in Ruhe leben können! In meiner Heimat haben wir jetzt in sechs Jahren zehn Revolutionen gehabt, und gegenwärtig bekämpfen sich drei Präsidenten auf Tod und Leben. Nach eben empfangenen Briefen muß ich eilends zurückkehren, denn sonst riskire ich, alle meine Habe zu verlieren." Ob das heutige Frankreich ein Zeugnis für die Republik, als die allein seligmachende Staatsform, ablegen werde, wollen wir erst sehen; bis jetzt hat es nicht den Anschein dazu, und die Mehrzahl der Franzosen würde vermutlich froh sein, wenn sie dieselbe wieder los wäre. — Da ich schon damals dachte wie jetzt, konnte ich also der äußersten Linken keinen Erfolg in ihren Bestrebungen wünschen; allein ich wußte, wie viel sich theoretisch zu Gunsten der Republik sagen läßt und welche Macht Schlagwörter wie „Freiheit und Gleichheit" über die Gemüter üben; und deshalb klagte ich ihre Mitglieder keineswegs von vornherein selbstischer Motive an, fand vielmehr am Umgang mit einigen von ihnen, deren hochfliegender Idealismus mir zusagte, Gefallen. — Zu Gunsten der Radikalen von 1848 und selbst ihrer tollsten Extravaganzen

läßt sich jedenfalls anführen, daß sie die Regierungen aus ihrem Schlafe aufgerüttelt und der Bewegung, welche schließlich zu einer besseren Gestaltung von Deutschland geführt hat, die unwiderstehliche Gewalt verliehen haben. Dies würde schwerlich der gemäßigten und an sich verständigeren Partei gelungen sein; letzterer aber gebührt wiederum das Verdienst, die überströmende Flut in ein Bett geleitet zu haben, wo sie Segen, statt Verheerung bringen konnte. Nur den blinden Reaktionären, die um jeden Preis die alten Zustände aufrecht halten oder wieder zurückführen wollten und denen das nachher auf einige Zeit gelang, weiß ich gar nichts Gutes nachzurühmen.

Nach langen Kämpfen kam die Versammlung endlich so weit, für den projektirten Bundesstaat, der noch eine sehr nebelhafte Gestalt hatte, ein provisorisches Oberhaupt zu wählen. Der Erzherzog Johann, der sich seit einigen Jahren eines populären Namens erfreute, weil er den Trinkspruch ausgebracht haben sollte: „Kein Oesterreich, kein Preußen — ein einiges freies Deutschland!“ wurde zu diesem Posten erkoren und hielt unter großem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Frankfurt. Hiermit erreichte denn der Bundestag seine Endschaft. Derselbe war so oft eine Leiche und sogar eine in Verwesung übergegangene Leiche genannt worden, daß man eigentlich mit Verwunderung bemerkte, er sei nicht schon im tiefsten Erdenschoß begraben. Niemand hätte damals geglaubt, diese Leiche würde zwei Jahre später wieder galvanisch zum Leben erweckt werden. Im Taxis'schen Palais, dem bisherigen Sitze der Bundesversammlung, schlug nun der Erzherzog unter dem Namen Reichsverweser seine Residenz auf und umgab sich mit verantwortlichen Ministern. Niemand verhehlte sich übrigens, daß diese neue Schöpfung nur eine vorübergehende sei, daß die Zukunft Deutschlands noch in tiefstem Dunkel liege. Die Großdeutschen, bei denen der Gedanke im Hintergrunde

ſtand, Oeſterreich definitiv an die Spitze zu bringen, mußten ſich vernünftigerweiſe ſagen, Preußen werde dies niemals zugeben. Die Kleindeutſchen, die den König von Preußen als konſtitutionellen Kaiſer zu proklamiren gedachten, konnten ſich zweierlei nicht verhehlen: erſtens, daß der damalige Beherrſcher von Preußen vermutlich gar nicht geneigt ſei, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen; zweitens, daß Oeſterreich, wenn erſt wieder zu Kräften gekommen, der Suprematie von Preußen aufs heftigſte entgegentreten werde. Bei ſolcher Unklarheit über den Giebel, der den Verfaſſungsbau des deutſchen Reiches krönen ſollte, und in der Hoffnung, daß eine neue Konſtellation hierüber Klarheit brächte, beriet die Verſammlung Wochen und Monde lang die „Grundrechte des deutſchen Volkes".

Nachdem ich bis dahin ein täglicher andächtiger Zuhörer in der Paulskirche geweſen, begannen die Debatten mich zu langweilen und ich ſuchte inmitten des tumultariſchen Treibens mich ſo weit zu ſammeln, um mich wieder meinen Studien zuzuwenden. Ich bin der Meinung, daß es nur Solchen, welche durch eine Anſtellung im Staate oder als Volksvertreter dazu berufen ſind, gezieme, ſich ausſchließlich oder vorzugsweiſe mit der Tagespolitik zu befaſſen. Wer ſelbſt nicht thätig in dieſelbe eingreifen kann, ſollte ſich mit beſſeren Dingen beſchäftigen. Wenn er Kammerdebatten und Zeitungsartikel zu ſeiner hauptſächlichſten Geiſtesnahrung wählt, ſtellt er ſich eigentlich ein Armutszeugnis aus. Da ich nun, wie lebhaft auch mein Intereſſe an der Neugeſtaltung von Deutſchland war, doch in keiner Weiſe an ihr mitarbeiten konnte, begann ich wieder eifrig Sanskrit zu ſtudiren und vergaß darüber oft tagelang die ganze Welt um mich her. Plötzlich drang in meine Einſamkeit, wo ich beim Leſen der Puranas mit den Siedlern der Urzeit im Palmenſchatten zu ruhen und das Wellenrauſchen der Ganga zu hören glaubte, von außen ein

gellender Lärm, der mich aus meinen Träumen emporriß. Es waren heftige Scenen im Parlament vorgegangen, welche Stadt und Umgegend, ja ganz Deutschland in Aufregung versetzten. Preußen, das wegen Schleswig-Holsteins gegen Dänemark Krieg führte, hatte mit letzterer Macht einen gewiß nicht sehr ehrenvollen Waffenstillstand abgeschlossen. In der Versammlung gaben nun viele Mitglieder dem empörten Nationalgefühl lebhaften Ausdruck; der Waffenstillstand war derselben gar nicht vorgelegt worden, wie denn überhaupt die Regierungen manche der Rechte, auf welche das Parlament pochte, weder ihm noch dem Reichsverweser zugestanden hatten. Dennoch stimmten selbst viele der gemäßigten Deputirten für die Fortführung des Krieges. Endlich jedoch ward ein solcher Beschluß mit kleiner Stimmenmehrheit abgelehnt. Selbst Diejenigen, die den Waffenstillstand als einen für Deutschland demüthigenden tief beklagten, mußten besonnenerweise die Entscheidung der Mehrheit billigen. Denn das Parlament hätte durch eine Verwerfung desselben nur seine Ohnmacht gezeigt, da es keine Mittel besaß, um seinen Beschluß durchzuführen. Vielleicht wären dadurch in einigen Ländern revolutionäre Bewegungen hervorgerufen worden, vielleicht wären neue Freischaren nach dem Norden geströmt, aber der Krieg hätte wider Preußens Willen keinen erfolgreichen Fortgang nehmen können. Die Erregung, welche durch diese Ereignisse hervorgerufen ward, benützten Volksredner, darunter auch einige Abgeordnete von der Linken, um den Pöbel wider das Parlament aufzuhetzen. Während einer Sitzung in der Paulskirche, welcher ich beiwohnte, suchten Volkshaufen in letztere einzudringen, in welchem Falle es vielen der dort Versammelten schlecht ergangen wäre; doch ward dies noch rechtzeitig gehindert. Als ich um Mittag nach Hause ging, bedeckten sich einige der Hauptstraßen der Stadt, namentlich die Zeil, wo ich wohnte, mit Barrikaden. Doch glaubten die Meisten und

darunter auch ich noch nicht, daß etwas Ernstes bevorstände, und ich wanderte nach Tisch mit einem Freunde umher, um mir die von den Revolutionären aufgetürmten Bollwerke, wie sie aus der Erde emporwuchsen, behaglich anzusehen. Dann machte ich, ohne einen bevorstehenden Aufruhr für möglich zu halten, einen geschäftlichen Gang vor das Eschenheimer Thor; dort auf der Chaussee gewahrte ich verschiedene Volkshaufen mit roten Fahnen, die dem Thor zuzogen, und auf dem Rückwege vernahm ich schon Schießen in der Stadt. Am Eingange in die Eschenheimer Straße begegneten mir die mir persönlich bekannten Deputirten Fürst Lichnowski und General von Auerswald zu Pferde, die dem Thore zuritten. Ich selbst nahm meinen Weg durch das aus Goethe bekannte Gäßchen „An der schlimmen Mauer", dessen Ausgang gegenüber auf der Zeil sich meine Wohnung befand. Während des Gehens hörte ich mehrere Schüsse fallen, und als ich mich der Zeil näherte, rief mir ein Mann aus der Thür eines Hauses entgegen: „Gehen Sie nicht weiter; es ist gefährlich." In demselben Moment gewahrte ich auch zur Seite einen Menschen, der tot zurückgesunken war und in seinem Blute schwamm. Nun kehrte ich eilends um und gelangte in die neue Mainzer Gasse, wo es völlig ruhig war. Da es schon dunkel wurde, und ich mich von vielem Gehen ermüdet fühlte, jedoch nicht wußte, ob mir meine Wohnung bald wieder zugänglich würde, machte ich einstweilen einen Besuch bei meinem in der letztgenannten Gasse wohnenden Freunde, dem jetzigen wirklichen Geheimen Rat von Thile. Ich fand bei demselben und seiner Gemahlin noch einige andere Bekannte, und unser Gespräch drehte sich natürlich zuerst um die Sachlage, über welche von Zeit zu Zeit durch Neuankommende Nachrichten einliefen. Der Tumult hatte eine bedrohliche Gestalt angenommen, und da stets mehr bewaffnete Banden aus der Umgegend herbeiströmten, die militärische Besatzung der Stadt dagegen nur

gering war, konnten die Aufſtändiſchen leicht den Sieg behaupten. Es ertönte fortwährendes Schießen, dem wir längere Zeit in einiger Unruhe lauſchten. Zuletzt beſchloſſen wir, um unſeren Gedanken eine andere Richtung zu geben, Etwas zu leſen, und wählten dazu Kleiſt's „Prinzen von Homburg". Bald hatte das herrliche Stück unſern Geiſt auch völlig von dem Tagesereignis abgelenkt. Das Schießen, das wir von außen hörten, bedünkte uns mehr das Gewehrfeuer der Schlacht von Fehrbellin zu ſein, als das der Frankfurter Emeute. Nachdem wir faſt bis zum Schluß des fünften Aktes gelangt, erſcholl von der Straße her lautes Lärmen, ſo daß wir aufgeſchreckt ans Fenſter eilten. Man ſah unten eine beträchtliche Menge von Soldaten vorüberziehen und hörte das Rollen von Kanonenrädern. Der Zug ging in Haſt der Zeil zu. Der General, der den ſtolzen Namen eines Reichskriegsminiſters angenommen, hatte nach Mainz wegen Verſtärkung telegraphirt, und ſo waren öſterreichiſche und preußiſche Truppen in aller Eile mit der Eiſenbahn herbeigeſchafft worden. Der Sieg der Ordnung konnte nun nicht länger zweifelhaft ſein. Wir hörten bald ſtärkeres Krachen von Geſchützen, das eine Zeit lang anhielt, dann ſchwächer wurde und endlich ganz verſtummte. Dann kam uns Botſchaft, der Aufſtand ſei niedergeworfen, und Alle atmeten freier auf. Hatten wir auch nie ernſtlich glauben können, der Straßentumult, denn ein ſolcher in großartigem Maßſtabe war es doch nur geweſen, werde die Dimenſionen einer förmlichen Revolution annehmen, ſo wären doch, wenn die Empörung auch nur momentan die Oberhand behauptet hätte, bei der Aufregung, die in der ganzen Umgegend herrſchte, nicht nur in der Stadt ſelbſt, ſondern auch in weiterem Kreiſe ſchlimme Scenen der Anarchie zu befürchten geweſen. Einige der Volksredner, welche den ganzen Krawall hervorgerufen, hatten offen zu Mißhandlung der Deputirten der Majorität aufgefordert, und wie ſehr bereit der Pöbel

war, dem zu entſprechen, ſollten wir bald erfahren. Da a
Straßen abgeſperrt waren und ich deshalb nicht nach meir
Wohnung zurückkehren konnte, nahm ich die freundliche Ai
forderung meines Wirts, den Reſt der ſchon weit vorgerückt
Nacht unter ſeinem Dach auszuruhen, dankbar an. D
folgenden Morgen boten die Hauptſtraßen der Stadt ein ga
militäriſches Schauſpiel dar. Sie alle waren mit öſterreichiſch
und preußiſchen Soldaten beſetzt, und ich bedurfte eines Paſſ
ſcheins, welcher den verſchiedenen Wachtpoſten vorgezeigt werd
mußte, um nach Hauſe zu gelangen. Nun erſt hörte i
welcher furchtbare Vorfall ſich am vorhergehenden Abe
ereignet hatte. Die beiden Deputirten, General von Auerswa
und Fürſt Lichnowski, waren bald, nachdem ich ſie dur
Eſchenheimer Thor hatte hinausreiten ſehen, von bewaffnet
Volkshaufen verfolgt und dann in einem Gartenhauſe, i
ſie ſich zu verſtecken geſucht, auf die grauſamſte Weiſe ermord
worden. Die ſcheußlichen Details dieſer Schandthat macht
mein Blut erſtarren; ſie zeigten, wie ſchnell das Volk, we
es einmal entfeſſelt wird, verwildert, wie die Tiger, die
mancher Menſchenbruſt ſchlafen, ſich dann bei dem erſten Anl
aufbäumen. Beſonders empörte mich die Rolle, die ein W
bei dem Morde geſpielt hatte. Auerswald war, wie ſe
Bruder, der ſpätere preußiſche Miniſter, ein hoch gebilde
und wahrhaft liberaler Mann geweſen. Ueber Lichnow
lauteten die Urteile Derer, die ihn näher kannten, nicht gle
günſtig; aber im Parlament hatte er Mut und große Bere
ſamkeit gezeigt, und ſein entſetzlicher Untergang erregte a
das Mitleid und den Unwillen Derer, die ihm früher ni
geneigt geweſen waren. Ich glaube, daß dieſes Ereign
Vielen, die bis dahin von Revolten Heil für die Freih
erwartet hatten, die Augen geöffnet hat.

Die Stadt glich noch während einiger Tage einem He
lager. Soldaten kampirten in der Nacht auf den Straße

allmälich aber kehrte Alles in seinen früheren Zustand zurück, nur daß Frankfurt stärker von Truppen besetzt blieb und daß Solche, von denen man neue Exzesse befürchten konnte, strenger überwacht wurden. Das rote Band der Republikaner wurde gänzlich verboten und nach meiner Meinung mit Grund, da ich es für schmählich erachtete, daß unsere schönen Nationalfarben schwarz-rot-gold, die so lange das Symbol deutscher Einheit gewesen waren, durch ein aus Frankreich herübergebrachtes Abzeichen verdrängt werden sollten.

Die Nationalversammlung setzte nun ihre eben nicht kurzweilige Beratung der Grundrechte, ungestört von den noch rings in Europa brausenden Stürmen, fort. Zwar war in Paris nach Niederschlagung des bedrohlichen Aufstandes, der im Sommer seine Straßen mit Leichen und Trümmern übersät hatte, die gemäßigte Partei die herrschende; allein der österreichische Kaiserstaat wankte noch in seinen Grundfesten und auch in Preußen herrschten nahezu anarchische Zustände. Wenn man daher die Ruhe und Ordnung in Frankfurt mit den Zuständen in Wien und Berlin verglich, so konnte man glauben, die Regierung des Reichsverwesers sei eine fester gegründete, als die der beiden Großstaaten. Auch schien ein großer Teil der Deputirten zu meinen, dies wäre der Fall, die provisorische Form der deutschen Einheit hätte Aussicht auf lange Dauer. So wurden denn von der Nationalversammlung wiederholt Aufforderungen an das Reichsministerium gestellt, dasselbe möge Gesandtschaften an die verschiedenen europäischen Höfe senden, um die internationale Verbindung Gesammt-Deutschlands mit den auswärtigen Staaten anzuknüpfen. Dies war gewiß noch etwas verfrüht und besser wäre erst die Konsolidirung des noch nicht auf sehr sicheren Füßen stehenden Reiches abgewartet worden. Der beständigen, in dieser Sache an sein Ministerium ergehenden Interpellationen wegen beschloß jedoch der Erzherzog-Reichsverweser, dem Verlangen des Parlaments

zu genügen. Es wurden zunächst Gesandtschaften nach Frankreich (wohin der Hohenstaufen-Geschichtsschreiber Raumer ging) und nach England ernannt. Dann ward es für passend erachtet, auch eine solche an den Papst abzuordnen. Zu dieser diplomatischen Stelle wurde Fürst Chlodwig von Hohenlohe, jetzt Statthalter des deutschen Reiches in Elsaß-Lothringen, bestimmt, indem er zugleich den Auftrag erhielt, sich von Rom auch noch zu demselben Zwecke nach Athen zu begeben. Durch den Reichsminister von Schmerling wurde mir angetragen, den Fürsten auf dieser Mission als Legationsrat zu begleiten, und obgleich ich mir keine Illusion darüber machte, daß die politische Bedeutung der letzteren nur eine geringe war, ging ich doch gerne auf den Vorschlag ein, indem ich dachte, es werde jedenfalls eine schöne Reise sein. Was mir diese noch besonders erwünscht erscheinen ließ, war die Persönlichkeit, der Charakter und die seltene Bildung des Fürsten Hohenlohe, sowie seiner liebenswürdigen Gemahlin, die ihn begleiten wollte.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Seefahrt nach Griechenland. — Gezwungene Raſt bei Cap Matapan. — Athen. — Der königliche Hof daſelbſt. — Graf Prokeſch.

Im November 1848 wurde die Reiſe angetreten, welche zum größten Teil mit Extrapoſt zurückgelegt werden mußte. Wir nahmen bei heftig ſtrömendem Regen den Weg über Lyon nach Marſeille, um uns nach Civitavecchia einzuſchiffen. Erſt als wir nach durchreiſter Nacht bei dem altrömiſchen Triumphbogen zu Orange vorüberfuhren, fanden wir klarere Lüfte über uns, und von nun an begünſtigte uns trotz der vorgerückten Jahreszeit bis Weihnachten warme, ſommerliche Witterung. Der mit Recht für eine Fabel gehaltene ewig blaue Himmel des Südens hatte während einiger Wochen volle Realität. Bei der Ankunft in Marſeille überraſchte uns plötzlich die Nachricht von der in Rom ausgebrochenen Revolution und von der Flucht des Papſtes aus dem Vatikan. Wohin der heilige Vater ſich gewendet, darüber wurden zuerſt kaum Mutmaßungen laut; dann flog auf einmal von Mund zu Mund die Kunde, er habe ſich Frankreich zum Aſyl erkoren und werde demnächſt in Marſeille eintreffen. Doch ſtellte ſich dies bald als Irrtum heraus, und da Tage lang nicht das Mindeſte in dieſer Hinſicht zu erfahren war, fragte der Fürſt in Frankfurt an, wie er ſich zu verhalten habe und ob er zunächſt ſich nach Griechenland begeben ſolle. Die Antwort bejahte letztere Frage und ſtellte es als wünſchenswert hin,

daß, auch wenn der jeweilige Aufenthalt des Papstes bekannt würde, der Gesandte sich doch erst später zu ihm verfügte, wenn mehr Klarheit über den Stand der Dinge im Kirchenstaat waltete. So trafen wir Vorbereitungen zur Abfahrt aus der größten Handelsstadt Frankreichs. Die dort verbrachten Tage waren mir sehr angenehm vergangen. Marseille kann sich der Lage nach, wie prächtig sie auch sein mag, freilich nicht mit Genua oder Neapel messen. Allein sein Hafen mit dem unübersehbaren Mastenwalde und dem Getreibe von Menschen aller Nationen ist der interessanteste, den ich gesehen, und diejenigen von London und Liverpool, mögen auch mehr Schiffe dort liegen, können sich nicht mit ihm messen; ich ward nicht müde, an seinen Quais umherzuwandern und mir die verschiedenen Trachten, von denen diese stets wimmeln, anzuschauen. Die moderne Stadt wetteifert in dem Glanz ihrer Straßen mit Paris. Natürlich konnte man sich mit Franzosen nicht unterhalten, ohne daß die Rede sogleich auf Politik kam. Schon tauchte die Frage von der Kandidatur des Prinzen Louis Napoleon zum Präsidenten der jungen Republik vielfach auf; doch hörte ich nur spöttisch davon reden, und Niemand schien die Wahl für möglich zu halten. Ich hörte erzählen, der Prinz mache große Anstrengungen, um populär zu werden, und habe tausende von Drehorgelspielern und Sängerinnen in seinen Sold genommen, welche Letztere zum Klange der Leierkasten seinen Ruhm der Welt verkünden müßten. Nun, sie haben in nicht zu langer Zeit ihre Wirkung gethan! — Noch machte ich einen Gang zu der Kapelle von Notre Dame de la Garde, die bei Marseille auf hohen Felsen über dem Meere liegt und zu welcher die Schiffer pilgern, um sich von der Himmelskönigin glückliche Fahrt zu erflehen. Dann ging es auf einem französischen Dampfer, welcher nur mit einigen Anhaltpunkten den Weg direkt nach Griechenland nahm, in See. Eine schönere Meerreise als diese gibt es wohl nicht auf der Welt. Das

Schiff ankerte faſt einen Tag lang vor Genua und dann vor Neapel; jedoch wegen Differenzen mit den Hafenbehörden durften die Paſſagiere nicht landen. Iſt es aber nicht ſchon ein hoher Genuß, vom Verdeck aus den Blick Stunden lang über die ſtolze Stadt des Andrea Doria, ihre an den Uferbergen emporklimmenden Paläſte und Häuſermaſſen und weiterhin über ihre zwiſchen dem Immergrün der Cypreſſen und Pinien hervorleuchtenden weißen Villen gleiten zu laſſen? Noch weit überſtrahlt wurde freilich dieſe Ausſicht durch diejenige, welche uns aus der Hafenbucht Neapels zu teil ward. Hier breitete ſich das ganze wundervolle Panorama vom Kap Campanella bis zum Kap Miſen vor uns aus. Und wie ich die Felsgeſtade von Sorrent mit dem Hauſe des Taſſo, den ſich in das Dickicht von Orangenhainen verlierenden Weg von dort nach Caſtellamare, den rauchenden Vulkan, die unermeßliche Stadt, den wonnigen Poſilipp und die in blauen Duft gehüllten Inſeln betrachtete, beſuchte ich im Geiſt alle die mir vertrauten und beſonders liebgewordenen Plätze von neuem. Sodann ging es weiter an der immer thätigen Feuereſſe der lipariſchen Inſeln vorbei, zwiſchen Scylla und Charybdis hindurch. Wir glitten an dem tief in ſeinen Schneemantel gehüllten Aetna und an der ehemaligen Weltſtadt Syrakus vorüber nach Malta. Die weitere Fahrt nach Griechenland war zuerſt herrlich; das Meer wogte bei günſtigem Fahrwind mit tiefblauen weißbeſchäumten Wellen; am dritten Tage aber ging der Wind in Sturm über, und dieſer wurde zuletzt ſo heftig, daß der Kapitän in einer Bucht am Süduſer von Morea unfern des Kaps Matapan Zuflucht ſuchte. Dieſe Bucht war durch vorſpringende Klippengeſtade ſo geſchützt, daß, während draußen ein wahrer Orkan raſte, die Flut hier faſt ſpiegelglatt dalag. Wir blieben ein paar Tage vor Anker, ließen uns aber nicht auf dem Schiff feſthalten, ſondern ſetzten an das Land, um dasſelbe auf Pferden, die aus einem nahen Dorf herbeigeſchafft wurden, zu durchſtreifen.

Die Fürſtin, im Innern Rußlands erzogen, war des Reitens von Kindheit an gewohnt und zeigte auf der weiteren Reiſe, wie ſie von früh bis ſpät auf den ſchlimmſten Felspfaden zu Roſſe ſein konnte, ohne von der Mühſal zu leiden. Dieſer an dem weltentrückten, wohl kaum je von einem Fremden beſuchten Geſtade des Peloponnes verbrachten Tage denke ich noch jetzt mit Entzücken. Obgleich wir in der Mitte des Dezember waren, hauchte die Luft lau und mild. Der Gipfel des vielzerklüfteten Taygetos ſtrahlte im Schneeglanz auf uns hernieder, und der felſige Boden war, beſonders am Rand der Gebirgsbäche, an denen wir unſer Lager aufſchlugen, um von dem mitgenommenen Proviant unſere Mahlzeiten zu halten, mit duftenden Stauden und blühenden Geſträuchen überdeckt. Hierher drang kein Ton des wüſten Lärmens, des Parteitreibens und Waffengetöſes, von denen damals Europa widerhallte, und wenn ich erwog, wie umwölkt der politiſche Horizont, wie zweifelhaft noch der Ausgang aller dieſer wirren Beſtrebungen ſei, konnte ich den Wunſch nicht unterdrücken, dieſes ſelige Aſyl des Friedens nicht wieder zu verlaſſen. Allein vom Schiffe her kam Nachricht, der Sturm habe ſich gelegt. Wir gingen von neuem an Bord und das nächſte Morgenrot ſtieg uns über dem roſig glühenden Hymettus auf. Athen erſchien mir noch wundervoller als das erſtemal. Denn das iſt der Charakter alles Großen in der Natur wie in der Poeſie und Kunſt, daß es ſeine volle Herrlichkeit erſt nach und nach enthüllt und nie ausgenoſſen werden kann, während das Geringere zuerſt blendet und bethört, aber allmälich ſeinen Reiz einbüßt. Die Nachricht, ein Geſandter des Deutſchen Reiches ſei angelangt, hatte ſich unbegreiflich ſchnell in der griechiſchen Hauptſtadt verbreitet, und noch am Tage unſerer Ankunft wurden wir durch eine Feſtmuſik und Hurrahrufe überraſcht, welche vor den Fenſtern unſeres Hotels erſchollen und von einer großen Anzahl unten verſammelter Deutſcher ausgingen. Die

Führer derſelben wurden natürlich vom Fürſten empfangen, und aus den Geſprächen mit ihnen, an denen auch ich teilnahm, ging hervor, daß man im Ausland das Deutſche Reich ſchon viel feſter gegründet glaubte, als es wirklich war, und daß man annahm, dasſelbe werde nun an den fremden Höfen dauernd eine Vertretung haben. Der Jubel, der hierüber, wie ich dies auch ſpäter in Alexandria wahrnahm, herrſchte, erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, wie traurig und demütigend bei der Zerſplitterung unſeres Vaterlandes bis dahin die Lage der Deutſchen, beſonders der Angehörigen der kleineren Staaten, in fremden Ländern war. Nur ſelten, und mehr aus Menſchenfreundlichkeit als aus Pflicht, nahm ſich der Geſandte oder der Konſul einer der Großmächte ihrer mit Nachdruck an. — Wenn unſere Landsleute uns ein wahrhaft enthuſiaſtiſches Entgegenkommen zeigten, ſo konnte man ein ſolches vom griechiſchen Hofe allerdings nicht erwarten; jedoch nahmen ſowohl König wie Königin die „Reichsgeſandtſchaft“ mit großer Zuvorkommenheit auf. Sie hatten übrigens auch keinen Grund, ſich gegen den Erzherzog-Reichsverweſer zu überheben, da ihre Herrſchaft auf nicht viel ſolideren Grundlagen ruhte, als die ſeinige. Das neuhelleniſche Königtum war durch die Mißgunſt der Mächte von Anfang an um die rechte Lebenskraft gebracht und in viel zu enge Grenzen eingeſchloſſen worden, und das Treiben der Parteien, von England eifrig genährt, trug weiter das Seinige dazu bei, es zu keiner gedeihlichen Entwickelung gelangen zu laſſen. Es war dies betrübend, wenn man dachte, welche begeiſterte Hoffnungen ſich einſt an die Errichtung desſelben geknüpft hatten. Nicht viel mehr als ein Dezennium ſpäter ſah ich König Otto und Königin Amalie, ihres Thrones entſetzt, in München wieder. Beide ſcheinen dieſen gewiß unverdienten Schickſalsſchlag tief empfunden zu haben; denn Beide legten ſich nicht lange nachher ins Grab. Zuerſt ſtarb der König eines plötzlichen Todes; dann ſiechte die Königin Amalie,

die ihr Griechenland über alles geliebt hatte, gramgebeugt dahin. Sie konnte es nicht verschmerzen, die schöne Pyramide des Lykabettus, die sie täglich im Strahl der aufgehenden und sinkenden Sonne hatte glühen gesehen, nie wieder zu erblicken, nie wieder im Garten vor ihrem Schloß zu lustwandeln, in den sie die schönsten Palmen, welche auf allen griechischen Inseln zu finden gewesen, verpflanzt hatte. Auch der greise König Ludwig von Bayern wurde durch den Untergang seiner Lieblingsschöpfung tief niedergeschlagen. Zur Erinnerung an die Gründung des bayerisch-griechischen Königtums, die er als das glorreichste Faktum seiner Regierung betrachtete, hatte er den Prachtbau der Propyläen in München aufführen und mit schönen, sich auf dasselbe beziehenden Basreliefs schmücken lassen. Nun fügte der Zufall, daß dieses keinem Triumphbogen der Welt nachstehende Thor gerade in den Tagen vollendet war, als König Otto Athen verlassen mußte. Dadurch ward dem Vater des Vertriebenen alle Freude an dem von ihm errichteten Gebäude vergällt; er warf nie einen Blick mehr auf dasselbe und machte, wenn er nach Nymphenburg fuhr, immer einen Umweg, um nicht das Thor passiren zu müssen. Nachdem wir anfänglich in Athen noch so warme Tage gehabt hatten, daß wir im Garten des Hotels an der Straße nach Kolonos unter blühenden Rosen frühstückten, brach plötzlich eisiger Wind aus den Schluchten des Pentelikon hervor, und die Kälte ward um Weihnachten so empfindlich, daß man sich beim Mangel aller Kamine oder Oefen in den Häusern kaum zu erwärmen vermochte. Fürst Hohenlohe ließ sich in diesen Tagen bei mehreren der Minister und hohen Staatsbeamten melden, um ihnen einen Besuch abzustatten. Aber schon am Thor hieß es jedesmal, die Bewohner seien nicht zu Hause. Dies schien zuerst befremdlich; bald aber hörten wir, es sei Sitte der Griechen, an so kalten Tagen, die glücklicherweise nur selten einträten, das warme Bett nicht zu verlassen. So

wurden denn die Besuche bis auf milderes Wetter verschoben, das auch nicht lange auf sich warten ließ. Das diplomatische Corps begegnete der Reichsgesandtschaft in einer Weise, als ob sie zu ihm gehörte; obgleich es nahe lag, daß zum mindesten die Vertreter der deutschen Mächte wünschten, dieselbe möchte nicht dauernd in Griechenland bleiben. Fast täglich wurden wir zu Diners und Soiréen geladen, die ja nun einmal in der Diplomatie eine Hauptrolle spielen. Die für mich wichtigste Bekanntschaft, welche ich in diesem Kreise machte, war diejenige des österreichischen Gesandten, Grafen Prokesch. Erzherzog Johann hatte mir ein eigenhändiges Schreiben an ihn mitgegeben, welches bewirkte, daß der Empfänger mich mit noch größerer Liebenswürdigkeit aufnahm, als ihm überhaupt eigen war. Meine Verbindung mit diesem ausgezeichneten Manne hat seitdem bis zu dessen Tode fortgedauert. Graf Prokesch war schon in seinen Jugendjahren als Marineoffizier viel im Morgenland gewesen und hatte so die Grundlage zu einer umfassenden Kenntnis des vorderen Orients, wie sie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen besaß, gelegt. Daß er sich nie mit der arabischen, persischen oder türkischen Sprache beschäftigte, war dabei zwar auffallend; wenn ihm jedoch so auch ein Eindringen in die morgenländischen Literaturen versagt blieb, so hatte er diesen Mangel doch in wunderbarer Weise durch Anschauung der Länder und Umgang mit den Orientalen, soweit er sich durch Dolmetscher vermitteln ließ, zu ersetzen gewußt. Dabei besaß er eine bedeutende Gelehrsamkeit als Archäolog und Historiker und einen offenen Sinn für Kunst, Poesie und alles Schöne. Seine zahlreichen Schriften, die sich neben der Fülle des Wissenswerten, welche sie enthalten, auch durch vortreffliche Darstellung auszeichnen, beziehen sich mehrenteils auf Aegypten, Syrien, Kleinasien und Griechenland und sind für Den, der Länder und Völker dieser Gegenden kennen lernen will, eine wahre Fundgrube. Ich habe

Prokeſch ſchon ehe ich ihn perſönlich kennen lernte, wie immer ſeitdem, als einen leuchtenden Stern unter den deutſchen Staatsmännern betrachtet. Es iſt beſchämend für unſer Vaterland, daß es unter ſeinen Miniſtern, Diplomaten und ſonſtigen hohen Beamten von jeher ſo wenige aufzuweiſen gehabt hat, welche der Stellung, die ſie einnahmen, zugleich durch wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Leiſtungen von Bedeutung Ehre gemacht hätten, ja daß unter uns noch vielfach die Meinung herrſcht, mit dem Ernſt der Geſchäfte ſei es unvereinbar, ſolche Allotria zu treiben. In den anderen Hauptſtaaten Europas iſt man hierin ſtets entgegengeſetzter Anſicht geweſen; unter den Miniſtern Englands haben ſich ſeit Lord Bacon bis auf die neueſte Zeit ſo viele als Gelehrte hervorgethan, daß man gegen Denjenigen, der ein Portefeuille übernimmt, ohne ſeine geiſtige Befähigung auch ſchon ſchriftſtelleriſch bekundet zu haben, faſt Mißtrauen hegt. Auch aus Frankreich, Italien und Spanien ließen ſich viele ähnliche Beiſpiele anführen. — Graf Prokeſch, für den ich durch den perſönlichen Umgang mit noch größerer Verehrung erfüllt worden bin, als durch ſeine Werke, würdigte mich ſeitdem, mit mir Korreſpondenz zu pflegen; auch fügte es das Glück, daß ich ſchon ein halbes Jahr ſpäter, wie dann noch öfter auf längere Dauer, mit ihm zuſammengeführt wurde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Reise durch Palästina und Aegypten. — Edward Lane.

Während wir in Griechenland weilten, wurde bekannt, daß der Papst nach dem Ausbruch der Revolution aus Rom verkleidet auf neapolitanisches Gebiet geflohen war und seinen Wohnsitz in der Festung Gaëta genommen hatte. Fürst Hohenlohe ward nun angewiesen, sich an letzteren Ort zu begeben. Doch da sein Erscheinen dort keineswegs sogleich nötig war, wurde ihm freigestellt, zuerst noch einen Abstecher in das heilige Land und nach Aegypten zu machen. Die Gefälligkeit des englischen Gesandten, Sir Edmund Lyons, stellte ihm ein britisches Dampfschiff, das zur Disposition dieses, in der neueren Geschichte Griechenlands viel genannten Diplomaten im Piräus lag, für die Reise zur Verfügung. So ward mir die Freude zu teil, Gegenden, die mir schon bekannt und lieb waren, von neuem zu besuchen. Wir schifften uns Abends bei heiterem Himmel und günstigem Winde ein; allein schon um Mitternacht hoben sich die Wellen hoch und höher. Das Schiff wurde von einem wahren Orkan hin und her geschleudert, und die Bewegung war am folgenden Tage so heftig, daß ich bei jedem Versuche, meine Koje zu verlassen, zu Boden fiel. In der Nacht mußte ich mich förmlich festklammern, um nicht immer in meinem engen Raume von der einen Seite zu der andern zu rollen. Es ist wahr, der

Kapitän ſagte, ſein Schiff ſei the greatest roller in the British navy. Gegen Morgen hatten wir die Inſel Milos, die Fundſtätte jener herrlichen Aphrodite zu Paris, erreicht und ſchätzten uns glücklich, in einer ſicheren Bucht dieſer Inſel Schutz vor dem raſenden Unwetter zu finden. Aber auf dem Verdecke ließ ſich nicht lange bleiben; denn man vermochte ſich in dem Sturm kaum aufrecht zu erhalten, und wenn dieſer nachließ, ſtürzte der Regen in Strömen herab. Wir lagen ſo zwei Tage vor Anker; am dritten Morgen ließ der Orkan nach, und es war ein prachtvoller Anblick, wie der tiefblaue Himmel allmälich durch die berſtende Wolkendecke herniederſchaute und die Klippenufer der Inſel bald hier bald dort durch die ſchweren, vom Winde umhergefegten Nebelmaſſen hervortauchten. Nun wurde von neuem aufgebrochen. Am Ausgange der Bucht wogte das Meer noch hoch, und eine ungeheure Welle trug uns auf ihrem Rücken in die See hinaus. Der Fahrwind war günſtig; der Himmel klärte ſich völlig auf, und pfeilſchnell flog der Kiel durch die hochbeſchäumte Flut dahin. Wie lange wir noch unterwegs geweſen, iſt meiner Erinnerung entfallen; doch glaube ich, war es der dritte Morgen, als wir die aſiatiſche Küſte fern vor uns aufdämmern ſahen. Nach und nach ſtieg ſie höher empor, und die beſchneiten Gipfel des Libanon wuchſen aus den Wellen; wie ich mich wieder dieſen Küſten näherte, wo ich ſchon in den Träumen der Kindheit ſo viel geweilt, hatte ich das Gefühl, als kehrte ich in die Heimat zurück, und ich freute mich, auf einige Zeit aus dem umwölkten Himmel des Abendlandes in den heitern Morgen der Welt fliehen zu können. Der kleine Hafen von Khaifa nahm uns auf, und wir ritten von dort auf den nahen Berg Karmel, um für die Nacht die Gaſtfreundſchaft der Mönche anzuſprechen. Als ich am Abend die Umgebung des Kloſters durchſchweifte und dann von einer überhängenden Felsklippe die Sonne dunkelrot über dem weiß-

schäumenden Meere verglühen sah, stieg mir lebhaft der Wunsch auf, einige Zeit oben weilen zu dürfen, und ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, schon in der nächsten Frühe den herrlichen Punkt zu verlassen. Mein Wunsch sollte in Erfüllung gehen, jedoch in etwas anderer Art, als ich gemeint. Am folgenden Morgen rauschte der Regen in Strömen herab und schwere Wolkenballen verhüllten rings den Himmel, so daß nur der dem Ufer zunächst gelegene Teil des hochbrandenden Meeres sichtbar war. An Fortsetzung der Reise ließ sich für den Tag nicht denken, und noch fast eine Woche hindurch waren alle Schleusen des Himmels geöffnet, so daß wir notgedrungen im Kloster bleiben mußten. Die guten Mönche thaten Alles, um uns gefällig zu sein. Mit einem jungen Bruder, Carlo aus Frascati, schloß ich einen wahren Freundschaftsbund. Es hatte für mich etwas Rührendes, seine Unbekanntschaft mit allen Fragen der Zeit, mit allem Hader der Parteien, der eben Europa bewegte, so groß zu finden, als lebte er in einem längst vergangenen Jahrhundert. Er zeigte jedoch eine erstaunliche Neugierde, etwas darüber zu erfahren, und seine naiven Aeußerungen über das, was ich ihm berichtete, mahnten mich oft an Schiller's Worte: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnt in Einfalt ein kindlich Gemüt." Denn seine Bemerkungen warfen oft helle Streiflichter auf Vieles, was in dem politischen Treiben eitel und sinnlos ist. Da es andauernd unmöglich war, ins Freie zu gehen, musterte ich die Klosterbibliothek, fand aber nur ungeheure Folianten mit den Schlüssen der Concilien und Synoden, sowie Bücher des Schlages, von denen Gibbon sagt: „sie sind die wertvollsten für Den, der glaubt, aber die wertlosesten für Den, der nicht glaubt," spitzfindige Werke des Thomas von Aquino, sowie anderer Scholastiker und so weiter. In einem der letzteren begann ich zu lesen, fühlte indes bald einen Schwindel im Kopf, fast als ob ich es mit

Hegel's „Phänomenologie des Geistes" zu thun hätte. Endlich entdeckte ich, was nicht selbst mitgenommen zu haben ich längst bedauert hatte, ein Neues Testament in griechischer Sprache, und las nun mit größtem Eifer das Evangelium des Matthäus von Anfang bis zu Ende, gewiß die beste Vorbereitung zu einer Reise in das heilige Land. Zuletzt siegte die Sonne über das Gewölk. Das Vorgebirge wie das Meer leuchteten blendendhell in ihren Strahlen; allein wir mußten den Aufbruch noch tagelang verzögern, weil nach eingelaufenen Nachrichten der Regen die Wege in Galiläa grundlos gemacht hatte. Endlich standen die Rosse mit schönen arabischen Sätteln und Schaufelbügeln vor dem Thor des Klosters. Mehrere von den Offizieren des englischen Dampfers schlossen sich uns für den Ritt an, und da das Gerücht ging, daß Räuber in der Gegend hausten, war es uns sehr willkommen, daß wir uns reichlich mit Pistolen und sonstigen auf dem Schiffe befindlichen Schießgewehren bewaffnen durften. Dergleichen gibt solchen Expeditionen einen Anschein abenteuervoller Romantik, der nicht zu verschmähen ist. Sogleich am ersten Abend kamen wir in die Lage, unsere Waffen zum Schusse bereit halten zu müssen. Wir hatten darauf gerechnet, Nazareth lange vor Dunkelwerden zu erreichen; die Nacht brach jedoch ein, die Pfade wurden immer unwegsamer, und es ward so finster, daß in der gebirgigen Gegend kaum vorwärts zu kommen war und mehrere Pferde stürzten. Da rief plötzlich unser Dolmetsch, ein Grieche, der etwas englisch konnte: „Charge your guns!" und sprach den dringenden Verdacht aus, die Führer hätten uns auf falschen Weg geführt, um uns den Räubern in die Hände zu liefern. Schnell knackten alle Hähne der Pistolen, damit wir gegen einen Ueberfall gerüstet wären. Zugleich wurde den Führern gedroht, wir würden sie beim ersten Nahen der Räuber niederschießen. Die braven Leute schwuren hoch und teuer, sie hätten uns ehrlich nach ihrer

besten Ortsurkunde geführt, aber bei der schlechten Beschaffenheit des Bodens sei es sehr langsam vorwärts gegangen, und endlich hätten sie sich in der Dunkelheit verirrt. Auch letzteres war nicht sehr tröstlich. Uns blieb jedoch nichts übrig, als den Führern zu folgen und zu hoffen, daß sie uns wieder auf den rechten Weg bringen würden. Nach Stunden weiteren mühsamen Reitens kündete uns endlich Hundegebell an, daß wir uns in der Nähe einer Ortschaft befänden. Diese war Nazareth. Da Mitternacht längst vorüber, hatten wir Mühe, in dem dortigen lateinischen Kloster Einlaß zu finden; endlich jedoch ward er gewährt. Daß die Fürstin die Strapazen dieser ersten Tagereise ertragen, daß sie nie Zaghaftigkeit gezeigt hatte und der Fortsetzung des Ritts mutvoll entgegensah, war bewundernswert. An Nazareth, dem idyllischen Schauplatz von Christi Kindheit und Jugend, scheinen die Jahrhunderte spurlos vorübergegangen zu sein. Nimmt man die Wahrzeichen des Islam, die Minarete, hinweg, so kann man glauben, noch ganz dasselbe Städtchen vor sich zu haben, das Joseph, der Zimmermann, bewohnte. Es war, wenn auch zur Winterszeit, ein herrlicher Frühlingsmorgen, als wir den Ort und die umliegenden Hügel durchwanderten. Während tausend buntfarbige Blumen aus dem Grün der Halden hervorleuchteten und die Lerchen in den blauen Lüften jubelten, dachten wir gern, wie der junge Jesus hier einhergeschritten, während seine Gedanken sich hoch mit den Lerchen in den Himmel erhoben. — Unser weiterer Ritt durch die Ebene von Esdrelon fiel höchst beschwerlich aus. Das Terrain war von dem Regen der jüngsten Tage so aufgeweicht, daß die Pferde bisweilen bis an den Bug in den Schlamm versanken. Unter solchen Umständen mußten wir froh sein, als wir am folgenden Tage auf festen Boden gelangten und nun unser Weg fortwährend durch Felsgebirge führte. In Naplus, dem alten Sichem, besuchten wir die Kirche der Samariter, welche uralte

Gemeinschaft hier ihren Sitz hat. Ihr Priester, ein würdiger Greis mit langwallendem weißem Bart, sprach mit höchster Verachtung von den Juden, als einer ganz jungen Sekte, und sagte geradezu: die samaritanische Religion sei die einzig wahre und jede andere ein schnöder Irrwahn. Wer bedenkt, welch einen unendlich kleinen Bruchteil der Menschen die Samariter bilden, der kann nicht umhin, über solchen Dünkel zu lachen; aber steht derjenige anderer Glaubensgemeinschaften ihm viel an Beschränktheit und Thorheit nach? Uebrigens gestehe ich ein, wegen des barmherzigen Samariters mehr Sympathie für dessen Volk, als für irgend einen der zwölf jüdischen Stämme zu hegen. Der weitere Weg durch die steilen Gebirge Judäas war mühselig; nur der erstaunlichen Sicherheit der syrischen Rosse verdankt man es, wenn man auf diesen bald jäh aufsteigenden, bald wieder in die Tiefe hinabstürzenden Felspfaden nicht Arme und Beine bricht. — Ueber die fernere Reise will ich flüchtig hinweggehen, da sich Einiges darüber in den später folgenden Aufzeichnungen findet. Jerusalem muß wohl auf jeden Europäer, der nicht ganz in niederen Interessen untergegangen ist, die mächtigsten und nachhaltigsten Eindrücke ausüben. Bei mir war dies jetzt in gleich hohem Grade wie bei meinem ersten Besuche der heiligen Stadt der Fall, und ich befestigte hier das Religionsbekenntnis, zu dem ich schon früh gelangt bin, und das mich bis an mein Ende durchs Leben geleiten soll. An seiner eigenen Vervollkommnung wie an jener der Menschheit zu arbeiten, im Geiste der Liebe, der Milde und des Mitleids dem großen Vorbilde dessen nachzueifern, der hier auf dem Oelberge und im Garten Gethsemane gewandelt, das ist die höchste Vorschrift der unsichtbaren Kirche, zu der ich mich bekenne. Eine solche Kirche wollte Christus stiften; aber wie er selbst seiner Heiligkeit wegen den Kreuzestod sterben mußte, so ist auch seine heilige Lehre schon früh aufs schmachvollste entstellt

worden, und in meinen Augen hat das, was seit achtzehn Jahrhunderten Christentum genannt wird, keinen Anspruch auf diesen Namen.

Ich hörte in Jerusalem durch den englischen Geistlichen, an den ich eine Empfehlung hatte, viel über die heiligen Lokalitäten und über die abweichende Art, mit welcher Golgatha und das heilige Grab von dem Einen hierhin, von dem Andern dorthin verlegt werde. Schwerlich läßt sich dieser Punkt je ganz klar stellen, da die Hauptstadt Palästinas durch Titus von Grund aus zerstört wurde und nachher fast drei Jahrhunderte lang der Boden, auf dem sie gestanden, weder von Christen noch von Juden betreten werden durfte. Nur daß die Kirche, welche heute das vermeintliche Golgatha, ebenso wie das angebliche Grab umfaßt, auf dem Platze steht, auf welchem Constantin's Mutter Helena zuerst ein Gotteshaus baute und wo Gottfried von Bouillon nach der Einnahme von Jerusalem in Andacht niederkniete, scheint ziemlich sicher zu sein. Der britische Geistliche teilte mir das jüngst erschienene Buch eines Engländers Ferguson mit, das unter den biblischen Altertumsforschern viel besprochen wurde. In demselben ward behauptet, die jetzige sogenannte Moschee des Omar sei eben jene noch unversehrt erhaltene, von der heiligen Helena über Christi Grabe errichtete Kirche, und die heutige angebliche Grabeskirche sei von den Christen, die jenen von den Muhammedanern für ihren Kultus benützten Tempel nicht betreten durften, nur durch eine fromme Täuschung als Oertlichkeit von Jesu Hinrichtung und letzter Ruhestätte ausgegeben worden. Die Beweisführung hiervon schien mir scharfsinnig zu sein; doch muß sie nach neueren Entdeckungen, auf die ich später zurückkommen werde, als hinfällig angesehen werden. — Der Fanatismus der Moslimen war noch so groß, daß kein Christ sich in die Nähe der Moschee des Omar wagen durfte. Während unserer Anwesenheit wurde ein englischer

Arzt, der zu einem auf dem Platze vor dem Heiligtume wohnenden vornehmen und aufgeklärten Türken gerufen worden war, von einem wütenden Volkshaufen arg mißhandelt. Dennoch ward uns durch die Gefälligkeit eines türkischen Obersten Gelegenheit, vom Dache seines Hauses die Moschee, sowie den Platz vor ihr zu beschauen — ein prachtvoller Anblick, dem vielleicht in dieser Art keiner außer dem der Markuskirche und des Markusplatzes in Venedig gleichkommt. Das Innere der Moschee habe ich erst mehr als zwanzig Jahre später besuchen können.

Eine anziehende Bekanntschaft in Jerusalem war mir die mit dem französischen Konsul Botta. Bei diesem liebenswürdigen Manne, dessen Unterhaltung schon durch seine vielfachen Lebenserfahrungen fesselnd war, der mich aber noch mehr durch seine Erzählungen von der besonders durch ihn bewirkten Entdeckung des alten Ninive interessirte, brachte ich viele Stunden zu. Damals waren die Ausgrabungen der Hauptstadt Assyriens erst im Beginne; einige Flügelstiere und mit geheimnisvollen Schriftzeichen überdeckte Steintafeln hatte Botta ans Tageslicht gezogen, als er durch seine Versetzung an ein anderes Konsulat dem Schauplatze seiner erfolgreichen Thätigkeit entrückt ward. Seitdem haben der Engländer Layard und dessen Nachfolger das Begonnene in größerem Umfange fortgesetzt, ganze gewaltige Paläste sind aufgedeckt worden, und man will, in steinerne Tafeln eingegraben, ein assyrisches Epos gefunden haben. Mag man unsere Zeit in sonstiger Hinsicht hinter andere zurückstellen, so kann doch keine ihr den Ruhm streitig machen, die Aera der großen Entdeckungen zu sein. Wie die Fernrohre unser Auge immer tiefer in noch unbekannte Regionen des Himmels tragen, daß auch die fernsten Nebelflecken sich vor ihm in neue Welten auflösen, so steigen aus dem Abgrund der graueſten Vorzeit verschollene Reiche und Völker wieder empor, so daß wir in

den Straßen ihrer Städte wandeln, mit ihnen selbst leben und verkehren und in ihren Werken uns ihr innerstes Leben vergegenwärtigen können. Dies Ninive, zu dem uns Botta den Weg gezeigt, ist nur der erste Meilenstein auf dem Pfade, der uns dann noch in viel größere Vergangenheit geführt hat. Wie tief in unvordenkliche Vorzeit mag die unterste jener Städte hinaufreichen, die Schliemann auf dem Gefilde von Ilion übereinander getürmt gefunden hat. Die unendliche Zeitenferne, die sich in ihr vor uns aufschließt, gleicht der Ferne des Raums, in welcher der letzte Fixstern, ein kaum faßbarer Punkt, vor unserem Blick schimmert. Aber noch weiter reißt uns die Strömung in unabsehbare Abgründe. Jahrhunderttausende lang, bevor sie die erste Stadt gegründet, schweiften Wesen unseres Geschlechts auf der Erde umher, kämpften mit der Wut der entfesselten Elemente und suchten auf Pfählen inmitten der Seen oder in Höhlen Schutz gegen die wilden Tiere der Urwelt. Allein der Wahn von einem früheren glücklichen Zustande, von einem goldenen Zeitalter, das einst auf Erden geherrscht, ist für immer zerstört. Wenn Schiller geklagt, auf dem „unermessenen Rücken der Welt, den der Gedanke kaum umspanne, sei für zehn Glückliche nicht Raum", so wissen wir jetzt, auch in der Vergangenheit, so unendlich sie sich dem Geiste aufgethan, dürfen wir das geträumte Paradies, das alle Völker an den Anfang ihrer Geschichte setzen, nicht suchen. Mit jedem neuen Denkmal früherer Jahrtausende, das vor uns emportaucht, steigt zugleich die Kunde von der ewigen Entzweiung des Menschengeschlechts, von Schlacht- und Mordgetümmel auf, indem sich Stamm mit Stamm und Volk mit Volk gewürgt. Und ebenso hat sich gezeigt, daß Religionswahn, diese Geißel der Menschheit, schon die wilden Horden der Steinzeit beherrscht hat. In unterirdischen Klüften, tief unter dem Bett von Strömen, haben sich Altäre samt umherliegenden Steinärten und Knochen

gefunden, die annehmen lassen, daß dort einst Kannibalen ihren Götzen Menschenopfer brachten. Vermutlich trennte schon damals Glaubenshaß die unstät von Ort zu Ort schweifenden Stämme, deren jeder sich für das bevorzugte Volk hielt und die einzig wahre Religion zu besitzen glaubte.

Nachdem wir Jerusalem verlassen und über das als Landungsplatz der Kreuzfahrer berühmte Joppe längs der phönizischen Küste wieder unsern englischen Dampfer am Fuße des Karmel erreicht hatten, schifften wir auf spiegelglattem Meer nach Alexandria hinüber. Die Stadt der Ptolemäer, die größte des Altertums neben Rom, vermochte uns nicht lange zu fesseln. Mir ist, so oft ich dort war, besonders zweierlei aufgefallen: einmal, wie eine so trostlose, sandige Niederung zum Platz für eine solche Weltstadt erwählt werden konnte; dann, wie dieselbe so völlig zerstört worden, daß von allen ihren Prachtgebäuden, in denen sich die kolossalen Dimensionen der altägyptischen mit dem Pomp der römischen Architektur vereinigten, nur sehr geringe Spuren übrig geblieben sind. Die Obelisken, die man Nadeln der Kleopatra nennt, befinden sich in öder Umgebung. Wenn sich bei dem Namen dieser Königin vor unserer Phantasie das Bild üppig grüner Gärten mit Sommerlauben, schattigem Baumdickicht und sprudelnden Springbrunnen erhebt, an denen die schöne Herrscherin in den Armen ihres Antonius geruht, so vermögen wir uns nicht vorzustellen, daß hier, wie viel auch die Kunst hervorzubringen vermochte, je dergleichen vorhanden gewesen. Auf einer Barke machten wir die Nilfahrt nach der jetzigen Hauptstadt Aegyptens. Die Ufer des Stroms in der Gegend von Alexandria entsprechen auch schlecht der Vorstellung von jenen, die man sich aus Plutarch's Erzählungen von den Luftfahrten der Kleopatra und aus derjenigen bildet, die Shakespeare aus dem griechischen Schriftsteller in sein Trauerspiel hinübergenommen hat. Erst wenn man sich Kairo nähert, gewinnen die Ufer

Reiz, nach zurückgetretener Ueberschwemmung des Nil sahen wir sie in voller Frische prangen. Leider waren die Gärten des Ibrahim Pascha auf der Insel Raudha, die ich noch zehn Jahre zuvor in ihrer ganzen märchenhaften Herrlichkeit gesehen, seitdem vernachlässigt und durch eine Wasserflut zerstört worden. Kairo war damals noch ganz die alte Chalifenstadt, und die Europäisirung, durch die leider in neuerer Zeit ihr orientalischer Charakter großenteils verwischt worden ist, hatte noch kaum begonnen. Man denke, wie wohl ich mich inmitten seiner Bazare, seiner von langen Karawanenzügen erfüllten Straßen, auf seinen von bleigedeckten Kuppeln und schlanken Minareten überragten Plätzen fühlte! Welche Stunden, wenn ich von der Burg des Saladin den Blick über das ungeheure Häusermeer und den grünen Uferstrich am Nil zum Saum der gelben Wüste und den aus einer Zeitenferne von sechs Jahrtausenden in die Gegenwart herüberragenden Pyramiden schweifen ließ! Das Glück wollte, daß ich in der Residenz der Fatimiden einen Mann kennen lernte, der mit ihr und den Sitten ihrer Bewohner vertraut war wie kein Anderer. Es war der Engländer Edward Lane, der seit einer langen Reihe von Jahren dort lebte und sich ganz heimisch gemacht hatte. Man verdankt ihm ein höchst merkwürdiges, auf eigene Anschauung gegründetes Buch über die Sitten und Gewohnheiten der modernen Aegypter, sowie eine Uebersetzung der Tausend und Einen Nacht mit zahlreichen Anmerkungen, die einen wahren Schatz für die genauere Kenntnis des orientalischen Lebens enthalten. Jetzt beschäftigte er sich mit der Abfassung eines umfangreichen arabischen Lexikons, das, wenn ihm dessen Vollendung gegönnt worden wäre, alle bisherigen Arbeiten in diesem Fach übertroffen haben würde. Es sind große, von Orientalen selbst redigirte Wörterbücher des Arabischen vorhanden, und aus diesen haben unsere europäischen Gelehrten, wie Golius und Freytag, die ihrigen geschöpft; allein der

Reichtum der Sprache ist so ungeheuer, daß beim Lesen arabischer Schriftsteller uns diese Werke noch jeden Augenblick im Stiche lassen. Um solchem Mangel abzuhelfen, wollte Lane aus dem Munde der Eingeborenen selbst die Lücken ausfüllen, und damit er ungehindert gleich einem der Ihrigen mit ihnen Umgang pflegen, sowie Eintritt in ihre Häuser erlangen könnte, kleidete er sich wie die Muhammedaner, hatte auch deren Gebräuche angenommen. Natürlich mied er unter diesen Umständen die Europäer; ein junger mit ihm verwandter Brite indes, der sich gleichfalls orientalisch kleidete und mit großer Gewandtheit den Morgenländer spielte, erwies mir den Dienst, mich zu ihm zu führen. Ich fand Lane mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich, mächtige Folianten um sich her aufgeschlagen. Als er erfuhr, daß ich mich selbst mit dem Arabischen beschäftigte, hieß er mich lebhaft willkommen und lud mich alsbald ein, meinen Besuch zu wiederholen, was ich auch mehrfach that. Seine Studien nahmen ihn so ganz in Anspruch, daß sein Gespräch sich ausschließlich um diese drehte. Er sagte, das Feld, welches zu bearbeiten er unternommen, sei so unermeßlich, daß er nicht hoffen dürfe, obgleich noch in den Jahren der Rüstigkeit stehend, nur die Hälfte des Werkes zu vollenden; und dennoch habe er sich von Anfang an darauf beschränkt, einzig das Arabische des Orients, besonders das der klassischen Schriftsteller, zu berücksichtigen. Wollte man auch diejenigen Worte aufnehmen, welche nur bei abendländischen Autoren, besonders Andalusiern, vorkämen, so würde gar kein Ende zu finden sein. Letztere Arbeit, die seitdem der treffliche, nun auch vor deren Beendigung dahingeschiedene Dozy übernommen, überlasse er daher einem Andern; eigentlich sei für jeden der Dialekte des Arabischen ein eigenes Lexikon nötig. Er rühmte von Kairo, dasselbe wäre jetzt der Hauptsitz der orientalischen Gelehrsamkeit; er kenne dort Männer, welche, nur um ihre Sprache

gründlich zu studiren, sich in die Wüste begeben und Jahre lang unter den Beduinen der Umgegend von Mekka gelebt hätten, wo das Arabische noch immer am reinsten gesprochen würde. Diese Leute, deren Zuvorkommenheit er pries, teilten ihm dann die wichtigsten Materialien mit. Ich schied von dem seltenen Manne mit hoher Bewunderung für denselben. Sein ganzes Leben aus reiner Begeisterung für die Wissenschaft Einem Ziele zu weihen, gehört gewiß zu den seltensten Erscheinungen in unserer Zeit. Aber mit welcher Ungerechtigkeit wird gegenwärtig der Ruhm verteilt: für die kolossale Anstrengung eines Gelehrten wie Lane, für ein Werk, dem in Bezug auf den dabei angewandten Fleiß und die überwundenen Schwierigkeiten in der Gegenwart nicht eines, in der Vergangenheit kaum das des Henricus Stephanus gleichgestellt werden kann, gibt es keine Kränze!

Durch das Entgegenkommen des Vizekönigs wurde dem Fürsten ein eigenes Dampfschiff zur Verfügung gestellt, um auf diesem die Reise nach Oberägypten zu machen. Da die Flut des Nil nach der alljährlichen Ueberschwemmung schon stark im Abnehmen war, konnten größere Schiff wie das unsrige nur noch bis nach Theben hinauf gelangen. Es ist dies freilich der bei weitem wichtigste und merkwürdigste Punkt im ganzen Lande der Pharaonen. Wir landeten überall nach Belieben, bald die schweigenden Geschlechter der Toten in ihren Katakomben zu besuchen, bald uns an dem echt orientalischen Charakter der Städte Minyeh und Siut zu erfreuen, oder am Ufer unter dem Schatten hochstämmiger Palmen unsere Mahlzeiten zu halten. In Oberägypten, besonders zwischen Denderah und Theben, waren damals die Krokodile, die sich jetzt vor dem Lärm der Dampfschiffe mehr nach Süden zurückgezogen haben, noch häufig. Wir sahen deren manche am Ufer und an den Sandbänken inmitten des Stromes sich in den Mittagstrahlen sonnen und schossen vom Bord nach ihnen,

um ſie aus dem Schlaf zu erwecken. Beim Knall der Flinten regten ſie ſich dann, blickten verwundert um ſich und plumpten in das Waſſer hinab. Theben mit ſeinen gigantiſchen Monumenten wirkte faſt noch überwältigender auf mich, als ſchon zehn Jahre früher, ja noch mächtiger, wie ſich denn der Eindruck bei meinem jüngſten Beſuch abermals geſteigert hat. — Von dem Tempel von Karnak, dem Memnonsbild und den Königsgräbern in dem libyſchen Gebirge möchte ich, wie die Griechen vom olympiſchen Zeus, ſagen, daß Derjenige, der ſie nicht geſehen, vergebens gelebt habe. Wer zu den ungeheuren ägyptiſchen Bauten, den rieſenhafteſten, die je von Menſchenhand erſchaffen worden, emporgeblickt hat, wer ſich unter ihnen die unergründliche Tiefe der Vergangenheit vergegenwärtigt, aus welcher ſie zu uns emporragen, deſſen Seele, ſollte ich denken, muß größer werden, als ſie bis dahin geweſen; ſie muß ſich über die Spanne Zeit, in die ſie auf Erden gebannt iſt, und über alle kleinen Gedanken und Sorgen erheben.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Gaëta. — Pius IX. — König Ferdinand von Neapel. — Herzog von Rivas. — Martinez de la Rosa.

Von Aegypten begab sich Fürst Hohenlohe direkt nach Mola di Gaëta, um von dort aus die ihm für den Papst erteilten Aufträge auszurichten. Der heilige Vater hatte nämlich, nachdem er aus dem inzwischen zur Republik erklärten Kirchenstaat geflohen, seinen Aufenthalt in der nahen Festung Gaëta genommen. Die letztere war damals zugleich der Zufluchtsort des Königs Ferdinand von Neapel, der sich in seiner Hauptstadt nicht sicher fühlte, und der Pontifex wie der König wohnten beide in dem nämlichen kleinen Schlosse, das nur sehr beschränkte Räume für sie darbot. Es war mir zu wiederholten Malen vergönnt, meine Lippen auf die Hand, oder vielmehr auf den Ring Pius' IX. zu drücken. Der Eindruck, den ich von dem Papste empfing, war der eines wohlwollenden, herzensguten Mannes. Bei aller Würde, die er stets behauptete, umspielte ein freundliches Lächeln seine Züge, und ich habe ein Gefühl wahrer Verehrung von ihm mit hinweggenommen. Diese Empfindung steigerte sich noch durch manche Charakterzüge von ihm, welche der Bruder des Gesandten, Kardinal Hohenlohe, der damals in der unmittelbaren Nähe des heiligen Vaters eine Stellung bekleidete, mir von ihm mitteilte. Er war bei seinem Regierungsantritt von dem aufrichtigen Willen beseelt gewesen, manche Mißbräuche im Kirchenstaat

abzuschaffen. Seine ersten Handlungen in diesem Sinne sah er mit Enthusiasmus aufgenommen; er wurde dadurch der populärste Mann Italiens. Allein wenn das Volk ihm zujubelte, hatte dies immer den Sinn, daß es noch mehr Freiheiten wollte. Bald wurde dem Statthalter Christi klar, wie er sich auf einer abschüssigen Bahn befände, wie der ganze Bau seiner Vorgänger einstürzen würde, wenn man an ihm rüttelte oder einige Steine aus ihm loslöste. So suchte er in seinem begonnenen Werk inne zu halten. Aber in den Römern, die einmal eine kleine Dosis der Freiheit geschmeckt hatten, war nun ein unersättlicher Hunger nach derselben erweckt worden, und sie verlangten ein Maß davon, das mit einer päpstlichen Regierung überhaupt nicht verträglich war. So mußte Pius vor der immer höhere Wellen schlagenden Bewegung fliehen. Man konnte beklagen, daß ihm sein gutes Wollen so übel belohnt worden war. Allein dieses Gefühl, das mich erfüllte, als ich den aus seinen stolzen Palästen Vertriebenen in solchen engen Räumlichkeiten erblickte, konnte in mir doch nie den Wunsch erregen, ihn in seiner weltlichen Herrschaft wiederhergestellt zu sehen. Es war mir klar, daß mit dieser sich die schon von so vielen Generationen ersehnte Einheit Italiens nicht vereinigen ließ. — Auch dem König Ferdinand von Neapel ward ich in Gaëta von neuem vorgestellt. Die Worte, die ein König bei solcher Gelegenheit spricht, sind natürlich von sehr banaler Art, wie ein Anderer sie in demselben Falle auch sagen würde, und es wäre höchst thöricht, sie für dessen Charakteristik zu verwerten. Wenn sich indes aus dem Gesichtsausdruck ein Schluß auf die Beschaffenheit des Innern eines Menschen ziehen läßt, so erschien mir der bourbonische Herrscher als das gerade Gegenteil des heiligen Vaters. Wie sich in den Zügen Dieses wahre Seelengüte aussprach, wie dieselben nichts von Falschheit verrieten, so lag in denen des Königs etwas Verstecktes und Argliſtiges. Schon als ich ihn das

erſte Mal ſah und als ſich ſein bösartiger Charakter noch weit weniger offenbart hatte, glaubte ich, ſeine Stirn und ſeine Augen auf den Büſten römiſcher Imperatoren, namentlich des Caracalla, erblickt zu haben. Es war etwas Stammelndes in ſeiner Redeweiſe, was ſich faſt ausnehmen konnte wie Verlegenheit, aber auch wie böſes Gewiſſen, als ob er ſich auf etwas Schlimmem ertappt glaubte. Wie die beiden Genannten in der Feſtung Gaëta, ſo hatte der Großherzog von Toscana, den gleichfalls die Revolution aus ſeinem Lande vertrieben, ſeinen Aufenthalt in Mola. Häufig ſah ich ihn einſam, hauptgeſenkt und in Gedanken vertieft, in der Umgegend umherwandern und konnte ihm mein Mitgefühl wegen ſeines Schickſals nicht verſagen. Doch iſt die Einheit Italiens etwas ſo Herrliches, daß jeder Herrſcher der Halbinſel den Verluſt ſeiner Souveränetät, inſofern ſie durch denſelben erkauft wurde, verſchmerzen ſollte. Damals erſchien freilich die Verwirklichung der italieniſchen Hoffnungen noch als ſehr unſicher.

Die ſonſt ſo ſtille Bucht von Gaëta war zu der Zeit, als die drei Herrſcher an ihr ein Aſyl gefunden, äußerſt belebt. Mehrere ſpaniſche Kriegsſchiffe lagen auf der Rhede vor Anker; denn die Königin Iſabella wollte ſich, obgleich Klerus und Mönche in Spanien unter ihrem Scepter viel zu leiden gehabt hatten, doch den Ruhm nicht rauben laſſen, gleich ihrer Vorgängerin auf dem Thron von Caſtilien die Hüterin des Katholizismus zu ſein und den Papſt unter ihre Fittige zu nehmen. So verkehrten oft ſpaniſche Offiziere am Lande, was mir ſehr willkommen war, da ich den Umgang mit Spaniern immer beſonders geliebt habe. Kein Volk hat ſo angenehme geſellige Formen; kaum hat man einige Minuten mit einem Spanier geſprochen, ſo verkehrt man mit ihm wie mit einem alten Bekannten. Unter den Offizieren fand ich höchſt gebildete Leute von wiſſenſchaftlichen und literariſchen Kenntniſſen; ſobald ſie mich ſpaniſch ſprechen hörten und dann

weiter erfuhren, wie sehr ich ihre Literatur schätzte, hatte ich sie zu Freunden gewonnen; denn begeisterte Vorliebe für ihr Land ist dieser Nation eigen, wie keiner andern. — Dem heiligen Vater sowie den flüchtigen Fürsten von Neapel und Toscana war auch das bei ihnen akkreditirte diplomatische Corps gefolgt, und Mola di Gaëta wimmelte daher von Gesandten fast aller europäischen Höfe wie von deren Legationsräten, Attachés und Kanzlisten. Die Erscheinung, die in diesem glänzenden Kreise die meiste Aufmerksamkeit auf sich zog, ja als deren Mittelpunkt betrachtet werden konnte, war eine Dame, Gräfin Spaur, die Gemahlin des bayerischen Gesandten. Eine geborene Römerin und einst wegen ihrer blendenden Schönheit gefeiert, hatte sie auch noch in späteren Jahren einen großen Teil ihrer Reize bewahrt und verband mit diesen ein so faszinirendes Wesen, daß sie, eine zweite Armida, Jeden der in ihre Nähe kam, bezauberte. Jetzt hatte sie dem Ruhm ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit noch den hinzugefügt, den Statthalter Christi, der beim ersten Ausbruche der Revolution in Rom wirklich bedroht gewesen, aus der heiligen Stadt zu retten. Nach ihrer Anleitung war er, als ihr Hauskaplan verkleidet und als solcher in ihrem Reisewagen Platz nehmend, glücklich auf neapolitanisches Gebiet entkommen, und es wurde gesagt, er selbst habe gegen mehrere Personen die Umsicht und Geistesgegenwart, welche die seltene Frau bei dieser Gelegenheit entfaltet, hoch gerühmt. Botschafter und Gesandte haben an sich, mögen sie auch mit noch so vielen Ordenssternen überdeckt sein und in der Gesellschaft die vordersten Plätze einnehmen, mir durch ihre bloße Stellung nie imponirt. Ich habe unter ihnen viele unglaublich unbedeutende Leute gefunden, von denen ich kaum begreifen konnte, wie ihre Souveräne sie nur auf solche Posten stellen mochten. In Mola di Gaëta befanden sich jedoch einige Diplomaten, die sich weit über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben und denen dort näher treten

zu können ich mich glücklich schätzte. Der eine war der spanische Botschafter Don Angel de Saavedra, Herzog von Rivas. Derselbe, einer der vorzüglichsten Dichter und Schriftsteller des neueren Spaniens, hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich. Der liberalen Partei angehörig, mußte er, nachdem der Aufstand Riego's niedergeworfen war, aus seinem Vaterlande fliehen und lebte Jahre lang wegen Sequestration seines Vermögens in sehr beschränkten Verhältnissen teils zu Tours in Frankreich, teils in Malta. Während seines Exils widmete er sich mit Eifer der Malerei, und in der Kathedrale von Tours sollen sich einige von ihm vollendete Gemälde befinden. Noch mehr aber beschäftigte ihn die Dichtkunst, welcher er seit seiner Jugend gehuldigt hatte. Ein paar seiner Poesien, „Der Traum des Gefangenen" und „An den Leuchtturm von Malta", in denen sich die ihn damals erfüllende verzehrende Sehnsucht nach seiner Heimat auf rührende Weise ausspricht, gehören zu den schönsten in der neueren spanischen Literatur. Als nach dem Tode Ferdinand's VII. dann die liberale Partei an das Ruder kam, eilte Don Angel de Saavedra in sein Vaterland zurück, und bald erschloß sich ihm eine glänzende Laufbahn. Mit den hohen Staatsämtern, die er sowohl als Minister wie als Gesandter bekleidete, hat er immer den Kultus der Musen zu vereinigen gewußt. Die Zeit seiner Rückkehr nach Spanien war auch diejenige, in der sich dort eine neue romantische Schule erhob, und zu ihren Hauptführern gehörte er. Sein Drama „Don Alvaro oder die Macht des Schicksals", das er schon während der Verbannung geschrieben hatte, brach als eines der ersten die Herrschaft des sogenannten Klassizismus und der drei Einheiten auf der spanischen Bühne. Als ich das erste Mal die Halbinsel besuchte, war dasselbe auf allen Bühnen heimisch, und ich habe es mehrmals unter enthusiastischem Beifall aufführen sehen. Es ist, wenn man auch den Einfluß der Victor Hugo'schen Schule erkennt, doch, wie

ich von den Landsleuten des Verfaſſers mit Stolz ſagen hörte, muy español („ſehr ſpaniſch"). Die höchſt lebendigen andaluſiſchen Volksſcenen tragen ganz nationales Gepräge und entzückten die Zuſchauer, die lange ſo etwas nicht geſehen hatten. Die ernſte Handlung, welche ſich, wie die ſo mancher Calderonſchen Dramen, um die Rachepflicht bei gekränkter Ehre dreht, erfüllt die Scene mit mannigfaltigem Leben. Der Text einer Oper von Verdi iſt dieſem intereſſanten Trauerſpiel nachgebildet, wie überhaupt die Verfaſſer italieniſcher Librettos moderne ſpaniſche Komödien mehrfach ausgebeutet haben. Weiter ſchrieb der Dichter, der durch Erbſchaft den Titel und Beſitz eines Herzogs von Rivas erhielt, eine Reihe von Komödien, worunter ich beſonders das prächtige Luſtſpiel „Tröſtungen eines Gefangenen" nenne. Die Hauptperſonen dieſes Stücks ſind Karl V. und Franz I. von Frankreich. Der deutſche Kaiſer hört, nach der Erfindung des Dichters, daß der König, der als ſein Gefangener in Madrid feſtgehalten wird, ſich ſo gar unglücklich fühlt, und verſtattet ihm deshalb großmütig, in jeder Nacht einige Stunden nach altſpaniſcher Weiſe auf Liebesabenteuer auszugehen. Wie nun der Zufall den franzöſiſchen König zu derſelben Dame führt, die auch der Kaiſer liebt, und ſo die beiden Herrſcher, wie früher auf dem Schlachtfelde, auch in der Liebe in Konflikt kommen, iſt der Inhalt des geiſtvollen Stückes, in dem das Drama aus der Zeit Philipp's IV. wieder aufgelebt zu ſein ſcheint. — Auch als Hiſtoriker hat ſich der Herzog von Rivas durch eine Geſchichte des Aufſtands des Maſaniello hervorgethan, die er verfaßte, während er den Botſchafterpoſten in Neapel bekleidete. Als ich ihn in Gaëta kennen lernte, knüpfte ſich ſogleich ein Verhältnis zwiſchen ihm und mir an. In Neapel habe ich ſchöne Stunden bei ihm in ſeiner auf dem Vomero reizend gelegenen Wohnung verbracht und noch mehr ſpäter zu Madrid mit ihm Verkehr gepflogen. Rivas vereinigte die größte perſönliche Anmut des

Wesens mit einer seltenen Fülle von Geist und Bildung in wahrhaft bestrickender Weise. Immer, obgleich er einen großen Teil seines Lebens in fremden Ländern zugebracht hatte, blieb er Spanier vom Wirbel bis zur Zehe, und auch aus der herrlichen Umgebung, wo ich ihn zuerst traf, sehnte er sich nach seiner Heimat zurück. Sobald er hörte, daß ich Andalusien kennte und liebte, leuchtete sein Auge höher auf und er war unerschöpflich, mir besonders von seiner Geburtsstadt Cordova zu erzählen, wie er dort schon als Knabe den Trümmern der Chalifenschlösser nachgeforscht und eine Sammlung arabischer Reliquien angelegt, die er mir einst in Madrid zeigen zu können hoffte. Unter den Hufeisenbogen, welche die 1300 Säulen der Omajjadenmoschee mit einander verbinden, und unter den Orangenbäumen des Vorhofs dieser Moschee hatte er die schönsten Träume seiner Kindheit geträumt. — Auch der zweite der Diplomaten, welche in Gaëta mein Interesse auf sich lenkten, war ein Spanier, Martinez de la Rosa, damals Botschafter in Rom. Sein Name ist mit der ganzen Geschichte seines Landes seit dem Regierungsantritt der Königin Isabella verflochten. Er war mehrmals leitender Minister, und wenn auch die extremen Parteien ihn anfeindeten, so ist doch von keiner die Redlichkeit seines Wollens verdächtigt worden. Wie der Vorgenannte hat auch Martinez de la Rosa während seiner staatsmännischen Laufbahn immer die Literatur kultivirt. Als Dichter war er von geringerer Begabung, als der Herzog von Rivas. In seinen ersten Produktionen unterwarf er sich ganz den Regeln Boileau's, die etwa ein halbes Jahrhundert lang in Spanien als unverbrüchlich galten, ja er schrieb ein Lehrgedicht über die Poetik, in dem er diese Regeln aufs strengste einschärfte. Da Martinez de la Rosa in Granada, dieser Stadt, wo die Poesie wie nirgends sonst ins Leben getreten ist, geboren war, da er als Kind in der Alhambra und am Ufer des goldführenden Darro gespielt hatte, so kann

man sich wundern, daß sein Geist sich anfänglich einer so nüchternen Richtung hingab. Indes schon in einem Lustspiel, das er in jener Zeit schrieb: „Die Tochter zu Hause und die Mutter auf dem Maskenball", bricht der frische Lebenshauch der altspanischen Komödie hervor, und die sinnig erfundene, mit großer Feinheit durchgeführte Fabel spricht ebenso an, wie die in Versen von bezaubernder Anmut leicht hingleitende Sprache und das „andalusische Salz" des Dialogs. Später emanzipirte sich dann unser Dichter auch von dem früheren Regelzwange und schrieb zwei Dramen in der Weise der romantischen Schule. Unter seinen sonstigen Werken ist eine sehr sorgfältig nach alten Urkunden gearbeitete Biographie des Hernan Perez de Pulgar, jenes durch seine fabelhaften Heldenthaten berühmten Kriegers im Heere Ferdinand's und Isabella's zu nennen. Dieses Buch erfüllt ein glühender Hauch des Patriotismus, der sehr für den Verfasser einnimmt. Weiter schrieb derselbe noch einen historischen Roman „Donna Isabel de Solis", dessen Schauplatz seine Vaterstadt während der letzten Zeit der maurischen Herrschaft ist und der mich vielleicht weniger durch seine Fabel, als durch die genaue Kenntnis und lebendige Schilderung aller Oertlichkeiten von Granada interessirt. — Um die persönliche Liebenswürdigkeit von Martinez de la Rosa ins Licht zu stellen, erwähne ich hier noch folgendes. Schon früher hatte ich ihn in Paris kennen gelernt und ihn so entgegenkommend gefunden, daß, als er bald darauf Minister und Präsident der spanischen Akademie wurde, ich es wagte, an ihn zu schreiben, um durch seine Vermittlung einige mir überaus wichtige Werke von der spanischen Bibliothek zu erhalten. Mein Schritt konnte beinahe verwegen genannt werden, allein Martinez de la Rosa that, was schwerlich der Minister und Akademiepräsident irgend eines andern Landes gethan haben würde: er sandte mir jungem Manne die gewünschten Bücher auf ein halbes Jahr und begleitete die

Sendung, die mir durch die ſpaniſche Geſandtſchaft in Paris zukam, mit einem freundlichen Schreiben.

Wie viel Anregendes mir mithin die Geſellſchaft in Mola auch bot, ſo zog ich mich doch oft in die Einſamkeit der wundervollen Natur zurück, welche dieſe Stadt umgibt. Die Hügel umher prangen in höchſter Ueppigkeit ſüdlichen Pflanzenwuchſes, und wie ich, auf ihnen ſchweifend, bald hier in einer Myrtenſchlucht an ſtürzenden Waldbächen, bald dort auf einer vorſpringenden Klippe unter einem breitäſtigen Wipfel voll niederhängender Goldfrüchte mir einen Ruheplatz erwählte, glitt mein Blick auf die weite Bucht und über die blaue, wogende Flut des Mittelmeers zu den fernen Ponzainſeln hinüber. Meiſtens habe ich es verſtanden, mit bewegtem Reiſeleben ſowohl, wie mit dem Strudel des geſellſchaftlichen Treibens doch noch geiſtige Beſchäftigungen zu verbinden. So hatte ich auch in den Stunden, die ich dazu erobern konnte, auf den Höhen hinter Mola immer Papier und Bleiſtift bei mir und vergaß beim Produziren nicht ſelten, daß die Sonne ſich ſchon zum Untergang neigte und ich in der reizend gelegenen Villa Capoſele, wo wir wohnten, zum Mittageſſen erwartet wurde. Erſt der abendliche Ton der Pfeifen, wenn die Ziegenhirten ihre Herden heimtrieben, mahnte mich zum Aufbruch.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Rom zur Zeit der Republik von 1849. — Josef Mazzini.

Unterdessen kamen aus Deutschland höchst niederschlagende Nachrichten, wonach das notdürftig und provisorisch zusammengeschweißte Deutsche Reich schon wieder aus den Fugen ging. Die Unmöglichkeit, eine irgend befriedigende Form der Einheit zu finden, in welche Oesterreich und Preußen zugleich hineinpaßten, hätte zwar Allen von vornherein klar sein sollen; dennoch hatten Viele, und so auch ich, sich darüber Illusionen gemacht. Die Sendung des Fürsten Hohenlohe war nun auch beendigt und derselbe kehrte nach Deutschland zurück; ich dagegen wandte mich nach Neapel, um noch einen längeren Aufenthalt dort zu machen. Allein es lastete damals ein dumpfer Druck auf der unglücklichen Parthenope, der mir bald wie ein Alp die Brust beklemmte. Von einem seit lange daselbst heimischen deutschen Konsul und anderen zuverlässigen Personen hörte ich Berichte über die von der bourbonischen Regierung geübten Grausamkeiten, bei denen sich mir die Haare sträubten. Nachdem König Ferdinand im vergangenen Jahre die von ihm selbst unter dem Zwang der Umstände gegebene Verfassung umgestürzt und in einem furchtbaren Blutbade den Widerstand der Bevölkerung gebrochen hatte, waren Alle, die an der Bewegung teilgenommen und nicht rechtzeitig geflohen, selbst die liberalen Minister und andere hohe Beamte, verhaftet und in die mit Gefangenen überfüllten Kerker von S. Elmo

und Nisida geworfen worden; Männer, welche wegen ihres edlen Charakters und ihrer hohen geistigen Bildung als Zierden ihres Landes die höchsten Ehrenstellen hätten bekleiden sollen, mußten, mit gemeinen Verbrechern zusammengekoppelt, auf den Galeeren Frondienste thun. Die Polizei, von dem schändlichen Maniscalco geleitet, herrschte allmächtig, und Niemand war sicher, auf den bloßen Verdacht liberaler Gesinnung hin nicht in der nächsten Stunde in unterirdischen Marterkammern zu verschwinden. Auf dem Gesicht aller Italiener lag Schrecken und Angst; jeder Laut, den sie von sich gaben, mußte aufs vorsichtigste überwacht werden; denn ein unbedachtes Wort konnte sie in Gefahr bringen. Manche werden glauben, daß ich hier übertreibe; ich habe jedoch nicht von einer, sondern von vielen Seiten Aussagen erhalten, die unverwerfliches Zeugnis für einen solchen Stand der Dinge ablegten. Auch liefert das weltbekannt gewordene Beispiel von Poerio einen Beweis dafür. Wenn mit einem Minister so verfahren werden konnte, wie läßt sich da bezweifeln, daß der König und seine Kreaturen gegen geringere Persönlichkeiten, die ihnen mißliebig oder verdächtig, alle, auch die barbarischsten Maßregeln zur Anwendung gebracht haben? — Obgleich mir als Fremdem natürlich keine Gefahr drohte, beschloß ich doch, das in einen großen Kerker verwandelte Königreich Neapel zu verlassen und über Rom meinen Heimweg zu nehmen. Unter den Anhängern der italienischen Regierungen wie auch unter den Diplomaten war der Glaube verbreitet, der seit der Flucht des Papstes in eine Republik umgewandelte Kirchenstaat sei ein Herd der Anarchie und man könne ohne Lebensgefahr den Fuß nicht über seine Grenze setzen. Allein ich hatte durch Reisende, welche direkt von dort kamen, gehört, daß nichts hiervon wahr sei, daß vielmehr in Rom die größte Ruhe und Ordnung herrsche. Josef Mazzini, der als Diktator an der Spitze des neuen Freistaates stand, setzte eine Ehre darein,

der Welt zu zeigen, daß die Tiberstadt unter seiner Obhut besser verwaltet werde, als sie es unter den Päpsten gewesen. Ich hatte, wie erzählt, diesen damals und nachher so viel genannten, bald hoch gepriesenen, bald arg verlästerten Mann schon im Jahre 1841 zu London im Hause meines Jugendfreundes George Toynbee kennen gelernt. Als ich London verließ, schenkte er mir ein Exemplar von Berchet's Romanze spagnuole und schrieb auf das erste Blatt die Worte: „Ne puissiez-vous pas mourir sans avoir vu une Allemagne unie et libre! Votre ami Josef Mazzini." Er selbst sagte mir, ich sollte das Buch sorgfältig verbergen, da sein Name mich kompromittiren und auf mich den Verdacht werfen könnte, ich sei ein Konspirator gleich ihm. Mir selbst war dieser Gedanke gar nicht gekommen. Erst später bei den wiederholten Schilderhebungen der republikanischen Partei jenseits der Alpen ward mir klar, welchen von allen Regierungen Europas geächteten und gefürchteten Verschwörer ich meinen Freund nannte. Von da an verfolgte ich seine Laufbahn mit größtem Interesse und erhielt auch häufig Mitteilungen über denselben aus London. Diese lauteten stets dahin, Mazzini sei nach der Aussage Aller, die ihn kennten, ein Mann von durchaus edlem Charakter, von wahrer Herzensgüte und aufopfernder Menschenliebe; ich habe daher auch nie dem Gerede seiner Feinde mein Ohr geliehen und mich neuerdings aufrichtig gefreut, daß alle gegen ihn verbreiteten Verleumdungen verstummt sind und Italien ihm als einem seiner größten Männer die verdienten Huldigungen darbringt. In Genua ragt nun, nicht fern von dem Standbild des Columbus, die Marmorstatue Desjenigen, der bei seinen Lebzeiten von sämmtlichen italienischen Herrschern zum Tode verurteilt worden war, und alle Patrioten legen Kränze zu seinen Füßen nieder. Mazzini war durchaus Idealist und von glühendem Eifer beseelt, die ihm vorschwebende Idee der Einheit und Freiheit seines Vaterlandes zu verwirklichen.

Das edelste Streben vermag jedoch, wie nun einmal die Welt beschaffen ist, in der Ausführung nicht immer seine volle Reinheit zu bewahren, und so mögen von den Werkzeugen, die seine Pläne ausführten, manche Handlungen begangen worden sein, die sich nicht billigen lassen und die er selbst verwarf. Allein auf ihn fällt deshalb kein Makel; unzweifelhaft muß er als einer der Hauptbegründer der italienischen Einheit angesehen werden, und es ist sehr die Frage, ob dieselbe ohne ihn zu Stande gekommen wäre. Denn er schürte die Flamme des Patriotismus unablässig schon in einer Zeit, als die savoyische Königsfamilie, welche später das nationale Banner ergriff, in Unterdrückung der Halbinsel noch mit der neapolitanischen wetteiferte. Durch zahllose, mit Feuer und Schwung geschriebene Flugschriften, die er trotz aller von den Behörden ergriffenen Maßregeln im ganzen Lande zu verbreiten wußte, fachte er die Begeisterung für die nationale Idee in der Jugend an und erfüllte deren Seelen zugleich mit Haß gegen die Knechtschaft, unter der das Volk seufzte. Mit wahrem Heroismus machte er selbst, während von den Regierungen Preise auf sein Haupt gesetzt waren, in Verkleidung Reisen von Savoyen und der Lombardei aus bis an den Pharus von Messina, um sein Werk zu fördern, seine Anhänger zu ermutigen und den Sturz der verhaßten Machthaber vorzubereiten. Einen Fehler scheint er mir später, als die meisten Patrioten sich um König Victor Emanuel scharten, darin begangen zu haben, daß er diesem in den Weg trat und auf der Verwirklichung der von ihm geplanten Republik bestand. Er war eben leidenschaftlich in dem Wahn befangen, nur in der Form der Republik lasse sich die Freiheit verwirklichen. Wie sehr dies ein Irrtum sei, wie ein Freistaat reaktionärer sein könne, als eine Monarchie, sollte er noch selbst erleben. Denn das republikanische Frankreich unter dem Präsidenten Cavagnac entsandte ein Heer, um den unter seiner Leitung stehenden, sich vortrefflich geordneter

Zustände erfreuenden Freistaat Rom zu zerstören und dessen Bevölkerung wieder dem alten, zugleich verhaßten und verachteten Regimente mit allen seinen Mißbräuchen zu unterwerfen; die Monarchie Italien aber hat das Land und Volk von diesem unheilvollen Joch wieder erlöst. Wie Mazzini in dieser Hinsicht so fest in seinen einmal gefaßten Meinungen beharren konnte, ist um so schwerer zu erklären, da er sonst einen klaren Blick hatte und dem Kommunismus und Sozialismus immer entschieden feindlich gewesen ist.

Von Neapel aus machte ich mich mit Extrapost auf den Weg und brachte noch einen Tag in Gaëta zu. Während ich mich dann durch die als Räubernester berühmten Orte Itri und Fondi der römischen Grenze näherte, fielen mir die überall befindlichen Massen neapolitanischer Soldaten auf; ich begann schon zu ahnen, wie König Ferdinand nur auf eine Gelegenheit lauerte, um in den verhaßten Freistaat einzurücken. Da er sich indes unstreitig bewußt war, daß der Freiheitsgeist, der in ganz Italien loderte, auch in seinem Heere Eingang gefunden habe und er sich deshalb nicht unbedingt auf dasselbe verlassen könne, wagte er nicht, über das Nachbarland herzufallen, sondern wartete, bis er dies unter dem Schutze eines mächtigeren Bundesgenossen thun könnte. Wiederholt mußte ich meinen Paß vorzeigen; derselbe wurde mit höchst bedenklicher Miene untersucht, und man würde mir sicher untersagt haben, weiter zu reisen, wenn ich mich nicht darauf berufen hätte, das Dokument trage die eigenhändige Unterschrift eines österreichischen Erzherzogs. Sobald ich auf römisches Gebiet kam und in dem wundervoll gelegenen Terracina mein Nachtquartier genommen hatte, atmete ich freier auf. Nachdem ich am folgenden Morgen das hoch auf Felsen thronende Gothenschloß des Theodorich erklommen und droben der Aussicht auf das unendliche Meer und das Kap der Circe genossen hatte, setzte ich meinen Weg durch die pontinischen Sümpfe fort und

zog über Genzano und Albano in die alte Weltstadt ein, die nun, wenn man die kleinen Putsche des Crescentius und Cola Rienzi abrechnet, seit dem Untergange des Junius Brutus zum erstenmale wieder Republik war. Wegen meines Passes sowohl als Gepäckes ward ich in keiner Weise belästigt und nahm ein Zimmer in dem bekannten Einkehrhause von Cesari neben der Dogana. Bei meinem ersten Gange durch die Straßen, sowie auch an den folgenden Tagen fand ich das Aussehen der Stadt kaum irgendwie verändert, außer daß mir viele Nationalmilizen begegneten. Alle Menschen gingen ruhig ihrer Wege; die von mir früher besuchten Cafés und Restaurationen waren unverändert. Nachmittags wimmelte der Monte Pincio von Spaziergängern; nur fiel mir auf, daß sich auf dem Corso und Platz Colonna oft Gruppen von Menschen bildeten, die lebhafte Gespräche mit einander führten. Nach der Aussage Aller, welche ich darüber befragte, war seit den der Flucht des Papstes vorhergegangenen Revolutionsscenen kein Gewaltakt geschehen; auch die unteren Volksklassen benahmen sich würdig. Die Sicherheit des Eigentums und der Personen war vollständig, und selbst Bettler gewahrte ich in viel minderer Zahl als ehemals. Mazzini's Name war natürlich in Aller Munde; er wurde wie ein Heros gefeiert, und bei Vielen schien der Glaube zu herrschen, unter seiner Diktatur werde sich die Republik über ganz Italien verbreiten. Obgleich ich mir denken konnte, wie sehr die Zeit des seltenen Mannes, der jetzt die höchste Stellung in Rom bekleidete, in Anspruch genommen sei, war mein Wunsch, ihn unter so völlig veränderten Verhältnissen wieder zu sehen, doch zu lebhaft, als daß ich dem Versuch zu dessen Ausführung hätte entsagen mögen. So begab ich mich denn in einer Nachmittagsstunde, in welcher er am ersten zu sprechen sein sollte, auf das Capitol, wo Mazzini, wenn ich nicht irre, nicht wohnte, jedoch ein Geschäftsbureau hatte. Dort ward ich in ein Vorzimmer

geführt, in welchem Viele warteten, und sandte ihm meine Karte, auf welcher ich meinem Namen ein paar Worte hinzufügte, um ihn an unsere Bekanntschaft in London zu erinnern. Es währte nur wenige Minuten, bis der Diener zurückkehrte und mich in ein einfaches Gemach geleitete, worin Mazzini an einem Arbeitstische saß. Er trat mir sogleich mit einem herzlichen Willkommgruß entgegen, drückte mir die Hand, und ich war überrascht, wie genau er sich aller Einzelheiten von unserem früheren Zusammensein her, sogar der mit mir geführten Gespräche erinnerte. Ich fand ihn beträchtlich gealtert; aber in seinen Augen sprühte noch die tiefe Glut von ehemals. Teilnehmend erkundigte er sich nach allen Details meines Lebens in der Zwischenzeit; auch mußte ich ihm mitteilen, was ich über die Zustände in Neapel erfahren hatte. Hierauf sagte Mazzini, er würde zwar sehr wünschen, mich noch häufiger zu sehen; soeben eingetroffene Nachrichten jedoch machten ihm solches unmöglich, da er seine ganze Thätigkeit den öffentlichen Angelegenheiten widmen müsse. Auch könne er mir nicht raten, noch lange in Rom zu weilen; denn was er bisher wegen der Unerhörtheit des Falls bezweifelt habe, sei nun gewiß: Frankreich schiffe ein beträchtliches Heer ein, um die päpstliche Regierung wieder einzusetzen, und die feindlichen Truppen würden schon nächstens in Civitavecchia landen. Rom werde sich tapfer verteidigen; auch hoffe er, daß aus dem übrigen freiheitlichen Italien ihm zahlreiche Mitkämpfer zuströmen würden. — So nahm ich denn von Mazzini Abschied, befolgte auch seinen Rat, Rom bald zu verlassen, da mir sonst der Weg leicht durch die bevorstehenden Ereignisse hätte versperrt werden können. Hiernächst begab ich mich nach Livorno, schiffte mich nach Marseille ein, machte noch einen Ausflug in die Pyrenäen, die ich seit lange wieder zu sehen gewünscht hatte, und kehrte über Paris nach Deutschland zurück. Noch auf meiner Reise ereilte mich die Nachricht von der Beschießung und

Einnahme Roms durch die Franzosen, und bei meinem nächsten Besuch der ewigen Stadt sah ich mit Betrübnis die Spuren des gallischen Vandalismus, besonders auf dem Janiculus, wo die schönsten Pinien der Villa Doria Pamfili niedergehauen waren und die durch die Fresken des Giulio Romano berühmte Villa Spada in Trümmern lag. Diese französische Expedition muß unstreitig als eine empörende Verletzung des Völkerrechts gelten; das republikanische Frankreich trat damit in die Fußstapfen der früheren bourbonischen Regierung, als dieselbe eine Restaurationsarmee nach Spanien schickte, um die absolute Gewalt Ferdinand's VII. wieder herzustellen. Aber der Fall war hier viel flagranter; denn damals suchte ein König einen anderen in seine frühere Machtvollkommenheit wieder einzusetzen; dieses Mal jedoch vernichtete eine Republik einen Freistaat zu Gunsten eines Regiments, das von jeher die schroffste Negation jeder Freiheit gewesen war und seinem Wesen nach auch nichts Anderes sein konnte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Berlin. — Das Unionswerk. — General v. Radowitz. — A. v. Humboldt. — J. v. Schelling.

Nach Deutschland zurückgekehrt hoffte ich, auf längere Zeit mich in ländlicher Einsamkeit ganz meinen Studien widmen zu können. Allein diese Hoffnung ward unversehens und alsbald vereitelt. Es folgten zwei Jahre, die mich mehr als irgend welche vorher oder nachher von meinen Lieblingsbeschäftigungen fernhielten. Nachdem das provisorische, unter die Leitung des Erzherzogs Johann gestellte Deutsche Reich sich aufgelöst hatte, die österreichischen Abgeordneten abberufen waren, der König von Preußen aber die ihm unter sehr bedenklichen Umständen dargebotene Kaiserkrone abgelehnt hatte, entbehrte Deutschland sogar der dürftigen Form der Einheit, die sonst von dem Bundestage repräsentirt worden war. Nur ein Teil der Linken des Parlaments suchte noch im Widerspruch mit den Regierungen sich als ein Nationalkonvent zu geriren. Es fanden mehrere Aufstände, wie in Dresden und noch nachhaltiger in Baden, statt. Dies war indes nur eine kurze Episode. So herrschte allgemeine Ratlosigkeit, was nun zu thun sei. Den Vorschlag der Rückkehr zum alten Bundestage wagte noch Niemand zu machen. Da schloß Preußen mit Sachsen und Hannover das sogenannte Dreikönigsbündnis zum Zweck der gemeinsamen Errichtung eines Bundesstaates, in welchen einzutreten alle deutschen

Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, aufgefordert wurden. Die kleineren deutschen Regierungen stimmten diesem Bündnisse sofort zu, und so kam in Berlin ein Verwaltungsrat zusammen, der alle auf den neuen Bundesstaat bezüglichen Angelegenheiten zu besorgen hatte und zu welchem jeder der betreffenden Staaten seinen Bevollmächtigten sandte. Von seiten meiner Regierung nun wurde ich zu dieser Stellung erkoren, und wenngleich ich in der Lage war, eine mir widerstrebende Position abzulehnen, glaubte ich, dies hier doch nicht thun zu dürfen. Denn wie tief ich auch durch das Scheitern der bisherigen Einheitsbestrebungen niedergeschlagen war, hielt ich dennoch die Erreichung des gewünschten Zieles unter Führung von Preußen noch jetzt für möglich, wenn auch die Grenzen des zu schaffenden Einheitsstaats enger gezogen werden müßten. So acceptirte ich denn den mir angebotenen Posten und nahm meinen Platz als Bevollmächtigter bei dem Verwaltungsrate in Berlin ein. Von den Vorgängen, denen ich nun in der Nähe zusah, könnte ich manches für die damaligen politischen Zustände in Preußen und Deutschland Charakteristische erzählen. Allein dies Alles ist durch die späteren Ereignisse so in den Hintergrund getreten, daß es wenig Interesse mehr erregen kann; ich will mich deshalb kurz fassen. Der intellektuelle Urheber des Dreikönigsbündnisses war der General von Radowitz. Von diesem ausgezeichneten Manne, den ich schon eine Reihe von Jahren, bevor ich ihn jetzt in Berlin traf, näher gekannt hatte, kann ich nicht anders als mit der größten Hochachtung sprechen; die Fülle seiner Kenntnisse war erstaunlich, und was Beredsamkeit anlangt, so habe ich Niemanden getroffen, der sich darin mit ihm hätte messen können. Durch solche Eigenschaften hatte er die Gunst Friedrich Wilhelm's IV. in hohem Grade erworben und denselben auch für das Projekt des engeren Bundesstaates gewonnen. Ob nun aber Herr von Radowitz bei allem seinem Geist und

Wissen die Lebens- und Menschenkenntnis besaß, die vornehmlich zur Durchführung dieses Projektes nötig war, kann zweifelhaft sein. Hätte er den König wirklich gekannt, so würde ihm klar geworden sein, daß dieser der Festigkeit des auf ein Ziel gerichteten Willens entbehrte, wie sie hier nötig war. Derselbe hatte neben dem General noch andere Ratgeber, die das gerade Gegenteil von dem wollten, was dieser erstrebte, und denen der König gleichfalls sein Ohr lieh. Letzterer war, wie er das auch bei anderen Gelegenheiten gezeigt hat, ein Fürst von leicht beweglichem Gemüt. Er wünschte die deutsche Einheit aufrichtig und ließ sich somit unschwer für den Plan seines Freundes einnehmen; er wünschte aber auch ebenso lebhaft Frieden und Freundschaft unter allen Umständen mit Rußland und Oesterreich und gab deshalb, wenn der General sein Kabinet verlassen hatte, auch den Vorschlägen von dessen Gegnern zum mindesten ein halbes Gehör, ohne zu bedenken, daß die von der einen Seite empfohlenen Maßregeln denjenigen geradezu widersprachen, die ihm von der andern angeraten wurden. In der ersten Zeit trat dieser Zwiespalt noch nicht so stark hervor, indem Oesterreich, noch durch die revolutionären Bewegungen in seinem Innern ganz gelähmt, keinen Widerspruch gegen den neuen Bundesstaat erhob. Indessen dies sollte sich bald ändern; der Kaiserstaat, wieder erstarkt, begann, sich offen feindselig gegen die preußischen Pläne zu zeigen, und Rußland sekundirte ihm hierin eifrigst. Nun hätte Herr von Radowitz im Interesse seines eigenen Werks Alles aufbieten müssen, um die demselben feindlichen preußischen Staatsmänner, die so mächtige Bundesgenossen gewonnen hatten, zu stürzen. Allein dies, was ihm bei seiner einflußreichen Stellung wohl gelungen wäre, that er nicht, und wie er hier nicht energisch und entschlossen genug war, so zog er in anderer Hinsicht gleich im Anfange den Bogen zu straff an. Es war vor Allem wichtig, Bayern für das

Bündnis zu gewinnen, und dies zeigte sich auch bereit, demselben beizutreten. Nun jedoch verlangte Radowitz, der die Verhandlungen führte, alle Mitglieder des Bundesstaates sollten auf das Gesandtschaftsrecht verzichten. Das war denn dem süddeutschen Königreich eine zu große Schmälerung der Souveränetät, und es verweigerte den Beitritt unter solchen Bedingungen. So standen die Sachen, als ich nach Berlin kam; und ich konnte, da ich das letztere Faktum, das eben stattgehabt, erfuhr, mir nicht verhehlen, daß dadurch dem ganzen Werke schon in der Geburt der Todesstoß versetzt sei. Bald zogen sich auch Sachsen und Hannover von dem Bündnis zurück; Preußen setzte jedoch mit den treu gebliebenen Staaten seine Bemühungen fort, einen, wenn auch anfänglich nicht umfangreichen Bundesstaat herzustellen, indem es hoffte, derselbe werde Anziehungskraft genug haben, um später ganz Deutschland zum Eintritt in ihn zu bewegen. Der Verwaltungsrat beschäftigte sich nun in den folgenden Monaten mit den Vorbereitungen für die Zusammenberufung eines Parlamentes und für die diesem zu unterbreitenden Vorschläge. Mir selbst lagen außer diesen Arbeiten noch andere sehr lästige und mir vielen Verdruß bereitende, in Bezug auf innere Verhältnisse der beiden von mir vertretenen Großherzogtümer ob. — Es stimmt mich zur Melancholie, wenn ich denke, welche ungeheuren Massen von Papier ich damals vollgeschrieben habe, ohne daß die Resultate irgend meinen Anstrengungen entsprochen hätten. Um mich darüber zu trösten, will ich annehmen, daß meine Bemühungen vielleicht im Schoß der Ewigkeit Früchte getragen haben, die auf Erden nicht sichtbar sind. Nach meinem Dafürhalten ist eine einzige Seite meines Firdusi mehr wert, als alle die zahllosen Berichte, Vorträge und Gutachten, mit denen ich zu jener Zeit so viele Bogen anfüllen mußte. Und dennoch wurde von den Meisten in der letzteren Seite meiner Thätigkeit allein eine würdige

Lebensaufgabe erblickt, während sie die andere eine Thorheit nannten.

Dem Fluch, Gesellschaften zu besuchen, der mich schon in Frankfurt verfolgt hatte, konnte ich in Berlin noch weniger entgehen. Das Glück wollte, daß ich gleich nach meiner Ankunft daselbst bei einem Hofdiner neben Alexander von Humboldt zu sitzen kam, wobei mir derselbe zeigte, daß er mir sein altes Wohlwollen bewahrte. Fortan hatte ich das Privilegium, bei dem großen Manne jedesmal auf meine Karte hin Zutritt zu erhalten; besonders unschätzbar aber war es mir, in Soiréen und auf Bällen, wo ich sonst auf die Alltagsunterhaltung angewiesen gewesen wäre, einen Hort an ihm zu finden. Die Geistesfrische Humboldt's, der damals schon sein achtzigstes Jahr überschritten hatte, war wirklich staunenerregend. Er versicherte, während seines ganzen Lebens in keiner Nacht länger geschlafen zu haben, als drei Stunden, hielt auch mehr Schlaf nur für eine schlechte Angewohnheit, worin ich ihm nicht beipflichten kann, weil alle meine Versuche, seine Lehre auch für mich ins Werk zu setzen, das Resultat gezeigt haben, daß mir sieben Stunden Schlaf nötig sind. Ich fand den greisen Gelehrten oft noch um ein, selbst zwei Uhr in der Nacht auf den Bällen, und er sagte, wenn er nun nach Hause komme, arbeite er noch einige Stunden. Im Grunde sei das die einzige Zeit, die er ruhig seinen Studien widmen könne, indem der Tag für ihn durch Briefschreiben und Empfang von Fremden in Anspruch genommen werde. Da die meisten Besucher großer Routs oder Bälle nicht in der Stimmung sind, sich in eine ernstere Unterhaltung einzulassen, Humboldt aber solche besonders liebte, war es ihm sehr willkommen, wenn ich mich in einer Ecke der von Menschengewühl erfüllten Säle zu ihm gesellte. Unter den Klängen der rauschenden Tanzmusik, die ihn nicht im mindesten zu affiziren schien, und inmitten des Tumultes der umher wogenden

Gäste erzählte er mir dann von seinen Reisen in Amerika und entwarf die farbenreichsten Schilderungen von den Wasserfällen des Orinoko, wie von der Aussicht, deren er von den Gipfeln des Cotopaxi und Chimborasso genossen hatte. Daß die neue Welt fortan eine große Rolle in meiner Phantasie gespielt und daß meine früher mehr nach dem Orient und nach Indien gerichtete Sehnsucht sich nun auch nach Westen wandte, ist besonders seinen Erzählungen zuzuschreiben. Auch über naturwissenschaftliche Themata sprach er gern, wobei ich ihm nicht immer genügend folgen konnte. Allein seltsam war es, wie er dann von den ernstesten Gegenständen abspringen und seiner Rede eine ganz andere Direktion geben konnte, indem er sich in höchst scharfer und sarkastischer Weise über Richtungen im Staatswesen und in der Politik, die er für verderblich hielt, sowie über manche Persönlichkeiten äußerte. Nach meinen eigenen Ansichten konnte ich ihm darin fast immer recht geben; denn es war namentlich die reaktionäre Strömung, der sein Haß galt; es waren die nur mit oberflächlicher Bildung ausgerüsteten, aber durch Protektion zu hohen Stellungen beförderten Männer, die er geißelte. Allein wunderbar schien es mir, daß Humboldt seine derartigen Aeußerungen selbst über Personen, die bei Hofe in höchster Gunst standen, so ungenirt that und sie sogar an der königlichen Tafel den neben ihm Sitzenden ins Ohr flüsterte. Vor Allem hörte ich ihn mehrmals auf sehr witzige Weise sein Mißfallen über Solche äußern, die er als Pietisten, Betbrüder oder „Gesangbuchverfasser" bezeichnete. Gerne erzählte Humboldt auch Anekdoten und that es mit einer trockenen Miene, durch die sie um so unwiderstehlicher wirkten. Da mir ein paar dieser Geschichten in Erinnerung geblieben sind, will ich sie hier wiederholen. Als König Friedrich Wilhelm III. sich in Rom befand, machte der Verfasser der „Römischen Geschichte", Niebuhr, damals Gesandter beim päpstlichen Stuhle, dessen

Cicerone. Obgleich weit mehr Stubengelehrter als Höfling, ließ er es ſich doch nicht nehmen, bei ſolcher Gelegenheit in Hoftracht zu erſcheinen, nämlich mit kurzen, engen Beinkleidern und ſeidenen Strümpfen, die bis zu den Knieen empor reichten. Der Geſandte mochte in dieſer Tracht eine etwas drollige Erſcheinung ſein und erregte durch die Spindeldürrheit ſeines unteren Körperteils die Heiterkeit der Begleiter des Königs. Auch Letzterem lockte Niebuhr's Ausſehen bisweilen ein Lächeln ab, und da er fürchtete, die noch kalte Luft des Frühlings könne demſelben ſchaden, ſagte er zu deſſen Frau: „Aber veranlaſſen Sie doch Ihren Gemahl, ein anderes Koſtüm anzulegen; mit dieſen ſeidenen Strümpfen und kurzen Hoſen kann er ſich ja erkälten.“ Frau Niebuhr erwiderte hierauf: „Ach, wenn Majeſtät nur wüßten, was er noch Alles darunter anhat!“ — Eine andere Anekdote Humboldt's ſpielt auch in Rom. Die dort lebenden Preußen bereiteten ein Feſt zum Geburtstag des Königs vor, und ein Deutſcher hatte ein patriotiſches Gedicht verfaßt, das bei der Mahlzeit an die Gäſte verteilt werden ſollte. Dieſes Gedicht mußte vor dem Drucke der Zenſur vorgelegt werden, und der Verfaſſer, dasſelbe für durchaus harmlos haltend, ſchickte es in der Handſchrift dem Zenſor, der ein hoher Geiſtlicher war. Als der Erſtere nun am nächſten Tage ſeinen römiſchen Stiefelputzer nochmals ſandte, um das Manuſkript abzuholen, trat der Würdenträger der Kirche demſelben mit zornflammendem Auge entgegen und ſtammelte in gebrochenem Deutſch den in dem Gedichte enthaltenen Vers: „Rom, auch du wirſt auferſtehen“, indem er wütend hinzufügte: „Dunque siete voi l'autore di questo infame libello? Meritereste che vi facessi imprigionare per dieci anni nel castello S. Angelo.“ Der Stiefelputzer antwortete verwirrt: „Ecellenza, io so ne scrivere, ne leggere: come vuole che io sia l'autore di questo poëma?“ Aber der eifrige Zenſor, der in dem citirten

Verse eine Aufforderung zum Sturz des Papstes erblickte, wollte sich noch lange nicht beruhigen. — Einige andere Anekdoten, die ich aus Humboldt's Munde hörte, bezogen sich auf einen General K., dessen Bornirtheit bis zur Genialität gegangen sein muß. In einer Gesellschaft war einmal in Gegenwart des Generals von den Wundern der Astronomie die Rede, wie man berechnet habe, welche unermeßlichen Zeiträume ein Lichtstrahl gebrauche, um von den Fixsternen bis zur Erde zu gelangen, und so weiter. Der wackere Krieger hörte dieser Diskussion aufmerksam zu und sagte dann: allerdings sei dies erstaunlich; aber noch unerklärlicher erscheine es ihm, auf welche Art man erfahren habe, wie alle die Sterne hießen. — Als Direktor eines Kadettenhauses hatte der General den jungen Leuten geboten, wegen Schonung ihrer Augen in der Dämmerung nicht zu lesen. Einst nun überraschte er Abends, als es schon fast dunkel war, einen der Kadetten, welcher, ganz in ein Buch vertieft, am Fenster saß. Auf den ihm deshalb erteilten Verweis entschuldigte sich der Knabe damit, die Lektüre habe ihn so lebhaft interessirt, daß er darüber das Verbot vergessen habe. Darauf fuhr ihn der General an: „Nun, dummer Junge, warum hast Du denn nicht laut gelesen? Dann hättest Du es ja gehört und Dir nicht die Augen zu verderben gebraucht!"

Wenn Humboldt trotz seiner achtzig Jahre sich noch geistiger und körperlicher Frische erfreute, so machte ein anderer hochberühmter Mann, den ich einige Male bei den Hoffesten antraf, den Eindruck einer Ruine. Es war Joseph von Schelling. Die Zeit, wo sich eine Schar begeisterter Schüler und Anhänger um ihn gedrängt hatte, lag längst hinter ihm. Nicht leicht mehr glaubte Jemand von seinem Munde und aus seinen Schriften neue ungeahnte Aufschlüsse über das Wesen der Dinge zu erhalten. Wenn es Hegel durch den Tod erspart worden war, noch Zeuge des Sturzes

seines Lehrgebäudes zu sein, so hatte Schelling das in Bezug auf das seinige erleben müssen, ja, er hatte selbst Hand zur Niederreißung desselben angelegt und es durch eine neue Philosophie des positiven Glaubens ersetzt. Da sich mit spekulativen Zauberstäben von der Art, wie er sie führte, Alles aus Allem machen läßt, erregte dieses Kunststück bei der ernüchterten Zeit keine Bewunderung, machte ihn vielmehr zur Zielscheibe zahlreicher Angriffe. In den Jahren, als ich mich viel mit Philosophie beschäftigte, hatte ich manche von seinen Werken gelesen und, obgleich ich mich bald überzeugt, daß keine Erkenntnis aus ihnen zu schöpfen sei, doch Gefallen an der phantasievollen Darstellung in manchen von ihnen gefunden. So ergriff ich freudig die Gelegenheit, mit dem berühmten Manne bekannt zu werden. Er stand in den großen Gesellschaften fast immer einzeln und schweigend da, und so war es ihm sichtlich angenehm, Jemand zu finden, mit dem er sich unterhalten konnte. Er zeigte sich dabei so freundlich gegen mich, daß ich davon Veranlassung nahm, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Im Gespräch war er schlicht und ohne Prätension, und es ward mir zuerst schwer zu glauben, dies sei der nämliche Mann, der das Buch von der Weltseele geschrieben. Von Philosophie zu sprechen, vermied er sichtlich, und es kam mir der Gedanke, es sei ihm in seinen letzten Lebensjahren klar geworden, daß seine beiden Systeme nur Hirngespinnste gewesen, daß er mit seiner Spekulation sich in einem Opiumrausche befunden habe. Mit dieser Annahme stimmte auch sein trübsinniges Wesen. In der That, daß ein Mann von so anerkannt trefflichem Charakter wissentlich Hokuspokus getrieben, seinen Lesern und Zuhörern absichtlich ein Blendwerk vorgegaukelt hätte, läßt sich nicht denken, wie mir dies auch bei Hegel, obgleich Schopenhauer ihm plumpen Charlatanismus Schuld gibt, ausgeschlossen zu sein scheint. Beide haben, wie die mittelalterlichen Scholastiker, unter dem

Banne einer geistigen Influenza, einer jener Epidemien gestanden, welche schon so oft die Köpfe der Menschen verwirrt und umnebelt haben. Es muß etwas Furchtbares sein, aus einem solchen Rausche zu erwachen, und nun einzusehen, wie die Arbeit eines ganzen Lebens nicht nur vergeblich gewesen ist, sondern auch unsägliches Unheil gestiftet hat. Die Unterhaltung mit Schelling war übrigens sehr anregend für mich. Er hatte mit den Koryphäen unserer Literatur in Verbindung gestanden und sprach gern von ihnen. Besonders interessant war es mir zu hören, daß Goethe einen lebhaften Widerwillen gegen ästhetische Lehren, sowie gegen die Kritik hatte, und daß er wegen der Kommentare über seinen Faust höchst ungehalten war. Schelling selbst sprach es als seine Meinung aus, daß die Kritik das große Hindernis für die weitere gedeihliche Fortentwickelung der Dichtkunst sei. In allen bedeutenden Perioden der Poesie habe man sie so gut wie gar nicht gekannt; zu Goethe's und Schiller's Zeit wäre sie zwar schon anmaßend genug aufgetreten, allein Ersterer habe sich bei allen seinen Hauptwerken nicht nur nicht um sie gekümmert, sondern dieselben ihr zum Trotze hervorgebracht. Schiller sei zu seinem Nachteil bei einigen seiner Dichtungen wohl von kritischen und ästhetischen Doktrinen beherrscht worden; doch habe er diese, seinen Genius benachteiligenden Einflüsse siegreich wieder abgeschüttelt. Mit der romantischen Schule aber sei dann das Uebel unaufhaltsam über uns hereingebrochen und habe seitdem immer zugenommen. Ein neuer Poet könne allerdings nicht dichten wie Homer, er müsse die Werke seiner Vorgänger sorgfältig studiren und sich an ihnen bilden; allein wenn er der Kritik und Aesthetik Einfluß auf seine Produktionen gestatte, sei er verloren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

E. Gerhardt. — G. F. Waagen. — A. Kopisch. — Graf A. v. Prokesch.

Eine sehr angenehme Unterhaltung gewährte mir in Berlin die „Italienische Gesellschaft". Mehrere Männer, die längere Zeit in Italien verlebt hatten und in der Liebe zu dem schönen Lande übereinstimmten, kamen wöchentlich einmal bei heiterer Mahlzeit zusammen, um die Erinnerung an ihre Wanderungen auf der Halbinsel, wie an die dort empfangenen Eindrücke der Natur und Kunst aufzufrischen. Alles war dabei dergestalt eingerichtet, daß man glauben konnte, sich noch in Rom, Neapel oder Florenz zu befinden. Eine Minestra, Oliven in Salzwasser, Maccaroni und andere italienische Gerichte durften nie fehlen. Auch Capriwein, Orvieto, Est-est-est von Montefiascone — Weine, die damals noch schwer in Deutschland zu haben waren — wurden als Geschenk eines in Rom weilenden Landsmannes auf die Tafel gesetzt. Unter den Teilnehmern der Gesellschaft nenne ich außer Karl Eduard von Liphart, der in der Unterhaltung besonders das Gebiet der Malerei vertrat, den Archäologen Eduard Gerhardt. Dieser hatte mehrere Jahrzehnte in Italien verbracht und sich dabei verschiedene der italienischen Dialekte so vollständig angeeignet, daß man, wenn er dieselben redete, bald einen neapolitanischen Lazzarone, bald einen Bewohner der Sabinerberge zu vernehmen glaubte. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Kennern der antiken Skulptur; bei

unſeren Reunionen jedoch verriet er nichts von ſeiner Gelehrſamkeit, ſondern erzählte nur mit unerſchöpflicher guter Laune von ſeinen Streifereien in den Gebirgsumgebungen Roms, ſowie auf neapolitaniſchem Gebiet und von ſeinem Umgang mit den unteren Volksklaſſen daſelbſt. Ein anderes Mitglied unſerer Tafelrunde, der nachherige Direktor am königlichen Muſeum, G. F. Waagen, ein Neffe von Tieck, hat mich oft an den Maler Eulenböck in der herrlichen Novelle des Letzteren „Die Gemälde“ erinnert, und ich möchte annehmen, daß er zu dieſer Figur Modell geſtanden hat. Er war ein großer Bonvivant, und ſo lebhaftes Intereſſe er auch für Kunſt hatte, ſo waren ihm kulinariſche Genüſſe und gute Weine doch mindeſtens ebenſo wichtig, wie alle Bilder ſämmtlicher Malerſchulen. Waagen wetteiferte mit Gerhardt im Erzählen von Anekdoten und war dadurch, da er ſie äußerſt witzig vorzutragen wußte, ein höchſt unterhaltender Geſellſchafter; aus der großen Fülle derjenigen, die ich aus ſeinem Munde hörte, will ich hier zwei erzählen. Der alte Johann Heinrich Voß war bekanntlich ein erbitterter Feind nicht bloß des „Pfaffentums“, ſondern auch des Adels, wie er das in der Streitſchrift gegen ſeinen Jugendfreund, den jüngeren Grafen Stolberg, ausgeſprochen hat. Als Waagen, der von früh an viel mit norddeutſchen Edelleuten verkehrt hatte, nun in Heidelberg bei dem Ueberſetzer des Homer einen Beſuch machte, ergoß ſich dieſer in die wütendſten Angriffe gegen alle Adligen. Sein Beſucher entgegnete: „Aber Sie werden mir doch zugeſtehen, daß es auch manche gute und vortreffliche unter ihnen gibt.“ Voß ſchwieg hierauf einige Zeit und ſagte dann, indem er Waagen auf die Schulter klopfte: „Glauben Sie mir, ſie ſind Alle Schufte!“ — Eine andere aus derſelben Quelle gefloſſene Anekdote, die mir eben ins Gedächtnis kommt, iſt folgende. Ein ehemals vielgenannter preußiſcher Miniſter, welcher den Liberalen wegen ſeiner pietiſtiſchen Richtung beſonders verhaßt

war, mußte einſt eine Deputation von Juden aus der Provinz empfangen. Dieſe beſchwerten ſich bei ihm über allerhand Plackereien, die ſie von der chriſtlichen Bevölkerung ihres Wohnorts zu erdulden hätten, und baten ihn um Abhilfe. Aber der Miniſter unterbrach ſie bald mit den Worten: „Euch geſchieht ganz recht, ihr verfluchten Kerls! Warum habt ihr unſern Herrn Chriſtum gekreuzigt?“ — Ein weiterer Teilnehmer an unſerer italieniſchen Geſellſchaft war der Dichter und Maler Auguſt Kopiſch. Er hatte ſich früher bei einem langjährigen Aufenthalt ganz in Neapel heimiſch gemacht, und ſein Name lebt noch unter den Bewohnern der Inſel Capri als der des Entdeckers der blauen Grotte, zu welcher er in Begleitung des nun längſt verſtorbenen Landſchaftsmalers Ernſt Fries zuerſt den Zugang fand. Seine Begabung für die Poeſie war unſtreitig eine größere, als diejenige für die Malerei, und in den ſpäteren Jahren kultivirte er auch vorzugsweiſe die erſtere. Er hatte in Neapel vertrauten Umgang mit Platen gepflogen und nach deſſen Vorbild viele Hymnen und Oden in antiken Metren gedichtet. Zwei Trauerſpiele in Trimetern entſtanden, wenn ich nicht irre, erſt nach ſeiner Rückkunft aus Italien. Weit mehr als in dieſen Arbeiten, auf die er ſelbſt den größten Wert legte, welche aber die Mühſeligkeit, mit der ſie zu ſtande gebracht, ſichtbar zur Schau tragen, zeigt ſich ſeine Begabung in einer Reihe kleinerer ſchalkhafter und humoriſtiſcher Gedichte, unter denen eines, das koſtbare Trinklied vom Vater Noah, allgemein beliebt geworden iſt, während die meiſten der übrigen nicht die verdiente Popularität erlangt haben. Das Gebiet des Volksaberglaubens an Kobolde, Gnomen, Wichtel- und Heinzelmännchen, ſowie Klabautermänner war ſeine Domäne, und Keiner hat dieſe kleine Welt mit ſo prächtiger Laune geſchildert, wie er. In Neapel hatte er ſich die Mundart der unteren Klaſſen vollkommen zu eigen gemacht, und ſo ergötzte er uns bisweilen durch den Vortrag

von Scenen aus Luſtſpielen des Theaters S. Carlino, von denen er eines auch in das Deutſche überſetzte. Seine Vorliebe für das Burleske machte, daß er die derartigen Stücke meiner Meinung nach überſchätzte. Ich habe dieſes berühmte Theater, von dem manche unſerer Reiſebeſchreiber Wunderdinge erzählen, wiederholt beſucht und mich an der lebendigen, oft ausgelaſſenen Darſtellung der Schauſpieler erfreut, glaube aber, daß an den ſämmtlichen Luſtſpielen ſeines Repertoires, wenn ſie, und noch dazu in der Uebertragung in eine fremde Sprache, geleſen werden, nicht mehr viel übrig bleibt. Dieſe Probe halten manche Zwiſchenſpiele der Spanier weit beſſer aus. — Ein vorzügliches Talent beſaß Kopiſch für die Improviſation, und er gab uns mehrfach Gelegenheit, es zu bewundern. Dieſe Stegreifdichtungen riſſen wirklich zum Erſtaunen hin; aber Kopiſch ſelbſt ſagte mit Recht, man dürfe ſolche Improviſationen nicht überſchätzen. Ihr Wert und ihre Bedeutung reiche nicht über den Augenblick hinaus, in dem ſie vorgetragen würden; wollte Jemand ſie nachſchreiben und ſie nachher leſen, ſo würde er ſich ernüchtert bekennen müſſen, er begreife nicht mehr, was ihn daran entzückt habe. Es verhält ſich damit gerade wie mit dem ſogenannten Phantaſiren auf dem Klavier. Ausgezeichnete Künſtler machen durch muſikaliſche Improviſationen leicht einen mächtigen Eindruck auf uns; wenn man die letzteren jedoch auf Notenblätter bannen könnte und dann wieder ſpielte, ſo würde man erkennen, daß die beſten von ihnen hinter wirklich geordneten und künſtleriſch geſtalteten Kompoſitionen, ſelbſt unbedeutender Muſiker, zurückſtehen. Das eigentliche Heimatland der dichteriſchen Improviſation iſt Italien. Man hört noch heute von dem berühmten Sgricci erzählen, der bei ſeinen öffentlichen Produktionen jedes Mal nach einem ihm aufgegebenen Stoffe eine Tragödie dichtete. Dies nun erſcheint als eine Charlatanerie, derjenigen von Malern vergleichbar, die in unſeren Tagen vor den Augen der Zuſchauer

ein Gemälde in einer halben Stunde zu stande bringen. Ich selbst habe bei meiner ersten italienischen Reise noch die gefeierte Improvisatrice Rosa Taddei gehört, und ihre Verse erschienen mir wunderschön; nachher kaufte ich eine Sammlung der von ihr improvisirten und von einem Schnellschreiber zu Papier gebrachten Poesien und fand sie herzlich mittelmäßig.

Im diplomatischen Corps fand ich zu meiner großen Freude den Grafen A. von Prokesch, den ich erst ein halbes Jahr vorher in Athen getroffen, als österreichischen Gesandten wieder. Er war den Bestrebungen Preußens aufs lebhafteste entgegen; dies aber hinderte ihn nicht, mir, trotzdem daß ich in einem dem seinigen feindlichen Lager stand, die größte Freundlichkeit zu zeigen. Häufig brachte ich den Abend in seinem Hause zu, das ein wahrer Musensitz war und in welchem seine Gemahlin, die eine vorzügliche Stimme besaß, die Gäste durch ihren Gesang entzückte. Uebrigens wurde die Agitation, die Prokesch gegen die deutschen Bestrebungen Preußens betrieb, nach und nach so heftig, daß ich mir in dem Besuche seines Hauses, so anziehend mir dasselbe auch sein mochte, einige Reserve auferlegen mußte. Nicht nur als Vertreter seiner Regierung, sondern aus eigener Ueberzeugung, die er mir oft in beredter Weise dargelegt hat, wollte er durchaus Oesterreich wieder in die leitende Stellung eingesetzt sehen, die es ehemals in Deutschland eingenommen, und man konnte ihm, als einem Angehörigen des Kaiserstaates, dieses an sich nicht übel nehmen. Nur glaube ich, daß er etwas Unmögliches träumte, wenn er einen, Preußen einschließenden, von Oesterreich gelenkten Bundesstaat herstellen wollte, dessen oberste Behörde ihren Sitz in Frankfurt haben und von einem Parlament umgeben sein sollte. Durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er das Dreikönigsbündnis bekämpfte, machte er sich der preußischen Regierung recht unliebsam. Dies Ungestüm scheint ihm auch die Bedachtsamkeit geraubt zu haben, die sonst

Diplomaten eigen zu ſein pflegt. Als er, nachdem er ein paar Jahre in Berlin akkreditirt geweſen, auf einen andern Poſten berufen worden war und deshalb ſein ganzes Mobiliar in der preußiſchen Hauptſtadt hatte verſteigern laſſen, wurde dem preußiſchen Miniſterium von dem Käufer eines zu dieſem Mobiliar gehörigen Tiſches ein großer Stoß von Papieren überreicht, die ſich in einer Schublade desſelben befunden hatten. Sie waren alle von der eigenen Hand des Grafen beſchrieben und enthielten die Konzepte zu zahlreichen, die deutſche Politik Preußens in höchſt feindſeliger Weiſe beleuchtenden Zeitungsartikeln. — Glücklicherweiſe konnte ich dem genialen Manne auf einem neutralen Gebiet begegnen; da er es weit mehr liebte, über Reiſen, Literatur und Kunſt zu reden, als über Politik, bildeten dieſe Gegenſtände den faſt ausſchließlichen Stoff unſerer Geſpräche. Er ſchenkte meiner Nachbildung des Firduſi, die damals noch nicht zum dritten Teile vollendet war, lebhaftes Intereſſe, und ich mußte ihm die ganze Arbeit, ſoweit ſie fertig war, vorleſen. Die Teilnahme, die er in jener Zeit kundgab, hat er mir und meinen Leiſtungen auch ſpäter fortwährend bewahrt. Er war ein Ideal von Leſer, wie ich kein anderes mehr gefunden; über jedes meiner Werke, die ich ihm nach dem Erſcheinen zuſchickte, ſchrieb er mir, auch noch von Konſtantinopel aus, wo er ſpäter Botſchafter war, die eingehendſten Briefe; ebenſo ſuchte er ſie in den Kreiſen, in welchen er verkehrte, zu verbreiten.

Dreißigstes Kapitel.

Parlament in Erfurt. — Franz Liszt. — v. Bismarck. — Scheitern des Unionswerkes.

Zum Frühjahr 1850 wurde das Parlament zusammenberufen, zwischen welchem und den Regierungen die Grundlagen des neuen Unionsstaates vereinbart werden sollten. Die Auspizien, unter denen dasselbe dann in Erfurt zusammentrat, waren nicht eben die hoffnungsreichsten. Preußen hatte, um sich einstweilen mit Oesterreich abzufinden, eine Vereinbarung mit diesem getroffen, wonach eine nur aus zwei Bevollmächtigten bestehende Behörde die Beziehungen zwischen dem Kaiserstaate und den vereinigten Regierungen pflegen sollte. Wie Oesterreich das lebhafteste Interesse hatte, diesem sogenannten Interim die ausgedehntesten Befugnisse zu verschaffen, so war es für Preußen, wofern sein neues Werk gedeihen sollte, geboten, solche Rechte auf ein Minimum einzuschränken. Allein hier zeigte sich die Schwäche und Halbheit der Regierung in Berlin, indem dieselbe sich von der österreichischen ins Schlepptau nehmen ließ, um wieder dem alten Bundestage zuzusteuern. Seit der Einsetzung des Frankfurter Interims konnten die klarer Sehenden keine rechte Zuversicht mehr gewinnen, daß der engere Bundesstaat zu stande kommen werde, oder daß auch nur Preußen die ernste Absicht habe, ihn ins Leben zu rufen. Trotzdem hegten noch Viele diese Hoffnung. In Erfurt, wohin ich mit dem Verwaltungsrat

übersiedelte, sah ich zwar die Verhandlungen mit dem Parlament einen günstigen Verlauf nehmen; mein Vertrauen jedoch zu dem Gelingen des Werkes, an dem ich bisher nach meinen schwachen Kräften mitgewirkt hatte, ward hierdurch nicht gehoben. In einer unserer Sitzungen erschien der damals vielgenannte hessische Minister Hassenpflug („der Hessen Haß und Fluch") und gab Erklärungen ab, wonach es nicht mehr zweifelhaft blieb, daß sich Kurhessen bald von dem Bunde lossagen würde. Hätten solche trüben Aspekte mich nicht mißstimmt, so würde mich der Aufenthalt in der freundlichen Gegend von Erfurt und manches Interessante, was ich dort sah und erlebte, erfreut haben. Unter den Mitgliedern des Verwaltungsrats war es besonders der Staatsrat Seebeck, später langjähriger Kurator der Universität Jena, ein hochgebildeter, in den Geist des griechischen Altertums wie nur Wenige eingeweihter Mann, an den ich mich näher anschloß. Pflichtmäßig mußte ich mich an den nahen Höfen von Gotha und Weimar präsentiren und freute mich, an letzterem Orte in dem damaligen Erbgroßherzog dieses Landes schon das lebhafte Interesse für Literatur und Kunst zu finden, das er später, nachdem er die Regierung angetreten, bekundet hat. — In Weimar lernte ich Franz Liszt kennen, wohnte auch der unter seiner Leitung erfolgten ersten Aufführung von Wagner's Tannhäuser bei, welcher seitdem die Runde um die Welt gemacht hat. Ich bin Liszt nachher an den verschiedensten Orten wieder begegnet, und jedes neue Zusammentreffen hat meine Hochschätzung und Bewunderung für ihn vermehrt. Es ist gewiß schon kein geringer Ruhm, der größte ausübende Künstler auf einem Instrument zu sein und ganz Europa durch sein Klavierspiel hingerissen und begeistert zu haben. Allein Liszt hat diesem Ruhm den höheren hinzugefügt, den ihm für sein Virtuosentum gespendeten Beifall gering zu achten und in ernstem Ringen nach den erhabensten Zielen der Kunst

Musikwerke zu schaffen, die ihm, wie seine Heilige Elisabeth, einen Ehrenplatz unter unseren Tonsetzern sichern. Zugleich ist er seit nun mehr als einem halben Jahrhundert rastlos und in aufopferndster Weise bemüht gewesen, jedes Talent zu fördern, das verborgene ans Licht zu ziehen, das verkannte zur Anerkennung zu bringen und vergessene musikalische Schätze wieder zu heben.

An der herzoglichen Tafel in Gotha fügte es der Zufall einmal, daß ich meinen Sitz neben Herrn von Bismarck, dem jetzigen Fürsten und Reichskanzler, erhielt, den ich, wenn auch nur flüchtig, schon in Erfurt hatte kennen lernen. Da er ein entschiedener Gegner des Unionswerkes war und dies in mehreren Parlamentsreden lebhaft an den Tag gelegt hatte, brachte ich ihm eben nicht viele Sympathie entgegen. Nachdem er sich jedoch später als der größte Staatsmann enthüllt hatte, den Deutschland je gesehen, nachdem er das zu jener Zeit von Preußen geplante Werk in viel weiterem Umfange zu stande gebracht, habe ich ihm oft von Herzen für meine damalige Verkennung Abbitte gethan.

Als die Verfassung mit dem Parlament beraten worden, sollte nun der Bundesstaat, wenn auch noch schüchtern und auf schwankendem Boden, ins Leben treten. In Berlin versammelte sich ein Kongreß der betreffenden Fürsten und diese genehmigten, wenn auch zum Teil mit Reserven, das zu Erfurt Vereinbarte. Nur Hessen konnte man als aus dem Bunde ausgeschieden betrachten. Am Hofe fanden bei dieser Gelegenheit glänzende Festlichkeiten statt, da gleichzeitig noch die Vermählung einer preußischen Prinzessin gefeiert wurde. Der Verwaltungsrat erhielt nun den stolzen Namen „Fürstenkollegium" und setzte während des Sommers seine Sessionen fort. Allein der Horizont verdüsterte sich mehr und mehr; das von dem feurigen Minister Fürsten Schwarzenberg geleitete Oesterreich verlangte immer ungestümer das Aufgeben des sogenannten Kleindeutschland, und Rußland, das unter dem

Kaiser Nikolaus überhaupt gerne die Miene annahm, als komme ihm eine Art von Oberherrlichkeit über Preußen zu, stellte kategorisch dieselbe Forderung. Wie nun zuletzt die kurhessischen Wirren von Oesterreich benützt wurden, um offen gegen das norddeutsche Königreich, das die Stände Kurhessens gegen die Willkür des Kurfürsten unter seine Aegide genommen hatte, aufzutreten, ist noch bekannt genug. Der König ließ, um diesen Konflikt nicht in einen Krieg ausarten zu lassen, das Unionswerk und dessen Hauptförderer, den General von Radowitz, fallen und schloß in Olmütz eine die Würde seiner Monarchie nicht erhöhende Uebereinkunft ab, wonach Hessen der Maßregelung durch die Oesterreicher und Bayern überlassen wurde und, was lange Niemand für möglich gehalten haben würde, der frühere Bundestag in seiner ganzen, von allen Parteien erkannten und beklagten Unvollkommenheit wieder der Hafen ward, in den Deutschland einlief. Die Demütigung, die Preußen in Olmütz erfuhr und die noch durch das oberherrliche Gebahren Rußlands gesteigert wurde, erfüllte das Herz aller Patrioten mit Trauer und Groll. Sie brach dem edlen und hochgesinnten Minister und General, Grafen von Brandenburg, das Herz und sicher legte sie auch in die Seele des damaligen Prinzen von Preußen, jetzigen deutschen Kaisers, den Keim zu den Entschlüssen, infolge deren nachher nicht nur das preußische Wappenschild von jedem Flecken rein gewaschen wurde, sondern auch Deutschland unter der Führung der Hohenzollern größere Siege gefeiert hat, als die Weltgeschichte je gesehen. Man erzählte allgemein, der Prinz von Preußen habe in der Ministersitzung, in welcher das Nachgeben Preußens gegen die Forderungen seiner Feinde beschlossen wurde, seiner Indignation darüber den kräftigsten Ausdruck gegeben, den Stuhl, auf dem er gesessen, zerbrochen und dann das Lokal verlassen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Berlin. — v. Rothomb. — Ludwig Tieck. — Fr. v. Uechtritz.

Das definitive Scheitern des Werkes, das mich seit geraumer Zeit fast ausschließlich beschäftigt hatte, erfüllte mich mit tiefer Niedergeschlagenheit. Alle Hoffnungen, die seit dem März 1848 auf eine bessere Gesammtgestaltung des Vaterlandes gerichtet gewesen, vernichtet, Deutschland wieder in die Ohnmacht und Zerstückelung zurückgesunken zu sehen, aus welcher es sich mit so großen Anstrengungen aufzuraffen gesucht hatte, das war sicher eine Enttäuschung, die zu den bittersten Empfindungen Anlaß gab. Ich wünschte lebhaft, unter solchen Umständen aus dem Staatsdienst auszutreten; allein Verhältnisse, die ich hier nicht darlegen kann, verstatteten es mir nicht sogleich. Noch ein Jahr lang mußte ich die Geschäfte meiner Regierung in Berlin besorgen. Da diese nun nicht mehr so groß waren, wie bisher, suchte ich, wie das auch meiner angegriffenen Gesundheit entsprach, durch die Beschäftigung mit Gegenständen, die der Politik fern lagen, und durch ein geselliges Leben, wie es meiner Neigung zusagte, die trüben Gedanken zu scheuchen. Hier, wie auch noch in anderen Situationen, habe ich die Segnungen empfunden, welche aus wissenschaftlichen Studien, literarischen und künstlerischen Arbeiten fließen. Welch eine Wonne, nachdem ich mehr als ein Jahr hindurch von allen derartigen Beschäftigungen fern gewesen, zum ersten Male wieder eines meiner Lieblingsbücher aufzuschlagen! Seit lange

hatte ich die Sehnsucht gefühlt, mich von neuem in das griechische Altertum und in dessen große Schriftwerke, in denen ich während meiner Jugend so bewandert gewesen war, zu vertiefen. Der Gedanke hatte mir förmlich das Herz beklemmt, daß ich über der Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen die schönste der abendländischen wahrscheinlich fast ganz vergessen hätte. Deshalb zog ich jetzt zuerst den Homer hervor und gewahrte zu meiner Freude, daß ich ihn noch ziemlich gut verstand. Mit jedem Tage wurde die frühere Kenntnis in mir lebendiger, und mit einer wahren Leidenschaft las ich nun Ilias und Odyssee, dann Herodot und die Tragiker, unter denen Aeschylus immer mein Liebling gewesen. Es waren dies echte Weihestunden; durch die lange Entbehrung des Genusses ward derselbe noch unendlich erhöht. Allein, wie ich mich nie durch das bloße Genießen ganz befriedigt fand, so erwachte auch bald der Trieb zum Produziren wieder in mir, und ich schrieb Manches in Prosa und Versen. Und welch ein Entzücken, als ich, seit so lange jedem Kunstgenusse entfremdet, zum ersten Male wieder eine Beethoven'sche Symphonie hörte oder in den Sälen des Museums vor Tizians Porträt und dem herrlichen Andrea del Sarto stand! Mir war, als sänke das letzte Jahr wie ein düsterer Traum hinter mir zurück und als ginge mir erst jetzt das wahre Leben auf.

Angenehme Stunden brachte ich bei dem mir schon von Frankfurt her bekannten belgischen Gesandten Baron von Rothomb zu. Dieser war ein Mann von den seltensten Eigenschaften, und je öfter ich ihn sah, desto lebhafter fühlte ich mich zu ihm hingezogen. Die Politik war freilich der Hauptgegenstand, um den sich seine Gespräche drehten; allein ich habe nie einen Politiker gekannt, der mir als ein so echter Staatsweiser erschienen wäre. Ich hätte gewünscht, daß alle Minister und Kammermitglieder Europas seine Schüler gewesen sein möchten; sie würden dann ebenso ein unheilvolles

Rückwärtstrachten, wie ein unbesonnenes Vorwärtsstürmen aufgegeben haben. Was Nothomb besonders auszeichnete und was es so überaus lehrreich machte, ihm zuzuhören, waren seine erstaunlichen historischen Kenntnisse und die Art, wie er die Geschichte der Vergangenheit für die Gegenwart verwertete. Ueberall wußte er Analogien zu den heutigen Zuständen in der Vorzeit zu entdecken und weise Lehren aus letzterer für uns zu ziehen. In wie traurigem Licht erscheinen gegen diesen Mann die meisten Politiker, die von der Geschichte nicht einmal mehr so viel wissen, wie ihnen auf dem Gymnasium vorgetragen worden war, aber deshalb auch ohne Pol und Kompaß ins Leere hinaussteuern! Welch ein ernster Geist in Nothomb lebte, erkannte ich erst recht, als er sich mit dem Plan einer Reise nach Italien trug und diese von Jahr zu Jahr verschob, weil er sich noch nicht genügend dazu vorbereitet glaubte. Er wollte zuvor Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken, Daru's Histoire de Venise, Leo's Geschichte von Italien und andere Hauptwerke dieses Fachs genau kennen und häufte große Auszüge und übersichtliche Tabellen aus denselben an, die er dann schließlich auf die Reise mitnahm. Und dabei, welche rührende Bescheidenheit besaß dieser Mann, der an wissenschaftlicher Bildung manchen Fachgelehrten übertraf! Als er aus Italien zurückkehrte, zeigte er mir einmal mit etwas geringschätziger Miene Adolf Stahr's „Jahr in Italien", indem er sagte: „Ich glaube, solch ein Buch könnte ich auch beinahe zu stande bringen."

Den inzwischen stark gealterten Ludwig Tieck besuchte ich häufig am Abend. Er fühlte sich damals sehr vereinsamt, da kein Mitglied seiner Familie mehr am Leben war. Gichtleiden machten es ihm, wie schon seit lange, unmöglich, das Haus zu verlassen, und wenn ihm früher, wie er selbst sagte, das Vorlesen dramatischer Werke die mangelnde Bewegung ersetzt hatte, so mußte er wegen zunehmender Schwäche auch

diesem entsagen. Ein schwerer Kummer war es für ihn gewesen, daß er sich durch die Verhältnisse genötigt gesehen, seine große, die seltensten Werke umfassende Bibliothek zu verkaufen. An vielen seiner Bücher hatte sein Herz gehangen wie an teuren Freunden, und er konnte ihren Verlust nicht verschmerzen. Es war eine schöne Handlung König Friedrich Wilhelm IV., daß er ihm einen Teil der verkauften Bände nachher wieder schenkte. Wenn ich zu Tieck kam, fand ich ihn stets in einem kleinen traulichen Zimmer, in einem Lehnstuhl sitzend, und er war sichtlich über meinen Besuch erfreut. Er hatte großes Interesse an meiner „Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien" gefunden und sprach am liebsten über Calderon und Lope de Vega mit mir, welchen Letzteren er höher stellte, als jenen. Da mir selbst dieses Fach nach früherer jahrelanger Beschäftigung mit ihm schon ferner lag, war es mir lieber, wenn er von seiner Jugend und dem Kreise der Romantiker erzählte, in dessen Mitte er seine schönsten Jahre verbracht hatte. Von Novalis, den ich immer besonders geliebt habe, sprach er mit Begeisterung und sagte, daß noch das Größte von diesem Genius zu erwarten gewesen wäre, wenn er länger gelebt hätte; aber er habe schon auf Erden einem halb verklärten Geist geglichen. Seinen höchsten Unwillen äußerte er in Bezug auf die rohen und täppischen Urteile eines Gervinus und Anderer über seinen Jugendfreund. Tieck war sehr entschieden in seinen Sympathien wie Antipathien; von Brentano als Dichter wollte er durchaus nichts wissen, aber er teilte mir die wunderlichsten Geschichten von ihm, namentlich von seiner Ehe mit Sophie Mereau, mit, Geschichten jedoch, die sich nicht wiederholen lassen. Auch über die Schriften von Achim von Arnim sprach er ungünstig, mit desto feurigerem Lobe dagegen von Heinrich von Kleist. Begierig suchte ich von ihm noch mehr Nachrichten über diesen Dichter einzuziehen, als er selbst in seiner Einleitung zu dessen

Schriften mitgeteilt hatte. Nach seiner Aussage war Niedergeschlagenheit wegen der Teilnahmslosigkeit des Publikums an seinen Dichtungen und die materielle Not, welcher er infolge davon verfiel, der Hauptanlaß, aus welchem Kleist seinem Leben ein Ende machte. Wegen der beiden Trauerspiele, die er noch geschrieben haben soll, des „Peter der Einsiedler" und des „Herzog Leopold", befragte ich Tieck. Er wußte indes nichts von ihnen zu sagen; sie scheinen unwiederbringlich zu Grunde gegangen zu sein. Der Verfasser des Phantasus stand, als ich ihn zuletzt in Berlin sah, schon im hohen Greisenalter, und sein Interesse an Literatur erstreckte sich nicht viel über die Zeit der romantischen Schule hinaus. Wenn er einzelne Ausnahmen machte, so schien mir dies auf persönlichen Beziehungen zu beruhen. Ueber Lord Byron und Victor Hugo äußerte er sich abfällig; hierin konnte ich durchaus nicht seine Ansicht teilen, und ich verhehlte ihm dies nicht, wie ich ihm denn ebenso offen sagte, daß er nach meiner Meinung einige ältere Autoren, zum Beispiel Holberg und Goldoni, stark überschätzte. Es ist eine eigene Sache mit literarischen Urteilen; sie divergiren so erstaunlich, daß man schließlich zu dem Resultat gelangt, hier entscheide allein der individuelle Geschmack. Nur muß man dabei natürlich die Klausel machen, daß ganz mittelmäßige oder schlechte Produktionen solchen Schwankungen in der Schätzung nicht unterliegen und nur von der völlig urteilslosen Menge gepriesen werden können. Immer jedoch blieb es mir unfaßlich, daß ein Tieck einige Dichter, die ich überaus hoch stellte, nicht in ihrem Wert erkannte, dagegen für andere eine mir unbegreifliche Vorliebe hegte. So nannte er die, wie mich bedünkt, recht frostigen Lustspiele von Ben Jonson „große, ewige Werke"; so rühmte er im Gegensatz zu Victor Hugo einen jetzt wohl wenig mehr bekannten Autor, L. Vitet, wegen seiner Etats de Blois — historischer Scenen, die gewiß sehr lebendig geschildert sind, die

mir aber eines ſolchen Aufhebens nicht wert zu ſein ſcheinen. Ferner gab er mir ein Buch, „Die Molkenkur“, von einem Schweizer, Ulrich Hegner, das er ganz vortrefflich nannte. Nachdem ich es mit Vergnügen geleſen hatte, brachte ich es ihm zurück, indem ich ſagte, daß ich zwar deſſen Vorzüge nicht verkleinern wolle, es indes doch für ein Werk hielte, welches nicht höher ſtände, als manche andere, die, wenn ſie uns eine Stunde lang Unterhaltung gewährt, ihren Zweck erreicht hätten.

Eine für mich ſehr wertvolle Bekanntſchaft machte ich in Tieck's Hauſe an Friedrich von Uechtritz. Dieſer Dichter war, ſofern er überhaupt jemals in weiteren Kreiſen bekannt geworden iſt, damals faſt ganz vergeſſen, und wenn wenigſtens ein Sonnenſtrahl verſpäteter Anerkennung auf Grillparzer's Lebensabend fiel, ſo iſt Uechtritz auch nachher dieſe nicht zu teil geworden. Die Gleichgiltigkeit der Nation, die Gehäſſigkeit der Kritik und die Kleinigkeitskrämerei, mit welcher ſie an Allem mäkelte, hat überhaupt von Anfang an ſeine dichteriſche Thätigkeit auf bedauerliche Art gehemmt. Er hatte ein Trauerſpiel, das viele Erwartungen erregen konnte, „Alexander und Darius“, auf die Bühne gebracht und einigen Erfolg damit gehabt, auch die hohe Anerkennung Tieck's dafür erlangt. Allein die Rezenſenten fielen in unbarmherziger Weiſe über dasſelbe her, und der eine wußte noch immer mehr Fehler daran aufzufinden, als der andere. Der Hauptvorwurf, in dem alle übereinſtimmten, war, er habe den macedoniſchen Helden moderniſirt — ein abſurder Einwand, da gute Dichter ſtets antike Stoffe, um ihnen eine lebendige Wirkung zu ſichern, dem Geiſt und der Gefühlsweiſe ihrer Zeit angenähert haben. Alexander wurde ein elender Phraſenmacher, die Königin von Perſien eine Theaterprinzeſſin genannt, und wie dergleichen in dem Jargon der Bühnenkritik ſtereotype Liebenswürdigkeiten weiter lauten. Hätte Uechtritz dieſen Angriffen die gebührende Verachtung entgegengeſtellt, hätte er, wie Byron bei ähnlicher

Gelegenheit, seine Gegner in vernichtender Satire niedergeschmettert, und wäre er, unbekümmert um die Kritteleien der Tagespresse und der Aesthetiker, die schon damals eine so vornehme Miene annahmen wie heutzutage, seinem Stern folgend, kühn auf der betretenen Bahn fortgeschritten, unsere Literatur würde sich dazu Glück wünschen können. Statt dessen geriet er aus Anlaß der Anfeindungen, denen er ausgesetzt gewesen, auf den unglücklichen Gedanken, nun alle seine Kraft aufbieten zu wollen, um ein ganz tadelloses, gegen jeden Angriff der Kritik gepanzertes Drama hervorzubringen. Er entwarf zuerst in monatelanger Arbeit den Plan eines solchen, indem er in ausführlichem Entwurf von allen seinen Intentionen Rechenschaft ablegte und alle Charaktere bis in ihre feinsten Fasern analysirte. Dieser Plan wurde mit verschiedenen Freunden zu wiederholten Malen durchgesprochen und nach deren Bemerkungen verändert und modifizirt. Darauf begab sich Uechtritz an die Ausführung und brauchte Jahre, bis diese vollendet war. Sodann legte er sein Werk, von welchem mehrere Abschriften gefertigt wurden, solchen seiner Bekannten vor, denen er kritisches Urteil zutraute, lauschte ängstlich auf jedes Bedenken gegen die Stichhaltigkeit der Motive, gegen die Führung der Handlung, sowie die Konsequenz der Charaktere und arbeitete sein Drama wiederholt um, bis er glaubte, es sei nun gegen alle Einwürfe gesichert. Uechtritz gab sich hiermit noch nicht zufrieden; wie mir einer seiner intimsten Freunde, Wilibald Alexis, erzählt hat, versammelte er an bestimmten Tagen einen literarischen Kreis um sich, in welchem er seine Dichtungen vorlas und den Anwesenden gewisse Fragen vorlegte. An dem einen Tage zum Beispiel mußten sie ihre Stimmen darüber abgeben, ob die Personen gehörig individualisirt seien, am zweiten, ob die Sprache nicht an Rhetorik leide, am dritten, ob der Aufbau der Handlung auch völlig kunstgerecht erscheine, am vierten, ob sich irgendwo nicht eine

Lücke in der Motivirung finde, und so weiter. Je nach den hier fallenden Aeußerungen wurde das Trauerspiel „Rosamunde“ einer immer neuen Revision unterzogen und endlich von dem durch langjährige Anstrengung erschöpften Verfasser an die Bühnen versandt. Eine Aufführung erfolgte jedoch nur in Dresden. Das Stück wurde dort sehr kalt aufgenommen und alsbald wieder beiseite gelegt. Durch diesen Mißerfolg eines Werkes, an das er die beste Kraft seines Lebens gesetzt hatte, wurde denn Uechtritz so entmutigt, daß er sich ganz vom Theater abwandte. Sein dramatisches Gedicht „Die Babylonier in Jerusalem“ war schon nur für die Lektüre bestimmt. Er schrieb an Tieck, welcher, fast der Einzige, sein Talent seit Anfang erkannt hatte, es sei zu niederschlagend, Dramen zu schreiben, für die man höchstens auf einen ganz engen Leserkreis rechnen könne, und er habe nicht Lust, sich ferner fruchtlos auf diesem Gebiete zu bemühen. So wandte Uechtritz sich in seinem späteren Leben dem Roman zu, erzielte jedoch auch auf diesem Gebiete keine weitreichenden Erfolge. Seine Rosamunde scheint jetzt, ebenso wie seine übrigen Leistungen völlig vergessen zu sein; sie verdient jedoch, teils wegen ihres wirklichen Wertes, teils als Kuriosität wegen der ungeheuren Anstrengungen, die ihre Produktion gekostet, und als Beleg für die verderblichen Wirkungen der Kritik eine dauernde Stelle in unserer Literatur. Uechtritz glaubte, mit Aufgebot aller seiner Geisteskräfte und mit Beihilfe zahlreicher scharfsichtiger Freunde eine Tragödie hergestellt zu haben, von der jeder Tadel abprallen müsse, welche man mit dem Mikroskop untersuchen könne, ohne an ihr auch nur den kleinsten Fehler zu gewahren. Er hat in dieser Hinsicht gewiß geleistet, was sich überhaupt leisten läßt; aber sein Trauerspiel liefert doch nur den Beweis, wie das Streben, etwas zu schaffen, das allen Ausstellungen Trotz bieten könne, auf etwas Unmögliches ausgeht. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, in

den Journalen jener Zeit die verſchiedenen Rezenſionen der Roſamunde nachzuleſen, und gefunden, daß ihr in allen ebenſoviele Fehler vorgerückt werden, wie dies auch bei Dramen der Fall zu ſein pflegt, die ihren Verfaſſern nicht den hundertſten Teil der Mühe gekoſtet haben. Ein Rezenſent von einiger Gewandtheit könnte die Liſte dieſer Fehler noch erſtaunlich vermehren. Wenn es nun ſo koloſſalen Bemühungen eines begabten Dichters und der Beihilfe zahlreicher anderer literariſcher Kräfte nicht gelungen iſt, etwas in jeder Hinſicht Stichhaltiges hervorzubringen, wer darf hoffen, hierin glücklicher zu ſein? Aber wäre Uechtritz nun wirklich das Unmögliche gelungen, wäre ſeine Roſamunde in allen Einzelheiten tadel- und vorwurfsfrei, ſo würde ſie doch nur darthun, wie wenig Wert ſolche Fehlerloſigkeit habe, und wie gefährlich es ſei, das Streben nach ihr ſich zur Hauptaufgabe für ein poetiſches Werk zu machen. Denn faſt notwendig muß das Trachten, allen Einwendungen der Kritik von vornherein zu begegnen, einen Nachteil im ganzen hervorrufen, der unendlich größer iſt, als jene ſo gefürchteten Mängel im einzelnen. Es muß die dichteriſche Kraft lähmen und das Feuer der Begeiſterung dämpfen. Hiervon trägt denn auch die Roſamunde von Uechtritz deutliche Spuren an ſich, wiewohl ſie immerhin noch von einer urſprünglichen dichteriſchen Kraft Zeugnis gibt und unter den verſchiedenen Bearbeitungen dieſes Stoffes, welche mir bekannt geworden ſind, die weitaus vorzüglichſte iſt.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ausflug nach Belgien. — Meyerbeer. — Neuer Aufenthalt in Spanien. Valencia. Granada. — Exkursion nach Marokko. — Cadix. Sevilla.

Im Sommer 1851 benützte ich die mir zu teil gewordene relative Muße, um den inzwischen vollendeten ersten Band des Firdusi nebst der dazu gehörigen Einleitung herauszugeben. Im Beginn des Herbstes hatten sich dann die Verhältnisse so gestaltet, daß ich meinem längst gehegten sehnlichen Wunsche gemäß meine Entlassung aus dem Staatsdienst nehmen konnte. Wenn ich jetzt an die vorhergehenden Jahre zurückdenke, kann ich selbst kaum fassen, wie ich, dem tief in meine Seele gepflanzten Triebe, der mich zu etwas anderem bestimmte, zuwider, mich so lange in den drückenden Zwang fügen mochte. Es ist etwas Löbliches, sich dem Wunsch und Willen seiner Eltern möglichst zu akkommodiren. Allein wenn man das Bewußtsein hat, daß man etwas Höheres leisten kann, als Geschäfte zu besorgen, denen hundert Andere ebenso gut obzuliegen vermögen, so hat man doch sicher das Recht, dem inneren Rufe mit Hintansetzung aller anderen Rücksichten zu folgen. Um mich darüber zu trösten, daß ich mehr als zwölf Jahre hindurch so viele Zeit wegen lästiger, meiner ganzen Geistesrichtung widerstrebender Pflichten verloren habe, will ich annehmen, daß, da sich unter dem Druck die Kraft stählen soll, dies bei mir der Fall gewesen ist. Die Stunde, als ich die lang getragene Bürde von mir genommen sah,

war eine der glücklichſten meines Lebens. Ich fühlte mich nun ganz mir ſelbſt zurückgegeben, und die kommenden Jahre lagen in ſonnigem Glanz vor mir, da ich in ihnen ungehindert längſt entworfene Pläne ausführen zu können hoffte. Was einen Schatten der Trübſal auf meine Freude warf, war, daß ich meine Geſundheit, die von früh an nicht die ſtärkſte geweſen, ſehr erſchüttert fühlte. Zunächſt mußte ich mich zum Trinken des Brunnens nach Spaa begeben. Der Aufenthalt in dieſem freundlich gelegenen Orte und die vielen Spaziergänge, die ich in der bergigen Umgebung machte, thaten mir wohl. Den Spielſalon ſowie die elegante Geſellſchaft mied ich, und von allen dort anweſenden Badegäſten erregte nur Einer in mir den Wunſch, ihn kennen zu lernen; es war dies der berühmte Komponiſt Meyerbeer. Ihm ſchien nicht viel am Umgang mit Menſchen zu liegen; denn er wanderte ſtets ebenſo einſam umher, wie ich. Bald aber bot ſich mir die Gelegenheit, mich bei ihm einzuführen. Als wir einſt beim Füllen unſerer Gläſer am Brunnen zuſammentrafen, ſagte ich, wie ich ſeinen Jugendfreund, den badiſchen Miniſter von Duſch, kenne und wie mir dieſer viel von ſeinem Zuſammenſein mit ihm bei dem großen Kontrapunktiſten Abt Vogler in Darmſtadt erzählt habe. Nachdem ich dieſe Worte geſagt, ging Meyerbeer ſogleich auf das Geſpräch mit mir ein, und ich machte von nun an faſt jeden Morgen meine Promenade mit ihm vereint. Er war durch ſeine langen Aufenthalte zuerſt in Italien, dann in Frankreich, für Deutſchland beinahe ein Ausländer, und wie ſeine Opern als ein, freilich mit hohem Talent zu ſtande gebrachtes Gemiſch aus den Muſikgattungen der drei Länder erſcheinen, ſo trug auch ſein Geſpräch den kosmopolitiſchen Charakter. Er erzählte viel von den italieniſchen Theatern, wo er früher eine ganze Anzahl jetzt ziemlich vergeſſener Opern im Roſſini'ſchen Stil zur Aufführung gebracht hatte; die Centralſonne ſeines Lebens jedoch war Paris.

wo er so große Triumphe gefeiert. Für seine Vaterstadt Berlin, die ihn doch auch hoch geehrt hatte, zeigte er weniger Sympathie; immerhin war sein Herz Deutschland nicht ganz entfremdet worden, und ich freute mich über die Wärme, mit der er über Karl Maria von Weber sprach, welcher freilich nach meiner Meinung zehn Meyerbeer aufwiegt. Da ich mehreres von Michael Beer, dem damals längst verstorbenen jüngeren Bruder des Komponisten, mit Anteil gelesen hatte, freute es mich, von diesem mit ihm sprechen zu können. Der Musiker überschätzte den Dichter nicht; allein recht schien er mir zu haben, wenn er dem einaktigen Trauerspiel desselben „Der Paria" eine ergreifende Wirkung zusprach und beklagte, daß es von den Bühnen verschwunden sei. Hätte Meyerbeer diesem Stück denselben Liebesdienst erwiesen, wie dem „Struensee" seines Bruders, das heißt, Musik dazu komponirt, so würde es gewiß von neuem mit Beifall über die Bretter gegangen sein, und zwar mit verdienterem als der letztere. Ueber Michael Beer's frühen Tod habe ich später in München aus ganz zuverlässiger Quelle folgendes erfahren. Derselbe hielt sich mehrere Jahre lang im Winter in der bayerischen Hauptstadt auf und verkehrte dort viel mit dem Minister Eduard von Schenk, dem Dichter des einst beliebten Trauerspiels „Belisar". Unter solcher Protektion war er in den höheren geselligen Kreisen freundlich aufgenommen worden, und da er eine starke Dosis von Eitelkeit besaß, ging nun sein Ehrgeiz dahin, auch bei Hofe eingeführt zu werden. Dies war nach der herrschenden Etikette freilich nicht möglich; Beer jedoch fand schon eine Befriedigung seines Ehrgeizes darin, daß ihm Aussicht gemacht wurde, an einem Maskenzug teilzunehmen, der von vornehmen Herren und Damen in einem öffentlichen Lokal, jedoch im Beisein des Hofes, aufgeführt werden sollte. Der Dichter war mit Glücksgütern gesegnet, und so ließ er sich ein überaus prachtvolles Kostüm zu diesem Zweck anfertigen. Allein

als die erste Probe des Maskenzuges stattfinden sollte, mochte keine Dame sich von ihm führen lassen, und während sich alle Paare reihten, stand er allein verlassen da. Da die jüdische Nationalität in seinen Zügen besonders ausgeprägt gewesen sein soll, und im damaligen München selbst die Protestanten noch die Rolle von Parias spielten, so begreift sich die Rückhaltung jener Damen einigermaßen. Beer aber empfand die erlittene Kränkung sehr tief und ward davon so affizirt, daß er aufs Krankenlager sank, wo ein Nervenfieber seinem Leben ein Ende machte. Daß übrigens Beer ein geistvoller und ernst strebender Mann war, von dem noch Schönes zu erwarten gewesen wäre, geht, wie aus seinen Dichtungen, so auch aus seinem Briefwechsel mit Immermann hervor.

Von Spaa aus machte ich einen Ausflug nach den verschiedenen Städten Belgiens und sah mit großem Vergnügen außer Brüssel, Antwerpen und Gent besonders das weniger besuchte Brügge. Diese Städte können in ihren alten Teilen nahezu mit denen Italiens, in denen sich der Charakter früherer Zeiten am meisten ausgeprägt erhalten hat, wetteifern. Für mich haben sie einen eigentümlichen Reiz noch dadurch, daß ein Widerschein der Sonne Spaniens auf ihnen ruht. Sie hatten freilich schwer unter der spanischen Herrschaft zu leiden und haben sich mit Recht von ihr losgerissen. Wie jedoch in ihrer Bauart manches an ihre südlichen Schwestern Toledo und Burgos erinnert, so finden sich auch in den Sitten ihrer Bevölkerung Reminiszenzen an die Zeit, wo das südliche Volk hier herrschte. Im 16. und 17. Jahrhundert dehnte sich der Schauplatz der spanischen Literatur bis hierher aus, und es wurden viele Werke in castilianischer Sprache, namentlich in Brüssel, noch mehr in Antwerpen gedruckt. An beiden Orten ist eine Ausgabe der zwei ersten Bände von Lope de Vega's Komödien erschienen, und daß auch Theater zur Aufführung

spanischer Schauspiele dort bestanden haben, kann nicht bezweifelt werden.

Weiter machte ich einen Abstecher nach London und brachte einige Wochen dort zu, besonders um die Manuskripte des Schahname im East-India-House für die Fortsetzung meines Firdusi zu konsultiren. Von neuem suchte ich auch Josef Mazzini auf, der nach dem Untergang der kurzlebigen römischen Republik nun wieder in sein Asyl an der Themse zurückgekehrt war. Er hatte jetzt keinen Grund mehr, sein politisches Wirken vor mir mit einem Schleier zu bedecken, und sprach fast ausschließlich von den Zuständen auf der Halbinsel. Er nannte dieselben wohl entsetzlich, hielt jedoch an der Hoffnung fest, noch das Morgenrot der italienischen Einheit und Freiheit, für die er sein ganzes Leben hindurch gerungen, zu erblicken.

Nach Deutschland zurückgekehrt, brachte ich den Winter auf dem Lande bei meinen Eltern zu. Völlig Herr meiner Zeit, umringt von meinen Büchern, wie hätte ich mich nicht glücklich gleich einem König fühlen sollen? Mochte der Sturm vor meinem Fenster heulen und Schnee die Zweige aller Bäume zu Boden drücken, ich versetzte mich, nun diesen, nun jenen Band von den Brettern herunterholend, bald unter die Banianen zu den Einsiedlern Indiens, bald unter die Platanen der Akademie am Kephissus oder lauschte dem Dichterwettstreit am Hofe Mahmud's des Ghasnewiden. Die Gefahr für mich bestand nur, wie schon früher oft, darin, daß zu vieles mich anzog und daß ich wegen des geistigen Genusses, der sich mir von allen Seiten darbot, schwer zum Produziren kam; dennoch wurden mehrere Monate der ländlichen Stille zu eifrigem Schaffen von mir verwandt. Im Frühling 1852 rüstete ich mich dann zur Ausführung des längst gehegten Planes, Spanien nochmals zu besuchen. Fast hätte ich mir Gewissensbisse gemacht, von neuem den Wanderstab zu ergreifen; allein ich wußte von früher her, daß es möglich sei, ernste Studien und

Arbeiten selbst mit einem bewegten Reiseleben zu verbinden, und faßte den festen Vorsatz, dies zu thun. Was mich besonders nach Spanien, namentlich nach Andalusien zog, war der Wunsch, den Boden näher kennen zu lernen, auf dem die Araber zur höchsten Blüte der Kultur gelangten, ihre Architekturwerke genauer zu studiren und mich zu orientiren, ob es mir möglich sein werde, ein Buch zu schreiben, worin ich den Bildungszustand, die Kunst und die bei uns noch so gut wie völlig unbekannte Poesie der Araber in Spanien darstellte. Bis zur Ausführung dieser Idee war freilich noch ein weiter Weg; denn die arabische Sprache, deren genaueste Kenntnis dazu erfordert wurde, war mir noch nicht hinlänglich geläufig; auch wußte ich nicht, ob sich die für mein Vorhaben nötigen Materialien finden würden. Dennoch wollte ich die vorbereitenden Schritte thun und machte mich deshalb, nachdem ich meine Eltern bis Interlaken begleitet hatte, nach dem Süden auf. Mein Weg ging durch Catalonien zunächst nach Valencia, das ich bisher noch nicht kannte. Von dieser Stadt haben die Meisten die Vorstellung, sie zeichne sich durch höchsten Reiz aus und sei die Perle unter den spanischen Städten. Der Klang des Namens macht dabei viel. Wenn der Zigeunerhauptmann in Weber's Preciosa mit den Worten: „Auf nach Valencia!" das Zeichen zum Aufbruch gibt, so stellt man sich zauberhafte Gärten vor zwischen wild zerrissenen Schluchten, ein Häusermeer, das sich hoch wogend von Hügel zu Hügel ergießt und von zackigen Felsmassen überragt wird. Wenigstens hatte sich meine Phantasie ein solches Bild entworfen; doch fand ich mich einigermaßen enttäuscht. Die südliche Vegetation bei Valencia ist allerdings sehr üppig; es schwimmt wahrhaft in einem Meer von Grün; allein malerisch kann die Gegend nicht genannt werden. Wie ganz anders ist das in Granada, wohin ich mich von dort begab und wo ich dann mehrere Monate verbrachte. Meinen Aufenthalt daselbst hätte ich auch

nicht um eine Stunde verkürzt sehen mögen. Nirgends kann man wie dort bald in romantischen Thälern, beim Rauschen der Gebirgsbäche träumen, bald von hohen, mit Blütengerank überdeckten Felshängen zu schöngeschwungenen Gebirgen hinüber schauen, auf welche die Sonne die ganze farbige Magie ihrer Strahlen hinabgießt. Gibt es noch einen andern Ort, wo sich so die Vegetation des Südens mit der des Nordens vereinigt, wo zugleich der Genius des Orients sich in den Palmenwipfeln wiegt und die Elfen des Abendlandes unter Erlenbüschen ihren Reigen ziehen? Aber das Herrlichste habe ich noch nicht erwähnt, die Alhambra mit ihrem Löwenhof, ihren von schlanken Säulchen getragenen Hallen und ihren Balkonen, von denen der Blick bald in tiefe stromdurchrauschte Schluchten hinab, bald zu den Schneebergen der Sierra Nevada hinübergleitet. Die Aufseher der Alhambra, sowie des in Bezug auf die Lage noch wundervolleren Generalife, hatte ich mir leicht zu Freunden gemacht und verbrachte oft ganze Tage in diesen Schlössern, ja erhielt die Erlaubnis, mich auch zur Abendzeit in die Alhambra einschließen zu lassen. Die Vollmondnächte, die ich in dem alten Maurenschloß verbrachte, während die Scheibe des himmlischen Gestirns sich im Becken des Myrtenhofs spiegelte und dämmernde Schatten, mit den Lichtstrahlen sich haschend, von Halle zu Halle, von Saal zu Saal glitten, werden ewig in meiner Erinnerung leben. Ich will gestehen, das Genießen aller der Eindrücke, die während dieser Monate in Granada auf mich einströmten, war zu sinnbestrickend, als daß ich mich nicht vorzugsweise ihm hingegeben hätte. Doch wenn mein Blick an den arabischen Inschriften hing, die sich an den Wänden und Säulen der alten Paläste hinschlängeln, mahnte ich mich immer an meinen Vorsatz, die fast ganz verschollene Poesie des Volkes, das diese Bauten errichtet, wieder zum Leben zu erwecken.

Man begegnet in den Straßen von Granada, wie auch

in der Alhambra hie und da Muhammedanern in orientalischer Tracht, die durch Handelsgeschäfte nach Andalusien geführt werden und dabei auch die Stadt besuchen, welche ihr Volk noch ein paar Jahrhunderte lang, nachdem es aus der übrigen Halbinsel vertrieben war, inne hatte. Mehrenteils sind diese Leute Bewohner der marokkanischen Küste. Ob ich mich täuschte und ihnen einen höheren Bildungsgrad zuschrieb, als sie besaßen, weiß ich nicht; allein ich sah mehrmals solche Moslimen in der alten Königsburg des Boabdil, die so traurig gesenkten Hauptes deren halb erloschene Pracht betrachteten, daß es mir schien, als stellten sie einen wehmütigen Vergleich zwischen dem ehemaligen Glanz ihres Volkes und dessen jetzigem tiefen Verfall an. Eines Abends begegnete ich einer ganzen Schar solcher Marokkaner im „Saal der Gesandten", und ich konnte wirklich einen Augenblick glauben, das Schloß habe sich wieder mit seinen früheren Bewohnern bevölkert. Allerdings war die Erscheinung der Gäste nicht von der Art, daß sie mir als Repräsentanten der Glanzperiode der spanischen Araber erscheinen konnten; aber es erwachte in mir doch der Wunsch, etwas von dem Lande zu sehen, in welches, nach der herrschenden Meinung, die letzten granadinischen Mauren geflohen sein sollen. So reiste ich denn mit dem Entschlusse ab, von Gibraltar aus eine Exkursion nach der afrikanischen Küste zu machen. Bereits in Malaga jedoch bot sich mir hierzu Gelegenheit; es sollte von dort aus gerade ein Trupp Soldaten nach Ceuta transportirt werden, und die Offiziere, die ich kennen gelernt hatte, luden mich ein, mit ihnen hinüberzuschiffen. In dieser, Gibraltar gegenüberliegenden, bekanntlich jetzt von den Spaniern besetzten Festung, der nämlichen, für welche der standhafte Prinz den Märtyrertod erlitt, indem er deren Auslieferung an den Sultan von Marokko verweigerte, findet sich nichts Bemerkenswertes, außer der Aussicht von den erhöhten Punkten, wo man das atlantische und das mittelländische Meer durch

die Säulen des Herkules ineinanderfluten sieht. Von hier beabsichtigte ich, einen Ausflug in das Innere zu machen; allein selbst die Offiziere getrauen sich dessen nicht anders, als in größerer Anzahl und stark bewaffnet, da die muhammedanische Bevölkerung von wildem Glaubenshaß gegen die Christen erfüllt ist. Die spanischen Soldaten dürfen die Thore nie verlassen. Nun dachte ich, mit einem Segelboot von hier nach Tetuan zu gehen, doch auch dieser Wunsch ward vereitelt. Es fand sich für die nächste Zeit kein Boot noch Schiff dorthin oder nach Tanger; nur nach Gibraltar war zu gelangen, und so ergriff ich diesen Ausweg, um dann von der englischen Festung aus meinen Vorsatz ins Werk zu setzen. Gibraltar, wo ich auch in späteren Jahren wiederholt geweilt habe, ist ein herrlicher Aufenthaltsort; an der südlichsten Spitze Europas gelegen, weiß es nichts von den Unbilden des Winters. Der kühn geformte Felsen, an seinen Abhängen mit prächtigen Gartenanlagen geschmückt, bietet Gelegenheit zu den schönsten Spaziergängen, auf denen das Brausen der beiden Meere harmonisch in unser Ohr tönt; und wer den Weg weiter empor zum Gipfel nicht scheut, wird durch einen Ausblick belohnt, wie ihn die Welt kaum weiter bietet. Dennoch riß ich mich bald von diesen Annehmlichkeiten und von dem englischen Comfort, der hier in Blüte steht, los, um mich nach dem unwirtbaren Afrika zu begeben. Die Landung in Tanger war originell. Da zu jener Zeit das Dampfschiff sich nicht ganz dem Strande nähern konnte, ward dasselbe von Scharen von Eingeborenen umringt, welche die Passagiere auf ihre Rücken nahmen und so an das Ufer trugen. Kaum hatte man dieses erreicht und wollte sich in seine Wohnung begeben, so sah man sich von großen Scharen zerlumpter Leute umschwärmt und verfolgt, die sich sämmtlich als Führer anboten oder bettelten. Im Gasthof ließ ich einen mir empfohlenen zuverlässigen Führer kommen und begab mich zunächst zum englischen Konsul, an

den ich adreſſirt war. Was ich auf dieſem Gange ſow
nachher von der Stadt und ihrer Bevölkerung ſah, mach
auf mich den Eindruck erſchrecklicher Barbarei; und wenn i
nun dachte, daß Tanger nach der allgemeinen Ausſage d
ziviliſirteſte Ort des Königreichs Marokko ſei, ſo ſchwand m
faſt die Luſt, noch weiter vorzudringen. Dennoch ſchämte i
mich vor mir ſelbſt, meinen früheren Vorſatz ſogleich aufz
geben, und fragte den Konſul, inwieweit es thunlich ſei, ei
Exkurſion in das Innere des Landes zu machen. Er riet m
hiervon nun beſonders deshalb ab, weil er mir keinerlei Gem
von einer ſolchen Tour verſprechen könnte. Da ich indes e
widerte, daß ich meine Neugier in Betreff von Land und Leut
doch wenigſtens in etwas befriedigen möchte, ſchlug er mir vo
mit einer bewaffneten Eskorte, die er mir beſorgen wolle, d
Ritt nach Tetuan zu machen. Ich ging dankend hierauf e
und empfing vom Konſul ein Schreiben an einen muhamm
daniſchen Kaufmann jener Stadt, mit dem er in Geſchäft
verbindung ſtand und bei welchem ich wohnen ſollte. D
beiden Nächte, die ich in Tanger zubrachte, vergingen mir ſe
unruhig; man hörte auf den Straßen häufiges Schießen, d
zwiſchen wildes Geheul und Aechzen. Das letztere ſoll ei
Folge des herzzerreißenden Elends ſein, in dem ein groß
Teil der Bevölkerung lebt, das Schießen aber von den Streiti
keiten herrühren, welche die verſchiedenen Klaſſen der Bewohn
miteinander führen. Es leben in Tanger viele Juden, alle
in einem Zuſtande großer Bedrückung, ſo daß ſie bei Na
nicht auszugehen wagen. Dies ſteht in traurigem Gegenſ
zu der Freiheit und angeſehenen Stellung, deren ſie ſich i
muhammedaniſchen Spanien erfreuten. Schon hier indes b
gann ich einen Irrtum zu berichtigen, in dem ich bis dah
befangen geweſen, als ſeien die Bewohner dieſes Teils v
Nordafrika Araber und gar Reſte der aus Spanien vertrieben
Mauren. Vielmehr beſteht das Gros der Bevölkerung

Marokko aus Berbern, einem weit tiefer stehenden Volksstamme. Am Tage machte ich größere Spaziergänge in die Umgegend von Tanger, die sehr fruchtbar ist; sodann begab ich mich mit meiner Eskorte von kräftigen, bis an die Zähne bewaffneten Männern und mit meinem Führer Jussuf auf den Ritt. Das hügelige Land, durch das ich kam, erschien mir als überaus anmutig; ein paar Mal führte mich der Weg an kleinen weißen Kuppelbauten, die halb zwischen Tamarisken versteckt waren, vorüber, und nach patriarchalischer Sitte boten mir fromme Anachoreten eine Schale mit frischem Wasser dar. Minder erfreulich war es, wenn ich mich den Dörfern näherte; es ward absichtlich vermieden, durch dieselben hindurchzureiten. Aber auch schon beim Vorüberziehen wurden wir der Feindseligkeit der Bewohner gewahr. Sie stürzten aus ihren, mehr den Behausungen von Tieren, als menschlichen Wohnungen gleichenden Lehmhütten hervor und schrien uns, das heißt eigentlich mir, Schmähworte, wie „unbeschnittener Schuft", „christlicher Hundssohn" entgegen. Hätten die drohenden Feuergewehre sie nicht in Zaum gehalten, sie würden uns sicher überfallen haben. Am Abend wurde an einem freundlich gelegenen Wasserbrunnen Rast gemacht. Jussuf hatte sowohl für reichlichen Proviant, wie für ein Zelt Sorge getragen, und so hielt ich eine treffliche Nachtmahlzeit, von welcher natürlich auch meine wackeren Beschützer, sowie mein Führer und die übrigen Mitglieder der kleinen Karawane ihren Teil erhielten. Den köstlichen Moskatel de Malaga, den die Uebrigen als rechtgläubige Söhne des Propheten verabscheuten, durfte ich für mich behalten und sprach ihm so fleißig zu, daß der Schlaf, sobald ich mich in dem Zelt auf meine Decke hingestreckt, mich übermannte und bis zum Morgen nicht von mir wich. Am nächsten Tage ward die Reise auf gleiche Art fortgesetzt, ohne weiter etwas Beachtenswertes zu zeigen. Früher als ich erwartet hatte, sah ich die Moscheenkuppeln und Minarete von

Tetuan vor mir aufſteigen, über ſie hin den blauen Saum des Meeres. Der Muhammedaner, an welchen ich vom engliſchen Konſul empfohlen war, nahm mich mit echt orientaliſcher Gaſtfreundſchaft auf. Ich mußte zunächſt mit ihm Kaffee trinken und den Tſchibuk rauchen, dann führte er mich in ein geräumiges Gemach, auf deſſen Divan ich mein Nachtlager nehmen ſollte, und bat mich, ſein Haus als das meinige anzuſehen. Er war ein ſchöner Mann von gewinnendem Ausſehen, ſicher von arabiſchem, nicht berberiſchem Stamm, und ich überredete mich gerne, in ihm einen Enkel der edlen Abencerragen vor mir zu haben. Das Nachtmahl mußte ich mit ihm an ſeiner niedern Tafel, mit untergeſchlagenen Beinen ſitzend, einnehmen. Indeſſen kannte er ſchon ſo viel von europäiſchen Sitten, daß für mich Meſſer und Gabel bereit lagen. Tetuan, wo ich nun noch einige Tage blieb, machte einen weit angenehmeren Eindruck auf mich, als Tanger. Es iſt reinlicher und nicht ſo lärmend; die Bevölkerung zeigte ſich, wohl weil weniger Fremde hinkommen, auf keine Weiſe zudringlich und ich konnte nach Belieben ungeſtört durch die Straßen gehen. Einige Plätze boten durch ihre von Sykomoren und Palmen beſchatteten hübſchen Brunnen, ſowie durch die über ihnen aufragenden Moſcheen und Gebetswarten ein Bild von echt orientaliſchem Charakter. Da hier meine marokkaniſche Reiſe beendigt war, handelte es ſich darum, ein Schiff zu finden, das mich an die ſpaniſche Küſte zurücktrüge. Nach mehrfachen vergeblichen Erkundigungen hierüber hatte ich mich ſchon darauf gefaßt gemacht, den Weg, den ich gekommen, noch einmal einzuſchlagen; allein glücklicherweiſe ermittelte ich nach einigen Tagen einen kleinen ſpaniſchen Kauffahrer, der ſegelfertig war, um nach Cadix abzugehen. Nichts konnte mir erwünſchter ſein. So glitt ich bei hochgehender See, auf den ſchäumenden Wellen hin und her geſchleudert, wieder der Enge zu, wo das Mittelmeer ſich zwiſchen den vorſpringenden Felſen

von Calpe und Ceuta mit mächtiger Strömung in den unermeßlichen Ozean hinauswälzt. Die folgende Nacht führte mich in den Hafen von Cadix, das mit seinen weißen glänzenden Häusern und grünen, jedes Fenster zierenden Balkongittern immer den Eindruck einer Feenstadt auf mich gemacht hat. Die Umgegend ist freilich flach und sandig; ebenso sind es mehrenteils die Ufer des Guadalquivir, auf dem mich ein Dampfboot demnächst nach Sevilla brachte. Die Lage dieser berühmten Stadt, die noch im 16. und 17. Jahrhundert die wichtigste in Spanien und der Hauptstapelplatz des Handels mit Amerika war, hat eben nicht große Naturreize. Nur im Frühling, wenn die Felder umher sich mit frischem Grün bedecken und die Gärten längs des Flusses vom Weiß der Orangeblüten, dem Scharlachrot der aufbrechenden Granatenknospen schimmern, gewährt sie anmutige Spaziergänge. Allein das Innere Sevillas bietet zu allen Jahreszeiten, außer im hohen Sommer, wo die Hitze oft fast unerträglich wird, einen angenehmen Aufenthalt. Die maurischen Häuser mit ihren springbrunnengeschmückten Höfen im Innern, die Zaubergärten des Alcazar, die durch sorgfältige Bewässerung immer grünen und blühen, das abendliche Umherwandern auf den mit bunten Lampen erleuchteten Alameden — was könnte man mehr wünschen? Endlich die Kathedrale, das großartigste aller Bauwerke germanischen Stils, die alte, noch aufrechtstehende Minaret, die Giralda, schöner als alle Moscheentürme des Orients, üben allein eine solche Anziehungskraft auf mich, daß ihre tägliche Betrachtung mich monatelang glücklich machen könnte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Projektirte Reise nach Südamerika. — Cintra. — Madeira. — Teneriffa. — Sommer in Granada. — Streifzüge in die Sierra Nevada. — Ronda. — Cordova. — Die Mancha.

Ich richtete mich gerade auf einen längeren Herbstaufenthalt in Sevilla ein und dachte dann den Winter in Madrid zuzubringen, als mich im September 1852 die Nachricht von dem plötzlich zu Vevey eingetretenen Tode meines Vaters ereilte. Die Kunde traf mich erschütternd; er hatte mich immer mit inniger Liebe gehegt und gepflegt, wie denn seine große Herzensgüte Jeden, der in seine Nähe kam, für ihn gewann. Wenn er in früheren Jahren durch Mangel an Verständnis für meine eigentümliche Geistesrichtung mich genötigt hatte, eine Laufbahn zu betreten, der meine innerste Natur widerstrebte, so konnte ich ihn deshalb kaum anklagen, da sicher die meisten Väter, in den gewöhnlichen Ansichten über Lebensberuf befangen, ebenso gehandelt haben würden. Aber gerade seit einigen Jahren war ihm ein solches, ihm bisher mangelndes Verständnis aufgegangen; er hatte mich endlich selbst aufgefordert, den Staatsdienst zu verlassen, und nun eben wurde er unerwartet hinweggerissen, während seine kräftige Natur hatte erwarten lassen, er werde ein weit höheres Alter erreichen. Infolge der Trauernachricht entschloß ich mich sogleich, in möglichster Schnelle nach Hause zu reisen — eine weite und anstrengende Fahrt von den Ufern des Guadalquivir

zu denen der Ostsee — und zwar dies zu einer Zeit, als auf der ganzen zu durchreisenden Strecke noch fast gar keine Eisenbahnverbindung war. Von Sevilla bis an die französische Grenze hatte ich allein fast acht Tage und Nächte in der Diligence zuzubringen. Dennoch langte ich noch zur rechten Zeit in Mecklenburg an, um der Bestattung der Leiche des teuren Verblichenen in unserem Familienbegräbnis zu Stralendorf, wohin sie von Vevey gebracht worden war, beizuwohnen. Der darauf folgende Winter verging mir großenteils in der Ordnung von Familienangelegenheiten. Es trat mir nun auch die Frage wegen der Einrichtung meines künftigen Lebens nahe. Das am nächsten Liegende und von allen Seiten Erwartete war, daß ich mich auf dem Lande niederlassen würde. Doch dies widerstrebte mir durchaus; ich fürchtete die Isolirtheit, die Abwesenheit von allen literarischen Hilfsmitteln, das Entbehren des Umgangs mit Männern, die ähnliche Bestrebungen wie ich verfolgten. Doch faßte ich noch keinen definitiven Entschluß hierüber, sondern wußte eine Einrichtung zu treffen, die es mir ermöglichte, nochmals für ein Jahr oder länger auf Reisen zu gehen. Gegen Ausgang des Winters 1853 begab ich mich wiederum durch das südliche Frankreich zunächst nach Barcelona und von dort über Saragossa und verschiedene mir bisher unbekannte Orte Spaniens, indem ich in Estremadura, auch dem letzten Rastort Karl's V., dem Kloster St. Juste, einen Besuch abstattete, nach Portugal. Mein geheimes Vorhaben war, von Lissabon nach Südamerika zu gehen, um eine Anschauung der tropischen Natur zu gewinnen, und den Weltteil, der mich besonders seit Humboldt's Erzählungen im Geist so viel beschäftigt hatte, mit eigenen Augen zu sehen. Dies Vorhaben hatte ich meinen Verwandten verschwiegen, da ich wohl wußte, dasselbe werde sie mit großen Besorgnissen meinethalb erfüllen. Auch sagte ich mir wohl heimlich, die Ausführung jenes Vorsatzes sei bei

dem sehr wankenden Zustande meiner Gesundheit bedenklich. Zunächst brachte ich denn, um Zeit zu weiterer Erwägung zu gewinnen, einige Wochen in Cintra bei Lissabon zu. Etwas Entzückenderes als dieses von phantastischen Bergformen gekrönte, auf einer mit dem reichsten Baumwuchs und Blütenflor prangenden Höhe gelegene Cintra gibt es schwerlich auf Erden. Besonders im ersten, hier sehr früh eintretenden Frühling, als ich dort war, glaubte ich mich in ein wahres Eden versetzt. Die frischen Lüfte, die vom Meer her wehten, erlaubten mir am Morgen weite Spaziergänge bald über steile Klippen, bald über taubeglänzte Felder. Stieg dann die Sonne höher, so luden mich kühle Grotten in ihren Schatten, oder ich ließ mich an einer rieselnden Quelle im Dickicht von Lorbeer und Myrten nieder, während ein lauer Windhauch fast betäubenden Duft aus den Limonenhainen herantrug. Ueber Alles herrlich aber waren die Abende, wenn die sinkende Sonne ihre Purpurglut über die Landschaft ausgoß und hoch oben auf seinen Felsenzacken das Zauberschloß Penha wie in einer Glorie strahlte. Es ward mir schwer, mich von hier loszureißen; da mich jedoch der Aufenthalt mit neuer Lebenskraft erfüllt hatte und mir noch andere ersehnte Ziele winkten, brach ich auf, um mich mit dem nächsten englischen Dampfboot nach Madeira einzuschiffen. Kaum hätte ich geglaubt, daß nach Cintra mir noch andere Gegenden Genuß bieten könnten. Dennoch waren die Eindrücke, die mir Madeira mit seiner wirklich tropischen Vegetation und dann die kanarischen Inseln machten, überwältigend. Hierüber wie über meinen Aufenthalt in dem entzückend gelegenen Orotava und meine Besteigung des Pics von Teneriffa beziehe ich mich auf die weiter unten folgenden Tagebuchblätter. Nun kam die Zeit, einen Entschluß wegen der ferneren Reise nach Amerika zu fassen. Aber der wohlmeinende Rat eines Arztes in Orotava und die Vernunft bestimmten mich, das Projekt

aufzugeben, indem meine Nerven bei der von Tag zu Tag stärker werdenden Hitze große Abspannung zeigten. Ich kehrte deshalb mit einem spanischen Schiffe nach Cadix zurück. Nachdem ich von hier zunächst einen Ausflug nach der kleinen Hafenstadt Palos, von wo Kolumbus seine große Entdeckungsreise angetreten, gemacht und hiernächst wiederum einige Zeit in Sevilla geweilt hatte, eilte ich nach meinem geliebten Granada, das durch seine hohe Lage, seine Wasser- und Schattenfülle, sowie durch die kühlen Hauche von der Sierra Nevada her selbst in der Hundstagsglut noch einen erquickenden Aufenthalt gewährt und sogar einem Sterbenden neuen Odem schenken könnte. Hier begann mein glückliches Leben vom vergangenen Jahre wieder. Ich verbrachte ganze Tage und Nächte in der Alhambra, sah an jedem Abend vom Generalife herab das Licht in vielfacheren Farben, als der Regenbogen sie hat, über der Vega und Sierra von Elvira verglühen, und suchte mir das verborgenste Plätzchen in der romantischen Schlucht am Darro aus, um an ihm einsam zu träumen. Mein Glück voll zu machen, erwachte auch meine Arbeitslust wieder. Durch Don Moreno Nieto, Professor des Arabischen an der Universität Granada, erhielt ich einen Teil der arabischen Texte, welche Dozy in Leyden herausgegeben hat und aus welchen sich allein eine Kenntnis der Geschichte und Literatur der spanischen Araber schöpfen läßt. Die Reihe der Werke, die der große holländische Gelehrte edirt hat, war damals noch weitaus nicht vollständig; allein indem ich hoffte, daß die weiter verheißenen Editionen bald folgen würden, begann ich das schon Erschienene mir zu nutze zu machen, studirte die Texte und übersetzte Manches daraus. So durfte ich mir denn schließlich sagen, der Grundstein zu meiner Arbeit sei gelegt. Es vergingen indes noch dreizehn Jahre, bis das Ganze, die Frucht von größeren Mühen, als sich irgend ein Leser zu denken vermag, zu stande kam.

*

Ehe ich Granada verließ, lockte mich der goldene Herbst, dessen kristallener Himmel in wunderbarer Herrlichkeit über der andalusischen Landschaft lag, noch zu mehreren Ausflügen. Der eine war nach dem Pic de la Veleta, dem neben dem Mulhacen höchsten Gipfel der Sierra Nevada, gerichtet. Schon hatte ich den Tag zum Aufbruch dorthin bestimmt, da hörte ich unerwartet, eine Gesellschaft von Granadinern, welche eine Exkursion nach eben jener Richtung unternommen, sei auf dem Wege von Banditen überfallen und in das Gebirge fortgeschleppt worden. Die Nachricht bestätigte sich, und so verschob ich einstweilen die Ausführung meines Plans, ohne ihn ganz aufzugeben. Nach einem Monat erfuhr ich, die Gefangenen seien gegen Zahlung beträchtlicher Geldsummen wieder freigegeben worden, und beinahe gleichzeitig ward mir von anderer Seite gesagt, wenn ich den Ausflug noch beabsichtigte, so könnte ich ihn ohne alle Gefahr unternehmen, indem ich ihn an der Seite eines der Neveros machte, das heißt derjenigen Leute, welche Schnee aus den Schluchten des Gebirges herbeiholen. Besonders ward mir Einer von dieser Klasse als durchaus zuverlässig empfohlen; derselbe betreibe sein Geschäft des Schneeholens seit dreißig Jahren, kenne alle Bewohner des Gebirgs, und wenn sich auch vieles verdächtige Gesindel dort umhertreibe, so sei doch ein seinem Schutze Befohlener gegen jeden Angriff gesichert. Es sind das ähnliche Sitten wie die der nomadischen Araber der Wüste. Dies bestätigte mir der bezeichnete Nevero, Namens Pablo, dessen Bekanntschaft ich nun machte. Er leugnete nicht, daß Räuber in der Sierra seien, sagte aber, er stehe sich gut mit ihnen, indem er ihnen diese und jene Gefälligkeit erweise, schwur mir auch bei allen Heiligen, daß ich in seinem Geleite nichts zu befürchten habe, vielmehr noch sicherer sein würde als er selbst. Pablo flößte mir das vollste Zutrauen ein, und so setzte ich mich mit ihm, einigen Maultiertreibern und meinem

granadinischen Führer, Fernando Bensaken, in Bewegung. Ich war in andalusischer Tracht, die damals auf solchen Reisen noch sehr dienlich war, damit man nicht gleich als Fremder erkannt würde. Nachdem ich die nächste Umgebung von Granada verlassen, führte der Weg bald in öde Felspartien, wo nur hie und da an den Rinnsalen von Bächen Oleandergesträuch und Myrtengebüsch das Auge erfreuten. Diese südlichen Gebirge entzücken aus der Ferne, weil das Spiel des Lichtes sich auf ihren kahlen Massen besonders herrlich zeigt; allein in der Nähe gesehen stehen sie weit den Alpen nach, hinter denen doch wenigstens die Sierra Nevada an Höhe nicht viel zurückbleibt. Die Schönheit ihrer Formen kann nicht für die Abwesenheit der Wälder und des Almengrüns entschädigen, welche die nordischen Berge so prächtig bekleiden. Mehrmals begegnete ich Trupps von bewaffneten Männern, die mich immer freundlich grüßten und gewöhnlich einige Worte mit Pablo wechselten. Ohne dessen Begleitung in abgelegener Gegend auf sie zu stoßen, würde mir nicht angenehm gewesen sein. Je höher die Sonne stieg, desto lästiger wurde ihr blendender Glanz auf dem kahlen Gestein. Der Weg schien sich ins Unermeßliche zu dehnen; ich versank zuletzt, indes mein Maultier unaufhaltsam vorwärts schritt und die Felsenschluchten von dem Klang seiner Schellen widerhallten, in ein waches Träumen, so daß ich das träge Schleichen der Stunden nicht weiter empfand. Als die Abendschatten, welche die um mich ragenden Klippen warfen, länger wurden, weckten mich die kühler werdenden Lufthauche aus diesem Zustand, und ich genoß bald eines wunderbaren Schauspiels, indem die Strahlen der sinkenden Sonne die noch mit einzelnen Streifen Schnees bedeckten, vielzerklüfteten Bergmassen und den Scheitel des Pic hier im Perlmutterglanz, dort purpurn und violett leuchten ließen. In der Einsenkung eines Felsens suchte ich für die Nacht Schutz vor dem auf dieser Höhe von mehr als zehntausend

Fuß wehenden heftigen Sturm. Der Führer wußte einen so geschirmten Platz aufzufinden, daß er dort das mitgebrachte Brennmaterial anzuzünden und an ihm eine Mahlzeit zu bereiten vermochte. Nachdem ich dann einige Stunden dem Schlaf geweiht, brach ich mit Pablo und Fernando wieder auf, um den Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Die Maultiere mußten wegen der Steilheit des weiteren Pfades zurückbleiben. Nach anstrengendem Marsch, oft über steile Klippen und über Steingeröll, das unter meinen Füßen wich, gelangte ich noch zur rechten Zeit auf die Spitze des gewaltigen Picacho, zu dem ich so oft von Granada aus verlangende Blicke emporgesandt hatte. Das Ferne erweckt immer die Sehnsucht; man träumt es sich schöner, als selbst das Beglückendste, was man in der Nähe hat, findet jedoch seine Erwartung nachher leicht getäuscht. Das erfuhr ich auch hier; als die Streifen, die den emporsteigenden Morgen verkündigten, nach und nach lichter wurden, dann helle Flammengarben über den Horizont aufsprühten, umfaßte der Blick ein unermeßliches Panorama. Unter und zum Teil neben mir gewahrte ich, weithin gelagert, die Kegelpyramiden, Felsentürme und festungsähnlichen Wälle der Sierra Nevada, nach Südosten den langgedehnten Küstenstrich und das unendliche Meer; landeinwärts die anderen vielnamigen Sierren, die Andalusien durchziehen. Unter mir in der Tiefe aber, durch die Entfernung zu engem Maße zusammengeschrumpft, glänzte die Vega von Granada und die teure Stadt selbst. Der Anblick war prachtvoll; indes stellte ich mir bald die Frage, ob ich durch ihn für die Mühe des Hinaufklimmens genügend belohnt worden sei, ob nicht jede Stunde, die ich auf der Alameda am Genil, in der Darroschlucht oder in den Gärten des Generalife verbracht, mir höheren Genuß geboten habe. Nachdem ich trotzdem die Rundschau von dem zweithöchsten Berggipfel Spaniens (der Mulhacen ist nur unbedeutend höher) von allen Seiten in mich

aufgenommen hatte, trat ich den Rückweg an. Wieder in tiefere Regionen gelangend, gewahrte ich plötzlich, beim Biegen um eine Felsenecke, auf einem Plateau dicht neben mir eine Menge bis an die Zähne bewaffneter Leute in andalusischer Tracht. Mein erster Gedanke war, nun sei ich wirklich auf eine organisirte Räuberbande gestoßen. In der That sahen die Männer wie Ideale von Banditen aus; aus Pablo's Aussage jedoch ergab sich sogleich, es seien junge Leute aus den umliegenden Dörfern, die eine Art von Nationalmiliz zur Aufrechthaltung der Ordnung bildeten und von dem Gouverneur aufgeboten seien, um die Missethäter in der Sierra einzufangen. Pablo selbst, als Freund der Banditen, schien damit nicht recht zufrieden zu sein, doch wechselte er auch mit diesen wackeren Männern einige freundliche Worte. Da gerade meine Stunde zur Mahlzeit war, saß ich ab, ließ meine Vorräte auspacken, die glücklicherweise noch ziemlich reichlich waren und lud die Wächter der Ordnung ein, an meinem Mahl teilzunehmen. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen; besonders der süße Wein, den ich auf spanische Art in einem großen Schlauch von Bocksfell bei mir führte, mundete ihnen vortrefflich, und ich fand wahres Wohlgefallen an ihrer Bekanntschaft. Ein großer Reiz des Reisens in Spanien besteht darin, daß dort der Unterschied der Stände mehr als bei irgend einem andern Volke verschwindet. Während es in den nordischen Ländern wenig verlockend ist, sich mit Menschen der unteren Stände in ein Gespräch einzulassen, zeigen die Letzteren in Spanien so vielen natürlichen Verstand, einen so aufgeweckten Geist und dabei ein so taktvolles Benehmen, daß es zu einer wahren Freude wird, sich mit ihnen zu unterhalten. Und je mehr man sie als Seinesgleichen behandelt, desto besser kommt man mit ihnen aus. Man kann sicher sein, daß sie dadurch nie zur Zudringlichkeit oder zum Ueberschreiten der Schranken, die ihnen einmal gezogen sind, veranlaßt werden.

Ermutigt durch die Erfahrung, daß die Behörden ernſtlich bemüht waren, die Sicherheit im Lande herzuſtellen, machte ich noch eine größere Tour durch die Sierra Nevada, bei welcher ich mich mehr in den Thälern hielt. Hier fand ich oft prangenden ſüdlichen Pflanzenwuchs, beſonders in dem reizenden Badeort Lanjaron, der ſicher, wenn die Einrichtungen für die Fremden nicht ſo erſtaunlich primitiv wären, zahlreichen Beſuch an ſich ziehen würde. Als ein Weg von hohem maleriſchem Reize wird mir der weitere nach Motril in der Erinnerung bleiben, der bald über ſteile Anhöhen, von denen der Blick zum fernen Meere hinſchweift, bald durch Schluchten, voll von Südfruchthainen, dahinführt. — Eine etwas bedenklichere Reiſe war die nach Ronda. Nicht ſehr fern von dem Wege dorthin, bei dem Städtchen Saucejo, lagerte, wie ich erfuhr, eine Räuberbande; ich begab mich deshalb zum Gouverneur von Granada, um mir ſeinen Rat zu erbitten, ob ich die Expedition wagen dürfe. Derſelbe ermunterte mich dazu, indem er mir riet, immer recht ſtarke Tagereiſen zu machen, mich unterwegs nur ſo kurz wie möglich aufzuhalten und in den Ventas oder Wirtshäuſern, wo ich übernachtete, nichts über das Ziel meiner Reiſe verlauten zu laſſen, vielmehr die Leute irre zu führen, indem ich beim Aufbruch ſcheinbar eine andere Richtung einſchlüge. Der treffliche Mann, der die ganze Gegend aufs genaueſte kannte, erbot ſich, meinen Führer ſelbſt in dieſer Hinſicht zu inſtruiren. Dies nahm ich mit Dank an, und ſo ward die Reiſe von mir unternommen. Mein andaluſiſches Roß war unermüdlich, und da ich mein Gepäck mit der Poſt über Malaga nach Gibraltar geſchickt hatte, hinderte mich nichts, mit meinem gleich gut berittenen Führer unaufhaltſam von Tagesanbruch bis zum Abend vorwärts zu ſprengen, indem ich mir nur ein paar Male ganz kurze Raſt zum Einnehmen einiger Nahrung gönnte. In den Ventas ſchien mir Nachts die anempfohlene Vorſicht kaum

nötig; die Wirtsleute flößten mir durchaus Zutrauen ein. Ich unterhielt mich mit ihnen so gut am Herd, daß ich trotz meiner Müdigkeit immer erst spät das Lager suchte, und mir däuchte, ich müßte aller Menschenkenntnis entbehren, wenn ich irgend etwas von ihnen zu befürchten haben sollte. Dennoch beobachtete ich die mir gegebenen Vorschriften. Uebrigens ward mir bestätigt, bei Saucejo befinde sich eine starke Räuberbande, die sich jedoch weiter südlich seit lange nicht habe blicken lassen. In Ronda gewann ich die Ueberzeugung, daß vielleicht keine Stadt an wilder Romantik der Lage sich mit dieser messen könne. Der Prospekt von der über den Felsenabgrund gespannten Brücke, unter welcher in schwindelsteiler Tiefe sich der Guadalvin brausend und schäumend hinwälzt, hat selbst in den Alpen kaum seinesgleichen; und die ringsum aufschießenden phantastischen Felsformen, aus deren Spalten und Rissen Bäume und Gestäude des Südens in Fülle hervorsprießen, vollenden den zauberischen Eindruck. Der weitere Ritt nach dem weinberühmten Xeres de la Frontera war gleichfalls, wenigstens im Anfang, wo er durch zerrissene Schluchten führte, höchst lohnend. Sodann schlug ich in einer mit einer endlosen Reihe von Maultieren bespannten Diligencia den Weg nach Norden ein, verbrachte einige Tage in Cordova über den Trümmern dieser einst gewaltigsten Stadt des Abendlandes, den Resten arabischer Herrlichkeit nachforschend, und machte mich hierauf in der Mancha von neuem beritten, um auf einer kleinen Exkursion nach Toboso die Spuren Don Quixote's und seiner Dulcinea zu verfolgen. Die Gegend ist recht öde; aber doch ist es nicht bloß die Phantasie des Cervantes, die sie mit interessanten Gestalten belebt hat; denn die altspanischen Tänze mit Castagnetten und Guitarrenspiel, die in den meisten anderen Gegenden des Landes mehr und mehr verschwinden, stehen hier noch in Blüte, und jetzt, zur Zeit der Weinlese, fand ich Abends in den Dörfern überall

frohe Gruppen um die Paare verſammelt, die den Bolero tanzten. In der That erſchien mir die Mancha, mehr als irgend ein Teil von Spanien, als das von Mephiſtopheles geprieſene Land des Weines und der Geſänge. Die vielen Windmühlen, die ſonſt im Süden ſo ſelten ſind, erinnerten mich auch an das Abenteuer des edlen Ritters. Es iſt merkwürdig, wie das Phantaſiegebilde eines armen, während ſeines Lebens von ſchwerer Not gedrückten Caſtilianers das Einzige iſt, was dieſe Provinz berühmt gemacht hat, daß der Ritter von der traurigen Geſtalt, der nie exiſtirt, lebendig durch die Jahrhunderte ſchreitet, während alle Bewohner der Mancha, die ein wirkliches Leben geführt haben, nicht einmal als Schemen, als Träume eines Schattens in der Erinnerung der Menſchen fortdauern. Mein Führer, ein ſehr aufgeweckter junger Bauer, wußte aufs genaueſte Beſcheid im Roman des Cervantes und hielt alle Abenteuer des Ritters von der traurigen Geſtalt für unumſtößliche hiſtoriſche Fakta, indem er mir die Venta, vor welcher der edle Hidalgo die Waffenwacht hielt, den Platz, wo deſſen Zweikampf mit dem Barbier ſtattfand und ſo weiter mit ſolcher Wichtigkeit zeigte, als ſeien es berühmte Schlachtfelder.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Winter in Madrid. — J. E. Hartzenbusch. — Literarische Abende beim Herzog v. Rivas. — Prosper Merimée. — Escurial.

Einen Winter, der mir mannigfaltiges Interesse bot, verlebte ich hierauf in Madrid. Die spanische Hauptstadt ist der Mittelpunkt des geistigen Lebens für das ganze Land, ebenso wie Paris für Frankreich; die überreiche, unvergleichliche Gemäldesammlung allein hätte mich monatelang daselbst beschäftigen können. Aber auch die Bibliotheken, sowohl die nationale, wie die des Herzogs von Ossuna, lieferten mir erwünschte Ausbeute. Ebenso anziehend war für mich das gesellige Leben. Da mein Werk über das spanische Drama in Spanien sogleich Aufmerksamkeit erregt hatte, fand ich mich in den literarischen Kreisen von vornherein gut eingeführt. Der Erste, den ich aufsuchte, war der bereits früher genannte Don Juan Eugenio Hartzenbusch. Dieser von einem deutschen Vater stammende, aber in Madrid geborene Dichter und Gelehrte, der an der Nationalbibliothek angestellt war, räumte mir alsbald einen Platz neben dem seinigen auf der genannten Bibliothek ein, und durch ihn wurden mir alle literarischen Hilfsquellen, nach denen ich begehrte, erschlossen. Er hatte sich noch als ganz junger Mann im Beginn der dreißiger Jahre einen großen Namen gemacht durch ein Trauerspiel „Die Liebenden von Teruel", welches, als eines der ersten Dramen der romantischen Schule, den klassizistischen

Regelzwang sprengte und die spanische Bühne wieder mit einem erfrischenden Hauch von Poesie belebte. Diesem Erstling hat er noch eine ganze Reihe anderer Schauspiele folgen lassen, die sich sämmtlich durch einen wohlerwogenen Plan und Feinheit der Ausführung auszeichnen. Ein ebenso großes, vielleicht noch größeres Verdienst erwarb er sich durch seine vorzüglichen Editionen der alten Dramatiker, deren Werke zum Teil nur noch in höchst seltenen Drucken des siebenzehnten Jahrhunderts vorhanden waren. — Neben ihm sah ich täglich auf der Bibliothek Don Augustin Duran, vielleicht den bedeutendsten Gelehrten Spaniens, von dessen erstaunlicher Kenntnis der altcastilianischen Literatur zahlreiche Werke Zeugnis geben. Es hat mich oft indignirt, daß Deutsche, die von Spanien nicht viel mehr kennen, als den Namen von diesem Lande, wie von einem halb barbarischen, aller literarischen Kultur entbehrenden reden. Nun läßt sich eine Menge von trefflichen Werken aufführen, mit denen Spanier in neuerer Zeit die Welt beschenkt haben. Ein besonders leuchtendes Beispiel von aufopferndem Eifer für Literatur, wie kein anderes Land es aufweisen kann, und welches allein jene Verdächtigung niederzuschlagen vermöchte, will ich hier anführen. Der Buchhändler Ribadeneyra in Madrid hat in einer fast unübersehbaren Reihe von Bänden alle hervorragenden Dichter und Schriftsteller Spaniens seit dem sechzehnten Jahrhundert, von den vorzüglichsten Gelehrten kritisch gesichtet, herausgeben lassen — ein so kolossales Unternehmen, daß der Verleger dabei, wie er es voraus wußte, nahezu sein ganzes Vermögen zusetzte. Die Buchhändler anderer Länder, die sich als hochherzige Förderer der Literatur preisen lassen, weil sie geisttötende Moderomane in wohlfeilen Ausgaben verbreiten (wobei sie glänzende Geschäfte machen), müssen die Augen beschämt vor ihrem spanischen Kollegen niederschlagen. Ribadeneyra's Sammlung ist ganz unschätzbar und verleiht dem

Namen ihres Urhebers einen Glanz, welcher neben dem des Aldus in Venedig nie erblassen wird.

Natürlich suchte ich bald den mir von Gaëta und Neapel her bekannten Herzog von Rivas auf. In seinem Hause fand allwöchentlich einmal eine Abendgesellschaft statt, bei welcher sich alle literarischen Notabilitäten der Residenz um den liebenswürdigen Wirt versammelten. Die Zwanglosigkeit im geselligen Leben der Spanier zeigte sich hier auf sehr anmutende Weise. Der Herzog, Grande von Spanien, verkehrte mit seinen sämmtlichen Gästen, von denen manche der Geburt wie dem gesellschaftlichen Range nach sehr untergeordnete Stellungen einnahmen, wie mit Seinesgleichen. Die Gattung der Literatur, die im neueren Spanien am meisten kultivirt wird, ist die dramatische, und so waren die häufigsten Persönlichkeiten, die ich in den genannten Abendgesellschaften kennen lernte, auch Schauspieldichter. Unter ihnen nenne ich besonders Breton de los Herreros, der, damals schon in höherem Lebensalter stehend, die Bühne mit einer großen Menge fast durchaus trefflicher Produktionen bereichert hatte. Die mehrsten derselben sind Lustspiele der feinsten Art, von so glücklicher Anlage, so geistsprühend im Dialoge und durch eine so edle Form in den Bereich der Poesie emporgehoben, daß in den neueren Literaturen ihnen wohl wenige an die Seite gestellt werden können. Wenn die anderen Völker von diesen Komödien kaum Notiz genommen haben, wenn sie dieselben nicht nachgeahmt und auf ihre Theater gebracht, so erklärt sich das wohl nur eben aus der Form genannter Stücke. Dieselbe ist so national spanisch, die in den zierlichsten Versen mit Reim oder Assonanz sich bewegende Sprache bedingt so wesentlich die Wirkung, daß es eine äußerst schwierige Aufgabe für den Bearbeiter ist, sie in ein fremdes Idiom zu übertragen, ohne einen großen Teil ihrer Reize zu zerstören.

Ich habe früher es einmal gerühmt, daß die spanischen

Staatsmänner, ebenso wie die englischen, sich, außer durch ihre politische Thätigkeit, auch noch durch eine literarische hervorzuthun suchen. Doch muß ich hier einschränkend hinzufügen, daß man in Spanien etwas zu weit geht, wenn man in poetischem Talent eine Empfehlung sieht, welche den damit Begabten für die Bekleidung von wichtigen Staatsämtern qualifizire. Es ist dies das direkte Gegenteil von der in Deutschland herrschenden Ansicht. Man weiß, wie schnöde der unglückliche Heinrich von Kleist, als er sich um eine Anstellung im preußischen Ministerium bewarb, zurückgewiesen wurde, indem man ihm besonders seine dichterische Thätigkeit zum Vorwurf machte. Kaiser Ferdinand von Oesterreich erwiderte einem Schriftsteller, der in einer ihm erteilten Audienz um ein kleines Amt bat: „Nein, lieber Mann, Büchelschreiber können wir nicht gebrauchen." Das zeugt nun freilich von geistiger Roheit und erinnert an das Zopf-Gamaschentum Friedrich Wilhelm's I., der seinem Sohn aus Flötenspiel und Beschäftigung mit Literatur ein Verbrechen machte. Es hat manche Fälle gegeben, wo begabte Männer umsichtige Verwaltung von Aemtern mit schriftstellerischen Arbeiten zu verbinden gewußt haben, und es heißt sich höheren Bestrebungen geradezu feindselig erweisen, wenn man Solchen, die den Trieb zu literarischen Leistungen in sich fühlen, die Möglichkeit abschneidet, sich durch ein Amt eine gesicherte Existenz zu verschaffen. In Spanien aber scheint, oder schien wenigstens damals, umgekehrt das Versemachen als eine Empfehlung für ein Staatsamt zu dienen. Alle Bureaux der Ministerien waren mit Leuten angefüllt, welche, wie ich verschiedentlich vernahm, ihre Posten nur deshalb erhalten hatten, weil sie Verfasser von Bändchen oft recht mittelmäßiger Gedichte waren, und auch von Ministern des Unterrichts und des Innern hörte ich, die ihre hohen Stellungen nur auf den Titel hin erhalten hatten, daß sie beliebte Bühnendichter waren. Ob das

Staatswohl bei einer ſolchen Beſetzung der oberſten Aemter immer gedeiht, kann wohl die Frage ſein.

In Madrid beſuchte ich nicht nur mehrere Hoffeſte im königlichen Palaſte, ſondern auch Geſellſchaften in verſchiedenen Privathäuſern. Bei dem damaligen Miniſter des Auswärtigen, Calderon de la Barca, wurde ich förmlich Hausfreund. Derſelbe machte ſeinem Namen keine Unehre. Er war ein vielſeitig gebildeter Mann, kannte die deutſche Literatur und hatte Wieland's Oberon in ſchöne ſpaniſche Verſe überſetzt. Da er mir ſeine Uebertragung ſchenkte, las ich dieſelbe und fand — möge man mich deshalb nicht unpatriotiſch ſchelten — an ihr mehr Behagen, als an dem Original. Was mir Wieland's Gedicht, das in ſeinem Inhalt ſo viel Schönes bietet, immer ungenießbar gemacht hat, iſt die Barbarei der Form. Seit wir wiſſen, was Octaven ſind, müſſen uns, wenigſtens wenn wir Formenſinn haben, die unregelmäßigen Strophen Wieland's mit ihren eingemiſchten Alexandrinern und daktyliſchen Verſen und den bald hier, bald dort ſtehenden Reimen geradezu unerträglich ſein. Der ſpaniſche Ueberſetzer hat nun in ſeiner Verſion mit großem Geſchick die regelmäßige Octave Arioſt's angewandt und dadurch das Original, welches eben wegen ſeiner Form ſchon veraltet iſt, zu einem wahren Kunſtwerk geſtaltet. Auch des Miniſters Gemahlin, eine geborene Irländerin, war eine geiſtig hochſtehende Frau und hat einen Roman in engliſcher Sprache geſchrieben, deſſen Heldin die heilige Thereſa iſt. Sie war ſpäter Aya oder Erzieherin der Kinder der Königin Iſabella.

Im Hauſe der Gräfin Montijo, Mutter der Kaiſerin Eugenia, einer liebenswürdigen Dame, die noch Spuren ehemaliger großer Schönheit trug, traf ich den mir von früher her befreundeten Prosper Merimée, welcher den ganzen Winter in Madrid zubrachte. Derſelbe ſtand in ſehr intimen Beziehungen zu Napoleon III., ſowie zu deſſen Gemahlin und

wohnte im Palaſt der Mutter der Letzteren. Da Merimée häufig größere Spaziergänge machte, verabredete ich mich mit ihm zu ſolchen, und ſah ihn demgemäß ſehr oft. Er beſaß in hohem Grade jenes einnehmende Weſen, das den gebildeten Franzoſen meiſtens eigen iſt. Dazu eine kauſtiſche Schärfe des Witzes, welche die Schwäche Niemandes ſchonte. Wie nahe er dem Hofe des Abenteurers ſtand, der damals Kaiſer von Frankreich hieß, war mir recht wohl bekannt, und ſo überraſchte mich die Offenheit, mit der er die Gebrechen der franzöſiſchen Regierung und Verwaltung aufdeckte, beſonders aber ſein Freimut im Geißeln der hohe Stellungen einnehmenden Kreaturen Napoleon's. In dieſem Kreiſe bewegten ſich ſeine Geſpräche gewöhnlich; mir war es lieber, wenn ſie auf literariſche Gegenſtände übergingen. Er redete von ſeinen Novellen, unter denen einige, wie Colomba und Carmen, für Meiſterſtücke dieſes Faches gelten können, als von Erzeugniſſen ſeiner Nebenſtunden und ſchien weit größeres Gewicht auf ſeine gelehrten Arbeiten zu legen. Als Inſpektor der Antiquitäten von Frankreich kannte er die Reſte des Altertums wie des Mittelalters in dieſem Lande auf das genaueſte und hatte Vieles darüber publizirt. Seine Spezialität in Geſchichte und Literatur waren die ſpaniſche und die ruſſiſche, und er hat auf jedem der beiden Gebiete eine Leiſtung aufzuweiſen: die Geſchichte Peter's des Grauſamen und die des falſchen Demetrius; dieſe beiden Werke leiden aber an auffallender Trockenheit, und man erkennt in ihnen den geiſtvollen Novelliſten nicht wieder. Merimée hatte ſtets eine große Antipathie gegen die in Frankreich ſo beliebte Phraſenmacherei; allein in ſeiner letzten Periode ſcheint er auch Leben, Anmut und poetiſches Kolorit des Stils, wie es einem Geſchichtswerk nicht fehlen darf, dieſer Idioſynkraſie geopfert zu haben. In ſeinen literariſchen Anſichten konnte ich nicht immer mit ihm übereinſtimmen. Er liebte ſehr die altſpaniſchen Dramen, pries die

Fülle interessanter Situationen und ergreifender Konflikte in ihnen, bei Lope de Vega auch die Charakteristik der Figuren, meinte aber, es sei ein Unglück, daß von Anfang an die metrische Form für das höhere Schauspiel in Spanien festgestellt gewesen sei. Dies habe zu weit von der Natur abgeführt und dem Schwulst der Rede Thür und Thor geöffnet. Auch an Shakespeare rügte er den letzteren Uebelstand mit harten Worten. Ich erwiderte ihm darauf, nach meiner Ueberzeugung sei es gerade der metrischen Form zu verdanken, daß das spanische, sowie das englische Schauspiel eine solche Höhe erreicht habe und nicht in die Prosa und flache Alltäglichkeit, die auf anderen Bühnen heimisch, versunken sei; ich könnte mir einen standhaften Prinzen oder einen Macbeth, der Verse entkleidet, gar nicht denken. Nur in solchen als Bombast getadelten Metaphern, in solchen schwunghaften, oft hyperbolischen Reden, welche durchaus das metrische Gewand erforderten, könnten gewaltige Affekte zum Ausdruck gelangen und eine hinreißende Wirkung üben; derselben entkleidet, würden die genannten Trauerspiele und alle Werke der großen Dichter nüchtern und trocken, ja völlig zerstört werden. Man möge sich nur einmal den Wunderthätigen Magus oder den König Lear in der Sprache von Diderot abgefaßt denken und sich fragen, was dann davon übrig bliebe. Hierin gab mir Merimée wohl halb und halb recht, begann aber dann, wie er oft vom Ernsten ins Scurrile übersprang, in parodirender Weise mit höchstem Pathos einen Monolog aus Victor Hugo's Hernani zu deklamiren und fragte mich schließlich, wie mir das gefalle. Ich konnte nicht in Abrede stellen, daß die recitirte Stelle etwas überschwenglich sei und gab dann meiner Abneigung gegen den Alexandriner Ausdruck. Die Franzosen, denen für das Drama kein anderer Vers zu Gebote stehe, hätten allerdings recht, die Prosa vorzuziehen. Das war nun ganz aus Merimée's Seele gesprochen, und während fast alle

seine Landsleute noch immer die Größe ihres Corneille nicht antasten lassen wollen, sprach er demselben so scharf das Urteil, wie nur Lessing es gethan haben könnte. — In einigen der Schriften Merimée's ist mir die Verbindung von lebenswahrer, ganz realistischer Zeichnung der Figuren mit einem Hange zum Wunderbaren und Gespenstischen aufgefallen; so in einer Novelle, deren Hauptperson ein Werwolf ist, in Don Juan de Marana, nach einer altspanischen Legende und in der „Venus von Ille". In einem kleinen Drama, „Die Familie Carvajal", hat er die ausschweifenden Greuel, welche die französische romantische Schule im Beginne zu häufen liebte — eine Manie, der Victor Hugo im „Han von Island" auch gehuldigt — auf die Spitze getrieben. Nach der humoristischen Vorrede möchte man glauben, das Stück sei eine Parodie der Schauer-Dramen der Porte Saint Martin. Jedoch tritt diese Tendenz nicht klar hervor; nur der Schluß deutet wieder darauf: Ainsi finit cette comédie et la famille de Carvajal. Le père est poignardé, la fille sera mangée: excusez les fautes de l'auteur.

Mehrmals begab ich mich von Madrid aus nach dem Escurial, um die dortige berühmte Sammlung arabischer Manuskripte zu benützen. Die Bibliothek verdient übrigens nicht ganz den hohen Ruf, den sie besitzt. Man glaubt gewöhnlich, sie sei ein Rest der großen Handschriftensammlungen, die zur Zeit der Araber in Andalusien existirten. Allein diese sind sämmtlich in den furchtbaren Kriegen, welche Spanien verheert, untergegangen. Einige Ueberbleibsel davon mögen nach Afrika geschleppt worden sein; aber die arabischen Schriften, die zurückgeblieben, mußten von den Morisken aufs sorgfältigste versteckt werden, und es wurde auf sie von der Geistlichkeit und Inquisition förmlich Jagd gemacht.

Madrid ist unter den großen spanischen Städten die jüngste. Früher von den castilischen Königen, die hier ein

Schloß hatten, nur der Jagden wegen besucht, wuchs sie erst seit der Zeit Karls V., hob sich aber nun auch schnell zu größter Bedeutung, indem sie als Residenz Philipp's II. und seiner Nachfolger der Mittelpunkt der mächtigsten Monarchie in Europa ward. Die Umgegend ist wegen ihrer Baumlosigkeit verrufen; jedoch Derjenige, der die Schönheit einer Landschaft nicht allein nach dem Pflanzenwuchs beurteilt, kann ihre Großartigkeit und ihren malerischen Reiz nicht verkennen. Ich glaube kaum, daß die vielgepriesene römische Campagna ihr in dieser Hinsicht gleichkommt. Die Felshöhe oberhalb des Manzanares, auf welcher die Stadt gebaut ist, bietet an mehreren Punkten herrliche Ausblicke in die Tiefe und die weiterhin über denselben aufragende hohe schneebedeckte Sierra von Guadarrama.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern. Beſuch bei demſelben in Berchtesgaden. — L. v. Ranke. — Streifzüge. Aufenthalt in Algier. — Horace Vernet. — Mac Guckin de Slane. — Blidah. — Medeah. — Die alte Königsſtadt Tlemcen.

Auf meinen Reiſen und namentlich auf dieſer letzten war mir mehrmals der Gedanke aufgeſtiegen, meinen Aufenthalt auf die Dauer an einem der mir beſonders lieb gewordenen Orte im ſüdlichen Europa zu nehmen. So hatte ich früher eine Zeit lang die Idee gehabt, eine ſchöngelegene Villa auf dem Poſilip bei Neapel zu erwerben. Jetzt beſchäftigte ich mich mit dem Plane, mich in Granada niederzulaſſen und ein Haus auf dem Albaicin mit der Ausſicht auf das Darrothal und die Alhambra zu erſtehen. Allein bei näherer Erwägung ſagte ich mir, ich würde mich bei ſolcher völligen Losreißung von meinem Vaterlande doch nicht zufrieden fühlen können; ſelbſt aus der herrlichſten Natur würde ich mich bei der dort unvermeidlichen Iſolirtheit nach dem geiſtigen Leben der Heimat zurückſehnen. So beſchloß ich, wenn auch nach langem Kampfe, mich vom Süden loszureißen, ging noch einmal nach Andaluſien, um von den mir beſonders lieb gewordenen Orten daſelbſt Abſchied zu nehmen, und kehrte dann nach Deutſchland zurück.

Als ich im Sommer 1854 mich wieder bei meiner Mutter und meinen Geſchwiſtern in Mecklenburg befand, entwarf ich

den Plan, wenigstens einen beträchtlichen Teil des Jahres dort auf dem Lande zu verbringen, für den übrigen dagegen mich an einem andern Orte in Deutschland zu fixiren, wobei fernere Reisen nicht ausgeschlossen wären. Inzwischen befand ich mich in der ländlichen Einsamkeit ganz wohl Da empfing ich höchst unerwartet ein im Auftrag König Maximilian's II. von Bayern an mich gerichtetes Schreiben, dessen Zweck es war, mich nach München und in die Nähe dieses Monarchen zu ziehen. Der für Wissenschaft, Literatur und Poesie begeisterte König hatte keinen Begriff von meinen Lebensverhältnissen und glaubte, sein Ziel dadurch erreichen zu können, daß er mir irgend eine Stellung, in Betreff deren er zunächst meinen Wunsch einholen wollte, anböte. Ich erwiderte darauf, daß ich meine Freiheit über Alles liebte, daß es mir aber sehr schmeichelhaft sei, zu hören, wie meine literarischen Arbeiten die Augen des hochsinnigen Fürsten auf mich gezogen hätten, und daß ich sicher nicht verfehlen würde, demselben mich in nicht zu ferner Zeit vorzustellen. Im Herbst richtete ich nun eine Reise nach Süddeutschland so ein, daß ich Berchtesgaden berührte, wo gerade der König weilte. Der Empfang, der mir von Letzterem zu teil ward, war ein überaus freundlicher, ja herzlicher, und ich blieb, der königlichen Aufforderung entsprechend, sogleich mehrere Wochen in dem wundervoll gelegenen Orte, der in Bezug auf Naturschönheit in Deutschland nicht seinesgleichen hat. Diese Zeit wird mir unvergeßlich bleiben. Der Oktober neigte sich schon dem Ende zu; allein die Natur feierte, wie ich das mehrmals in den bayerischen Alpen erlebt, bevor sie sich zum Winterschlaf niederstreckte, noch einmal ein Hochfest, indem sie sich in aller ihrer Herrlichkeit zeigte. Es schien ein neuer, schönerer Sommer angebrochen; die Sonne wandelte in goldener Glorie am Firmament hin, und Erde und Himmel berauschten sich an ihren Strahlen. Die Almen glänzten wie Smaragde, und mit dem Grün der Matten

wetteiferten die welkenden Blätter an den Berghängen in Farbenpracht. Hoch oben jedoch an den Felsenschroffen, eine über die andere emporklimmend, ragten die Edeltannen, in ein unergründlich tiefes Aetherblau. Um alle diese Wunder zu genießen, machte die königliche Familie von der prächtig gelegenen Villa, die das weite Thal und Hochgebirge überschaut, täglich große Ausflüge, an denen teilzunehmen ich eingeladen ward. Die Fahrten gingen bald an den Fuß der und jener Höhe, die dann bestiegen wurde, bald an den Königssee, wo die königlichen Nachen warteten. Auf diesem See, der in der wilden Großartigkeit und zugleich in der Lieblichkeit seiner Ufer keinen Nebenbuhler hat, wurden viele Stunden verbracht. Man stieg an dessen südlichem Ende aus, wanderte nach dem Obersee hinüber und klomm an den ihn überragenden steilen Wänden empor, um Edelweiß zu suchen. Eine solche Partie ist mir besonders in der Erinnerung geblieben. Am Abend eines Tages, der ganz dem Naturgenuß gewidmet gewesen, wurde das Diner zu St. Bartholomä am Seegestade im Freien eingenommen. Als schon die Nacht heraufgestiegen und der Mond in beinah vollem Glanze am Himmel stand, machte die Königin, eine kühne Bergbesteigerin, den Vorschlag, noch die Eiskapelle, die in beträchtlicher Höhe am Abhange des Watzmann gelegen ist, zu besuchen. Die Expedition wurde sofort bei Fackelschein unternommen, und da eine Königin voranschritt, durften selbst diejenigen Herren, die im Klettern nicht eben geübt waren, auf den jähen Pfaden über Steingeröll, die nur vom Flackerlicht der Fackeln und dem dämmerhaften Mondenschein erhellt waren, nicht zurückbleiben.

Der König war ein großer Freund des Reisens; er hatte Italien und Sicilien häufig besucht, in früheren Jahren auch Griechenland gesehen und hegte den lebhaften Wunsch, bald Spanien kennen zu lernen, zu welcher Reise er mich im voraus einlud. Schon diese Passion bot ihm vielfachen Stoff zur

Unterhaltung mit mir. Noch mehr jedoch drehte sich die letztere um höhere geistige Interessen. Den Monarchen hatte in seiner Jugend die Schelling'sche Philosophie, die ihm von deren Urheber vorgetragen worden war, lebhaft beschäftigt. Er fand nachher zwar, dieselbe biete nicht diejenige Erkenntnis, die sie verspreche, sie bemächtige sich mehr der Phantasie, als daß sie Einsicht in das Wesen der Dinge gewähre; aber er rühmte ihr nach, daß er ihr viele Anregungen verdanke, und jedenfalls hatte sie seinem Geist eine ideale Richtung gegeben. Er nahm großes Interesse an historischen Studien; seine innerste Herzensneigung war jedoch der Poesie zugewandt, in welcher er eine ungemeine Belesenheit verriet. Das Thema zu Gesprächen mit mir konnte daher nicht leicht ausgehen. Was ihn zuerst auf mich aufmerksam gemacht hatte, war meine Nachbildung des Firdusi, die er, ein Phönix in der deutschen Lesewelt, aufs genaueste kannte. Meine Arbeiten über spanische Literatur waren ihm bis dahin fremder geblieben. Doch mußte ich ihm versprechen, ihn in die Kenntnis der castilianischen Dichtkunst, sowie auch in die der indischen und arabischen, mit denen ich mich damals viel beschäftigte, einzuführen. Zu diesem Zweck sollte ich, wenigstens während einiger Wintermonate, nach München kommen. Wie hätte ich einer solchen Einladung von einem Monarchen, der alsbald meine ganze Sympathie gewonnen hatte, widerstehen können?

Während dieses Aufenthalts in Berchtesgaden, wie später noch mehrmals, traf ich mit Leopold von Ranke zusammen, den König Max gern in seine Nähe zog. Derselbe stand damals noch in voller Rüstigkeit und machte in den Morgenstunden oft weite Promenaden, bei denen ich mich ihm gesellte. Seine „Geschichte der Fürsten und Völker von Südeuropa" hatte ich mit lebhaftestem Interesse gelesen und schöpfte im Gespräche mit ihm auch gerne aus dem Schatz des historischen Wissens, den er mir bereitwillig erschloß. Der berühmte

Geſchichtsſchreiber war auch auf dem Gebiet der Dichtkunſt ungemein bewandert, und ich mußte ihm für manche Belehrung dankbar ſein. Die altitalieniſchen Heldengedichte, beſonders aus dem Sagenkreiſe von Karl dem Großen, kannte er genau, und er hat auch eine eigene Schrift darüber verfaßt. Beſchämt mußte ich ihm geſtehen, daß ich über den Arioſt, den ich wohl auch kaum zu Ende gebracht, ſowie über einige Geſänge des Bojardo mich nicht in dieſe ungeheure Flut von Ottave rime hinaus gewagt hätte. Im folgenden Winter verſuchte ich das zu thun; aber nachdem ich den von Vielen hochgeprieſenen Orlando inamorato nicht ohne Anſtrengung durchgeleſen, ſank mir der Mut, mich durch die anderen endlos langen Epopöen des Cyklus durchzuſchlagen. Ueberraſcht wurde ich dadurch, daß unſer trefflicher Hiſtoriker mir die Tragödien des Seneca als höchſt beachtenswerte Werke pries und behauptete, die „Medea“ des Römers ſtehe höher, als die des Euripides und als alle ſpäteren Medeen. Bis dahin kannte ich die Trauerſpiele des Seneca noch gar nicht, ſondern nur die landläufigen Urteile Solcher, die ſie gleichfalls nicht geleſen und wonach ſie ganz wertloſe Produkte, bloße Machwerke eines Rhetorikers, ſein ſollten. Veranlaßt durch Ranke, las ich nun den Seneca in einer ſehr empfehlenswerten Ueberſetzung von Swoboda und konnte bald den Ausſpruch des Geſchichtsſchreibers, allerdings nicht gerade in Bezug auf die Medea, beſtätigen. Wenn auch keines dieſer Stücke von Uebertreibung und Bombaſt ganz freizuſprechen iſt, ſo dürfen ſolche Auswüchſe uns doch nicht hindern, die einzelnen großartigen Schönheiten in denſelben anzuerkennen.

Als der erſte Schnee die Sennerinnen mit ihren Herden von den Almen in das Thal trieb, wurde das Hoflager in Berchtesgaden abgebrochen, und ich begab mich wieder in meine Heimat. Leider machten unaufſchiebbare Geſchäfte es mir unmöglich, im folgenden Winter nach der bayeriſchen

Hauptstadt zu kommen. Im Frühjahr mußte ich mich dann auf ärztlichen Rat zum Gebrauche der Molkenkur nach Baden-Baden begeben. Hier war ich schon früher wiederholt gewesen und halte das Thal von Baden für dasjenige Deutschlands, welches nach dem von Berchtesgaden den zweiten Preis der Naturschönheit verdient. Allein wenn Letzteres gewaltiger durch seinen Hochalpen-Charakter und seine Bergriesen, so ist dieses anmutiger, von mehr idyllischem Reiz und mit üppigerem Pflanzenwuchs bekleidet. Ich kenne nichts Bezauberndes, als den Frühling hier, wenn der Ginsterstrauch mit seinen goldgelben Blüten alle Hänge schmückt, die Flüsse und Bäche mit höheren Wellen rauschen und der Kuckuck fernher aus den Wäldern ruft. Um das zu genießen, muß man sich freilich von der fashionablen Welt, welche die Luft der deutschen Bäder und besonders diejenige von Baden-Baden vergiftet, fern halten. Dieses that ich gewissenhaft und betrat Konversations- und Spielsäle niemals. Meine Gesundheit, die fortwährend erschüttert gewesen, schien sich bei längerem Weilen hier und auf einer nachfolgenden Schweizer Reise etwas zu bessern; dennoch wagte ich im nächsten Winter aus Scheu vor dem rauhen Klima von München nur einen ganz kurzen Besuch daselbst, um mich dem Könige wieder vorzustellen. Ich schien zum Reiseleben prädestinirt zu sein; denn als ich darauf im Mai 1856 abermals in Baden-Baden gewesen und mein Zustand sich als bedenklich herausstellte, glaubte ich, das schon mehrfach erprobte Mittel, Luftveränderung bei häufig wechselndem Aufenthalt, von neuem anwenden zu müssen. Den Sommer verbrachte ich in der Schweiz und Tyrol, stieg dann von den Alpen an das Mittelmeer hinab, streifte einige Wochen an der Riviera umher und begab mich endlich nach Marseille, um mich nach Algier einzuschiffen. Schon in der Nacht, bevor ich an Bord ging, begann der Mistral, jener heftige Nordwind, der in der Provence nicht weniger gefürchtet ist, als die Bora

Geſchichtsſchreiber war auch auf dem Gebiet der Dichtkunſt ungemein bewandert, und ich mußte ihm für manche Belehrung dankbar ſein. Die altitalieniſchen Heldengedichte, beſonders aus dem Sagenkreiſe von Karl dem Großen, kannte er genau, und er hat auch eine eigene Schrift darüber verfaßt. Beſchämt mußte ich ihm geſtehen, daß ich über den Arioſt, den ich wohl auch kaum zu Ende gebracht, ſowie über einige Geſänge des Bojardo mich nicht in dieſe ungeheure Flut von Ottave rime hinaus gewagt hätte. Im folgenden Winter verſuchte ich das zu thun; aber nachdem ich den von Vielen hochgeprieſenen Orlando inamorato nicht ohne Anſtrengung durchgeleſen, ſank mir der Mut, mich durch die anderen endlos langen Epopöen des Cyklus durchzuſchlagen. Ueberraſcht wurde ich dadurch, daß unſer trefflicher Hiſtoriker mir die Tragödien des Seneca als höchſt beachtenswerte Werke pries und behauptete, die „Medea" des Römers ſtehe höher, als die des Euripides und als alle ſpäteren Medeen. Bis dahin kannte ich die Trauerſpiele des Seneca noch gar nicht, ſondern nur die landläufigen Urteile Solcher, die ſie gleichfalls nicht geleſen und wonach ſie ganz wertloſe Produkte, bloße Machwerke eines Rhetorikers, ſein ſollten. Veranlaßt durch Ranke, las ich nun den Seneca in einer ſehr empfehlenswerten Ueberſetzung von Swoboda und konnte bald den Ausſpruch des Geſchichtsſchreibers, allerdings nicht gerade in Bezug auf die Medea, beſtätigen. Wenn auch keines dieſer Stücke von Uebertreibung und Bombaſt ganz freizuſprechen iſt, ſo dürfen ſolche Auswüchſe uns doch nicht hindern, die einzelnen großartigen Schönheiten in denſelben anzuerkennen.

Als der erſte Schnee die Sennerinnen mit ihren Herden von den Almen in das Thal trieb, wurde das Hoflager in Berchtesgaden abgebrochen, und ich begab mich wieder in meine Heimat. Leider machten unaufſchiebbare Geſchäfte es mir unmöglich, im folgenden Winter nach der bayeriſchen

Hauptstadt zu kommen. Im Frühjahr mußte ich mich dann auf ärztlichen Rat zum Gebrauche der Molkenkur nach Baden-Baden begeben. Hier war ich schon früher wiederholt gewesen und halte das Thal von Baden für dasjenige Deutschlands, welches nach dem von Berchtesgaden den zweiten Preis der Naturschönheit verdient. Allein wenn Letzteres gewaltiger durch seinen Hochalpen-Charakter und seine Bergriesen, so ist dieses anmutiger, von mehr idyllischem Reiz und mit üppigerem Pflanzenwuchs bekleidet. Ich kenne nichts Bezaubernderes, als den Frühling hier, wenn der Ginsterstrauch mit seinen goldgelben Blüten alle Hänge schmückt, die Flüsse und Bäche mit höheren Wellen rauschen und der Kuckuck fernher aus den Wäldern ruft. Um das zu genießen, muß man sich freilich von der fashionablen Welt, welche die Luft der deutschen Bäder und besonders diejenige von Baden-Baden vergiftet, fern halten. Dieses that ich gewissenhaft und betrat Konversations- und Spielsäle niemals. Meine Gesundheit, die fortwährend erschüttert gewesen, schien sich bei längerem Weilen hier und auf einer nachfolgenden Schweizer Reise etwas zu bessern; dennoch wagte ich im nächsten Winter aus Scheu vor dem rauhen Klima von München nur einen ganz kurzen Besuch daselbst, um mich dem Könige wieder vorzustellen. Ich schien zum Reiseleben prädestinirt zu sein; denn als ich darauf im Mai 1856 abermals in Baden-Baden gewesen und mein Zustand sich als bedenklich herausstellte, glaubte ich, das schon mehrfach erprobte Mittel, Luftveränderung bei häufig wechselndem Aufenthalt, von neuem anwenden zu müssen. Den Sommer verbrachte ich in der Schweiz und Tyrol, stieg dann von den Alpen an das Mittelmeer hinab, streifte einige Wochen an der Riviera umher und begab mich endlich nach Marseille, um mich nach Algier einzuschiffen. Schon in der Nacht, bevor ich an Bord ging, begann der Mistral, jener heftige Nordwind, der in der Provence nicht weniger gefürchtet ist, als die Bora

in Istrien, zu wehen. Nach einigem Schwanken, ob ich die Reise unter diesen Umständen antreten sollte, entschloß ich mich zuletzt, das Schiff zu besteigen, da der Wind jedenfalls schnelle Fahrt verhieß, wenn er auch Seekrankheit in Aussicht stellte. Auf dem Verdeck fand ich zahlreiche Passagiere, unter denen besonders einer meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug halb orientalisches Kostüm, eine Art von Kaftan und eine turbanähnliche Kopfbedeckung. Ich hörte bald, es sei Horace Vernet, der eine Besitzung in Algier habe und alljährlich einige Monate dort zuzubringen pflege. Nachdem der Hafen von Marseille verlassen war, wurden die Bewegungen des Schiffes auf den hochgehenden Wellen so stark, daß die Passagiere sich fast alle nach und nach in ihre Kojen zurückzogen. Der Mistral war auch so schneidend kalt, daß der Aufenthalt auf dem Verdecke keine Annehmlichkeit bot. So stieg auch ich in die Kajüte hinab und legte mich nieder. Bald spürte ich, wie die Wogen stärker gingen; das Schiff ward dergestalt umhergeschleudert, daß ich immer Gefahr lief, aus der Koje auf den Boden hinzurollen. Indes fühlte ich von Seekrankheit nichts, wie dies immer der Fall ist, wenn ich eine liegende Stellung einnehme. Um die Abendzeit wurde durch Geläut das Zeichen zur Table d'hôte gegeben. Da ich einen lebhaften Appetit verspürte, so wagte ich, mich zu erheben, und taumelte, weil der Boden unter mir sich bald rechts-, bald linkshin neigte, mit schwanken Schritten in den Salon. Die Tafel stand gedeckt, indem das Tischgerät auf die allen denen, welche Seereisen gemacht haben, bekannte Weise befestigt war. Nur Ein Gast jedoch hatte sich eingefunden; es war der Mann im Kaftan, Horace Vernet. Als ich eben neben ihm Platz genommen hatte, trat der Kellner mit der Suppenschüssel durch die Thür herein, stürzte aber bei einer heftigen Bewegung des Schiffs häuptlings nieder, so daß die Suppenschüssel zerbrach und ihr ganzer Inhalt auf den Boden

floß. Horace Vernet, der nichts von Unwohlsein zu verspüren schien, bot mir nun mit französischer Liebenswürdigkeit einige kalte Speisen, die auf dem Tische standen, indem er mich zugleich wegen meiner Bravour beglückwünschte. Jedoch konnte ich kaum ein paar Worte des Dankes stammeln und einige Oliven zu mir nehmen, als ich Schwindel und andere Vorboten der Seekrankheit fühlte und verwirrt den Rückzug in meine Kabine antreten mußte. Nachdem ich dort wieder einige Minuten gelegen, verlor sich mein Unwohlsein, und an dessen Statt stellte sich wieder Hunger ein. Indes suchte ich ihn zu übertäuben, da ein neuer Versuch, aufzustehen, mir allzu bedenklich erschien. Die Nacht verging nicht sehr behaglich; denn das Krachen der Bretter und Aechzen der Masten bildete keine Musik, die zum Schlummer einlud. Gegen Morgen wurde das Meer ruhiger, und bei Tagesanbruch hatte das Schaukeln des Schiffs so weit nachgelassen, daß ich aufstand und mich auf das Verdeck begab. Die See war noch stark beschäumt; doch legten sich die Wogen allmälich, und nach und nach kamen einzelne Passagiere, bleich und verstört, aus den unteren Räumen hervor. Erst jetzt bemerkte ich Horace Vernet, der auf dem Vorderteil des Schiffes saß und eine Skizze der arbeitenden Matrosen zeichnete. Ich redete ihn mit Bezug auf den Vorfall vom letzten Abend an und kam bald in eine lebhafte Unterhaltung mit ihm, deren Faden während der ganzen ferneren Reise nicht abriß. Nach meiner Meinung ist Vernet nur ein Künstler untergeordneten Ranges, und jetzt herrscht auch wohl allgemein die Ansicht, man habe ihn früher beträchtlich überschätzt. Aber seine Persönlichkeit war eine sehr gewinnende, wie er denn auch nach dem, was ich später in Paris gehört, stets allgemeine Achtung und Liebe genossen hat. Besonders nahm mich die außerordentliche Bescheidenheit, mit der er von seinen eigenen Leistungen sprach, für ihn ein. Er kannte von Rom her auch die deutschen

Maler, die im ersten Viertel unseres Jahrhunderts eine Regeneration der Kunst, mit Anknüpfung an die alttoskanische Malerei, erstrebten. Gern hörte ich ihn von denselben sprechen und konnte es ihm auch nicht übel nehmen, daß er bei der gänzlichen Verschiedenheit seiner eigenen Richtung an ihnen, sogar an Cornelius, nicht viel zu loben fand. — Nachdem die Fahrt bei dem Wehen des Mistral schnell von statten gegangen war, rückte sie jetzt, da der Wind umsprang, desto langsamer vor. Erst am folgenden Morgen landeten wir in Algier. Dieses altberüchtigte Seeräubernest, nun zum Teil in eine elegante französische Stadt umgewandelt, bot mir verschiedenartiges Interesse. Das am Felsenhang emporsteigende Viertel mit seinen engen, vielgewundenen Gassen trägt noch unverfälscht arabischen Charakter. Dieser Kontrast ganz moderner Straßen, die im heutigen Paris stehen könnten, eleganter Kaffees, Restaurants und Theater mit den unmittelbar daneben sich erhebenden Behausungen der alten Piratenbevölkerung hat etwas Pikantes. Die sogenannte Kasbah oder Festung auf der Höhe, wo der jetzt fast zerstörte Palast des Dey lag, gewährt einen umfassenden Ueberblick. Dieselbe Mannigfaltigkeit, wie in den Gebäuden, herrscht in den Trachten, und obgleich im unteren Stadtteil die französische vorwaltet, begegnet man doch auch häufig dort beturbanten Muhammedanern und verschleierten Weibern, und Scheichs aus dem Innern des Landes zeigen sich stolz mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf ihrer Brust. Während Glockengeläut vom Turme einer christlichen Kirche erschallt, ruft nicht gar fern davon auf dem Minaret einer Moschee ein Muezzin die gläubigen Moslimen zum Gebet. Die Umgegend prangt in reicher südlicher Vegetation, und im Akklimatisationsgarten glaubt man sich in die Wunder der Tropenwelt versetzt ... Viel dachte ich in Algier an den armen Cervantes und seine langen, von ihm mit solchem Heroismus getragenen Leiden im Sklaven-

kerker. Daß der Bagno, in dem er geſchmachtet, am Meere gelegen, iſt nach den uns aufbewahrten Nachrichten unzweifelhaft; aber vergebens ſuchte ich den Platz genauer zu erkunden. Da, wo früher und noch bis vor fünfzig Jahren ſo viele Unglückliche unter Kettenlaſt und in ſchwerem Frohndienſt geſeufzt, blüht jetzt vielleicht ein Café chantant oder ein Mabillegarten. Uebrigens wenn wir die Seeräuberſtaaten des nördlichen Afrika wegen der vielen von ihnen verübten Greuel verabſcheuen und uns freuen, daß das Mittelmeer von dieſer Peſt befreit worden iſt, dürfen wir nicht vergeſſen, wie der Fanatismus und die Grauſamkeit der Chriſten ſelbſt ſich dieſe Strafrute gebunden hat. Als nach der Eroberung von Granada die feierlich gegebene Zuſage, daß ſie, ungehindert in der Uebung ihrer Religion, das Land zu bewohnen fortfahren ſollten, gebrochen ward, als man ſie zwang, ſich taufen zu laſſen, und die Inquiſition ſie ihrer Gerichtsbarkeit unterwarf, flohen alsbald viele von ihnen zu ihren Glaubensgenoſſen nach Afrika. Die Zurückgebliebenen, die aus Liebe zu ihrer ſchönen Heimat ſich ſcheinbar zum Chriſtentum bekehrten, lieferten dem abſcheulichen Gericht ein weites Feld für ſeine Thätigkeit. Männer, Weiber und Kinder wurden wegen Rückfalles gefoltert und öffentlich verbrannt; die Verzweiflung trieb nun immer neue Moriſken von dem ſpaniſchen an das jenſeitige Ufer, und Rachedurſt machte ſie zu Korſaren, um die an ihren Glaubensgenoſſen und Verwandten verübten Unthaten zu rächen. Beſonders war es Algier, wohin die meiſten ſich begaben, und von wo ſie dann ihre Raubzüge unternahmen. Als unter Philipp III. darauf ſämmtliche Nachkommen der Mauren aus Spanien vertrieben wurden und nun alle längs des Mittelmeers gelegenen Länder ſich mit den Opfern dieſes barbariſchen Verfahrens anfüllten, erhielt die Piratenkolonie einen ungeheuren Zuwachs. Wenn indes viele Tauſende, dem Machtgebot folgend, Spanien verließen, vermochten doch ebenſoviele ſich

nicht von dem Lande zu trennen, das ihre Väter seit fast einem Jahrtausend besessen, und diese, immer von den Spähern der Inquisition umlauert, mußten fort und fort die Flammen der Scheiterhaufen nähren. Die Rachbegier ist sicher kein rühmenswerter Trieb; aber sie scheint von der Natur tief in die Seele des Menschen gepflanzt zu sein. In allen Völkern, die noch auf niederen Stufen der Bildung stehen, herrscht sie übermächtig, und erst wenn dieselben zu einem hohen Grade der Kultur aufsteigen, tritt sie mehr zurück. Kann man sich denn über die Morisken wundern, wenn sie, durch Treubruch und Verrat aus ihrer Heimat verjagt, zum Schwert der Rache griffen und, auf ihren Seeräuberschiffen das Mittelmeer fegend, bald hier, bald dort an den Ufern der Christenreiche landeten, um ihre Städte und Felder zu verheeren, oder die unter dem Zeichen des Kreuzes segelnden Fahrzeuge kaperten, um alle darauf Befindlichen in die Sklaverei zu schleppen? Manche dieser Piraten hatten vielleicht ihre Eltern und Geschwister auf dem Holzstoße sterben sehen, und wenn sie nun an den Glaubensgenossen ihrer Henker Vergeltung übten, indem sie ihnen in ihren Bagnos schwere Arbeiten in Eisenketten auferlegten, so war die von ihnen verhängte Strafe noch eine viel weniger entsetzliche, als der Feuertod.

In Algier hatte ich Briefe an den ausgezeichneten Orientalisten Baron de Slane zu überbringen, der eine Stelle in der dortigen Verwaltung bekleidete. Slane gehörte zu den größten Kennern des Arabischen und war neben dem ihm ebenso dem Geiste wie dem Namen nach verwandten Lane, dem Holländer Dozy und unserem Fleischer wohl der bedeutendste Gelehrte dieses Faches, den Europa seit Sylvester de Sacy hervorgebracht hat. Er kannte jene Sprache in allen ihren Feinheiten und hatte ihren grammatikalischen Spitzfindigkeiten auf den Grund geschaut, wie kaum ein Anderer. Wenn er ein fehlerhaftes Manuskript herausgeben mußte und die verderbten

Lesarten nach seiner eigenen Konjektur zu verbessern suchte, so bestätigten sich diese Mutmaßungen nachher fast jedesmal bei der Auffindung neuer Manuskripte. Seine Arbeitskraft war ungeheuer, und die Wissenschaft verdankt ihm eine lange Reihe von vortrefflichen Editionen und Uebersetzungen arabischer Schriftsteller, besonders Historiker. Ich fand in Slane einen feinen Weltmann, der sich durch seine Anspruchslosigkeit sehr vorteilhaft von so manchen Gelehrten unterschied, welche nicht zum zehnten Teil so viel geleistet haben wie er, aber den Mangel an Verdienst durch dünkelhafte Anmaßung ersetzen zu müssen glauben. Der Zufall fügte es, daß er im Begriffe stand, sich zum Herbstaufenthalt nach Blidah zu begeben, wo auch ich einige Zeit zu verweilen gedachte. Dieses Blidah, im Innern des Landes, einige Meilen von der Hauptstadt gelegen, ist das Tivoli, das Sorrent, das Cintra von Algier. Unfern der Abhänge des kleinen Atlas bietet es in grüner hügeliger Landschaft in den von den Franzosen reichlich angelegten Landhäusern und Gärten die angenehmste Villeggiatur. Da ich mich geistig wenig beschäftigen konnte, brachte ich die ganzen Tage im Freien zu, und es war mir sehr willkommen, daß Slane, der gleichfalls Erholung suchte, sich bei meinen Streifereien oft zu mir gesellte. Wenn ich andere Gelehrte gekannt habe, die von ihren speziellen Fächern zu viel und zu ausschließlich sprachen und für sonstige Gegenstände kaum Sinn hatten, so war bei ihm, wenigstens für mich, das Gegenteil zu sehr der Fall. Nicht nur über das Arabische, sondern auch über Land und Leute in Algier ließ er sich nur notdürftig aus; dagegen bildete Paris den liebsten Gegenstand seiner Unterhaltung, und wenn ich an seiner Seite ging, war mir oft, als schritte ich auf dem Boulevard des Italiens hin, statt auf afrikanischem Boden. — Von Blidah machte ich einen Ausflug gegen Süden durch den kleinen Atlas nach Medeah. Diese Fahrt, die auf wohlgebahnter

Straße durch die romantiſchen Schluchten von Chiffah führt, ſchien mir ſehr lohnend. Beim Anblick der waldbedeckten Bergwände glaubt man ſich in den Norden verſetzt. In der kleinen Stadt Medeah fand ich nicht nur ein leidliches Hotel, ſondern auch verſchiedene Cafés nach Pariſer Art, wie ſie die Franzoſen überall, wohin ſie ihre Tricolore tragen, als Wahrzeichen der Ziviliſation errichten. — Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in dieſem Teil des algieriſchen Gebiets ſchiffte ich mich nach Oran ein und begab mich von dort in das Innere des Landes nach der alten, nun gleichfalls der franzöſiſchen Herrſchaft unterworfenen arabiſchen Königsſtadt Tlemcen. Dieſelbe liegt ſehr anmutig in bergiger Umgebung. Außer einer ſchönen Hauptmoſchee, die ſich durch reichen Schmuck des Innern auszeichnet und einigen anderen muhammedaniſchen Gotteshäuſern bietet ſie jedoch keine Merkwürdigkeiten. Uebrigens drängte ſich mir hier, indem ich an das ehemals in Spanien gegen die Moslimen geübte Verfahren dachte, die Betrachtung auf, welche großen Fortſchritte unſer Jahrhundert gegen die früheren gemacht habe, und ich mußte die Franzoſen wegen ihrer Humanität und Weisheit preiſen. Sie haben die Moslimen nicht im mindeſten in der Ausübung ihres Kultus beſchränkt; in allen ihnen unterworfenen Ortſchaften hört man von den Gebetswarten fünfmal des Tages den Iſanruf, der nach allen vier Weltgegenden verkündet, es gäbe keinen Gott außer Allah. Und dem Glauben der Chriſten geſchieht dergeſtalt nicht der mindeſte Abbruch; die Ehre ihres dreieinigen Gottes erſcheint Niemandem dadurch gefährdet. Der franzöſiſchen Regierung aber iſt es auf ſolche Art gelungen, ſich einen großen Teil der muhammedaniſchen Bevölkerung zu befreunden, und wenn auch noch hier und da fanatiſche Rotten Aufſtände verſuchen, ſo ſcheint dieſer Widerſtand doch mehr und mehr nachzulaſſen. Wie ganz anders würde es um das heutige Spanien ſtehen, wie würden da, wo jetzt entvölkerte Städte

und verödete Felder den Ruin des Landes zeigen, Gewerbefleiß und Ackerbau blühen, wofern nicht seine von wahnsinniger Intoleranz besessene Regierung die fleißigsten der Einwohner durch grausame Verfolgung ihrer Religion und Sitten zur Verzweiflung getrieben hätte! — Nach einer neueren Entdeckung, die erst nach meiner Anwesenheit in Tlemcen gemacht wurde, hat der letzte König von Granada, Abu Abdallah oder, wie die Spanier ihn nennen, Boabdil, nach seiner Vertreibung dort Zuflucht gefunden. Vor einigen Jahren ward man einer Marmorplatte gewahr, die sich in der Thürschwelle eines Hauses befand, und die Grabinschrift des unglücklichen Königs trug. Diese Tafel wurde im Jahre 1878 für die Ausstellung im Trocadero nach Paris geführt und befindet sich jetzt im Museum zu Tlemcen. Der Franzose Broffelard, der ein Memoire über dieselbe geschrieben hat, meint, sie sei in die Thürschwelle eingemauert worden, um die Verachtung und den Haß auszudrücken, den die Moslimen gegen Boabdil hegten, weil er dem Islam das Königreich Granada verloren hatte. Das Datum der Grabinschrift ist vom Jahre der Flucht 899; es wird darin gesagt, Abu Abdallah sei, als er gestorben, etwa vierzig Jahre alt gewesen.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Winter in Rom. — H. v. Thile. — F. Gregorovius. — Fürſtin Caroline v. Wittgenſtein. — G. Ticknor. — Schwere Krankheit. — Abend in der ſiſtiniſchen Kapelle.

Der beſtändige Aufenthalt im Freien während der ſchönen Herbſtmonate hatte kräftigend auf mich gewirkt, und ich dachte nach Deutſchland zurückzukehren. Aber ſchon in der Provence wehten bei meiner Landung im November ſo rauhe Lüfte, daß ich mich entſchloß, den Winter lieber in Italien zuzubringen. Es folgte nun eine der traurigſten Perioden, die ich durchlebt habe; ich ſank ſchon in Florenz aufs Krankenlager, und als ich dann, wieder aufgerafft, mich nach Rom hinſchleppte, verbrachte ich dort mehrere Monate in tiefer Erſchöpfung, ſo daß ich nur ſelten das Haus verlaſſen konnte. Wenn ich an ſchönen ſonnigen Tagen aus meiner Wohnung an der Porta del Popolo zum Monte Pincio emporſchlich und auf einer Bank oben ruhend, die Blicke über das unermeßliche Rom hinſchweifen ließ, mußte ich mir oft ſagen, daß ich wahrſcheinlich die ewige Stadt nicht wieder verlaſſen würde. In dieſer düſtern Zeit war es die Freundſchaft, die einige Lichtblicke in mein Leben warf. Hermann von Thile, damals Geſandter beim päpſtlichen Stuhl, ein Mann von ganz ungewöhnlicher geiſtiger Bildung, bot alles auf, um mich in meiner Trübſal zu erheitern und zu tröſten. Er ſtellte mir nicht nur ſeine reiche Bibliothek ganz zur Verfügung, ſondern

weilte auch, wenn ich nicht zu ihm in den Palaſt Caffarelli auf dem Capitol zu kommen vermochte, viel bei mir, mich durch ſeine Unterhaltung zerſtreuend und aufmunternd. Auch Fürſt Chlodwig von Hohenlohe, der den Winter in Rom zubrachte, ebenſo wie ſein Bruder, der Kardinal, zeigte ſich ungemein teilnehmend und ſuchte wieder Lebensmut in meine Bruſt zu gießen. — Einen neuen Freund gewann ich an Ferdinand Gregorovius. Derſelbe befand ſich ſchon ſeit mehreren Jahren in der Tiberſtadt, wohin ihn die den Germanen ſeit alter Zeit eigene Sehnſucht nach dem Süden gezogen hatte, und es war ihm gelungen, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen in kurzer Zeit ſich eine angeſehene Stellung in der Literatur zu erobern. Seine reizenden Reiſeſchilderungen aus Corſika und Italien, mit denen er bis dahin allein hervorgetreten, betrachtete er ſelbſt nur als Nebenarbeiten. Dagegen war er aufs eifrigſte mit den Studien für ſein Rieſenwerk, die Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter, beſchäftigt, und ich hörte von ihm mit dem lebhafteſten Intereſſe das Nähere über ſein großes Unternehmen. Seitdem hat er dasſelbe in einer langen Reihe von Jahren mit unermüdetem Fleiße zur Ausführung gebracht, und ich ſchätze mich glücklich, deſſen Vollendung erlebt zu haben. Gregorovius darf von ſeinem Werke mit Recht ſagen: Exegi monumentum aere perennius; in demſelben hat die deutſche Literatur der engliſchen, wenn ſie auf Gibbon's „Verfall und Untergang des römiſchen Reichs“ pocht, etwas Ebenbürtiges gegenüberzuſtellen. Es gibt bei uns ſogenannte Gelehrte, welche einen trockenen, unlesbaren Stil und ledernen Inhalt für das Wahrzeichen des echten Hiſtorikers halten und die „Geſchichte Roms im Mittelalter“, weil ſie ſich durch wahrhaft ſchöne, ſtellenweiſe ſogar poetiſche Darſtellung auszeichnet, als eine unwiſſenſchaftliche, halb belletriſtiſche Arbeit herabſetzen zu dürfen glauben. Nun wird und kann Niemand beſtreiten, daß dieſes Werk auf den gründlichſten und

umfassendsten Studien beruht, daß es in dieser Hinsicht den Vergleich mit den gediegensten Leistungen im Gebiet der Historie herausfordert. Wenn aber der Verfasser die Resultate seiner Forschungen dem Leser in anmutiger, dessen Phantasie und Empfindung anregender Gestalt darbietet, so hat er hierdurch seinem Werke einen um so höheren Wert gesichert. Zusammenstellungen geschichtlicher Fakta, die mit Fleiß aus alten Chroniken gesammelt sind, können noch nicht für Geschichtswerke gelten; sie können, selbst in weiter Entfernung, nicht neben die eines Gibbon oder Hume, eines Macchiavelli oder Guicciardini gestellt werden. Es gibt nun allerdings eine Art von poetischer, sich auch in der Stellung der Worte zeigender Prosa, die nicht eben zu billigen ist; aber von dieser hat sich mein Freund in seinem Werke völlig freigehalten. Er beobachtet das weiseste Maß im sogenannten blühenden Stil, und ich möchte sein Buch in dieser Hinsicht als ein Muster der historischen Kunst hinstellen. Wenn Pedanten bei uns sich die Miene geben, auf eine so eminente Produktion als auf eine oberflächliche hinabzublicken, so läßt sich das Motiv dazu unschwer erkennen; es ist der Neid darüber, daß deren glänzende Vorzüge ihr einen Weg in weite Kreise gebahnt haben, während sie ihre eigenen, mühselig zusammengeklaubten Kompilationen in die Winkel der Bibliotheken verbannt sehen. Ein anderer Grund für solche Mißgunst liegt in dem Zunftgeist, der in unserer Gelehrtenwelt herrscht. Wer nicht Professor, Privatdozent oder Bibliothekar ist, dem suchen die Zunftgenossen mit allen möglichen Mitteln das Handwerk zu legen. Aber die Innungen sind glücklicherweise jetzt aufgehoben; die schlechten Schuster können einem Gesellen, der bessere Schuhe liefert als sie, nicht mehr seine Arbeit unter Berufung auf ihre Zunft verbieten, und wenn sie dann die von ihm gelieferte Ware als schlecht verlästern, werden sie ausgelacht. Ebenso wird es unseren Historikern von Profession ergehen und ergeht es ihnen schon, wenn sie

bedeutende Werke, die außerhalb des Bannes der Universitäten entstanden sind, tadeln zu dürfen glauben. — An den langen Winterabenden, die ich immer zu Hause verbringen mußte, war mir Gregorovius' Gesellschaft eine außerordentliche Wohlthat. Für wissenschaftliche Unterhaltungen blieb allerdings mein Geist zu tief gedrückt; allein seine Schilderungen aus Corsika und den verschiedenen Gegenden Italiens scheuchten meinen Trübsinn, und durch seine Erzählungen aus Sicilien versetzte er mich wieder in das sonnige Eiland, das ich so sehr liebte.

Große Anziehungskraft übte während dieser Zeit und während der vielen Aufenthalte, die ich nachher noch in Rom machte, auf mich die Fürstin Caroline von Sayn-Wittgenstein. Durch reiche Geistesgaben und die mannigfaltigsten Kenntnisse, wie sie sich selbst bei Gelehrten nur selten in einem gleichen Umfange finden, steht diese eminente Frau als ein Phänomen da, das Seinesgleichen nicht in der Gegenwart hat. Erst die Nachwelt wird den Genius derselben in seinem ganzen Umfang erkennen, wenn ihre zahlreichen, ebenso durch hinreißende Beredsamkeit, wie durch erstaunliche Wissensfülle ausgezeichneten Schriften, die bisher nur als Manuskripte gedruckt worden, in weiteren Kreisen Verbreitung finden werden. Diese Werke ruhen zwar auf der Grundlage des Katholizismus, sind aber von so hohen Anschauungen erfüllt, daß sie auch den Bekennern der freiesten Richtung reiche geistige Nahrung bieten. Die Verfasserin ist von jeder Befangenheit oder gar Intoleranz weit entfernt und vermag religiöse und philosophische Anschauungen, welche der ihrigen diametral entgegengesetzt sind, mit offenem Sinne zu würdigen. Das edle Herz und die hohe Gesinnung, welche der Fürstin eigen sind, haben mir ihre Freundschaft zu einem unschätzbaren Gute gemacht, und ich würde mehrmals niederdrückenden Momenten meines Lebens vielleicht erlegen sein, wenn sie mich nicht über dieselben hinweggehoben hätte.

In demſelben Hotel wie ich, den Isole Britanniche, wohnte auch der Amerikaner George Ticknor, bekannt als Verfaſſer einer umfangreichen Geſchichte der ſpaniſchen Literatur. Derſelbe ſuchte mich auf, und es fanden ſich natürlich viele Anknüpfungspunkte für unſere Unterhaltung. Es iſt zu beachten, daß in neuerer Zeit beſonders Amerikaner vorzügliche Arbeiten über Spanien geliefert haben. Vor allem hoch ſtehen die Geſchichte Ferdinand's und der Iſabella von William Prescott, ſowie eben deſſen Eroberung Mexikos und Perus, wahre Muſter von Geſchichtsſchreibung, ausgezeichnet durch gediegene Quellenforſchung, ſowie durch lebendige Auffaſſung und Darſtellung des Stoffes. Es iſt ein Wunder, daß ſolche Werke von einem völlig Erblindeten verfaßt werden konnten! Ticknor's ſpaniſche Literaturgeſchichte kann meines Bedünkens nicht auf einen gleich hohen Rang Anſpruch machen; ſie zeugt von Fleiß und Beleſenheit, iſt aber ziemlich trocken und ſteht im Urteil ſicher hinter der ſchon vor achtzig Jahren geſchriebenen von Bouterwek zurück. Dieſes Werk kann übrigens dem Deutſchen Anlaß geben, Amerika und England um ihre Literaturzuſtände zu beneiden; ſobald es ans Licht getreten, folgten jenſeits wie diesſeits des Ozeans mehrere Auflagen hinter einander, während in Deutſchland eine wirklich auf Originalſtudien beruhende Arbeit ſolcher Art auf die engſten Kreiſe beſchränkt bleiben würde. Bei uns blüht zwar die Literaturgeſchichte; aber was unter dieſem Namen Beifall und Verbreitung findet, ſind mehrenteils Plagiate aus den auf wirklichem Quellenſtudium beruhenden Werken, meiſt ohne deren Nennung zuſammengerafft und mit einer Brühe von ſchalen Phraſen übergoſſen. — Sehr überraſchte es mich, Ticknor in der Unterhaltung weit geiſtvoller und intereſſanter, denn als Schriftſteller zu finden. Er ſtand damals ſchon im Greiſenalter und blickte auf ein reiches Leben zurück, von dem er in anziehendſter Weiſe zu erzählen wußte. Mehrmals, und bereits im erſten Viertel unſeres

Jahrhunderts, hatte er den größten Teil von Europa durchreist und Spanien noch unter Ferdinand VII. gesehen. In Granada fand er noch öffentliche Anschläge an den Straßenecken, in welchen sämmtliche Bewohner aufgefordert wurden, Ketzer oder der Ketzerei Verdächtige beim heiligen Gericht anzuzeigen. Ticknor, als unter dem Schutz der amerikanischen Gesandtschaft stehend, lief freilich keine Gefahr, wegen seines Glaubens verfolgt zu werden; aber Spanier konnten durch irgend unvorsichtige Aeußerungen leicht in den Kerker, wenn auch nicht mehr auf den Holzstoß geführt werden. — Ticknor erzählte mir, er habe Lord Byron zu London gerade in der Zeit kennen lernen, als er in kurzer, unglücklicher Ehe mit Miß Milbank verbunden war; etwas später habe er ihn in Italien besucht, und zwar in einem Landhause an der Brenta, welches er (wie ich in keiner Byronbiographie erwähnt gefunden habe) bewohnte, bevor er seinen dauernden Aufenthalt in Venedig nahm.

In meiner Trübsal war mir längere Zeit hindurch auch ein Besucher willkommen, der mich durch Erzählungen von fernen Ländern zu zerstreuen wußte. Es war ein Deutscher, Herr von S., der im Dienst der katholischen Kirche große Missionsreisen nach Ostasien und Afrika gemacht hatte. Er war sehr beredt und wußte aufs anziehendste von den Sitten der fremden Völker und seinen Abenteuern unter ihnen zu berichten; auch für mein Leiden zeigte er sich höchst teilnehmend. Er suchte mich zu ermutigen und mir Hoffnung auf baldige Genesung einzuflößen. Daß mir dieses wohlthuend war, begreift Jeder, der sich in ähnlicher Lage befunden. Nach einiger Zeit fiel es mir auf, daß mein Tröster wiederholt mit großer Sicherheit sagte, er wisse bestimmt, ich würde wiederhergestellt werden. Als ich ihn nun fragte, wie er solches zu wissen vermöchte, erwiderte er nach einigem Zögern, mehrere Geistliche von hoher Frömmigkeit, denen Gott noch niemals eine ihrer Bitten unerfüllt gelassen, hätten sich vereinigt, um für meine

Geneſung zu beten. Nun gingen mir die Augen auf. Ich erkannte: der ebenſo fromme wie ſchlaue Mann wollte mich zum Proſelyten machen; vielleicht wußte er, da er auch ärztliche Kenntniſſe beſaß, daß ich noch nicht der Todeskandidat war, für den ich mich ſelbſt hielt. Auf jeden Fall aber dachte er, ich würde meine Geneſung, wenn ſie erfolgte, dem wunderkräftigen Gebet jener katholiſchen Geiſtlichen zuſchreiben und dann auch nicht zögern, zur alleinſeligmachenden Kirche überzutreten, deren hochbegnadigten Dienern ich mein Leben verdankte. Allein wie gebeugt auch damals meine geiſtige Kraft war, auf ſolche Weiſe ließ ich mich nicht fangen. Als denkwürdig will ich noch hervorheben, daß der Bruder des Herrn von S., Miniſter in einem norddeutſchen Staate, ebenſo ſtreng und exkluſiv der lutheriſchen Konfeſſion anhing, wie jener der katholiſchen Kirche, und daß die beiden Brüder wegen der Glaubensdifferenz bitter mit einander verfeindet waren, wie ich denn aus dem Munde eines jeden von ihnen vernommen habe, daß er dem andern mit wehmütiger Miene die ewige Verdammnis in Ausſicht ſtellte.

Unterdeſſen ging es mit meiner Geſundheit immer ſchlechter, und ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, daß ich den Frühling nicht mehr erleben würde. Wegen meiner zu großen Schwäche war der einzige Gang, den ich hie und da langſam ausführen konnte, nach dem hinter meinem Hotel gelegenen Monte Pincio; und wenn ich dort die Sonne über der ewigen Stadt untergehen ſah, erhob ſich meine Seele in feierlicher Stimmung über die Trübſal, die während des Tages in meinem Krankenzimmer auf mir gelaſtet hatte. Ich ſegne dieſe Weiheſtunden, in denen ich dem Tode feſt ins Auge blickte; denn in ihnen gewann ich die ſeitdem durch nichts wieder in mir wankend gewordene Ueberzeugung, daß ich über das Grab hinaus fortdauern werde. Mögen die Materialiſten auch mit Gründen, die nicht zu widerlegen ſind, beweiſen, daß unſere

Persönlichkeit, unser Bewußtsein aufhören müssen, sobald die Organe, an die sie gebunden sind, vergehen, hierum handelt es sich bei der Unsterblichkeit, wie ich sie verstehe, gar nicht. Wenn die Persönlichkeit, an welcher der Egoismus und alle niederen Triebe des Menschen haften, uns genommen wird, so können wir uns darum glücklich preisen, und wenn uns das Bewußtsein erhalten bliebe, so wäre keine Seligkeit für uns möglich, da sie durch die Erinnerung an alles Elend des Erdenlebens getrübt sein müßte. Nein! befreit von diesen beiden Attributen, durch die wir eben endlich und unvollkommen waren, aber etwas unendlich Höheres dafür eintauschend, werden wir, dem Kern unseres Wesens nach, unsterblich sein und ein weit vollkommeneres Leben führen, als es in dieser engen Körperschranke und mit den Funktionen des Gehirns, die uns nur Qual und Trauer bereiteten, möglich war. Wohl wird es uns in unserem gegenwärtigen Zustande, in dem wir uns nicht von der Sinnenwelt losreißen können, schwer, uns von einer solchen Unsterblichkeit ohne Bewußtsein und Persönlichkeit eine Vorstellung zu machen; aber glücklich ist, wer sie wenigstens zu ahnen vermag! Ich fühlte, je mehr ich meine Gedanken auf mein nahes Ende als auf den Anfang eines neuen Lebens richtete, eine Bürde von mir hinweggenommen, und selbst die Trauer, welche mich bisweilen beschlich, daß so manche Pläne, die ich noch auszuführen gehofft, nun unvollbracht bleiben sollten, hatte nicht lange Gewalt über mich. Beim Anblick aller der Trümmermassen, zu denen die Menschenwerke von Jahrtausenden sich in Rom gehäuft haben, sagte ich mir, wie nichtig und vergänglich auch das Höchste sein würde, was ich zu schaffen vermöchte, wenn mir noch längere Frist vergönnt wäre. Während ich so schon die Erde hinter mir zurücksinken sah, hegte ich den Wunsch, noch einmal die sistinische Kapelle zu besuchen, und ließ mich eines Abends nach dem Vatikan fahren. Welche Stunde, die ich in dem Heiligtum Michel

Angelo's verbrachte! Die Glut des ſinkenden Tages wallte eben durch die hohen Bogenfenſter herein und breitete einen Glanz wie aus einer andern Welt, die nicht im Raume iſt, auf die Wölbung über mir. Ich glaubte, daß die Propheten und Sibyllen zu meinen Häupten ſeit Anbeginn der Dinge von droben auf die Erde herabgeſchaut und die wechſelnden Geſchlechter der Menſchen zu Grabe gehen geſehen hätten. Ein Sturm vom grauenden Morgen der Schöpfung her, durch die Jahrtauſende brauſend, wehte in ihren greiſen Lockenhaaren und ſchlug die Blätter der gewaltigen Bücher auf ihren Knieen hin und her. Jeremias richtete ſich aus dem Brüten des Grames, in das er verſunken geweſen, auf, und wie alle die anderen mächtigen Geſtalten ſich erhoben und die Rechte emporſtreckten, teilte ſich die Decke: von oben leuchtete der Himmel herein und erſchloß ſich zu tiefen und immer unermeßlicheren Tiefen — Abgründen von Licht, vor dem jeder irdiſche Glanz nur ein Schatten iſt. Leiſe Melodien ſchlugen aus der Unendlichkeit an mein Ohr und wie ich den Blick emporzuheben wagte, gewahrte ich auf weißem wallendem Gewölk Chriſtus: nicht den finſteren Weltrichter, wie Buonarotti ihn gemalt — nein, voll himmliſcher Milde im göttlichen Antlitz. Da erfaßte mich eine mächtige Sehnſucht, die dunkle Erde zu verlaſſen, und hätte der Tod mich in jenem Augenblicke ereilt, ich würde ihn mit Jubel begrüßt haben.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Neapel. — Rückkehr nach Deutſchland. — Aufenthalt in München. — Tafelrunde bei König Maximilian II. — Joſeph Müller. — Gründung meiner Gemäldeſammlung. — B. Genelli. — Schwierigkeiten bei Anlegung der Galerie. — Neues Gebäude, errichtet von L. Gedon.

Auf dringenden Rat des Arztes mußte ich, ſo ſchwer mir dies bei meinen ſchwachen Kräften auch ward, Rom verlaſſen, um den Verſuch zu machen, ob das Klima von Neapel mir Geneſung bringen würde. Wirklich glaubte ich, von der friſchen Meerluft mich gekräftigt zu fühlen; ich konnte wieder größere Spaziergänge unternehmen und ſog täglich auf dem Weg über den Poſilip die erquickenden Hauche ein. Allein die Beſſerung war nur ſcheinbar; bald ſank ich in die frühere Lethargie zurück. Da wollte es das Glück, daß ich mich an einen ſehr verſtändigen Arzt, Dr. Zimmermann, wandte, welcher, ſtatt wie die übrigen Söhne des Aeskulap, mir Pillen und Pulver zu verſchreiben, die das Uebel nur verſchlimmert hätten, mir eine milde Waſſerkur anriet und mich zu dieſem Zweck nach der Schweiz adreſſirte. So machte ich mich auf den Weg. Die Reiſe mit Extrapoſt bei ſehr ungünſtigem Märzwetter durch Italien, und dann auf Schlitten über den hochbeſchneiten Gotthard war bei meinen geſunkenen Körperkräften recht angreifend. Gleichwohl durfte ich nicht bereuen, ſie gemacht zu haben; denn durch die Waſſerbehandlung des Herrn Theodor Hahn in ſeiner Anſtalt auf der Waid bei St. Gallen trat

innerhalb weniger Wochen eine Wendung zum Beſſern in meinem Befinden ein. Allerdings fanden noch während mehrerer darauf folgender Jahre einige Rückfälle in das frühere Siechtum ſtatt; doch dann befeſtigte ſich meine Geſundheit, ſo daß ich in der zweiten Hälfte meines Lebens im Durchſchnitt mit derſelben zufriedener ſein durfte, als in der erſten.

Ich brachte zunächſt gewöhnlich etwa die Hälfte des Jahres in München zu, während ich die übrige Zeit bald in Norddeutſchland auf dem Lande, bald in der Schweiz lebte, auch meiner bisherigen Gewohnheit, häufig größere Reiſen zu unternehmen, nicht entſagte. Was mich zunächſt nach München trieb, war nicht allein die Pflicht, meine dem König Maximilian gegebene Zuſage zu erfüllen, ſondern auch der Drang des Herzens, der mich zu dem Monarchen, deſſen ausgezeichnete Eigenſchaften ich hatte kennen lernen, hinzog. Derſelbe bethätigte mir von neuem ſein ſchon früher gegen mich kundgegebenes Wohlwollen und zog mich viel in ſeine nächſte Nähe. Das Vertrauen, das er mir ſchenkte, indem er meine Meinung über dies und das zu hören verlangte und mich bei ſeinen Unternehmungen zur Förderung der Wiſſenſchaft und ſonſtiger geiſtigen Intereſſen zu Rate zog, mußte mir angenehm ſein, indem ich dadurch Gelegenheit erhielt, Gutes zu ſtiften. Zugleich war mir der Umgang mit verſchiedenen Bekannten, die ich in München vorfand, höchſt anregend. Es waren das teils alte Freunde, wie Emanuel Geibel und Paul Heyſe, teils Männer, mit denen ich erſt hier bekannt wurde, wie Juſtus von Liebig, Wilhelm von Dönniges, Friedrich Bodenſtedt, Moritz Carrière, H. W. Riehl, F. Bluntſchli, Franz von Löher, und ſo weiter. Mit den meiſten derſelben traf ich häufig beim König zuſammen, der an beſtimmten Abenden oft mehrere Male in der Woche Gelehrte und Dichter bei ſich vereinigte, um ſich über Gegenſtände der Wiſſenſchaft wie der ſchönen Literatur mit ihnen

zu unterreden, sich auch diese und jene poetische Leistung vortragen zu lassen. Es war gewiß eine hocherfreuliche Erscheinung, daß ein Monarch seine liebste Erholung in geistiger Unterhaltung solcher Art suchte. Dennoch wurde demselben in manchen Kreisen eben hieraus ein Vorwurf gemacht, und während man ihm doch unmöglich das Recht abstreiten konnte, die Gesellschaft, in der er dies thun wollte, nach eigenem Geschmack zusammenzusetzen, ward besonders seine Wahl bemäkelt. Teils lag der Grund darin, daß die Geladenen vorzugsweise Norddeutsche und Protestanten waren, die überhaupt als Eindringlinge von den Altbajuvaren mit scheelen Augen angesehen wurden, teils aber sprach sich darin der Mißmut Solcher aus, welche glaubten, auch ein Recht zu besitzen, an der sogenannten königlichen Tafelrunde teilzunehmen. Von einem Rechte konnte indes überhaupt doch nicht die Rede sein. Wenn ein Regent für den offiziellen Empfang den vorgeschriebenen Brauch innehält, so ist er für seinen Privatumgang nur an sein eigenes Belieben gebunden. Wie nun König Max für die Wahl seiner Gäste bei den Symposien die „Hoffähigkeit" völlig außer acht ließ, so nahm er dabei auch nur Rücksicht auf den literarischen Ruf, den er als einen verdienten anerkannte. Nach einer Aeußerung, die ich aus seinem eigenen Munde hörte, wollte er nicht, daß mittelmäßige Poeten, mochten sie auch von der Gunst der ungebildeten Menge getragen sein, dadurch daß er sich ihre Verse vorlesen ließe, den Schein auf ihn würfen, als wüßte er nicht, was gut und was schlecht in der Dichtkunst sei. Wie die manche Kritiker beschämende Einsicht, welche der König in diesem Punkte zeigte, so mußte ich auch die Elastizität des Geistes bewundern, mit der er sich bald über naturwissenschaftliche Gegenstände, bald über Geschichte oder bildende Kunst in Erörterungen einließ und schließlich noch poetischen Vorträgen den empfänglichsten Sinn entgegenbrachte. Wenn ein Gedicht

Eindruck auf ihn machte, wenn er es wirklich schön fand, so gab er seinem Beifall lauten Ausdruck, nie aber ließ er sich herab, aus bloßer Höflichkeit etwas zu loben, das ihm nicht gut schien. Uebrigens wollte er möglichst verhüten, daß von seinen Abendunterhaltungen im Publikum oder gar in der Presse die Rede sei. Er betrachtete sich dabei durchaus als Privatmann, und wie ein solcher nicht wünscht, daß seine häuslichen Angelegenheiten zum Gegenstande öffentlicher Diskussion gemacht werden, so empfand er Indiskretionen, die in solcher Hinsicht begangen wurden, sehr übel. Dies hatte zum Beispiel einmal Fürst Pückler zu erfahren. Ihm war es nach langen vergeblichen Bemühungen gelungen, eines Abends zu der literarischen Gesellschaft in die Residenz eingeladen zu werden. Bald darauf erschien in einer vielgelesenen Zeitung ein Artikel über die Symposien, der dann fast durch die ganze deutsche Presse lief und mit Sicherheit dem Fürsten zugeschrieben werden konnte. Derselbe war durchaus nicht feindselig gehalten; allein daß überhaupt das Thema in die Oeffentlichkeit gebracht worden war, entrüstete den Monarchen tief, und er lud den Verfasser nicht zum zweiten Male ein.

Wie ich hier und da Gelegenheit hatte, durch das Vertrauen, das mir König Max schenkte, etwas Gutes zu erwirken, das zeigt folgendes Beispiel, welches zugleich von dessen edlem Charakter Zeugnis gibt. Professor Joseph Müller, ein vorzüglicher Gelehrter im Fache der morgenländischen Sprachen, besonders der arabischen, war durch die damals vielfältig gebrauchte Anklage, er sei „roter Demokrat", beim Hofe und beim Ministerium verdächtigt worden, und man hatte unter anderem gegen ihn angeführt, er habe im Jahre 1848 einen Versuch gemacht, an der Spitze eines bewaffneten Haufens die Hauptwache zu erstürmen. Jeder, der Müller kannte, mußte nun dies alles für Unwahrheit halten. Derselbe war freisinnig, aber durchaus nicht revolutionär und stand überhaupt aller

Politik fern. Zu dem Gerüchte, er habe die Wache einnehmen wollen, hatte nur der Umstand Anlaß gegeben, daß er in jenen lärmenden Tagen bei einem Gange durch Münchens Straßen in einen der vielen, die Stadt durchziehenden Pöbelschwärme geriet; trotzdem war diese Verleumdung von dem ungünstigsten Einfluß auf seine Stellung gewesen. Er mußte sich fortwährend mit einer sehr ärmlichen Besoldung, die sonst erhöht worden wäre, begnügen, und während andere Gelehrte mit wissenschaftlichen Missionen beauftragt gewesen, war er immer dabei übergangen worden. Im Fache der orientalischen Literatur läßt sich aber von Solchen, die selbst mittellos sind, schwer etwas Bedeutendes ohne Unterstützung des Staates leisten. Denn erstens sind wegen der Vergleichung der Manuskripte Reisen zu den verschiedenen Bibliotheken nötig, und zweitens finden sich selten Verleger, um den kostbaren Druck mit arabischen Lettern zu unternehmen. Nachdem ich nun die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Professor Müller eine ungerechte Zurücksetzung erfahren und daß er durch seine Kenntnisse verdiene, der unwürdigen Lage, in der er sich befand, entrissen zu werden, auch sicher bei gehöriger Förderung von oben her Ersprießliches leisten könne, legte ich dem König die Sachlage dar. Dieser hörte mich freundlich an, äußerte zuerst zwar lebhafte Bedenken, welche zeigten, wie sehr es Müller's Feinden gelungen war, ihn gegen denselben einzunehmen, versprach aber dann, den Fall näher zu untersuchen. Nach einiger Zeit war dies auch geschehen. König Max hatte erkannt, daß die Anklage gegen Müller sich auf keinerlei Beweis stützte, und so erklärte er sich bereit, dem roten Demokraten aus seinen eigenen Fonds eine beträchtliche Geldsumme zu einer wissenschaftlichen Reise auszusetzen. Da ich befragt wurde, wohin diese Reise am besten gerichtet werden könnte, schlug ich vor, Professor Joseph Müller nach Spanien zu senden. Unsere Kenntnis der Geschichte und Literatur der

westlichen Araber sei noch eine höchst unvollkommene, und ein tüchtiger Gelehrter könne der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst leisten, wenn er aus der zwar nicht großen, aber noch wenig durchforschten Bibliothek des Escurial neue Materialien für die Bearbeitung dieses Feldes zu Tage fördere. Der Monarch ging sofort auf meinen Vorschlag ein, und Müller, von neuem Lebensmute und wissenschaftlicher Unternehmungslust erfüllt, reiste nach Madrid ab. — Als einen nicht uninteressanten Incidenzfall will ich Folgendes erwähnen, was ich aus dessen eigenem Munde später hörte. Unser Orientalist, in dem nämlichen Jahre mit dem Kaiser Napoleon III. geboren, war mit diesem zugleich Schüler des Gymnasiums in Augsburg gewesen. Bei Müller's Durchreise durch Paris, wo er zum Zwecke vorbereitender Studien auf den dortigen Bibliotheken eine Zeit lang weilte, erfuhr der Kaiser durch einen Gelehrten, der zugleich sein Sekretär war, zufällig dessen Anwesenheit, erinnerte sich sogleich des Mitschülers, ließ ihn aufs freundlichste grüßen und ihn einladen, ihn zu besuchen. Eine wunderliche Blödigkeit, die Müller eigen war, hielt ihn ab, dieser Einladung, die doch möglicherweise sehr ersprießlich für ihn hätte ausfallen können, nachzukommen. Der Fall schien mir jedoch deshalb erwähnenswert, weil er zeigt, daß Napoleon III., neben den ihm oft genug vorgerückten nicht löblichen Eigenschaften, auch eine Gutmütigkeit besaß, die für ihn einnehmen muß. Nach einem Aufenthalt von fast zwei Jahren, die er meist auf dem Escurial verbrachte, kehrte Müller mit gewaltigen Stößen von dort abgeschriebenen Manuskripten, aufgehäuften Notizen und Excerpten nach München zurück; ich erstaunte darüber, wie trefflich er seine Zeit ausgenützt. Die von ihm mitgebrachten Materialien waren höchst wertvoll und so umfangreich, daß er, wenn ihm auch noch viele Jahrzehnte des Lebens beschieden gewesen wären, sie nicht alle in kritisch gesichtetem Text oder in Uebersetzung hätte herausgeben können.

Dennoch wurde alsbald gesagt und auch dem König ins Ohr geflüstert, er habe seine Zeit in Spanien schlecht angewandt. Vieles hiervon ging von der Böswilligkeit seiner Gegner aus, Manches aber auch vom Unverstand Solcher, die keinen Begriff von morgenländischen Studien hatten. So hörte ich von sonst gebildeten Männern, und sogar von Gelehrten äußern, es sei erwartet worden, er werde eine Geschichte der spanischen Araber aus den Originalquellen schreiben. Nun hatte Müller an ein so kolossales Werk nie denken können; es wäre das die Arbeit eines ganzen Menschenlebens gewesen, auch hätten die Handschriften des Escurial keineswegs dazu ausgereicht. Schon die Herausgabe einiger besonders wertvollen Texte mit beigefügter Uebertragung war ein schwieriges und langwieriges Unternehmen, und an dieses setzte Müller seit seiner Rückkehr den unermüdlichsten Fleiß. Bei seiner großen Gewissenhaftigkeit gingen seine Arbeiten vielleicht etwas langsam vorwärts; auch hätte er mehr publizirt, wenn ihm Gelder für die Druckkosten, die ein Buchhändler nicht ohne eigenen Verlust bestreiten konnte, gewährt worden wären. Allein auch was wirklich von ihm herausgegeben worden, ist so schätzbar, daß seine Reise dadurch ihre Früchte getragen hat. Ich nenne nur die verschiedenen Denkschriften in den Publikationen der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften und die in eben denselben enthaltenen, bisher noch unedirten Schriften des Averrhoës, ganz besonders aber die höchst merkwürdige kleine Geschichte des Unterganges von Granada, verfaßt von einem Araber, der selbst im Heere des letzten Maurenkönigs mitgekämpft. Ein frühzeitiger Tod entriß nachher Müller der gelehrten Welt, welcher er sicher sonst noch manche wertvolle Gabe geboten haben würde.

Bald nach meiner Ankunft in München begann ich auch den Grund zu meiner Gemäldesammlung zu legen. Da ich

über den Beginn und Fortgang dieſes meines Unternehmens in einer eigenen Schrift ausführlich geſprochen habe, will ich hier nur einiges darauf Bezughabende nachholen.

Mich leitete bei der Anlage der Sammlung vorzüglich die Abſicht, verſchiedene bis dahin in beiſpielloſer Weiſe vernachläſſigte und durch die Ungunſt des Publikums an den Rand des Unterganges geführte, hochbegabte Künſtler ihrer unwürdigen Lage zu entreißen und zur verdienten Anerkennung zu bringen. Es gibt in allen Ländern traurige Fälle, daß Männer von Genie und hohem Talent von ihren Zeitgenoſſen völlig verkannt und durch die Vernachläſſigung, die ſie erfuhren, zur Verzweiflung getrieben worden ſind. In Deutſchland haben deren beſonders zahlreiche ſtattgefunden. Ein auffallendes Beiſpiel von Ungerechtigkeit eines ganzen Menſchenalters zeigt ſich uns in dem Schickſale von Buonaventura Genelli. Ich will ihn nicht völlig gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß er durch einige in der ſchäumenden Jugend begangene Uebereilungen und durch Mangel an Weltklugheit ſelbſt ſein Geſchick heraufbeſchworen. Als junger Künſtler in Rom ſcheint er nicht frei von Uebermut geweſen zu ſein und manche Torheit begangen zu haben. Wie mir Ludwig Preller, ſein Freund und begeiſterter Verehrer, ſelbſt erzählte, bewegte er ſich in der Tiberſtadt in ſeiner Wohnung beſtändig in der Tracht der olympiſchen Spieler, die ihn bei ſeinem ſchönen Körperbau beſonders gut kleidete, und gab dadurch den Bewohnern der gegenüberliegenden Häuſer ſolchen Anſtoß, daß ſie ſich ſchließlich bei der Polizei über ihn beſchwerten. Er ſelbſt ſah darin bei ſeinem Enthuſiasmus für das Hellenentum nichts Arges und hat auch keinen Hehl daraus gemacht. Es gibt eine Zeichnung von ihm, wo er zwei Geiſtliche, die ihn beſuchen, in dieſem Koſtüme empfängt. Dauernd zu ſeinem Nachteil ausgebeutet worden iſt die Geſchichte, daß er einer mit dem preußiſchen Geſandten verwandten oder bekannten

Engländerin, die seine Arbeiten zu sehen begehrte, „anstößige Compositionen“ vorgezeigt habe. Vielleicht hätte er bei der bekannten Prüderie mancher Damen besser gethan, sich gegen die angebliche Kunstfreundin überhaupt zu entschuldigen. Aber was die Anstößigkeit der von ihm produzirten Blätter betrifft, so versicherte mich Preller, nur Unverstand und Beschränktheit habe solche in ihnen erblicken können; es seien eben mythologische Darstellungen, wie die Lykurgosschlacht und Bacchus unter den Musen, gewesen, die trotz der darin herrschenden Nacktheit von einem reineren und keuscheren Geiste erfüllt sind, als so manche moderne Bilder, deren Figuren sämmtlich sorgfältig Toilette gemacht haben. Die erwähnte Geschichte nun ist von Genelli's Gegnern während seines ganzen Lebens benützt worden, um ihm zu schaden; sie soll dem verstorbenen König von Preußen hinterbracht worden sein und ihn dauernd gegen den Künstler eingenommen haben. Als Letzterer am Rande des Unterganges stand, versuchte General von Radowitz den Monarchen, bei dem er bekanntlich großen Einfluß hatte, zu bewegen, daß er ein Bild bei Genelli bestellte; kaum aber hatte der gekrönte Kunstliebhaber den Namen Genelli vernommen, so runzelte sich seine Stirn zu den tiefsten Falten, und dieser Name durfte fortan nie mehr in seiner Gegenwart genannt werden.

Als Genelli in der Hoffnung, bei den großen Kunstunternehmungen König Ludwig's I. beschäftigt zu werden, nach München kam, waren es besonders diese und ähnliche Nachreden, die ihm auch nicht den kleinsten Auftrag zu teil werden ließen. Es fehlte ihm nicht an einzelnen begeisterten Bewunderern, die Alles, was sie konnten, thaten, um ihn seiner unwürdigen Lage zu entreißen. Leider besaß indes keiner von ihnen die Mittel, um Bestellungen bei ihm zu machen, und so eingewurzelt war das Vorurteil gegen ihn, daß selbst die Stimmen ausgezeichneter Künstler dasselbe bei den maßgebenden

Persönlichkeiten nicht zu zerstreuen vermochten. Besonders lebhaft legte der treffliche Landschaftsmaler Karl Rottmann seine Fürsprache für ihn ein, und er soll sich durch eine gewisse Leidenschaftlichkeit, mit der er dies gethan, Verdrießlichkeiten zugezogen haben, die eine mitwirkende Ursache zu seinem frühen Lebensende waren. Schon sehr leidend geriet er mit Demjenigen, welcher die Seele der damaligen Kunstthätigkeit in München war, in Betreff Genelli's in lebhaften Wortwechsel, was ihn so affizirte, daß er sich gleich nachher aufs Krankenlager hinstreckte, von dem er nicht wieder erstand. — Ein wirklich rührendes Zeugnis von Hingebung an den schwer verkannten Meister legte ein anderer Künstler ab. Es war dieses der Kupferstecher Theodor Schütz, ein Mann von seltener geistiger Bildung, den Verehrern Platen's dadurch bekannt, daß dieser eine seiner schönsten Hymnen an ihn gerichtet hat. Obgleich für seinen Lebensunterhalt auf die Arbeit seines Grabstichels angewiesen, verschmähte Schütz doch Dezennien hindurch alle, selbst glänzende Aufträge zur Vervielfältigung von Bildern, die er für wertlos erachtete, um einzig Kompositionen von Genelli zu radiren, für welche er doch nur einen sehr geringen Absatz in dem engen Kreise von dessen Bewunderern fand. Von dem spärlichen Ertrag, den hier und da der Verkauf einer seiner Zeichnungen gewährte, mußte der arme Buonaventura Jahrzehnte lang sein Leben in München fristen. In der Hoffnung, mit einem Oelgemälde eine bessere Einnahme zu erzielen, führte er seine schöne Komposition „Abraham mit den drei Engeln", jedoch nur im kleinen Maßstabe, aus; allein der Strom des Tagesgeschmacks ging so heftig gegen seine Richtung, daß, als der Kunstverein, bestimmt durch einige Urteilsfähige, das Bild für einen höchst mäßigen Preis zur Verlosung ankaufte, sich ein allgemeiner Sturm der Entrüstung im Publikum erhob. Genelli's Verhältnisse gestalteten sich um so trauriger, da seine Kinder, unter ihnen

ein talentvoller Sohn Camillo, heranwuchsen. Unglücklicherweise fehlte ihm selbst nicht nur durchaus die Gabe, sich die Gunst der Großen zu erwerben, sondern er gesellte auch dazu eine gewisse Ungeschicktheit des Benehmens, welche, wenn ihm die Letzteren entgegenkamen, wieder Alles verdarb. Einigen seiner Freunde war es gelungen, die Aufmerksamkeit des Königs Maximilian II. auf ihn zu lenken. Dieser würde ihn wohl bei den künstlerischen Aufträgen, die er damals für das Maximilianeum gab, berücksichtigt haben und lud ihn zum Zweck einer Zwiesprache zu sich. Genelli, dem nie eine ähnliche Audienz zu teil geworden, war verlegen und verwirrt, als er vor den Monarchen hintrat. Derselbe fragte ihn zunächst: „Was malen Sie gegenwärtig?“ worauf Jener erwiderte: „Ich male gar nichts, Majestät!“ Auf die weiter an ihn gerichtete Frage, was er denn zeichne, entgegnete der Künstler: „Ich zeichne gar nicht,“ und als endlich der König ungeduldig in die Worte ausbrach: „Nun, was treiben Sie denn? Womit beschäftigen Sie sich?“ antwortete Genelli: „Mit dem Leben eines Wüstlings.“ (Er arbeitete nämlich gerade an einer Reihe von Kompositionen, welche diesen Titel führt.) Daß König Max in seinen Worten eine Art von Spott erblickte, zum mindesten die Aeußerung für unpassend hielt, erklärt sich leicht. Er ließ sich nicht mehr zu Gunsten des Wüstlings umstimmen. — Dies war geschehen, bevor ich nach München kam. Gerade der letztere Zeitpunkt war derjenige, wo Genelli's Situation sich am verzweifeltsten gestaltet hatte. Wie ich ihn durch den Maler Karl Roß kennen lernte und, nachdem ich Zeichnungen von ihm gesehen, eine Reihe Bestellungen bei ihm machte, habe ich an anderem Orte erzählt. Die sechs großen Oelgemälde, die er nun im Zeitraum von etwa zwölf Jahren für mich ausführte, werden nach meiner Ueberzeugung zu den wenigen in unserer Zeit entstandenen gehören, welche noch die Zukunft als echte Kunstwerke anerkennen

wird. — Nachdem ich eine so ausgezeichnete Grundlage zu meiner Gemäldesammlung gelegt, war es schwer für mich, unter den lebenden Künstlern noch einen zu finden, der dieselbe durch Leistungen von gleicher oder ähnlicher Trefflichkeit hätte vermehren können. Das Glück war mir jedoch hold. Da ich in der Kunst wie in der Literatur das Schöne und Gute in den verschiedensten Gestalten, in denen es sich zeigen mag, anerkenne, statt, wie es so Manche thun, es nur in einer Richtung zu suchen, war der Standpunkt, von welchem aus ich meine Wahl traf, kein beschränkter, und ich glaube, in den Bildern von Schwind, Steinle, Führich, Preller, Albert Zimmermann, Feuerbach, Böcklin, Lenbach und Anderen meine Galerie mit Werken geschmückt zu haben, welche sich denen von Genelli nicht unwürdig anschließen, obgleich die Kunstanschauungen, aus denen sie hervorgegangen, gänzlich von den seinigen verschieden sind.

Daß mein Vorhaben, tüchtigen Künstlern wie der Kunst zu nützen, von Erfolg gekrönt worden ist, hat mir hohe Befriedigung gewährt, und schließlich hat dies Gefühl auch auf die Dauer die Oberhand behalten. Nicht verschweigen will ich jedoch, daß auch viele Dornen auf dem Pfade sproßten, den ich bei der Bildung meiner Sammlung wandeln mußte, und daß ich mir manche Unannehmlichkeiten hätte ersparen können, wenn ich mich ganz gleichgiltig gegen die Kunst verhalten oder höchstens hier und da eine Landschaft, ein Genrebildchen gekauft hätte. Diese Unannehmlichkeiten waren verschiedener Art, und ich will nur ein paar derselben anführen. Daß Künstler und Dichter ihre eigenen Leistungen überschätzen, kommt häufig vor, und man kann sich kaum darüber wundern, weil Jeder das Beste liefert, was er liefern kann, und auch in den Werken Anderer für das, was die seinigen überragt, wahrscheinlich kein Organ hat. Allein unter den Malern sind mir Beispiele von solcher Ueberhebung vorgekommen, die über das Maß des

Gewöhnlichen hinausgehen. Nachdem ich bei dem genialen Genelli die ersten Bestellungen gemacht, gaben verschiedene, völlig untergeordnete Talente deutlich kund, daß sie sich ihm gleichstellten und daß sie darauf rechneten, ich würde auch ihre bisher in ihren Mappen verborgenen Skizzen als Oelgemälde ausführen lassen. Ein junger Mann von äußerst mäßigen Anlagen war während einiger Jahre Schüler einer norddeutschen Akademie gewesen und behauptete, die Anerkennung von Cornelius gefunden zu haben. Als er nun mit einem Empfehlungsbriefe zu mir kam, richtete er seine ganze Hoffnung darauf, ich sollte ihm die Mittel zur Verwirklichung von Plänen geben, durch die er dem Michel Angelo an die Seite treten zu können glaubte. Was er mir von seinen Entwürfen zeigte, war so äußerst gering, daß mir sogleich die Ueberzeugung sich aufdrängte, er wäre besser nie ein Künstler geworden. Weil er jedoch ohne Mittel und in trauriger Situation war, regte sich in mir der Wunsch, ihn nicht ganz hilflos zu lassen. Im Atelier des Malers fand sich nun ein Altarbild, das, wenn auch keineswegs ausgezeichnet, doch so viel besser war, als alles, was ich sonst von ihm gesehen, daß ich glauben mußte, ihm hätte ein Anderer dabei geholfen. Dieses Gemälde kaufte ich denn, nicht für meine Galerie, sondern um es einer Kirche in meiner Heimat zu schenken. Hierdurch glaubte ich, das Möglichste gethan zu haben, insofern der junge Maler dadurch einstweilen in eine sorgenfreie Lage kam. Dennoch bemerkte ich sogleich, daß derselbe unbefriedigt und in seinen Erwartungen enttäuscht war. Während längerer Zeit hörte ich nun nichts von ihm, da er München wieder verließ. Allein etwa im Jahre 1871 ward ich durch ein langes Schreiben von ihm überrascht, in welchem er sagte, er habe nun seine Meisterkomposition entworfen, und wenn er dieselbe in überlebensgroßen Figuren für meine Galerie ausführen könne, werde er sich auf einmal eine Stelle in der vordersten Reihe der Künstler erobern. Mit dem

Briefe zugleich langte die Farbenskizze zu diesem künftigen Meisterwerk an; sie stellte das Innere der Höhle im Kyffhäuser vor. Zu dem sich von seinem Steinsitz erhebenden Barbarossa trat Kaiser Wilhelm in voller Uniform ein, um von dem Hohenstaufen sich mit der Krone des Deutschen Reiches schmücken zu lassen. Um ihn her gruppirten sich sämmtliche deutsche Bundesfürsten, gleichfalls in Uniform, darunter der König von Bayern und der Großherzog von Mecklenburg, die einander — ein Symbol der Vereinigung von Nord- und Süddeutschland — mit einer steifen Bewegung umarmten. Man konnte sich nichts Lächerlicheres denken; ich habe Aushängeschilder an Jahrmarktsbuden gesehen, die ich eher in meine Sammlung hätte aufnehmen können. Meine Antwort auf das Schreiben lautete natürlich, wenn auch in schonenden Worten, entschieden ablehnend. Nach einiger Zeit erhielt ich dann einen neuen Brief von dem Maler, in welchem er klagte, meine Zurückweisung seiner Komposition, durch die alle seine Hoffnungen zerstört worden, habe eine solche Gemütsbewegung in ihm hervorgerufen, daß ein Blutsturz die Folge davon gewesen sei. Der Unglückliche that mir leid; allein ich hätte doch unmöglich anders handeln können, als ich gethan. Selbst kleinere Bestellungen bei ihm zu machen, vermochte ich durchaus nicht; denn ich hätte meinen Ruf in der Kunstwelt dadurch kompromittirt und mich selbst als völlig urteilslos hingestellt. Trotz dieser so einfach klaren Sachlage hat mir der Fall unangenehme Gefühle bereitet.

Nachdem ich in der ersten Zeit nur eine Anzahl von Gemälden erworben oder bestellt hatte, die zum Schmuck meiner Zimmer dienen sollten, dann aber aus diesen Anfängen der Entschluß in mir hervorgegangen war, eine Sammlung zu bilden, welche dauernden Kunstwert hätte und in Originalbildern die neuere deutsche Malerei, in Kopien diejenige früherer Jahrhunderte auf würdige Weise vor die Augen der Beschauer

führte, mußte ich mir bestimmte leitende Grundsätze des Verfahrens feststellen, von denen ich nicht abweichen durfte, ohne mein Unternehmen von vornherein zu ruiniren. Die wichtigsten derselben waren, daß ich nicht aus äußeren Rücksichten, nicht auf Empfehlungen hin, sondern nur nach Maßgabe meines eigenen Ermessens und Urteils Bilder in die Galerie aufnähme; sodann daß ich alle die mir zu Gebote stehenden Mittel auf diese Sammlung konzentrirte, statt dieselben durch Verwendung zu anderen Zwecken zu zersplittern. Ich habe an diesen Grundsätzen so viel, als es die allgemeine menschliche Schwäche, von der auch ich nicht frei bin, zuließ, festgehalten. Die Richtigkeit meiner Axiome muß gewiß Jedem bei gehöriger Erwägung in die Augen springen; dennoch wollten sehr Viele sie nicht einsehen, und mir sind aus der Befolgung derselben häufige Verdrießlichkeiten erwachsen. Nachdem ich Kunstwerke höheren Stils in meinen Besitz gebracht, konnte ich nicht mehr mein Auge auf Bilder richten, wie ich deren früher hier und da gekauft, und wie sie sich auch immerhin in zweiter oder dritter Reihe ganz wohl produziren ließen, sondern einzig auf solche, die meiner Galerie eine neue Hauptzierde zu verleihen versprachen. Dies wollten nun aber Manche durchaus nicht begreifen. Wenn sie mir Gemälde anboten, die vielleicht an sich ganz hübsch waren, und ich sie aus dem einen oder andern Grunde dennoch zurückwies, so schrieben sie das einem Uebelwollen von meiner Seite zu. Allein es kam noch schlimmer; ich mußte erfahren, daß einzelne und selbst im übrigen ganz gebildete Menschen der Meinung waren, ich könne auf ihren Wunsch hin Gemälde ebenso kaufen, wie etwa Möbel oder Kleidungsstücke; ich sollte, um einen notleidenden Künstler zu unterstützen, dessen Arbeiten ohne alle weiteren Rücksichten auf deren Beschaffenheit an mich bringen. Ja, man schickte mir barmherzige Schwestern ins Haus, die mir derartige Bitten vortragen mußten, und wenn ich dann diesen ehrwürdigen, von

mir hoch respektirten Frauen zu meinem großen Bedauern eine abschlägige Antwort geben mußte, so ward ich als mitleidlos verschrieen. Was für eine Sammlung aber hätte ich zu stande gebracht, wenn ich mich bei der Wahl der Bilder von Motiven solcher Art hätte leiten lassen? Ich würde der Kunst den schlechtesten Dienst geleistet haben. Die an mich gestellten Anforderungen blieben indes nicht auf dem Gebiete der Malerei stehen: ich erhielt oft Schreiben, deren Verfasser sich darauf beriefen, daß ich ja Künstler unterstütze, und welche nun meine Teilnahme auch für sich in Anspruch nahmen, obgleich sie im entferntesten nicht in die Kategorie der Genelli oder Feuerbach gehörten. Hiervon nur Ein Beispiel! Aus einer deutschen Residenz empfing ich während langer Zeit schön stilisirte und schwungvoll geschriebene Briefe, in denen eine junge Dame mir mitteilte, sie sei seit frühester Jugend für die Kunst begeistert gewesen, aber in ihrer Familie bei ihren idealen Bestrebungen auf lauten Widerspruch gestoßen, und habe sich nun ohne Vorwissen ihrer Eltern in die Residenz begeben, um Schauspielerin zu werden. Ihr Gesuch an mich ging dahin, ich solle es ihr ermöglichen, sie mit der nötigen Garderobe für die Hauptrollen einer ersten Liebhaberin an der Hofbühne auszurüsten. Hätte ich auch nur dem zehnten Teil solcher oder ähnlicher Verlangen, die an mich gerichtet wurden, willfahren wollen, mir würden nicht nur keine Mittel für meinen Hauptzweck, die Förderung der deutschen Malerei, übrig geblieben sein, sondern ich würde noch überdies mein Vermögen heillos zerrüttet und mich selbst in Verlegenheit gestürzt haben. Man denke sich lebhaft in meine Lage hinein! Ich hatte gleichzeitig eine Anzahl ausgezeichneter Maler, die ich beschäftigte und die, da es ihnen an anderen Bestellungen fehlte, an den Rand des Unterganges geführt worden wären, wenn ich die Hand von ihnen abgezogen hätte. Mehrere andere hochbegabte Künstler hatte ich nach Italien und Spanien geschickt, um Bilder älterer Meister

für mich zu kopiren; und ich konnte und wollte sie nicht zurückrufen, da mir ihre Arbeiten die höchste Befriedigung gewährten. Hierdurch wurden meine Mittel völlig absorbirt, und ich mußte sogar mir in anderer Hinsicht Einschränkung auferlegen, um das einmal Unternommene durchführen zu können. Zu dieser nämlichen Zeit aber wurden von allen Seiten Begehren an mich gestellt, die ich unmöglich erfüllen konnte, ohne den älteren und höheren Verpflichtungen untreu zu werden. Und ich wußte wohl, daß mir aus jeder ablehnenden Antwort, die ich notwendig erteilen mußte, ein Gegner erwachsen würde.

Wenn ich schon einen schweren Stand hatte, die zahllosen modernen Bilder, deren Aufnahme in meine Sammlung mir angesonnen wurde, von mir abzuwehren, so ward meine Lage dadurch noch bedrängter, daß man mir von allen Seiten alte, sogenannte Originalgemälde anbot. Ich schloß solche angebliche Originale von Rafael, Tizian, Rubens und so weiter von Anfang an grundsätzlich von meiner Galerie aus, da mir wohl bekannt war, wie selbst die größten Kenner in dieser Hinsicht die Opfer von Täuschung und Betrügereien geworden waren. Allein es erwuchs mir eine schwere Mühe daraus, alle die Schreiben zu beantworten, in welchen mir dergleichen Meisterwerke angetragen wurden. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, wovon ich früher keine Ahnung hatte, wie viele Familien oder einzelne Personen im Besitze von Bildern ersten Ranges zu sein glauben und sich fabelhafte Vorstellungen von deren Wert machen. Wer nur eine alte Leinwand in staubigem Rahmen an seiner Wand hängen hat, wähnt, einen kostbaren Schatz sein zu nennen. Mir sind eigentümliche Fälle der Art vorgekommen. Eine Dame von angesehener Familie teilte mir mit, sie besitze einen herrlichen, seit Jahrhunderten ihrer Familie gehörigen Van Dyck und glaube mir einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihn mir zur Erwerbung anbiete. Der Kaufpreis betrage 60,000 Gulden; dies sei nach dem Urteil verschiedener

Kenner, die sie gesprochen, eine im Verhältnis zur Schönheit des Bildes äußerst geringe Summe. Auf meine ablehnende Antwort lud mich die Dame ein, das Gemälde wenigstens in Augenschein zu nehmen und ihr aufrichtig meine Meinung darüber zu sagen. Ich erwiderte, ich sei kein Kenner und mißtraue meinem eigenen Urteil; wenn es aber genehm sei, würde ich das Bild in Begleitung eines Malers besichtigen, der ein besonderes Studium aus Van Dyck gemacht und viel nach demselben kopirt habe. Da mein Vorschlag angenommen wurde, begab ich mich mit dem erwähnten Maler in die Wohnung der Dame. Dieselbe führte uns vor ihr Bild, und wir betrachteten es genau. Ich verhielt mich auf die fragenden Blicke der Besitzerin völlig stumm, mein Begleiter aber brach nach einigem Zaudern das Schweigen und sprach: „Sie verstatten, gnädige Frau, daß ich rücksichtslos meine Meinung sage?" Als die Antwort bejahend ausfiel, fuhr er fort: „Nun denn, da Sie Ihr Gemälde zu verkaufen wünschen, muß ich Ihnen raten, wofern Ihnen sechs Gulden dafür geboten werden, das Angebot ja anzunehmen." — Ein anderer erwähnenswerter Fall ist folgender: Ein Fräulein richtete ein Schreiben an mich, dessen Inhalt war, sie habe ein vorzügliches Gemälde, welches einem Schüler des Guido Reni zugeschrieben werde, geerbt. Ihren Eltern seien schon hunderttausend Gulden dafür geboten worden; dieselben hätten jedoch die Summe als zu gering ausgeschlagen. Sie selbst wäre nun in ihrer Notlage entschlossen, das Bild für achtzigtausend Gulden zu verkaufen und glaubte, daß ich eine so vorteilhafte Gelegenheit, mich in den Besitz eines derartigen Kleinods zu bringen, nicht unbenützt vorübergehen lassen würde. Dem Schreiben lag, was mir fast unglaublich schien, das Zeugnis eines berühmten Künstlers bei, in welchem bestätigt wurde, das Gemälde sei nach der Meinung des Ausstellers mindestens so viel wert, wie das Fräulein forderte. Achtzigtausend Gulden das

Bild eines Schülers von Guido Reni! Ich will hierbei überhaupt die Roheit der Anschauung, die ich doch vielfach verbreitet gefunden habe, hervorheben, als lasse sich der Wert eines Gemäldes in Geld taxiren. In dieser Beziehung wie noch in mancher andern hat ein Ausspruch Clemens Brentano's „In der Kunst kommt Alles auf den Liebhaber an", seine volle Richtigkeit. Wer für einen Watteau, der jetzt in Frankreich besonders beliebt ist und höher bezahlt wird, als selbst gute Venetianer, große Vorliebe hegt, der mag eine hohe Summe für ihn ausgeben; wem dagegen diese Manie als eine Modethorheit erscheint, der glaubt besser zu thun, zwei oder drei Bilder anderer Maler, die ihm mehr zusagen und nicht so viel kosten, zu erwerben. Da die Mode auf dem Markt der Kunst wie der Literatur fast allmächtig ihr Szepter führt, so stehen die dort bezahlten Preise fast immer im umgekehrten Verhältnis zum Werte dessen, was dafür erstanden wird. Eine Luise Mühlbach und andere Verfasserinnen oder Verfasser schlechter Romane haben für einen Band ihrer Schriften wahrscheinlich mehr Honorar eingenommen, als Heinrich von Kleist oder Platen für ihre sämmtlichen Werke. Ebenso ist es in der Kunst. Bankiers oder andere reiche Leute, welche Bilder aus Ostentation kaufen, zahlen enorme Summen dafür, um sich rühmen zu können, so und so viel für das in ihrem Salon prangende Gemälde ausgegeben zu haben. Natürlich wollen sie nur Werke von Malern, die dem gerade herrschenden Zeitgeschmack schmeicheln; auf dasjenige, was andere, echte, nicht der Laune des Tages frönende Künstler schaffen, blicken sie verächtlich herab und meinen, dasselbe könne eben nicht viel bedeuten, weil es auf dem Courszettel nicht so hoch notirt sei. Bei dieser Gelegenheit will ich noch hervorheben, daß die enormen Preise, die einzelne gerade beliebte Maler verlangen und erhalten, als ein Nachteil für die Kunst und die Künstler im allgemeinen angesehen werden müssen. Es hat sich dadurch

im Publikum die Meinung verbreitet, Gemälde seien überhaupt nur für fast unerschwingliche Summen feil. Wenn sie dies nicht glaubten, würden gewiß Manche von Zeit zu Zeit Bilder, an denen sie Gefallen haben, in ihren Besitz bringen, um ihre Wohnung damit zu schmücken. Nun wähnt jedoch fast Jeder, er müßte bankerott werden, wenn er sich auf die Anschaffung solcher Luxusgegenstände einlasse. Landschafts- oder Genrebilder, die immer eine erfreuliche Zierde der Zimmerwände bilden könnten, würden sie oft zu recht mäßigen Preisen an sich zu bringen vermögen und dadurch den Urhebern derselben noch einen Dienst erweisen. Was umfangreichere Gemälde oder größere Kopien nach alten Meistern anlangt, so werden für deren Bestellung oder Acquisition natürlich größere Mittel erfordert. Denn da ihre sorgfältige Ausführung oft jahrelange Arbeit kostet oder gekostet hat, so müssen die Künstler zum mindesten so viel dafür fordern, wie sie mit ihrer Familie brauchen oder gebraucht haben, um während dieser Zeit ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, ja billigerweise noch etwas mehr. Allein hiermit ist noch gar nicht gesagt, daß sie für ihre Arbeit so hohe Summen verlangen sollen, wie seinerzeit etwa Kaulbach, dessen ellenlange figurenreiche Bilder schon jetzt enorm im Preise gesunken sind und von Jahr zu Jahr mehr sinken werden.

Nachdem meine Gemäldesammlung einen stattlichen Umfang erreicht hatte, begann ich im Jahre 1862 im Garten meines Wohnhauses ein eigenes Gebäude, das sie aufnehmen sollte, zu errichten. Dasselbe wurde drei Jahre später durch die Hinzufügung einer langen Galerie vergrößert, und wiederum etwa sechs Jahre nachher erweiterte ich den Bau, nachdem ich zwei anliegende Häuser erworben, in großem Maßstabe, indem die Sammlung in kleineren Räumlichkeiten nicht untergebracht werden konnte. Es kam nun darauf an, diese verschiedenen Häuser, die wohl umgebaut, aber nicht niedergerissen und völlig neu errichtet werden sollten, einigermaßen zu einem Ganzen zu

verbinden und dem letzteren nach der Straße zu eine Façade zu geben. Für diese Aufgabe wählte ich den jungen talentvollen Architekten und Bildhauer Lorenz Gedon und habe die getroffene Wahl nie bereut. Gedon hat alles geleistet, was sich unter den gegebenen Umständen leisten ließ, und es gewährt mir Befriedigung, sagen zu können, daß der größte Architekt unserer Zeit, der Urheber des neuen Dresdener Hoftheaters und des Polytechnikums in Zürich, Gottfried Semper, sich mit hoher Anerkennung über den Bau im Allgemeinen, sowie speziell über die Façade gegen mich ausgesprochen hat. Dieses Urteil allein wiegt für mich alle die Kritiken Unberufener auf, welche, ohne den gezeichneten höchst geistvollen Entwurf auch nur gesehen zu haben, den Bau alsbald nach seinem Beginne zu bespötteln begannen. Bei solchen Bemerkungen wurde zunächst völlig außer acht gelassen, daß kein Neubau vorgenommen werden sollte, daß es sich vielmehr darum handelte, zwei verschiedenen auseinanderliegenden Gebäuden, die an Höhe ungleich waren und nur durch einen Bogen verbunden werden konnten, ein möglichst einheitliches Aussehen zu geben. Hierdurch wurde der kleine Turm als Verbindungsglied oberhalb des Bogens hervorgerufen. Was im übrigen die im Stil der Spätrenaissance ausgeführte Façade betrifft, so kann Niemand leugnen, daß sie eine malerische Wirkung übt, die freilich noch mehr hervortreten würde, wenn das Gebäude nicht in einer Straße, sondern isolirt auf einem Hügel stände. Dies möglich zu machen, lag allerdings nicht in meiner Macht. Ich bin übrigens weit entfernt, alle die mir zu Ohren gekommenen Aeußerungen über Gedon's Arbeit auf Mißgunst oder Neid gegen den jungen Architekten zurückzuführen. Von jeher hat es Viele gegeben, welche sich wie in der Poesie, so auch in den bildenden Künsten an eine bestimmte, einmal feststehende Regel anklammerten und alles, was sich von dieser emanzipirte, für fehlerhaft hielten. Wie die drei

Einheiten zwei Jahrtausende hindurch als unverbrüchliches Gesetz gegolten haben und deshalb die Form des Shakespeare'schen oder Calderon'schen Dramas bis vor noch nicht lange von den Gelehrten und Aesthetikern als barbarisch verworfen ward, so wurden seit der Zeit der Renaissance, nachdem man wieder die antike Architektur zum Vorbild genommen hatte, alle in ihrer Art so vollendeten Bauwerke des Mittelalters für roh und unkünstlerisch gehalten. Noch in italienischen Reisebeschreibungen geistvoller Männer aus dem vorigen Jahrhundert wird von der Markuskirche in Venedig wie von einem elenden Steinklumpen gesprochen, und in Bezug auf die Münster und Dome des Mittelalters bekundet der Ausdruck „gothischer Stil" noch heute, wie gering man von ihm dachte. Nach solchen Beispielen, daß selbst längst vorhandene herrliche Kunstwerke Jahrhunderte hindurch verkannt und für fehlerhaft gehalten wurden, weil man falsche oder einseitige Regeln auf sie anwendete, oder weil man ein für allemal bestimmte Vorbilder befolgt haben wollte, darf man sich nicht wundern, daß die Versuche von Zeitgenossen, sich von früheren Mustern unabhängig zu machen und sich auf eigene Füße zu stellen, vielfach herbem Urteil begegnen. Ich will Gedon's Leistung nicht als ein Meisterstück hinstellen, glaube aber unbedachten Tadel von ihm abwehren zu müssen. Man hat häufig Glossen darüber gemacht, das neue München, wie es durch König Ludwig I. geschaffen worden, sei eine Art von Museum für die verschiedenen Baustile vergangener Zeiten. Da fänden sich Nachbildungen von griechischen Tempeln, römischen Siegesbogen, christlichen Basiliken, und so weiter. Man könnte solchen Bemerkungen entgegenhalten: so lange unsere Zeit keinen neuen eigentümlichen Baustil besitze, sei es am ratsamsten, denjenigen vergangener Perioden beizubehalten. Allein in jeder Epoche lebt der gewiß nicht zu tadelnde Drang, Neues zu gestalten, und von diesem Drange ist die Architektur später auch in München geleitet worden.

Ob das immer unter günstigen Sternen geschehen ist, kann die Frage sein; ein neuer Baustil wird nicht plötzlich erfunden und läßt sich nicht über Nacht ausbilden; allein schon talentvolle Versuche, die in dieser Hinsicht gemacht werden, verdienen Anerkennung, und letztere nehme ich für Gedon's Bau in Anspruch. Er war noch sehr jung, als er dessen Ausführung übernahm, und das Gebäude mag in dem Ueberwuchern der Phantasie bei Hintansetzung der gehörigen Rücksicht auf die Gesammtwirkung auch wohl einige Jugendlichkeit kundgeben. In gereifteren Jahren hätte dieser Künstler sicher Ausgezeichnetes geleistet; indes ein früher Tod riß ihn hinweg, und so gesellte sich der Architekt zu den vielen ihm schon voraufgegangenen Malern, deren Werke das Innere des von ihm errichteten Baues schmückten. Wenn ich durch diese Galerie hinwandere und die Gemälde von Genelli, Schwind, Führich, Steinle, Rahl, Schleich, Karl Roß, Willers, Feuerbach, Bamberger, Kirchner und vieler Anderen betrachte, die ich noch in voller Schaffenskraft gekannt, welche aber, jung oder alt, nun ebenso wie Gedon hingeschieden sind, dann erscheint mir oft mein kleines Museum wie ein Mausoleum. Durch allen Jubel auf Genelli's „Bachus unter den Musen", durch die Lautenklänge des Hafis auf Feuerbach's Bild, und durch das Frühlingsjauchzen des Knaben auf Schwind's „Wunderhorn" tönt es mir wie Grabmusik ans Ohr.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Stuttgart. — W. Menzel. — E. Mörike. — M. Rapp. — Ludw. Uhland.

Der Zusammenhang bringt es mit sich, daß ich hier noch einmal kurz in eine weit frühere Zeit zurückgehe. Zu verschiedenen Malen haben mich äußere Umstände nach Stuttgart geführt und mir Gelegenheit gegeben, einige mir interessante Männer von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein solcher war Wolfgang Menzel. Dieser Mann gehörte damals zu den meistgenannten in Deutschland, und er übte durch seine kritische Zeitschrift eine Art von Oberherrschaft über die deutsche Literatur. Später ist er von den vielen Gegnern, die er sich geschaffen, arg verlästert und zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe gemacht worden. Aber man darf sagen, daß wenn auch sein Charakter verdächtigt worden ist, dieser nach der Aussage aller Derer, die ihn näher gekannt, ein durchaus achtbarer und aufrichtiger war; er hatte etwas Starres im Festhalten einmal gefaßter Ansichten und Meinungen, etwas Zelotisches, das ihn oft über alle Grenzen der Billigkeit hinausführte. Eigen war ihm von früh an die äußerste, oft cynische Rücksichtslosigkeit. Er legte vorzugsweise die Maßstäbe seiner politischen und religiösen Ueberzeugung an, so daß er ein Werk, welches diesen entsprach, mit Lob überschüttete, ein anderes von entgegengesetzter Richtung dagegen auf jede Weise herabsetzte, wobei der literarische Wert ganz außer acht blieb. Nun ist dies, auch von anderen Schriftstellern angewandte Verfahren gerade das Gegenteil von dem,

welches in der Kritik und Literaturgeschichtsschreibung herrschen soll. Werke von Talent und Geist müßten von ihr immer hochgeschätzt werden, welchen politischen und religiösen Prinzipien ihre Verfasser auch huldigen mögen, die Schriften Voltaire's ebenso wie die von reaktionärem und römisch-katholischem Geist eingegebenen Joseph's de Maistre. Dagegen mittelmäßigen Schreibereien darf ihre Tendenz, sei sie nun eine demokratische oder konservative, eine fromme oder freigeistige, nicht zur Empfehlung gereichen, und man sollte dabei bedenken, daß sie eigentlich die Sache, die sie fördern wollen, diskreditiren. — Menzel war, so oft ich mit ihm zusammenkam, äußerst beredt und trug sein Herz auf der Zunge. Er ergoß sich besonders in die heftigsten Invektiven gegen das sogenannte „Junge Deutschland", jene Gesellschaft von jungen Literaten, die damals viel von sich reden machte, aber im Grunde so großen Aufhebens gar nicht wert war. Nun verdammte ich wohl mit ihm die Anmaßung und das Cliquenwesen, wonach die Jungdeutschen sich gegenseitig verherrlichten. Ich dachte jedoch im Stillen, sein eigenes Verfahren in der Kritik sei, objektiv betrachtet, der Literatur ebenso schädlich, wie das der von ihm gerügten Autoren; nur werde er dabei nicht gleich ihnen von persönlichen Rücksichten geleitet und sei deshalb subjektiv nicht so verdammlich. Was aber ist nun schließlich das Resultat seines ein ganzes Menschenleben ausfüllenden Kritisirens gewesen? Ganz das Nämliche, was seine verhaßten Gegner durch das ihrige erreicht haben. Beide führten geraume Zeit hindurch auf dem lauten Markte der Literatur das große Wort und wurden deshalb auch viel genannt (von echtem Ruhme ist eine solche Notorietät himmelweit verschieden); allein es ist ihnen nicht gelungen, den von ihnen gepriesenen Schriften, insofern sie nicht wirklich wertvoll waren, einen andern Ruf als einen sehr kurzlebigen zu verschaffen, oder die von ihnen mißhandelten Schriftsteller, deren

Werke die ihrigen und die durch sie ausposaunten bei weitem übertrafen, auf die Dauer zu diskreditiren.

Die Liebe und Bewunderung, die ich für Eduard Mörike hegte, trieb mich, ihn aufzusuchen. Es geschah dies aber weit später. Seltsamerweise nämlich hatte ich erst mehrere Jahrzehnte nach dem Erscheinen seiner Gedichte Bekanntschaft mit denselben gemacht. Der Eindruck, den ich von einigen darunter empfangen, war ein unauslöschlicher. Ich dehne meine Bewunderung nicht auf alle Stücke, ja nicht einmal auf den größeren Teil seiner nicht umfangreichen Sammlung aus. Mörike scheint mir nicht selten von dem Streben, im Volkston dichten zu wollen, irregeleitet worden zu sein — einem Streben, das im Grunde ein verkehrtes genannt werden muß. Denn das kleine Vergißmeinnicht am Bach läßt sich nicht in Blumentöpfen ziehen, ohne allen seinen Reiz zu verlieren. Das Gezirp der Grasmücke ist an sich nicht übel; allein wenn die Nachtigall ihren mächtig zur Seele dringenden Gesang aufgäbe, um dieses Zirpen nachzuahmen, so würde man dies sicher beklagen. Verschiedene von Mörike's Gedichten dagegen sind in meinen Augen einzig und unvergleichlich; sie sind neue Offenbarungen in der Poesie. Es ist für mich das Kriterium eines guten lyrischen Gedichts, daß ich, sobald ich es gelesen, den Trieb empfinde, es mir ganz anzueignen, im Gedächtnisse zu bewahren und auf Spaziergängen oder sonst in einsamen Stunden es mir herzusagen. So behalte ich nicht allein kleine Lieder, die von Vielen naiverweise für das Höchste in der Lyrik erklärt werden, während sie nach meiner Ueberzeugung die unterste Gattung derselben bilden, sondern auch Oden, Hymnen und andere größere Kompositionen. Unter den Schätzen, die ich so immer mit mir umhertrage, befinden sich auch einige Gedichte von Mörike, wie dasjenige „An einem Wintermorgen" und „Der Gesang der Feen". Als ich denselben besuchte, fand ich ihn ganz so,

wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Er machte den Eindruck eines Anachoreten, der sein Leben meist in der Einsamkeit zugebracht. Zuerst war er sehr schweigsam, und ich fürchtete beinahe, auf unwillkommene Weise in seine Stille eingedrungen zu sein. Bald jedoch sah ich ihn mitteilsamer werden; er erzählte von den Jugendjahren, die er im Tübinger Stift verlebt, und von seinen Besuchen bei dem unglücklichen, damals schon längst dem Wahnsinn anheimgefallenen Hölderlin. Desgleichen machte er mir Mitteilungen von dem früh verstorbenen, genialen, ihm befreundet gewesenen Wilhelm Waiblinger, den sein Wesen von früh an ebensosehr in das Weite und Maßlose getrieben, wie er selbst sich in sein Inneres zurückgezogen hatte. Sodann wandte sich das Gespräch, und Mörike, erst unlängst von einer Krankheit erstanden, drückte seine Sehnsucht aus, bald auf einige Zeit aus der Stadt nach Urach fliehen zu können. Das Entzücken, mit dem er von diesem Tibur der Stuttgarter sprach, zeigte mir, wie wenig er, der kaum je seine schwäbische Heimat verlassen, von der Welt gesehen hatte. Denn jene Gegend, die er als eine Art von Lauterbrunnerthal schilderte, wie er sie denn auch in einem Gedicht verherrlicht hat, steht doch selbst hinter den schöneren Partien des Thüringerwaldes oder gar der bayerischen Alpen zurück. Indem ich dachte, wie ich von früh an nach eigener Wahl in den verschiedensten und fernsten Ländern umhergewandert war und oft Gram und Enttäuschung heimgebracht hatte, beneidete ich Mörike, daß er, auf eine kleine württembergische Pfarrstelle während des größten Teils seines Lebens gebannt, in solcher Beschränkung zufriedenen und heiteren Sinnes geblieben war. Am nächsten Abend, den ich mit ihm in ganz engem Kreise zubrachte, fand ich ihn in überaus guter Laune. Er erzählte mit übersprudelndem Humor allerhand lustige Geschichten, die er erlebt, und entwickelte dabei ein mimisches Talent, das mich glauben machte, er hätte ein großer

Komiker werden können. — Während Uhland's Gedichte in alle Schichten des deutschen Volkes gedrungen sind, haben diejenigen Mörike's nur eine sehr mäßige Verbreitung gefunden. Und noch heute leben Viele, die sich für literarisch gebildet halten und sie doch gar nicht kennen. Dagegen gibt es eine stille Gemeinde, die zu diesem schwäbischen Dichter aufsieht wie zu einem Gotte, und vielleicht ist er dafür glücklich zu preisen. Wenn man an einen echten Poeten die Frage stellte, ob er lieber mit den Dutzendlyrikern des Tages von allen Journalen gefeiert sein, in allen Töchterpensionaten gelesen werden und seine Gedichte in Goldschnittausgaben auf den Toilettentischen aller Salons liegen sehen, oder ob er einen kleinen Kreis aufrichtiger und urteilsfähiger Verehrer besitzen möchte, wie Mörike, so würde er sicher das Letztere wählen.

Mit einem reichbegabten, nun auch verstorbenen Manne, dessen Name mehr bekannt sein sollte, als er es ist, mit Moritz Rapp, kam ich, nachdem ich schon brieflich mit ihm verkehrt hatte, einmal bei einer kurzen Anwesenheit in Tübingen in persönliche Berührung. Er war ausgezeichnet im Fache der vergleichenden Grammatik und hat ein umfassendes Werk über dieselbe herausgegeben. Aber neben seinen gelehrten Arbeiten beschäftigte er sich sein ganzes Leben hindurch eifrigst mit der dramatischen Literatur. In seiner Jugend hatte er eine Anzahl von Schauspielen, meist komischen Inhalts geschrieben, welche unter dem Titel „Atellanen von Jovialis" in zwei Teilen erschienen. Dieselben enthalten einige hübsche, geistvoll angelegte und durchgeführte Stücke, unter denen mir „Die Gegenkaiser" das vorzüglichste zu sein scheinen. Schon dieses originelle Lustspiel, noch mehr aber ein anderes, der „Student von Coimbra", wird der Mehrzahl der deutschen Leser schwer verständlich durch den vielfach darin angewandten schwäbischen Dialekt. Der Gebrauch dieser seiner heimatlichen Mundart war bei Rapp förmlich zur Marotte geworden; er hat eine Anzahl von

Sonetten des Camoens ins Schwäbische übersetzt, indem er behauptete, das Portugiesische verhalte sich zum Spanischen so, wie der schwäbische Dialekt zum Hochdeutschen. Die Vereinsamung, in der er ein halbes Jahrhundert lang in der kleinen süddeutschen Universitätsstadt lebte, bewirkte wohl, daß sich diese und ähnliche Grillen bei ihm festsetzten. Auch seine Uebersetzung einer beträchtlichen Anzahl von Shakespeare's Schauspielen gibt von solchen Schrullen Zeugnis. Er hat in dieser Uebersetzung mehrfach die Titel, die Personennamen und sogar den Schauplatz der Originale verändert. Das Lokal der Beiden Veroneser zum Beispiel verlegt er nach Portugal und nennt das Stück „Die beiden Freunde von Oporto", indem er als Grund dafür anführt, das Lustspiel sei nach einer Novelle des Montemayor geschrieben und atme daher portugiesische Luft. Auch lasse sich durch die Versetzung nach Portugal der geographische Schnitzer einer Seereise zwischen Verona und Mantua vermeiden. Im Hamlet skandinavisirt Rapp die Namen der handelnden Personen und tauft zum Beispiel Güldenstern Gyllenstjerna, ohne zu bedenken, daß solche Namensumänderung, wenn auch an sich richtig, bei Shakespeare's Stücken, deren Personal Jedermann unter der ursprünglichen Bezeichnung kennt, ganz fruchtlos sein und die Leser überdies von seiner Uebersetzung, die sonst ihre Vorzüge hat, zurückschrecken muß. In seiner späteren Lebenszeit gab Rapp noch ein Buch über das altenglische Theater heraus, das von einer außerordentlichen Belesenheit auf diesem Gebiete zeugt und eine große Anzahl von Dramen der Vorgänger und Zeitgenossen Shakespeare's bespricht. Leider hat es ihm mehrenteils nicht gefallen, Inhaltsangaben der einzelnen Stücke zu liefern, was für mich interessanter sein würde, als die kritischen Urteile, die Rapp gibt, und die für Denjenigen, welcher die Stücke nicht kennt, geringen Wert haben. Nur Wenige können die zahllosen Schauspiele der altenglischen Bühne lesen; für

dieſe aber wäre es wenigſtens ein kleiner Erſatz, wenn ſie ſich aus kurzen Inhaltsanzeigen einen ungefähren Begriff von ihnen zu machen vermöchten. Weiter ſchrieb Rapp ein Buch: „Das goldene Zeitalter der deutſchen Literatur", das ſich unter den unzähligen Schriften über dieſen Gegenſtand, die jeder Tag bringt, durch Freiheit und Selbſtändigkeit des Urteils auszeichnet, das jedoch, eben weil er nicht immer in die unbedingte Apotheoſe der Heroen unſerer Literatur einſtimmt, ihm auch viele Anfeindungen zugezogen hat. — Die Ueberſetzungen ſpaniſcher Theaterſtücke, welche Rapp herausgab, ſcheinen mir ſehr flüchtig gefertigt zu ſein und nicht auf der Höhe ſeiner anderen Arbeiten zu ſtehen, ſo daß ſie jenem jetzt ſo vernachläſſigten Literaturgebiet ſchwerlich neue Freunde zuführen können.

Bei Ludwig Uhland wurde ich ſchon auf einem Ausfluge eingeführt, den ich als Student nach Tübingen machte. Ebenſo wie meine Liebe zu den Liedern und Balladen dieſes Dichters, war es die Bewunderung für ſeinen mannhaften politiſchen Charakter, welche mich zu ihm trieb. Die Felſenfeſtigkeit, mit welcher er ſeine nationalen und liberalen Geſinnungen während ſeines ganzen Lebens verfochten hat, macht ihn in meinen Augen zu einer Geſtalt von antiker Größe. Später ſah ich ihn in Frankfurt wieder, wo er als Deputirter zum deutſchen Parlament weilte. Wohl habe ich nie erwartet, daß bedeutende Autoren ihre Beſucher ſogleich durch glänzende Fulgurationen des Geiſtes überraſchen würden; ich wußte, daß manchen derſelben vielmehr Schweigſamkeit eigen iſt, daß einige von ihnen überhaupt das Talent der mündlichen Beredſamkeit nicht beſitzen, andere dieſe Gabe nur auf beſondere Anläſſe oder in vertrauten Kreiſen entfalten. Allein bei Uhland war die Einſilbigkeit mir doch befremdend. Dieſelbe ging ſichtlich nicht aus Unfreundlichkeit hervor; vielmehr drückte ſein Geſicht, wie ſein Benehmen das größte Wohlwollen aus. Jedoch weder über literariſche Gegenſtände, noch über politiſche Angelegenheiten

konnte ich das Gespräch mit ihm in Fluß bringen. Nur eine einzige Aeußerung in letzterer Hinsicht gelang es mir, ihm zu entlocken. Ich sprach ihm von dem Genuß, den mir sein Trauerspiel „Ernst von Schwaben" bei einer Aufführung in Frankfurt gewährt habe. Er sagte mir hierauf: in seiner Jugend habe er sich viel mit dramatischen Entwürfen beschäftigt, auch einige auszuführen begonnen, und vielleicht würde dieser oder jener derselben von ihm noch vollendet werden. Leider ist Letzteres, wie bekannt, nicht geschehen. Nachdem Uhland so gesprochen, fiel er wieder in sein Schweigen zurück. Wenn ich bei meinem ersten Besuche glauben mochte, er halte es der Mühe nicht für wert, sich mit einem Studenten in eine Erörterung derartiger Themata einzulassen, so konnte ich dies doch nachher in Frankfurt, wo sein Verhalten gegen mich das gleiche war, nicht annehmen, und ich muß daher denken, daß es auf einer Eigenheit seines Wesens beruhte. — Uhland's Liedermund war, als ich den Dichter zum ersten Male sah, längst völlig verstummt. Vielleicht läßt sich sagen, es sei ein Vorzug seiner Sammlung, daß sie nur mäßigen Umfangs ist, während, wenn er bis an sein Ende fortgesungen hätte, dieselbe gleich derjenigen Rückert's unter ihrem Ueberreichtum zu leiden gehabt haben würde. Indes, konnte der edle schwäbische Sänger nicht seinen im Stil des Ariost begonnenen „Fortunat" zu Ende bringen? Hatte er nicht in seinem Herzog Ernst und seinem Ludwig der Baier genug dramatisches Talent gezeigt, daß Deutschland auch seine Pläne zu anderen Dramen gern ausgeführt gesehen hätte? Die vielen Arbeiten über altdeutsche Literatur, denen er sich in seiner zweiten Lebenshälfte gewidmet und die ein Anderer wohl ebenso gut hätte liefern können, wie er, bieten keinen Ersatz dafür.

dieſe aber wäre es wenigſtens ein kleiner Erſatz, wenn ſie ſich aus kurzen Inhaltsanzeigen einen ungefähren Begriff von ihnen zu machen vermöchten. Weiter ſchrieb Rapp ein Buch: „Das goldene Zeitalter der deutſchen Literatur", das ſich unter den unzähligen Schriften über dieſen Gegenſtand, die jeder Tag bringt, durch Freiheit und Selbſtändigkeit des Urteils auszeichnet, das jedoch, eben weil er nicht immer in die unbedingte Apotheoſe der Heroen unſerer Literatur einſtimmt, ihm auch viele Anfeindungen zugezogen hat. — Die Ueberſetzungen ſpaniſcher Theaterſtücke, welche Rapp herausgab, ſcheinen mir ſehr flüchtig gefertigt zu ſein und nicht auf der Höhe ſeiner anderen Arbeiten zu ſtehen, ſo daß ſie jenem jetzt ſo vernachläſſigten Literaturgebiet ſchwerlich neue Freunde zuführen können.

Bei Ludwig Uhland wurde ich ſchon auf einem Ausfluge eingeführt, den ich als Student nach Tübingen machte. Ebenſo wie meine Liebe zu den Liedern und Balladen dieſes Dichters, war es die Bewunderung für ſeinen mannhaften politiſchen Charakter, welche mich zu ihm trieb. Die Felſenfeſtigkeit, mit welcher er ſeine nationalen und liberalen Geſinnungen während ſeines ganzen Lebens verfochten hat, macht ihn in meinen Augen zu einer Geſtalt von antiker Größe. Später ſah ich ihn in Frankfurt wieder, wo er als Deputirter zum deutſchen Parlament weilte. Wohl habe ich nie erwartet, daß bedeutende Autoren ihre Beſucher ſogleich durch glänzende Fulgurationen des Geiſtes überraſchen würden; ich wußte, daß manchen derſelben vielmehr Schweigſamkeit eigen iſt, daß einige von ihnen überhaupt das Talent der mündlichen Beredſamkeit nicht beſitzen, andere dieſe Gabe nur auf beſondere Anläſſe oder in vertrauten Kreiſen entfalten. Allein bei Uhland war die Einſilbigkeit mir doch befremdend. Dieſelbe ging ſichtlich nicht aus Unfreundlichkeit hervor; vielmehr drückte ſein Geſicht, wie ſein Benehmen das größte Wohlwollen aus. Jedoch weder über literariſche Gegenſtände, noch über politiſche Angelegenheiten

konnte ich das Gespräch mit ihm in Fluß bringen. Nur eine einzige Aeußerung in letzterer Hinsicht gelang es mir, ihm zu entlocken. Ich sprach ihm von dem Genuß, den mir sein Trauerspiel „Ernst von Schwaben" bei einer Aufführung in Frankfurt gewährt habe. Er sagte mir hierauf: in seiner Jugend habe er sich viel mit dramatischen Entwürfen beschäftigt, auch einige auszuführen begonnen, und vielleicht würde dieser oder jener derselben von ihm noch vollendet werden. Leider ist Letzteres, wie bekannt, nicht geschehen. Nachdem Uhland so gesprochen, fiel er wieder in sein Schweigen zurück. Wenn ich bei meinem ersten Besuche glauben mochte, er halte es der Mühe nicht für wert, sich mit einem Studenten in eine Erörterung derartiger Themata einzulassen, so konnte ich dies doch nachher in Frankfurt, wo sein Verhalten gegen mich das gleiche war, nicht annehmen, und ich muß daher denken, daß es auf einer Eigenheit seines Wesens beruhte. — Uhland's Liedermund war, als ich den Dichter zum ersten Male sah, längst völlig verstummt. Vielleicht läßt sich sagen, es sei ein Vorzug seiner Sammlung, daß sie nur mäßigen Umfangs ist, während, wenn er bis an sein Ende fortgesungen hätte, dieselbe gleich derjenigen Rückert's unter ihrem Ueberreichtum zu leiden gehabt haben würde. Indes, konnte der edle schwäbische Sänger nicht seinen im Stil des Ariost begonnenen „Fortunat" zu Ende bringen? Hatte er nicht in seinem Herzog Ernst und seinem Ludwig der Baier genug dramatisches Talent gezeigt, daß Deutschland auch seine Pläne zu anderen Dramen gern ausgeführt gesehen hätte? Die vielen Arbeiten über altdeutsche Literatur, denen er sich in seiner zweiten Lebenshälfte gewidmet und die ein Anderer wohl ebenso gut hätte liefern können, wie er, bieten keinen Ersatz dafür.

Neununddreißigstes Kapitel.

München. — Der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst. — Preisgericht.

Schon ehe ich nach München kam, hatte der König den Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst gestiftet. Um die Vorschläge für die Ernennungen zu diesem Orden zu machen, wurde ein Kapitel eingesetzt, in welches als Mitglied einzutreten ich, wenn auch erst etwas später, ersucht ward. Dieser Aufforderung entsprach ich, schon um kundzugeben, wie sehr ich die Absicht des hochsinnigen Monarchen schätzte, der ein höheres Ehrenzeichen, wie es sonst gewöhnlich nur Staatsbeamten, Offizieren oder den Trägern von Hofchargen zu teil wird, Gelehrten und Künstlern verleihen wollte. Jedoch konnte ich von Anfang an meine Bedenken gegen einen derartigen Orden nicht unterdrücken; es sind die nämlichen, welchen auch die Mitgliedschaft von Akademien unterliegt. Bei den meisten der übrigen Dekorationen — ich nehme die militärischen aus — weiß man, daß sie vielfach aus bloßer Gunst verteilt werden. Allein bei einem Orden für Wissenschaft und Kunst ist es die ausgesprochene Absicht, daß nur ungewöhnliches Verdienst durch denselben belohnt werden soll. Nun besitzt jedoch keine Zeit in der Weise ein Urteil über die in ihr selbst erscheinenden literarischen oder künstlerischen Hervorbringungen, daß sich mit einiger Sicherheit annehmen ließe, es werde auch von der Nachwelt gebilligt werden. In jeder Periode ist

Geringfügiges ganz unverhältnismäßig überschätzt, Bedeutendes dagegen verkannt worden. Auf dem Gebiet der Wissenschaft findet dies vielleicht in der Regel nicht statt; der Wert der Leistungen eines Böckh, Ritter, Humboldt, Bopp, Lassen, Liebig und so weiter läßt sich durch strikten Beweis darthun und kann deshalb nicht leicht weggeleugnet werden. Indessen treibt doch auch hier Zufall oder Ungunst der Verhältnisse bisweilen ein arges Spiel, so daß ausgezeichnetes Verdienst spät oder gar nicht zu gehöriger Anerkennung gelangt, während auf der andern Seite geringen Leistungen eine viel zu große Bedeutung beigelegt wird. So haben die Arbeiten des holländischen Orientalisten Dozy, der sicher zu den größten Gelehrten unserer Zeit gehört, noch nicht die gebührende Schätzung in weiteren Kreisen gefunden. Dagegen würde Hammer-Purgstall wegen seiner Schriften gegenwärtig sicher nicht so geehrt werden, wie bei seinen Lebzeiten, wo man ihn der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen für würdig erachtete. In Bezug auf Kunst und Poesie verhält es sich indes hiermit noch ganz anders. Der Wert eines Gemäldes, einer Statue, einer Dichtung läßt sich nicht beweisen. Verschiedene Männer, denen man gleichmäßig Geschmack und Urteilskraft zuschreiben konnte, und ebenso auch verschiedene Zeiten, haben divergirende, ja ganz entgegengesetzte Meinungen darüber ausgesprochen. Unzweifelhaft würde im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, wenn damals ein Orden für die Sommitäten der Poesie vorhanden gewesen wäre, nach dem allgemein verbreiteten Urteil nicht allein ein Zacharias Werner, was noch einigermaßen statthaft erscheinen könnte, sondern auch ein Müllner damit beehrt worden sein, während ein Heinrich von Kleist ihn sicher nicht erhalten hätte. In richtiger Erkenntnis der Unzulänglichkeit des Urteils eines Einzelnen nun bestimmte König Max, daß ein Kollegium, in dem die verschiedenen Wissenschaften und Künste repräsentirt wären, ihm die Vorschläge zu machen hätte, die er dann

mehrenteils einfach bestätigte. Indessen eine so weise Einrichtung, offenbar die beste, die sich in einem solchen Falle treffen läßt, kann nicht dagegen schützen, daß die oben hervorgehobenen Mißstände bei den Wahlen eintreten. Es ist natürlich, daß bei den letzteren der Stimme desjenigen Mannes, der zu demselben Fache wie der zu Erwählende gehört, das größte Gewicht beigelegt wird. Nun ist jedoch, wie zahllose Fälle bezeugen, zum Beispiel ein Dichter, keineswegs vorzugsweise befähigt, über einen andern ein richtiges Urteil zu fällen. Wäre Goethe Mitglied eines derartigen Kapitels gewesen, er würde gewiß, nach den Aussprüchen zu schließen, die er über H. von Kleist gethan hat, der Wahl des Letzteren entgegen gewesen sein. Und ebenso würde Schiller diejenige Bürger's nicht gebilligt, vielmehr an dessen Stelle Matthisson befürwortet haben. Die großen Männer wären dabei sicher nicht von niedrigen Motiven geleitet worden, sondern nur ihrem Geschmacke gefolgt. Ebenso wie die Poeten sind auch die Musiker und bildenden Künstler höchst unzuverlässige Richter über Erscheinungen in dem Fache, das sie selber kultiviren. Sie werden die größte Anerkennung stets für Produktionen Solcher haben, welche der von ihnen selbst eingeschlagenen Richtung folgen, eben weil sie glauben, das Gute und Vollkommene sei nur auf diesem Wege erreichbar. Mit höchster Wahrscheinlichkeit ferner kann angenommen werden, daß alle Mitglieder eines derartigen Kollegiums unter dem Banne eines in ihrer Zeit einmal herrschenden Urteils stehen, oder sich wenigstens nicht genügend von ihm frei machen können. Im vorigen Jahrhundert würden Alle Klopstock für einen der größten Dichter gehalten haben; ja wäre im Schoße eines damals etwa vorhandenen Kapitels eine abweichende Meinung laut geworden, sie hätte nicht zur Geltung gelangen können. Auch Gleim wäre als ein zweiter Tyrtäus in die Reihe der unabweisbaren Kandidaten des Ordens gestellt worden. Ganz ähnliche Uebelstände finden bei den Wahlen für

die Akademien unvermeidlich statt, und es ist oft genug hervorgehoben worden, wie viele unbedeutende Persönlichkeiten einen der vierzig Stühle der französischen Akademie eingenommen haben, während ungleich bedeutendere davon ausgeschlossen blieben. Wenn aber auf solche Art, wie dem gar nicht vorzubeugen, eine falsche Schätzung, die sich einmal Geltung verschafft hat, offiziell von oben her bestätigt wird, wenn geringere Gelehrte oder Künstler Auszeichnungen erhalten, die größeren nie zu teil werden, so ist das sicher, als der Gerechtigkeit zuwider, nicht erfreulich. Es läßt in den Herzen der unbillig Hintangesetzten einen Stachel bitterer Gefühle zurück und benachteiligt diese in den Augen des Publikums, während die Bevorzugten dadurch mit einem falschen Nimbus umkleidet werden, der nach und nach doch schwinden muß. — Das sind, kurz gesagt, die Bedenken, die ich gegen Orden für Wissenschaft und Kunst hege; sie sind weit größer als diejenigen, welche etwa gegen militärische Auszeichnungen obwalten, die auch nach Stimmenmehrzahl im Kapitel verliehen werden. Denn bei diesen handelt es sich um bestimmte, von einem Krieger vollbrachte Thaten, nicht um Leistungen, welche von dem einen in dieser, von dem andern in jener Weise beurteilt werden können. — Als ich nun infolge der an mich ergangenen Aufforderung in das Kapitel des Maximiliansordens eintrat, sagte ich mir zwar dies Alles und hielt mir überdies noch vor, daß ich, wie ein jedes Mitglied desselben, auch da, wo ich eine von der Mehrzahl abweichende Meinung ausgesprochen, jedoch überstimmt worden war, seitens der Welt für den Spruch der Gesammtheit verantwortlich gemacht werden würde. Trotzdem nahm ich den Ruf an, weil ich glaubte, mich dadurch nützlich machen zu können, und ich bereue es nicht. Denn es ist mir gelungen, die Wahl auf einige Männer zu lenken, die, bis dahin noch nicht gehörig anerkannt, nach meiner Ansicht unter den zu Erwählenden in vorderster Reihe standen.

Auf Befehl des Königs Maximilian wurden mehrmals Prämien für die beste Tragödie ausgesetzt, und an mich erging die Einladung zum Eintritt in das zu diesem Zweck zu ernennende Preisgericht. Die edle Absicht des Königs, auf solche Art die dramatische Kunst zu fördern, bestimmte mich, dieser Einladung zu folgen, und ich sah nun mit stolzem Hochgefühl, wie mehrmals aus verschiedenen Gegenden Deutschlands Schreiben mit der Adresse „An den Preisrichter Schack" für mich anlangten. Es war eine ungeheure Arbeit, die anderthalbhundert Trauerspiele, welche einliefen, zu mustern. Dieselbe ward jedoch einigermaßen erleichtert, weil einzelne darunter sich schon auf den ersten Seiten als so stümperhaft erwiesen, daß von weiterem Lesen füglich abgesehen werden konnte. Wenn ich sogleich dem Wunsche Sr. Majestät nur mit einigem Zögern nachgekommen war, weil mir der Nutzen solcher Preisausschreiben als sehr zweifelhaft erschien, so bestätigte sich nun meine Ansicht über diesen Punkt mehr und mehr. Das große Hinderniß, welches einem Aufblühen des höheren Dramas in Deutschland entgegensteht, liegt darin, daß unsere Bühnen nur selten und sporadisch Werke dieser Gattung bieten, und daß der Dichter, welcher ein Trauerspiel dem Publikum vorführen will, mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Schon früher habe ich die Meinung ausgesprochen, wie eine goldene Periode des deutschen Dramas nur herbeigeführt werden könnte, wenn wieder die nämlichen Bedingungen einträten, welche während des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in England und Spanien walteten und die Blüte des Theaters in jener Zeit hervorriefen. Die hauptsächlichste dieser Voraussetzungen ist unaufhörliche Aufführung von Dramen im höheren Stil, mit völliger Außerachtlassung jener Art von Kritik, welche schon das Ihrige that, um Shakespeare's und Calderon's Schaffen zu lähmen, die ihre Stücke derselben zum Trotz schrieben. Hiervon ist nun der durch die Aussetzung von Preisen verfolgte

Weg so ziemlich das Gegenteil; es läßt sich dadurch nichts Weiteres erreichen, als daß auf ein oder ein paar gekrönte Stücke, welche sonst als sogenannte Buchdramen unbeachtet bleiben würden, die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenkt wird. Ein weiteres Ergebnis hat auch kaum eine der vielen Prämiirungen geliefert, die in Deutschland schon seit dem vorigen Jahrhundert stattgefunden, und die Nation hat kaum je auf die Dauer den Spruch der Preisrichter bestätigt; man müßte denn Klinger's „Zwillinge", welche indes auch bereits lange von den Brettern verschwunden sind, als Ausnahmefall gelten lassen. — Was mich, während ich in der Kommission war, noch besonders bedenklich machte, bestand in der Erwägung, daß das Publikum das Urteil der Richter mißtrauisch aufnehmen könnte, und zwar nach früheren Vorgängen nicht ohne Grund. Ein solcher hatte sich ehemals in München ereignet. Bei einer ähnlichen Wettbewerbung war daselbst Uhland's „Ludwig der Baier" nicht berücksichtigt, dagegen eine mittelmäßige Tragödie, Heimeran, gekrönt worden. Schließlich gab ich jedoch nach bester Ueberzeugung mein Votum ab. Das Resultat war, wie ich vorausgesehen. Ein Trauerspiel, welches wirklich Vorzüge besaß, erhielt den Preis, wurde jedoch bald wieder beiseite gelegt und ging auf andere Bühnen nicht über. Diese Erfahrung war der Anlaß, daß ich mich in Zukunft an solchen Preiskomites nicht mehr beteiligte. Zuletzt blieb mir noch die peinliche Empfindung zurück, daß unter den nicht prämiirten Werken sich doch noch manche Leistungen befunden haben könnten, welche Berücksichtigung verdient hätten. Allein bei der Unzulänglichkeit alles menschlichen Urteils und der Erinnerung, daß Goethe Fr. Schlegel's Alarcos und die schwachen Stücke Manzoni's hoch gepriesen, dagegen diejenigen Heinrich von Kleist's herabgesetzt hatte, konnten die Münchener Preisrichter unmöglich für ihr Votum Unfehlbarkeit beanspruchen.

Ende des ersten Bandes.

Ein halbes Jahrhundert.

Zweiter Band.

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Alle Rechte,
insbeſondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Erinnerungen.

Vierzigſtes Kapitel. Krieg von 1859. — Italieniſche Zuſtände. — Reiſe nach Palermo. — Das befreite Sicilien und Neapel 1

Einundvierzigſtes Kapitel. Letzte Lebensjahre des Königs Maximilian's II.; deſſen plötzliches Ableben. — König Ludwig II. — Richard Wagner 12

Zweiundvierzigſtes Kapitel. G. Gervinus. — J. P. Fallmerayer. — Wien. J. v. Führich. K. Rahl. Friedrich Hebbel . . . 26

Dreiundvierzigſtes Kapitel. Koburg und Friedrich Rückert. — Halle. H. Leo 37

Vierundvierzigſtes Kapitel. Reiſe nach Holland. — Reinhold Dozy. — Paris. Herr von O. — Julius Mohl. — Das Café de l'Ancienne Comédie. — Romantik in Mecklenburg. — Gäſte in meiner Münchener Galerie 48

Fünfundvierzigſtes Kapitel. Neue Reiſe nach Spanien und Portugal. — Napoleon III. in Biaritz. — Hof Iſabella's II. in San Ildefonſo. — Liſſabon. — Cintra. — Wiederſehen von Andaluſien. — Franzöſiſche Luſtſchlöſſer 61

Sechsundvierzigſtes Kapitel. Deutſch-franzöſiſcher Krieg. — Beſuch der wiedergewonnenen Reichslande 83

Siebenundvierzigſtes Kapitel. Literariſche Produktion 92

Achtundvierzigſtes Kapitel. Reiſe nach Spanien, Aegypten, Griechenland und Konſtantinopel. — Don Juan Valera. — Graf Prokeſch. — Räuberunweſen bei Athen 98

Neunundvierzigſtes Kapitel. Letzte Reiſe nach Aegypten, Paläſtina, Damaskus, dem Libanon und Griechenland 106

Seite

Fünfzigſtes Kapitel. Rückkehr nach München. — Wilhelm v. Dönniges. — Juſtus v. Liebig. — General von der Tann. — Emanuel Geibel. — Bernh. v. Lepel. — Reiſe nach Dänemark, Norwegen und Schweden. — Winteraufenthalt in den ſüdlichen Ländern 150

Zweites Buch. Aufzeichnungen — Tagebuchblätter . . . 159

1. **Malta**, Ende April 1839 161
2. **Sparta**, den 12. Mai 1839 175
3. — 20. Mai 1839 188
4. **Nauplia**, Anfang Juni 1839 193
5. **Bruſſa**, im Juni 1839 201
6. **Unter dem Wüſtenzelt**, im Herbſt 1839 210
7. **Jeruſalem**, im Herbſt 1839 222
8. **Beirut**, im Herbſt 1839 225
9. **Tyra**, im Herbſt 1839 240
10. **Stift Neuburg bei Heidelberg**, im September 1845 . . 252
— — im Herbſt 1847 258
11. **Jeruſalem**, im Januar 1849 265
12. **Kairo**, im Februar 1849 280
13. **Granada**, im Juli 1852 293
14. — den 16. Juli 1852 302
15. **Sevilla**, im Auguſt 1852 316
16. — den 10. Auguſt 1852 326
17. **Plaſencia**, im April 1853 338
18. **Liſſabon**, den 1. Mai 1853 353
19. — den 10. Mai 1853 365
20. **Santa Cruz auf Teneriffa**, im Juni 1853 371
21. **Orotava**, im Juni 1853 379
22. **Cadix**, im Auguſt 1853 389
23. **Toledo**, November 1853 402
24. **Ronda**, im April 1854 414
25. **Gibraltar**, im April 1854 424
26. **Cintra**, im Mai 1854 434

Vierzigstes Kapitel.

Krieg von 1859. — Italienische Zustände. — Reise nach Palermo. — Das befreite Sicilien und Neapel.

Im Obigen bin ich, um den Zusammenhang nicht zu zerreißen, in etwas spätere Zeit herabgestiegen; ich knüpfe nun wieder beim Jahre 1859 an. Der zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrechende Krieg bewegte mich, wie alle Welt, aufs lebhafteste. Da ich bei meinen früheren häufigen Aufenthalten in Italien die Trostlosigkeit der Zustände in diesem Lande kannte und auch in der österreichischen Herrschaft, die von der Lombardei aus den übrigen Gewaltherren der Halbinsel einen Halt gab, den Hauptgrund derselben erblickte, konnte ich natürlich die Fortdauer dieser Herrschaft nicht wünschen. Trotzdem vermochte ich den Freiheitskampf der Italiener nicht mit ungeteilter Sympathie zu begrüßen, indem er im wesentlichen nur unter der Aegide Napoleon's III. geführt wurde, und auch nur durch diesen schließlich der Sieg sich den italienischen Fahnen zuneigte. Beim Beginne des Krieges befand ich mich gerade auf schweizerischem Boden und hörte von Lugano aus mehrmals Kanonendonner. Um mich her schwärmte Alles für die italienische Erhebung und zugleich für die Franzosen; dagegen machte sich der Haß gegen die Oesterreicher oft in meiner Gegenwart in energischen Ausbrüchen Luft. Eine anderweitige Meinung auszusprechen, war oft sogar bedenklich, und ich hörte, daß Deutsche, die dies in öffentlichen

Lokalen zu thun gewagt, mißhandelt worden seien. Nach den ersten Niederlagen der Oesterreicher erscholl lauter Jubel, und insofern man hierin den Anfang einer Befreiung Italiens vom Joche seiner Zwingherren erblicken konnte, würde ich gern mitgejubelt haben, wenn nicht der Gedanke, daß der Erbfeind Deutschlands Triumphe über deutsche Waffen feierte, mir die Freude getrübt hätte. Nachdem mir später klar geworden, daß Oesterreich sich selbst gratuliren konnte, von der unnatürlichen Ankoppelung der welschen Provinzen erlöst zu sein, und als nach und nach infolge dieses ersten Anstoßes die ganze Halbinsel wie auch Sicilien ihre Unabhängigkeit erlangte, verlor sich das trübe Gefühl in mir, und ich schätzte mich glücklich, die von so vielen Generationen vergebens erstrebte Herstellung der Einigung Italiens erlebt zu haben.

Da ich schon seit meiner Jugend in diesem Lande fast heimisch war und an dessen Geschicken wie ein Eingeborener teilgenommen hatte, fühlte ich das lebhafte Bedürfnis, nach den großen Ereignissen, die sich vollzogen hatten, die nun bis auf wenige Teile befreite Halbinsel zu begrüßen, und begab mich im Herbst 1860 über Florenz nach Neapel und Sicilien. Noch freilich war Venedig der Fremdherrschaft unterworfen, noch hatte der Vers Platen's seine Geltung, welcher Italien anredet: „Du trägst an Deiner eigenen Brust den Krebs, den Antichrist, den Papst." Aber man konnte wohl mit Sicherheit sagen, daß die Zeit nicht ferne sei, wo die Unità zur vollen Wahrheit würde. Der Mut, die Ausdauer, die Hingebung und Aufopferung, welche die Italiener in dem Kampfe um ihre Unabhängigkeit und um diese Einheit gezeigt hatten, gehört zu den strahlendsten Beispielen von Vaterlandsliebe in der Geschichte. Seit mehr als zwei Menschenaltern ist die Heldenjugend dieses Volkes, unerschreckt von den Bajonetten und Kanonen der Feinde, von den Schergen ihrer einheimischen Tyrannen, solchem Ziele entgegengeschritten, hat sich, um es

zu erreichen, dem Kerker und Schafott trotzend, in den Schlachtentod gestürzt. War das eine Geschlecht hingesunken, so trat ein neues, noch kühneres an seine Stelle. Von den Alpen bis zu der Südspitze Siciliens ist kaum eine Familie, sei es nun in Hütte oder Palast, die nicht eines ihrer Mitglieder diesem Kampfe zum Opfer geweiht hätte, möge es von den Kugeln der Feinde hingestreckt worden oder den schlimmeren Tod in unterirdischen Kerkern gestorben sein. Es hat wenige so erhebende Schauspiele auf der Erde gegeben, wie dieser begeisterte Kampf einer ganzen Nation um ihre höchsten Güter. Selbst die verzweifelten und tollkühnen Unternehmungen Einzelner, welche von der Nüchternheit als unsinnig gescholten werden, zum Beispiel die Landung der Brüder Bandiera an der Küste von Neapel, um dort die Freiheitsfahne aufzupflanzen, haben etwas Erhabenes, und mir sind diese Bandiera immer so bewundernswert erschienen, wie die Helden des Plutarch. Ein denkwürdiger Beleg für die Allgemeinheit, mit welcher das patriotische Gefühl sämmtliche Schichten der Bevölkerung durchdrang, wurde mir von ganz zuverlässiger Seite erzählt. In den schrecklichen Kerkern von Neapel, wo die edelsten Männer ihres Landes, wie Settembrini und Poerio, mit Mördern zusammengekoppelt waren, sammelten die Verbrecher und Galeerensklaven unter einander Geldbeiträge für Förderung der italienischen Einheit! Wahrlich, diese Galeerensklaven in ihren Ketten beschämen manche Diplomaten in Galauniform, die im Dienste ihrer kleinen Zwingherren für die Unterdrückung ihres Vaterlandes wirkten.

Mit der Liebe zu ihrem Lande ging bei den Italienern der Haß gegen die Fremdherrschaft Hand in Hand, und da sie Oesterreicher und Deutsche nicht zu unterscheiden wußten, wurden auch wir von ihm mitbetroffen. Ich konnte von jeher nicht umhin, diesen Haß zu achten, wenn er auch zugleich gegen mich gerichtet war. Es mußte für einen Deutschen

ſchmerzlich ſein, in Oeſterreich den Unterdrücker Italiens zu erblicken. Hoffentlich iſt die Zeit für immer vorbei, wo die Länder wie gewöhnliche Waren ohne alle Rückſicht auf die Bevölkerungen bald dieſem, bald jenem Souverän zugeteilt wurden. Oeſterreich hatte durch den Beſitz der Lombardei und des Venetianiſchen von Anfang an ein unheilvolles Geſchenk erhalten. Die Einwohner ließen ſich ungern von Fremden beherrſchen, und dieſe Abneigung in ihr Gegenteil zu verwandeln, wäre wohl keiner Regierung gelungen. Aber Oeſterreich that, ſtatt hierzu auch nur einen Verſuch zu machen, wenigſtens unter dem Metternich'ſchen Regiment, Alles, um die Erbitterung aufs Höchſte zu ſteigern. Die Verfolgung jeder freieren Regung, auch wo ſie keine politiſchen Zwecke hatte, das Märtyrertum, das über Silvio Pellico und ſeine Leidensgenoſſen verhängt ward, drückte den Stachel unverſöhnlichen Grolles in jede italieniſche Bruſt, und als man ſpäter von Wien aus einzulenken verſuchte, war es zu ſpät. Die Finanzmaßregel, durch welche die Lombardei vor den einheimiſchen Kronländern bevorzugt wurde, und das viele Geld, das durch die Feſtungsbauten in Umlauf geſetzt ward, konnte nur die unteren Klaſſen gewinnen. Der gebildete Teil der Bevölkerung vermochte die Erinnerung an die Gefängniſſe des Spielberg nicht loszuwerden und verharrte in ſeinem Grimm. Auch that die Regierung, wenngleich ſie keine Grauſamkeiten wie früher mehr beging, durch kleinliche Polizeiplackereien das Ihrige, um die Verſöhnung unmöglich zu machen. Man denke ſich, wie es die Italiener zur Verzweiflung treiben mußte, wenn Solche von ihnen, deren Geſinnung mißliebig war, unter polizeiliche Aufſicht geſtellt wurden, wenn ihnen ein ſogenannter precetto zuging, wonach ſie die Weiſung erhielten, ſich des Umganges mit Dieſem oder Jenem zu enthalten, mit Niemandem auf der Straße zu ſprechen, kein Café zu beſuchen und ſo weiter. Aber das Schlimmſte war, daß Oeſterreich

sein Joch, das in der letzten Zeit in Oberitalien noch erträglich sein mochte, über die ganze Halbinsel erstreckte und sich in Unteritalien zum Helfershelfer einer Despotie gemacht hatte, wie selten noch ein Volk eine gleich arge zu erdulden gehabt.

Es ist gegen Italien der Vorwurf erhoben worden, daß es sich nicht habe aus eigenen Kräften befreien können — mit höchstem Unrecht. Mit den einheimischen Dynastien und zugleich noch mit der kolossalen Uebermacht von außen her fertig zu werden, war eine physische Unmöglichkeit. Allein sobald Oesterreich die schirmende Hand, die es über die Fürsten der Halbinsel gebreitet hatte, zurückziehen mußte, waren die Tage dieser Regierungen gezählt. Die Duodeztyrannei von Modena, die in karikaturartiger Gestalt das Schreckliche mit dem Lächerlichen vereinigte, fiel unter allgemeinem Jubel. Und nun endlich war durch Garibaldi auch die Zwingburg im Süden gesunken. Schon vor dem Jahre 1848 war das Königreich Neapel eine Anomalie unter den zivilisirten Staaten Europas gewesen; es waltete hier, besonders aber auf der Insel Sicilien, eine auf bigottes Pfaffentum gegründete Willkürherrschaft, von deren Abscheulichkeit man sich schwer einen Begriff macht. Obgleich ich schon früher hiervon gesprochen, muß ich näher darauf zurückkommen. Das Volk wurde in der krassesten Unwissenheit gehalten. Für Schulen geschah gar nichts; der leiseste Verdacht liberaler Gesinnung brachte ins Gefängnis, wo Derjenige, auf den er fiel, jahrelang ohne Verhör schmachten konnte. König Ferdinand oder der Re Bomba, wie er mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheues von jedem Italiener genannt wird, vereinigte in sich die finstere Tücke eines Galeazzo Visconti mit der Tigergrausamkeit des Ezzelino. Wenn er schon früher der Schrecken seiner Unterthanen gewesen war, so zeigte er sich in seiner ganzen Furchtbarkeit doch erst nach dem Jahre 1848. Wie der Sturm, der in diesem Jahre halb Europa durchbrauste, auch Neapel erreichte und welche

Bewegungen er dort hervorrief, lebt noch in Aller Gedächtnis. Nachdem der König die Verfassung, die er selbst unter dem Druck der Verhältnisse gegeben und beschworen, mit Hilfe seiner Soldateska und der Lazzaroni wieder vernichtet hatte, begann er eine Verfolgung der grausamsten Art gegen alle Patrioten und mit empörendem Cynismus sogar gegen Diejenigen, die er selbst früher zu den höchsten Staatsämtern berufen hatte. Die Kerker des Forts S. Elmo und die bis unter das Meer hinabreichenden Gefängnisse füllten sich mit sogenannten Verbrechern, das heißt mit den besten Männern, die dort ohne Urteil und Recht oder auf den Willkürspruch von Kriegsgerichten mit gemeinen Missethätern zusammengekoppelt wurden. Nachdem Rom und das übrige Italien wieder ihren früheren Gewaltherren unterworfen waren, glaubte sich König Ferdinand jeder weiteren Rücksicht entbunden und schwang mit Hilfe seiner Büttel Maniscalco, Ajossa und Anderer während eines Jahrzehnts die Geißel der furchtbarsten Tyrannei über sein Königreich. Ich habe während eben dieses Jahrzehntes, wie schon früher erwähnt, mehrmals Aufenthalte sowohl in der Stadt Neapel als in Palermo gemacht und die Ueberzeugung gewonnen, daß dort Zustände herrschten, wie sie unter einem Alba in den Niederlanden nicht schlimmer sein konnten. Schon damals war es mir nach den Aussagen zuverlässiger, seit lange im Lande ansässiger und mit dessen Verhältnissen vertrauter Personen unzweifelhaft, daß die Anwendung der Folter, um politisch Verdächtige zum Geständnisse zu zwingen, zu den alltäglichen Vorgängen gehörte. Noch gegenwärtig wird mir, wenn ich dies in Deutschland behaupte, oft unter dem Ausdruck des Unglaubens entgegengehalten, in Neapel sei ja die Folter schon im vorigen Jahrhundert abgeschafft worden. Ich erwidere hierauf, daß dies bei den Gerichten stattgefunden hat, und daß diese auch die Tortur unstreitig nicht wieder in Anwendung gebracht haben, daß aber die Polizei, besonders unter der

Leitung des abscheulichen Maniscalco, allmächtig war, ganz nach Belieben schaltete und waltete und nach Herzenslust gefoltert hat. Ob sich das nach dem Tode des Königs Bomba verändert hatte, habe ich seinerzeit nicht erfahren können. Sein Nachfolger scheint milder gesinnt gewesen zu sein, war jedoch zu schwach, um mit dem herrschenden System zu brechen, und mußte schon als Sohn eines solchen Vaters, von Jesuiten und feilen Höflingen erzogen, im wesentlichen in den Bahnen des Vorgängers fortwandeln. So ging mit der Krone die Wucht des Hasses, die auf Jenem geruht hatte, auch auf sein Haupt über; sein Thron begann zu wanken, sobald Garibaldi's kleine Schar herannahte, und das starke Heer des jungen Königs, das als eines der besten in Europa gepriesen wurde, weil es sich bei den Paraden sehr hübsch ausnahm, stob auseinander, fast ehe noch „die tausend Abenteurer", denen schon Sicilien zugefallen war, das Festland betraten.

Es ist zu beklagen, daß unsere Zeit keinen Dante aufzuweisen hat, der die Bourbonen (voran die neapolitanischen, aber auch die spanischen müßten ihr Kontingent stellen) in den Bagno seiner Verse sperren könnte, damit sie den kommenden Geschlechtern zum Abscheu und deren Fürsten als Warnung gegen despotische Gelüste dienten. Auch nur ein solcher Dichter von Genie wäre würdig, dem König Victor Emanuel den Ruhmeskranz zu flechten, den er um so mehr verdient hat, als es wohl manche Könige gegeben, die größere Eroberer waren, aber äußerst wenige, die für die Freiheit gestritten, wie er. Ich halte es für ganz falsch, zu glauben, das Glück einer Nation sei von der Form einer Regierung abhängig. Es hat Republiken gegeben, in denen ein sehr tyrannisches Regiment geführt wurde, und die Freiheit kann in einer Monarchie ebenso gut geschützt sein, wie in einem Freistaat. Aber die Zeiten der Gewaltherrschaft sind vorüber, und die Tage aller Derer, welche eine solche zu üben versuchen sollten,

gezählt. Nur den Fürsten, welche die Freiheit auf ihre Fahnen schreiben, gehört die Zukunft: in hoc signo vinces! Dem Herrscherhause Savoyen darf man, wenn es ferner dem Labarum folgt, das ihm Victor Emanuel vorauftrug, eine lange, glänzende Zukunft weissagen.

Mit welcher Herzensfreude begrüßte ich das endlich befreite Neapel! Wenn ich mich früher dort aufhielt, hatte ich zwar als Fremder nichts für mich selbst zn fürchten gehabt und persönlich nur an einigen Vexationen der Polizei die Segnungen des bourbonischen Absolutismus empfunden. Allein der Umgang mit den Eingeborenen, die sich in einer beständigen Angst vor den Sbirren ihres liebevollen Landesvaters befanden und kein unbefangenes Wort zu sprechen wagten, hatte etwas Peinliches gehabt. Selbst der Genuß der Natur in dieser vielleicht am schönsten gelegenen Stadt Europas war mir verbittert worden, weil ich mich in einem großen Kerker zu befinden glaubte. Wenn mir auch auf dem Posilip und dem Molo die fröhlichen Klänge der Tarantella und das Schellenrasseln der Tambourine entgegentönten, so hatten sie mich doch nicht zur Freude stimmen können, da sie in meinen Gedanken von dem Kettenklirren in den unterirdischen Kerkern von S. Elmo übertönt wurden. Mit wie ganz anderen Gefühlen schritt ich jetzt durch den Toledo, durch die Villa Reale, da ich in Aller Augen den Jubel der Erlösung von einem unerträglichen Joche leuchten sah. Ich besuchte alle meine Lieblingsplätze von neuem, um an jedem von ihnen den Hauch der Freiheit einzuatmen, der nun an diesen seligen Küsten weht.

Noch steigern mußten sich meine Empfindungen, als ich den Boden Siciliens betrat und auch hier das italienische Banner flattern sah. Denn diese Insel hatte unter noch schlimmeren Streichen des Despotismus geblutet, als das Festland von Neapel. Die glücklichere Zukunft wird kaum glauben,

was deren Bewohner erduldet haben, bevor die Stunde der Rettung ſchlug. Ein Faktum mag für viele ſprechen. Als Palermo von den Kriegern Garibaldi's eingenommen war, wurden zunächſt die von politiſchen Gefangenen überfüllten Kerker der Stadt aufgebrochen, und man fand in denſelben zahlreiche, zu Skeletten abgemagerte Unglückliche, die dort jahrelang, fern von Luft und Licht, geſchmachtet und die man, nach ihrer übereinſtimmenden Ausſage, der Folterung unterworfen hatte, um ihnen Geſtändniſſe und beſonders die Angabe von Mitſchuldigen abzupreſſen. Auch entdeckte man Folterkammern mit Marterinſtrumenten, wert der barbariſchſten Zeiten des Mittelalters. Dies iſt mir wiederholt von den achtungswerteſten Sicilianern verſichert worden. Als ein Beiſpiel von den vielen Greueln, die in Palermo unter der Regierung des Königs Ferdinand vorgekommen ſind, mag folgender durchaus beglaubigter Fall genügen. Am Abende des 27. Januar des Jahres 1850 ertönten aus einer Schar von jungen Leuten auf einem Platz Palermos die Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Italien!“ Als die Rufenden ſich ſogleich von zahlreichen Schergen und Soldaten angegriffen ſahen, thaten ſie ein paar Schüſſe gegen dieſelben und zerſtreuten ſich dann in die umliegenden Häuſer und Straßen. Es war wirklich der Plan zu einer Revolte entworfen worden, aber aus Mangel an gehörigen Verabredungen nicht zum Ausbruch gekommen. Die Regierung hatte hiervon Kenntnis erlangt, indeß abſichtlich jenem kleinen Auflaufe nicht vorgebeugt, vielleicht denſelben ſogar ſelbſt angeſtiftet, um erſt ſpäter eine angebliche furchtbare Konſpiration in Blut zu erſticken. Am nämlichen Abend verhafteten die Patrouillen ſechs Bürger und ſchleppten ſie vor ein Kriegsgericht, obgleich die Letzteren nicht mit Waffen in der Hand ertappt worden waren und die Kriegsbehörde daher in keiner Art für ſie kompetent ſein konnte. Es lagen keinerlei Beweiſe vor, daß die Verhafteten ſich eines Vergehens ſchuldig

gemacht hätten. Der jüngste unter diesen war Riccolo Garzilli, noch nicht zwanzig Jahre alt; er hatte zwei Jahre vorher eine Schrift über die philosophischen Ideen Gioberti's herausgegeben und wurde von allen Denen, die ihn kannten, als ein aufgehender Stern der italienischen Literatur angesehen. Auf die erste an ihn gerichtete Frage antwortete er: „Ich sehe hier keine Richter, sondern Henker. Tötet mich, da ihr es könnt und wollt, aber ich kann euch nicht das Recht zugestehen, eine Untersuchung gegen mich zu führen." Das gegen die sechs Verhafteten gefällte Urteil lautete auf Erschießung noch an demselben Tage. Alle sechs wurden durch die todesstillen und öden Straßen der Stadt zur Hinrichtung geführt. Nach vollzogenem Bluturteil jubelten und zechten die Schergen über den rauchenden Leichnamen. Eine Schwester des erschossenen Garzilli wurde über den Tod des Bruders wahnsinnig und starb einen Monat nachher. Den Vater, der neapolitanischer Offizier war, sah man am folgenden Tage in voller Uniform mit unnatürlicher und empörender Gleichgiltigkeit in den Straßen von Palermo auf und nieder gehen. Dieser ersten Hinrichtung, die eher Mord zu nennen war, folgte später die von etwa dreißig anderen Palermitanern, die der Teilnahme an der Verschwörung beschuldigt wurden, obgleich sie nicht auf der That überrascht worden waren. Diesmal wurden die Angeklagten vor ein Spezialgericht gestellt; unter ihnen waren Unschuldige neben Schuldigen. Aber Alle widersprachen bei der Verhandlung den Geständnissen, welche von zwei Leitern des Prozesses in die Akten aufgenommen worden waren, und protestirten gegen offenbare, in ihnen enthaltene Unwahrheiten, Suggestionen und Aussagen, die durch furchtbare Martern erpreßt worden seien. Sie hatten in unterirdischen Kerkerlöchern ohne Schlaf, ohne Speise und Trank geschmachtet; sie waren geschlagen und an allen Gliedern zerrissen worden und zeigten vor Jedermanns Augen (denn die Verhandlung

war öffentlich) ihre jüngst empfangenen Wunden. Den ersten Sitzungen wohnten eigens berufene Stenographen bei; dann ward es für passend erachtet, Letztere auszuschließen. Die Advokaten sprachen, sei es zu ihrer Ehre gesagt, mit Mut und Würde; vor Allen Emmanuele Bellia, ein Mann von vorgerückten Jahren, der nicht anstand, auszurufen: „Wir verabscheuen mit Recht die Tortur vergangener Zeiten, die wir barbarisch nennen; aber damals war sie wenigstens durch die Gesetze vorgeschrieben und trug nicht das Gepräge eines willkürlichen Exzesses. Die Folter wurde in jener Zeit nach bestimmten Normen und Regeln angewandt; sie hatte ihre gesetzlichen Vorschriften, Vorschriften, die gewiß verwerflich waren, aber die sie doch dem Belieben des gemeinsten Henkerknechtes entzogen. Wahrlich, jene Zeiten sind im Vergleich mit den unseren beneidenswerte gewesen!" Das richterliche Urteil verdammte die Angeklagten fast sämmtlich zu Kettenstrafe und zu den Galeeren. Drei von den Richtern, welche Anwandlungen von Gerechtigkeitsliebe und Mitleid gezeigt hatten, wurden sogleich dafür bestraft.

Dies ist nur Eine von den vielen schrecklichen Episoden in der langen Leidensgeschichte der Insel. Aber schon sie allein rechtfertigt den Ausspruch Gladstone's, der das Regiment des Königs Ferdinand eine Negation Gottes nannte. — Als ich einst noch lange den Erinnerungen an die furchtbare Vergangenheit nachgehangen hatte und dann auf einem Spaziergange nach dem Monte Pellegrino über die Stadt hinabblickte, in welcher wegen des Festtages an verschiedenen Punkten die italienische Flagge wehte, da war mir, als sei ein nächtlicher Alp von meiner Brust hinweggewälzt. Auch den Sicilianern wird wohl zu Mute gewesen sein, als wären sie aus einem bösen Traume erwacht.

Einundvierzigstes Kapitel.

Letzte Lebensjahre des Königs Maximilian II.; dessen plötzliches Ableben. — König Ludwig II. — Richard Wagner.

Um die hier in Rede stehende Zeit lud mich König Maximilian von Bayern ein, ihn auf einer Reise nach Spanien zu begleiten, welche, wie schon erwähnt, seit lange projektirt war. In dem König, der überhaupt mit Vorliebe seine Schritte nach dem Süden lenkte, war in jüngster Zeit ein besonderes Interesse für Spanien erwacht. Ich hatte ihm die einzelnen Abschnitte meines Buches über die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien", noch ehe sie gedruckt wurden, vorgelesen, und er nahm so lebhaften Anteil daran, daß ich ihm nicht nur manche Partien wiederholen, sondern auch die Kapitel über Granada in einer Abschrift mitteilen mußte. Die Aussicht, dem Monarchen an den ehemaligen Stätten der arabischen Kultur als Führer dienen zu können, war natürlich sehr verlockend für mich und ich nahm die Einladung mit Dank an. Leider mußte der Reiseplan aus Ursachen, die hier darzulegen nicht der Ort ist, aufgeschoben werden. Sicher wäre er später ausgeführt worden, wenn das Schicksal dem edlen Fürsten ein längeres Leben vergönnt hätte. Für das Unterbleiben der Reise, die vorzüglich deshalb für mich eine vielversprechende war, weil sie mir gestattet hätte, auf längere Zeit in unmittelbarer Nähe des Königs Max zu weilen, fand ich Ersatz darin, daß dieser in den nächsten Jahren

mehr noch als sonst mich an sich heranzog. Zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehört diejenige an die Stunden, die ich bei ihm nicht nur in den schon erwähnten Abendversammlungen, sondern auch sonst im ganz engen Kreise verbrachte. Die Unterhaltung drehte sich immer um Wissenschaft, Poesie und Kunst, und wenn es schon überhaupt hoch erfreulich ist, einen Menschen zu treffen, der dieses Dreigestirn ehrt und liebt, wie hätte es mich nicht beglücken sollen, einen Monarchen zu finden, dessen Seele für dasselbe glühte? Wie echt, wie wahr und tief seine Empfindung für Dichtkunst war, das erkannte ich daraus, daß er bei Worten oder Versen, die sein Gefühl oder seine Phantasie besonders anregten, in lebhaften, beredten und ungekünstelten Ausdrücken sein Wohlgefallen kundgab. Ein nervöses Kopfleiden verbitterte schon seit frühen Jahren sein Leben; dasselbe war jedoch nicht bedenklicher Natur, und es ließ sich hoffen, der seltene Fürst werde zum Heile seines Volkes und Deutschlands noch lange regieren. Da raffte ihn völlig unvorhergesehen ein plötzlicher Tod hinweg. Wenn die Trauer um den Verstorbenen in seinem Lande und weit über dessen Grenzen hinaus eine allgemeine war, so konnte keiner sie stärker empfinden als ich, der ich die hohen und einzigen Eigenschaften des Dahingeschiedenen mehr als die meisten Anderen hatte kennen lernen.

Die Erschütterung über den Trauerfall war eine so mächtige in mir, daß ich längere Zeit zu jeder geistigen Beschäftigung unfähig blieb. In dem Wunsche, mich allmälich wieder aufzurichten, reiste ich nach Italien, um zu erproben, welche Wirkung Eindrücke der Natur und Kunst auf mich üben würden. Es zog mich besonders zu den Orten, von denen ich wußte, daß der König sie vorzugsweise geliebt hatte. In Rom besuchte ich wiederholt die Villa Malta, wo er noch kurz vor seinem Tode sich aufgehalten und von wo er so ungern, als habe er die Katastrophe vorausgesehen, aus Anlaß der

ſchleswig-holſtein'ſchen Wirren nach Deutſchland zurückgekehrt war. Ebenſo begleitete mich die Erinnerung an den Verblichenen nach Palermo, für das er eine große Vorliebe gehegt, und von deſſen ſarazeniſchen Schlöſſern inmitten duftender Orangenhaine er mir oft mit Entzücken geſprochen hatte. Während ich ſo längere Zeit in der Hauptſtadt Siciliens verweilte, mahnte ich mich zuletzt, daß ich dem Andenken des verſtorbenen Königs mehr als durch fruchtloſen Gram um ſein Hinſcheiden dadurch gerecht würde, wenn ich das Werk, dem er ſo viele Teilnahme geſchenkt, zur Vollendung führte. Ich hatte glücklicherweiſe die Handſchrift meines Buches über die ſpaniſchen und ſiciliſchen Araber, an welchem ich ſo viele Jahre lang gearbeitet, mitgenommen und legte nun die letzte Hand an das Manuſkript, ſo daß ich es faſt druckfertig mit nach Deutſchland zurückbringen konnte. Als es bald darauf erſchien und mir von vielen achtbaren Seiten große Anerkennung dafür ward, hatte ich doch keine rechte Freude an deſſen Erfolg, weil mir Derjenige, dem ich es widmen gewollt, keinen Beifall mehr dafür ſpenden konnte.

Es kam mir nun der Gedanke, München gänzlich zu verlaſſen. Durch König Max war ich dorthin gezogen worden, und nur, um in ſeiner Nähe zu ſein, hatte ich mich einen bedeutenden Teil des Jahres daſelbſt aufgehalten. Durch ſeinen Tod war dieſes Motiv hinweggefallen; überdies war der Kreis von Männern, für die er der Mittelpunkt geweſen, auseinandergeriſſen worden. Wohl blieben manche derſelben, deren Umgang für mich Wert hatte; aber jene regelmäßigen Vereinigungen, bei denen ich ſie getroffen, fielen fort und wurden durch nichts Aehnliches erſetzt. So ſchwankte ich zwiſchen dem Entſchluß, völlig nach Italien überzuſiedeln, und dem, Frankfurt, das wegen meiner Jugenderinnerungen noch immer Reiz für mich hatte, zu meinem Aufenthalte zu nehmen. Keiner dieſer Entſchlüſſe jedoch kam zur Ausführung; vielmehr geſtaltete

sich mein Leben fortan so, daß ich den Winter in Italien, den Sommer teils auf dem Lande in Mecklenburg, teils in der Schweiz oder sonst auf Reisen zubrachte und mich nur noch im Frühjahr und Herbst einige Monate in München aufhielt. In diesen beiden Jahreszeiten, besonders im Herbst, hat die bayerische Hauptstadt sicher ihre Annehmlichkeiten. Es liegen diese nicht allein in der Nähe des schönen Gebirgs, sondern auch in der unmittelbaren Umgebung der Stadt selbst. Diejenigen, die von Norden herkommen und die öden Partien auf dieser Seite als Haupteindruck festhalten, haben falsche Ansichten hierüber verbreitet, und ich stimme dem feinsinnigen Rumohr völlig bei, wenn er die Umgebung Münchens in landschaftlicher Hinsicht derjenigen von Dresden vorzieht. Die wildzerrissenen Ufer der Isar, nun noch durch die herrlichen Gartenanlagen auf dem sogenannten Gasteig verschönert, sind höchst pittoresk, und der Spaziergang auf der Höhe an dem schäumenden Flusse mit der Aussicht auf das Hochgebirge kann jeden Vergleich herausfordern. Die anmutige Lage des Dorfes Harlaching über der Isar hat Rumohr auf den Gedanken gebracht, Claude Lorrain habe von dort die Motive zu manchen seiner Gemälde entlehnt. Es war nämlich bis in die jüngste Zeit hinein eine traditionelle Annahme, der große Landschafter sei einige Jahre lang Hofmaler in bayerischen Diensten gewesen und habe in Harlaching gewohnt, aus welchem Grunde ihm dort auch von König Ludwig I. ein Denkstein gesetzt worden ist. Dies soll sich nun freilich jetzt als Täuschung herausgestellt haben, indem aus alten Papieren erwiesen worden, jener Claude, der Lothringer, den man für den Maler gehalten, sei vielmehr ein Koch der bayerischen Kurfürsten gewesen. Uebrigens hätte die Gegend im Süden von München sicher verdient, von dem Pinsel eines Claude verherrlicht zu werden. Die tiefe Bläue und kristallene Klarheit des Himmels, welcher sich über dieser Hochebene

ausspannt, erinnern an Italien, und die Formen des zerklüfteten Gesteins mit den hier und da über die Felsen hingestreuten Wäldchen und den am duftigen Horizont auftauchenden schneebedeckten Alpen sind von größter malerischer Wirkung. Die Nähe des Starnberger Sees, wohin man schneller gelangt als von einem Ende Londons bis zum andern, ist endlich ein Vorzug, wie sich eines ähnlichen kaum eine andere Hauptstadt rühmen kann. Wenn man an einem Nachmittage München verläßt, kann man den ganzen umfangreichen See umschiffen, einen Spaziergang durch die schattenreichen Waldpartien seiner Ufer machen und noch an demselben Abend bequem wieder in der Stadt zurück sein.

Den Sohn und Nachfolger König Maximilian's II. hatte ich schon bei Lebzeiten des Vaters mehrfach gesehen und den angenehmsten Eindruck von dem schönen Knaben empfangen. Er war von seinem Gouverneur sehr streng erzogen worden, und dieser scheint nicht die Gabe besessen zu haben, die Zuneigung seines Zöglings zu gewinnen. Als nun der junge Prinz ganz unerwartet mit achtzehn Jahren den Thron bestieg, vermochte er, der bisher fast noch als ein Kind betrachtet worden war, in den plötzlichen Wandel seiner Lage sich kaum zu finden. Er zeigte eine gewisse Scheu und Bangigkeit und konnte sich nur schwer entschließen, unter Menschen zu gehen. Allerdings veranstaltete er in den ersten Jahren seiner Regierung noch Hoffeste, empfing Staatsbeamte, Gesandte und so weiter; allein er that dies nur, wo es durchaus nötig schien, und zog sich, sobald es anging, in die Einsamkeit zurück. Je mehr früher sein Hang zur Poesie unterdrückt worden war, desto leidenschaftlicher gab er sich jetzt demselben hin. Vor Allem war Schiller sein Lieblingsdichter, und er las ihn so viel, daß er manche von dessen Schauspielen zuletzt Wort für Wort auswendig wußte. Bei diesem dichterischen Sinn des Königs war es nun auffallend, daß er doch nie Neigung zeigte,

die Länder, in denen die Poesie besonders ins Leben getreten ist, namentlich Italien, zu besuchen, daß er vielmehr während des ganzen Jahres fast ausschließlich in München und in den naheliegenden Lustschlössern verweilte. Die wenigen kurzen Reisen, welche er machte, hatten fast nur den Zweck, Oertlichkeiten zu besichtigen, welche in Schiller's Dramen vorkommen, so namentlich den Vierwaldstätter See und die Kathedrale von Rheims, welche auf seinen Befehl an Ort und Stelle aufgenommen wurden, damit die Dekorationen in Wilhelm Tell und der Jungfrau von Orleans naturgetreuer ausfielen. Weniger als mit der Vorliebe Ludwig's II. für die Schauspiele unseres großen Dichters konnte ein deutscher Sinn mit dem lebhaften Interesse sympathisiren, welches er für alles auf Ludwig XIV. sich Beziehende zeigte. Letzteres bekundete sich nicht nur in den vielen Kopien, die er später nach den Gemälden in Versailles anfertigen ließ, und in der Nachbildung des dortigen Schlosses, sondern auch darin, daß er mit Vorliebe auf dem Münchener Theater die Aufführung solcher Schauspiele veranlaßte, in denen der französische Monarch eine Rolle spielte. Er spähte förmlich nach Dramen, worin dies der Fall war, und ordnete nicht selten an, daß dieselben dargestellt würden, ohne daß er sie noch gelesen hatte. So fiel ihm — und zwar geschah dies in seiner früheren Regierungszeit — ein Lustspiel, „Die Herzogin" von J. L. Klein, in die Hand, welches bloß dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich zog, daß der französische Monarch darin auftrat. Das Stück enthielt zwar einige geistreiche Scenen, war indes, wie die meisten Dramen Klein's, ohne alle Rücksichten auf die wirkliche Bühne verfaßt und so lang, daß seine Darstellung mindestens zwei gewöhnliche Theaterabende ausgefüllt haben würde. Trotzdem befahl der König, ungeachtet aller dagegen erhobenen Bedenken, kategorisch, daß es völlig unverkürzt in Scene gehen sollte. Es war dies in der Zeit, als der junge Monarch das Theater

noch nicht für sich ausschließlich in Anspruch nahm, sondern auch noch dem Publikum den Zutritt verstattete. Der Erfolg der „Herzogin" war vorauszusehen gewesen. Schon gegen Ende des ersten Aktes begann das Haus sich merklich zu leeren, und gegen Schluß des zweiten war kaum noch ein Zuhörer da. Auch der König selbst scheint keine Neigung verspürt zu haben, der Vorstellung bis zu Ende beizuwohnen. Die armen Schauspieler, welche nutzlos eine so endlos lange Komödie einstudiren mußten, waren zu beklagen; noch mehr jedoch that mir der Dichter leid. Ich kannte denselben seit längerer Zeit persönlich und schätzte ihn wegen seines Geistes, wie wegen seiner ungemeinen Kenntnisse, von denen seine unvollendete Geschichte des Dramas ein glänzendes Zeugnis ablegt. Daher bedauerte ich seinen Mißerfolg um so mehr, als ich aus seinen Briefen wußte, welche Hoffnungen er auf die Darstellung seines Stücks gesetzt hatte. — Da König Ludwig II. mich schon von früheren Jahren her kannte, richtete er jedesmal, wenn er mich bei Hoffestlichkeiten traf, das Wort an mich, ließ sich bisweilen auch in längere Unterhaltung ein. Bei seinem zurückgezogenen Leben, das ihm selten Gelegenheit zur Konversation gab, mußte es überraschen, ihn, sobald er sich einmal entschlossen hatte, unter Menschen zu gehen, lebhaft und fließend reden zu hören. Mehrmals, schon in den ersten Jahren seiner Regierung, sprach er gegen mich die Idee aus, ein Lustschloß im maurischen Stil zu bauen. In früherer Zeit hatte ich einmal im Liebig'schen Hörsaal einen Vortrag über die Alhambra gehalten, in welchem alle Lokalitäten dieses Schlosses ausführlich geschildert worden waren. Der Vorlesung hatte der junge König zur Zeit, da er noch Kronprinz, beigewohnt und dadurch, wie er mir selbst sagte, ein lebhaftes Interesse für die arabische Architektur gewonnen. Wie ich höre, hat er später wirklich den Auftrag zur Anfertigung eines Grundrisses für ein Lustschloß im Alhambrastil gegeben. Jedenfalls würde

die Ausführung eines derartigen Plans, wenngleich die mauriſche Bauweiſe ſich nicht eben für unſer Klima eignet, für Kunſtfreunde größeres Intereſſe dargeboten haben, als die Nachahmung des Verſailler Schloſſes auf der Inſel im Chiemſee. Weil ſich der König nachher immer mehr in die Einſamkeit zurückzog und ich überdies die Wintermonate, in denen er ſich in München aufhielt, ſtets in Italien zubrachte, ſah ich ihn in ſpäterer Zeit kaum noch. Deſto mehr hörte ich, ebenſo wie alle Welt, von ihm, namentlich von ſeinen Bauunternehmungen und der abſonderlichen Art, in der er ſeiner Theaterpaſſion dadurch fröhnte, daß er Opern und Schauſpiele für ſich allein, mit Ausſchluß jedes andern Zuſchauers, aufführen ließ. Vornehmlich beklagenswert erſchien mir dies, weil ich darin die Ausartung eines urſprünglich hochachtbaren Strebens, Gutes und Schönes zu ſchaffen, erblicken mußte. Wie Großes hätte ſich, wenn das ideale Streben dieſes Fürſten richtig geleitet worden wäre, nicht mit deſſen reichen Mitteln zur Förderung von Kunſt und Literatur hervorbringen laſſen — eine Sammlung von wunderbaren Kunſtſchätzen, die zugleich vielen brachliegenden Talenten eine fruchtbringende Thätigkeit gegeben hätte — ein Theater, das ſeine Aufgabe ſtatt in Begünſtigung des Dekorationsweſens und Virtuoſentums der Darſteller in liebevoller Pflege der dramatiſchen Dichtkunſt erblickt hätte — und wie viel Anderes noch. — Allein wenn ſolche Pläne hier und da, namentlich während der erſten Zeit, in der Seele des jungen Königs auftauchten, ſo wurden ſie doch mit keinerlei Konſequenz verfolgt und nach und nach in den Hintergrund gedrängt. Es war das Unglück, daß derſelbe in ſeiner Einſamkeit ſich gegen jeden Rat, jede Belehrung Anderer abſchloß, während ſolche ihm doch beſonders nötig geweſen wären, da er bei der Art der Erziehung und der großen Jugend, in der er zur Regierung gelangte, unmöglich die erforderliche Vorbildung erhalten, die gehörige Erfahrung

gesammelt haben konnte. So kam es nach und nach dahin, daß er, statt Ersprießliches und Dauerndes für sein Land und sein Volk zu schaffen, sich auf große Bauunternehmungen einließ, welche ungeheure Summen, mehr als ihm zu Gebote standen, absorbirten und in keiner Weise der Kunst, sondern nur dem Luxus dienten. Von vornherein war es das Verkehrteste, in Bayern neue Schlösser zu erbauen, da dies Land deren schon mehr und bedeutendere besitzt, als vielleicht irgend ein anderes, und eine Anzahl davon gar nicht benützt wird. Die ungeheuren Kosten, welche diese Bauten verschlangen, wurden noch durch die innere Ausstattung mit goldgestickten Decken, Teppichen, Bildhauerarbeiten und massenweise angefertigten großen Malereien in das Maßlose gesteigert, wozu weiter noch mit fabelhaftem Aufwand hergestellte Hofwagen, Schlitten und so weiter kamen. Ein einziges wirkliches Kunstwerk von geringem Umfang, das für den tausendsten Teil des verschwendeten Geldes zu haben gewesen wäre, würde an wahrem Wert alle diese Prunkgegenstände aufgewogen haben. Nun lag noch ein Widersinn darin, daß solche riesenhafte Paläste auf einen glänzenden Hofhalt wie denjenigen Ludwig's XIV., auf zahlreiche, die Gemächer bewohnende Beamte und auf prachtvolle Feste berechnet waren, daß aber Ludwig II. gegen dies Alles die entschiedenste Abneigung hegte und die kolossalen Räume völlig allein bewohnte, ja für sich allein mit tausenden von Kerzen erleuchten ließ; daß er seine Schöpfungen sorgfältig gegen jeden Blick absperrte, während derjenige Monarch, den er sich zum Vorbild gewählt hatte, doch gerade darauf ausgegangen war, die Welt durch den Luxus seiner Umgebung in Erstaunen zu setzen. In solchen und ähnlichen Widersprüchen hatte sich schon früh der Keim zu jener geistigen Störung kundgegeben, die mit den Jahren mehr und mehr hervortrat. — Doch ich will von diesem Thema abbrechen, um neben den Schatten- auch die Lichtseiten im Leben des jungen Königs

hervorzuheben. Unter diesen ist eine so groß und strahlend, daß sie wohl jene in den Hintergrund drängen kann. Sein sogleich nach der im Jahre 1870 erfolgten Kriegserklärung Frankreichs ins Werk gesetzter Entschluß, auf Seite Preußens und Deutschlands zu stehen, war ein nie hoch genug zu preisender. Man wird dessen erst recht inne, wenn man die unseligen Folgen erwägt, welche hätten eintreten müssen, wenn ein solcher Entschluß auch nur um einige Tage verzögert worden wäre. Es würden dann auch andere Fürsten gewankt haben; vielleicht wäre schließlich derselbe Sieg erfochten worden, allein jener glorreiche Aufschwung hätte nicht stattgefunden, welcher jetzt ganz Deutschland wie Ein Mann dem Erbfeinde gegenübertreten hieß. — Ein zweites, nicht weniger zu schätzendes Verdienst Ludwig's II. ist es, daß besonders durch ihn die genialen Tonschöpfungen Richard Wagner's, die ein Menschenalter hindurch nicht gehörig zur Anerkennung gelangen konnten, triumphirend in Deutschland durchdrangen.

Seit dem Jahre 1864 begann von München aus der Stern dieses Komponisten nach und nach heller als bisher in der Musikwelt aufzuleuchten. Ich hatte schon der ersten Aufführung seines Tannhäuser zu Weimar im Jahre 1850 beigewohnt und habe diese Oper, ebenso wie die späteren des Meisters, immer hochgeschätzt. Wenn ihm die Zukunft dauernd eine Stelle unter den großen Komponisten, die Deutschland schon hervorgebracht hat, anweist, so glaube ich, daß ihm hierdurch nur zu teil wird, worauf er gerechten Anspruch hat. Es ist sicher des Ruhmes genug, einem Händel, Bach, Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven und Weber — ohne von späteren, kaum geringeren Meistern des Faches, wie Schubert und Schumann zu reden, angereiht zu werden; denn nach einem höheren Kranz soll kein Sterblicher begehren, noch soll ein solcher ihm von seinen Bewunderern zugesprochen werden. Nach meiner Meinung können diejenigen Anhänger Wagner's,

welche, nicht zufrieden, den Muſiker zu ehren, ihn auch als großen Dichter preiſen, ihm nur ſchaden. Poeſie iſt die Mutter aller Künſte, und Maler wie Muſiker dürfen nur dann als echte Künſtler gelten, wenn ſie ebenſo wie der Dichter von poetiſchem Geiſte erfüllt ſind. Allein das Reich, in dem die drei walten, die Art, auf die ſie ſich ausſprechen, iſt ſehr verſchieden; und um in dem Einen Fache Eminentes hervorzubringen, muß der Künſtler beſonders für dasſelbe organiſirt ſein, auch ſeine Kraft, wenn nicht ausſchließlich, ſo doch ſehr überwiegend in der Einen Richtung conzentriren. Man kann zwar ein tüchtiger Gelehrter und zugleich ein ausgezeichneter Dichter ſein, auch Ueberſetzungskunſt und Geſchichtsſchreibung mit poetiſcher Produktion verbinden, wie die Beiſpiele Goethe's, Schiller's, Rückert's und andere beweiſen. So lange jedoch die Welt ſteht, iſt noch kein wahrhaft bedeutender, zugleich ein hervorragender Maler oder Dichter geweſen oder umgekehrt; und ſchwerlich wird die Natur je ein ſolches Wunder hervorbringen. Michel Angelo konnte zugleich ein großer Bildhauer, Maler und Architekt ſein; dies ſind nahe mit einander verwandte Künſte. Wenn er jedoch ſein Gefühl in Sonetten ausſtrömte, darunter einige ſehr ſchöne ſind, ſo kommen dieſe doch neben ſeinen Gemälden, Statuen, Bauwerken wenig in Betracht. Auch ergoß er ſein Herz nur in Nebenſtunden in Gedichte. — Goethe beſchäftigte ſich ſein ganzes Leben hindurch mit Zeichnen und Malen, machte aber nie den Anſpruch, darin mehr als ein Dilettant zu ſein. Dieſer Analogie gemäß würde man, wenn Wagner nach der Behauptung einiger ſeiner Bewunderer ein großer Dichter wäre, annehmen müſſen, daß er als Muſiker einen viel geringeren Rang behaupte. Es iſt nahezu undenkbar, daß der Dichter des König Lear eine Partitur wie die des Fidelio hätte ſchreiben, daß der Komponiſt des Don Juan auch eine Tragödie wie Macbeth hätte verfaſſen können, oder daß in der Zukunft je ein Genius erſcheinen

werde, der auf beiden Gebieten zugleich so Großes schüfe. Noch entschiedener indes steht fest, daß Tragödie und Oper niemals in einem sogenannten Kunstwerke der Zukunft auf die Art verschmelzen können, wie das unbedachtsam behauptet wird, daß niemals die beiden Gattungen in einander aufzugehen vermögen, um eine neue, höhere Form zu bilden. Vielmehr muß immer entweder die Musik der Dichtkunst untergeordnet sein, oder diese jener. In der Tragödie der Griechen herrschte die Poesie vor, und der Gesang in den Chören bildete zwar einen hervorragenden, jedoch verhältnismäßig untergeordneten Bestandteil derselben. Bei den Festspielen des Calderon war das Nämliche der Fall; in der Oper, wie sie sich seit mehr als einem Jahrhundert ausgebildet hat, ist jedoch der Musik weitaus die erste Rolle zuerteilt. Ein Drittes gibt es nicht. Ein Theaterstück in dem beide Faktoren als gleichberechtigt aufträten, würde etwas Ungeheuerliches sein und Drama wie Oper nicht etwa auf eine höhere Stufe führen, sondern alle beide ruiniren. Glücklicherweise jedoch sind Wagner's Werke, auch seine späteren, keine solche Monstra; sie sind und bleiben Opern und zwar vortreffliche. Die Musik behält in ihnen die Oberhand, die Theorie des Meisters ist falsch; allein sein Genius hat ihn, ihr zum Trotze, richtig geleitet. Auch seinen Textbüchern muß alles Lob gespendet werden. Außer denjenigen zu Gluck's Alceste und bei den Iphigenien gibt es deren kaum gleich gute. Immerhin sind es jedoch nur Scenarien, die ihre Ausfüllung, Belebung und Beseelung erst durch die Musik erhalten. Es ist das kein Tadel für sie; denn sie entsprechen damit ihrem Zwecke vollkommen. Wenn man aber nun solche Scenarien, deren poetische Ausführung selbst hinter den bescheidensten Anforderungen zurückbleibt, als bedeutende dichterische Werke preist, so zeigt man damit, daß man gar keine Ahnung von dem hat, was Poesie ist. Es kann gewiß dem Verfasser dieser Librettos kein schlimmerer

Dienſt erwieſen werden, als wenn der Standpunkt zu ihrer Beurteilung dergeſtalt verrückt wird. Dadurch ſind auf gegneriſcher Seite Kritiken hervorgerufen worden, die ich auch wieder für ungerecht halten muß. Bei der Uebermacht, mit der die Muſik in unſeren Opern und auch in denjenigen Gluck's und Wagner's, die am meiſten Rückſicht auf das Dramatiſche der Handlung genommen haben, das Scepter führt, kommt im Grunde nicht ſo viel auf die Worte und Verſe an. Die Worte zu Mozart's Don Juan ſind in der gewöhnlichen Ueberſetzung nahezu lächerlich; dennoch bemerkte ich nie, daß Jemand bei der Aufführung hierdurch geſtört worden wäre. Auch hat ſchwerlich die neue, wirklich gute Uebertragung von Wolzogen, die man jetzt hier und da zu Grunde legt, den Genuß der Zuhörer erhöht. So haben mich auch die Stabreimverſe der Nibelungen mit ihren vielen proſaiſchen Ausdrücken und Wendungen, über die von Solchen, die ſie leſen, ſo viel Spott ergoſſen wird, bei der Darſtellung nicht verletzt, und das Gleiche iſt mir von Anderen verſichert worden.

Wagner bewohnte geraume Zeit hindurch ein an das meinige angrenzendes Haus. Daher lag es ihm nahe, meine Gemäldegalerie häufiger zu beſuchen. Auf dieſe Art lernte ich ihn kennen und habe ſo mehrfach angenehme Unterhaltung mit ihm gepflogen. Er betrachtete vor allen, ja ſtudirte bis in jede Einzelheit hinein, die Bilder Genelli's. In früheren Jahren war er perſönlich zu Leipzig mit dieſem Maler bekannt geweſen und er ſagte mir, er habe immer eine große Bewunderung für denſelben gehabt; auch hätten deſſen Kompoſitionen bedeutenden Einfluß auf ſeine eigene Kunſt geübt. Ein weiteres Thema des Geſprächs zwiſchen Wagner und mir bildete Firduſi. Er hatte dieſen, wie er verſicherte, in meiner Nachbildung wiederholt geleſen und trug ſich mit dem Gedanken, eine der Epiſoden aus dem Gedicht des großen Perſers zu einem Muſikdrama — ſo nannte er ſeine Opern immer —

zu gestalten. Seine Wahl schwankte zwischen der Sage von Rustem und Isfendiar und der vom Untergange des Sijawusch. Es ist sehr zu beklagen, daß der Meister diese Absicht nicht ausgeführt hat. Hätte er eine jener Episoden auf die Bühne gebracht, so würde dadurch die Aufmerksamkeit der Lesewelt mehr, als es bisher der Fall ist, auf das große Werk gerichtet worden sein, das ich, da ich es nur in ein deutsches Gewand gekleidet habe, wohl eines der herrlichsten, je gedichteten nennen darf. — Wagner sagte mir auch, ihm sei schon oft die Idee gekommen, eine der indischen Legenden, die ich in meinen „Stimmen vom Ganges" bearbeitet habe, zur Grundlage für eine seiner Kompositionen zu machen. Welche der Legenden er hierbei im Auge hatte, weiß ich nicht; doch höre ich, daß er sich noch in seinem letzten Lebensjahre mit einer solchen Idee beschäftigt hat und daß der von ihm projektirte Text den Titel „Die Büßer" führen sollte. Dieser Titel paßt freilich gleichmäßig auf mehrere der Sagen, welche sich in den Stimmen vom Ganges befinden.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

G. Gervinus. — J. P. Fallmerayer. — Wien. J. v. Führich. K. Rahl. Friedrich Hebbel.

Von noch lebenden literariſchen und künſtleriſchen Perſönlichkeiten, mit denen ich in Berührung gekommen, anders als in flüchtig erwähnender Weiſe zu reden, habe ich mit ſeltenen Ausnahmen vermieden und werde dies auch ferner thun, und zwar aus folgenden Gründen. Wenn man auf die Schriften früherer Perioden, ſeien ſie auch nur durch ein Jahrzehnt von uns getrennt, zurückgeht, ſo erſtaunt man, welche Bedeutung in ihnen oft Produktionen und deren Urhebern beigelegt wird, die wir entweder kaum noch kennen, oder die wir des Aufhebens, das einſt von ihnen gemacht wurde, als unwürdig erkannt haben, wie dagegen Andere, welche erſt jetzt in ihrer Bedeutung hervorgetreten ſind oder mehr und mehr hervortreten, in ihnen teils gar nicht erwähnt, teils unter geprieſene Mittelmäßigkeiten des Tages herabgeſetzt werden. Der Blindheit und dem Vorurteil, von denen in dieſer Hinſicht das Publikum jeder Zeit befangen iſt, ſind natürlich auch die Einzelnen unterworfen. Wohl mag ſich Dieſer und Jener auch im Urteil über ſeine Zeit erheben und dasjenige, was von der Menge überſchätzt oder verkannt wird, ſeinem Wert oder Unwert nach richtig würdigen; aber den allgemein ſeine Zeitgenoſſen beherrſchenden Anſichten wird er ſich doch nicht völlig

entziehen können. Wir sehen dies sogar in den Werken der größten Autoren. Wer möchte die hochlobenden Auslassungen Goethe's über die Maler Hackert und Tischbein, über die Tragödien von Manzoni heute noch unterschreiben? Wer teilt noch seine Vorliebe für die Luise von Voß, worin er offenbar mit den meisten der damals Lebenden übereinstimmte? Es kommt nun aber hinzu, daß Jeder, möge er noch so sehr nach Unparteilichkeit streben, selbst unbewußt und wider Willen in seinem Urteil bald von persönlicher Freundschaft oder Abneigung beeinflußt, bald durch unabweisliche Rücksichten verhindert wird, seine Meinung unumwunden auszusprechen. — In Bezug auf Dahingeschiedene und deren Werke dagegen verhält es sich hiermit anders. Allerdings ist auch die Nachwelt keineswegs immer gerecht; Geringfügiges in Kunst und Literatur hat sich in einzelnen Fällen Jahrhunderte hindurch in unverdientem Ansehen erhalten, während vielleicht manches Ausgezeichnete erst nach Geschlechtern oder gar nie zur Anerkennung gelangte. Allein günstiger für eine richtige Schätzung ist die Situation doch in Bezug auf die Leistungen Verstorbener, insofern sich, sobald das Grab einen Künstler oder Schriftsteller verschlungen hat, die öffentliche Meinung über ihn meistens zu klären beginnt, was auch auf den Einzelnen zurückwirkt. Noch mehr indeß aus anderen Gründen. Ist der Aufrichtige und Wahrhafte bestrebt, schon gegen die Lebenden möglichst gerecht zu sein, vermag er dies aber oft bei dem besten Willen nicht, so fühlt er sich bei dem Anblick eines Toten noch viel gebieterischer hierzu gemahnt, und es wird ihm auch viel leichter. Er kann den dahingegangenen Freund oder Gegner unparteiischer beurteilen, nachdem die persönlichen Beziehungen zu Beiden aufgehört haben, ihn zu Gunsten des Einen zu bestechen oder gegen den Anderen zu verblenden. Er wird den Verdiensten Jenes feuriges Lob spenden, wenn sie ihm noch als wahrhafte erscheinen, ihm aber nicht mehr solche beilegen, die dem Lebenden zuzuschreiben,

ihn vielmehr der Wunsch, sie möchten vorhanden sein, als die Ueberzeugung, sie seien es wirklich, verleitet haben mochte. Er wird das, was ein Gegner Tüchtiges geleistet, williger anerkennen, aber auch, wenn derselbe ein Geschmacksverderber oder ein Stümper gewesen, wenn seine Wirksamkeit Unheil gebracht, um so strenger über ihn Gericht halten; denn die Rücksichten, die er vielleicht zur Zeit von dessen Leben zu nehmen hatte, sind nun weggefallen. Von dem Spruch **de mortuis nil nisi bene**, der überhaupt nur eine beschränkte Geltung haben kann, sich hier bestimmen zu lassen, würde ein wahres Verbrechen sein. Auch ist dieser Grundsatz wie in Bezug auf Könige und Staatsmänner, so auch in Bezug auf Schriftsteller und Künstler wohl nie proklamirt worden. Niemand hat es dem Historiker zur Pflicht gemacht, die Fehler und Sünden Ludwig's XV. oder des spanischen Ministers Godoy mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, oder Marino und Bernini, diese Verderber der italienischen Poesie und Kunst, als gute Dichter und Bildhauer zu preisen. Selbst Pietät, die wir für den Charakter eines Verstorbenen hegen, darf uns nicht abhalten, über dessen Thätigkeit, insofern wir sie für eine schädliche halten müssen, den Stab zu brechen.

Schon in Heidelberg war ich mit einem Manne in Berührung gekommen, der bereits damals sich durch geschichtliche und literarische Aufsätze einen Namen gemacht hatte und bald darauf mit einem großen Werk hervorgetreten war; ich meine Gervinus. Noch später bin ich verschiedentlich, und so auch jetzt in München, mit ihm zusammengetroffen und habe ihn als Menschen recht umgänglich, durchaus nicht so exklusiv und in Theorien befangen gefunden, wie er in seinen Schriften erscheint. Er hatte unbegreiflicherweise sich zuerst mit poetischen Versuchen beschäftigt, unter anderem eine Bearbeitung der Gudrun in Hexametern begonnen, aber wohl rechtzeitig eingesehen, daß ihm hierzu jede Begabung abgehe. Wollte man

boshaft sein, so könnte man sagen, er habe sich nun auf die literarische Kritik geworfen, gerade so wie Maler, die mit ihren Gemälden Fiasko gemacht, Kunstkritiker werden; er habe an der deutschen Poesie wenig Gutes übrig gelassen, um sich für die schlechte Aufnahme, die er selbst als Dichter gefunden, zu rächen und um dem Publikum vorzuhalten, die Werke Anderer, die es hochschätze, seien nicht viel besser als seine eigenen. Da er unstreitig ein Mann von Kenntnissen und Gelehrsamkeit war, scheint es mir besonders beklagenswert, daß er sich ein Feld der Literatur zur Bearbeitung erwählte, für das er gerade am wenigsten Beruf hatte. Wie sehr er auch Shakespeare zu bewundern vorgab, muß ihm doch dessen Ausspruch von „des Dichters Auge, das in schönem Wahnsinn rollt", ganz unfaßlich gewesen sein; denn gerade von der Begeisterung, die der Born ist, aus welchem alle Poesie fließt, hatte er keine Ahnung. Die Dichter waren ihm, was für einen Insektensammler die Käfer sind: er brachte sie unter verschiedene Kategorien, spießte sie der Reihe nach auf, betrachtete sie durch die Lupe, schrieb die Wahrnehmungen nieder, die er an den unglücklichen, eingefangenen und ausgetrockneten Geschöpfen machte, und nannte das Literaturgeschichte. Es ist ein trauriges Los für einen Poeten, auf solche Art, oft schon bei lebendigem Leibe, aufgespießt und für die Nachwelt konservirt zu werden. Die Urteile, die Gervinus über Byron, Shelley, Novalis, Jean Paul, Platen gefällt hat — Männer, zu denen er, nach Goethe's Ausdruck, wie zu höheren Wesen hätte emporblicken müssen, machen es der Nachwelt zur Pflicht, jede Schonung gegen ihn fahren zu lassen. Im Grunde war es jedoch noch besser, von einem Gervinus geschmäht, als gepriesen zu werden. — Ich traf diesen Literarhistoriker einmal in Liebig's Arbeitszimmer. Der Zufall wollte, daß sich das Gespräch der Poesie zuwandte, für welche der große Chemiker, der ein intimer Jugendfreund Platen's gewesen war, einen lebhaften Sinn hatte. Gervinus

war sogleich bei der Hand, seine überlegene Weisheit dadurch darzulegen, daß er alles, was die deutsche Dichtkunst in den letzten Dezennien geleistet, als nicht der Rede wert behandelte und den Satz als unwiderlegbar hinstellte, daß unsere Poesie nun mindestens ein halbes Jahrhundert brach liegen müßte. Nachdem er eine Zeit lang geredet, unterbrach ihn Liebig, indem er sagte: „Wenn also in diesem Zeitraum ein bedeutender Dichter auftritt, so muß er nach Ihrer Meinung totgeschlagen werden?" Gervinus schwieg betroffen und mochte wohl einen Augenblick selbst die Abgeschmacktheit seiner Doktrin fühlen, die nicht treffender hätte lächerlich gemacht werden können.

Eine der für mich interessantesten Persönlichkeiten, welche München barg, war J. P. Fallmerayer, und ich beeilte mich daher, seine Bekanntschaft zu suchen. Die Werke dieses Mannes gehören sicher zu den schönsten Zierden der deutschen Literatur, und die beiden letzten Generationen haben ihrem Geschmack und ihrer Urteilskraft eine schlimme Blöße gegeben, indem sie so wenig Notiz von ihnen genommen. Fallmerayer, als Sohn armer Bauern bei Brixen geboren, hatte seine Erziehung in einem Tyroler geistlichen Stift erhalten, und gerade hierdurch scheint in ihm die antiklerikale Gesinnung geweckt worden zu sein, die sich in seinen Schriften kundgibt. Nachdem er unter Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art in Bayern seine Studien vollendet hatte, die besonders der Geschichte gewidmet waren, begünstigte ihn das Glück, daß er, ich glaube als Begleiter eines russischen Generals, Griechenland, Aegypten und die Türkei bereisen konnte. Als Schriftsteller machte er sich zuerst durch eine Geschichte des Kaisertums Trapezunt bekannt, welche sich ebenso durch gründliche Gelehrsamkeit, als durch glänzende historische Darstellung auszeichnet. Er ward hierauf als Professor an die Universität Landshut berufen, und nun ließ er die Geschichte der Halbinsel Morea erscheinen, in welcher er die vielbesprochene, durch manche

triftigen Gründe unterſtützte Behauptung aufſtellte, das Volk der Neugriechen ſtamme gar nicht von den alten Hellenen ab, ſondern ſei ſlaviſchen Urſprungs. Die Vorzüge ſeines erſten Werkes beſitzt dieſes zweite in noch weit höherem Grade. Fallmerayer, der den Wahlſpruch hatte: Non multa, sed multum! ſchwieg nun lange Zeit hindurch. Erſt eine zweite Reiſe, welche er in die ſchon früher beſuchten Gegenden unternahm, gab ihm Anlaß, mit zwei Bänden, welche den Titel „Fragmente aus dem Orient“ führten, wieder vor das Publikum zu treten. In dieſem Buche ſind die Schilderungen des Berges Athos, ſowie der Stadt Trapezunt und ihrer Umgegend von wahrhaft berauſchender Pracht. Im Jahre 1848 ward der Tyroler Hiſtoriker in das Frankfurter Parlament gewählt und nahm ſeinen Sitz auf den Bänken der äußerſten Linken ein, blieb auch dieſer extremen Partei ſo lange treu, bis er vor der hereinbrechenden Reaktion in die Schweiz flüchten mußte. Das hatte denn den Verluſt ſeiner Profeſſur zur Folge; und als er ſpäter wieder zu Gnaden in Bayern aufgenommen wurde, mußte er in den beſcheidenſten Verhältniſſen in München leben. — Seine Perſönlichkeit entſprach nicht ganz dem Bilde, das ich mir von ihm entworfen hatte. Während er in ſeinem politiſchen Wirken die größte Unabhängigkeit und Rückſichtsloſigkeit, in ſeinen Schriften oft große Schärfe der Polemik gezeigt, war er im Leben höchſt geſchmeidig, von übertriebener Höflichkeit und ſagte denjenigen, mit denen er ſprach, wenigſtens mir, Komplimente ins Geſicht, die nicht eben angenehm berührten, weil ſie nicht an ihre Aufrichtigkeit glauben ließen. Er hat ſich ſelbſt hierdurch Verlegenheiten bereitet, wie eine Geſchichte beweiſt, die ich von zuverläſſiger Seite erzählen hörte. In der „Allgemeinen Zeitung“ war eine ebenſo witzige wie äußerſt kauſtiſche Kritik von ihm erſchienen, welche die damals vielbeſprochene Schriftſtellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn wegen ihrer Reiſe nach dem Orient lächerlich machte. Als ſich nun

Fallmerayer einige Zeit nach dem Erscheinen dieser Kritik bei einem Freunde an einem der bayerischen Seen zum Besuche befand, beschloß Letzterer, ihm einen lustigen Streich zu spielen. Er veranstaltete eine Abendgesellschaft, bei welcher verschiedene Herren und Frauen erschienen und unter Anderen auch eine vornehme Dame aus Norddeutschland, die sich leicht bestimmen ließ, die Rolle der Gräfin Hahn zu übernehmen. Der Wirt erklärte nun an Fallmerayer, der als literarische Celebrität Aller Augen auf sich zog, es sei unerläßlich, daß er sich der Gräfin vorstellen lasse. Der „Fragmentist", in tödlicher Verlegenheit, wehrte sich lange hiergegen, faßte aber zuletzt, da er dachte, daß er durch längere Weigerung den Gastgeber erzürnen würde, einen Entschluß und trat mit tiefen Verbeugungen zu der vermeintlichen Gräfin hin, indem er sagte, er sei ein armer Sünder; allein die edle Dame werde ihm seine gehässige Kritik vielleicht vergeben, wenn sie erfahre, daß er oft an Anfällen von Spleen und düsterer Misanthropie, die aus einem körperlichen Leiden hervorgingen, laborire. In solchen Momenten besitze er dann keine Gewalt mehr über sich selbst und verfolge die edelsten, reinsten Wesen mit seinem unsauberen Spott. Diese Scene gereichte natürlich allen Anwesenden zum größten Ergötzen; aber sie soll so gut gespielt worden sein, daß Fallmerayer nie etwas von der Mystifikation erfahren hat. Nach seinen „Fragmenten" ließ er nichts weiter erscheinen als einige akademische Abhandlungen und manche kritische und literarische Aufsätze, wie auch Reiseberichte in der Allgemeinen Zeitung. Seine vermischten Schriften sind nach seinem 1860 erfolgten Tode in drei Bänden erschienen und bieten einen reichen Schatz der Belehrung und Unterhaltung. Ich kenne nur wenige Autoren, die sich an Gedankenreichtum, Fülle des Humors und Witzes, Beobachtungsgabe und Talent zur Naturschilderung mit dem schon fast vergessenen Tyroler Bauernsohn messen können.

In Kunstangelegenheiten begab ich mich einige Male nach Wien und pflog dort besonders mit den Malern Joseph von Führich und Karl Rahl, welche mit Arbeiten für meine Galerie beschäftigt waren, Umgang. Die Beiden hatten höchst verschiedene künstlerische, politische und religiöse Anschauungen, so daß ein persönlicher Verkehr zwischen ihnen kaum stattfinden konnte. Mich aber hinderte das nicht, da ich das Talent eines Jeden von ihnen schätzte, auch mit Jedem einzeln umzugehen. Bei Rahl, der ein mannigfaltig, auch literarisch gebildeter Mann war, brachte ich mehrmals den Abend in Gesellschaft von Friedrich Hebbel zu. Ich lernte in Letzterem eine sehr anregende Persönlichkeit kennen, die besonders durch ungemeine Rednergabe glänzte. Dem Wohlgefallen, welches ich sonst an ihm fand, that der Umstand einigen Abbruch, daß er die hohe Meinung, die er von seiner eigenen dichterischen Bedeutung hatte, gar zu stark an den Tag legte. Er erinnerte mich einigermaßen an meinen schon erwähnten Universitätsbekannten B., welcher das „Große Weltgedicht" schreiben wollte. Aber wenn dieser seinen Freunden gegenüber leichtes Spiel hatte, indem er nur von etwas erst zu Lieferndem sprach, so war Hebbel in schlimmerer Lage. Denn er ließ deutlich merken, daß er seine Nibelungen und seinen Herodes für Kolossalwerke von der Art jenes „Weltgedichts" hielt. Etwas an der Entschiedenheit, mit welcher der Dichter sein Selbstgefühl kund gab, mochte wohl Rahl Schuld tragen, der den Werken seines Freundes keineswegs einen großen Wert zuschrieb und eine kleine boshafte Freude daran fand, das Gespräch so zu lenken, daß er dadurch provozirt wurde, die Bedeutung, die er seinen eigenen Erzeugnissen beimaß, aufs bestimmteste hervorzuheben. Was mir ferner nicht eben zusagte, war der doktrinäre Ton, welchen Hebbel anschlug, sein Aufstellen von Theorien für das Drama. Er

entfaltete dabei vielen Geist; aber ich hege gegen Denjenigen, der sich Theorien für sein poetisches oder künstlerisches Schaffen bildet, einen gewissen Verdacht. Kann man sich wohl denken, daß Shakespeare oder Rafael es gethan hätten? Nicht sie, sondern Männer, die in tiefstem Abstand gegen sie stehen, wie Ben Jonson und die Caracci, waren solche Theoretiker. Die ungewöhnliche Beredsamkeit, über welche Hebbel gebot, und die bestechende Art, in welcher er seine Doktrinen vorzutragen wußte, haben auf einige seiner Freunde einen so blendenden Eindruck gemacht, daß sie sein Talent und seine Leistungen stark überschätzten. Den heiligen Ernst, mit dem er sich der Dichtkunst widmete, ehre ich hoch; allein es scheint mir, daß seine Werke weit mehr aus dem berechnenden Verstande hervorgegangen sind, als aus Begeisterung und poetischer Anlage. Otto Ludwig sagt von seiner Agnes Bernauer, der schlimmste Fehler, an dem ein poetisches Werk leiden könne, sei, daß es vollkommen kalt lasse, und diesen Fehler habe genanntes Trauerspiel in hohem Grade. Nun aber zeigt nach meiner Meinung unter Hebbel's Dramen die Agnes Bernauer noch am wenigsten solchen Mangel; neben ihr möchte ich seiner Maria Magdalena nachrühmen, daß sie einen bedeutenden, wenn auch peinlichen Eindruck hervorbringt. Aber in seinen übrigen Stücken, besonders den in Versen geschriebenen, finde ich allerdings jene Kälte, von welcher Ludwig spricht, und ich glaube, Jeder, der aufrichtig ist, wird von sich dasselbe gestehen. Wem hätte je bei einer Scene dieser Dramen das Herz höher geschlagen, wer wäre von einer derselben gerührt, bewältigt, hingerissen worden? Oft sind solche Scenen geschickt angelegt und auf eine starke Wirkung berechnet; aber es fehlt an dem Hauch, der sie beseelen und beleben sollte, an Leidenschaft und deren mächtigem Ausdruck, ohne welche eine Tragödie nicht existiren kann. Und was hilft alle Schärfe des Verstandes, die sich in Disposition und Ausführung des Planes verrät, gegenüber einem derartigen

radikalen Gebrechen? Hebbel wandte erstaunlichen Fleiß auf, um seine Gestalten mit allen möglichen kleinen Zügen zu charakterisiren; er läßt sie Anekdoten von sich selbst erzählen, oder Andere solche über sie mitteilen und bildet sich nicht wenig hierauf ein; allein ich glaube, daß er dadurch seinen Figuren keineswegs so prägnante Umrisse verliehen hat, als er glaubt. Leider ist diese seine Manier auch von unseren Aesthetikern empfohlen worden; man hat gesagt, ohne derartige kleinen Züge seien die Gestalten eines Dramas bloße Schemen. Nun aber frage ich, ob denn die Personen der antiken Tragödie Schemen sind? Es liegt dem ganzen Stil des altgriechischen Trauerspiels, es liegt besonders der Kunstweise des Aeschylus und Sophokles völlig fern, „mit kleinen Zügen" zu charakterisiren. Sie zeichnen ihre Figuren nur in großen, allgemeinen Rissen, und doch treten letztere in ganz anderer Bestimmtheit vor unsere Einbildungskraft, als irgend eine der Hebbel'schen. Ueber dieses Thema war an einem der Abende, die ich mit dem Dichter zubrachte, viel die Rede; ich vermochte gegen die Suada, mit der er seine Ansicht vortrug, nicht aufzukommen; er überzeugte mich jedoch nicht, und die Beispiele, die er für seine Ansicht anführte, schienen mir übel gewählt oder nichts zu beweisen. Shakespeare schafft seine Gestalten aus dem Ganzen und Vollen, nicht durch Zusammentragen von anekdotischen Einzelheiten, und wenn dergleichen bei ihm vorkommt, so ist nicht abzusehen, weshalb diese Manier zu charakterisiren die einzige sein soll, weshalb moderne Dichter nicht auch in die Fußstapfen der alten treten dürften, die bei viel allgemeinerer Charakteristik die höchste tragische Wirkung erreichten. — Hebbel sowohl wie Rahl starben wenige Jahre, nachdem ich angenehme Stunden mit ihnen verbracht; da beide in voller Manneskraft standen, wären wohl noch schöne Früchte von ihrem Talent zu erwarten gewesen. Von Rahl glaube ich dieses sicherlich, denn der Carton zu dem großen Gemälde der Cimbernschlacht,

das er für mich ausführen wollte, aber unvollendet lassen mußte, versprach Außerordentliches. Indes auch bei Hebbel wäre der poetische Geist unter der Eisesdecke des klügelnden Verstandes, die über ihm lagerte, vielleicht später hervorgebrochen. Wenn Einige, wie ich dies mehrfach gelesen, ihn überhaupt für keinen Dichter halten wollen, so darf man sie wohl auf seine lyrischen Poesien verweisen, unter denen besonders die Naturbilder von echt poetischer Anschauung und Empfindung zeugen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Koburg und Friedrich Rückert. — Halle. H. Leo.

In dem freundlich gelegenen Koburg, durch das ich einige Male gelegentlich meiner Reisen nach Norddeutschland kam, war es mir das Wichtigste, einen Ausflug nach dem nahen Neuseß zu machen, um dort mit Friedrich Rückert zu sprechen. Beim Eintritt in das freundliche Landhaus, welches dieser dort bewohnte, wehte mir ein Hauch des Friedens und der Stille entgegen, und ich begriff wohl, wie der Dichter sich aus dem Lärm der norddeutschen Hauptstadt, in den er eine Zeit lang hineingerissen wurde, mit leidenschaftlicher Sehnsucht in sein kleines weltentrücktes Ohnesorgen zurückwünschte. Den Freunden der Poesie ist die Villa von Neuseß so heilig, wie das Sabinergut des Horaz und das Haus des Petrarca in Arqua. Rückert zeigte mir in seinem Wesen eine äußerst wohlthuende Milde, wahre Herzensgüte sprach aus seinen Zügen, er hatte die Einfachheit eines Anachoreten, und ich glaubte den Brahmanen vor mir zu sehen, dem er so zahlreiche Weisheitssprüche in den Mund gelegt hat. Er trat mir übrigens, obgleich schon in weit vorgerückten Jahren stehend, in einer Tracht entgegen, welche eine Reminiszenz an diejenige war, die nach den Befreiungskriegen eine Zeit lang bei der deutschen Jugend, besonders auf den Universitäten, herrschte und nicht so bald wieder hätte aus der Mode kommen sollen. Rückert führte mich in sein Arbeitszimmer, wo unser Gespräch sich natürlich

den morgenländiſchen Sprachen und Literaturen zuwandte. Er war einer der ausgezeichnetſten Philologen, und nur ſeine Fachgenoſſen wiſſen, welche erſtaunlichen Kenntniſſe des Arabiſchen, Perſiſchen und Sanskrit er beſaß und in ſeinen gelehrten Aufſätzen in den Wiener Jahrbüchern niedergelegt hat. Dieſe ſeine von enormem Fleiß und eindringendem Scharfblick zeugenden Leiſtungen ſind natürlich dem großen Publikum gar nicht bekannt geworden. Aber auch als Dichter gewann er erſt im höheren Mannesalter Anerkennung, während in ſeinen früheren Jahren und noch lange, nachdem er ſeine beſten Werke herausgegeben hatte, die Leſewelt nichts von ihm wiſſen wollte. Seit er zur Zeit der Befreiungskriege mit ſeinen Geharniſchten Sonetten einiges Aufſehen erregt hatte, war er wieder in Vergeſſenheit zurückgeſunken. Der erſte Band ſeines Meiſterwerks „Die Makamen des Hariri“ fand ſo wenig Abſatz, daß die Verlagshandlung ſich weigerte, den zweiten Band zu drucken. Die „Oeſtlichen Roſen“, welche die vielleicht ſchönſten ſeiner Gedichte enthalten, wurden ſehr lau aufgenommen. Zugleich befand er ſich als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Erlangen in einer drückenden Lage, indem die Lehrſtellen für dieſes Fach überhaupt, beſonders an den kleinen Univerſitäten, ſchlecht dotirt ſind und die Zahl der Studenten, die ſich denſelben widmen, eine äußerſt geringe iſt. Erſt als er ſein fünfzigſtes Jahr ſchon überſchritten hatte, trat eine günſtigere Wendung in ſeinem Schickſal ein, indem er nach Berlin berufen wurde. Allein während ſeine äußere Lage ſich hierdurch beſſerte, fand er bei ſeinem Hange zu einem beſchaulichen Einſiedlerleben ſeine neue Situation höchſt unbehaglich. Wenn andere Gelehrte es als das Ziel ihres Ehrgeizes betrachten, Zutritt zu hohen Perſonen zu erlangen, ſo war die Pflicht, bei Hofe zu erſcheinen, welcher er ſich in Berlin nicht entziehen konnte, für Rückert eine drückende Laſt. Ein hoher Orden oder Titel, der ihm vielleicht einmal bei ſeinem Jubiläum zu teil

geworden wäre, hatte für ihn nichts Verlockendes. Wie erzählt ward, machte Alexander von Humboldt ihm einmal bei einem Hoffeſt Vorwürfe darüber, daß er ſeinen Orden pour le mérite nicht angelegt, worauf der Dichter ihm antwortete: als er ſich mit der Dekoration ſchmücken gewollt, habe ſich herausgeſtellt, daß das Band derſelben von ſeiner Frau anderweitig verwandt worden ſei. Nach und nach ward der Aufenthalt in Berlin für Rückert unerträglich, und er ſchätzte ſich glücklich, als ihm verſtattet wurde, zunächſt auf längeren Urlaub, dann unter Belaſſung einer bedeutenden Penſion gänzlich nach Neuſeß zurückzukehren. In der preußiſchen Hauptſtadt hatte ich ihn etwa im Jahre 1843 flüchtig kennen gelernt; er war mir damals mürriſch und wenig umgänglich erſchienen. Dagegen glaubte ich jetzt, als ich ihn in ſeinem Landhauſe beſuchte, einen ganz andern Mann vor mir zu haben, und ich vernahm keine Aeußerung des Unbehagens und Mißmuts aus ſeinem Munde. Nachdem ſeine lyriſchen Gedichte in zahlloſen Almanachen und Journalen zerſtreut geweſen, hatte die erſte Sammlung derſelben in einem ſtarken Bande großen Beifall gefunden. Dieſem letzteren folgten nachher noch mehrere andere von gleichem Umfange, und ſo oft Rückert zu Beiträgen für ein Taſchenbuch oder ein anderes Sammelwerk aufgefordert wurde, ſandte er deren in ſolcher Menge ein, daß die Herausgeber dadurch in Verlegenheit gerieten, indem ſie ihre Bogen doch nicht allein mit Liedern Rückert's anfüllen konnten. Er ſcheint ſein ganzes Leben hindurch die Gewohnheit gehabt zu haben, jeden Tag zum mindeſten *ein* Gedicht zu verfaſſen, ebenſo wie man aus den unzähligen kleinen Kompoſitionen Sebaſtian Bach's ſchließt, daß er täglich Eine ſolche niedergeſchrieben habe. Wenn Kenner der Muſik behaupten, daß ſich unter dieſen Giguen, Sarabanden, Gavotten, Louren, Bourrées, Paſſacaglien, und ſo weiter, des großen Leipziger Organiſten nichts Wertloſes finde, ſo kann das Gleiche ſchwerlich von den Gedichten Rückert's behauptet

werden. Es ließe sich aus ihnen eine Auswahl in einem kleinen Bande machen, welcher lauter lyrische Stücke von höchster Schönheit enthielte; jetzt aber liegen diese Perlen unter einer Masse von Schutt verborgen. Ich habe oft Leser gefunden, die mir sagten, es sei ihnen völlig unbegreiflich, wie man Rückert für einen guten Lyriker halten könne; sie zeigten mir dann eine Anzahl Lieder von ihm, in Bezug auf welche ich zugeben mußte, sie seien äußerst mittelmäßig. Aber als ich ihnen hierauf die herrlichen Ghaselen aus den „Oestlichen Rosen", als ich ihnen die „Sterbende Blume", das Gedicht „Aus der Jugendzeit" und so manche andere vorlas, wandelte sich ihre Meinung um, und sie wurden begeisterte Bewunderer Rückert's. Der Umstand, daß die Sammlung der Poesien des Letzteren durch so viel Geringes angeschwellt ist, muß nun zwar beklagt werden; doch läßt sich ihm schwer abhelfen: denn wem möchte man das Geschäft des Auswählens anvertrauen? Autoren haben in der Regel am wenigsten ein richtiges Urteil über ihre eigenen Werke. Es gibt eine vom Dichter selbst getroffene Auswahl, in welcher, obgleich sie beinahe ein halbes Tausend enggedruckter Seiten umfaßt, doch manches vorzüglich Schöne fehlt, während sie vieles recht Unbedeutende enthält. Indes ebensowenig wie dem Verfasser wird man es einem Dritten, möchte er selbst den ausgesuchtesten Geschmack besitzen, anheimgeben wollen, ob ein Gedicht aus einer Sammlung verschwinden, ein anderes in ihr aufbewahrt werden solle. Die Ansichten in ästhetischen Dingen sind zu verschieden. Der Eine schätzt nur das Schwungvolle und Pathetische, der Andere nur das Volkstümliche; was diesem wegen seiner vollendeten Form imponirt, wird von Jenem „marmorglatt, aber kalt" genannt. — Die profuse Fruchtbarkeit der Produktion war Rückert von früh an eigen und hat verursacht, daß er neben den herrlichsten Liedern nicht etwa bloß, wie behauptet worden ist, in seinem Alter, sondern auch schon in seiner

Jugend, die man gewöhnlich für die Blütezeit des Lyrikers anſieht, eine ungeheure Menge von unbedeutenden Reimereien in die Welt geſetzt hat. Dies zeigt ſich beſonders in dem dicken Bande von patriotiſchen Gedichten aus der Zeit der Franzoſenkriege, unter denen ſich nur wenige hervorragende finden. Was ein Spanier von Lope de Vega geſagt hat: „Vielleicht kein anderer Dichter habe ſo viele gute Schauſpiele geſchrieben, ſicher aber auch keiner ſo viele ſchlechte," kann man von Rückert in Bezug auf ſeine lyriſchen Gedichte wiederholen. Wenn Platen etwa acht Sonette auf Venedig ſchrieb, deren jedem der Stempel der Unſterblichkeit aufgedrückt iſt, ſo verfaßte Rückert gleich hunderte von Sonetten über einen und denſelben Gegenſtand (ſiehe zum Beiſpiel „Agnes' Totenfeier"), und die guten Stücke müſſen mühſam aus dieſem Haufen hervorgeſucht werden. Vieles ſcheint er, beſonders in ſeiner erſten Periode, nur als Exerzitium in den metriſchen Formen der verſchiedenſten Völker geſchrieben zu haben, und es läßt ſich nicht leugnen, daß bei manchen der Ghaſelen, Sicilianen, Ritornelle, Sonette, und ſo weiter, das metriſche Schema die Hauptſache iſt. Aber in unerwarteter Herrlichkeit bricht dann plötzlich in einem einzelnen Stücke inmitten dieſes Wuſtes der Genius des Dichters hervor. Dem Leſer wird es, wenn er auf ein ſolches geſtoßen, ſchwer, das Blatt umzuſchlagen; doch iſt ihm zu raten, dies zu thun; denn nach einigen Seiten wird er ſicher bald wieder auf einer neuen Oaſe ausruhen können. — Rückert's Lehrgedicht „Die Weisheit des Brahmanen" iſt reich an tiefſinnigen Sprüchen; aber die Endloſigkeit, in der ſich dieſe aneinander reihen, erdrückt den Leſer beinahe. Er ſcheint ſich hier die rieſenhaften Gedichte des Orients zum Vorbilde genommen zu haben, zu deren Durchleſung nahezu ein Menſchenalter erfordert wird; allein die koloſſalen Epen der Inder, obgleich ſicher Wenige ſich rühmen können, bei der Lektüre bis zu ihrem Ende vorgedrungen zu ſein, wirken doch, weil ſie erzählend

sind, noch weniger ermüdend, als es ein Gedicht thun muß, das in einer Reihe von Bänden im Wesentlichen nur Weisheitslehren enthält. — Auf dieses endlose Gedicht, sowie auf die nicht minder verfehlten Dramen Rückert's, hat Geibel folgendes Epigramm verfaßt, das bisher wohl nicht gedruckt worden:

„Lehrgedicht zehntausend Ellen
Spann ich als indischer Brahma,
Nun schöpf' ich aus der Spreea Wellen
Zehntausend Eimer Drama."

Während seines ganzen Lebens war Rückert eifrig damit beschäftigt, der deutschen Literatur die Schätze der morgenländischen Poesie anzueignen. Seine derartigen Arbeiten zerfallen in zwei Abteilungen, die strikten Uebersetzungen und die freieren Nachbildungen. Unter den letzteren ist die schon erwähnte des Hariri sicher seine glänzendste Leistung. Deutsche Sprachvirtuosität hat schwerlich je einen größeren Triumph gefeiert, als hier; man kann sagen, daß vieles Künstelei und Spielerei sei, aber das war durch das Original geboten, und die Seiltänzerkünste der Sprache sind mit einer Meisterschaft ausgeführt, welche Staunen erregt. Wie hier ein merkwürdiges Werk der arabischen Literatur, so hat Rückert in „Nal und Damajanti" eine indische, in „Rustem und Sohrab" eine persische Erzählung frei verdeutscht. Es heißt diese beiden Arbeiten maßlos überschätzen und zeugt von Unkenntnis des Gegenstandes, wenn man Rückert wegen derselben einen „großen Epiker" genannt hat; denn beide sind nicht selbständige Werke, sondern freie Uebertragungen. In dem ersten bewährt sich des Dichters Herrschaft über Vers und Reim von neuem. Schlegel hat zwar in einem witzigen Epigramm seine „Sanskritpoesiemetriknachahmungen voll goldfunkelnagelneublanker Benamungen" verspottet; doch die Gerechtigkeit verlangt zu sagen, daß Rückert die langen indischen Komposita in seinen Wortbildungen, so fremdartig sie uns auch klingen mögen, mit

Geschmack nachgeahmt hat. Auf der andern Seite kann es zweifelhaft sein, ob Geist und Stil des Originals nicht in den Uebersetzungen von Kosegarten und Bopp besser wiedergegeben sind. — Die Sage von Rustem und Sohrab im Schahname ist von so unergründlicher Tragik, daß sie, auf welche Art auch erzählt, einen gewaltigen Eindruck hervorbringen muß. Sie macht diesen in der prosaischen Form, in welcher Görres sie im Heldenbuch von Iran mitgeteilt hat, desgleichen in der englischen Uebersetzung von Atkinson, welcher die seinige lange vor Rückert herausgab, und ebenso in der Bearbeitung des letztern. Aber wer das Original kennt, wird nicht zugeben können, daß unser Dichter in dessen Wiedergabe glücklich gewesen sei. Er hat statt des ernsten und pathetischen Tones des Firdusi oft einen spielenden und tändelnden angeschlagen, der dem Charakter des Ganzen durchaus widerstrebt und, so wohl angebracht er bei Hariri war, eine Versündigung an dem großen Perser ist. Während er ferner an manchen Stellen den Text fast wörtlich übersetzt, hat er ihn an anderen willkürlich verlassen, um eigene Erfindungen einzuschalten, die keineswegs gerühmt werden können. Endlich wurde das Gedicht dadurch von ihm verstümmelt, daß er eine der schönsten und ergreifendsten Partien desselben, die Klage der Mutter um den erschlagenen Sohrab und deren Tod, wegließ. Nur daraus, daß Firdusi selbst noch so wenig bei uns bekannt ist, läßt sich der Beifall erklären, welcher dieser Arbeit Rückert's noch jetzt hier und da gespendet wird. Alexandriner waren sicher auch das unpassendste Metrum, das sich irgend wählen ließ, um dem Stil des iranischen Epos im Deutschen gerecht zu werden. Rückert war so gutmütig, daß ich mir ein Herz faßte, ihm meine Bedenken gegen seine Bearbeitung des Sohrab auszusprechen; ich sagte ihm, nach meiner Meinung könne man an Meisterstücken, wie diese Episode des Schahname, allenfalls Nebensächliches kürzen, jedoch nichts Wesentliches von ihr hinwegnehmen und noch weniger

Eigenes hinzufügen; mit Firdusi verhalte es sich ebenso, wie mit Homer, in den etwas einzuschalten oder aus dem etwas Wesentliches auszuscheiden doch Niemand wagen würde. Er hörte mich freundlich an und schien zum mindesten zuzugeben, daß er Unrecht gehabt, den erwähnten Abschnitt von Rudabe's Tod wegzulassen. Während seiner späteren Lebensjahre gewann in Rückert der Philolog die Oberhand über den Dichter, und er strebte nun dahin, möglichst wörtliche Uebersetzungen zu liefern. Dieses Streben ist gewiß lobenswert, wenn man zum Nutzen der Studirenden das Verständnis eines Originaltextes erleichtern will. Trachtet man dagegen dahin, ein fremdes Dichtwerk poetisch zu reproduziren, so läßt sich, wenn die Dichtung einer der morgenländischen, ihrem ganzen Genius nach von der unsrigen so verschiedenen Sprachen angehört, dies Ziel bei Beobachtung wörtlicher Treue nicht erreichen. Vielmehr wird größere oder geringere Freiheit erfordert, wenn letztere auch nicht bis zu dem Extrem zu gehen braucht, welches Rückert in seinen früheren Arbeiten sich verstattete. Durch solche Beobachtung buchstäblicher Genauigkeit, bei welcher man fragen kann, wozu dabei die metrische Form dienen solle, sind denn einige der späteren Uebersetzungen des schließlich ganz im Philologen aufgegangenen Dichters schwer beeinträchtigt worden. Wenn schon aus seiner Hamasa wenig poetischer Genuß zu schöpfen ist, so gilt das in noch viel höherem Grade von den einzelnen Fragmenten aus dem Schahname, die er in seiner letzten Zeit übertragen hat und mir handschriftlich mitteilte. Sie mögen ihren sprachwissenschaftlichen Wert haben; aber es scheint mir nicht beklagenswert, daß die Arbeit nicht fortgesetzt worden ist, da sich die poetische Schönheit des persischen Gedichts daraus auch nicht einmal ahnen läßt.

Mit Rückert's philologischer Thätigkeit ging übrigens die dichterische bis an sein Lebensende Hand in Hand. Mir scheint

aber in diesen seinen späteren Produktionen sich eine merkliche Abnahme seiner poetischen Gabe kundzugeben. In welcher überschwenglichen Fülle, wenigstens der Masse nach, seine poetische Ader bis zuletzt floß, zeigen seine Kindertotenlieder, die einen starken Band bilden. Während der schleswig-holsteinischen Wirren griff er auch nochmals in die Saiten der politischen Leyer, die er seit seiner Jugend nicht mehr in die Hand genommen hatte, und mahnte die deutschen Fürsten in teils ernsten, teils spottenden Versen, ihre eigene, wie die Ehre Deutschlands nicht der frechen Anmaßung des kleinen Dänemark preiszugeben. Diese Gedichte bekunden, daß ihm der patriotische Sinn, den er als Jüngling in die Geharnischten Sonette ergossen, während seines langjährigen Weilens in den Wüsten Arabiens wie unter den indischen Palmen nicht abhanden gekommen war. Wenige Jahre vor dem deutsch-französischen Kriege starb er, und ich beklage lebhaft, daß ihm nicht vergönnt gewesen ist, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu erleben; er würde den Tag, wo ihm diese Kunde geworden, als den schönsten seines Daseins angesehen haben.

In Halle, das übrigens von meinem Aufenthalt auf dem Pädagogium her in schlechtem Andenken bei mir stand und mich daher nicht zu längerem Bleiben lockte, besuchte ich den Historiker Heinrich Leo. Seine Geschichte Italiens hatte mich schon früh mit Begeisterung erfüllt, und ich halte dieselbe für ein Meisterstück der Historiographie, dem sich nur wenige gleichstellen können. Wie unvergleichlich sind darin die verschiedenen Teile der Halbinsel mit ihrer Bevölkerung charakterisirt, wie weiß der Verfasser den Geist der einzelnen Epochen vor uns lebendig zu machen und uns ebenso in den Strudel der wilden Parteikämpfe zwischen Schwarzen und Weißen, Guelfen und Ghibellinen hineinzureißen, wie uns in dem Florenz der Medicäer inmitten seiner Erzgießer, Bildhauer und Architekten heimisch zu machen! Ich fand in Leo einen

äußerſt lebhaften, wie es ſchien, nervös aufgeregten Mann; er redete gleich bei meinem Eintritt ſo viel, daß ich nur mit Mühe zu Worte kommen konnte. Als ich ihm unverhohlen meine Bewunderung für ſeine Geſchichte Italiens ausdrückte, verdroß es mich, daß er von dieſem Werk, der weitaus bedeutendſten ſeiner Leiſtungen, als von einer Jugendarbeit ſprach. Eben nur auf dieſer beruhte meine Verehrung für ihn; in ſeinen ſpäteren Produkten, namentlich ſeiner Univerſalgeſchichte, konnte ich nur einen tiefen Abfall von ſeinem erſten Auftreten auf dem Felde der Geſchichtsſchreibung erblicken. Es iſt ſchwer zu erklären, wie ein Mann von ſo hohem und freiem Geiſt, als welcher er ſich hier zeigte, nachher ein reaktionärer und frömmelnder Zelot werden konnte. Dieſe Richtung gibt ſich auf höchſt unerquickliche Weiſe in ſeiner Univerſalgeſchichte kund. Er leiſtet hier vom Standpunkt des orthodoxen Proteſtantismus mehr, als ein Joſeph de Maiſtre von dem des Katholizismus gethan hat. So rechtfertigt er geradezu Calvin's empörendes Verfahren gegen Servet. Der Band, welcher die franzöſiſche Revolution behandelt, iſt ganz im Sinne der Haller'ſchen Reſtauration der Staatswiſſenſchaften gehalten; über Alle, die ſich irgend an der großen Umwälzung beteiligt, auch über die Girondiſten wird Haß, Hohn und giftiger Spott ergoſſen. Das Buch iſt übrigens unterhaltend genug zu leſen, da Leo, was freilich bei einem ſo hochernſten Gegenſtande übel angebracht war, die ganze Geſchichte der Revolution in eine Art von Farce umzuwandeln geſucht hat. Zu dieſem Zweck wendet er die ſeltſamſten Mittel an; er gebraucht zum Beiſpiel nicht die neu aufgekommenen franzöſiſchen Monatsnamen Vendemiaire und Brumaire, ſondern ſagt ſtatt deſſen Weinleſerich und Herbſtdunſterich. Wahrſcheinlich in der nämlichen Abſicht führt er die jetzt ganz vergeſſenen altdeutſchen Ortsnamen wieder ein; ſo lieſt man bei ihm von Graswalde, Wälſch-Jena, Wälſch-Leyden, Depen, Antorf, Wälſch-Bern und ſo weiter, und nur

wenige Leſer wiſſen, welche Städte damit gemeint ſind, nämlich Grenoble, Siena, Lyon, Dieppe, Antwerpen und Verona. Wenn ich an dieſe ſpäteren Schriften von Leo oder gar an die publiziſtiſche Thätigkeit, die er damals entfaltete, gedacht hätte, würde ich ihn vermutlich gar nicht aufgeſucht haben. Aber mir lag nur ſeine Geſchichte von Italien im Sinne, nur den Verfaſſer dieſes Werkes, das in meinen Augen alle die anderen auslöſchte, wünſchte ich kennen zu lernen. Um ſo peinlicher war es mir, daß der Halle'ſche Profeſſor gar nicht auf die Themata einging, von denen ich ihn gerne hätte reden hören, ſich vielmehr in leidenſchaftliche Invektiven nach verſchiedenen Richtungen hin ergoß. Beſonders waren der Liberalismus und ſeltſamerweiſe auch der Katholizismus die Zielſcheibe ſeiner Angriffe. Vorzugsweiſe heftig ſchmähte er die „Hegelinge", wie er alle Bekenner der Hegel'ſchen Philoſophie nannte. Ich bin nun niemals ein Freund dieſer modernen Scholaſtik geweſen; aber Leo's Auslaſſungen gegenüber, der überhaupt alle Philoſophie zu verdammen und nur einem auf der Augsburgiſchen Konfeſſion und dem Luther'ſchen Katechismus fußenden Buchſtabenglauben Berechtigung zuzuerkennen ſchien, war ich verſucht, die Partei der Hegelianer zu nehmen. Da ich erkannte, daß bei der Unterredung nichts für mich Erquickliches herauskam, verabſchiedete ich mich denn bald, indem ich beklagte, nicht zwanzig Jahre früher gekommen zu ſein, wo ich wohl noch den echten Leo gefunden hätte, der jetzt in dem engherzigen religiöſen und politiſchen Eiferer untergegangen war.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Reise nach Holland. — Reinhold Dozy. — Paris. Herr von O. — Julius Mohl. — Das Café de l'Ancienne Comédie. — Romantik in Mecklenburg. — Gäste in meiner Münchener Galerie.

Im Jahre 1864 machte ich zum ersten Mal einen Ausflug nach Holland, das ich bis dahin nur auf der Durchreise berührt hatte. Wenn ich bisher von den südlichen Ländern, mit deren Geschichte, Kunst und Literatur ich mich so viel beschäftigt, zu immer neuen Besuchen gelockt worden war und gegen die des Nordens beinah Abneigung gefühlt hatte, so änderte sich dies in meinem späteren Leben, und ich lernte auch die Vorzüge des letzteren schätzen. Da sich nun Holland leicht erreichen ließ, drängte es mich auch, das Volk, dem die Welt so viel Großes verdankt, in der Nähe zu sehen. Wenn diese Nation in der Poesie und den bildenden Künsten nicht gleich Hohes geleistet hat wie die Italiener, auf dem ersten Gebiet auch nicht wie die Spanier, so sollte man es ihr doch nie vergessen, daß von ihr zuerst der Stoß ausging, durch den die spanische Weltmonarchie, die so lange halb Europa knechtete, nach und nach zertrümmert wurde. Zum unsterblichen Ruhm Hollands gereicht es auch, daß dort früher als irgendwo sonst im Gefolge des Protestantismus wahre Aufklärung und Humanität herrschend wurden. Während in England und in den protestantischen Gegenden Deutschlands, ja auch in Nordamerika noch dumpfer Aberglaube herrschte und daselbst die

fürchterlichen Hexenprozesse noch gleich arg wüteten, wie in den katholischen Ländern, bot Holland den der Zauberei Verdächtigten ein Asyl, wo die Verfolgten vor Folter und Scheiterhaufen Sicherheit fanden. Die weisen holländischen Richter trugen bisweilen dem Wahne der Zeit noch so weit Rechnung, daß sie die der Hexerei Angeschuldigten auf eine Wage setzten. Aber letztere war so eingerichtet, daß die Angeklagten nie zu leicht befunden wurden. — Ein ganz spezielles Verdienst um die Wissenschaft hat sich Holland seit zwei Jahrhunderten durch die Pflege der orientalischen Studien erworben. Seine Universität Leyden war für das Arabische eben das, was Florenz und Venedig für das Griechische, und Derjenige, welcher weiß, wie unermeßliche Schwierigkeiten sich noch heute der Erlernung dieses semitischen Idioms entgegenstellen, wird die unsäglichen Anstrengungen bewundern, mit denen die Erpenius, Golius und Schultens die ersten Ausgaben und Uebersetzungen arabischer Werke zu stande brachten. Dieses Studium hat zu Leyden bis in die neueste Zeit geblüht, und ein Hauptmotiv, das mich nach Holland trieb, war es, den größten Gelehrten dieses Fachs, Reinhold Dozy, persönlich kennen zu lernen.

Einer bedeutenderen wissenschaftlichen Leistung, als sie Dozy vollbracht hat, kann sich wohl Niemand rühmen. Nachdem er sich schon in den Jünglingsjahren durch unermüdlichen Fleiß die eingehendsten Kenntnisse des Arabischen erworben hatte, kam er zu der Einsicht, daß die so unendlich wichtige Geschichte der spanischen Araber noch völlig im Argen liege, daß die bisher darüber publizirten und von allen Historikern verdachtlos benützten Arbeiten ganz unzuverlässig, ja nahezu Fälschungen seien, und beschloß, sein Leben daran zu setzen, diese große Lücke in unserem Wissen auszufüllen. Das nächste Hindernis, das sich ihm hier entgegenstellte, bestand darin, daß der von den Muhammedanern des Westens geschriebene Dialekt bedeutend von dem abweicht, der in den östlichen

Gegenden herrſcht, und daß in demſelben zahlloſe Worte vorkommen, die in keinem Lexikon zu finden ſind. Er begann daher ſelbſt ein Gloſſar auszuarbeiten, das nur ein Reſultat raſtloſer Lektüre ſpaniſch-arabiſcher Schriften und unaufhörlicher Vergleichung der einen Stelle mit der andern ſein konnte. Er war hierbei ganz auf ſeinen eigenen Fleiß angewieſen; auch hätten ihm arabiſche Gelehrte, wie es deren in Kairo noch vorzügliche gibt, von keinem Nutzen ſein können; denn dieſe befaſſen ſich nur mit dem öſtlichen Zweige der arabiſchen Literatur. Das Nächſte, was nun Dozy unternahm, war die Herausgabe der für die Geſchichte Spaniens im Mittelalter wichtigſten Geſchichtsquellen. Nachdem er deren eine genügende Anzahl zu Tage gefördert, begann er ſodann das Werk zu ſchreiben, dem alle jene Ausgaben nur als Grundlage dienen ſollten, und ſo erſchien ſchließlich (1861) ſeine Histoire des Musulmans d'Espagne (711—1110), welcher als Vorläufer ſeine, die wichtigſten bisher ganz unbekannten Thatſachen enthaltenden Recherches vorausgegangen waren. Es iſt unbegreiflich, daß erſteres Werk, welches ſich durch vortreffliche Darſtellung ebenſo wie durch feſſelnden Inhalt auszeichnet, doch über den Kreis der Fachgelehrten hinaus wenig Anerkennung erlangt hat. — Wie ich ihn mir nach dieſer Geſchichte vorgeſtellt, fand ich in Dozy einen Mann von univerſeller Bildung und von lebhaftem Intereſſe auch für ſolche Gebiete der Wiſſenſchaft und Literatur, die ganz außerhalb ſeines ſpeziellen Faches lagen. Sein allzu früh erfolgter Tod hat die Welt um manche Früchte betrogen, die ſeine raſtloſe Arbeitskraft noch geliefert haben würde.

Bei der Leichtigkeit, mit welcher Deutſche die holländiſche Sprache erlernen können, und bei den vielfachen Beziehungen, die zwiſchen uns und dem Nachbarvolke beſtehen, muß es auffallen, daß wir uns ſo gut wie gar nicht um die holländiſche Literatur kümmern. Es iſt dies eine ganz analoge Erſcheinung,

wie sie in Spanien mit Rücksicht auf die portugiesische Literatur vorkommt. In den größten spanischen Buchhandlungen sucht man vergebens nach einem in der Sprache des Nachbarlandes abgefaßten Buche, und ebenso fruchtlos in den deutschen nach einem niederländischen, während man in beiden Ländern überall französische, englische und italienische Werke findet. Unstreitig liegt der Grund hiervon besonders darin, daß uns der Dialekt des Vondel, wie den Spaniern der des Camoens, als ein Patois erscheint, was beide gegenwärtig, nachdem sich das Oberdeutsche und das Castilianische zur Schriftsprache ausgebildet haben, auch offenbar sind. Obgleich ich im voraus wußte, daß ich wenig verstehen würde, besuchte ich in Amsterdam doch mehrmals das Theater, und besonders interessirte es mich, den Gysbrecht van Amstel, welcher für das Meisterstück des größten holländischen Dichters Vondel gilt, zu sehen. Wie mir geahnt hatte, konnte ich wenig von den Reden im einzelnen, vielmehr nur den Zusammenhang des Ganzen, als ob es eine Pantomime gewesen wäre, auffassen. Das Stück schien mir nur geringes dramatisches Leben zu haben; aber natürlich maße ich mir nicht an, über dasselbe nach Art unserer Kritiker abzuurteilen, die auch, nach ihren Theaterberichten zu schließen, von einem Schauspiel meist nicht mehr kapirt haben, als ich von diesem Gysbrecht van Amstel. Vondel ist übrigens in den Augen aller Holländer einer der großen Dichter der Weltliteratur, ihr Dante, Shakespeare, Calderon und Goethe. Es begreift sich schwer, daß dies sein hohes Ansehen nur auf seine Heimat beschränkt geblieben ist, daß sein Ruhm nicht, wie derjenige der vorhin Genannten, einen Triumphzug durch alle Länder gehalten hat. Sollte es einzig der Patriotismus oder der Wunsch, auch einen großen Dichter zu besitzen, sein, der die Holländer dem Vondel einen so hohen Rang zuschreiben läßt? Oder will nur die Mißgunst des Auslandes einem Autor, dem wirklich eine solche Stellung gebührt, dieselbe streitig machen?

Durchaus nicht literarischer Art ist eine Erinnerung aus diesen und früheren Jahren, die zu Papier zu bringen ich der Mühe für wert halte. Während ich mehrere Male im Sommer die Seebäder von Dieppe besuchte, verweilte ich auch wieder einige Wochen in Paris und kam hier häufiger mit einem Manne zusammen, der eine höchst eigentümliche Physiognomie besaß und mit vollem Recht ein Original heißen konnte. Es war Herr von O., damals bereits in hohem Greisenalter stehend, aber noch von wunderbarer Rüstigkeit. Schon im Beginne der ersten französischen Revolution als Arzt nach Paris gekommen, hatte er zur Zeit des Direktoriums dem damaligen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wichtige Dienste erwiesen und zum Dank dafür die Stelle von dessen Ministerresidenten erhalten. Durch den Ankauf eines Grundstückes in Nordfrankreich, auf dem später große Eisenminen entdeckt wurden, war er in den Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens gelangt; aber obgleich er unverheiratet geblieben und nur entfernte Verwandte zu Erben hatte, huldigte er einem unbegreiflichen Sparsamkeitssystem. Es wurde behauptet, er trüge noch im Jahre 1857 einen Hut und einen Frack aus dem Jahre 1797. Schon frühmorgens wurde er in diesem Fracke gesehen, und selbst im Winter schützte ihn kein Mantel oder Oberrock vor der Kälte. Dabei setzte er voraus, daß auch jeder Andere so sparsam sei wie er selbst. Einmal begegnete ich ihm auf dem Boulevard, als ich im Begriffe stand in einen Laden zu treten und mir ein Paar Handschuhe zu kaufen. Herr von O. faßte mich vertraulich unter den Arm und zog mich fort, indem er sagte, dort dürfe ich nicht kaufen, er wolle mir den rechten Laden zeigen. Wir gingen nun weiter von Straße zu Straße, und da seine Gespräche sehr interessant waren, bemerkte ich erst nach einer Stunde Gehens, daß wir uns in einem ganz abgelegenen Stadtteile befanden. Hier zeigte er mir dann das Magazin, wo ich die Handschuhe

um ein paar Sous wohlfeiler erhielte, als auf dem Boulevard. Herr von O. hatte eine kleine, höchst bescheiden eingerichtete Wohnung, und wenn einer seiner Landesangehörigen ihm einen Besuch machen wollte, ward derselbe regelmäßig durch den Portier beschieden, sich zu einer bestimmten Stunde in einem nahen Café einzufinden, wo der Gesandte ihn treffen werde. Daß die Regierung einen so seltsamen Vertreter in seiner Stellung beließ, kann auffallend erscheinen, zumal da derselbe bisweilen auf längere Zeit verschwand und Niemand wußte, ob er noch am Leben sei, bis er plötzlich wieder in Paris auftauchte. Nun muß man aber wissen, daß Herr von O. bei allen seinen seltsamen Eigenheiten ein geistvoller und gewandter Mann war, auch bei mehreren der leitenden französischen Staatsmänner einen nicht unbeträchtlichen Einfluß besaß. Er hatte ein gutes Herz und wandte bei geeigneter Gelegenheit trotz seines Geizes sein großes Vermögen in einer Weise an, die ihm manche dankbare Freunde erwarb. So hatte er zum Beispiel dem später allmächtigen Minister Guizot in der Zeit, da dieser noch als armer Literat in der französischen Hauptstadt sein Fortkommen suchte, Verpflichtungen auferlegt, deren derselbe immer eingedenk blieb. Ich selbst erfreute mich der besonderen Gunst dieses Diplomaten, und auch jetzt zeigte er sie mir, indem er mich, was er nur sehr Wenigen gewährte, in seinem Arbeitszimmer empfing. Hier befand sich ein mächtiger Bücherschrank, in welchem man die Rückseiten schön gebundener Ausgaben der alten Klassiker, sowie der Encyklopädie der Oeuvres de Rousseau, de Diderot gewahrte. Nachdem ich etwas Gespräch mit ihm gepflogen, trat mein Gönner an den Bücherschrank, und ich glaubte, er wolle einige Bände aus ihm hervorholen. Nun aber zeigte sich, daß dieselben nur die Rückseiten von solchen waren, und daß sich hinter ihnen Flaschen in langen Reihen befanden. Herr von O. war ein Liebhaber der exquisitesten Weine. Niemand

hat ihm je Schuld gegeben, daß er dem Bacchus im Uebermaße gehuldigt, niemals ist er berauscht gesehen worden. Er trank immer mit weisestem Maß, aber trieb einen wahren Kultus mit edlen Rebensäften. Von einigen der Weine, die er besaß, behauptete er, daß sie durch keine Geldsumme der Welt, sondern nur durch Tausch gegen andere gleich treffliche Gewächse von Kennern und Sammlern zu erwerben seien. Verschiedene Male, als ich ihn besuchte, mußte ich mich mit ihm an diesem oder jenem Göttertrank erlaben, und er vermehrte solchen Hochgenuß durch Erzählungen, die so interessant waren, daß mir die Stunden dabei wie Minuten verflossen. Man denke sich, was er alles in den mehr als sechzig Jahren, die er schon in Paris verbracht, erlebt haben mußte. Wenn er, der so frisch und gesprächig vor mir saß, von der uns jetzt schon fast wie ein Märchen erscheinenden ersten französischen Revolution als deren Augenzeuge sprach, mußte ich fast glauben, er besitze das Lebenselixir, um sich so lange zu erhalten. Und dann, was wußte er nicht alles von dem Konsulat und ersten Kaiserreich, vom Einzuge der Alliirten, dem Hofe der Bourbonen, Louis Philipp's und demjenigen Napoleon's III. zu berichten! Wenn er schon den Fall so vieler Dynastien gesehen, so behauptete er, die Minister, von deren Sturz er Zeuge gewesen, nach hunderten zählen zu können. Die Anekdoten über Vorgänge in den Tuilerien, wie in den verschiedenen Kabineten, die von seinem Munde sprudelten, ließen das ganze Treiben der Regierenden, Staatsmänner und politischen Parteien als eine große Posse erscheinen, in der Eigennutz und Eitelkeit die Hauptrolle spielten. Der trockene, aber schneidende Sarkasmus, mit dem mein Wirt seine Erzählungen würzte, trug nicht wenig dazu bei, deren Eindruck zu erhöhen. Daneben vernahm ich von ihm eine Menge Geschichten aus der vornehmen Pariser Gesellschaft, Geschichten zum Teil von so abenteuerlicher und fast unglaublicher Art, daß ich daraus die

Ueberzeugung gewann, im wirklichen Leben ereigneten sich täglich Begebenheiten, hinter denen die ausschweifendsten Erfindungen unserer Sensationsromane noch weit zurückbleiben. — Nach dem Jahre 1858 sah ich Herrn von O. nicht mehr; aber er gab mir noch bei meinem Abschied von Paris ein Zeichen seiner freundlichen Gesinnung. Als ich kurz vor meiner Abreise aus dem Fenster meines Gasthofs auf die Straße hinabsah, erblickte ich den greisen Diplomaten mit seinem wohlbekannten Cylinderhut und Frack, wie er mit schnellen Schritten auf mein Hotel zusteuerte. Als er in mein Zimmer eintrat, überreichte er mir zwei Flaschen Weins, die er unter den Armen trug, und bat mich, sie auf die Reise mitzunehmen.

So oft ich nach Paris kam, besuchte ich auch seit einer Reihe von Jahren den Orientalisten Julius Mohl, zu welchem mich zuerst meine Beschäftigung mit seinem Hauptfache, dem Persischen, geführt hatte. Ein geborener Württemberger, war er schon in seinem zwanzigsten Jahre nach Paris gekommen und hatte dort seinen dauernden Aufenthalt genommen. Allein obgleich er das Französische elegant und mit Leichtigkeit schrieb, vermochte er es doch nie so zu sprechen, daß man nicht bei den ersten Worten schon den Deutschen, ja den Schwaben in ihm erkannt hätte. Er war der Typus eines Philologen, dem die Sprachwissenschaft alles ist; und letzteres war wohl nötig, damit sein eiserner Fleiß das kolossale Unternehmen zu Ende führte, den stark korrumpirten Text des Schahname möglichst gereinigt in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen. Mit eigener Hand hat er das ungeheure Gedicht abgeschrieben, indem er sämmtliche ihm zugänglichen Handschriften verglich. Das Verdienst ist sicher nicht zu unterschätzen, das er sich durch diese Riesenarbeit erworben hat. Aber ich, der ich das Studium der Sprachen nie um ihrer selbst willen, sondern zu literarischen Zwecken betrieben habe, stand ihm auf diesem rein philologischen Gebiete ziemlich fremd gegenüber. Noch mehr als für die

poetischen Vorzüge des Gedichts, das er mit dem Aufwande des Fleißes eines ganzen Menschenlebens herausgegeben hatte, war Julius Mohl für die Schönheiten der bildenden Kunst unempfindlich. Wie ein Muhammedaner, der wegen des Verbotes durch den Propheten einen Horror vor Abbildungen lebender Wesen empfindet, hatte er einen wahren Abscheu vor Statuen und Gemälden, und ich bin selbst Zeuge gewesen, daß er, als er es nicht vermeiden konnte, eine Galerie zu passiren, mit hastigen Schritten hindurchstürzte, ohne nach rechts oder links zu blicken. Das Theater zu besuchen, schien er eines vernünftigen Menschen für unwürdig zu halten. Als ich einst, von einer Reise nach Madeira und den kanarischen Inseln zurückkehrend, ihn aufsuchte, vermochte er nicht zu begreifen, wie man, bloß um fremde Länder kennen zu lernen, sich den Anstrengungen einer solchen Reise unterziehen könne. Trotz dieser Trockenheit seiner Ansichten, die er stets unumwunden aussprach, war er ein angenehmer Gesellschafter. Dank seiner Frau, einer geborenen Engländerin, bildete sein Haus den Mittelpunkt eines ausgewählten politischen und literarischen Kreises. Auch sie war, was man ein Original nennt, ebenso ungenirt in ihren Meinungsäußerungen wie in ihrer Kleidung, die sie ungemein vernachlässigte. Durch ihren Geist und die mannigfachen Interessen, denen sie nachhing, übte sie eine Anziehungskraft auf die ersten Notabilitäten der französischen Hauptstadt, und es galt als ein seltenster Vorzug, wenn man Zutritt zu ihrem Salon hatte. Madame Mohl war eine heftige Gegnerin Napoleon's III., und es machte ihr große Freude, wenn es ihr durch ihre Verbindungen gelang, die Wahl eines vom Kaiser vorgeschlagenen Gelehrten zum Mitgliede des Institut de France zu vereiteln. Wenn sie von Napoleon sprach, nannte sie nie seinen Namen, sondern sagte nur Celui-là, indem sie nach den Tuilerien deutete. Schon ehe sie Mohl, dem sie an Alter um zehn Jahre voraus war,

heiratete, bewohnte sie mit ihrer Mutter, Mrs. Clarke, das dritte Stockwerk des Hauses 120, rue du Bac, dessen erste Etage Chateaubriand inne hatte, und versammelte hier geistvolle Männer um sich. Damals war Thiers einer der eifrigsten Besucher ihres Salons; auch wenn die anderen Gäste sich entfernt hatten, blieb er oft noch so lange, daß der Concierge erklärte, er werde die Hausthür schließen; Herr Thiers könne den Rest der Nacht auf der Treppe zubringen — was dann den Letzteren nötigte, früher aufzubrechen. Nachdem später Julius Mohl als Gatte von Miß Clarke in das nämliche Stockwerk gezogen war, blieb der Geschichtsschreiber Napoleon's auch als Minister und als Präsident der Republik daselbst Hausfreund. Ich habe diesen Salon zu verschiedenen Zeiten aufgesucht und dort interessante Bekanntschaften gemacht, zum Beispiel mit St. Beuve, dem geistvollen Verfasser literarischer Porträts, mit den beiden auf dem Gebiete der Geschichte und Literarhistorie hervorragenden Gelehrten Fauriel, Ampère und mit Quatremère, dem Kolosse orientalischen Wissens.

Wenn viele der berühmten öffentlichen Lokalitäten von Paris, deren sich alle, welche die französische Hauptstadt in früheren Jahren besuchten, sicher noch erinnern (zum Beispiel das Café de Foy im Palais Royal, wo Horace Vernet einmal, um dadurch seine Zeche zu bezahlen, eine Taube an die Wand gemalt hatte, das Café de Paris auf dem Boulevard des Italiens, die von den Feinschmeckern vielbesuchten Restaurants von Philippe in der Rue Montorgueil, Véry und den Frères Provençaux), verschwunden sind, hat sich das in einer abgelegenen Gegend befindliche Café de l'Ancienne Comédie noch so ziemlich in demselben Zustande erhalten, in welchem es zur Zeit Voltaire's der Versammlungsort der Literaten und Schöngeister war. Besonders die Journalisten, die das Referat über das Theater in den bedeutendsten Zeitschriften hatten, besprachen sich hier über neue Erscheinungen des Dramas, und ihre

Urteile galten in Frankreich, ja in der ganzen Welt für u[illegible] umstößlich. Es wird erzählt, Voltaire habe sich einmal, n[illegible] der Aufführung eines neuen Trauerspiels von ihm, in die[illegible] Areopag verkleidet eingeschlichen, um dessen für ihn hochwicht[illegible] Meinung über sein Werk zu erfahren. Wie viele schlechte u[illegible] mittelmäßige Tragödien sind hier als Meisterwerke ausposa[illegible] und von der halben Welt gläubig als solche hingenomm[illegible] worden! Jetzt sind die weitaus meisten derselben der M[illegible] achtung verfallen oder völlig verschollen, und das Café sel[illegible] in das ich der Kuriosität wegen bisweilen auf meinen Spaz[illegible] gängen trat, in seiner heutigen Herabgekommenheit ist doch noch in minderem Verfall, als all der falsche Ruhm, der einst in ihm geschmiedet wurde.

In den meisten dieser Jahre, sowie auch seitdem, brachte ich während des Sommers einige Zeit in Mecklenburg zu. Daß in selbigem guten Lande, wo nach der Meinung Mancher nur die Pferdezucht und der Kartoffelbau gedeihen sollen, auch die Romantik blüht, zeigt folgender Fall, der sich in meiner Nähe begab. Ein junger Fähnrich, Sohn eines Gutsbesitzers, hatte eine hohe Dame bei verschiedenen Gelegenheiten in auffallender Weise mit den schmachtenden Augen eines Verliebten angesehen und sich dadurch die Ungnade des Hofes zugezogen, so daß er den Dienst verlassen mußte. Der junge Mann trat hierauf in das niederländische Heer, machte auf Java eine ausgezeichnete Carrière und vermählte sich mit der Tochter eines der Fürsten, die im Innern jener Insel unter dem Titel von Sultanen noch eine Art von Unabhängigkeit behaupten. Nachdem die Gattin ihm drei Töchter geboren hatte, dann aber gestorben war, nahm er, inzwischen zum General avancirt, Urlaub, um seine Verwandten in Mecklenburg zu besuchen. Auf einem Ausflug, den er von dem väterlichen Gute aus nach dem nahen Hamburg machte, gewann er durch seine Liebenswürdigkeit das Herz der schönen und interessanten

Gemahlin eines bei dem dortigen Senat akkreditirten Diplomaten. Dieselbe, als Schriftstellerin der damals hochgefeierten George Sand nacheifernd, hielt es für ein Zeichen von Genialität, wenn sie dem Beispiele von deren Heroinen, den Indianas, Lelias und Valerien, folgte, und verließ den Gemahl, indem sie dem General ihre Hand reichte. Das neue Ehepaar begab sich nun nach Java, und die junge Frau machte es sich zur besonderen Aufgabe, diese Insel zu studiren, indem sie dachte, sowohl die wilden Naturscenen derselben, wie das Leben der Eingeborenen in einem Roman darzustellen, der durch seine Neuheit Furore machen müsse. Aber sie strengte sich bei ihren Streifzügen durch unwirtbare, von gefährlichen Sumpffiebern heimgesuchte Gegenden zu sehr an und wurde von einer schweren Krankheit hinweggerafft, bevor sie noch die Vorstudien zu ihrem Roman vollendet hatte. Der trostlose, zum zweiten Mal Witwer gewordene Gemahl verließ nun den Militärdienst und zog sich auf sein väterliches Gut in Mecklenburg zurück. Mit ihm erschienen zum großen Erstaunen der Gutsnachbarn drei junge Malayinnen, Sprößlinge jener Sultanstochter, die den General in erster Ehe beglückt hatte. Diese Mädchen konnten anfänglich nur malayisch sprechen, lernten jedoch bald deutsch und fanden durch ihre erotische Schönheit so vielen Beifall, daß sich zahlreiche Bewerber bei ihnen einfanden und alle drei „ausgezeichnete Partien machten".

Ein Vergnügen, das mir durch meine Münchener Gemäldegalerie zu teil geworden, bestand noch darin, daß ich Gelegenheit hatte, auf ungezwungene Art manche interessante Bekanntschaften zu machen. Mit Monarchen und Fürsten begegneten sich dort Demokraten vom reinsten Wasser, und nachdem ich eben mit einem jener hohen Herren gesprochen, konnte ich vielleicht eine Unterredung mit Gottfried Kinkel, dem einst zum Tode verurteilten Revolutionär, den ich mehrmals dort fand, oder Georg Herwegh, dem nun mit Unrecht fast

Urteile galten in Frankreich, ja in der ganzen Welt für unumstößlich. Es wird erzählt, Voltaire habe sich einmal, nach der Aufführung eines neuen Trauerspiels von ihm, in diesen Areopag verkleidet eingeschlichen, um dessen für ihn hochwichtige Meinung über sein Werk zu erfahren. Wie viele schlechte und mittelmäßige Tragödien sind hier als Meisterwerke ausposaunt und von der halben Welt gläubig als solche hingenommen worden! Jetzt sind die weitaus meisten derselben der Mißachtung verfallen oder völlig verschollen, und das Café selbst, in das ich der Kuriosität wegen bisweilen auf meinen Spaziergängen trat, in seiner heutigen Herabgekommenheit ist doch noch in minderem Verfall, als all der falsche Ruhm, der einst in ihm geschmiedet wurde.

In den meisten dieser Jahre, sowie auch seitdem, brachte ich während des Sommers einige Zeit in Mecklenburg zu. Daß in selbigem guten Lande, wo nach der Meinung Mancher nur die Pferdezucht und der Kartoffelbau gedeihen sollen, auch die Romantik blüht, zeigt folgender Fall, der sich in meiner Nähe begab. Ein junger Fähnrich, Sohn eines Gutsbesitzers, hatte eine hohe Dame bei verschiedenen Gelegenheiten in auffallender Weise mit den schmachtenden Augen eines Verliebten angesehen und sich dadurch die Ungnade des Hofes zugezogen, so daß er den Dienst verlassen mußte. Der junge Mann trat hierauf in das niederländische Heer, machte auf Java eine ausgezeichnete Carrière und vermählte sich mit der Tochter eines der Fürsten, die im Innern jener Insel unter dem Titel von Sultanen noch eine Art von Unabhängigkeit behaupten. Nachdem die Gattin ihm drei Töchter geboren hatte, dann aber gestorben war, nahm er, inzwischen zum General avancirt, Urlaub, um seine Verwandten in Mecklenburg zu besuchen. Auf einem Ausflug, den er von dem väterlichen Gute aus nach dem nahen Hamburg machte, gewann er durch seine Liebenswürdigkeit das Herz der schönen und interessanten

Gemahlin eines bei dem dortigen Senat akkreditirten Diplomaten. Dieselbe, als Schriftstellerin der damals hochgefeierten George Sand nacheifernd, hielt es für ein Zeichen von Genialität, wenn sie dem Beispiele von deren Heroinen, den Indianas, Lelias und Valerien, folgte, und verließ den Gemahl, indem sie dem General ihre Hand reichte. Das neue Ehepaar begab sich nun nach Java, und die junge Frau machte es sich zur besonderen Aufgabe, diese Insel zu studiren, indem sie dachte, sowohl die wilden Naturscenen derselben, wie das Leben der Eingeborenen in einem Roman darzustellen, der durch seine Neuheit Furore machen müsse. Aber sie strengte sich bei ihren Streifzügen durch unwirtbare, von gefährlichen Sumpffiebern heimgesuchte Gegenden zu sehr an und wurde von einer schweren Krankheit hinweggerafft, bevor sie noch die Vorstudien zu ihrem Roman vollendet hatte. Der trostlose, zum zweiten Mal Witwer gewordene Gemahl verließ nun den Militärdienst und zog sich auf sein väterliches Gut in Mecklenburg zurück. Mit ihm erschienen zum großen Erstaunen der Gutsnachbarn drei junge Malayinnen, Sprößlinge jener Sultanstochter, die den General in erster Ehe beglückt hatte. Diese Mädchen konnten anfänglich nur malayisch sprechen, lernten jedoch bald deutsch und fanden durch ihre exotische Schönheit so vielen Beifall, daß sich zahlreiche Bewerber bei ihnen einfanden und alle drei „ausgezeichnete Partien machten".

Ein Vergnügen, das mir durch meine Münchener Gemäldegalerie zu teil geworden, bestand noch darin, daß ich Gelegenheit hatte, auf ungezwungene Art manche interessante Bekanntschaften zu machen. Mit Monarchen und Fürsten begegneten sich dort Demokraten vom reinsten Wasser, und nachdem ich eben mit einem jener hohen Herren gesprochen, konnte ich vielleicht eine Unterredung mit Gottfried Kinkel, dem einst zum Tode verurteilten Revolutionär, den ich mehrmals dort fand, oder Georg Herwegh, dem nun mit Unrecht fast

verſchollenen Freiheitsdichter und Agitator anknüpfen. Streng konſervative Staatsmänner ſah ich ebenſo vor Genelli's und Feuerbach's Bildern in Betrachtung verſunken, wie Oppoſitionsmitglieder der Kammer, welche am Sturz beſagter Miniſter arbeiteten. Philoſophen, die noch in Hegel'ſcher Phraſeologie ſchwelgten und die Identität des Widerſpruchs lehrten, ſetzten mir den „Begriff" dieſes oder jenes Gemäldes auseinander, während vielleicht bald darauf ein Schopenhauerianer im Umherwandern durch die Galerie ſich mir gegenüber in heftige Invektiven wider den „Charlatan" Hegel und die „faden, widerlich ſüßlichen Aeſthetiker" ergoß. Daß ich das Vergnügen hatte, faſt alle hervorragenden deutſchen Künſtler, von dem Altmeiſter Cornelius bis zu den Koryphäen der neueſten Schule, in meinen Räumen zu begrüßen, verſteht ſich von ſelbſt. Vor allem fand eine wahre Pilgerfahrt der Verehrer Genelli's zu deſſen Bildern ſtatt, und ich habe oft gewünſcht, daß der Meiſter hätte Zeuge ſein können von der innigen Bewunderung, die ſie ihm zollten.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Neue Reise nach Spanien und Portugal. — Napoleon III. in Biarritz. — Hof Isabella's II. in San Ildefonso. — Lissabon. — Cintra. — Wiedersehen von Andalusien. — Französische Lustschlösser.

Im Jahre 1865 lud mich der Großherzog von Mecklenburg ein, ihn bei beginnendem Herbste auf einer Reise nach Spanien und Portugal zu begleiten. Gern entsprach ich diesem Rufe des edlen Fürsten, der mir seit seiner Jugend so viel Zuneigung und Vertrauen bewiesen hat. Zuerst verweilte ich einige Zeit mit demselben zu Bagnères de Bigorre in den Pyrenäen — ein höchst anmutiger Aufenthalt, dessen Glanzpunkt die von uns häufig unternommenen Fahrten in das Campanerthal bildeten. Durch Jean Paul's wundervolle Schilderung hatte diese Oertlichkeit seit früh in zauberischem Licht vor meinem Geiste gestanden, so daß ich beim Betreten derselben die Besorgnis hegte, die Wirklichkeit werde dem Bilde, das ich in mir trug, nicht ganz entsprechen. Allein dem war nicht so; ich fand, daß Jean Paul, der nie dort gewesen, mit dem Auge des Dichters in einer Art von Hellseherei das herrliche Thal leibhaftig geschaut und den davon empfangenen Eindruck so lebendig, wie treu wiedergegeben hatte. Freilich ist seine Schilderung nicht die trockene eines Topographen; aber gerade dergleichen Beschreibungen, welche Stück für Stück die Bestandteile einer Landschaft aufzählen, sind für mich ganz wertlos. Sie geben nicht einmal von den äußeren Umrissen

einer Gegend ein Gesammtbild, noch viel weniger aber vermögen sie uns den höheren, seelischen Reiz zu vergegenwärtigen, mit welchem die Natur uns in schönen Gegenden umfängt. Letzteres aber haben nur Wenige so meisterhaft verstanden, wie unser Jean Paul. Auf einem Hügel oberhalb des Adour las ich angesichts der von den Riesen der Pyrenäen überragten Halden und grünenden Matten sein unvergleichliches Buch, und erst durch dasselbe wurde mir der Sinn für Schönheiten der Umgebung erschlossen, die mein profanes Auge bis dahin nicht entdeckt hatte. — Von Bagnères ging die Fahrt nach Pau, wo vor dem alten Schlosse der Herrscher von Béarn sich ein prächtiges Panorama der Pyrenäen ausbreitet, hinter dem mir selbst die Aussicht auf die Alpen von der Terrasse zu Bern zurück zu bleiben scheint. Biarritz fand ich im Lauf der fast dreißig Jahre, seit ich zuerst dort gewesen, wunderbar verwandelt. Damals ein einfaches Fischerdorf, hatte es sich in einen eleganten Badeort umgestaltet, und überall auf den Höhen und Klippen, die auf das schäumende Meer hinausschauten, prangten glänzende Gasthöfe und Landhäuser. Seitdem Napoleon III. und seine Gemahlin Eugenie den Ort zu ihrem Sommersitz gewählt hatten, war derselbe zum Sammelpunkt der eleganten Pariser Welt geworden, und ebenso strömten vornehme Spanier zahlreich dorthin, um einen huldvollen Blick ihrer kaiserlichen Landsmännin zu erhaschen. Der Großherzog wurde nach vorhergehender Meldung vom Kaiser zu einem Diner in die Villa Eugenie geladen und seine Begleiter mit ihm. Bei der Tafel ward mir der Platz neben dem noch im Knabenalter stehenden Prinzen Lulu angewiesen. Mit dem etwa Zehnjährigen konnte natürlich keine eigentliche Konversation geführt werden; doch richtete er von Zeit zu Zeit huldvolle Worte an mich, welche zeigten, wie zeitig er auf ein für einen Imperator geziemendes würdevolles und doch zugleich verbindliches Wesen dressirt worden war. Ich habe den damals

allgemein für den Thronerben Frankreichs angesehenen Prinzen später, als er so vielen französischen Königssöhnen in die Verbannung nachgefolgt war, in Florenz und etwa ein Jahr vor seinem unglücklichen Tode in Stockholm wiedergesehen. Um zu dem Diner zurückzukehren, so wandte sich die Kaiserin Eugenie, welche neben dem Großherzog saß, über Tafel mehrmals an mich, da sie gehört hatte, daß ich viel in Spanien gewesen wäre und auch ihre Mutter, die Gräfin Montijo, kenne. Sie sprach mit Entzücken von Granada, wo sie einen Teil ihrer Jugend verlebt, und schien sich zu freuen, als ich sagte, ich hielte Granada mit seiner Umgebung für den schönsten Punkt in Europa. Die Kaiserin, obschon nicht mehr in der ersten Blüte der Jahre stehend, zeigte doch noch Spuren von Reizen. Da ich letztere aber in überschwenglicher Weise hatte preisen hören, war ich dennoch gelinde enttäuscht. Wo wirklich hohe Schönheit vorhanden gewesen, da zeigt sich diese auch noch, wenn die Jugend vorüber, und ich meine, unter den Spanierinnen manche Frauen von schon vorgerücktem Alter gesehen zu haben, die schöner waren, als die gefeierte Eugenie. Für Kaiserinnen und Königinnen ist es eben leichter, in den Ruf außerordentlicher Schönheit zu kommen, als für andere Erdentöchter. Napoleon III. selbst, der nur durch seinen Sohn von mir getrennt saß, war auffallend schweigsam und in sich versunken. Man hätte glauben können, er brüte über einen neuen Staatsstreich. Nach Tische, als man sich in den Garten der Villa begab, schien er aufzutauen. Zuerst sah ich ihn, lange, lebhafte Gespräche führend, mit dem Großherzog umherwandern; später trat er plötzlich an mich, der ich mit den Herren seiner Umgebung redete, heran und gab das Zeichen, daß ich ihn auf einem Gange begleiten sollte. Ich war nicht so gewöhnt, mit Kaisern zu reden, daß ich mich einer gewissen Befangenheit hätte erwehren können, als ich mich so an der Seite des Mannes sah, der damals nahezu als der allmächtige Herrscher

von Europa betrachtet wurde. Meine Verlegenheit wich jed
schnell, als er mit wirklicher Bonhommie das Wort nahm u
zuerst, was freilich nur Höflichkeitsphrasen waren, mich
überreden suchte, den Großherzog zu einem längeren Verwei
in Biarritz zu veranlassen, da es in dieser Jahreszeit kein
schöneren Aufenthalt gebe. Er fuhr dann fort: ihm selb
gefalle diese ländliche Zurückgezogenheit überaus, er sei hie
weniger von Staatsangelegenheiten erdrückt und beschäftig
sich in solcher Muße eifrig mit Lektüre, besonders von historischen
Werken. So lese er nun die Geschichte Attila's von Thierry;
diese interessire ihn sehr; aber es habe sich ihm während des
Lesens der beängstigende Gedanke aufgedrängt, daß auch unsere
ganze europäische Kultur durch einen neuen Einfall von Bar-
baren zu Grunde gehen könne. Ob ich das für möglich hielte?
Ich erwiderte, jene Verheerungszüge der Hunnen und Gothen
hätten sicher nicht stattfinden können, wenn das römische Reich
in der späteren Kaiserzeit nicht heillos desorganisirt gewesen
wäre. Gegenwärtig aber würden solche wilden Völkerstämme
nichts gegen die militärische Macht vermögen, von welcher
die europäischen Staaten umgeben seien. Napoleon erwiderte:
„Da haben Sie freilich recht; zunächst haben wir keine Kata-
strophe zu befürchten; aber wird es möglich sein, auf die Dauer
so bis an die Zähne bewaffnet dazustehen? werden die Völker
die ihnen zu diesem Zwecke aufzubürdenden Lasten tragen
können? Ach, es ist traurig, zu denken, daß die Zivilisation
so durch Zerstörungswerkzeuge geschützt werden muß, daß wir
Millionen, die weit besser verwendet werden könnten, für
Mordinstrumente ausgeben müssen! — Und doch ist dies nötig,
nicht nur zur Abwehr der neuen Hunnen, sondern auch wegen
des Zwiespaltes, der Eifersucht und der nationalen Antipathien,
die zwischen den verschiedenen Staaten und Völkern walten.
Wenn ein Herrscher entwaffnen wollte, so würde sicher
bald einer der anderen über ihn herfallen. Ich verabscheue

den Krieg von ganzem Herzen und muß mir leider doch sagen, daß wir noch sehr fern von einer Periode des ewigen Friedens sind." Als er dies gesprochen, trat ein Adjutant mit einer Meldung zu ihm heran, und so wurde das Gespräch abgebrochen. Ich war höchlich erstaunt über die Worte des Kaisers und konnte kaum glauben, daß sie aus dem Munde desselben Mannes gekommen, den Victor Hugo, in seinem „Napoléon le petit", als den nichtswürdigsten Tyrannen dem Hasse der Welt preisgegeben. Der Eindruck, den der Beherrscher von Frankreich in seiner Erscheinung wie in seinen Reden auf mich machte, war durchaus kein ungünstiger und keineswegs der eines finstern, tückischen Despoten. Das Bild des Letzteren hatte ich früher in dem König Ferdinand von Neapel gesehen; aber Napoleon stellte sich mir, soviel sich nach dem Gesichtsausdruck und den Worten urteilen läßt, als ein ganz Anderer dar. In der leidenschaftlichen Aufregung, welche fünf Jahre später durch den französisch-deutschen Krieg hervorgerufen wurde, trat dieser erste Eindruck völlig zurück, und ich hatte nur Haß und Abscheu für den Urheber des Krieges. Nachdem indes jene Erregung gewichen, hat sich bei mir nach einer ruhigeren Betrachtung die Ueberzeugung festgestellt, daß Napoleon III., ungleich seinem Oheim, kein eigentlich böser Charakter gewesen ist, sondern sich nur durch die Umstände zu seinen schlimmen Handlungen hat fortreißen lassen. Er litt von vornherein unter dem Fluche, ein Abenteurer zu sein, und hieraus unter Mitwirkung der Verhältnisse, deren nahezu willenloses Werkzeug er wurde, entsprangen die weiteren Konsequenzen seines Handelns. Nachdem er, wie sein Sohn und seine Gattin, die eine Hauptursache zu dem Kriege gegeben, von einem schweren Gerichte getroffen worden, ist in mir jener Haß gewichen, um so mehr, als der Untergang, ebenso wie die ganze Episode des zweiten Kaiserreichs in der Geschichte nicht als

von Europa betrachtet wurde. Meine Verlegenheit wich jedoch schnell, als er mit wirklicher Bonhommie das Wort nahm und zuerst, was freilich nur Höflichkeitsphrasen waren, mich zu überreden suchte, den Großherzog zu einem längeren Verweilen in Biarritz zu veranlassen, da es in dieser Jahreszeit keinen schöneren Aufenthalt gebe. Er fuhr dann fort: ihm selbst gefalle diese ländliche Zurückgezogenheit überaus, er sei hier weniger von Staatsangelegenheiten erdrückt und beschäftige sich in solcher Muße eifrig mit Lektüre, besonders von historischen Werken. So lese er nun die Geschichte Attila's von Thierry; diese interessire ihn sehr; aber es habe sich ihm während des Lesens der beängstigende Gedanke aufgedrängt, daß auch unsere ganze europäische Kultur durch einen neuen Einfall von Barbaren zu Grunde gehen könne. Ob ich das für möglich hielte? Ich erwiderte, jene Verheerungszüge der Hunnen und Gothen hätten sicher nicht stattfinden können, wenn das römische Reich in der späteren Kaiserzeit nicht heillos desorganisirt gewesen wäre. Gegenwärtig aber würden solche wilden Völkerstämme nichts gegen die militärische Macht vermögen, von welcher die europäischen Staaten umgeben seien. Napoleon erwiderte: „Da haben Sie freilich recht; zunächst haben wir keine Katastrophe zu befürchten; aber wird es möglich sein, auf die Dauer so bis an die Zähne bewaffnet dazustehen? werden die Völker die ihnen zu diesem Zwecke aufzubürdenden Lasten tragen können? Ach, es ist traurig, zu denken, daß die Zivilisation so durch Zerstörungswerkzeuge geschützt werden muß, daß wir Millionen, die weit besser verwendet werden könnten, für Mordinstrumente ausgeben müssen! — Und doch ist dies nötig, nicht nur zur Abwehr der neuen Hunnen, sondern auch wegen des Zwiespaltes, der Eifersucht und der nationalen Antipathien, die zwischen den verschiedenen Staaten und Völkern walten. Wenn *ein* Herrscher entwaffnen wollte, so würde sicher bald einer der anderen über ihn herfallen. Ich verabscheue

den Krieg von ganzem Herzen und muß mir leider doch sagen, daß wir noch sehr fern von einer Periode des ewigen Friedens sind." Als er dies gesprochen, trat ein Adjutant mit einer Meldung zu ihm heran, und so wurde das Gespräch abgebrochen. Ich war höchlich erstaunt über die Worte des Kaisers und konnte kaum glauben, daß sie aus dem Munde desselben Mannes gekommen, den Victor Hugo, in seinem „Napoléon le petit", als den nichtswürdigsten Tyrannen dem Hasse der Welt preisgegeben. Der Eindruck, den der Beherrscher von Frankreich in seiner Erscheinung wie in seinen Reden auf mich machte, war durchaus kein ungünstiger und keineswegs der eines finstern, tückischen Despoten. Das Bild des Letzteren hatte ich früher in dem König Ferdinand von Neapel gesehen; aber Napoleon stellte sich mir, soviel sich nach dem Gesichtsausdruck und den Worten urteilen läßt, als ein ganz Anderer dar. In der leidenschaftlichen Aufregung, welche fünf Jahre später durch den französisch-deutschen Krieg hervorgerufen wurde, trat dieser erste Eindruck völlig zurück, und ich hatte nur Haß und Abscheu für den Urheber des Krieges. Nachdem indes jene Erregung gewichen, hat sich bei mir nach einer ruhigeren Betrachtung die Ueberzeugung festgestellt, daß Napoleon III., ungleich seinem Oheim, kein eigentlich böser Charakter gewesen ist, sondern sich nur durch die Umstände zu seinen schlimmen Handlungen hat fortreißen lassen. Er litt von vornherein unter dem Fluche, ein Abenteurer zu sein, und hieraus unter Mitwirkung der Verhältnisse, deren nahezu willenloses Werkzeug er wurde, entsprangen die weiteren Konsequenzen seines Handelns. Nachdem er, wie sein Sohn und seine Gattin, die eine Hauptursache zu dem Kriege gegeben, von einem schweren Gerichte getroffen worden, ist in mir jener Haß gewichen, um so mehr, als der Untergang, ebenso wie die ganze Episode des zweiten Kaiserreichs in der Geschichte nicht als

ein großartiges Heldengedicht, sondern als eine Art von Satyrdrama fortleben wird.

Von der französischen Grenze aus entführte uns die Eisenbahn rasch in die rauhe Hochebene von Altcastilien, wo schon in den ersten Tagen des September sich der Herbst sehr bemerklich machte. Diese Gegend hat, wie ich das schon früher in vorgerückterer Jahreszeit empfunden, ein ganz nordisches Klima, und ich habe einmal in Burgos die Winterkälte stärker gefühlt, als in Berlin oder München. Wenn auch das Thermometer nicht so tief unter den Gefrierpunkt fällt, so macht doch der Mangel an jedem Wärmungsapparat in den Wohnungen den Aufenthalt daselbst während einiger Monate des Jahres fast unerträglich. In dieser, die Nerven stählenden Luft gedieh das Heroentum, durch das im Laufe der Jahrhunderte die christlichen Waffen ein muhammedanisches Reich nach dem andern den Arabern abrangen und endlich die ganze Halbinsel wieder dem Kreuze unterwarfen. In Burgos, das sich mit seinem gothischen Dom sehr stattlich ausnimmt, wie in der nahen Karthause von Miraflores, spricht Alles von diesen frühen Tagen der castilischen Monarchie, ebenso wie in Cordova, Sevilla und Granada — trotz der vielen Baudenkmale, die das Christentum dort gegründet hat, — noch der Geist des Islam zu wandeln scheint. Wenn durch die Gärten Andalusiens der Hauch der orientalischen Poesie weht, so schreiten durch die Städte Altcastiliens die geharnischten Gestalten der spanischen Ritterromanzen dahin. In beiden Fällen war die Wirklichkeit gewiß sehr verschieden von dem Bilde, welches unsere Phantasie sich von jenen Zeiten entwirft. Von der Farbenpracht, mit welcher dieselbe die Kultur der Araber ausstattet, wird im Licht der strengen historischen Wahrheit mancher Schimmer erbleichen. Noch mehr ist klar geworden, daß ein romantisches Rittertum, wie es die Cidromanzen schildern, niemals existirt hat. Der Held dieser Dichtungen

hat ein seltsames Schicksal gehabt. Nachdem die wandernden Sänger ihn als das Urbild eines tapfern, gottvertrauenden, ganz seiner heiligen Sache hingegebenen Ritters gefeiert, nachdem er auf den Bühnen Spaniens und hernach auch auf denen Frankreichs in gleichem Lichte dargestellt, und dies Gemälde noch durch die weichen, seine Liebe zu Ximene schildernden Pinselstriche verschönert worden war, ging der Skepticismus des vorigen Jahrhunderts so weit, zu behaupten, ein Don Rodrigo de Bivar habe niemals gelebt. Ein gelehrter Spanier, Masdeu, hat einen dicken Quartband in diesem Sinne geschrieben. Die Stellen der Chroniken, in welchen vom Cid die Rede war, wurden für spätere Einschiebsel erklärt, und der große Nationalheld der Spanier löste sich in ein Phantasiegeschöpf auf, ebenso wie Wilhelm Tell längst der Ehre entkleidet worden ist, leibhaftig auf der Erde gewandelt zu haben. Allein in Bezug auf den Cid fand vor etwa dreißig Jahren ein Umschlag statt. Aus arabischen Geschichtschreibern und durch Abdruck der Beweisstellen that Dozy unumstößlich dar, daß ein Don Rodrigo mit dem arabischen Beinamen „der Cid" oder „der Herr" wirklich vorhanden gewesen sei. Für die Bewunderer des spanischen Volkshelden war diese Entdeckung allerdings ein schwererer Schlag, als der frühere Beweis von dessen Nichtexistenz. Denn aus den arabischen Quellen geht hervor, daß der Cid ebensoviel, wenn nicht mehr in den Heeren der kleinen muhammedanischen Fürsten gekämpft hat, wie unter den Fahnen des Kreuzes. Wollen wir auch annehmen, daß die Anklage scheußlicher Grausamkeit und verräterischer Tücke, welche die moslimischen Historiker gegen Don Rodrigo, zum Teil von Glaubens- und Rassenhaß diktirt ist, so steht der Cid als historische Figur doch jetzt in einem Lichte da, das mit dem durch Romanze und Drama über ihn ausgegossenen verklärenden Schein in grellen Kontrast tritt. Indessen wenn die Geschichte ihr Recht hat, so hat die Poesie

auszusteigen, um lieber zu Fuß als in einem solchen Aufzuge anzulangen. Allein plötzlich, als wir um eine Ecke gebogen, erschollen, von einem militärischen Musikcorps ausgeführt, die Klänge der marcha real, und ein langer Zug von königlichen Hofbeamten und Granden Spaniens in prächtigen Uniformen bewegte sich den Ankommenden entgegen. Dies Alles kam so rasch, daß sich nichts mehr ändern ließ. Als der Omnibus still hielt, und der mit Ordenssternen bedeckte Oberceremonienmeister sich an den Ausgang desselben hinstellte, um den hohen Gast im Namen der Königin mit feierlicher Anrede zu begrüßen, stieg die Bäuerin mit ihrem Kinde aus und empfing die erste Huldigung. — Königin Isabella und ihr Gemahl suchten ihrem nordischen Gast den Aufenthalt in San Ildefonso so angenehm wie möglich zu machen. Der Palast, obgleich er den Namen La Granja oder die Scheune führt, ist geräumig genug, um alle Regenten von Europa zu beherbergen, und die Prachtgemächer, die den Großherzog aufnahmen, boten wundervolle Blicke auf die umliegenden ausgedehnten Gärten und die hochaufragenden Gipfel der Sierra. Die Wasserkünste dieses Wonnesitzes sind die schönsten, die ich je gesehen, und wie die Fontainen ihre flüchtigen Strahlen hoch in die Lüfte sprühten, die Wasserstürze über die Marmorstufen rauschten, glaubte man, der Aether sei, in Tropfen gelöst, zur Erde herabgeronnen. Täglich wurden von der Königin Lustfahrten veranstaltet, darunter eine nach dem nicht sehr fernen Segovia, wo leider seit meiner früheren Anwesenheit der maurische Alcazar durch die Flammen zerstört worden war.

In La Granja traf ich die Witwe des ehemaligen Ministers Calderon de la Barca als Aya der Kinder Isabellens wieder. Ich verbrachte angenehme Stunden bei der hochgebildeten Frau und sah bei ihr den noch in den Knabenjahren stehenden Alfonso, der, nachdem seine Mutter Isabella vertrieben worden und Spanien einige Jahre hindurch einen italienischen Fürsten-

sohn zum Herrscher gehabt, den Thron bestiegen hat. Am königlichen Hoflager lernte ich auch den vielbesprochenen Marschall Serrano kennen, wie ich denn schon früher mit Narvaez, Prim und anderen berühmten Generalen und Staatsmännern in Berührung gekommen war. Ich kann nicht sagen, daß diese Bekanntschaften mein lebhaftes Interesse erregt hätten; habe ich doch immer die politischen Zustände in Spanien mit einem Gefühl von Unbehagen betrachtet! Man kann sicher den alten Despotismus der Philippe und die zugleich hassenswerte und verächtliche Tyrannei Ferdinand's VII. nicht zurückwünschen; aber auch der Konstitutionalismus hat sich auf spanischem Boden mehrenteils in einer Gestalt gezeigt, die nur wenig Sympathien für ihn erwecken kann. Die Namen Progressisten, Gemäßigte und wie sie noch weiter lauten, sind meist nur Devisen, die der Parteigeist auf die Fahnen schreibt, und unter welchen der persönliche Ehrgeiz sein Spiel treibt. Journalisten und Deputirte wählen das Programm, das sie und ihre Freunde am besten ans Staatsruder zu bringen vermag; das Wohl des Landes ist dabei Nebensache. Als ein noch schlimmeres Uebel erscheint es, daß auch die Generale, die vor Allem dem Souverain zur Aufrechthaltung der Ordnung dienen sollten, Politik machen und, wo ihre Ambition dadurch das Ziel erreichen kann, vor Umsturzplänen nicht zurückschrecken. Wie viele verschiedene Systeme habe ich, seit ich Spanien kenne, dort schon proklamirt gesehen: das liberale, das konservative, das demokratische, das gemäßigte! Aber unter ihnen allen, eben weil es ihren Vertretern kein Ernst damit war, wurde kaum etwas Anderes, als der Ruin des Landes gefördert. Die Spanier selbst erzählen oft Beispiele von Maßregeln, welche die Regierenden unter offenbarer Schädigung des Gemeinwohls, nur in ihrem eigenen Interesse treffen, und setzen dann achselzuckend hinzu, „Son cosas de Espana!" „Das kann nur in Spanien geschehen." Ich glaube

freilich, daß Aehnliches auch in anderen Ländern, zum Beispiel in Griechenland, vorkommt.

Ueber die westgothische Königsstadt Toledo, die in ihrer malerischen Erscheinung unvergleichlich ist, ward nun die Reise nach Portugal fortgesetzt. Da die Eisenbahn dorthin erst im Bau begriffen war, mußte der weite Weg durch Estremadura auf altspanische Weise in Wagen, die mit langen Zügen von Maultieren bespannt waren, zurückgelegt werden. Der Führer auf seinem hohen Sitze dirigirte die Fahrt, indem er die Tiere abwechselnd bei ihren, oft sehr romantisch klingenden Namen rief, die trägen fragte, ob sie denn gar keinen Ehrgeiz hätten, und wenn seine Ermahnung nichts fruchten wollte, mit Steinen nach ihnen warf. Ein junger Bursche, der bald mit der Peitsche in der Hand neben den Maultieren einherlief, bald auf den Wagen emporkletterte, unterstützte die Bemühungen des Mayoral. Noch brannte die Sonne glühend heiß über dem braunen, von der Sommerglut gedörrten Boden Estremaduras, der sich wellenförmig unabsehbar hindehnte. Schafheerden mit ihren Hirten und hier und da verstreute elende Dörfer waren die einzige Abwechselung, die sich den Blicken bot. In Talavera de la Reyna wurde ein längerer Halt gemacht, weil der Großherzog das Feld der im Napoleonischen Kriege dort geschlagenen Schlacht sehen wollte. Während er mit seinen Adjutanten den Ritt dorthin machte und die Lokalität im Detail betrachtete, blieb ich in der kleinen Stadt zurück. Welch seltsames Gefühl der Abgeschiedenheit von der ganzen übrigen Welt befiel mich hier, wohin nur sehr selten ein Fremder kommt! Das Gasthaus war von der primitivsten Art, und die ganze Stadt hatte sich sicher nur wenig seit der Zeit verändert, da der Eroberer von Peru, Pizarro, als Schäferknabe die Heerde auf den Weiden seines heimatlichen Estremadura gehütet. Als der Großherzog Abends zurückkehrte waren in dem Wirtshause große Anstrengungen gemacht worden,

um ihm ein würdiges Nachtmahl vorzusetzen. Allein dieselben hatten kaum etwas anderes Genießbares hervorgebracht, als das Nationalgericht, welches jetzt gewöhnlich Puchero genannt wird, ehemals auch Olla hieß. Man kann immer noch von Glück sagen, wenn man ein solches, sehr schmackhaftes Ragout erhält; und das Ueble an vielen anderen Orten ist, daß die Gastwirte die Fremden durchaus nur mit französischer Küche, auf die sie sich gar nicht verstehen, bedienen zu dürfen glauben. In Merida sahen wir die Ruinen der altrömischen Stadt, die, obgleich nicht so berühmt, ausgedehnter und weit besser erhalten sind, als die von Sagunt und Numantia. Sodann ging es nach der malerisch auf einer Höhe gelegenen Grenzfestung Badajoz. Es war mir interessant, hierher zu kommen, wei Badajoz einst die Hauptstadt eines arabischen Königreichs unter der Dynastie der Aftasiden gewesen war. Ich dachte, daselbst Reste maurischer Architektur zu finden; allein alles, was ich zu erkunden vermochte, waren gestaltlose Steinhaufen, die kaum noch ein charakteristisches Zeichen der maurischen Baukunst trugen.

In Lissabon konnte der Besuch bei der portugiesischen Königsfamilie nur ein kurzer sein, da der König, mit einer Tochter Viktor Emanuel's vermählt, im Begriffe stand, sich nach Italien einzuschiffen. Nach vielen vorhergegangenen Stürmen erfreut sich Portugal jetzt einer lang entbehrten Ruhe — und scheint im Aufblühen begriffen zu sein. Der junge König selbst, ebenso wie sein noch lebender Vater, ein Prinz von Coburg, bemühen sich, wie dies allgemein anerkannt wird, eifrig für das Wohl des Landes, und es ist hoch zu rühmen, daß sich Beide in ihren Mußestunden noch literarischen Beschäftigungen hingeben. Sie haben die portugiesische Literatur mit Uebersetzungen deutscher und englischer Dichter bereichert. — Der Aufenthalt des Großherzogs in Lissabon währte nicht lange, aber genügte vollkommen für diese Stadt. Ich kenne keine

andere, die einen so melancholischen Eindruck auf mich machte. Ihre Lage ist prächtig; stattliche Gebäude mit üppigen Gärten und weiten Plätzen dazwischen breiten sich in fast endloser Reihe über die hügeligen Tajoufer hin; allein sie stehen über dem Grabe des alten Lissabon, das ein Erdbeben, wie die Welt kein furchtbareres gesehen, in die Tiefe hinabgeschlungen. Ihre Orangen- und Granatbäume blühen aus dem Verwesungsstaube einer ganzen Generation von Menschen, die drunten modert. Und wie die Hauptstadt des großen Emanuel, so ist — und schon lange vor jenem Erdbeben — auch sein altes Portugal versunken. Fast wie ein Traum will es uns jetzt bedünken, daß dies Land einst durch die gewaltigen Entdeckungsfahrten, die von seinen Küsten ausgingen, allen anderen vorangeleuchtet hat. Ich gebe mich jedoch dem Glauben hin, daß eine Epoche neuen Glanzes für Portugal in der Zukunft anbrechen werde. Durch seine in den atlantischen Ozean vorgeschobene Lage ist es berufen, in Handel und Schiffahrt, besonders in derjenigen nach Amerika, mit England zu wetteifern. Ja es scheint in dieser Beziehung durch den Umstand vor dem letztern noch bevorzugt zu sein, daß seine Küsten nicht von den Gefahren der Klippen und Stürme umdroht sind, welche an denen der britischen Insel alljährlich so viele tausende von Fahrzeugen scheitern lassen. — In der Nähe von Belem zeigt man einen uralten Orangenbaum, von welchem behauptet wird, er sei als der erste überhaupt nach Europa gekommen und von den Portugiesen aus Indien dorthin verpflanzt. Der Umstand, daß die süßen Orangen in Italien „Portogalli" genannt werden, scheint dieser Angabe zur Stütze zu dienen; doch weiß ich dieselbe nicht recht damit in Uebereinstimmung zu setzen, daß schon in den Schriften der spanischen Araber häufig nicht bloß, wie behauptet worden ist, von Limonen, sondern auch von Orangen (arabisch: Narendsch) die Rede ist. — Das herrliche Cintra mit seinem Feenschlosse

Penha begrüßte ich auf dieser Reise von neuem, und es regte sich in mir der Wunsch, den ich im vergangenen Jahre ausgeführt, dort nochmals einen Frühling zuzubringen. Wir machen meines Bedünkens noch viel zu wenig Gebrauch von den Reiseerleichterungen, welche uns das jetzt sich über ganz Europa hinziehende Eisenbahnnetz darbietet. Wie sind unsere Söhne, wie erst unsere Enkel zu beneiden, denen sich das weite Asien zu Ausflügen darbieten wird, die sie mit größerer Leichtigkeit ins Werk setzen können, als Goethe oder Stolberg ihre Reisen nach Italien!

Aus der Mündung des Tajo trug uns ein Dampfer nach Cadix. Leider ward uns hier die Kunde, die Cholera sei in sehr verheerender Weise in verschiedenen spanischen Städten, besonders in Sevilla, ausgebrochen, und auch in Cadix hätten sich Erkrankungsfälle gezeigt. Es trat daher die dringende Pflicht für die Begleiter des Großherzogs ein, demselben vorzuhalten, wie er sein für das Wohl des Landes unersetzliches Leben nicht in Gefahr bringen dürfe, und demgemäß ward in Sevilla nur ein etwa zwölf Stunden langer Halt gemacht. Wie in einem Rausch gingen die Wunder dieser Stadt an uns vorüber: die Straßen mit den Thürgittern ihrer Häuser, durch welche der Blick in ihre maurischen, mit Springbrunnen und Orangenbäumchen geschmückten Höfe streift, der aus grünenden Gartenanlagen aufragende goldene Turm am Guadalquivir, an welchem einst die Schätze der neuen Welt ausgeladen wurden, und die herrliche Kathedrale, die größte Kirche germanischen Stils, die je erbaut worden. Gegen Abend wurde die Giralda bestiegen, um von oben die Stadt zu überschauen. Der Anblick war jetzt nicht mit dem zu vergleichen, den sie im Frühling darbietet, wenn sie in einem Meer von üppigem Grün schwimmt. Die Felder umher erschienen öde, und die Bäume und Streicher der Gärten waren von einer Schicht grauen Staubes überdeckt. Allein

die von den Strahlen der untergehenden Sonne beſ
Zinnen der Kathedrale, das Häuſergewimmel der S
den vielen aus ihr aufragenden Türmen machten wi
eine überraſchende Wirkung. Es traf ſich glücklich,
nahezu Vollmond hatten, darum wurde der Beſuch de
auf meinen Vorſchlag bis zu ſpäterer Abendſtunde ve
weil ſich ſeine Säle ſowohl als Gärten bei Vollm
am vorteilhafteſten zeigen. Dieſer Alcazar, in ſeine
Geſtalt ein Bau Peter's des Grauſamen, aber in
Teilen noch aus früherer arabiſcher Zeit herrührend,
jenige Gebäude Spaniens, in welchem ſich die Roman
Geſchichte und Poeſie am meiſten verkörpert hat. Die A
iſt als Architekturwerk und durch ihre Lage zwar unve
viel ſchöner; die Sagen und Dichtungen jedoch, n
umſpielen, gehören einzig der Maurenzeit an. Der
Sevillas dagegen erinnert zugleich an die arabiſchen K
die in ſeinen Hallen und Höfen, an den plätſchernden
brunnen ſeiner Gärten, im Kreiſe ihrer Dichter, e
ſinnliches und doch auch von geiſtigen Genüſſen verſ
Leben führten, ſowie an die Tage Don Pedro's, d
die dichtende Tradition faſt zu einem Nationalhel
Spanier geworden iſt und durch ſeine Liebe zu Maria
den Zwiſt mit ſeinem Bruder Heinrich von Traſtamc
zu zahlloſen Volksgeſängen und Dramen gegeben hat
Schrecken und Blut gehört einmal zur Romantik,
empfängt der Alcazar durch die in ihm begangene
thaten und die in ſeinen Hallen wandelnden Sch
Erſchlagenen noch einen neuen Reiz, wenn auch unl
Art. Von ſpaniſchen Geſchichtſchreibern und Dramc
übrigens Don Pedro nicht ſowohl als ein grauſame
wie als ein ſtrenger Rechtspfleger dargeſtellt word
wirklich ſcheint er, wenn er ſich auch durch Handlun
zu rechtfertigender Gewaltthätigkeit befleckte, Land

Bürger gegen den Uebermut des Adels geschützt zu haben. — Die Räume des Palastes sind geschickt in altem Stile restaurirt worden; allein bei Tage wirkt solche Stuccatur von gestern doch etwas störend. In der Nacht dagegen, wie die Schatten von Wand zu Wand, von Säule zu Säule glitten, wie ein magischer Dämmerschein die Hallen erfüllte und der Blick durch die Bogenfenster auf die in fast tropischem Pflanzenwuchs prangenden Gärten hinausschweifte, über die der Silberstrahl des Mondes hinzitterte, glaubten wir uns in die arabische Märchenwelt versetzt. Aber der Gedanke an den hier verübten Mord des Meisters von St. Jago, an die Leiden, die hier Pedro's unglückliche Gemahlin Blanca von Bourbon zu dulden hatte, ließ uns zugleich in dem bangen Gefühl, daß wir uns auf einer Schreckensstätte befänden, erschauern. — Da die Abreise erst in später Nachtstunde erfolgen sollte, besuchten wir noch die Alameda, die, sonst in den Sommernächten reich belebt, jetzt wegen der herrschenden Krankheit nahezu verlassen stand. Es war übrigens eine wundervolle Nacht, und die Luft schien uns so rein, daß sich kaum glauben ließ, sie trage den Ansteckungsstoff der Seuche in sich, die doch, wie wir hörten, arge Verheerungen in der Stadt anrichtete. Als wir uns eben zur Abfahrt anschickten, verriet der Großherzog plötzlich, daß er sich äußerst unwohl fühlte, und alle Anzeichen ließen fürchten, er sei von der Epidemie ergriffen worden. Der sogleich gerufene Arzt verordnete energische Mittel gegen die noch im Keime befindliche Krankheit, und diese hatten auch den Erfolg, daß die Reise, wenngleich anfänglich verschoben, am nächsten Tage fortgesetzt werden konnte. Immerhin war durch Vorsicht, wie durch ärztlichen Rat von nun an große Schonung des schnell Wiederhergestellten geboten, und die Anstrengung des Reitens und Umhergehens, die er sich sonst zugemutet hatte, mußte unterbleiben. In Cordova wurden viele Stunden in der Omajjadenmoschee verbracht, um dieses

die von den Strahlen der untergehenden Sonne beſchienenen Zinnen der Kathedrale, das Häuſergewimmel der Stadt mit den vielen aus ihr aufragenden Türmen machten wie immer eine überraſchende Wirkung. Es traf ſich glücklich, daß wir nahezu Vollmond hatten, darum wurde der Beſuch des Alcazar auf meinen Vorſchlag bis zu ſpäterer Abendſtunde verſchoben, weil ſich ſeine Säle ſowohl als Gärten bei Vollmondglanz am vorteilhafteſten zeigen. Dieſer Alcazar, in ſeiner jetzigen Geſtalt ein Bau Peter's des Grauſamen, aber in einzelnen Teilen noch aus früherer arabiſcher Zeit herrührend, iſt dasjenige Gebäude Spaniens, in welchem ſich die Romantik ſeiner Geſchichte und Poeſie am meiſten verkörpert hat. Die Alhambra iſt als Architekturwerk und durch ihre Lage zwar unvergleichlich viel ſchöner; die Sagen und Dichtungen jedoch, welche ſie umſpielen, gehören einzig der Maurenzeit an. Der Alcazar Sevillas dagegen erinnert zugleich an die arabiſchen Herrſcher, die in ſeinen Hallen und Höfen, an den plätſchernden Springbrunnen ſeiner Gärten, im Kreiſe ihrer Dichter, ein üppig ſinnliches und doch auch von geiſtigen Genüſſen verſchönertes Leben führten, ſowie an die Tage Don Pedro's, der durch die dichtende Tradition faſt zu einem Nationalhelden der Spanier geworden iſt und durch ſeine Liebe zu Maria Padilla, den Zwiſt mit ſeinem Bruder Heinrich von Traſtamare Stoff zu zahlloſen Volksgeſängen und Dramen gegeben hat. Etwas Schrecken und Blut gehört einmal zur Romantik, und ſo empfängt der Alcazar durch die in ihm begangenen Mordthaten und die in ſeinen Hallen wandelnden Schatten der Erſchlagenen noch einen neuen Reiz, wenn auch unheimlicher Art. Von ſpaniſchen Geſchichtſchreibern und Dramatikern iſt übrigens Don Pedro nicht ſowohl als ein grauſamer Deſpot, wie als ein ſtrenger Rechtspfleger dargeſtellt worden, und wirklich ſcheint er, wenn er ſich auch durch Handlungen nicht zu rechtfertigender Gewaltthätigkeit befleckte, Landvolk und

Bürger gegen den Uebermut des Adels geschützt zu haben. — Die Räume des Palastes sind geschickt in altem Stile restaurirt worden; allein bei Tage wirkt solche Stuccatur von gestern doch etwas störend. In der Nacht dagegen, wie die Schatten von Wand zu Wand, von Säule zu Säule glitten, wie ein magischer Dämmerschein die Hallen erfüllte und der Blick durch die Bogenfenster auf die in fast tropischem Pflanzenwuchs prangenden Gärten hinausschweifte, über die der Silberstrahl des Mondes hinzitterte, glaubten wir uns in die arabische Märchenwelt versetzt. Aber der Gedanke an den hier verübten Mord des Meisters von St. Jago, an die Leiden, die hier Pedro's unglückliche Gemahlin Blanca von Bourbon zu dulden hatte, ließ uns zugleich in dem bangen Gefühl, daß wir uns auf einer Schreckensstätte befänden, erschauern. — Da die Abreise erst in später Nachtstunde erfolgen sollte, besuchten wir noch die Alameda, die, sonst in den Sommernächten reich belebt, jetzt wegen der herrschenden Krankheit nahezu verlassen stand. Es war übrigens eine wundervolle Nacht, und die Luft schien uns so rein, daß sich kaum glauben ließ, sie trage den Ansteckungsstoff der Seuche in sich, die doch, wie wir hörten, arge Verheerungen in der Stadt anrichtete. Als wir uns eben zur Abfahrt anschickten, verriet der Großherzog plötzlich, daß er sich äußerst unwohl fühlte, und alle Anzeichen ließen fürchten, er sei von der Epidemie ergriffen worden. Der sogleich gerufene Arzt verordnete energische Mittel gegen die noch im Keime befindliche Krankheit, und diese hatten auch den Erfolg, daß die Reise, wenngleich anfänglich verschoben, am nächsten Tage fortgesetzt werden konnte. Immerhin war durch Vorsicht, wie durch ärztlichen Rat von nun an große Schonung des schnell Wiederhergestellten geboten, und die Anstrengung des Reitens und Umhergehens, die er sich sonst zugemutet hatte, mußte unterbleiben. In Cordova wurden viele Stunden in der Omajjadenmoschee verbracht, um dieses

wunderbare Bauwerk in allen seinen Teilen zu betrachten. Ich mußte, indem wir bald unter einem der Orangenbäume des weiten Vorhofs, bald auf den Stufen nächst dem Mihrab oder Allerheiligsten des muhammedanischen Gotteshauses saßen, den Abschnitt meines schon mehrfach erwähnten Buches vorlesen, welcher die Entstehungsgeschichte des Gebäudes und die Schilderung seines früheren Zustandes nach arabischen Schriftstellern enthält. So wurde ich durch wiederholte Betrachtung auf Einiges aufmerksam, was mir früher entgangen war, was ich aber in der zweiten Auflage nachgetragen habe. Wir fuhren noch nach dem Kloster San Francisco, wo einst ein Lustschloß Abdurrahman's, des ersten Omajjadenherrschers, gestanden, und wo er die erste Palme gepflanzt haben soll, die auf spanischem Boden gedieh. Die um dieses Kloster liegenden Gärten sind, wenn auch ganz verwildert, doch von einer Ueppigkeit, daß sich in uns die Vermutung regte, sie seien Reste eines Gartens, den hier Abdurrahman angelegt. Das Gedicht, welches derselbe an die erwähnte Palme richtete und in dem er, sehnsuchtsvoll seiner orientalischen Heimat gedenkend, sein Schicksal mit dem des Baumes vergleicht, der wie er ein Verbannter in dem westlichen Lande sei, liefert sicher eine schöne Probe der arabischen Poesie; dasselbe fand, als ich es vorlas, beim Großherzog so lebhaften Beifall, daß er die vier Strophen, nachdem er sie mehrmals wiederholt, im Gedächtnis behielt und sie mir viele Jahre später recitirte. — Es war der Plan gewesen, von hier aus zu Pferde nach Granada zu gehen; die Absicht mußte indes unter den obwaltenden Umständen aufgegeben werden. Wir begaben uns zunächst mit der Eisenbahn nach Malaga, weil von da eine Fahrstraße nach der Stadt des letzten Maurenkönigs führt. Allein kaum hatten wir Cordova verlassen, so zeigte sich, daß die allzu drastischen, von dem sevillanischen Arzte verordneten Mittel einen entzündlichen Zustand bei dem Großherzog hervorgerufen hatten.

In Malaga mußte er sich sogleich aufs Krankenlager betten und durfte von demselben, obgleich die ersten bedenklichen Symptome durch die Sorgfalt eines vorzüglichen deutschen Arztes bald gehoben wurden, sich tagelang nicht erheben. Malaga soll das mildeste Klima besitzen, dessen sich irgend eine europäische Stadt rühmen kann; daher wird es im Winter vielfach von Leidenden besucht. Auch gedeihen dort südamerikanische und indische Früchte, die sonst nirgends in unserem Weltteile reifen. Die vielen hochragenden Schlösser und Türme, welche diese Stadt zur Zeit der Araber besaß und die von den Letzteren als ihr Wahrzeichen angeführt werden, sind verschwunden, und die modernen Gebäude, die an ihre Stelle getreten, haben wenig Bemerkenswertes. Genußreich war dagegen der Besuch der hochgelegenen Ruinen der maurischen Veste Gibralfaro und einiger in der Umgegend befindlichen Villen und Gärten, zu denen deutsche Konsuln und Kaufleute den Großherzog, als er soweit wieder hergestellt war, einluden. Wenn Abends die sinkende Sonne Stadt, Hafen und Meer und rings die gelben Felsen mit ihrer tiefen Glut übergoß, war der Anblick ein entzückender. — Der Aufenthalt in Granada, wohin wir dann endlich nach langem, ungeduldigem Harren gelangten, bildete natürlich den Glanzpunkt dieser spanischen Reise. Dort wehten die frischen Lüfte der nahen Sierra Nevada, und in ihnen genas der Großherzog bald vollständig, so daß alle interessanten Plätze der Stadt und Umgegend wiederholt besucht werden konnten. Wir brachten halbe Tage in der Alhambra zu, während ihre Fontainen, die sonst nur bei Festen in Bewegung gesetzt werden, auf besondere Veranstaltung in allen Höfen und Sälen sprudelten und das alte Maurenschloß in seiner Herrlichkeit von neuem erstehen ließen. Ich entzifferte die Inschriften an den Wänden der Säle und an den Becken des Löwenbrunnens; und die arabischen Verse, in welchen die Schönheiten des

Gebäudes mit aller orientalischen Ueberschwenglichkeit gefeiert werden, versetzten uns in eine Art von Ekstase, wie sie die Architekten sicher hervorzurufen beabsichtigten, indem sie diesen Herrschersitz zu einem Abbild der Paradieseswonnen zu machen suchten. Die plätschernden Springbrunnen und die Gewässer, die sich von ihnen durch die Marmorrinnen der Höfe weiter ergießen, sind die im Koran verheißenen Bäche, an deren Rande die Seligen ruhen sollten; nur den Fürsten, den Statthaltern des Propheten, war es vorbehalten, schon auf Erden solche Seligkeiten zu genießen.

Wenn wir uns an diesen Herrlichkeiten einigermaßen ersättigt hatten — denn auch das Schönste kann nicht ununterbrochen genossen werden — las ich außer den von mir nachgebildeten Gesängen der arabischen Dichter auch die anziehendsten Kapitel aus der Geschichte der Bürgerkriege von Granada mit den eingefügten Romanzen vor. Die in diesem alten Buche erzählten Begebenheiten gehören mehr der Sage und Poesie, als der wirklichen Historie an. Der Verrat der Zegris, die gegen die Sultanin geschleuderte Anklage des Treubruchs und der Mord der Abencerragen sind Ereignisse, von denen sehr zweifelhaft ist, ob sie je in der berichteten Weise stattgefunden haben; aber sie sind mit der ganzen Oertlichkeit von Granada, mit bestimmten Räumen der Alhambra verwachsen und leben in Aller Munde. Daher hätte ich es für kein Verdienst gehalten, sie durch eine scharfe Kritik als bloße Volkstraditionen oder gar als Erfindungen des Romanschriftstellers darzustellen. Bei den roten Flecken in den Brunnenbecken des einen Saales wäre es mir als Lästerung erschienen, wenn ich angeführt hätte, Chemiker behaupteten, nur Eisenoxyd gebe dem Marmor jene Farbe, welche die Volksmeinung für Reste des Bluts der Abencerragen hält. Auch die weitere Geschichte des Untergangs von Granada und der Kämpfe des christlichen Heeres in der Vega suchte ich in

dem romantiſchen Glanze heraufzubeſchwören, der ſie umſtrahlt: den Tod des Albayaldos an der durch die vielen Zweikämpfe zwiſchen Mauren und Chriſten berühmten Fichtenquelle und die fabelhafte Heldenthat des Hernan Perez de Pulgar, der bis mitten in die feindliche Hauptſtadt vordrang und ein Banner mit dem Ave Maria über dem Hauptthor der großen Moſchee aufpflanzte. Wir blickten oft vom Turm der Vela hinab und glaubten, unten Thal und Hügel ſich mit Schlachtgewühl, blinkenden Schwertern und Ataghanen, Fahnen des Propheten und Kreuzespanieren erfüllen zu ſehen. Die Hauptlokalitäten, die in dieſer Geſchichte eine Rolle ſpielen, wurden beſucht; ſo Santa Fe, wo das Lager von Ferdinand und Iſabella ſtand, und der Hügel, welcher noch unter dem Namen „der letzte Seufzer des Mauren“ bekannt iſt, weil von dort König Boabdil auf dem Wege in ſein afrikaniſches Exil den letzten Abſchiedsblick auf ſein verlorenes Granada warf. Der Reiz des Aufenthaltes dieſer unvergleichlichen Stadt ward für uns noch dadurch erhöht, daß zu Ende des September ſtarke Regengüſſe eingetreten waren, wodurch die ſonnverbrannten Fluren und Bergabhänge ſich wieder mit friſchem Grün geſchmückt hatten, und daß nun ein tiefblauer Herbſthimmel über der Landſchaft hing. Wir konnten uns an den Blicken aus den Gärten des Generalife, von der Höhe des nun zertrümmerten Palaſtes der Alijaren, an den Spaziergängen auf der herrlichen Alameda längs des Genil nicht erſättigen, und als die Scheideſtunde ſchlug, verließen Alle mit ſchmerzlichem Gefühl dieſe zauberhafte Oertlichkeit. Vielleicht wäre mir der Abſchied von ihr nicht ſo ſchwer geworden wie den Anderen, wenn ich hätte ahnen können, daß ich dieſelbe ſpäter noch zweimal wiederſehen ſollte. Die Rückreiſe erfolgte nun in großer Eile, und das war wohlgethan; denn nach Granada konnte doch kein anderer Punkt mehr bedeutende Eindrücke machen.

Nachdem die franzöſiſche Grenze überſchritten war, wurde

ein Tag lang in Bordeaux Ruhe gehalten. Die Hauptmerkwürdigkeit hier waren die großen, von Wein strotzenden Keller, zu deren Besichtigung einige der angesehensten Kaufleute der Stadt einluden. Es war eine schwere Aufgabe, allen Anforderungen zu genügen, die bei der Wanderung durch diese weiten Gewölbe an uns gestellt wurden. Denn schon das flüchtige Kosten von den verschiedenen Sorten Chateau d'Yquem, Haut-Barsac, Chateau la Rose, und wie die köstlichen Rebensäfte weiter heißen mögen, drohte die Sinne zu benebeln. — Wirklich interessant waren die Ausflüge, die wir noch nach verschiedenen französischen Lustschlössern unternahmen, wie nach dem von Chenanzot, wo Maria Stuart während ihrer Vermählung mit Franz II. längere Zeit geweilt und wo sich noch ein altes Klavier befindet, auf dem die unglückliche Königin gespielt haben soll; ferner nach Chambord, einem mächtigen, höchst malerischen Gebäude, das dem großherzoglichen Schlosse in Schwerin zum Vorbild gedient hat. In Amboise sahen wir das erst neuerdings entdeckte Grab des Leonardo da Vinci, der dort gestorben; im Schlosse zu Blois das Gemach, worin der Herzog von Guise unter den Schwertstreichen seiner Mörder fiel. So pittoresk diese alten Wohnsitze der französischen Könige auch sind, der Blutgeruch, der sie erfüllt, die Erinnerung an die Schrecken der Religionskriege und an alle dort verübten Greuel macht es doch unmöglich, sie anders als mit einem Gefühl des Entsetzens zu durchwandeln; aber wie wenig alte Schlösser gibt es, deren Anblick nicht ähnliche Empfindungen erregt?

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Deutsch-französischer Krieg. — Besuch der wiedergewonnenen Reichslande.

Nicht lange, nachdem ich von dieser genußreichen Reise zurückgekehrt war, brach der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich aus. Ich konnte den Erfolg der preußischen Waffen in demselben nicht mit ungeteilter Freude begrüßen; denn ich sah in deren Siegen zunächst nur eine Vergrößerung Preußens, für die ich nicht viele Sympathien hatte. Wie ganz anders gestaltete sich das, als im Jahre 1870 die französische Kriegserklärung erfolgte und nun ein mächtiges deutsches Gefühl durch alle Lande ging, das selbst die verstocktesten Partikularisten zum Schweigen brachte, und als sich bald herausstellte, daß Preußen, die Größe des Momentes erkennend, das eine Ziel, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, ins Auge faßte. Schon da noch die Lüfte in leisen Wallungen dem ausbrechenden Sturme voranbebten, fühlte ich, daß das größte Jahr der neueren Geschichte gekommen sei, und alle die lange halb begraben gewesenen Hoffnungen meiner Jugend, ich würde noch die Herstellung deutscher Einheit erleben, erwachten von neuem in mir. Glücklich schätze ich mich, zu den Ersten gehört zu haben, welche die Gewißheit erhielten, daß ganz Deutschland in dem großen Kampfe zu Preußen stehen würde. Nachdem Frankreich den Krieg erklärt hatte, herrschte anfänglich Ungewißheit, welche Haltung Bayern einnehmen werde. Da teilte mir eines Nachmittags, noch ehe diese Kunde

weiter verbreitet war, der General von der Tann, dem in inniger Freundschaft verbunden gewesen zu sein ich stolz bin, den hochherzigen Entschluß König Ludwig's II. mit, der soeben den Befehl zur Mobilmachung des bayerischen Heeres unterzeichnet hatte. Hiemit war zweifellos geworden, daß auch die übrigen Staaten an Patriotismus nicht zurückbleiben könnten. Trotzdem folgten noch bange Tage; eine dumpfe Schwüle, wie vor einem Erdbeben, lag über Deutschland; man wußte nicht, welche furchtbaren Katastrophen zunächst bevorständen. Denn die Vorstellung von der erstaunlichen militärischen Macht Frankreichs war so vorherrschend, daß man allgemein, wenn man auch schließlich den Sieg erhoffte, sich im Beginne auf Niederlagen gefaßt machte. Die übertriebenen Berichte von der furchtbaren Zerstörungskraft der Mitrailleusen, von der unwiderstehlichen Wut der afrikanischen Horden, welche Frankreich, das sich doch rühmte, der Vorkämpfer der Zivilisation zu sein, ungescheut in den Krieg führte, trugen viel dazu bei, solchen Befürchtungen Eingang zu verschaffen. Wurde doch bei dem komödienhaften Einzuge Napoleon's in Saarbrücken von vielen Zeitungen sogleich die unvergleichliche Ueberlegenheit der französischen Waffen ausposaunt. Als dann die Nachricht von der Einnahme von Weißenburg und der Schlacht von Wörth folgte, war ein Alp von jeder Brust hinweggenommen. Noch jetzt, wenn mich hie und da ein Gedanke an trübe Ereignisse meines Lebens beschleichen will, vermag ich die Trauer zu verscheuchen und in lautere Freude zu verwandeln, so oft ich an den Jubel denke, der bei der Botschaft jener ersten deutschen Siege meine Seele erfüllte. Von nun an wich die Niedergeschlagenheit; und ich mußte alle meine Besonnenheit aufbieten, daß die fast täglich aufeinander folgenden großen Kunden meinen Geist nicht in einen Taumel versetzten, aus dem ich doch leicht noch wieder geweckt werden konnte. Die ersten Aeußerungen der Berliner Offiziösen, aus denen ich

ſchließen zu dürfen glaubte, der leitende Staatsmann beabſichtige wirklich, die dem Reiche geraubten Provinzen wieder mit Deutſchland zu vereinigen, übertrafen Alles, was ich noch zu hoffen gewagt hatte. Um zu begreifen, welche Empfindungen mich, und ſicher viele Andere, bei dieſer Ausſicht bewegten, muß man wiſſen, daß die Jugend nach den Befreiungskriegen von ihren Lehrern, die am Wartburgfeſte teilgenommen hatten, mit bitterer Empfindung der Enttäuſchungen aller patriotiſchen Hoffnungen genährt worden war. Neben der Ohnmacht und Zerſtückelung des Vaterlandes, welche dem deutſchen Volk als Lohn für ſeine Anſtrengung geboten worden, erſchien es auch als ſchmachvoll und empörend, daß die Sieger nicht Elſaß und Lothringen zurückgefordert hatten. Um nicht ungerecht zu ſein, muß ich hervorheben, daß die preußiſchen Staatsmänner Hardenberg und Wilhelm von Humboldt die Rückgabe dieſer alten Beſtandteile des Deutſchen Reichs ernſtlich gewollt hatten, daß dieſe aber durch Rußland, welches ſich ſeit jener Zeit halb und halb das Recht einer Oberherrſchaft über Deutſchland zugeſchrieben, vereitelt worden war. Schon ſeit meiner Knabenzeit hatte ich den Stachel des Unmuts hierüber in meiner Bruſt gefühlt; aber auch während der Bewegungen des Jahres 1848 waren meine Hoffnungen nie ſo hoch geſtiegen, daß ich ernſtlich an eine Realiſirung deſſen, was auf dem Wiener Kongreß verſäumt worden war, geglaubt hätte. Man denke ſich nun, wie hoch mein Herz klopfte, wie nahezu ein Schwindel der Freude mich erfaßte, als ſich mehr und mehr in mir die Ueberzeugung befeſtigte, Deutſchland werde jetzt zum mindeſten die alte Reichsſtadt Straßburg wieder gewinnen. Gegen Ende des Auguſt kamen dann noch einmal bange Tage; durch die glorreiche Schlacht von Sedan jedoch wurden plötzlich auch die kühnſten Erwartungen übertroffen; ja der dort errungene Sieg erſchien ſo traumhaft, daß es erſt der Zeit bedurfte, bis man an ſeine volle Wahrheit glauben konnte. Von nun an

hielt ich für sicher, Deutschland werde diesmal nicht von neuem um die Früchte seiner Siege betrogen werden. Ich wußte, daß König Wilhelm und sein oberster Berater Männer von lebendigem Gefühl für die deutsche Nationalehre waren, und daß sie dem Auslande keinen Einfluß bei der Entscheidung gestatten würden, die sie allein zu treffen hatten. Im nächsten Winter folgten noch manche Wechselfälle, und damals wie nach der Einnahme von Paris, als es sich in Versailles darum handelte, die Form für die Neugestaltung Deutschlands endgiltig festzustellen, hegten Viele ernste Befürchtungen; ich jedoch gab mich keinen solchen mehr hin. Denn ich wußte, daß auch diejenigen Staaten, welche alten Traditionen zu liebe ungern auch nur einen Teil ihrer Selbständigkeit aufgaben, doch der zwingenden Gewalt der Umstände und jenem mächtigen Hauche von oben her, der in großen Momenten weht, nicht würden widerstehen können. Und als nun das deutsche Kaiserreich in der Gestalt, die ich als die allein mögliche betrachtete, errichtet wurde, erschien mir dies als der Höhepunkt meines Daseins. Hätte ich sonst auch nichts als Unglück und Trübsal erfahren — der Eine Augenblick, wo ich die Einheit Deutschlands verwirklicht sah, würde die Wagschale der Leiden hoch emporgeschnellt haben, und ich hätte mir gesagt, Derjenige, der dies erlebt, könne sich glücklich schätzen, geboren worden zu sein.

Bald nachdem der Friede geschlossen worden, trieb es mich, die wiedergewonnenen Reichslande zu begrüßen. Welche Gefühle, als ich den Boden betrat, auf dem ich früher nur mit der drückenden Empfindung des Unwillens über die Erniedrigung Deutschlands gewandelt. Der trübe Nebel, der so lange über ihm gelagert, schien mir nun verscheucht; und wenn ich mir sonst nur mit Beschämung gestanden, ich sei ein Deutscher, hob sich jetzt meine Brust höher bei dem Bewußtsein, dieser Nation anzugehören. Zuerst besichtigte ich die Schlachtfelder bei Metz, „wo der Deutsche in noch weit höherem

Maße, als ehemals bei Aspern seine Kraft verbürgte", dann die von Weißenburg und Wörth, und machte zuletzt einen Aufenthalt in Straßburg, um gleichsam auch für mich diese Stadt, die meine Gedanken so viel umkreist hatten, in Besitz zu nehmen. So oft ich in den Münster ging, erinnerte ich mich, wie ich einst in früher Jugend in ihm gestanden und aus tiefstem Herzen ein Gebet zum Himmel gerichtet hatte, daß der Bau des Erwin von Steinbach und die Stadt, in welcher er steht, wieder ein Eigentum Deutschlands werde, dem sie so schmachvoll entrissen worden. Und wie ich mir nun sagte, dasjenige, um was ich damals gefleht, sei herrlicher erfüllt worden, als ich je im kühnsten Traume zu hoffen gewagt, zog ein Entzücken in meine Brust ein, um das die Seligen mich hätten beneiden können.

Seitdem stehen die Jahre 1870 und 1871 wie leuchtende Sterne in meiner Erinnerung, und ihr Glanz wird auch den Rest meines Lebens erhellen. Freilich manche der Hoffnungen, die ich an die gewaltigen Siege geknüpft, haben sich bisher nicht verwirklicht. Wenn das deutsche Volk sich im Kriege groß gezeigt hat, so ist es im Frieden bisher weit hinter dem zurückgeblieben, was man von ihm erwarten durfte. Politische Macht, eine achtunggebietende Stellung im Rate der Völker, wie wir sie so lange entbehrt und wie wir sie jetzt endlich errungen haben, sind ein unschätzbares Gut. Aber die höchste Blüte einer Nation entfaltet sich erst auf dem Gebiete des Geistes. Wie jedoch ist die unsere hinter der englischen zurückgeblieben, als sie nach dem Untergange der Armada unter der Regierung der Elisabeth in dem hohen Schwunge, der sie emportrug, und in Wechselwirkung von Dichtern und Publikum auf dem Gebiete des Dramas so Unvergängliches leistete! Wie selbst hinter den Spaniern, die nach der Entdeckung von Amerika und der Ausdehnung der spanischen Monarchie über die halbe Erde zwei Jahrhunderte hindurch Herrliches in Poesie

und Kunſt hervorbrachten! Aber welche Schamröte muß uns erſt ins Geſicht ſteigen, wenn wir denken, wie unendlich der Sieg von Sedan in dieſer Hinſicht von der Schlacht von Salamis überflügelt worden iſt! Die Hellenen glaubten mit den Thaten des Schwertes erſt das Kleinſte vollbracht zu haben. Durch Tempel, die ſich auf allen Felshöhen erhoben, durch Statuen der Götter, in denen die Unſterblichen ſich in idealer Schönheit verkörperten, in Hymnen der Dichter, im Wettkampf der Tragöden, und durch das unauslöſchliche Gelächter, mit dem die Komiker alles Gemeine verfolgten, gaben ſie erſt ihren Siegen die höhere Weihe. Nur Völker, die Aehnliches von ſich rühmen können, bleiben ehrenvoll in der Geſchichte beſtehen; auch wenn ſie, dem Geſetz alles Irdiſchen gehorchend, untergehen, leben ſie im Gedächtnis der Nachwelt fort und werden noch von den ſpäteſten Geſchlechtern gefeiert. Ja, die großen Werke ihrer Künſtler und Dichter verleihen ihnen eine Unvergänglichkeit, ſo daß ſie, ſelbſt wenn ſie zeitweiſe vom Schauplatz der Geſchichte abgetreten ſind, ſich nach Jahrhunderten wieder aus der Gruft erheben. So hat die Welt ſich nicht damit zufrieden gegeben, daß das Vaterland Dante's und Petrarca's, Rafael's und Michel Angelo's immer im Grabe liege; wir haben es aus langem Tode erſtehen ſehen. So ſind es auch die Werke unſerer großen Dichter, an denen ſich unſer Nationalgefühl entflammt hat, und die ſicher ebenſoviel für die endlich errungene Einheit gewirkt haben, wie die Waffen unſerer Krieger. Aber wenn nun dieſes mit ſo vielem Jubel begrüßte Deutſche Reich geiſtig in Zuſtände zurückſinken ſollte, wie ſie nur den verkommenſten Perioden der Geſchichte eigen geweſen, ſo würde es trotz ſeiner politiſchen Macht bald zum Hohn und Spott des Auslandes werden, wieder in ſich zuſammenbrechen und unbetrauert zu Grabe gehen. Denn Kunſt und Poeſie ſind jenes heilige Centralfeuer, das den Staaten erſt wahre Lebenskraft gibt; wo es fehlt, da erſtarren ſie und fallen

schnell der Vergessenheit anheim. Wie aber steht es in dieser Hinsicht gegenwärtig in unserem Deutschland? Wahrlich so, daß man sich in die Periode der früheren Zerrissenheit als in ein goldenes Zeitalter zurücksehnen muß. Nicht daß es an Männern von Begabung und begeistertem Streben fehlte, auch nicht, daß man die Regierungen anklagen könnte, sie seien daran schuld, wenn Dichtung und Kunst nur mühsam ein kümmerliches Dasein fristen; die Ursache davon liegt im deutschen Publikum, in Denjenigen, deren wichtigste Aufgabe es wäre, seinen Geschmack zu bilden, das Ringen der Künstler und Dichter nach den höchsten Zielen zu befeuern und ihnen einen fruchtbaren Boden zu bereiten. In der Kunst wird das Prinzip der Natürlichkeit, die Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit gepredigt und nur zu allgemein befolgt, während doch jeder Unterrichtete weiß, daß die wahre Kunst zu Ende war, als ein Caravaggio, ein Ribera dieses Prinzip auf ihre Fahne schrieben. Noch trostloser sieht es auf dem Gebiete der Poesie aus, und ich muß hier ein Faktum hervorheben, so unerhört, so empörend, daß es mir unfaßlich ist, wie es als eine Abnormität nicht allgemein erkannt wird. Wenn in Griechenland nach den Perserkriegen eine allgemeine Begeisterung das Volk erfaßte, wenn die Hellenen sich jugendkräftig zur Lösung der höchsten Aufgaben, zur Schöpfung der größten Werke anschickten und nach Erringung ihrer Unabhängigkeit sich dazu besonders berufen und befähigt glaubten, wird bei uns jetzt mit Wohlgefallen behauptet und vielfach wiederholt, das gegenwärtig lebende Geschlecht der Deutschen bestehe aus Epigonen, aus einer Art von geistigen Cretins, die nichts Bedeutendes mehr in der Dichtkunst hervorbringen könnten. Und das geschieht in demselben Augenblicke, wo wir, um uns der nach langen Kämpfen endlich gewonnenen nationalen Einheit nicht ganz unwürdig zu zeigen, alle unsere Kräfte anspannen sollten, um auf diesem Gebiete sämmtliche früheren Perioden der deutschen

Geſchichte zu überflügeln! Ob in den letzten Dezennien etwas Ausgezeichnetes in der Poeſie geleiſtet worden iſt, darüber ſteht der Gegenwart kein Urteil zu. Wenn jedoch Solches der Fall, ſo haben dieſe Leiſtungen, über deren Wert erſt die Zukunft entſcheiden wird, eben wegen jener abgeſchmackten Behauptungen nur unter ſchwerem Ringen mit der Ungunſt der Verhältniſſe ins Leben treten können, während viele Talente durch die Teilnahmloſigkeit des Publikums ſchon im Keim erſtickt worden ſind. Wie ſolche Theorien überhaupt jemals haben aufgeſtellt und von Anderen, als völlig Unwiſſenden adoptirt werden können, erſcheint unerklärlich. Man macht dem deutſchen Volke das ſchlechteſte Kompliment und ſetzt es auf die unterſte Stufe, wenn man behauptet, mit etwa zwei großen Dichtern, die es hervorgebracht, habe ſich ſeine Kraft erſchöpft und mit ihnen ſei die Glanzperiode ſeiner Poeſie abgeſchloſſen. Ob letzteres bei einer Nation der Fall, kann unzweifelhaft erſt immer eine weit ſpätere Zeit überſehen. Nachdem die großen Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts in Spanien geſtorben waren, durfte mit demſelben Rechte, wie das heute in Deutſchland geſchieht, dort behauptet werden, es ſei mit der Poeſie zu Ende. Da aber erhob ſich Calderon mit ſeinen Zeitgenoſſen auf den Schultern ſeiner Vorgänger, um das Drama zu noch höherer Vollendung zu führen. Auch in Italien war die Glanzepoche keineswegs mit Dante, Petrarca und Boccaccio abgeſchloſſen; höchſtens trat nach dem Letzteren eine kleine Pauſe ein. Allein bald darauf ermannte ſich mit Bojardo die Produktionskraft aufs neue. In England konnte man nach Shakeſpeare, Spenſer, Fletcher und ſo weiter auch behaupten, nun werde dort nichts mehr von Belang gedichtet werden. Schon war jedoch Milton geboren, der auf einem andern Gebiete gleich Großes leiſtete, wie Jene auf dem ihrigen. Indeſſen, wäre auch von den deutſchen Dichtern neuerer Zeit nichts wahrhaft Wertvolles geſchaffen worden, ſo würde es doch ein

Schimpf, wie ihn sich noch kein Volk hat gefallen lassen, sein, daß Schwächlinge, im Gefühle ihrer eigenen Impotenz, der ganzen Nation die Behauptung ins Gesicht schleudern, in ihren Lenden sei die Zeugungskraft versiegt. Diese von Mund zu Mund gehende Aufstellung übt denn die Wirkung, daß die Lesewelt höchstens noch mit mitleidigem Lächeln und in der, im voraus feststehenden Meinung, das Produkt sei wertlos, ein neueres Dichtwerk in die Hand nimmt, daß sie hingegen alles, was aus der früheren Periode herrührt, worunter sich doch auch vieles Geringfügige befindet, auf Hörensagen in überschwänglicher Bewunderung verehrt. Zugleich geschieht Solches in offenem Hohn und in Mißachtung gegen unsere mit scheinheiliger Miene gepriesenen großen Dichter. Denn Goethe und Schiller maßten sich nie ein Privilegium an, die Poesie für sich gepachtet zu haben, förderten vielmehr jedes tüchtige Streben und machten die weitere Fortbildung der Literatur zu einer ihrer wichtigsten Herzensangelegenheiten.

Doch wie niederschlagend auch solche Wahrnehmungen sind, ich hoffe, es werde eine Stagnation des geistigen Lebens in Deutschland, wie sie sich in manchen Zeichen anzukündigen scheint, nicht eintreten. Daß der gute Genius, der unser Volk durch die traurigsten Zeiten hindurch geleitet und endlich aus fast verzweifelten Zuständen emporgerissen hat, auch jetzt noch bei ihm weilt, geht aus der so höchst erfreulichen, sich immer enger gestaltenden Verbindung zwischen dem Deutschen Reiche, Oesterreich und Italien hervor, in welcher die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen der drei Länder, wie für den Weltfrieden liegt. Und dieser gute Geist wird auch nicht zulassen, daß die deutsche Nation sogleich nach ihrer glorreichen politischen Erhebung in geistigen Verfall gerate.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Literariſche Produktion.

Wieder um einige Jahre über den Ausbruch des großen Krieges hinaufſteigend, erwähne ich, daß ich mich zuerſt 1866 entſchloß, mit poetiſchen Erzeugniſſen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Von Jugend auf hatte ich, einem innern unbezwinglichen Drange gehorchend, produzirt, und zwar auf lyriſchem ſowohl, als epiſchem und dramatiſchem Gebiete. Vieles und das Meiſte aus der erſten Zeit, ja noch aus ſpäteren Jahren, wurde verbrannt, Einiges dagegen, was mir nicht ganz wertlos ſchien, aufbewahrt und teilweiſe umgearbeitet. Dazwiſchen entſtanden dann fort und fort neue Dichtungen, bei denen ich zunächſt nur einem Antrieb meiner Seele folgte, und die ich mehrenteils ſogar meinen intimſten Freunden nicht zeigte. Nachdem ich mit meinen Nachbildungen großer Geiſteswerke fremder Völker und mit meinen literarhiſtoriſchen Arbeiten aufgetreten war, wurde mir der Entſchluß immer ſchwerer, eigene dichteriſche Leiſtungen erſcheinen zu laſſen. Einmal mußte ich mich für überzeugt halten, die heutige Generation beſitze überhaupt wenig Empfänglichkeit für Poeſie. Wäre eine ſolche auch nur annäherungsweiſe in dem Maße, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden geweſen — dachte ich mir — ſo hätte Firduſi, der bis dahin in Deutſchland ganz unbekannt geblieben, nachdem ich ihn für Jeden verſtändlich und genießbar gemacht, einen allgemeinen

Enthusiasmus hervorrufen müssen. Statt dessen hatte sich meine Nachbildung nur in sehr engen Kreisen verbreitet. Weiter sagte ich mir, wenn auch meine poetischen Versuche Beifall fänden, so könne mich das unmöglich sehr freuen, da ja gerade die wertlosesten Produkte mehrenteils bei unserem Publikum die beliebtesten seien. So stellte sich bei mir nach und nach die Absicht fest, Originaldichtungen bei meinen Lebzeiten nicht herauszugeben, sondern erst durch eine posthume Publikation derselben an die Nachwelt zu appelliren. Nur auf äußerliche Veranlassung war ich diesem Grundsatze untreu geworden, indem ich in einigen Musenalmanachen von O. F. Gruppe und sodann in dem Münchener Dichterbuch von Geibel verschiedene Lyrica drucken ließ. Als hiedurch meine Scheu vor der Oeffentlichkeit einigermaßen gemindert war, wurde ich mir auch der Abnormität meines früheren Verfahrens bewußt und erinnerte mich, wie wohl kein Dichter oder Künstler freiwillig seine Werke vor der Mitwelt verborgen gehalten habe, wie auch diejenigen unter ihnen, denen Ruhmbegierde, wie Gewinnsucht ganz fern gelegen, doch das Verlangen gehegt, den Eindruck kennen zu lernen, den ihre Schöpfungen auf Andere ausübten. So erwachte in mir mächtig der bisher gewaltsam zurückgedrängte Wunsch, Zeuge sein zu dürfen, daß die Gebilde meiner Phantasie, die Ergüsse meines Gefühls in den Seelen meiner Zeitgenossen Anklang fänden. Ich ließ daher meinen früheren Entschluß fallen und gab im Herbste 1866 eine Sammlung meiner Gedichte heraus, welcher sich dann bis heute eine Reihe poetischer Produkte angeschlossen hat, die zum Teil weit früher entstanden sind. Ich habe nie bereut, diesen Schritt gethan zu haben; denn wenn auch die Verbreitung meiner Werke zunächst nur eine beschränkte blieb, so wurden mir doch häufig sehr erfreuliche Kundgebungen, wonach dieselben von Personen, auf deren Beifall ich besonderes Gewicht legen mußte, mit lebhafter Teilnahme aufgenommen worden waren.

Ich ſelbſt habe bei der Beurteilung fremder Werke immer mein Augenmerk vor Allem darauf gerichtet, ob ſie weſenliche Vorzüge hatten. Dieſe Vorzüge entſchieden für mich ihren Wert. Da es im ganzen Gebiet der Literatur nichts Fehlerloſes gibt, wußte ich vorher, daß ſie auch Mängel hätten; aber dieſe kamen für mich erſt in zweiter Linie in Betracht. Schönheiten, wie die Mittelmäßigkeit ſie nicht hervorzubringen vermag, weiſen in meinen Augen einer Dichtung einen hervorragenden Rang an. Sind die Gebrechen derſelben bedeutend, ſo thun ſie dem Werte des Ganzen wohl Eintrag, heben ihn jedoch nicht auf. Offenbar iſt nun dies auch das Prinzip, welches die Schätzung poetiſcher Werke früherer Zeit, die nach und nach Claſſicität gewonnen haben, beſtimmt. Denn es gehört viele Ignoranz dazu, um zu glauben, daß die größten Meiſterſchöpfungen ihren hohen Rang deshalb einnehmen, weil ſie von Fehlern frei ſeien; allen hat man bei ihrem Erſcheinen vielfache Mängel vorgeworfen, und bis auf die neueſte Zeit iſt die Kritik nicht müde geworden, ſolche hervorzuheben. Hat doch der geiſtvolle, aber von der Manie des Krittelns beſeſſene Otto Ludwig an Schiller's Wallenſtein ſo zahlreiche Fehler der ärgſten Art nachgewieſen, daß, wenn ſie den Ausſchlag geben ſollten, dieſes Meiſterwerk eine elende Stümperarbeit ſein müßte. Manche und vielleicht die meiſten dieſer Gebrechen exiſtiren nur in den Gehirnen Derer, welche ſich ein Geſchäft daraus machen, dergleichen aufzuſpüren. Einzelne indeſſen ſind wirklich und unbeſtreitbar vorhanden. Man kann, ohne paradox zu ſein, ſogar behaupten, daß die großen Dichter mehr Fehler in Einzelheiten begangen haben als manche der geringen. Eben weil ſie aus dem Ganzen und Vollen ſchöpften, kam es ihnen auf das Geringfügige nicht an. Aber Diejenigen, die vieles Aufheben von dieſen Fehlern machen, kann man wohl fragen, ob der Genuß, den wir in den Werken Shakeſpeare's, Schiller's

und so weiter finden, beträchtlich erhöht werden würde, wenn die Urheber die gerügten Einzelheiten noch verbessern könnten. Offenbar würde Solches nicht der Fall sein. König Lear gewänne nichts dadurch, daß die Eingangsscene, die vielfach absurd genannt worden ist, gestrichen würde; Egmont nichts dadurch, daß der Held zur Beseitigung des Vorwurfs, er handle gar nicht, etwa einen revolutionären Volkshaufen anführte. Wenn man alle die unzähligen Mängel, welche Rümelin und Andere an Shakespeare, Otto Ludwig, Tieck und so weiter an Schiller aufgedeckt haben, ausmerzte, wir würden deren Werke darum nicht höher schätzen als jetzt. Die Wirkung und Bedeutung der letzteren beruht auf ihren Schönheiten, die Gebrechen muß man mit in den Kauf nehmen. Ganz anders, ja völlig umgekehrt, verhält es sich mit mittelmäßigen und schlechten Produkten, in denen keine poetische Ader fließt, die matt, platt und nüchtern sind, nie unser Herz höher klopfen machen, nie eine Thräne aus unserem Auge, nie ein herzliches Lachen auf unsere Lippen locken. Ihre Verfasser mögen großen Fleiß auf sie verwendet, sorgsam alle Fehler im einzelnen vermieden haben — das Letztere kommt bei ihnen gar nicht in Betracht; ihr Mangel an Vorzügen kann durch keine Fehlerlosigkeit im einzelnen aufgewogen werden. Während ich nun diesen Grundsatz bei der Beurteilung fremder Werke immer beobachtet habe, während ich noch heute nach meiner besten Ueberzeugung die gewiß mit zahllosen Schattenseiten behafteten Dramen eines Grabbe unendlich höher stellen muß, als manche, mit Beobachtung sämmtlicher von unseren Aesthetikern aufgestellten Satzungen verfertigte Theaterstücke, so fand und finde ich bei den heutigen Kritikern, wie auch im Publikum, das entgegengesetzte Verfahren vorherrschend. Nicht darnach, ob ein neu erscheinendes Werk von dichterischem Geiste durchdrungen sei, ob es sich hierdurch über die Alltäglichkeit erhebe, fragt man in der Regel bei uns, sondern ist vor Allem auf

die Entdeckung von Fehlern bedacht, die sich dann natürlich, weil sie meistens nur vermeintlich sind, überall finden. Wenn nun ein Autor, ohne die Trüglichkeit und Unzuverlässigkeit alles menschlichen Urteils, das Irrige und stetem Wechsel Unterworfene so vieler ästhetischen Lehren zu kennen, ängstlich und voll Mißtrauen in sich selbst auf die Meinung achtet, die über seine Produkte laut werden, und sie wohl gar für Orakelsprüche hält, so weiß er bald nicht mehr, was er thun soll. Hier gibt es nur einen Rettungsweg, und ich bin froh, daß ich ihn eingeschlagen habe. Ich verschloß mich nicht der Kritik, die von urteilsfähigen Freunden auf meinen Wunsch geübt wurde, prüfte sie, aber ließ mich, wenn ich sie unbegründet fand, durch dieselbe nicht irre machen; dagegen wandte ich, um sicher zu gehen, daß ich nicht völlig gehaltlose Produkte in die Welt schickte, ein Verfahren an, das ich für durchaus empfehlenswert erachte. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Autor, wenn er eben eine Dichtung vollendet, sich noch in einem gewissen Rausche befindet, in welchem er deren Mängel und etwaige Vorzüge nicht frei überblicken kann. Aber wenn die während der Komposition stattfindende Erregung gewichen ist, wenn dann das Werk längere Zeit gelegen hat, so daß es ihm nahezu fremd geworden und wie die Arbeit eines Andern erscheint, alsdann muß er doch unbefangen über dessen Licht- und Schattenseiten urteilen können, vorausgesetzt natürlich, daß er Selbstverleugnung genug besitzt und seinen Geschmack an den besten Mustern gebildet hat. Fand ich daher, nachdem ich eine Arbeit beträchtliche Zeit beiseite gelegt hatte und sie nun wieder vornahm, noch Gefallen daran, erkannte ich noch gute Eigenschaften an ihr, so war ich bemüht, dasjenige, was mir mangelhaft schien, zu verbessern, und gab sie darauf getrost in den Druck. Daß Rezensenten und Publikum auch dann noch Vieles zu tadeln finden würden, wußte ich voraus; allein ich kümmerte mich wenig darum, indem mir

wohl bekannt war, wie es sich meistens mit dergleichen Kritiken verhält. In jeder beliebigen Dichtung fällt uns sicher Manches auf, was wir anders wünschen möchten, was uns unmotivirt scheint, und so weiter. Aber wenn dieselbe Talent und Fleiß verrät, so muß sich uns doch sogleich der Gedanke aufdrängen, daß der Verfasser, der sich jahrelang mit seinem Werke beschäftigt hat, den fraglichen Punkt wohl sorgfältiger überlegt habe, als wir, die wir nur wenige Stunden daran gewendet. Zum mindesten habe ich mir dies in solchen Fällen immer gesagt und bei näherer Ueberlegung dann auch fast jedesmal erkannt, daß meine Bedenken aus der Luft gegriffen gewesen waren. Wie dagegen ist das Verfahren der bei weitem meisten Kritiker in dieser Hinsicht? Nachdem sie ein Buch flüchtig durchblättert, einem Drama zerstreut und mit halbem Ohre zugehört haben, bringen sie alsbald in einer schnell angefertigten sogenannten Rezension die ersten besten ihnen in den Kopf kommenden Einwände, mögen sie auch noch so abgeschmackt sein, zu Markte. Von der Art sind die Kritiken von mindestens neun Zehnteilen unserer Journale, und noch immer hat das Epigramm von Ludwig Robert seine Geltung:

„Was die Begeist'rung glühend heiß
Im günstigsten Moment erdacht,
Was jahrelanger emsiger Fleiß
In Weihestunden dann vollbracht,
Darüber kann ein Journalist,
Der seines Handwerks kundig ist,
So halb im Traum und halb im Wachen
Ein Dutzend Rezensionen machen."

Achtundvierzigstes Kapitel.

Reise nach Spanien, Aegypten, Griechenland und Konstantinopel. — Don Juan Valera. — Graf Prokesch. — Räuberunwesen bei Athen.

Ueber meine allwinterlichen Aufenthalte in Italien und über verschiedene Reisen, wie diejenige von 1868 in Angelegenheiten meiner Gemäldesammlung unternommene nach Spanien, sowie die des nächsten Jahres nach Griechenland, Aegypten, Syrien und Konstantinopel gehe ich kurz hinweg, wie ich denn überhaupt im ganzen Verlaufe des Vorigen bei weitem nicht alle meine Ausflüge erwähnt habe. Es hat mich immer wieder nach den Gegenden hingezogen, von denen ich schon zuvor mächtige Eindrücke empfangen hatte, und je häufiger ich sie sah, desto lebhafter wurde mein Interesse an ihnen. Wohl hatte ich seit lange den Wunsch gehegt und selbst den Plan entworfen, auch die Länder des fernen Ostens, mit deren Geschichte und Poesie ich mich so viel beschäftigt, Persien und Indien, zu besuchen, und selbst eine Reise um die Welt lag nicht außerhalb meiner Absicht. Allein ich gab die Ausführung dieser Projekte stets in der Erwägung auf, daß die lange Zeit, die dazu erforderlich, für die verschiedenen Arbeiten, die noch auszuführen ich mir vorgenommen, verloren sein werde. Wie hoch ich auch die Genüsse anschlage, die uns das Leben bietet, so hat mir doch Wirken und Schaffen von jeher als dasjenige gegolten, wegen dessen wir hauptsächlich auf Erden da sind. Im Laufe der Zeit hatte sich meine

Gesundheit einigermaßen befestigt. Um so lebhafter fühlte und fühle ich den Drang und die Pflicht, diese Gunst der Sterne zu benützen, um noch einige Werke zu vollenden, deren Entwurf ich seit lange in mir getragen, oder deren Ideen neu in mir aufgestiegen. Mit diesem Vorhaben waren wohl kleinere Reisen verträglich; ja bei der Erfrischung von Geist und Körper, welche solche mit sich bringen, wurde dasselbe durch sie gefördert. Jedoch weite, zu ihrer Ausführung Jahre erfordernde Weltfahrten ließen sich nicht damit vereinigen. Es gibt eine alte Klosterlegende, wonach ein Mönch, der lange Zeit an der Chronik seines Ordens geschrieben hatte, aber während der Arbeit gestorben war, keine Ruhe im Grabe gefunden und sich in jeder Nacht aus seinem Sarkophag erhoben, in seiner Zelle die Lampe angezündet und an seinem Manuskript weiter geschrieben hat, bis er die Arbeit zu Ende geführt. Mit einer ähnlichen Zähigkeit hing ich von jeher an meinen Produktionen, und der Gedanke an den Tod hatte immer nur insofern etwas Schreckhaftes für mich, als er mich überraschen konnte, bevor ich alle die Pläne ausgeführt, an die sich meine Seele geklammert. Ich sagte mir, es sei hierbei völlig gleichgiltig, ob die Leistungen, an deren Vollendung mir so viel gelegen, von großer Bedeutung seien. Kein Autor, kein Künstler weiß dies von den seinigen; in dem Streben und Ringen selbst jedoch liegt die Befriedigung. Unter den Werken, deren Ausführung ich mir noch vorgenommen hatte, waren außer einigen poetischen auch verschiedene wissenschaftliche, namentlich eine Geschichte der Normannen in Sicilien, für die ich schon einmal beträchtliche Vorarbeiten gemacht und die in dem Kloster Santa Trinità bei La Cava aufbewahrten Dokumente zu Rate gezogen habe.

Bei meiner Anwesenheit zu Madrid im Frühjahr 1868 wurde ich freudig davon überrascht, eine unlängst erschienene Uebersetzung meines Buches über die Poesie und Kunst der

Araber in Spanien sehr verbreitet zu finden. Ich hege den auf bestimmte Daten gestützten Glauben, daß dasselbe jenseits der Pyrenäen, wo diese Uebertragung drei starke Auflagen erlebte, weit mehr Leser gewonnen hat, als in Deutschland. Der Uebersetzer, Don Juan Valera, hatte eine schwierige Aufgabe, die er mit vielem Glücke gelöst hat. Besonders schwer war die Wiedergabe der darin enthaltenen zahlreichen arabischen Gedichte. Da Valera kein Orientalist ist, und auch wenn er es wäre, sich schwerlich alle die Originaltexte hätte verschaffen können, so mußte er sich einzig an meine Verdeutschung halten. Nun war letztere metrisch und oft der Lesbarkeit wegen beträchtlich frei. Da aber der Spanier wieder in Versen zu übertragen hatte, weil sonst der poetische Eindruck verloren gegangen wäre, und hierdurch abermals bedeutende Freiheit notwendig gemacht wurde, so mußte natürlich der ursprüngliche Charakter der Versstücke sehr stark verwischt werden. Allein abgesehen von diesem unvermeidlichen Uebelstande ist seine Uebertragung sehr zu loben. Auch war es vielleicht der beste Weg, arabischen Gedichten in Spanien dadurch Eingang zu verschaffen, daß das allzu Fremdartige in ihnen übergegangen ward. Denn wie viel man auch von Orientalismus in der spanischen Sprache redet, die Dosis davon, die sich wirklich in ihr findet, ist nur gering. Was man bisher so genannt hat, muß teils als eine ursprüngliche Eigenheit des spanischen Geistes angesehen werden, teils ist es bei den späteren Dichtern Einflüssen des Marino und Gongora zuzuschreiben. In den Anmerkungen, die Valera seiner Uebersetzung beigefügt hat, zeigt sich eine uns beinahe unerklärliche nationale Empfindlichkeit, wonach die Spanier auf ihrem Volke selbst in längst vergangenen Perioden keinen Flecken sehen wollen. Bei uns wird Niemand eine Kränkung der deutschen Nation darin erblicken, daß ein Historiker nachweist, die Deutschen seien zur Zeit des dreißigjährigen Krieges roh

und barbarisch gewesen und an Bildung von anderen Völkern übertroffen worden. Valera aber kann, wenn er auch zugibt, die christlichen Spanier des Mittelalters hätten an Kultur hinter den Muhammedanern zurückgestanden, doch nicht umhin, beizufügen, die anderen gleichzeitigen Nationen Europas seien noch roher gewesen, als die Spanier. Im folgenden Jahre begab ich mich, nachdem ich mehrere Monate in Rom, Neapel und Palermo verlebt hatte, von neuem nach Aegypten, wo ich längere Zeit höchst angenehm in Kairo zubrachte. Ich übergehe hier diesen Aufenthalt, sowie den sich daran schließenden in Damaskus, da mich schon das Jahr 1872 wieder ebendahin führte und mir weiter unten Gelegenheit bieten wird, auf diese Oertlichkeiten zurückzukommen.

Bei meinem Aufenthalt in Konstantinopel im Frühjahr 1870 brachte ich die schönsten Stunden bei dem Grafen Prokesch zu. Ich fand denselben körperlich schon vom Alter gebeugt, so daß ich eine bange Ahnung seines nahen Endes nicht unterdrücken konnte. Doch hatte er noch dieselbe Geistesfrische wie früher. Es war bewunderungswürdig, welch ein lebhaftes Interesse er inmitten der vielen Geschäfte, die ihm sein Botschafterposten auferlegte, noch der deutschen Literatur widmete. Er las Abends im Kreise seiner Familie mit wahrhaft jugendlichem Feuer Gedichte vor, die besonders starken Eindruck auf ihn gemacht hatten. Dieser Fünfundsiebenzigjährige teilte nicht die Ansicht so vieler jungen, aber doch schon greisenhaften Kathedermänner, es sei mit unserer Literatur zu Ende, sondern lieh der Hoffnung, sie werde bald einen neuen Aufschwung nehmen, begeisterten Ausdruck. Nachdem ich jeden Abend in der anregendsten Unterhaltung, die bis tief in die Nacht hinein dauerte, bei Prokesch verweilt, schied ich von ihm mit dem wehmütigen Gefühl, einen Mann zu verlassen, der an mannigfaltiger geistiger Bildung und lebhafter Teilnahme für höhere Bestrebungen fast Alle, die ich gekannt,

überragte. Wenn ich jetzt an ihn und an einige andere Männer zurückdenke, die gleich ihm mehrere Dezennien älter waren als ich, und welche ich doch noch näher zu kennen das Glück gehabt hatte, so ist mir, als hätte ich mich von einem Sympoſion erhoben, wie jetzt keines mehr gehalten wird. Die edelſte Geſelligkeit waltete in dem Kreiſe dieſer Männer; alles Triviale und Alltägliche war aus ihren Geſprächen verbannt, und letztere drehten ſich faſt ausſchließlich um Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie. Wäre meine Ueberzeugung von dem Fortſchritt der Menſchheit, der nur hie und da periodenweiſe ſtockt, um dann einen neuen mächtigen Aufſchwung zu nehmen, nicht ſo ſtark, ſie könnte leicht durch die Erfahrung erſchüttert werden, daß ich unter den Lebenden kaum Einen weiß, der in jener Hinſicht dem Dahingeſchiedenen gleichgeſtellt werden könnte.

In der türkiſchen Hauptſtadt brachte mich der Zufall in die Nähe eines Polen von vornehmer Familie, deſſen liebenswürdige perſönliche Eigenſchaften mich ebenſo feſſelten, wie ſeine Schickſale mir das lebhafteſte Intereſſe einflößten. Wenn ich in meiner Jugend warme Sympathien für den polniſchen Befreiungskrieg gehegt hatte, war dieſes Gefühl für das unglückliche Volk ſpäter in mir beträchtlich abgekühlt worden, beſonders dadurch, daß ich mir geſtehen mußte, bei der ſtets kundgegebenen Hinneigung desſelben zu Frankreich werde ein unabhängiges Polen ſich unſtreitig feindſelig gegen Deutſchland verhalten. Halb aber erwachten meine früheren Empfindungen wieder bei den Erzählungen meines neuen Bekannten von den Leiden, die er erduldet hatte. Daß ſeine Berichte durchaus glaubwürdig waren, darüber blieb mir ſchon anfänglich kein Zweifel; ſie ſind mir aber nachher auch von anderen Seiten Punkt für Punkt beſtätigt worden. Auf eine Anklage hin, deren Falſchheit ſpäter von den Behörden ſelbſt zugegeben werden mußte, ward Graf S... ſeiner Familie entriſſen und bei ſchneidender Winterkälte in einer Kibitke Tag und Nacht hindurch

viele tauſend Werſte weit nach Sibirien transportirt, wo er wie ein gemeiner Verbrecher in den Bergwerken arbeiten mußte. Seine treue Gattin, die ich gleichfalls kennen lernte, erbat ſich die Gnade, in einem den Bergwerken nahen Städtchen jener unwirtbaren Gegend ihren Aufenthalt nehmen zu dürfen, und der einzige Troſt, der dem Unglücklichen während ſeines jahrelangen harten Frondienſtes zu teil wurde, war, daß er hie und da, doch immer nur auf flüchtige Augenblicke, die Gattin ſehen durfte. Die Mitteilungen des Grafen über die Willkür des gegen ihn geübten Verfahrens, über die Barbarei, mit der er und die anderen Gefangenen behandelt wurden, waren haarſträubend und mußten jeden fühlenden Hörer mit bitteren Empfindungen gegen den äußerlich mit dem Firnis der Ziviliſation prangenden Staat erfüllen, der ſo grauſam mit einem beſiegten, tapferen Volke ſchaltet. Wenn dergleichen noch fort und fort geſchieht, ſo kann es nicht ausbleiben, daß Verzweiflung die Polen zu immer neuen Aufſtandsverſuchen ſtacheln muß, die freilich ſchwerlich einen Erfolg haben, ſondern nur das ſeit einem Jahrhundert über das dreimal zerriſſene und zerteilte Land gehäufte Unglück mehren werden.

An meinen Aufenthalt in Konſtantinopel ſchloß ſich im Frühjahr 1870 ein längerer in Athen. Während der letzten Tage desſelben kam ich im Hotel mit einem ſchon geraume Zeit in Geſchäften dort anweſenden Engländer, der, wenn ich nicht irre, Mr. Lee hieß, ſowie dem erſt kürzlich angelangten Lord Muncaſter und mit deren Gemahlinnen in Berührung. Dieſe verabredeten mit noch einigen anderen Fremden den Plan zu einem Ausflug nach Marathon und ſuchten auch mich zu beſtimmen, mich ihnen anzuſchließen. Schon hatte ich zugeſagt, die Partie mit ihnen zu machen; aber dieſelbe ward eines zufälligen Umſtandes wegen verſchoben, und ſo gab ich, weil ich den Tag meiner Abreiſe bereits feſtgeſtellt hatte, auch das berühmte

Schlachtfeld von früher her kannte, mein Vorhaben auf. Erst in Corfù erfuhr ich, wie ich hierdurch dem sicheren Tode entronnen war. Das betreffende Ereignis ist bekannt genug. Die Reisegesellschaft wurde auf dem Heimwege von Marathon von einer starken Räuberbande überfallen und in die Nordgebirge hinweggeschleppt. Die Banditen ließen Mrs. Lee frei und entsandten Lord Muncaster, dessen Gemahlin in Athen zurückgeblieben, nach der Hauptstadt, um die Zahlung eines großen Lösegeldes für die Gefangenen und überdies von den Ministern einen Generalpardon für die Räuberbande zu erwirken. Das Geld wurde aufgebracht, die Minister sandten jedoch, statt den Pardon zu gewähren, Truppen in das Gebirge, um die Uebelthäter zu bestrafen. Hiermit war das Schicksal der Gefangenen besiegelt; die Räuber brachten sie bei der ersten Annäherung der Soldaten um, und hätte ich ihren Ausflug mitgemacht, so würden meine Gebeine jetzt gleich den ihrigen in den Schluchten der thessalischen Berge modern. Wären die unglücklichen Touristen unter Geheimhaltung ihres Planes in einem einfachen Wagen unversehens nach Marathon gefahren, so würde ihnen wahrscheinlich nichts zugestoßen sein. Nun aber machten sie große Zurüstungen und bestellten eine starke Escorte, was in der ganzen Stadt bekannt ward und den Räubern zu Ohren kam. Letztere hielten die Gelegenheit für sehr geeignet, nicht nur einen guten Fang zu machen, sondern auch, da sich ein paar Mitglieder der Gesandtschaften in der Gesellschaft befanden, einen Generalpardon zu ertrotzen. Die Escorte verschlug ihnen nichts, da sie den Ueberfall in doppelt und dreifach größerer Anzahl machten. Als ich die Nachricht von diesem Ereignisse erhielt, erinnerte ich mich an das, was mir ein anderer Reisender kurz zuvor gesagt hatte. Dieser unternahm von Athen aus mannigfaltige Exkursionen nach allen Richtungen, hielt indes seine Absicht zu einer solchen jedesmal völlig geheim. Erst wenn er aufbrechen

wollte, ließ er ein Fuhrwerk holen und gebot dem Kutscher, ihn nach einem Orte der Umgegend zu fahren. Bei den letzten Häusern der Stadt sagte er alsdann, er habe seine Absicht geändert und wolle vielmehr einen andern Punkt in entgegengesetzter Richtung besuchen. So konnten Räuber nicht leicht Vorbereitungen zu einem Ueberfalle auf ihn treffen.

Meine Rückreise ging über den Isthmus. Der Beginn der Fahrt an Salamis und dem kleinen, auch von Aeschylus in der Schilderung der Seeschlacht erwähnten Felseneiland Psyttaleia vorüber und mit der Aussicht auf den noch schneebedeckten Parnaß, war prächtig. Am Jenseitsufer der Landenge, wohin der Weg zu Wagen gemacht wurde, trat Unwetter ein. Da das Dampfschiff für die Weiterfahrt noch nicht angelangt war, mußte ich dort fast einen ganzen Tag in einem elenden Wirtshause bleiben. Trotz Sturms und Regens erklomm ich Akrokorinth und verbrachte oben eine Stunde, die mir tief melancholische Eindrücke hinterließ. Während das Brausen des stürmenden Meeres von unten emporscholl, schweifte mein Blick über den kahlen Gipfel, der die einst größte und reichste Stadt Griechenlands getragen. Von allen ihren Prachtgebäuden blieb kaum ein Stein auf dem andern, ja jeder derselben ist zermalmt und zu Staub zerrieben worden. Aber auch dies war der Zerstörung noch nicht genug. Nachdem Mummius das alte Korinth vom Erdboden hinweggetilgt und sich auf den Trümmern der früheren eine zweite Stadt erhoben hatte, ist auch diese verschwunden, ohne andere Reste zu hinterlassen, als einige kleine Säulen. Kaum irgendwo ist mir der Ruin ehemaliger Größe und Herrlichkeit so niederschmetternd entgegengetreten, wie auf dieser Stätte grauser Verödung.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Letzte Reise nach Aegypten, Palästina, Damaskus, dem Libanon und Griechenland.

Im Dezember 1871 veranlaßte mich eine abermalige Reiseeinladung des Großherzogs von Mecklenburg zu einer Unterbrechung des arbeitsamen Lebens, das wenigstens für einige Jahre zu führen ich mir nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges gelobt hatte. Dieser Einladung zu widerstehen, war mir unmöglich; denn die Freude, ein halbes Jahr und länger fern von der Etikette der Höfe, in nächster Nähe dieses Fürsten weilen zu dürfen, wog jedes Opfer reichlich für mich auf. Indem ich die vorliegenden Zeilen schreibe und mich anschicke, Einiges über die damalige Reise aufzuzeichnen, dringt von neuem mit erschütternder Gewalt der Gedanke an das seitdem erfolgte Hinscheiden des Mannes auf mich ein, der an großen Eigenschaften des Herzens und Geistes nur Wenige seinesgleichen hatte. Unermüdlich in der gewissenhaften Erfüllung seiner Regentenpflichten, war er zugleich als Mensch durch die edelsten Tugenden geschmückt und übte sie in einer Einfachheit und Schlichtheit, als wüßte er nichts von seiner hohen Stellung. Immer bereit, den Hilfsbedürftigen zu helfen und sie zu trösten, war er bei seinem offenen Sinn und klaren Blick in alle Lebensverhältnisse auch der beste Ratgeber, den man sich wünschen konnte. Welche Liebe er sich in seinem Lande erworben, das zeigen die Thränen, die ihm

von der ganzen Bevölkerung nachgeweint werden. Wie er aber auch in seinem Privatleben Allen als Muster vorleuchtete, das können nur Diejenigen im vollen Umfange wissen, die ihm näher gestanden. Mir selbst ist er das ganze Leben hindurch der treueste Freund gewesen, und obgleich, wie dies an den Höfen nicht leicht ausbleibt, von manchen Seiten Versuche gemacht worden sind, ihn gegen mich einzunehmen, hat er keinen Augenblick in seiner Freundschaft gewankt. Einen seltenen Beleg für die Freiheit und Vorurteilslosigkeit seines Geistes liefert es, daß er meine sämmtlichen Schriften, an denen politische und religiöse Beschränktheit leicht Anstoß nehmen könnte, wiederholt gelesen und gegen mich wie Andere seinen Beifall darüber ausgedrückt hat. Wenn er nicht in allen Meinungen mit mir übereinstimmte, so teilte er doch viele mit mir, und vor allem bildete die Begeisterung für die Größe und Einheit Deutschlands, die ihn schon als Jüngling beseelte, von früh an den Vereinigungspunkt, auf welchem unsere beiderseitigen Anschauungen zusammentrafen. Diese Flamme des deutschen Patriotismus glühte seit der ersten Jugend in ihm, schon in einer Zeit, als es den sogenannten Konservativen fast als Dogma galt, die Zerrissenheit des Vaterlandes müsse ewig dauern. Und welchen hervorragenden Anteil er an der Gründung des neuen Deutschen Reiches genommen, ist bekannt, wenn auch noch nicht allgemein genug gewürdigt. Ach! und nun er seine frühen Träume und Wünsche verwirklicht gesehen, ist er hinweggerufen worden, ohne daß ihm noch die weiteren Hoffnungen erfüllt worden wären, die sein Herz an das große Ereignis knüpfte. So eifrig er auch Soldat war und einen überwiegenden Teil seiner Zeit der ihm übertragenen Beaufsichtigung der militärischen Uebungen des deutschen Heeres widmete, so erschöpfte sich für ihn die Aufgabe des Deutschen Reiches doch nicht im entferntesten in seiner politischen Macht, sondern diese sollte nach seiner Meinung erst durch eine geistige

Blüte, wie sie nur in den bevorzugtesten Perioden der Geschichte gediehen, ihre wahre Weihe erhalten.

Da der Großherzog von seiner jugendlichen und unternehmenden Gemahlin auf der Reise begleitet wurde, war das Gefolge ein ziemlich zahlreiches. Die Fahrt wurde kurz vor Weihnachten angetreten und zunächst, um alte Eindrücke aufzufrischen, Italien in Eile durchflogen. Solche Flugreisen, wenn bekannte und uns liebgewordene Gegenden wie im Traume schnell an uns vorübergleiten, haben ihren großen Reiz; wir werden uns dabei des Illusorischen von Zeit und Raum bewußt, indem wir die verschiedenen Gegenden der Erde wie die Bilder eines Panoramas sich vor uns abrollen sehen. Wir glauben doppelt und dreifach zu leben, indem eine solche Fülle von Eindrücken nahezu gleichzeitig auf uns eindringt. — Nachdem die Fahrt uns bei starker Winterkälte über den Brenner geführt hatte, wärmten wir uns bei leuchtendem blauem Himmel im Garten Giusti zu Verona mit den Lorbeern und Myrten, die sich hier zuerst noch zagend ins Freie wagen, an der Sonne des Südens. Eine stundenlange Wanderung durch die alte Stadt der Scaliger war sehr lohnend. Dieselbe hat, fast mehr als eine andere Italiens, ihren eigentümlichen Charakter bewahrt. Hier haben sich viele Straßen noch in dem Zustande erhalten, wie da sie von dem Schwertgeklirr der Montecchi und Capuletti widerhallten. Hier stehen noch die Paläste mit den „fremden Treppen", die Dante in seiner Verbannung auf und nieder stieg. Wir besuchten Romeo's und Julia's Grab und betrachteten dasselbe mit Bewegung, obgleich es nur ein steinerner Trog ist. Zahllose Herzen von Jünglingen und Jungfrauen sind gebrochen und brechen fort und fort, weil das herbe Schicksal sie auseinander reißt; die Nachwelt hat keine Klage für ihr Weh. Wer jedoch zählt die Ströme von Thränen, die seit Jahrhunderten von so vielen Generationen um die beiden Liebenden von Verona vergossen

worden sind, die doch nur in der Phantasie der Dichter gelebt haben? Nachdem schon über die Erzählungen des Luigi de la Porta, der vermutlich der erste Erfinder war, und des Bandello viele Augen schöner Italienerinnen geweint, machte Shakespeare, indem er zu der südlichen Glut und Leidenschaft die Tiefe nordischer Empfindung gesellte, Romeo's und Julia's Liebe und Untergang zu einem nie versiegenden Quell von Thränen für alle folgenden Geschlechter! — Wer die südlichen Länder Europas nie besucht hat, macht sich gewöhnlich trügerische Vorstellungen von ihnen und wird sehr enttäuscht, wenn er oft — sogar in Sicilien und Andalusien — trübe graue Regen-, ja Schneegewölke und schneidend kalte Lüfte antrifft. Einen entscheidenden Ausschlag zu Gunsten des Südens gibt jedoch der Umstand, daß hier selbst in den schlimmsten Wintern einzelne wunderherrliche Tage vorkommen, wie der Norden in einer solchen Klarheit und berauschenden Pracht sie nicht kennt. Ein derartiger Tag war es, an dem wir vom Fuße der Alpen dem Apennin zueilten. Kein Dunst trübte die kristallene Reinheit des Himmels und die euganeischen Berge schwammen in einem bläulichen Duft, wie ich ihn an den schönsten Sommertagen nicht zauberhafter gesehen habe. Wenn ich diese Hügel vom venetianischen Lido aus gleich fernen Inseln auf dem Meere schwimmen sah, haben sie mich schon mehrmals zu einem Ausfluge gelockt. Nicht nur als Ruhestätte Petrarca's, der seine letzten Lebensjahre in Arqua verbrachte, auch wegen ihrer Naturreize verdienen sie besucht zu werden. In letzterer Hinsicht stehen sie kaum den Albanerbergen nach, ja die Aussicht von ihren Gipfeln übertrifft die von der Höhe des Monte Cavo durch den in seiner Art einzigen Blick auf die alte Königin der Adria, welche, von dort aus gesehen, mit ihren Palästen und Türmen wirklich inmitten der Flut schwimmt und durch die Schneehäupter der friaulischen Alpen einen majestätischen Hintergrund erhält. Als wir nach kurzem Aufenthalt

in Padua an diesen Euganeen vorüber rollten, glaubten wir uns in die schönste Zeit des Herbstes zurückversetzt zu sehen, so golden lag das Licht auf den Hängen der Hügel. Ein Knabe brachte Arbutuskirschen, die hier viel wachsen und noch bis so spät ihr leuchtendes Rot bewahrt hatten, zum Verkauf. Die flache Gegend am Po, die uns nun aufnahm, sowie die fernere Strecke bis an die Apenninen hat nichts Fesselndes. Ferrara selbst ist eine der traurigsten Städte, die ich kenne; man möchte glauben, sie sei vom Fluche des Sängers, nämlich Tasso's, getroffen: so groß ist die Verödung in ihren Straßen und auf ihren Plätzen. Wie sehr ich meine Einbildungskraft auch angestrengt habe, mir die Residenz des Alfonso als eine glänzende vorzustellen, es hat mir nie gelingen wollen, und ich möchte glauben, daß sie, ebenso wie das Mantua der Gonzagas, statt dem Bilde zu entsprechen, das sich unsere Phantasie nach den Schilderungen der Dichter von ihr macht, nicht eben einen angenehmeren Aufenthalt geboten hat, als unsere verrufenen kleinen deutschen Residenzen. Ungleich stattlicher erscheint Bologna, die einst machtvolle Republik, welche noch das Gepräge ihrer ehemaligen Großartigkeit bewahrt hat. Trotzdem fesselt es den Reisenden nicht leicht auf lange Zeit. Die Winterkälte ist hier größer, als in irgend einer italienischen Stadt, und für den Nordländer beinahe unerträglich. Die Gemälde in den Kirchen und dem Museum gehören zum größten Teil der Schule der Carracci an, für die ich mich nie habe begeistern können. Der große Platz mit dem Bilde des Neptun ist imposant, vor Allem aber hat mich immer der Anblick der gewaltigen Türme Asinelli und Garisendi, sowie des umliegenden, zum Teil noch sehr altertümlichen Stadtteils überrascht und mich lebhaft an die früheren Zeiten gemahnt. Daß ich mich in das alte Bologna, als es die berühmteste, von allen Ländern aus besuchte Universität der Welt war, je gesehnt hätte, wie in das Athen des Perikles oder das Venedig des

Tizian, kann ich freilich nicht ſagen. Die Pandektiſten und Gloſſatoren, welche dieſe Hochſchule ſo berühmt machten, hatten, nach den endloſen Folianten zu urteilen, die ſie zuſammengeſchrieben haben, das Talent, das Studium des römiſchen Rechts möglichſt zu erſchweren, und ich begreife die Verzweiflung des jungen Arioſt in ſeinen Studentenjahren, als ihn ſein Vater mit Gewalt zu einem großen Juriſten bilden wollte. Intereſſante, aber traurige Erinnerungen knüpfen ſich an die Tage, als Bologna die Hauptfeindin der Ghibellinen war und Friedrich's II. unglücklichen und liebenswürdigen Sohn Enzio viele Jahre hindurch bis an ſeinen Tod in einem Kerker des Stadthauſes gefangen hielt. Die Liebe einer ſchönen Bologneſerin zu ihm, die freiwillig ſein Gefängnis teilte, ſoll dem noch heute blühenden Geſchlecht der Bentivoglio ſeinen Urſprung gegeben haben. Durch ein freilich vielleicht nur mittelmäßiges, aber keineswegs ganz verächtliches Trauerſpiel war mir das Schickſal des jungen Hohenſtaufen ſchon als ich noch Knabe war ans Herz gelegt worden. Solche Eindrücke aus frühen Jahren vergißt man nie. Sicher wäre es beſſer, daß der heutigen Jugend die Heldengeſtalten aus Deutſchlands größter Zeit, wenn auch in unvollkommener Verkörperung, auf der Bühne gezeigt würden, als daß dieſe, wie es jetzt geſchieht, faſt ausſchließlich mit Figuren des Alltagslebens bevölkert wird. — Bologna hat auch noch durch andere Vorgänge der Dichtung Stoff geboten, ſo durch die Geſchichte der Imelda Lambertazzi, die ihrem auf dem Schlachtfelde gefundenen, durch einen vergifteten Pfeil niedergeſtreckten Geliebten das Blut aus der Wunde ſog. So ferner durch die grauſige Begebenheit, die der Tragödie Cardenio und Celinde von Gryphius und der gleichnamigen von Immermann zu Grunde liegt. An das letztere Stück, welches vielfach lächerlich gemacht worden iſt, jedoch große Schönheiten beſitzt, habe ich immer denken müſſen, ſo oft ich in Bologna war, und ich glaubte, wenn ich unter

den Säulengängen seiner Häuser hinschritt, der Hexe Tyche, der schönen Olympia und dem Ritter, den sie als Opfer schlachtet, auf seinem letzten verhängnisvollen Gange begegnen zu müssen. Wem die Gebilde unbekannt sind, mit welchen Sage und Poesie die verschiedenen Gegenden erfüllt haben, in dem können letztere nur einen geringen Teil der Eindrücke hervorrufen, die sie auf mich machen. — Für Florenz ließen sich auf dieser Reise nur ein paar Nachtstunden erübrigen; aber da der Vollmond leuchtend am Himmel stand, war die Fahrt durch die Stadt von ganz eigentümlicher Wirkung. Ihre großartigen Plätze und Bauwerke, ihre Paläste, Kirchen und Türme zeigten sich verklärt wie Traumgebilde. Besonders unvergleichlich erschien der Platz der Signorie mit den gewaltigen Massen des in den Nachthimmel aufragenden, hochgetürmten Stadthauses und dem aus dem Dunkel auftauchenden kolossalen David des Michel Angelo. — Für Rom wurden wenigstens fünf Tage bestimmt, und jeder derselben ward vom Morgen bis zum Abend ausgenützt, um wenigstens die herrlichsten Punkte der Weltstadt von neuem zu besuchen. Der Blick von S. Pietro in Montorio und der rauschenden Acqua Paolina herab auf die von der schneebedeckten Lioness gekrönten Sabiner- und Albanerberge, die Spazierfahrten nach dem Monte Mario und durch die Pinienhaine der Villa Doria, die Wanderungen unter den immergrünen Eichen der Villa Ludovisi erfüllten mit Verlangen nach längerem Bleiben, als schon der letzte Tag des Aufenthaltes herangekommen war. An diesem fand noch ein Empfang, zuerst bei dem Beherrscher des jetzt geeinigten Italien im Quirinal, dann bei dem seiner weltlichen Macht entsetzten Papste im Vatikan statt. Ich fand den damals achtzigjährigen Pio Nono in seinem Aussehen so sehr verändert und durch das Alter gebeugt, daß ich kaum denjenigen in ihm wiedererkannte, den ich vor dreiundzwanzig Jahren in Gaeta gesehen hatte. Nachdem er beim Antritt seines Pontifikats mit

enthusiastischen Hoffnungen von ganz Italien begrüßt worden, nachdem ihm die Verjüngung der Halbinsel durch das Papsttum als das von ihm zu erstrebende Ziel vorgeschwebt hatte, war ihm bald klar geworden, wie neuer Wein sich nicht in alte Schläuche gießen lasse, wie das päpstliche Regiment bei dem leisesten Rütteln in Trümmer gehen müsse; und so hatte er sich mehr und mehr in die Arme der Partei drängen lassen, welche die Macht der Hierarchie in einer Ausdehnung, wie unter Gregor VII., wiederherstellen zu können glaubte. So mußte er nach dem Belsazarfest des Konzils, auf welchem zum Aergernis selbst der meisten Katholiken seine Unfehlbarkeit erklärt wurde, den Sturz seiner weltlichen Macht erleben, und gefiel sich nun, obgleich er in der Freiheit seiner Bewegungen im mindesten nicht gehindert ward, in der Rolle eines Exilirten und Märtyrers. Er war selbst für Privatpersonen unschwer zugänglich, und während die meisten nur Neugier trieb, eine Audienz zu erbitten, schien er zu glauben, sie kämen, ihm ihre Teilnahme wegen der über ihn verhängten Tyrannei auszudrücken. Ich meinesteils konnte bei der Achtung, die ich immer für den edlen Charakter dieses Papstes gehegt, zwar ein Gefühl des Mitleids für ihn wegen der über ihn ergangenen Geschicke nicht unterdrücken; dennoch drängte sich mir zugleich der Gedanke an die ungeheuren Uebelstände auf, an welchen die frühere päpstliche Regierung litt. Indem ich mir dachte, daß bei einer Wiederherstellung des alten Regiments auch die mit demselben verbundenen Mißbräuche wieder aufleben würden, konnte ich nicht wünschen, daß die gegenwärtige Lage des Papstes eine Veränderung erführe. Während ich diesen Gedanken nachhing, erschrak ich fast, da der greise Pius IX. mit jenem freundlichen und wohlwollenden Ausdruck, den ich immer an ihm gesehen, zu mir herantrat, mir die Hand zum Kusse hinhielt und zu mir sagte: „An dem Segen des Papstes wird Ihnen nichts gelegen sein; aber den Segen eines alten Mannes

werden Sie wohl nicht verschmähen." — Eine Nachtfahrt brachte uns nach Neapel, für welches nur ein Tag bestimmt war. Die Eindrücke dieses einen Tages, in dem sich ganze Wochen zusammendrängten, waren überwältigend. Schon in der Frühe sahen wir von der Höhe des Posilipp aus sich die Berggipfel von Ischia und Capri, die leichten vom Vesuv aufsteigenden Rauchwolken im ersten Sonnenstrahl röten. Wir hörten das melodische Rauschen der Wogen in den Felsenbuchten, bis das lauter und lauter an unser Ohr dringende lärmende Erwachen der Stadt es übertönte. Von jener Höhe aus gesehen, wo die ganze schöngeschwungene Küste bis fast zum Kap Campanella hin sich als ein unermeßliches Häusermeer darstellt, erschien uns Neapel größer als Paris oder London. Denn von wo aus man auch auf letztere Städte hinabschauen möge, immer verschwimmen sie in der Ferne in dem Dunst des trüben Horizonts, während hier der reine südliche Himmel alles, auch noch auf Meilenweite, in klaren Umrissen zeigt. Wir fuhren weiter zu den entzückenden Villen auf dem Vomero, genossen die immer wechselnden Aussichten auf Golf, Inseln und Aschenberg von dem neuen Corso, welcher würdig ist, den Namen des ersten Herrschers des geeinigten Italiens zu führen, und nahmen dann den Weg durch die von tosendem Menschentreiben erfüllten Straßen der Stadt, über den Toledo nach der Marine und nach Santa Lucia, die durch das Volksleben, das Gedränge der Schiffer und Matrosen einen stets erheiternden Anblick gewährt. Auch dem Grabe Konradin's am alten Markt ward ein Besuch abgestattet, und es geschah mit freudigem Hochgefühl, da durch die letzten großen Siege der Deutschen die alte ruchlose, von Frankreich an dem Kaisersohn geübte Unbill als gesühnt gelten durfte. — Vom Mittelmeer ging es nun unaufhaltsam an die Adria, und in einer Nacht trug uns der Dampfer nach Corfu, wo uns, obgleich es im Beginn des Januar war, ein so herrlicher

Maitag empfing, daß wir glaubten, an einer der seligen Inseln gelandet zu sein. Glücklicherweise durften wir mehrere Tage auf diesem mit allen Naturreizen verschwenderisch überschütteten Eiland verbringen und dasselbe nach allen Richtungen durchschweifen. Erinnerungen an die homerische Welt, an Nausikaa und den Phäakenkönig vereinigen sich mit dem Reize malerischer, flutumrauschter Vorgebirge, bald steil und klippig ins Meer hinabstürzender, bald sanft abfallender Ufer und anmutiger, grünender Binnenlandschaften, um Corfu zu einem der bevorzugtesten Punkte der Erde zu machen. Wer ein wundes Gemüt ausheilen, wer, der Menschen überdrüssig, sich einsam seinen Träumen hingeben will, der kann keinen besseren Wohnort wählen, und mir stieg, wie schon früher in Madeira und Teneriffa, der Wunsch auf, dort in friedlicher Zurückgezogenheit den Rest meiner Tage zu verbringen. Aber wie ich damals aus eigenem Antrieb in den Strudel der Welt zurückgekehrt bin, so würde ich, wie ich glaube, auch in Zukunft in solcher Abgeschiedenheit keine Rast finden und mich immer wieder aus ihr losreißen, um mir neue Kümmernisse zu suchen. Vermöchte ein Mensch für sich allein ganz glücklich zu sein? Nein! er würde, wenn dies überhaupt möglich wäre, Gewissensbisse darüber empfinden und sich sagen, daß es seine Pflicht sei, einen Teil der Leiden mitzutragen, die allen Sterblichen verhängt sind.

Von den lachenden Gestaden der Phäakeninsel gelangten wir nach stürmischer Ueberfahrt an die öde, sandige Küste des Pharaonenlandes. Auf einer Reise, die uns bald zu den urältesten Ruinen der Welt führen sollte, erschien uns die Residenz der Ptolemäer, obgleich sie seit mehr als einem Jahrtausend im Staube liegt, als modern und wenig beachtenswert. Ist doch ihre Gründung zur Zeit Alexander's des Großen von derjenigen von Memphis durch eine viel größere Reihe von Jahrhunderten getrennt, als die Erbauung der Stadt Chicago

von der Zeit, da Semiramis Babylon mit den hängenden Gärten schmückte. Zunächst mußten wir freilich, so sehr wir uns auch sehnten, die Gegenwart unter den Tempeln und Gräbern der Rhamessiden zu vergessen, Zeuge der modernsten Blüte des Orients in Kairo sein. Die Zivilisation Aegyptens nach französischem Muster, deren Anfänge ich schon früher gesehen, hatte inzwischen Riesenfortschritte gemacht. Es war ein Unglück, daß ein wohlgesinnter Fürst, wie der Vizekönig Ismail, in dem Streben, seinem Lande die Segnungen der europäischen Kultur zu bereiten, so arg mißleitet wurde. Er glaubte diese Kultur besonders dadurch zu fördern, wenn er Cafés chantants, Opern- und Vaudevilletheater, Seiltänzer- und Reiterbuden nach dem Vorbild des Cirque Olympique in seine Hauptstadt verpflanzte. Es kann nicht geleugnet werden, daß er auch durch Unterrichtsanstalten und Verbesserung der Kommunikationen die Zustände seines Landes wirklich zu heben bemüht war. Allein unglücklicherweise wurde sein guter Wille bei Ausführung seiner Pläne von seinen orientalischen Beamten, ebenso wie von Europäern in unerhörter Weise mißbraucht. Einsichtige sahen von Anfang an voraus, daß das ganze Zivilisationswerk wieder einstürzen müsse, was denn auch seitdem mit ungeheurem Krach geschehen ist. Obgleich die Aussaugung der Bevölkerung, die Ueberbürdung der armen Fellahs, welche schon unter Mehemed Ali gewaltige Dimensionen angenommen hatte, in riesigem Maße fortgeführt wurde, mußte die Geldquelle doch schließlich versiegen, da die Verschwendung keine Grenzen kannte. Wenn man den Vizekönig dieserhalb anklagen muß, so ist es weniger wegen seiner Absichten, als wegen seines Mangels an Einsicht. Der schlimmste Teil der Schuld dabei trifft die Europäer, die ihn in kaum glaublicher Weise zu ihrem Vorteil ausbeuteten. Ich habe in dieser Hinsicht Fälle erzählen hören, die an das Fabelhafte grenzen. Selbst seine guten Intentionen mußten so zum Ruin des Landes und zu seinem eigenen führen.

Hiervon ein paar Beispiele. In dem löblichen Bestreben, wissenschaftliche Kenntnisse in Aegypten zu verbreiten, versah er die neu angelegten Schulen, in denen europäische Sprachen gelehrt wurden, auch mit ausgedehnten Bibliotheken. Bei einiger Umsicht würde er nun die benötigten Bücher durch einen pflichttreuen Beamten aus Frankreich oder Deutschland haben kommen lassen; statt dessen wußte sich ein spitzbübischer Buchhändler den Auftrag zu verschaffen und ließ sich alle Werke zu dem vierfachen statt des wirklichen Preises bezahlen. Und wie mit den Büchern, ging es mit allem, was der Vizekönig aus Europa bezog. Die Weine auf seiner Tafel und bei seinen Festen mußten immer den Etiketten nach die köstlichsten sein — Johannisberger Cabinet, Chateau d'Yquem, Chateau La Rose — und die Weinhändler, welche sie anschafften, ließen sich jede Flasche mit Gold aufwiegen. Nun denke man sich, daß diese Weine bei den großen Bällen in den vizeköniglichen Schlössern stromweise flossen. Zu den Tanzfesten wurden zahllose Freibillette auf den Eisenbahnen verteilt, und aus ganz Aegypten eilten Gäste herbei, indem fast jeder Europäer, welches Standes er auch sein mochte, zugelassen wurde. Unberechenbare Summen muß der Bau dieser Paläste verschlungen haben. Unter ihnen ist besonders der Kasr Al Dschesira ein wahres Feenschloß und erinnert an die Beschreibung, die Wilhelm von Tyrus von dem Palast macht, in welchem Sultan Saladdin die Gesandten der Kreuzfahrer empfing. Ich habe in demselben zwei Jahre vor dieser meiner letzten Anwesenheit einem großen Balle beigewohnt, der durch die prachtvolle Lokalität und den dabei entfalteten Luxus frappirte, aber zugleich doch den Eindruck einer großartigen Karikatur machte. Statt Kaftan und Turban, wie sie in diese, der omajjadischen Chalifen und ihres Hofes würdigen Räume gehörten, lauter französische Fracks und Cylinder, und noch dazu meistens von Leuten getragen, die niemals früher solche besessen! — In großartiger

Weiſe waren die Kaſſen Ismails noch durch viele Abenteurer und Schwindlerinnen aus den verſchiedenen Ländern Europas ausgebeutet worden, die ſich Einladungen zur Eröffnung des Suezkanals zu verſchaffen gewußt hatten und ſich nicht nur bei dieſer Gelegenheit fürſtlich von ihrem Gaſtgeber bewirten, ſondern auch bei der Abreiſe reichlich beſchenken ließen. Der Vizekönig hatte den Ehrgeiz, ſeinen Ruhm als Förderer der Kultur und Beſchützer der Kunſt in Europa, beſonders in Frankreich verkündet zu ſehen, und wenn er glaubte, dies erreichen zu können, ſcheute er keine Koſten, woher denn namentlich Journaliſten ein fruchtbares Terrain für ihre Thätigkeit in Aegypten fanden.

Als der Großherzog nach Kairo kam, war dort nach dem Untergange des Napoleoniſchen Kaiſertums die Wagſchale ſehr zu Gunſten Deutſchlands geſtiegen. Demſelben wurde daher eine Aufnahme zu teil, wie ſie zwei Jahre früher wohl nur ein franzöſiſcher Prinz gefunden hätte. Zwei höhere Offiziere aus der nächſten Umgebung des Vizekönigs, von denen der eine in Deutſchland, der andere in Frankreich gebildet worden war, erhielten den Auftrag, jeden Wink des hohen Gaſtes ſofort zur Ausführung zu bringen und denſelben auf Schritt und Tritt zu begleiten. Der eine dieſer Offiziere, Ibrahim Bey, war mit dem Herrſcher Aegyptens verſchwägert. Als Kaiſerin Eugenie der Eröffnung des Suezkanals beigewohnt, drückte ſie den Wunſch aus, bei einer muhammedaniſchen Hochzeit zugegen zu ſein, und ſofort hatte deshalb der Vizekönig ſeinem Liebling Ibrahim befohlen, eine der Verwandten ſeines Hauſes zu heiraten. Wie dieſe Ehe, in die ſich der Letztere unweigerlich fügte, ausgefallen ſei, konnte ich nicht erfahren. — Ismail ſchien keine Ahnung davon zu haben, daß den Großherzog das eigentümlich Orientaliſche, was ſeine Hauptſtadt bietet, unendlich mehr intereſſirte, als ſein aus Paris importirter Kunſtreiterzirkus und ſeine Theater. Daher ließ ſich ein

Besuch dieser letzteren der Höflichkeit wegen nicht umgehen. Im Opernhause war die eigens für Kairo komponirte Aida von Verdi mit immensem Kostenaufwand in Scene gesetzt worden, und den Schmuck der altägyptischen Prinzessin wie ihrer Hofdamen hatte man in genauer Nachahmung der Ringe, Halsbänder und Ohrgehänge, welche in den Gräbern und Mumiensärgen von Theben gefunden worden, angefertigt. Die langweilige Oper des Italieners ward durch diese Ausstaffirung, welche Millionen verschlungen hatte, um nichts anziehender geworden. An der Tafel des Vizekönigs kostete ich den Rauenthaler aus seinen Kellern, der als der köstlichste aller Weine berühmt war. Ich erkannte aber denselben alsbald als ein Fabrikat, dessen Blume durch alle möglichen Gewürze hervorgebracht war, und sehnte mich, um seinen Geschmack wieder los zu werden, nach einem Glase guten Bieres. Glücklicherweise konnten die Morgenstunden der alten Fatimidenstadt oder vielmehr demjenigen Teile von ihr, welcher noch nicht französirt worden, gewidmet werden, und wir waren froh, in den herrlichen Moscheen der Sultane Hassan und Achmed, in den duftenden Gärten von Schubra oder beim Blick von der Burg des Saladdin auf die unermeßliche Stadt, den Nil und die Wüste die Parodie der Boulevards auf dem Esbekiehplatze vergessen zu können.

Für die Reise nach Oberägypten wurde ein prachtvolles, mit allem Comfort ausgestattetes Dampfschiff zur Disposition gestellt, und dieser schwimmende Palast setzte sich bei sommerlichem Wetter um die Mitte des Januar nilaufwärts in Bewegung. Ich machte nun diese Fahrt, sicher die merkwürdigste der Welt, zum dritten Male, sollte aber erst jetzt die ganze ungeheure Bedeutung erkennen, welche dieses Wunderland für die Geschichte der Menschheit hat. Denn erst in den letzten zwanzig Jahren sind hier Entdeckungen über das Alter der Kultur im Nilthale gemacht worden, welche den unvorbereiteten

Geiſt wirklich mit Schwindel erfüllen müſſen. Beſonders glücklich ſchätzte ich mich, daß der große Aegyptologe Heinrich Brugſch (jetzt Brugſch Paſcha) den Großherzog auf dieſer Reiſe begleitete und mit mir dieſelbe Kajüte bewohnte. Von ihm erhielt ich authentiſche Belehrung über die neuen Entdeckungen, an denen er ſelbſt einen bedeutenden Anteil genommen. Dieſelben erregten mir, als ich zuerſt von ihnen hörte, Unglauben; wie ich aber dann nach den mir vorgeführten unwiderlegbaren Beweiſen nicht mehr an ihnen zweifeln konnte, war mir, als ſchwankte der Boden unter meinen Füßen. Denn alle meine bisherigen Begriffe von Zeit wurden dadurch umgeſtoßen, und ich ſah die Anfänge der Geſchichte in eine ſo unendliche Ferne zurückweichen, daß mir alles, was mir bisher als das Fernſte gegolten, nun als verhältnismäßig nahe erſcheinen mußte. Die Wanderungen der Dorer und Pelasger, der Argonautenzug, die Patriarchen von Kanaan, die erſte Bevölkerung Indiens durch die vom Hindukuſch herabgeſtiegenen Hirten gehören fortan nicht mehr dem Altertum an; weit über ſie hinaus liegen die frühen Jahrtauſende der Menſchengeſchichte. Es iſt wie ein unermeßlicher Säulengang, der ſich auf einmal vor uns aufſchlöſſe. Jenſeits der Geſchlechter, Völker und Reiche, die wir bisher einer unvordenklichen Vorzeit zuſchrieben, erblicken wir andere in unausmeßbarer Zeitentiefe, und auch wo unſer Blick bisher noch nicht hinreicht, ahnen wir im Dämmernebel noch ältere Völker. Wenn man früher ſtaunend vor den Tempeln von Theben als vor Denkmalen grauer Urzeit ſtand, ſo hat ſich jetzt gezeigt, daß König Rhamſes, deſſen Mumie kürzlich aus ſeinem Grabe bei Theben ans Licht gefördert ward, einer ſpäten Periode angehört, in welcher die Blüte des ägyptiſchen Reiches längſt vorüber war. Schon zwiſchen ihm und dem König Cheops liegt ein Zeitraum, der um mehrere Jahrhunderte länger iſt, als derjenige zwiſchen Kleopatra und der Königin Victoria von England. Aber um das Jahr

4500 v. Chr., in welches die Regierung des Cheops zu setzen ist, wurde die große Sphinx schon einer Restauration unterworfen. In welche fabelhafte Vorzeit mag sie daher hinaufragen? In Abydos sahen wir die neuerdings durch andere Funde bestätigte Liste der ägyptischen Herrscherdynastien, welche letztere bis zum Jahre 5000 v. Chr. emporführen. In einer Pyramide bei Sakkara hat man zwei kleine, jetzt im Museum zu Kairo aufbewahrte Bildsäulen gefunden, die einer gleich frühen Vorzeit angehören. Dieselben zeugen von einer seltenen Kunstfertigkeit des Werkmeisters, und wie viele vor dieser Epoche liegende Jahrtausende muß man annehmen, damit die ägyptische Kultur zu der Höhe gedeihen konnte, um dergleichen hervorzubringen! Alle unsere bisherigen Vorstellungen über die Menschengeschichte werden hierdurch umgewälzt. Durch die unsinnige, in den Büchern des Alten Testaments keine Begründung findende Annahme, die Erde sei höchstens sechstausend Jahre alt, sind unsere Zeitanschauungen unnatürlich beschränkt worden, während schon die Griechen von dem ungeheuren Alter menschlicher Kultur eine Ahnung hatten. Jetzt müssen auch dem Blindesten hierüber die Augen aufgehen, und wir haben uns nur zu hüten, nicht in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, wie die Buddhisten es thun, wenn sie nach Kalpas oder Perioden rechnen, die kein menschlicher Geist mehr fassen kann.

Uebrigens abgesehen von den ganz neuen Ideen, die sich mir auf dieser Reise erschlossen und durch welche mir letztere von unschätzbarem Wert wurde, — wie entzückend war dieselbe! In der interessantesten Umgebung und zugleich mit einer Behaglichkeit gemacht, die der alleinreisende Privatmann sich nicht verschaffen kann, bot sie täglich neue und wechselnde Reize. Da das Dampfschiff ganz zur Disposition des Großherzogs stand, konnte an jedem beliebigen Punkte ausgestiegen werden, und das Wunderbare auf dieser Fahrt ist,

daß man nicht nur an verschiedenen Orten, sondern gleichsam in verschiedenen Zeitperioden, von dem ersten dämmernden Morgen der Welt an, landen kann. In der Umgegend von Memphis fanden wir uns in die Patriarchenzeit versetzt, indem wir in die Ruhestätten der ägyptischen Erzväter eintraten, und an den Wänden in so frischen Farben, als wären sie von gestern, das Leben der primitiven Ackerbauer und Hirten inmitten ihrer Knechte und Herden abgebildet sahen. Versprach uns dann an einer andern Stelle des Ufers ein Palmenwald während der Glut des Mittags einen angenehmen Aufenthalt unter seinem Schatten, so wurde dort Halt gemacht, und wir lagerten uns unter dessen Wipfeldach, indem wir in den vorüberziehenden Gruppen des Landvolks oder den langen Karawanen mit ihren schwerbeladenen Dromedaren, welche die Produkte aus dem Innern Afrikas nach den Handelsplätzen der Küste führten, Bilder des heutigen Orients betrachteten. In den Felsenhöhlen von Beni Hassan empfing uns hierauf das dritte Jahrtausend vor Christus, und in den Gemälden, die sie überdecken, fanden wir das Treiben und die Hantirungen der Menschen jener entlegenen Epoche in einer Aktualität vergegenwärtigt, daß wir glauben konnten, in ihrer Mitte zu leben. Dann wieder stiegen wir am entgegengesetzten Ufer aus, und ein kurzer Ritt durch eine Allee breitblätteriger Sykomoren brachte uns nach der Stadt Siut, die mit ihren von Zeltdecken überspannten Straßen und Bazars und ihren rauschenden Brunnen in den Vorhöfen der Moscheen zu den anmutigsten Orten des Morgenlandes gehört. Aus der Gegenwart aber traten wir von neuem in die mächtige Vergangenheit, unter die Tempel, Paläste, Obelisken und Bildsäulen von Theben, die nicht von Menschenhand, sondern von der schaffenden Natur ausgeführt zu sein scheinen, da man nur dieser die Kraft zutrauen möchte, so ungeheure Steinmassen aufzurichten. Dort sah ich meinen alten Freund Memnon wieder, an dessen Fuße

ich schon zweimal bei anbrechendem Morgen gelauscht, ob ich von seinen Lippen den Gruß an das Licht vernehmen würde. Da ich den ersehnten Ton die beiden vorigen Male nicht gehört, entsagte ich der Hoffnung, jetzt Zeuge davon zu sein, und begnügte mich damit, den Anfangsbuchstaben meines Namens in den Koloß einzugraben. Spätere werden vielleicht glauben, einer der altrömischen Touristen, deren Namenszüge schon daselbst zu lesen sind, etwa ein Centurio der zehnten gallischen Legion, habe sich durch diese Initiale verewigen wollen. Wenn hier wie zu Karnak und Luxor uns noch das alte, obgleich schon von seiner Höhe herabgesunkene Aegypten umfangen hatte, traten wir zu Edfu in einen Tempel der Ptolemäerzeit, der noch so wohl erhalten ist, als könnte der Dienst der Isis und des Osiris morgen wieder seinen Einzug in ihn halten. Derselbe gibt bereits von einer ganz andern Zeit Kunde, als das Pharaonenreich längst in Trümmer gegangen war und auch dessen Glaube am Rande des Unterganges stand. Zu den altheiligen Tempeln, welche die noch lebendige Religion ihrem Kultus geweiht hatte, verhält sich dieser, wie unsere modernen Kirchen zu den Domen und Münstern des Mittelalters. Mir drängte sich hier, wie noch mehrfach auf der Nilfahrt, die Betrachtung auf, daß unter allen Religionen der Welt keine, auch nicht die brahmanische und buddhistische, eine auch nur annähernd so lange Dauer gehabt hat, wie die ägyptische, was uns, wenn sie auch einen tieferen esoterischen Gehalt besaß, bei dem unsinnigen und uns schwer verständlichen, mit ihr verbundenen Tierdienst als kaum denkbar erscheint. Während dieselbe nach dem Einbrechen des Hellenismus allmälich erlosch, erhoben sich auf ihren Trümmern nach und nach andere Götterlehren, die sich gegenseitig ablösten. Nicht sehr lange währte die Herrschaft des olympischen Zeus, der mit der ihm eigenen Toleranz nichts dagegen hatte, daß das Volk neben ihm auch noch seine Katzen, Ibisse und Hunde anbetete. Dann bevölkerte sich das

Nilthal, besonders die thebaische Wüste, mit christlichen Anachoreten, die sich die Felsengrotten und Grabhöhlen der Pharaonen zu Wohnstätten erlasen. Durch den Einbruch der Araber, die in dem Sturm ihres ersten Glaubensenthusiasmus die halbe bewohnte Welt ihrem Propheten unterwarfen, wurde nun auch das Christentum zurückgedrängt; nur noch hier und da verkündigt Glockenklang aus einem koptischen Kloster, daß dort das Kreuz verehrt wird. Der herrschende Glaube aber ist seit mehr als einem Jahrtausend der moslimische, und Aegypten ist jetzt das Zentrum geworden, von dem aus sich der letztere immer weiter in das Innere von Afrika verbreitet. In der That ist es traurig zu denken, daß gerade diese an Gehalt so arme Religion diejenige ist, welche fort und fort die meisten Proselyten gewinnt, während unsere Missionäre, wie dies offenkundig, schlechte Geschäfte machen. Freilich ist die Lehre, welche die Letzteren verbreiten, nicht diejenige, welche Jesus als die seinige anerkennen würde; allein sie könnte doch immer segensreich für die Menschheit sein, insofern sie von Entstellungen gereinigt und dem Geiste ihres Stifters gemäß in eine wahre Religion der Liebe verwandelt würde. Der Muhammedanismus dagegen ist nicht erst durch spätere Zuthaten verunstaltet worden; er ist an sich starr und beschränkt, und eine Läuterung läßt sich bei ihm nicht denken.

Wenn die Nilfahrt schon von Beginn an hoch genußreich ist, so wird sie von Theben stromaufwärts wahrhaft entzückend. Die Ufer nehmen malerische Formen an; Dörfer mit ihren weißen Minareten, von denen der Ruf der Muezzins erschallt, blicken aus Bananengrün und zwischen Palmengruppen hervor. Bei Assuan heben sich steile Felsengebirge, wo noch die Steinbrüche zu erkennen sind, aus denen die ungeheuren Blöcke zur Erbauung der Tempel und Paläste nach Unterägypten geführt wurden. Nun beginnt der Fluß wirbelnd und schäumend über Klippen hinzuschießen, wodurch die Fahrt unterbrochen wird,

indem man den weiteren Weg zu Pferde oder zu Kameel längs des Ufers zurücklegt. Die Insel Philä erschien mir auch diesmal als einer der herrlichsten Punkte der Erde, der, wenn auch Aegypten sonst nichts Merkwürdiges böte, allein wert wäre, daß man die Reise dorthin unternähme. Es ist nicht bloß der unsäglich pittoreske Charakter dieses Eilands, es ist ein mit Worten nicht auszusprechender mysteriöser Reiz, der es so einzig macht. Man möge darüber lächeln: aber während ich in seinem altheiligen Tempel stand, der mit den vieltausendjährigen Säulen auf den unten flutenden Nil hinabblickt, glaubte ich, bei längerem Weilen werde mir das dort von Urzeiten her verborgene Weltgeheimnis offenbar werden. Doch ein solches Bleiben war mir nicht gestattet. Nachdem noch in Booten, weil das große Dampfschiff nicht weiter nilaufwärts zu gehen vermochte, ein kleiner Ausflug nach Nubien gemacht worden war, wurde die Rückfahrt angetreten und unter anregenden Gesprächen und wiederholten Besuchen der schon zuvor besichtigten Lokalitäten vollendet. Da wir auf dem Schiffe mit allem Köstlichen bedient wurden, was die Verschwendung des Khedive nur zu liefern vermochte, glich die ganze Reise einem Hoffest. Wer aber meinen möchte, es habe den Großherzog in Verlegenheit setzen müssen, eine so kostbare Gastfreundschaft entgegenzunehmen, dem will ich verraten, daß das von ihm Empfangene doppelt und dreifach durch Spenden an die Dienerschaft, wie an die Beamten des Gastgebers bezahlt wurde. Weil nach Sitte des Orients jeder empfangene Dienst von fürstlichen Personen mit Gold aufgewogen werden muß, wurde nicht nur die Nilreise weit teurer, als wenn das Schiff gemietet worden wäre, sondern auch in Kairo war der Besuch jeder Moschee, jedes Palastes mit bedeutenden Kosten verbunden. Allein derlei Ansprüche, die im Morgenland an reisende Souveräne gemacht werden, sind noch am leichtesten zu befriedigen. Viel schwieriger wird das Verhalten der im ganzen Orient

graſſirenden Sucht nach Ehrenzeichen gegenüber. Dieſe iſt ſo groß, daß jeder Türke oder Araber, um die kleinſte Medaille zu erhalten, ſeine Seele dem Iblis oder Satan der muhammedaniſchen Sage verkaufen würde. Schon flatterte ſeit der Anweſenheit des deutſchen Kronprinzen mancher rote Adler in Aegypten umher; auch der Franz-Joſephsorden zeigte ſich da und dort auf der Bruſt von Offizieren und Beamten, und hierdurch war die Gier nach dergleichen Zierat eine allgemeine geworden. Deshalb entſtand nun ein Jagen und Wettrennen nach dem Orden der wendiſchen Krone, und das Verhalten des Großherzogs ſo vielfältigen Anſprüchen gegenüber wurde ein höchſt ſchwieriges. Er verteilte übrigens ſchließlich, der vielen enttäuſchten Mienen nicht achtend, ſeinen Hausorden mit weiſem Maße nur da, wo es gar nicht zu umgehen war, in einigen Exemplaren. Einzig die kleine Medaille wurde etwas häufiger verliehen, und ſchon ſie erregte den mit ihr Beglückten einen wahren Freudentaumel. Ich ſah einen zur Dienſtleiſtung beim Großherzog kommandirten Hofdiener des Khedive ganz außer Faſſung geraten und wie ein Kind vor Freude weinen, als ihm das Ehrenzeichen überreicht wurde.

Die Weiterreiſe ging nun auf der Eiſenbahn nach Suez, wo wir ein auffallendes Beiſpiel von den Wunderwirkungen des Lichtes in dieſen Gegenden erlebten. Die Stadt liegt in einer öden, unfruchtbaren Bucht und gewährt, bei Tage geſehen, einen traurigen Anblick. Am Abend unſerer Ankunft jedoch, als die Sonne ihre glühendſten Strahlen über ſie hinbreitete, war das Schauſpiel wirklich zauberhaft. Das Rote Meer glänzte und funkelte weithin wie das geſchmolzene Metall in einer Eſſe, und auf den Felſen wie Sandhügeln der Küſte brach ſich der Schein in immer wechſelnden Farben von einer Pracht, wie ſie in nördlicheren Zonen unbekannt iſt, aber auch nur auf ſolchem nackten, von aller Vegetation entblößten Boden zum Vorſchein kommt, gleichſam als ſollte dieſer dadurch

für den Mangel an allem Pflanzenwuchs entschädigt werden. Der Kanal von Suez, durch welchen nun der von Vasco de Gama entdeckte Seeweg nach Ostindien sehr an Bedeutung verloren hat, wird diesem Hafen einen mächtigen Aufschwung geben. Und schon jetzt sahen wir ihn mit zahlreichen Schiffen aller Länder erfüllt. Die Fahrt auf der neuen Wasserstraße war ziemlich monoton. In der an ihr etwa in der Mitte zwischen dem Roten und dem Mittelländischen Meer gelegenen jungen Stadt Ismailia flutet die Wüste durch die Straßen, und sie kann im Kleinen einen Begriff davon geben, wie Palmyra beschaffen gewesen sein mag. Weiterhin nach dem Nordende des Kanals zu gewährte es Interesse, große Scharen von roten Flamingos, wie auch mehrmals Luftspiegelungen zu sehen, welche täuschend Bäume und Gebäude darstellten, dann plötzlich in nichts zerflossen. Auf dem Dampfschiffe, das uns von Port Said nach dem heiligen Lande führte, machte ich Bekanntschaft mit einem uralten Mönch, dessen langwallender weißer Bart und von Runzeln tief gefurchte Stirn ihn hätten für Ahasver gelten lassen können. Er war ein Spanier von Geburt, aber schon vor siebenzig Jahren nach Südamerika gekommen, wo er in einem Franziskanerkloster der Republik Columbia seitdem gelebt. Jetzt mehr als neunzig Jahre alt, hatte er den Pilgerstab ergriffen, um die Sehnsucht seines Lebens zu erfüllen und die heiligen Stätten von Jerusalem zu begrüßen, wo er sich auch zu Grabe zu betten dachte. Es war mir rührend, aus seinen Reden zu entnehmen, wie er ganz fremd in unserer Zeit war und noch in den Tagen des Stifters seines Ordens zu leben schien. Alle die großen Ereignisse unseres Jahrhunderts waren unbeachtet an ihm vorübergegangen; er kannte außer der Geschichte des Neuen Testaments nur die seines Heiligen, dessen Leben er in allen seinen Einzelheiten zu erzählen wußte, als sei er selbst dabei zugegen gewesen. — Bei der Landung in Jaffa, dem Joppe der

Kreuzfahrer, fand der Großherzog alle Vorbereitungen zu seiner Reise durch Palästina und Syrien getroffen. Dieselben waren ihm, da er das Einfache liebte, zu großartig; aber der Orient ist von Alters her das Land des Pompes. Ein Fürst wird nicht als solcher angesehen, wenn er nicht mit einem Aufwand äußeren Glanzes reist. So waren denn auf Befehl des Sultans aus Konstantinopel nicht allein mehrere höhere Offiziere nach Jaffa beordert worden, um den hohen Gast zu empfangen und ihn überall auf türkischem Gebiet zu begleiten, sondern es fand sich dort auch eine mehr als hundert Mann starke Abteilung osmanischer Soldaten, die als Schutzwache auf der Reise dienen sollte. Zugleich war zum Zweck der Begrüßung der Pascha von Jerusalem, ein in seiner Art gebildeter Mann, der geläufig französisch sprach, in Jaffa angelangt. Von der sehr anmutig zwischen Südfruchthainen gelegenen Hafenstadt wurde so der Ritt in das Innere des Landes in zahlreicher Gesellschaft auf Rossen, wie man sie sich nicht besser wünschen konnte, angetreten. Voraus flatterte uns, wie beim jedesmaligen Aufbruch, die Fahne des Deutschen Reiches. Das erste Nachtquartier, nachdem wir am Nachmittage ausgeritten waren, bot uns das schon in der Geschichte der Kreuzzüge oft vorkommende Kloster Ramleh. Dort fand ich unter den Mönchen viele Spanier und war bald in lebhafter Unterhaltung mit ihnen. Dieselben waren fast sämmtlich seit vielen Jahren von ihrem Vaterlande entfernt, und ich konnte mehreren von ihnen Nachrichten über ihre Heimatstädte geben, die ich weit genauer kannte als sie. Der fernere Ritt von hier nach Jerusalem war ziemlich ermüdend; aber sowohl die Großherzogin, als die sie begleitenden Damen zeigten sich als wahre Heroinen. Auch auf den späteren, oft noch viel anstrengenderen Tagesreisen über die unwegsamsten Gebirge verschmähten sie es stets, von den für sie bereit gehaltenen Sänften Gebrauch zu machen, und überließen diese den weichlichen Kammerzofen.

Je mehr man sich der Hauptstadt Palästinas nähert, desto mehr nimmt die felsige Gegend den Charakter der Verödung an, als ob sie von einem Fluche getroffen sei. Da ich schon zweimal früher in Jerusalem gewesen war, konnte der Eindruck auf mich kein so gewaltiger sein, wie die heilige Stadt ihn auf die Anderen ausübte. Dennoch vermochte auch ich mich nicht dem Bann zu entziehen. Mag unser Geist reichere Nahrung in Hellas empfangen, die volle Befriedigung für unser Herz finden wir doch erst auf dem Boden, wo Christus gelebt und gelehrt. Daher begreife ich den Drang, der seit achtzehn Jahrhunderten so zahllose Scharen von Pilgern nach dem heiligen Lande getrieben, der Peter den Einsiedler begeisterte, das Abendland zu den Kreuzesfahrten aufzurufen, und den Kriegerscharen über Länder und weite Meere nach Osten voranzuziehen. — Seit ich zuletzt in Jerusalem gewesen, hatte sich die damals durch den Fanatismus der Moslimen noch argwöhnisch gehütete sogenannte Moschee des Omar auch den Ungläubigen erschlossen. Es war mir hochinteressant, den imposanten Kuppelbau nun nicht nur von dem prachtvollen Platze vor ihm aus genau zu betrachten, sondern auch sein Inneres betreten zu dürfen. Auf der seit uralten Tagen heiligen Stätte aufgeführt, wo Abraham sich zur Opferung des Isaak angeschickt haben soll, wo dann der salomonische Tempel stand, und von wo Muhammed auf dem Wunderrosse Al Borak seinen Luftritt nach Damaskus angetreten, gilt dieser Tempel den Muhammedanern als der heiligste neben dem von Mekka. Derselbe ist in einem von den übrigen alten Moscheen völlig verschiedenen Stil gebaut und erinnert weit mehr an die Sophienkirche in Konstantinopel, als an die älteren Gotteshäuser des Islam. Es ist nun zu verwundern, daß bis auf die jüngste Zeit Niemand auf den Gedanken gekommen ist, diese angebliche Moschee des Omar trage einen falschen Namen

und sei vielmehr eine christliche Kirche, und gleich ihrer Zwillingsschwester, der Hagia Sophia, ein Bau des Justinian. Auch ich war damals in der herkömmlichen Meinung so befangen, daß mir dieser nahe liegende und sich fast von selbst aufdrängende Gedanke nicht kam. Erst neuerdings hat Professor Sepp in München die Richtigkeit desselben mit sehr einleuchtenden Gründen dargethan. Als der Chalif Omar Jerusalem eroberte, weihte er die prachtvolle Kirche dem Islam. Nachher aber wurde diese Thatsache vergessen und der Bau ihm selbst zugeschrieben. — Ein seltsames Gebäude war seit meiner letzten Anwesenheit auf der Höhe des Oelbergs entstanden, eine sogenannte Vater-Unser-Kapelle, an deren Wänden das Pater noster in allen möglichen Sprachen der Welt angeschrieben steht. Eine französische Fürstin, deren Bekanntschaft wir auch machten und die Jerusalem zu ihrem Aufenthaltsort gewählt hat, ließ dies Gebäude als Dokument ihrer Frömmigkeit mit großem Kostenaufwand herstellen. Hätte die gute Dame das Gebet des Herrn als eine Art Polyglotte in den verschiedenen Sprachen drucken lassen, wie dies schon vor langer Zeit der Philolog Vater in einem jetzt selten gewordenen Bande gethan hat, so würde sie mit einer weit geringeren Geldausgabe der Welt einen größeren Dienst erwiesen haben. — Nachdem wir die Hauptstadt Palästinas verlassen, begann nun ein Nomadenleben, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Ich hatte früher schon verschiedentlich ein solches auf meinen Reisen geführt, aber dabei immer mit mancherlei Unbequemlichkeiten zu kämpfen gehabt. Diesmal jedoch war die Freiheit des umherschweifenden Beduinen mit dem exquisitesten Comfort vereinigt. Gleich den Arabern von Yemen, deren ungebundenes Naturleben in den Liedern der Hamasa so verlockend geschildert wird, führten wir unsere beweglichen Zelte von Ort zu Ort mit uns, und dieselben bildeten Abends immer ein stattliches Lager, das sich ganz wie das eines Wanderstammes ausnahm. In

der Mitte ragte das Zelt des Großherzogs und seiner Gemahlin, und es ist zu zweifeln, ob das des Königs und Dichters Amrul Kais gleich stattlich gewesen. Umher aber reihten sich zahlreiche andere, und ich habe nie in Prunkgemächern so selig geschlafen, wie unter meinem Leinenbaldachin. Zugleich war für reichliche und ausgesuchte Mahlzeiten, bei denen es an französischen und rheinischen Weinen nie mangelte, gesorgt. Auch zur Mittagszeit lud uns immer ein geräumiges Zelt zur Rast und Erquickung ein. Beinahe lästig war die große militärische Bedeckung, die der Reise den Anschein eines kleinen Feldzugs gab. Sie ließ sich jedoch nicht zurückweisen; das Höchste, was erreicht werden konnte, war, daß sie in einiger Entfernung folgte. Unser erster längerer Ritt galt einem Ausfluge nach dem Toten Meere. Bald hinter dem lieblich gelegenen und von Weinpflanzungen umgebenen Bethlehem nimmt die Gegend ein wildes Aussehen an, und durch zerrissene Schluchten über schroffe Felsgebirge hin gelangten wir an das Kloster Mar Saba. Der Patriarch von Jerusalem hatte Befehl gegeben, daß der Regel des Ordens entgegen der Großherzogin und ihren Damen Eintritt in das Kloster gewährt werden sollte. Allein infolge irgend eines Zwischenfalls war diese Ordre nicht eingetroffen, und nachdem die Thore des Klosters sich den Ankommenden geöffnet, entstand plötzlich in demselben ein allgemeiner Aufruhr, als die frommen Männer der Damen ansichtig wurden. Die eifrigsten der Mönche stürzten ihnen mit dem Ausdrucke des Entsetzens entgegen, als gälte es, böse Geister zurückzutreiben. Kein Parlamentiren von unserer Seite, keine Berufung auf das Gebot des Patriarchen half; die Thore des strengen Cönobiums wurden wieder vor uns geschlossen. Die Ufer des Toten Meers, zu denen wir später nach beschwerlichem Ritt gelangten, tragen den Charakter von Trostlosigkeit und Großartigkeit zugleich. In viel höherem Grade als der Averner See bei Neapel könnte dieses

Binnenmeer als der Eingang zur Unterwelt angesehen werden. So denkt man sich die Gegend, wo Sodom und Gomorrha vom Erdboden verschlungen worden sind, wo die Söhne des Himmels sich sträflich zu den Töchtern der Menschen gesellten und mit ihnen in der Tiefe begraben wurden. Die Umgebung des Toten Meeres, an dessen jenseitigem Ufer die weite arabische Wüste beginnt, und die freundlicheren Gestade des Jordan, wohin wir nachher gelangten, sind die Scene des Vorspiels zu dem großen Mysterium von Christi Leben und Passion. Hier glaubt man dem Johannes zu begegnen, der, in Tierfelle gehüllt, sich von Heuschrecken und dem Honig wilder Bienen nährend, von Ort zu Orte zieht, um die Menschen zur Buße zu mahnen. In Jericho, wo gläubige Hebräer ihren Glaubensgenossen noch Reste der vor Josua's Drommetenschmettern eingestürzten Mauern zeigen, genossen wir, obgleich wir uns noch in der Mitte des Winters befanden, eines wahren Sommerabends. Desto größer war der Kontrast, als wir von hier aus noch einmal zum Nachtquartier nach Jerusalem zurückkehrten. Es schien, als ob wir um viele Breitengrade nach Norden gerückt wären, und ein wärmendes Kaminfeuer that sehr wohl. Nun ging es weiter durch das Gebirge Judäas, auf steilen Wegen empor und hinab. Wer nie in diesen Gegenden gereist ist, wird zuerst ein Gefühl von Bangigkeit nicht unterdrücken können, wenn der Pfad über Steingeröll an tiefen Abgründen hinführt und jeder Tritt des Pferdes mit Sturz in jähe Schlünde zu drohen scheint. Allein Gefahr würde doch nur vorhanden sein, wenn man die mit diesen Wegen vertrauten Rosse nach eigenem Willen lenken wollte. Nach anstrengenden Tagereisen gelangten wir aus den Felsenwildnissen, in deren Mitte die alte Hauptstadt Samaria's, Sichem, liegt, in die langgestreckte Ebene von Esdraelon, von wo wir den Weg seitwärts dem Meere zu nach der kleinen Hafenstadt Chaifa einschlugen. Hier begrüßten

uns die Mitglieder einer in deren Nähe angesiedelten deutschen Kolonie. Dieselben sind aus Schwaben und gehören einer religiösen Sekte an, deren Glaube es ist, daß die auf dem heiligen Boden Palästinas Sterbenden beim Weltgericht am ersten Aussicht haben, ins Paradies aufgenommen zu werden. Eine große Weite der Weltanschauung wird Niemand diesen frommen Leuten zuschreiben; sie sollen sich indes vor den meisten anderen Sektirern dadurch auszeichnen, daß sie weniger Gewicht auf Dogmen legen, als auf Fleiß, Redlichkeit und thatkräftige Menschenliebe. Ihre Wohnungen, die in anmutiger, fruchtbarer Umgebung gelegen waren, machten einen äußerst angenehmen Eindruck. Wir unternahmen von hier einen Ausflug nach dem Kloster des Berges Karmel, wo ein Tag verbracht wurde und wo ich noch den einen oder andern der mir bei meinem Aufenthalt dort vor mehr als zwei Dezennien bekannt gewordenen Mönche zu treffen hoffte, jedoch eine ganz neue Bewohnerschaft fand. Indem ich aus dem Fenster derselben Zelle, die mich damals beherbergt hatte, auf das Meer und die fernen Schneegipfel des Libanon blickte, fühlte ich ein Schauern, weil ich mir sagte, daß seit jener Zeit schon nahezu ein Menschenalter verstrichen sei, und daß noch weitere zwei Dezennien das äußerste Maß wäre, welches noch durchleben zu dürfen ich hoffen könne. Der Gedanke an den Tod, wenn er uns plötzlich in seinem ganzen Ernste entgegentritt, breitet immer einen düstern Schatten über unsern Geist. Glücklich, wer sich wenigstens in seiner letzten Stunde bewußt ist, daß er sein Leben nicht ganz schlecht angewandt hat, daß die Zahl der ihm zugemessen gewesenen Tage, welche ihn verklagen können, sie nutzlos vergeudet zu haben, keine zu große ist! — Ich fand die jetzigen Bewohner des Karmelklosters weit minder zuvorkommend, als die ehemaligen, und nur mit Mühe gelang es mir, Zutritt zu der mir von früher her vertrauten Bibliothek zu erlangen. Die Bände dort waren mit dickem Staube

überdeckt, so daß mir der Argwohn aufstieg, seit meiner letzten Anwesenheit seien sie von Niemandem berührt worden. — Auf dem Ritt von hier nach Acre, der immer in der Nähe des Meeres hinführte, tummelten sich die uns begleitenden türkischen Krieger in wilden Evolutionen auf ihren feurigen Rossen um uns her, indem sie, ihre Rohrlanzen schwenkend und schleudernd, das Dscherridspiel aufführten. Vor S. Jean d'Acre zog der Pascha dem Großherzog zu feierlichem Begruß entgegen, geleitete ihn alsdann in die Stadt und diente ihm als Führer bei der Besichtigung von deren Festungswerken, die freilich von geringer Bedeutung sind und selbst dem kleinsten abendländischen Heere nicht lange Widerstand leisten würden. Um die Mauern von Acre schweben die Schatten Bohemund's, Tancred's und des Richard Löwenherz, wie wir denn auch auf der weitern Reise durch verfallenes Gemäuer, Türme und halbgestürzte Kastelle häufig an die Zeit erinnert wurden, als dort der Kampf zwischen Kreuzfahrern und Saracenen wogte und sich in den christlichen Königreichen, die auf den Trümmern arabischer Herrschaft errichtet wurden, Ritterburgen nach Art derer am Rhein erhoben. — Vom alten Ptolemais ging es nach Nazareth, das in seinem lachenden, jetzt in vollem Frühlingsschmuck prangenden Thale wohl den Wunsch nach längerem Aufenthalt erregen konnte. Die Heimat Christi ist vorzugsweise von Nazarenern bevölkert, und verschiedene ihrer Konfessionen haben hier ihre Kapellen oder Gotteshäuser: außer der römisch- und griechisch-katholischen auch die protestantische. Welche derselben würde der Meister, dessen Lehren sie alle in ihrer einzig wahren Gestalt zu besitzen behaupten, wohl anerkennen? Ich glaube, keine. Von einem Priester der griechischen Kirche, mit dem ich mich bei einer Wanderung durch die Umgebung von Nazareth in ein Gespräch einließ, hörte ich, was mir schon verschiedentlich auf dieser Reise entgegengetreten war, daß die jüngste große Machterhebung Deutschlands einen außer-

ordentlichen Eindruck auf die Christen in Palästina und Syrien gemacht habe, und daß Viele die Erwartung hegten, das neue Reich werde Besitz vom heiligen Lande nehmen. Speziell an die Reise des Großherzogs knüpfte sich sehr allgemein die Vermutung, er wolle diese Gegend eingehend besichtigen, um deren Occupation durch Deutschland vorzubereiten. Meine Versicherungen, daß auch nicht der geringste derartige Gedanke obwalte, fanden bei dem Priester keinen Glauben. Daß die Christen im Orient lebhaft einen Wechsel der Herrschaft wünschen, begreift sich; denn wenn sie auch weit minder von der osmanischen Regierung zu dulden haben, als ehemals, müssen sie doch stets vor dem Fanatismus der moslimischen Bevölkerung zittern, der wohl bisweilen erloschen zu sein scheint, jedoch immer als Funke unter der Asche glimmt und, durch irgend einen Umstand angefacht, plötzlich in zerstörende Flammen ausbrechen kann. Ich will mich nicht in den Rat der Mächtigen eindrängen, gestehe jedoch, ich möchte noch erleben, daß der Beherrscher des Deutschen Reiches in die Fußstapfen der beiden großen Hohenstaufen tritt, um seine Fahne in Palästina aufzupflanzen, aber das Land nicht in blutigem Kriege zu verheeren, sondern dort ein Reich der Zivilisation und Toleranz nach dem Sinne Nathan's des Weisen zu gründen. — Der Weg nach dem Berg Tabor durch frühlingsgrüne Wiesen zwischen blühenden Mandel- und Pfirsichbäumen war von großer Schönheit. Der Gipfel des heiligen, steil zu erklimmenden Felsens glänzte am Nachmittag, als die Strahlen der sinkenden Sonne ihn verklärten, wie auf Rafael's Transfiguration. Von der Höhe erblickten wir zuerst den See von Genezareth, zu dem wir nun hinabritten, um die Zelte an seinen Ufern zu schlagen. Ueberall in diesen Gegenden ist eine starke christliche Bevölkerung, und in der Stadt Tiberias mußten wir notgedrungen infolge der Aufforderung der dortigen griechischen Gemeinde, die uns mit fliegenden Fahnen entgegenzog,

einem Gottesdienste mit entsetzlicher Musik beiwohnen. Ein Priester deklamirte eine lange, pomphafte Kassîde in arabischen Versen an den Großherzog, und das gab mir unvermutet einen historischen Aufschluß, auf den ich bisher nicht verfallen war. Die Geschichtsschreiber der spanischen Araber, die so oft Poesien in ihre Prosa einflechten, teilen nicht selten Gedichte mit, in welchen moslimische Poeten die kleinen christlichen Fürsten der Halbinsel ansingen. Bisher hatte ich dies nun als einen Beweis angesehen, daß unter den spanischen Christen das Verständnis der arabischen Sprache, auch der so sehr schwierigen Poesie, mehr verbreitet gewesen sei, als man gewöhnlich glaubt. Was ich heute erlebte, legte mir dagegen den Gedanken nahe, auch die Fürsten Spaniens und ihre Umgebung hätten von den ihnen vorgetragenen Versen ebensowenig etwas verstanden, wie der Großherzog und wir von der langen Kassîde. Ich selbst, der ich mich so viel mit dem Arabischen beschäftigt habe, konnte wohl einige Stellen des langatmigen, in Metaphern und Hyperbeln schwelgenden Gedichtes verstehen, das der Geistliche mit großem Pathos recitirte, allein Vieles darin blieb mir unklar, und ich hätte den Sinn erst nach sorgfältigen Studien mit Hilfe des Lexikons herauszubringen vermocht. Vermutlich würde jedoch der Text ein solches Studium nicht belohnt haben, und ich erbat mir daher von dem Verfasser keine Abschrift seines Werkes. Wir Alle waren herzlich froh, als wir, den schmutzigen Straßen von Tiberias entronnen, ein Boot besteigen und eine Fahrt auf den dunkelgrünen Wellen des Sees machen konnten. Wenn das ganze gelobte Land durch Jesu Leben zu einem Tempel geweiht worden ist, so muß das „Galiläische Meer" als dessen Allerheiligstes angesehen werden, denn auf einer Höhe an seinen Ufern hat Christus die Bergpredigt gehalten, in welcher sich seine himmlische Seele am reinsten ausgesprochen, und die nebst einigen verwandten Stellen des Neuen Testaments das echte

Evangelium enthält. Alle Apostelbriefe, alle von dem dumpfen Sinne von Menschen, die den göttlichen Meister nicht zu fassen wußten, ausgebrüteten Glaubenssätze werden, so Gott will, von dem reinen Lichte dieses Evangeliums aufgezehrt werden, und wenn diese Zeit kommt, wird die Menschheit zum See Genezareth wallfahrten. Von allen geweihten Bergen der Erde, dem Alburs der iranischen Götterſage, dem Meru, dem Olymp, dem Sinai, dem Tabor, ist der heiligste derjenige, auf dem die Bergpredigt gehalten ward. — Unser fernerer Weg nach Norden war reich an landschaftlicher Schönheit, besonders in der wildromantischen Umgebung von Banias, und führte, überragt von dem Schneegipfel des Hermon, durch Schluchten mit verschlungenem Baumdickicht, aus denen die Blüten von Rhododendren und Johannisbrotbäumen hervorleuchteten. In der Hauptstadt Syriens, Damaskus, waren Vorbereitungen zu glänzendem Empfang des Großherzogs getroffen worden. Etwa eine Meile vor der Stadt fanden wir ein Zelt von königlicher Pracht aufgeschlagen; vor ihm harrten der Gouverneur von Syrien, Subhi Pascha, und sein Gefolge von Würdenträgern auf reich geschmückten Rossen des Ankommenden und bezeugten ihm im Namen des Sultans ihre Huldigung. Wir Alle saßen ab und traten auf Einladung des Gouverneurs in das geräumige Zelt, wo wir uns auf Diwans niederließen, um auf morgenländische Art mit Kaffee und Süßigkeiten bewirtet zu werden, dazu auch aus Tschibuks mit gewaltigen Bernsteinspitzen zu rauchen. Nachdem die Zeremonie vorüber, ward der Einzug in Damaskus gehalten, dessen ganze Bevölkerung auf den Straßen und Dächern der Häuser versammelt zu sein schien, um dem Schauspiel beizuwohnen. Die syrische Hauptstadt zeigte sich in der Woche, die wir dort verbrachten, auf die vorteilhafteste Art. Der Frühling hatte die umliegenden Höhen und Thäler reich mit Grün und Blüten geschmückt. Ueber dieselben hinweg blickten die beschneiten Gipfel des

Antilibanon, und der Barada rauſchte mit höheren Wellen. An jedem Morgen wurden Spazierritte gemacht, um die Ghauta nach allen Richtungen hin zu durchſtreifen oder von einem Hügel eine Ausſicht auf die weithingebreitete Stadt zu gewinnen. Dann folgte ein Gang durch die Bazare, und beſonders intereſſant war der Beſuch vieler Privathäuſer, die ſich durch die Pracht ihrer in echt orientaliſchem Stil gehaltenen Ausſchmückung hervorthun. Die inneren Höfe dieſer Häuſer mit ihren Springbrunnen und marmoreingefaßten Teichen, die Säle und Wohngemächer mit ihren azulejosgeſchmückten Wänden, Hufeiſenbogenfenſtern, tropfſteinartigen Gewölben und vaſenverzierten Niſchen erinnerten mich lebhaft an die Alhambra ſowie an einige alte Häuſer in Sevilla und auf dem Albaicin von Granada, wo ſich freilich nur noch Reſte ſolcher Herrlichkeit finden. Die arabiſche Anordnung und Einrichtung der Wohnhäuſer iſt ſicher die für den Süden angemeſſenſte, und man muß ſich wundern, daß ſie ſich von Sicilien aus nicht auch über Italien verbreitet hat. Die großen Säle und Hallen der italieniſchen Paläſte erſetzen nicht dieſe Höfe, unter deren Arkaden und an deren Waſſerbecken die Hausbewohner beim Plätſchern der Fontänen ſelbſt die heißen Julitage hindurch angenehme Friſche einatmen. — Der Gouverneur, Subhi Paſcha, der höchſte Würdenträger des osmaniſchen Reichs nach dem Sultan, veranſtaltete in ſeinem Palaſt glänzende Feſte, die, wenn auch nach europäiſchem Gebrauch dabei Meſſer und Gabel in Anwendung kamen, noch genug von orientaliſchem Charakter bewahrten und beim bunten Lampenſchein, welcher Treppen, Korridore und die umliegenden Gärten erhellte, einen märchenhaften Reiz hatten. Man konnte glauben, an Gelagen bei Harun's Lieblingsvezier Dſchafr teilzunehmen. Nach der Ausſage mehrerer türkiſchen Offiziere war der Gaſtgeber Subhi zugleich der bedeutendſte Gelehrte und Dichter des heutigen osmaniſchen Reichs. Er ſoll ein großes philoſophiſches Werk

und einen umfangreichen Diwan verfaßt haben. Bei den hohen Lobpreisungen beider Leistungen des seltenen, in seinen Gesichtszügen unstreitig Intelligenz verratenden Mannes, stieg in mir zuerst das Bedauern auf, dieselben bei meiner mangelhaften Kenntnis des Türkischen nicht lesen zu können. Bald aber tröstete ich mich mit der Erwägung, daß die von Hammer in seiner „Geschichte der osmanischen Poesie“ mitgeteilten Uebersetzungsproben aus zweitausend türkischen Dichtern nicht eben den Wunsch erregen könnten, den Zweitausendunderſten kennen zu lernen. Was aber das philosophische Werk betrifft, so meinte ich, daß schwerlich ein Muhammedaner sich so weit von der Glaubenslehre des Koran emanzipirt haben werde, um ein anderes, als ein scholastisches System aufzuführen. Uebrigens will ich doch unsere Orientalisten darauf aufmerksam machen, daß es für das Abendland interessant sein könnte, wenn sie dasselbe mit dem philosophischen Werk des türkischen Hegel oder Schelling bekannt machten. Der kommandirende General von Damaskus, dessen Namen ich vergessen habe, beeiferte sich gleichfalls, den nordischen Gast zu feiern, und veranstaltete eine große Truppenrevue. An Bildung stand er dem gelehrten Gouverneur weit nach. Die Unterhaltung mit ihm mußte mittels eines Dolmetschers geführt werden, da er kein Wort einer europäischen Sprache verstand, und bei dem Diner, das er gab, verriet sich seine Ungeschicklichkeit, mit anderen Gerätschaften als den Händen zu essen. — Sehr willkommen war es mir, den Großherzog bei einem längeren Besuch begleiten zu dürfen, den er dem alten Abdel Kader machte. Dieser tapfere und hochgesinnte Mann genoß die allgemeine Achtung und Verehrung ebenso seiner Glaubensgenossen wie der Christen. Nachdem er mit wahrem Heroismus seine Unabhängigkeit gegen die Franzosen verteidigt, dann aber der feindlichen Uebermacht erlegen und längere Zeit Gefangener auf dem Schloß zu Pau gewesen, doch gegen sein Wort, nicht wieder zu den Waffen

zu greifen, freigelaſſen worden war, hatte er ſeinen Aufenthalt zuerſt zu Bruſſa, dann in Damaskus genommen. In wirklich bewunderungheiſchender Weiſe war hier der Adel ſeines Charakters bei Gelegenheit des großen Chriſtenmordes vom Jahre 1860 zu Tage getreten. Obgleich ſelbſt gläubiger Moslem, und obgleich von den Chriſten aus ſeiner Heimat verdrängt, hatte er ſich mit lebhaftem Eifer der Verfolgten und mit dem Tode Bedrohten angenommen und mehr als tauſend derſelben vor dem Mordſchwert der fanatiſchen Muhammedaner gerettet, welche würgend die Straßen der ſyriſchen Hauptſtadt durchzogen. Es war eine beſcheidene, jedoch anſtändige Wohnung, in welcher der greiſe Emir, ein Mann von mittelgroßer Statur, edlen, den Ausdruck von Wohlwollen tragenden Zügen und noch nicht erloſchenem Feuer in den Augen, den Großherzog empfing. Nach einigen einleitenden Begrüßungsworten von beiden Seiten wandte ſich das Geſpräch alsbald auf den letzten deutſch-franzöſiſchen Krieg, und Abdel Kader ſprach in enthuſiaſtiſcher Weiſe ſein Lob der deutſchen Feldherren und des deutſchen Heeres aus. Er zeigte ſich aufs genaueſte vom Gange des ganzen Krieges, ſowie von den einzelnen ſtrategiſchen Operationen unterrichtet, und was ihm noch zu beſonderer Ehre gereichte, war, daß er keine Bitterkeit gegen ſeine alten Feinde, die Franzoſen, an den Tag legte. Das Geſpräch, das franzöſiſch geführt wurde, währte lange; allein der goldene Strom der Rede, der vom Munde der beiden Sprecher floß, ließ mich beklagen, daß es nicht noch länger dauerte. Als der Emir ſich dann mit freundlichen Worten auch an mich wandte und ich ihn in nächſter Nähe betrachtete, prägte ich ſeine edle Erſcheinung meinem Gedächtniſſe feſt ein, und noch heute, wo die Kunde ſeines Todes die Welt durchfliegt, ſteht Abdel Kader's Geſtalt lebendig vor mir. So mag Sultan Saladdin ausgeſchaut haben, der gleich ihm nicht nur viele Moslimen, ſondern auch viele Chriſten ſeiner Zeit an Edelſinn und Freiheit

des Geiſtes überragte. — Auf einem Diner beim Gouverneur ſaß ich an der Seite des engliſchen Konſuls, und zufällig erwähnte dieſer der vielbeſprochenen Lady Ellenborough, geborenen Digby, die ſich am Schluſſe der mannigfachen Irrfahrten ihres Lebens in Damaskus niedergelaſſen hatte. Zuerſt mit einem alten Lord vermählt, war ſie ſeitdem nach wechſelnder Verbindung mit, wie man ſagt, ſieben Ehemännern nach dem Morgenlande gereiſt und hatte dort dauerndere Befriedigung durch die Vermählung mit dem Häuptling eines in der Wüſte zwiſchen Damaskus und Palmyra umherſtreifenden Araberſtammes gefunden. Mir war ſchon früher manches über die Schickſale dieſer Dame zu Ohren gekommen, und ich beſchäftigte mich mit der Idee, ſie zur Heldin eines humoriſtiſchen Epos zu machen. Hierzu wäre ſie ſicher ſehr geeignet geweſen. Die engliſche Ariſtokratie mit ihrer Prüderie und Bigotterie und die junge und ſchöne Frau in der Mitte derſelben an einen unleidlichen, pedantiſchen Gemahl gekoppelt, ſodann deren Flucht mit einem Geſandtſchaftsattaché nach Wien, wo die Salons der diplomatiſchen und hochadeligen Geſellſchaft in der Metternich'ſchen Zeit zu pikanten Schilderungen Stoff geboten hätten; weiter der Aufenthalt der Lady im München Ludwig's I., wo ſie Gattin eines bayeriſchen Edelmannes wurde und wegen ihrer Schönheit zahlreiche Huldigungen empfing; ferner ihr abenteuerliches Leben in den Nordgebirgen Griechenlands an der Seite eines tapfern Banditenchefs, und wieder die Winterſaiſon, welche ſie in Athen zubrachte, wo ſie die glänzendſte Erſcheinung bei den Hoffeſten des Königs Otto war und ſogar Einfluß auf die hohe europäiſche Politik ausübte, indem die Geſandten verſchiedener Mächte zu ihren Füßen lagen und ihre Ratſchläge für Befehle erachteten; endlich nun der Schluß dieſes Lebensromans im Orient, wo ſie bald in nomadiſcher Tracht mit den Beduinen die Wüſte durchſchweifte, die Kameele melkte und zu ihrer großen Ergötzung die vorüberziehenden

Karawanen ausplünderte, hiernächst wieder zur A
monatelang ihren Gemahl, der wie alle Beduinen
haßte, verließ und in ihrem kleinen Palast zu Do
lebhaft mit der englischen Literatur und mit ph
Studien beschäftigte — sicher läßt sich nicht lei
stigerer Vorwurf für ein modernes, im freien
Humors Ernst und Scherz verbindendes Epos
nun der englische Konsul die Lady kannte und
mich bei ihr einzuführen, war ich hocherfreut über
die Heldin meines projektirten Gedichtes persönlic
lernen. Schon am nächsten Tage begleitete mich
in ein wohlgebautes Haus, und ein arabischer T
uns die Treppe hinauf in einen eleganten Salon
wir einige Minuten dort verweilten, betrachtete ich
landschaftliches Gemälde, das auf einer Staffelei
mehrere umherliegende Farbenskizzen, die von der A
der Hauseigentümerin mit der Malerei Zeugnis
den Tischen befanden sich verschiedene Erzeugnisse
englischen Literatur. Nicht lange darauf trat Lady
— so wird sie gewöhnlich nach ihrem ersten Gem
obgleich sie seitdem so viele andere Männer gehal
den Salon. Sie war auf halb orientalische W
die Brauen und die Augenränder hatte sie na
Sitte mit Kohol schwarz, die Finger mit Henna
Ihre Statur war klein, ihr Antlitz trug, obgle
sich dem siebenzigsten Jahre näherte, noch deutl
ehemaliger Schönheit. Da ich nicht erwarten konn
von den mannigfachen Abenteuern ihres früheren
auch von ihrer nomadischen Existenz in der Wü
so mußte ich schon damit zufrieden sein, meine
mir bisher nur als Phantasiebild vorgeschwebt hat
vor mir zu sehen und sie mit beredten Worten d
Aufenthalts im Osten rühmen zu hören. Sie sa

ſie dieſe kennen gelernt, werde ſie ſich nie entſchließen können, in den Rauch und Qualm der europäiſchen Städte zurückzukehren. Als ich verſuchte, die Rede auf einen der Orte, wo ſie früher Triumphe gefeiert hatte, zu bringen, wich ſie gefliſſentlich aus und begann ihre arabiſchen Roſſe zu preiſen, auf denen ſie häufig Spazierritte mache; dann forderte ſie mich auf, ihr hinunter in den Stall zu folgen, damit ſie mir die edlen Tiere zeigen könnte. Ich entſprach der Einladung und drückte meine Bewunderung der mir von einem jungen Araber vorgeführten Pferde aus, was ihr viele Freude machte und ſie veranlaßte, das Geſchlechtsregiſter eines jeden herzuſagen. Zuletzt ſchied ich ſehr befriedigt, die Bekanntſchaft der Dame gemacht zu haben, die ein Beiſpiel von Extravaganz darbot, das nur Großbritannien erzeugen konnte. Wie ich allgemein hörte, war Lady Ellenborough, die ſeitdem aus der Welt der Lebenden abgerufen worden iſt, von großer Herzensgüte und machte von ihrem bedeutenden Vermögen hauptſächlich zu wohlthätigen Zwecken Gebrauch. Dies ſollte nicht vergeſſen werden, wenn auch einzuräumen iſt, daß ſie in Hinſicht der Moralität kein ſehr erbauliches Beiſpiel gegeben hat.

Bei dem Ritt von Damaskus über den Antilibanon erlebte ich ſeltſamerweiſe eine Wiederholung deſſen, was ich vor vielen Jahren hier erfahren hatte. Nachdem wir den durch maleriſche Schönheit ausgezeichneten Ort Ain Fidſche, wo der Fluß Barada ſchäumend aus wilder Felſenſchlucht hervorbricht, verlaſſen hatten, begannen die Wolken, die über dem Gebirge lagerten, Ströme von Regen herabzugießen. Im Thal, wo die Zelte zur Nachtraſt aufgeſchlagen wurden, war der Boden ſo durchweicht, daß die Zeltpfähle kaum einen Halt in ihm fanden, und in der Nacht tobte der Sturm ſo entſetzlich, daß ich immer fürchtete, er werde das leinene Dach über mir wegreißen. An das Heulen der Schakals, das man in Syrien ſogar in den bewohnteren Gegenden allnächtlich vernimmt,

Karawanen ausplünderte, hiernächst wieder zur Abwechselung monatelang ihren Gemahl, der wie alle Beduinen die Städte haßte, verließ und in ihrem kleinen Palast zu Damaskus sich lebhaft mit der englischen Literatur und mit philosophischen Studien beschäftigte — sicher läßt sich nicht leicht ein günstigerer Vorwurf für ein modernes, im freien Spiele des Humors Ernst und Scherz verbindendes Epos finden. Da nun der englische Konsul die Lady kannte und mir anbot, mich bei ihr einzuführen, war ich hocherfreut über die Aussicht, die Heldin meines projektirten Gedichtes persönlich kennen zu lernen. Schon am nächsten Tage begleitete mich der Konsul in ein wohlgebautes Haus, und ein arabischer Diener führte uns die Treppe hinauf in einen eleganten Salon. Während wir einige Minuten dort verweilten, betrachtete ich ein kleines landschaftliches Gemälde, das auf einer Staffelei stand, sowie mehrere umherliegende Farbenskizzen, die von der Beschäftigung der Hauseigentümerin mit der Malerei Zeugnis gaben. Auf den Tischen befanden sich verschiedene Erzeugnisse der neuesten englischen Literatur. Nicht lange darauf trat Lady Ellenborough — so wird sie gewöhnlich nach ihrem ersten Gemahl genannt, obgleich sie seitdem so viele andere Männer gehabt hat — in den Salon. Sie war auf halb orientalische Weise gekleidet, die Brauen und die Augenränder hatte sie nach arabischer Sitte mit Kohol schwarz, die Finger mit Henna rot gefärbt. Ihre Statur war klein, ihr Antlitz trug, obgleich sie sicher sich dem siebenzigsten Jahre näherte, noch deutliche Spuren ehemaliger Schönheit. Da ich nicht erwarten konnte, sie werde von den mannigfachen Abenteuern ihres früheren Lebens oder auch von ihrer nomadischen Existenz in der Wüste erzählen, so mußte ich schon damit zufrieden sein, meine Heroine, die mir bisher nur als Phantasiebild vorgeschwebt hatte, leibhaftig vor mir zu sehen und sie mit beredten Worten die Reize des Aufenthalts im Osten rühmen zu hören. Sie sagte, nachdem

sie diese kennen gelernt, werde sie sich nie entschließen können, in den Rauch und Qualm der europäischen Städte zurückzukehren. Als ich versuchte, die Rede auf einen der Orte, wo sie früher Triumphe gefeiert hatte, zu bringen, wich sie geflissentlich aus und begann ihre arabischen Rosse zu preisen, auf denen sie häufig Spazierritte mache; dann forderte sie mich auf, ihr hinunter in den Stall zu folgen, damit sie mir die edlen Tiere zeigen könnte. Ich entsprach der Einladung und drückte meine Bewunderung der mir von einem jungen Araber vorgeführten Pferde aus, was ihr viele Freude machte und sie veranlaßte, das Geschlechtsregister eines jeden herzusagen. Zuletzt schied ich sehr befriedigt, die Bekanntschaft der Dame gemacht zu haben, die ein Beispiel von Extravaganz darbot, das nur Großbritannien erzeugen konnte. Wie ich allgemein hörte, war Lady Ellenborough, die seitdem aus der Welt der Lebenden abgerufen worden ist, von großer Herzensgüte und machte von ihrem bedeutenden Vermögen hauptsächlich zu wohlthätigen Zwecken Gebrauch. Dies sollte nicht vergessen werden, wenn auch einzuräumen ist, daß sie in Hinsicht der Moralität kein sehr erbauliches Beispiel gegeben hat.

Bei dem Ritt von Damaskus über den Antilibanon erlebte ich seltsamerweise eine Wiederholung dessen, was ich vor vielen Jahren hier erfahren hatte. Nachdem wir den durch malerische Schönheit ausgezeichneten Ort Ain Fidsche, wo der Fluß Barada schäumend aus wilder Felsenschlucht hervorbricht, verlassen hatten, begannen die Wolken, die über dem Gebirge lagerten, Ströme von Regen herabzugießen. Im Thal, wo die Zelte zur Nachtrast aufgeschlagen wurden, war der Boden so durchweicht, daß die Zeltpfähle kaum einen Halt in ihm fanden, und in der Nacht tobte der Sturm so entsetzlich, daß ich immer fürchtete, er werde das leinene Dach über mir wegreißen. An das Heulen der Schakals, das man in Syrien sogar in den bewohnteren Gegenden allnächtlich vernimmt,

hatte ich mich zwar ſchon gewöhnt; diesmal aber machte es im Verein mit dem Klatſchen des Regens und dem Gebrauſe des Windes einen unheimlichen Eindruck. Am nächſten Tage, als wir höher emporſtiegen, trat ſtarkes Schneegeſtöber ein, und das Unwetter wurde zuletzt ſo arg, daß wir in den Bauernhäuſern eines elenden Dorfes Schutz ſuchen mußten. In Räumlichkeiten, denen verglichen die der ärmlichſten Alpenhütte in der Schweiz palaſtartig ſcheinen können, nahmen wir das Frühſtück ein. Nachdem ſich der Himmel etwas aufgehellt hatte, waren uns Holzpantoffeln mit enorm hohen Abſätzen, die hier im Gebrauche ſind, dienlich, um trockenen Fußes die Pferde zu erreichen. Nun ging es in das Leonthesthal hinab, wo wir in jähem Wechſel das ſchönſte Sommerwetter fanden. Die berühmten Ruinen von Baalbek machten noch nach Beſichtigung derer von Theben Eindruck. Wenn ſie ihnen auch an Großartigkeit bei weitem nachſtehen, übertreffen ſie dieſelben doch durch ihre pittoreske Lage. In Beirut, wohin wir uns nun begaben, nahm unſer Zeltleben zu meinem lebhaften Bedauern ein Ende. Selbſt wenn die Unbequemlichkeiten, die in den letzten Tagen damit verbunden geweſen, noch ferner fortgewährt hätten, ich würde mich ihnen gerne unterworfen haben. Das Sprichwort, nur Reiſen ſei Leben, iſt in vollem Sinne erſt von dieſer Art des Reiſens wahr; und ich begreife, wie die Beduinen vor dem Gedanken, ſich in Städten ſeßhaft zu machen, zurückbeben, wie ſie, wenn ſie dazu genötigt ſind, langſam ſiechen und hinſterben. Die arabiſchen Geſchichtsſchreiber erzählen von einem ſchönen Mädchen der Wüſte, das die Liebe eines Chalifen gewonnen habe und von ihm zu ſeiner Gemahlin erhoben worden ſei. Der Beherrſcher der Gläubigen überſchüttete ſie mit Allem, was ihr Herz nur wünſchen mochte; allein aus der Pracht und dem Luxus des Palaſtes, wo Scharen von Sklavinnen ihrer Gebote harrten, ſehnte ſie ſich in ihre Wüſte zurück und entfloh zuletzt zu ihren Stammesgenoſſen,

um mit ihnen Tags von Ort zu Ort zu ſtreifen, Abends ſich und ihnen an dem beweglichen, aus zwei Steinen errichteten Feuerherd ein kärgliches Mahl zu bereiten. Ob das Letztere mir behagen würde, laſſe ich zwar dahingeſtellt; für die Entbehrungen dieſer Art fände ich indes bei ſolchem nomadiſchen Leben reichlichen Erſatz darin, daß alle die geiſtigen und körperlichen Leiden von mir weichen würden, denen ich nun bei der Rückkehr nach Europa wieder entgegenging. Es iſt wunderbar, welche Heiterkeit, welche Kraft und Friſche ſich durch Seele und Leib ergießt, wenn man ſo vom Morgen bis zum Abend zu Roſſe ſitzt, wie ſanft der Schlaf ſich auf das Auge ſenkt, wenn man unter dem Zelt, das der freien Luft des Himmels von allen Seiten Zutritt gewährt, ſich zur Ruhe ſtreckt. In auffallender Weiſe erfuhr ich bei dieſer letzten Reiſe, was ich ſchon bei meinen früheren ähnlichen gewahr geworden, daß Krankheiten und Unwohlſein, die uns ſonſt ſo viele Stunden verbittern, bei der unaufhörlichen Bewegung in friſcher Luft keine Macht über uns haben. Die Witterung war während der ganzen Zeit ſehr wechſelnd geweſen, und faſt täglich hatten ſich Regenſchauer ſo plötzlich entladen, daß es mir unmöglich wurde, den ſchützenden Mantel, der vorn an meinen Sattel feſtgeſchnallt war, anzulegen, bevor ich ganz durchnäßt ward. Mit ſo naſſen Kleidern hatte ich dann bis zum Abend den Ritt fortgeſetzt; und doch war eine Erkältung, wenn ſie eingetreten, immer ſehr ſchnell wieder gewichen. Das Gleiche hatte bei der ganzen Reiſegeſellſchaft ſtattgefunden.

Als wir in Beirut auf das Schiff geſtiegen waren und ich am Abend zum Himmel aufblickte, ward ich mir mit Trauer bewußt, wie weit wir ſchon der Grenze der Tropen, an der wir uns in Philä befunden, wieder entrückt ſeien. Der ſchöne Stern Kanopus, das Lieblingsgeſtirn der orientaliſchen Dichter, an dem mein Auge ſo oft gehangen, ſtieg ſchon nicht mehr

über den Horizont, und unaufhaltsam ging es nun nach Norden. Den Inseln Cypern und Rhodos konnte nur ein flüchtiger Besuch gewidmet werden; auf dem letzteren Eiland waren die Wappenschilder an den Häusern wie die sonstigen Denkmale, die noch von dem ehemaligen Aufenthalt der Johanniter Zeugnis geben, besonders jetzt interessant, da dieser Orden in neuester Zeit eine wirklich fruchtbare und segensreiche Thätigkeit entfaltet. Sind die Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem auch nicht mehr die Löwen der Schlacht, welche Tyrus und Accon erstürmt, so haben sie doch ihrem anderen Beruf, dem der Pflege von Kranken und Verwundeten, besonders in dem letzten Kriege ehrenvoll entsprochen. Smyrna begrüßte uns unter dem lachenden Himmel Joniens im vollen Frühlingsschmuck, und ich freute mich, bei einem Ausflug, der von hier nach Ephesus gemacht wurde, die Ausgrabung des Dianentempels in den beiden letzten Jahren rüstig vorgeschritten zu sehen. In Athen, wohin nun die Fahrt ging, wurde ein längerer Besuch bei der griechischen Königsfamilie gemacht. In denselben Räumen des stattlichen, von Klenze erbauten Palastes, wo ich ehemals von König Otto und der Königin Amalie empfangen worden war, herrschte nun ein dänischer, mit einer russischen Prinzessin vermählter Königssohn. Daß dieser Wechsel von segensreicher Wirkung für Land und Volk gewesen, schien an Ort und Stelle von Niemandem behauptet zu werden, selbst nicht von den Anstiftern der Revolution, welche den Thronwechsel herbeigeführt hatten. König Otto war ein durchaus wohldenkender Fürst von den besten Absichten gewesen, und ich hörte vielfach, daß in dem größten Teile der Bevölkerung, nachdem sie ihn verloren, sich Bestürzung und Trauer gezeigt habe. Die Revolte, welche das Ende der bayerisch-griechischen Herrschaft herbeiführte, würde auch wahrscheinlich gar nicht dieses Resultat gehabt haben, wenn König Otto, der sich bei deren Ausbruch unglücklicherweise auf einer

Reise befand, bei seiner Rückkehr sich nicht durch falsche Ratschläge hätte bestimmen lassen, von der griechischen Küste wieder abzusegeln, bevor er noch in seiner Hauptstadt gelandet. Sehr merkwürdig war mir, was mir ein griechischer höherer Offizier erzählte. Derselbe hatte zu den Häuptern des Aufstandes gehört und sich mit einer Deputation an Bord des Schiffes begeben, auf dem sich Otto befand, um demselben Forderungen der Revolutionäre vorzutragen, die er ohne Schädigung seiner Macht und seines Ansehens nicht bewilligen konnte. Der Offizier sagte nun wörtlich: „Ich habe seitdem eingesehen, daß unser ganzer Aufstand und unsere Forderungen unsinnig waren; König Otto hätte uns Rädelsführer an den höchsten Mast seines Schiffes aufknüpfen lassen und dann an das Land steigen sollen. Das Volk würde ihn mit offenen Armen aufgenommen haben und die ganze Revolution wäre beendigt gewesen; aber dazu war er zu gutmütig.“ — Während unseres Aufenthalts in Athen fand die fünfzigjährige Feier der Unabhängigkeitserklärung Griechenlands unter Kapodistrias statt, und die Enthüllung der Statue des Letzteren wurde festlich begangen. Bei dieser Gelegenheit hielten mehrere der griechischen Staatsmänner Reden, und der Dichter Valaoritis, der zu den besten aus dem heutigen Griechenland gehören soll, recitirte ein langes Festpoem. Ich lernte Letzteren kennen und erhielt von ihm eine Anzahl seiner Werke zum Geschenk. Beschämt mußte ich ihm einige Tage später bekennen, daß mir, obgleich ich das Neugriechische leidlich zu verstehen geglaubt hätte, in seinen Dichtungen sehr Vieles unklar geblieben sei. Erst nun erfuhr ich den Grund hievon, da Valaoritis mir sagte: während die meisten anderen neueren Dichter seines Volkes darauf ausgingen, ihre Sprache der altgriechischen möglichst zu nähern, suche er eine größere Popularität seiner Dichtungen dadurch zu erzielen, daß er viele Worte aus dem Dialekt des gemeinen Volkes zur Anwendung bringe. Am Abend des Tages, an

welchem die erwähnte Feier gewesen, fand ein großes Diner im Palaste statt, an dem alle Staatsmänner, Deputirte und überhaupt hervorragende Männer, die Athen besitzt, teilnahmen. Mir war ein Platz dem König schräg gegenüber zwischen zwei ehemaligen Ministern angewiesen. Bei dem Gespräch mit Beiden suchte ich zu vermeiden, daß dasselbe die Wendung auf Politik nehme, die mich auch am wenigsten interessirte. Aber zu meiner großen Verlegenheit unterhielt mich bald der Eine, bald der Andere von den vortrefflichen Eigenschaften des Königs Otto, indem sie es als das größte Unglück für das Land bezeichneten, daß dieser ausgezeichnete Fürst es nicht mehr beherrsche. Da die beiden Exminister ganz ungenirt mit lauter Stimme sprachen, konnte es kaum ausbleiben, daß der Gastgeber, der jetzige König, es hörte, und ich saß daher wie auf Kohlen. — Wenn ich nun nach Allem, was mir in Athen zu Ohren kam, annehmen muß, daß der Rücktritt des Königs Otto, mindestens gesagt, den Neuhellenen keine entschiedenen Vorteile gebracht hat, so möchte es doch voreilig sein, wenn ich behaupten wollte, durch den jungen Herrscher, der an dessen Stelle getreten, sei Unheil über das Land gekommen. Die unbefriedigenden Zustände daselbst rühren von den politischen Parteiungen und von dem persönlichen Ehrgeiz der Volksvertreter her, welche weniger auf das allgemeine Wohl, als auf Ministerstühle für sich selbst hinarbeiten. Nur einem Herrschergenius, wie er nicht in jedem Jahrhundert geboren wird, könnte es gelingen, bei diesem eingewurzelten Uebelstand das Königreich Hellas einigermaßen zu der Höhe zu erheben, die seines großen Namens würdig wäre und welche es erreichen zu sehen Europa während des Unabhängigkeitskriegs der Griechen erwartete.

Da ich schon von meinem früheren Aufenthalt in Konstantinopel mit dem Großherzog gesprochen habe, übergehe ich den diesmaligen. Seit jener Zeit waren verschiedene

Sultane auf den Thron des Eroberers von Byzanz gestiegen und wieder von ihm herabgesunken, oder gestürzt worden. Es waren seitdem schwere Katastrophen über das türkische Reich ergangen; wenn man jedoch schon damals dessen nahen Zusammenbruch erwartet hatte, so stand es noch jetzt aufrecht, und die größte der politischen Fragen — diejenige der Neugestaltung des Orients — war noch ungelöst. Als ich vor achtundzwanzig Jahren vom Turm des Seraskiers einen Umblick über die unermeßliche Stadt gehalten, hatte ich bestimmt geglaubt, in kurzer Frist würde das Kreuz auf den zahllosen Kuppeln und Minareten aufgepflanzt werden. Als ich nun wieder auf derselben Höhe stand und überall noch den Halbmond des Islam blinken sah, staunte ich darüber, mit welcher Macht sich das Baufälligste bloß dadurch, daß es einmal besteht, weiter zu behaupten vermag. Mit bangem Gefühl bekannte ich mir, daß der Untergang der osmanischen Herrschaft am Bosporus und die verheerenden Stürme, die mit ihm verbunden sein würden, nur verschoben seien, daß aber die drohende Wetterwolke noch immer am Himmel hänge und sich in nicht zu ferner Zukunft entladen werde; immerhin fühlte ich eine Befriedigung darüber, daß wenigstens nicht die Fahne Rußlands auf dem Serail und dem Sankt Sophiendome wehte.

Fünfzigstes Kapitel.

Rückkehr nach München. — Wilhelm v. Dönniges. — Justus v. Liebig. — General von der Tann. — Emanuel Geibel. — Bernh. v. Lepel. — Reise nach Dänemark, Norwegen und Schweden. — Winteraufenthalt in den südlichen Ländern.

Mit der Rückkehr nach Deutschland im Sommer 1872, die über das Schwarze Meer und Wien erfolgte, schließe ich diese Abteilung meiner Lebenserinnerungen. Die seitdem verflossene Zeit hat mir neben manchem Erfreulichen doch überwiegend Trübsale gebracht, so daß mein Geist alle seine Kraft aufbieten mußte, um nicht von ihnen erdrückt zu werden. Die meisten derselben sind von der Art, daß ich es für besser halte, Schweigen über sie zu beobachten; denn mit der Erzählung davon würden die alten Wunden wieder aufbrechen. Zu Ereignissen, die einen privaten Charakter tragen, zu Verlusten teurer Verwandten gesellte sich der Tod von Männern, deren Namen auch in weiteren Kreisen erklungen sind, von deren Ableben ich aber besonders schwer betroffen worden bin, weil mich die innigste Freundschaft mit ihnen verbunden hat. Unser ganzes Dasein gleicht der Wanderung über einen Friedhof. Schon in unserer Jugend vergeht kein Jahr, daß sich derselbe nicht mit neuen Grabhügeln an unserer Seite bedeckte; wenn jedoch die zweite Hälfte unseres Lebens begonnen hat, häufen sich die Denkzeichen der Sterblichkeit auf unserem Pfade. Bereits 1868 war der große Künstler

Genelli in der vollen Blüte seines Schaffens von der Erde hinweggenommen worden; und wenn ich schon beklagen mußte, daß die frohen Stunden, die ich alljährlich in Weimar mit ihm verlebte, sich nicht wiederholen sollten, so betrauerte ich noch mehr, daß viele seiner herrlichen Kompositionen, welche, wenn ausgeführt, ein dauerndes Ehrenmal deutscher Kunst in unserem Jahrhundert geworden wären, nun Entwürfe bleiben sollten. Ihm folgte 1871 der geniale Moriz von Schwind, in dessen Atelier ich so oft mit hohem Genusse geweilt, mich bald an der Unterhaltung mit dem gemütvollen und humorreichen Meister, bald an seinen in nie erschöpfter Fülle quellenden Erfindungen ergötzend. Ein schwerer Schlag für mich war sodann der 1872 zu Rom erfolgte Tod von Wilhelm v. Dönniges. Derselbe wird, da seine anfängliche Thätigkeit auf dem Felde der Geschichtschreibung später dem praktischen Wirken hintangesetzt wurde, als Historiker wohl kaum im Gedächtnisse der Nachwelt fortleben; allein unvergessen sollte es bleiben, wie viel er für Förderung des geistigen Lebens in München gethan hat, wie unermüdet er, so lange er Kabinetsrat des Königs Max war, sich bestrebt hat, hervorragende geistige Kräfte in dessen Umgebung zu ziehen. In der bayerischen Hauptstadt hatte ich ihn nur in der ersten Zeit meiner dortigen Anwesenheit getroffen; später, als er auf diplomatische Posten in die Schweiz und nach Italien versetzt worden war, verbrachte ich fast alljährlich Wochen und Monate in seiner Nähe. Mit den mannigfaltigsten Kenntnissen und lebhaftem Interesse für Literatur und Kunst vereinigte er, bei einer oft rauhen Außenseite, ein warmes und selbst weiches Gemüt und gegen seine Freunde ein treues Herz, auf das sie unter allen Umständen zählen konnten. Ebenso tief wie seinen Verlust beklagte ich denjenigen von Justus v. Liebig, der ihm in dem nächsten Jahre im Tode folgte. Liebig hatte mir, seit ich ihn zuerst in München kennen gelernt, wahre

Zuneigung gezeigt, und so entfernt die Wissenschaft, in der er Meister war, auch von dem Kreise meiner Interessen lag, war er meinen Bestrebungen doch stets mit lebhafter Teilnahme gefolgt und hatte nicht nur meinen literarischen Leistungen eine eingehende Beachtung geschenkt, sondern auch das Entstehen und den Fortgang meiner Gemäldesammlung mit großer Anteilnahme begleitet. So oft ich in München war, gehörte er zu den eifrigsten Besuchern meiner Galerie, und ebenso dort, wie auf weiten Spaziergängen, verbrachte ich die angenehmsten Stunden mit ihm. Er hatte ein wirklich kindliches Gemüt und jene Einfachheit und Schlichtheit des Wesens, die stets die Begleiterin des echten Wertes ist. — Ich sehe, meine Totenliste aus dem letzten Jahrzehnt schwillt an; ich müßte, wollte ich vollständig sein, ihr noch die Namen mancher meiner Freunde hinzufügen, will mich indes mit einem einzigen begnügen: es ist dies derjenige des Freiherrn Ludwig von der Tann, der im Frühjahr 1882 seinem Vaterlande entrissen wurde. Da er im intimsten Umgange mit König Max stand, war ich früh in Beziehungen zu ihm getreten und hatte ihn wegen seines edlen, für alles Hohe und Große begeisterten Herzens überaus lieb gewonnen. Er glühte von deutschem Patriotismus und hatte dies schon in der Jugend als Freischarenführer in Schleswig-Holstein gezeigt. Der Krieg von 1866, in welchem er ganz wider Willen, aber dem Militärgesetz gehorchend, auf der Seite Oesterreichs stehen mußte, brachte ihn in einen Kampf widerstreitender Empfindungen, der, wie ich glaube, seiner Gesundheit den ersten Stoß gegeben hat. Am Schluß desselben schien mir der noch im besten Mannesalter Stehende um viele Jahre älter geworden zu sein. Noch einmal flammte im Jahre 1870 seine kräftige Natur in jugendlichem Enthusiasmus auf, und die Welt weiß, wie Großes er im deutsch-französischen Kriege als Führer des I. bayerischen Armeecorps geleistet hat. Deutschland feiert ihn als einen

der vorzüglichsten seiner Feldherren, und hoffentlich wird bald seine Bildsäule als die des größten Generals, den Bayern in unserem Jahrhundert hervorgebracht hat, die Stadt München schmücken, die so viele weit geringeren Männern gewidmete Denkmale aufzuweisen hat. Mit Wehmut, aber doch mit stolzer Freude denke ich der Abende, die ich noch vor wenigen Jahren mit ihm verlebt, wenn er mit leuchtendem Auge von den großen Thaten dieses Krieges sprach. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit stellte er dabei seine Thätigkeit ganz in den Hintergrund; an dem Flammen seines Blickes jedoch sah man wohl, daß er sich des von ihm Geleisteten bewußt war. In diesem Hochgefühl, in der Freude über die errungene Einheit des Vaterlandes schienen ihm denn auch die trüben Erinnerungen von 1866 erloschen zu sein; und wenngleich sein Haupt ergraut war, glaubte ich ihn doch wieder zu frischer Kraft zurückgekehrt, als ich in Florenz von der Kunde seines Todes überrascht wurde. In meine Trauer um sein Hinscheiden mischte der Gedanke Trost, daß er auf der Höhe seines Daseins gestorben sei, nachdem er Alles vollbracht, was zu vollbringen er nur im kühnsten Traume der Jugend hatte hoffen können.

Nicht lange nach dem Genannten wurde mir Emanuel Geibel entrissen, mit dem mich eine fast fünfzigjährige Freundschaft verbunden hatte. Durch die Verhältnisse, welche ihn in den letzten Jahren in Lübeck festhielten, war es gefügt worden, daß ich ihn seit längerer Zeit nicht gesehen; doch hatte ich im Herbst 1883 Notizen von ihm erhalten, welche mich hoffen ließen, im nächsten Frühjahr bei meiner Rückkunft in Deutschland ein Wiedersehen mit ihm feiern zu können. Während ich nun die Wintermonate in Spanien zubrachte, dachte ich, und zwar besonders in Sevilla, wo ich längeren Aufenthalt nahm, viel an den fernen Freund. Denn die Stadt des Don Juan, des Don Pedro und des Bustos Tabera war von jeher ein Zielpunkt von Geibel's Sehnsucht gewesen, und er hatte mich

oft darum beneidet, daß es mir vergönnt gewesen, wiederholt in derselben zu weilen. Gerade in Sevilla nun ereilte mich die Nachricht von einer Verschlimmerung in dem leidenden Zustande des Freundes; doch schienen noch Aussichten auf Besserung vorhanden zu sein. Da ward ich plötzlich im April 1884 zu Cintra durch die Kunde von dessen Ableben erschüttert, und dieselbe breitete einen Schatten dunkler Trauer über die herrliche Gegend und den Frühling, welcher dort eben seinen Einzug in einer Pracht und Fülle gehalten hatte, wie er sie wohl nur an wenigen Punkten der Erde entfaltet. — Ein Jahr später ist ihm ein anderer Freund von mir gefolgt, dessen Tod ich um so inniger beklagte, als eine verhältnismäßig nur kurze Bekanntschaft mich durch ein inniges Band der Sympathie mit ihm verbunden hatte. Es war Bernhard v. Lepel, ein Mann von den edelsten Gaben des Herzens und Geistes, zugleich durch hervorragendes poetisches Talent ausgezeichnet, von welchem seine herrliche Ode auf Alexander v. Humboldt ein glänzendes Zeugnis ablegt. Im Sommer 1884, den ich bei sehr wankendem Gesundheitszustand zu Wildbad mit ihm verbrachte, hatte ich nicht geglaubt, daß er vor mir abgerufen werden würde. Neben ihm lernte ich dort in täglichem Umgange auch seine vortreffliche, durch hohe geistige Bildung ausgezeichnete, eines solchen Mannes würdige Gattin kennen, und ich betrachte die Freundschaft, welche mich seitdem mit ihr verbindet, als eine schöne Errungenschaft der letzten Zeit.

Im Sommer 1878 wandte sich mein Reisetrieb, der sich fast immer nach Süden gerichtet hatte, seit lange zum ersten Male wieder nach Norden. Ich besuchte Kopenhagen, wo ich früher nur einmal als Knabe gewesen war, und freute mich, in dem Thorwaldsen-Museum so viele Gemälde deutscher Künstler aus jener Zeit zu finden, als unsere Kunst zu Rom besonders durch Cornelius und Overbeck aus der bis dahin

herrſchenden Flachheit und akademiſchen Nüchternheit einen höheren idealen Aufſchwung nahm. Viele dieſer Bilder legen Zeugnis ab, mit welchem Ernſt und mit wie heiligem Eifer deren Urheber ſich ihrer Aufgabe gewidmet haben, und ſie ſollten deshalb den heutigen Malern, die meiſtens nur nach wohlfeilen Tageserfolgen trachten, als Muſter vorgehalten werden. In der Umgegend Kopenhagens erregten die prächtigen Buchenwälder, welche eben im friſcheſten Grün prangten, mein Wohlgefallen, und das alte Schloß von Helſingör überraſchte mich durch ſein maleriſches Ausſehen. Wenn man in der Dämmerung auf ſeiner Terraſſe wandelt, fühlt man einen Schauer, als ob man dem Geiſte von Hamlet's Vater begegnen könnte. Allein wenn die grauen, verwitterten Mauern des Schloſſes mich in eine, zu den altnordiſchen Sagen und der Shakeſpeare'ſchen Tragödie paſſende Stimmung verſetzt hatten, ſo wurde dieſe gänzlich zerſtört, als mir am folgenden Tage in Maria Lyſt das Grab des Dänenprinzen gegen ein Entréegeld gezeigt wurde. Weiter ſetzte ich nach Gothenburg über, ſah mit Bewunderung die großartigen Trollhättawaſſerfälle und gelangte mittelſt einer ziemlich langwierigen Kanalfahrt über Friedrichshall, vor deſſen Wällen der ungeſtüme Karl XII. von einer Kugel niedergeſtreckt wurde, nach Chriſtiania. Das Glück war mir auf dieſer Reiſe überaus günſtig; während der ganzen Dauer derſelben trübte kaum eine Wolke die Klarheit des Himmels, und als ich in der norwegiſchen Hauptſtadt landete, leuchtete die Sonne ſo klar durch kriſtallene Lüfte hernieder, daß ich glauben konnte, in einen italieniſchen Hafen einzulaufen. — Ein weiterer Ausflug in die norwegiſchen Gebirge mit ihren donnernden Kaskaden und von rieſigen Tannen umſäumten Felſenſchluchten, in welchen das ſchäumende Meer hineinbrandet, ſowie ein darauf folgender Aufenthalt in Stockholm nötigte mir das Bekenntnis ab, daß ich bisher in einſeitiger Vorliebe für den Süden befangen geweſen, und

daß auch die nordiſche Natur hohe, ihr eigentümliche Reize habe. Dennoch wurde ich meiner Gewohnheit, jeden Winter im Süden zuzubringen, nicht untreu und habe nun ſeit zwanzig Jahren jedesmal, noch ehe in Deutſchland die erſten Schneeflocken fielen, meine Schritte über die Alpen gelenkt. Neapel, Palermo, Rom, Florenz und Venedig wurden mir dadurch vertrauter, als die meiſten Städte der Heimat. Auch einige Punkte der Riviera boten mir angenehme Zuflucht vor der Unbill des nordiſchen Winters, und unter ihnen ſagte mir beſonders das liebliche Hyères zu, das mit einem wahrhaft tropiſchen Pflanzenwuchſe prangt. Wenn ich dort von meinem Balkon den Blick über Palmen von einer Pracht, wie ſie kaum Sicilien aufzuweiſen hat, nach den in goldenem Lichte ſchimmernden hyèriſchen Inſeln hinſchweifen ließ, glaubte ich mich oft in das Morgenland verſetzt. — Im Jahre 1884 habe ich nochmals, wie vorhin erwähnt, auch Spanien und Portugal in allen ihren intereſſanteſten Teilen durchreiſt. Ich fand, daß beide Länder ſeit meinem letzten Beſuche in mancher Hinſicht erfreuliche Fortſchritte gemacht hatten; in Spanien aber erregte es mein lebhaftes Bedauern, daß ſo viele hiſtoriſch merkwürdige Gebäude niedergeriſſen waren. In Granada erkannte ich den Platz Bivarrambla kaum noch wieder; der Zacatin exiſtirte nicht mehr, ſondern war einer breiten, modernen Straße gewichen. In Sevilla hatte das maleriſche alte Rathaus auf dem Platze San Francisco, das zum Teil durch eine Feuersbrunſt zerſtört worden, eine höchſt geſchmackloſe Faſſade erhalten. Ebenſo bedauerlich erſchien es mir, daß die ſchönen andaluſiſchen Volkstrachten bis auf den letzten Reſt verſchwunden ſind. Und ſeltſam, während ſich die Spanier alles deſſen zu ſchämen ſcheinen, was ſie von ihren Vorfahren überkommen, während man ihr Volkskoſtüm und ihre reizenden Nationaltänze faſt nur noch auf den Theatern ſieht, halten ſie mit Enthuſiasmus an ihren Stiergefechten feſt. Ein Volk,

bei dem so viel von Fortschritt und Zivilisation die Rede ist, sollte sich doch solcher empörenden und barbarischen Lustbarkeiten schämen. Wenn eine große Partei, welche glänzende Vorkämpfer in den Kammern hat, Freiheit und Republik auf ihre Fahne schreibt, so müßte dieselbe es zu ihrer ersten Aufgabe machen, dergleichen abscheuliche Schlächterspiele abzuschaffen. Denn Freiheit ist ein leeres Wort, solange sich nicht Humanität mit ihr verbindet, und ein absoluter Monarch, der energisch gegen Stiergefechte und Tierquälerei einschritte, würde mehr im Sinne der wahren Freiheit wirken, als eine Republik oder eine „liberale" Kammermehrheit, welche beständig große Worte von letzterer im Munde führt, allein keine Maßregeln zum Schutz der ruchlos mißhandelten Tierwelt ergreift.

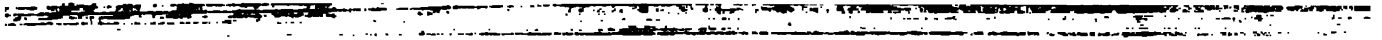
Den Winter in den südlichen Ländern zubringen zu können, um dann wieder in den Norden zurückzukehren und hier das Erwachen des Frühlings, die langen wonnigen Sommertage und den goldenen Herbst zu genießen, erscheint mir als ein hohes Glück, und ich werde demselben nicht entsagen, solange mir noch die Kraft und Beweglichkeit dazu bleibt. Ein Reisen, wie das der gewöhnlichen Touristen, war mir immer fremd und verhaßt; aber einem Wechsel des Aufenthalts, der mit geistigen Beschäftigungen verbunden wird, darf sich Jeder hingeben, ohne daß er befürchten müßte, ein bloßer Vergnügling gescholten zu werden. So nehme ich dankbar die Jahre hin, die mir das Schicksal noch gönnen sollte, um ferner auf Erden zu weilen; denn das Leben ist immer ein hohes Geschenk für den, der es gut anzuwenden weiß.

In der Einsamkeit, in die ein schweres, neuralgisches Leiden mich mehr und mehr zurückzuziehen mir gebietet, gewährt mir die Erinnerung an die zurückgelegte Laufbahn Trost und Befriedigung. Wie muß ich dem Geschicke danken für alle geistigen Genüsse, die es mir seit meiner Jugend geboten hat,

wie auch dafür, daß ich meine Seelennahrung nicht bloß aus den Werken Eines Volkes, sondern aus denen so vieler, die vor mir gewesen, schöpfen konnte! Sie alle haben ihr Bestes vor mich hingebreitet. Nicht nur Homer, Plato und Aeschylos durfte ich in mich aufnehmen, sondern auch die uralte Weisheit, die Indiens Brahmanen auf Palmenblätter geschrieben haben. Ich sah die Sonne über dem Himalaya aufgehen, hörte die Hirten sie mit den frommen Liedern der Veden begrüßen und habe dem Strom des iranischen Heldengesanges gelauscht, wie er über die Felsklippen des Alburs herabstürzt; in der romantischen Dichterwelt konnte ich mich heimisch machen, die großen Schöpfungen der Kunst, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert entstanden, sind mir vertraut geworden. Und wie soll ich die Entzückungen preisen, welche die Musik, die erst im vorigen und diesem Jahrhundert ihren höchsten Flug genommen, mir geboten hat? Zu dem Allem ist mir noch vergönnt gewesen, einen unendlichen Horizont sich vor mir aufthun zu sehen, von dem keiner der früher Lebenden eine Ahnung gehabt, und den Blick in eine dämmerferne Vergangenheit zugleich, wie in eine hoffnungsreiche Zukunft der Menschheit zu werfen. Ich kann mir daher sagen, daß ich ein so reiches Leben gelebt habe, wie es in keiner der früheren Epochen möglich gewesen wäre. — Wenn aber auch für mich die Stunde kommt, welche für Viele eine dunkle ist, so hoffe ich, sie mir zu einer lichten zu machen. Ich werde alle die edlen und großen Männer, welche mir als Sterne vorgeleuchtet, und denen, wenn auch nur mit schwankenden Schritten nachzufolgen ich bemüht gewesen bin, ich werde die erhabensten Momente aus der Geschichte der Menschheit und die höchsten Anschauungen von Gott und Unsterblichkeit, die mir in Momenten der Begeisterung aufgegangen sind, um mein Sterbebett versammeln, damit sie mir den Weg nach drüben erhellen.

Zweites Buch.

Aufzeichnungen — Tagebuchblätter.



1.

Malta, Ende April 1839.

Mein Reisetagebuch ist mit meinen sämmtlichen Effekten in dem Schiffbruch zu Grunde gegangen, den ich demnächst erzählen werde. Ich bin nicht gesonnen, dasselbe aus der Erinnerung von neuem zu schreiben, will aber die unfreiwillige Muße, welche mir die hiesige Quarantäne gibt, benützen, um wenigstens über das in den letzten Wochen Erlebte Einiges kurz aufzuzeichnen.

Mein Ritt um und durch Sicilien, der mit den Aufenthalten in den Städten etwa vier Wochen in Anspruch nahm, wird mir unvergeßlich bleiben. Wohl keine Gegend der Welt vereinigt so große und mannigfaltige historische Erinnerungen mit solchen Reizen der Natur. Zuerst die graueste mythische Vorzeit, der Raub der Proserpina, wie sie im Ennathale Blumen pflückte, das Umherirren der Ceres, wie sie die geliebte Tochter suchte, der Sturz der Giganten in die Abgrundtiefe, über die Zeus den Aetna hinwälzte. Sodann die Blüte griechischen Lebens in den dorischen Städten der Insel; Verheerungszüge der wilden Punier, die den Boden mit Trümmern überdeckten. Jahrhunderte der Verödung folgen, und nochmals ergießt sich die Völkerflut aus Afrika über Sicilien. Die Saracenen tragen den Glauben des Propheten herüber; und da, wo einst den Göttern des Olymp Hekatomben dampften, rufen die Imame von den Minareten den Namen Allah's nach allen vier Winden aus. — Wieder ein paar Jahrhunderte, so ziehen Wikinger aus den skandinavischen

Meeren auf ihren Orlogschiffen heran, um den Halbmond von den Moscheen zu reißen und das Kreuz, zu dem sie noch nicht lange bekehrt worden, an dessen Stelle aufzupflanzen. — Um alle die Denkmale aber, welche diese mächtige Vergangenheit auf dem Eiland zurückgelassen hat, wuchert unverwüstlich die herrlichste Natur.

Von Neapel kommend, landete ich zuerst in dem heiteren Messina und machte alsdann den Ritt längs der Nordküste über hohe, von Agaven und indischen Feigen überdeckte Klippen dahin, an deren Fuß das Meer brandete und schäumte. Die Erinnerung an diese Tage, wie mein Blick bald von hohen Felsen auf die dunkelblauen Wogen und die fernhin gleitenden Segel niederschweifte, bald üppig grünende Thäler mich zur Rast in ihre duftenden Orangenhaine luden, erscheint mir schon jetzt wie ein schöner Traum. Cefalù mit seiner normannischen Kathedrale bereitete mich auf das ungleich herrlichere Palermo vor. Wenn irgend eine der Erdenstädte den Namen einer Zauberstadt verdient, so ist es dies Palermo. Welche andere ist so von einem Meer der reichsten Vegetation umflutet und weiterhin von einem Halbkreis zackiger Berge umkränzt, die im wunderbaren Farbenspiel der südlichen Sonne leuchten? In den Gärten und auf den umliegenden Feldern verschlingen sich die Palmen des Orients mit den Limonenbäumen des Westens, den hochwipfeligen Caruben, den Lorbeeren und Myrten zu einem immergrünen Dickicht, und zwischen ihnen ragen Lustschlösser der arabischen Emire mit Tropfsteinnischen und rauschenden Fontänen empor. Daneben stehen mächtige Bauten der Normannen. Wie der Kampf dieser Nordlandsrecken gegen die Muhammedaner zwar das phantastische Gepräge des Rittertums trägt, aber weniger an Turpin und Ariost, als an Snorri Sturlison und die Heimskringla erinnert, so war mir auch oft, namentlich in Mondnächten, beim Anblick der Burg Roger's, als stände ich vor dem Palast Odin's und als müßte

ich, wenn die Thore sich öffneten, in die hochgewölbte Halle blicken, wo der Allvater mit den gefallenen Helden zecht. Vielleicht waren unter den nordischen Kriegern, welche den Grafen Roger auf seinen Zügen hierher begleiteten, manche, die insgeheim dem Glauben ihrer Väter anhingen. Und so hat sich nach dem lachenden Himmel des Zeus, nach dem Paradiese des Muhammed noch als dritter Götterhimmel, derjenige der Edda über Sicilien gebreitet, bevor sie alle vor dem siegreichen Kreuz zusammenbrachen. — Ich ritt über Alcamo, das durch seinen Namen, wie durch die zackigen Mauern, die es umgeben, noch an die Saracenen erinnert, nach Segeste. Der dorische Tempel, der hier auf einsamer Höhe trauert, hat in dem vollendeten Ebenmaße aller seiner Teile und in deren Verbindung zu einem harmonischen Ganzen jene unvergleichliche Schönheit, die alle Werke der Griechen auszeichnet. Einen mächtigeren, aber tief melancholischen Eindruck machen die riesenhaften Trümmer von Selinunt. Nicht fern vom Meeresufer liegen die kolossalen Säulen der gestürzten Tempel wie sterbende Titanen am Boden. Mannigfache Schlingpflanzen und breitblätterige Ranken winden sich um das zerbröckelnde Gestein, in dem zahllose Eidechsen ihr Lager aufgeschlagen haben. Gräser, aus den Rissen hervorsprießend, schwanken im Windhauch, und über die Ruinen hinweg blickt man auf die weißen Wogenkämme des Mittelmeers. Die Trümmerwelt von Selinunt ist so gewaltig, daß die Tempel von Agrigent, obgleich besser erhalten, mir nicht so sehr imponirten. Die Letzteren stehen in architektonischer Hinsicht wohl auch dem Neptunstempel in Pästum nach; allein ihre Lage auf Hügeln, während jener sich in der Ebene befindet, gibt ihnen eine größere malerische Wirkung. Von hier nahm ich den Weg durch das Innere der Insel, das weniger Naturreize aufzuweisen hat. Im Städtchen Canicatti fand ich auf dem Marktplatz eine Bühne aufgeschlagen, auf der (es war

der Tag des heiligen Joſef) ein religiöſes Schauſpiel von der Art der alten Myſterien aufgeführt wurde. Aehnliches habe ich ſchon früher in einigen Städten Italiens geſehen; es waren indes nur Prozeſſionen, in welchen Geſtalten aus der heiligen Geſchichte einherſchritten, nicht förmliche Aufführungen wie hier. Die Bevölkerung ſchaute mit Andacht zu, und ein paar Engländer, in deren Geſellſchaft ich reiſte, ſetzten ſich wie mich einer großen Gefahr aus, weil ſie ſich gegen die Umſtehenden ſpöttiſche Bemerkungen über das Spiel erlaubten. Der Fanatismus der frommen Leute wurde hierdurch erregt, ſo daß ſie zuerſt Schmähreden gegen die Ketzer ausſtießen, dann aber ſich zu thätlichen Angriffen gegen dieſelben anſchickten. Glücklicherweiſe kamen gerade zur rechten Zeit unſere Führer mit den Maultieren herbei, und ſo konnten wir uns raſch in den Sattel ſchwingen, um davonzugaloppiren. Einige Steinwürfe aus der aufgeregten Volksmenge gaben uns das Geleite. Schon bald hinter dieſem Städtchen erblickten wir von den Spitzen der Hügel die Rieſenpyramide des Aetna, obgleich ſie noch mehrere Tagereiſen entfernt war. Durch das Thal Enna, das in Wahrheit nicht ganz ſo reizvoll iſt, wie man es nach ſeinen mythiſchen Erinnerungen ſich vorgeſtellt hat, — dann den Donnerberg zu unſerer Seite laſſend, gelangten wir zunächſt nach Catania. Ein Ausflug von hier zu den Felſen der Cyklopen war obligatoriſch, und in meiner Begeiſterung badete ich, obgleich es erſt März war und meine Begleiter es mir dringend widerrieten, in der Flut der Galathea. Wie ich gern hiſtoriſchen und literariſchen Erinnerungen nachgehe, die mit den Orten meines jeweiligen Aufenthalts zuſammenhängen, ſo gedachte ich an den liebenswürdigen ſpaniſchen Dichter Garcilaſo de la Vega, der als Offizier im Heere Karl's des Fünften mit einer Kriegsſchar hierher kam und am Fuß des Aetna eine ſchöne, von Bildern dieſes klaſſiſchen Bodens erfüllte Elegie ſchrieb. Es iſt wunderbar, daß ein Soldat in der wegen

ihrer Wildheit verrufenen spanischen Armee eines der zartesten Hirtengedichte verfaßt hat, jene mit Recht noch heute gefeierte Ekloge, in welcher zwei Schäfer im Wettgesang ihr Leiden beklagen, indem der eine die Untreue, der andere den Tod seiner Geliebten beweint. Auch die italienische Poesie jener Zeit hat viele bukolische Gedichte aufzuweisen; aber ich kenne in ihr keines von gleicher Schönheit. — Mein lebhafter Wunsch, sowie der meiner Reisegefährten richtete sich auf die Besteigung des Aetna; derselbe war jedoch bis tief zum Fuß herab mit Schnee bedeckt, und uns wurde allgemein gesagt, es sei in dieser Zeit unmöglich, den Gipfel zu erreichen. Wir beschlossen dennoch, den Versuch zu wagen und begaben uns deshalb nach dem Dorfe Nicolosi am Fuße des Vulkans. Die Führer machten uns wenig Aussicht, daß unser Unternehmen gelingen könne; gleichwohl brachen wir mit gutem Mut in der nächsten Frühe vor Sonnenaufgang auf. Die Expedition war besonders schwierig, weil sie wegen des vielen Schnees ganz zu Fuße gemacht werden mußte, und weil, während man unter günstigeren Umständen in einer Hütte unterhalb des Gipfels übernachten kann, für uns die Rückkehr nach Nicolosi vor Nacht geboten war. Mit Mut und den rüstigen Kräften der Jugend schritten wir vorwärts, anfänglich noch im Dunkel, bis ein erster matter Schein sich auf den Gipfel des riesigen Felsenkegels legte und dieser dann hoch und höher im Strahl der steigenden Sonne aufglomm. Der Anblick, der sich uns darbot, als die ganze Gegend in Lichthelle vor uns lag, war nicht sehr erfreulich, so weit das Auge reichte eine einförmige weiße Decke. Auch die Nadelholzbäume, die am Gürtel des Berges klebten, neigten ihre Wipfel unter der Last des Schnees. Während der ersten Stunden war der Gang vergleichsweise noch leicht. Aber je höher wir kamen, desto mehr wuchsen die Schwierigkeiten; wir mußten bis an die Kniee im Schnee waten und sanken bei zwei gethanen Schritten wieder um

einen zurück. Indessen Keiner von uns mochte dem Andern gestehen, daß für eine Vergnügungspartie die Anstrengung doch etwas groß sei, und so oft auch die Führer zur Umkehr mahnten, wiesen wir sie mit Lachen zurück, indem wir behaupteten, wir hätten uns auf unseren Alpenwanderungen zu weit besseren Bergsteigern ausgebildet, als sie seien. Glücklicherweise hatten wir Mundvorrat und guten Marsalawein mitgenommen, der unsere Kräfte, wenn sie zu erlahmen drohten, von neuem stärkte. Jubelnd begrüßten wir endlich den Punkt, wo der Gipfel sich steiler zu erheben beginnt und wo wegen des jähen Absturzes der Felsen für den Schnee weniger Halt ist. Hier war das Klimmen verhältnismäßig leichter, und nach weiteren zwei Stunden erreichten wir die Spitze des Berges und den Rand des Kraters. Die außerordentlich dünne Luft, sowie wohl auch die Erschöpfung, riefen bei mir einen Schwindelanfall hervor, so daß ich auf einen Felsenblock niedersank. Bald jedoch raffte ich mich wieder empor, und das erhebende Bewußtsein, ein schwieriges Unternehmen bei nur schwacher Körperkonstitution durch die Macht des Willens siegreich durchgeführt zu haben, durchströmte mich mit höherem Lebensgefühl. Wie ich das Auge umherschweifen ließ, ward ich fast überwältigt von der Großartigkeit des Anblicks. Höher als der Adler, der sein Nest in dem Wipfel der höchsten Bergestanne gebaut hat, schwebte ich hier in Lüften, unter mir in weiter Ausdehnung das Eiland Sicilien, dessen andere Höhen zu Maulwurfshügeln zusammenschwanden, sodann der weite Meeresspiegel, aus dem nur gegen Norden jenseits des Pharus und seiner Scylla und Charybdis die Küste von Italien auftauchte. Unmittelbar neben mir lag der Krater wie eine ungeheure Esse, und ein leichter Rauch stieg aus ihm empor. Vorsichtig näherte ich mich dem Rande und beugte, während der Körper zu Boden niedergestreckt war, den Kopf über den Schlund hinab, so daß ich in das Bodenlose

hinunter ſah, die ungeheure Tiefe indes mehr ahnte, als wirklich mit den Sinnen wahrnahm. Der aufſteigende Qualm hemmte das Sehvermögen; nur ein rötlicher Flammenſchein, der den wallenden Dunſt erhellte, gab Kunde von der Werkſtätte Vulkans und ſeiner Cyklopen, die ſich drunten im ſchauerlichen Abgrund barg. Ich klammerte mich feſter an das Felsgeſtein; denn der Gedanke, daß dieſe Krateröffnung in vielgewundenen Gängen bis in den Schoß der Erde und in das immer wogende Feuermeer hinabführe, konnte den Geiſt wohl mit Schwindel erfaſſen. Noch lag ich ſo, als ich die Stimme der Führer vernahm, die uns zur Rückkehr mahnten. Wie ich emporſchaute und mich aufrichtete, ſah ich im Süden, wohin ſie deuteten, eine finſtere Wolkenmaſſe, die der Wind von Afrika her über das Meer herauftrieb. Sie ſagten, wenn uns das drohende Unwetter hier oben überraſchte, könnte es uns gefährlich werden. So durfte ich nur noch einen Augenblick die entzückende Rundſchau in mich aufnehmen und mußte dann mit den Gefährten den Rückmarſch antreten. Schon machten ſich die erſten Luftſchwingungen des nahen Sturmes bemerklich, und wir ſtürzten, den Aufforderungen der Führer folgend, den Felſenkegel viel mehr hinab, als daß wir gegangen wären. Das Gewitter nahm übrigens zu unſerem Glück einen andern Weg. Wir ſahen es im Oſten ſich über das Meer entladen und hörten ſeine Donner aus den Schluchten um uns her widerhallen. Bald nachdem wir wieder die Schneefelder erreicht, brach die Dunkelheit herein. Wir hatten nämlich zum Hinaufſteigen mindeſtens neun Stunden gebraucht und uns dann oben noch länger aufgehalten, als ratſam geweſen wäre. Schwaches Mondlicht begünſtigte einigermaßen das Hinabſteigen; zuletzt machte doch die Natur ihre Rechte geltend; und als wir endlich tief in der Nacht wieder in Nicoloſi anlangten, geſtanden wir uns, daß unſere Kräfte wohl nicht mehr für eine weitere Stunde ausgereicht hätten.

Meine nächſte und Schlußſtation auf dieſer ſicilianiſchen Reiſe war Syrakus. Ich dachte mich hier mit drei meiner bisherigen Gefährten, die ebenſovielen verſchiedenen Nationen angehörten, nach Malta einzuſchiffen. Allein durch die Aetnaexpedition hatten wir das Dampfſchiff, das in jedem Monat nur einmal geht, verſäumt, und ſo blieb uns nichts übrig, als in Syrakus entweder faſt vier volle Wochen zu warten oder eine andere Gelegenheit für die Ueberfahrt zu ſuchen. Wir waren alsbald zu Letzterem entſchloſſen und mieteten eine Speronara, wie man die nur für kleinere Küſten- oder Inſelfahrten beſtimmten Schiffe nennt. Es wehte jedoch gerade ein ſehr heftiger Wind von Süden her und der Kapitän des Schiffes, der uns als tüchtiger Seemann gerühmt wurde, erklärte, die Fahrt erſt dann unternehmen zu können, wenn der Wind aus günſtigerer Richtung komme. So währte unſer Aufenthalt in Syrakus länger, als wir erwartet und gewünſcht hatten. Die Stadt, einſt die volkreichſte des griechiſchen Altertums, hat noch einige, jedoch ſehr ſtark in Trümmer geſunkene Reſte der früheren Zeit; indes kann ſie zu längerem Weilen am wenigſten unter den ſiciliſchen Städten einladen. Die klangreichen Namen der Quelle Arethuſa, an welcher jetzt die Wäſcherinnen ihrem Geſchäft nachgehen, der Inſel Ortygia und der Stadtteile Achradina und Epipolä ſind doch nicht viel mehr als leerer Schall. Die Straßen der armſeligen heutigen Stadt waren von Scharen von Bettlern erfüllt, die ſich bei jedem Ausgang hinter uns herwälzten. Am erfreulichſten ſchien uns daher der Aufenthalt auf dem flachen Dache des Albergo del Sole, von wo wir die ganze Gegend überſchauten bis zum Aetna, aus dem Nachts eine ſtarke Flammengarbe emporſtieg. Mehrmals beſuchte ich das Grab Platen's im Garten des Cavaliere Landolina, ſowie ich mir auch das Zimmer in dem kleinen Gaſthauſe Dell' Arethuſa zeigen ließ, wo der Dichter eines allzu frühen Todes ſtarb. Ich hege für Platen eine außer-

ordentliche Verehrung. Seine Virtuosität in der Sprache, an welcher der oberflächliche Blick der gewöhnlichen Betrachter haften bleibt, ist keineswegs das Wesentliche bei ihm; vielmehr stempeln ihn seine Ideenfülle und der Ernst und die Hoheit seiner Gesinnung zu einem unserer vorzüglichsten Dichter. Er gehört zu den sehr wenigen Autoren, die uns, je mehr wir sie lesen, immer neue, bisher ungeahnte Schönheiten erschließen. Auch seine beiden satirischen Lustspiele sind wahrhaft klassisch. Daß er in seiner Verurteilung Immermann's und einiger Anderen ungerecht ist, muß man ihm verzeihen. Er war so durchglüht von dem ihm vorschwebenden Ideal, daß er kein Organ hatte, um Solche zu würdigen, die anderen Zielen nachstrebten. So oft ich den Garten Landolina besuchte, legte ich einen Lorbeerzweig auf das Grab des herrlichen Mannes.

Eines Morgens wurden wir durch einen Matrosen früh mit der Nachricht geweckt, der Wind habe sich gewendet und das Schiff könne binnen einer Stunde den Hafen verlassen. Wir begaben uns sofort an Bord, die Anker wurden gelichtet, die Segel gehißt und die Speronara stach in See. Aber kaum hatten wir ein paar Meilen zurückgelegt, so sprang der Wind wieder um, wurde völlig conträr und so heftig, daß unser Küstenschiff ihm nicht zu trotzen vermochte und der Kapitän sich genötigt sah, nach Syrakus umzukehren. So mußten wir uns noch einige weitere Tage zur Rast in unserem früheren Landquartier bequemen, bis endlich wirklich eine Witterungsänderung einzutreten schien und die Fahrt von neuem angetreten wurde. Doch auch jetzt war der Wind nicht günstig; nur daß er etwas mehr von Westen wehte. Wir kamen sehr langsam vorwärts, und es wurde Nacht, bevor wir noch zur Südspitze der Insel gelangten. Da die Einrichtungen für die Unterkunft der Passagiere auf der Speronara höchst unvollkommen waren, konnte die Aussicht, vielleicht lange an dieses Verdeck und in diese kleine Kajüte gebannt zu sein, nicht vielen

Reiz für uns haben. Noch der folgende Tag verging, ohne daß wir Malta erreichten oder auch nur in Sicht bekamen. Meine Gefährten, William Lumsden aus Glasgow, Nicolai Witte aus Petersburg, Cavaliere Calcagna, Hauptmann der sardinischen Armee, und ich suchten uns die Zeit bald durch Unterhaltung, bald durch Lektüre so gut wie thunlich zu vertreiben. Gegen Abend bewölkte sich der Himmel stark, die See ging hoch und die Nacht legte sich dunkel auf die brausenden Wellen. Wir Alle hatten uns etwa seit neun Uhr Abends in die Kajüte zurückgezogen, und ich lag seit einigen Stunden, mit einem Schlafrock bekleidet, im Halbschlummer in einer Koje, als ich durch einen heftigen Stoß und durch laute Rufe „Maria santissima!“, die von obenher erschollen, aufgeschreckt wurde. Sogleich erhob ich mich und stieg, um zu sehen, was vorgefallen, die Treppe aus der Kajüte empor. Oben angelangt, fand ich es vollkommen finster, hörte aber über mir Stimmen, ich sollte hinauf kommen; auch fühlte ich eine Hand, welche die meine ergriff und mir behilflich war, um in die Höhe zu klettern. Von unserer Lage und dem, was geschehen sei, hatte ich bei der Finsternis und in der Verwirrung des Moments keinen Begriff. Mein erster unklarer Gedanke, wenn ich überhaupt einen hatte, war, wir seien an einer Klippe gescheitert und ich befände mich auf einem Felsen. Der Matrose, mit dessen Hilfe ich nach oben geklommen war, verließ mich wieder, nachdem ich dort Halt gewonnen hatte. Nun ward mir meine Position insoweit klar, daß ich erkannte, ich befände mich auf einem Schiffe, aber auf einem andern, als unserer Speronara; und in dem nämlichen Augenblick vernahm ich einen heftigen Krach unter mir, der mit einem Wirbeln und Schäumen der Wogen verbunden war. Nunmehr erkannte ich, dieser Krach müsse von dem Bersten und Versinken der Speronara herrühren. Der Mond, der eben aus dichten Wolken hervortauchte, ließ mich eine

Menge Scheiter und Planken gewahren, die auf den Wellen umhertrieben. Zugleich schoß mir der Gedanke durchs Gehirn, ein Piratenschiff habe unser Fahrzeug in den Grund gebohrt, und ich sei nun als Gefangener in der Macht dieser Seeräuber. Da ich um mich her mehrere Männer mit dem roten türkischen Fez auf dem Haupte erkannte, so erblickte ich hierin eine Bestätigung meines Verdachts. Von meinen Mitreisenden konnte ich keinen wahrnehmen und fürchtete, sie seien ertrunken. Da erscholl von unten eine rufende Stimme und es ward eine menschliche Gestalt sichtbar, die einen Mast umklammert hielt. Man warf von unserem Bord Stricke nach unten; der Schwimmende erfaßte sie und ward glücklich heraufgezogen. Es war der Hauptmann Calcagna. Nun kam von einem andern Teil des Schiffes her auch Nicolai Witte; wir umarmten uns freudig als Gerettete, und ich vernahm von ihm, auch William Lumsden sei dem Untergange entronnen. Allmälich stellte sich der ganze Hergang heraus. Eine große französische Brigg, Les deux Augustes, hatte auf dem Wege von Marseille nach Smyrna unsere Speronara gekreuzt. Die Dunkelheit der Nacht bewirkte, daß beide Schiffe einander erst ansichtig wurden, als ein Zusammenstoß schon nahe bevorstand. Mißverständnisse und unrichtige Signale verursachten dann, daß bei dem Versuche des Ausweichens falsche Bewegungen gemacht wurden; so ward die Brigg direkt auf unser Fahrzeug zugetrieben und brachte dasselbe, welches sehr viel schwächer war, zum Sinken. Wäre der Zusammenstoß mit größerer Gewalt erfolgt und nicht dadurch gebrochen worden, daß die Brigg den Versuch gemacht hätte, eine andere Richtung einzuschlagen, so würde unsere Speronara sogleich gesunken und keiner von uns mit dem Leben davongekommen sein. Unser sicilianischer Kapitän und seine Mannschaft schienen übrigens bedeutend den Kopf verloren zu haben; damit läßt sich in etwas entschuldigen, daß ihrer Keiner daran gedacht hatte,

uns zu wecken. Außerdem war dem Kapitän eine große Geldsumme, die sich an Bord befand, verloren gegangen. Die Besorgnis, wir würden in die Gefangenschaft nach Afrika fortgeschleppt werden, war nun gehoben. Die Eigentümer der Brigg, Gebrüder Icar, zwei gutmütige Provençalen, begegneten uns mit großer Freundlichkeit und räumten uns die besten Kojen ihrer Kajüten ein. Nachdem die Aufregung über das bestandene Abenteuer sich etwas in mir beruhigt, sank ich in Schlaf und erwachte nicht vor dem folgenden Tage. Jetzt erst kam mir das Seltsame meiner Lage zum Bewußtsein. Meine sämmtlichen Effekten waren untergegangen, und ich befand mich, mit nichts als einem Schlafrock bekleidet, auf einem fremden Schiffe. Aber Ein Gedanke gewährte mir alsbald Beruhigung; ich trug einen Ledergürtel um den Leib geschnallt, in welchem sich nicht nur eine beträchtliche Barschaft in Gold, sondern auch ein Kreditbrief von Rothschild auf die angesehensten Handelshäuser befand. Mit begreiflicher Scheu betrat ich das Verdeck. Bald indes gewann die heitere Stimmung bei mir die Ueberhand, als ich meine Reisegefährten in gleich mangelhafter Bekleidung, wie ich selbst sie trug, mir entgegentreten sah. Da mir eine Kopfbedeckung fehlte, leistete mir ein Matrose einen großen Dienst, indem er mir zum Schutz gegen die brennende Sonne des Südens einen Strohhut borgte. Schon sahen wir die Stadt La Valetta auf Malta vor uns aus den Wellen tauchen. Aber je mehr wir uns der Insel näherten, um so weniger konnten wir ein Gefühl der Beklemmung bei dem Gedanken unterdrücken, daß wir uns in so lächerlichem und abenteuerlichem Kostüm den Blicken der eleganten britischen Damenwelt beim Landen präsentiren sollten. Wir atmeten daher auf, als uns nach dem Ankerwerfen die Kunde ward, daß wir uns einer vierzehntägigen Quarantäne unterwerfen und uns vom Schiffe sogleich in das Lazaret begeben müßten. Unser sicilianischer Kapitän hatte

nämlich bei dem Schiffbruch nicht einmal seine Papiere gerettet und konnte mithin nicht nachweisen, daß er aus einem von ansteckenden Krankheiten freien Hafen käme. Sonach ließ sich der maltesischen Gesundheitspolizei nicht Unrecht geben, wenn sie die bestehenden Vorschriften gegen uns anwendete. Wir aber waren damit zufrieden, zunächst in die Quarantäne-Anstalt gebracht zu werden, da wir uns so wenigstens mit Kleidern versehen konnten, bevor wir die Straßen der eleganten Stadt zu betreten brauchten.

Der Aufenthalt hier im Lazaret, wo ich mich nun seit einigen Tagen befinde, ist ganz erträglich; die Räume sind luftig und reinlich, und man gestattet uns die unbeschränkt freie Bewegung in einem weiten Hofe, der eine schöne Aussicht auf den mastenreichen Hafen und die Stadt La Valetta bietet. Auf einen Brief an das Bankhaus Bell und Comp. erhielt ich sogleich die Antwort, daß ich ganz über die Mittel des Hauses verfügen könne, und so vermochte ich auch meinen Reisegefährten, deren Geld und Papiere auf dem Boden des Meeres ruhten, aus der Verlegenheit zu helfen. Rothschild, dem ich solchen Kredit und ein wirklich sehr anzuerkennendes Entgegenkommen des Banquiers verdankte, erschien mir in diesem Moment wahrhaft verehrungswürdig. Mächtiger als mancher Monarch gebietet er über alle Banquiers des Erdballs wie über Vasallen. Der unserer Speronara zugestoßene Unfall war bald auf der Insel bekannt geworden. Schon am folgenden Tage stand ein Bericht darüber in einer maltesischen italienischen Zeitung. In derselben waren auch unsere Namen mit dem Beisatze Naufragati genannt, und so ward ich alsbald durch die mir gesendete Karte eines befreundeten Offiziers überrascht, mit dem und mit dessen Familie ich früher in Italien gereist war. Nicht lange darauf erschien Mr. Barton selbst mit seiner liebenswürdigen Frau am Sprachgitter des Lazarets, durch das die Verpesteten allein mit der Außenwelt Verkehr pflegen

können. Wie sehr freue ich mich darauf, diese trefflichen Menschen nach meiner Befreiung aus der Quarantäne auf ihrem Landhause länger zu sehen! Einstweilen boten sie mir Alles an, womit sie mir dienen konnten. In der glücklichen Lage, in der ich mich befinde, brauchte ich nichts anzunehmen als die Offerte, mich mit Büchern für die Lektüre zu versorgen. So bin ich denn jetzt von einer Auswahl interessanter Werke der englischen Literatur umgeben, und die zehn Tage, die ich noch hier zuzubringen habe, werden mir daher schnell und angenehm vergehen. Es ist eine nicht hoch genug zu preisende Sitte der Engländer, daß sie es für eine Ehrensache halten, eine wohlgewählte Bibliothek zu besitzen. Dieser preiswürdige Brauch geht durch alle Stände hindurch. Mr. Barton und seine Frau aber zeichnen sich selbst unter den anderen Briten noch aus; der Katalog ihrer Sammlung, den sie mir geschickt haben, und aus dem ich unbedingt wählen kann, ist überreich an den besten Werken, und, was ich besonders hoch anschlage, die Moderomane sind dabei fast gänzlich ausgeschlossen.

Zu diesen Moderomanen darf der „Anastasius“ von Thomas Hope, den ich eben mit lebhaftem Interesse lese, nicht gerechnet werden. Er enthält eine höchst geistvolle und farbenreiche Schilderung des heutigen Orients. Alles lebt darin und bewegt sich vor unseren Augen. Nichts kann mich besser auf meine weitere Reise vorbereiten, als eine solche Lektüre. Dabei aber fällt mir der Gedanke schwer auf das Herz, daß ich meine eigenen Bücher sämmtlich bei dem Schiffbruche verloren habe, und daß es noch sehr zweifelhaft erscheint, ob ich in den hiesigen Buchhandlungen einen Ersatz für dieselben finden werde. Ohne Bücher gibt es für mich kein Leben; bin ich reichlich mit ihnen versehen, so kann ich mich auf einer wüsten Insel glücklich fühlen; fehlen sie mir, so erscheint mir die schönste Gegend, die volkreichste Hauptstadt als eine Oede.

2.

Sparta, den 12. Mai 1839.

Man kann es ohne Furcht, der Uebertreibung geziehen zu werden, aussprechen, daß das alte Hellas die schönste Erscheinung in der ganzen Geschichte der Menschheit ist. Wo sonst gab es noch ein Volk, das mit solchem Heldensinn und solcher Vaterlandsliebe zugleich eine derartige Begeisterung für Wissenschaft, Poesie und Kunst verband? Wo sonst noch blühten so viele herrliche Städte, deren Bürger es als ihre edelste Pflicht ansahen, ihre Heimat mit Tempeln der Götter, mit Statuen der Heroen, Weisen und Dichter, die sie hervorgebracht, zu schmücken? Wo sonst noch wogte ein so reiches, freies, üppiges Leben über Höhen und Thälern dahin und weihte den ganzen Boden zu einem großen Heiligtum? Wo wurden, so wie in Griechenland, die Jünglinge zur Weisheit und Humanität erzogen? Wo stählten sie sich, wie dort, auf den Rennbahnen und in den Gymnasien zu Manneskraft? Wo anders fand ein Kultus der Schönheit statt, wie in den Werkstätten seiner Bildhauer und Maler? Und wo trat die Poesie so in das Leben und durchdrang alle Schichten der Bevölkerung wie dort bei den Wettkämpfen der Sänger und der Dionysienfeier in den Theatern? Ach, daß alle diese Herrlichkeit untergehen mußte! Der Gedanke erfüllt mich, seit ich die griechische Küste betreten, mit unendlicher Trauer, und mir ist, als befände ich mich in einer ungeheuren Totenhalle. Ein düsterer Schleier hat sich über meinen Geist hingebreitet und bei dem Anblick des gewaltigen Ruins um mich her würde es mir als ein Frevel erscheinen, wenn je ein Lächeln auf meine Lippen käme. Ein so dichtes Lager von Schutt und Trümmern, von Moder und Zerstörung hat sich überall hingedeckt, daß man nicht mehr auf dem Boden steht, auf welchem Miltiades und Themistokles gewandelt, sondern auf einem neuen, den die Barbaren aus dem

Staube von Göttertempeln und Prachtgebäuden, aus
beinen von Erſchlagenen emporgetürmt. Ueber dem L
der Verheerung, der ſich über das ganze Land hingewä
noch hier und da einige Säulen, ein Architrav, ein
empor, und dies macht die Verödung, den Gegenſatz
dem Einſt und Jetzt noch fürchterlicher.

Während ich durch Griechenland reiſte, las id
der „Anthologie“, einer Sammlung, die zwar nur w
den großen helleniſchen Lyrikern enthält, aber beſonde
eſſant iſt, weil ſich aus ihr ein äußerſt lebendiges
Hellas, wie es in ſeiner Blütezeit war, gewinnen lä
male mir nach ihr das Land als überallhin von
durchzogen, an denen Marmorbänke die Wanderer z
einladen, plätſchernde Brunnen ihnen Labung biete
Seite erblicke ich heilige Haine von Cypreſſen und
aus denen die weißen Giebel von Tempeln hervo
die Felshöhen krönen Theater, und aus Lorbeer- und
dickicht, das bald hier, bald da die Ufer eines klaren
ſchmückt, glänzen herrliche Statuen, den Flußgötte
Nymphen des Ortes geweiht. Aber wenn ich, an ei
block oder einen halb verwitterten Säulenſturz geleh
dem Buche aufblicke, welch ein niederſchmetternder A
Verwüſtung bietet ſich mir dar! Sogar die Natur
mehr dieſelbe geblieben; mit dem Verſchwinden des
Laubdickichts, das die Axt der Barbaren gefällt, ſ
die Ströme und Quellen verſiegt; keine Nymphe gi
belebendes Naß auf die Fluren, kein Baum bietet mehr
vor den ſengenden Sonnenſtrahlen, die ſelbſt das
Moos verdorren laſſen, ſo daß nur nacktes Geſtein übr
Wie eine Maſſe geſchmolzenen Bleies liegt der Tag
weiten Totenacker, auf dem die Vernichtung eine G
halten hat, wie nirgends ſonſt auf der Welt. D
aufgehende oder ſinkende Sonne ihr zitterndes

reicherem Farbenwechsel, als der am künstlichsten prismatisch geschliffene Kristall ihn hervorbringt, über Felsen und Ebene ergießt, oder wenn der Mondstrahl über sie hingleitet, glaubt man wohl die Verödung weichen und das Land wieder aus seinem Ruin emporsteigen zu sehen. Aber ich habe gelernt, mich gegen diese Täuschung, die oft mit bestrickender Gewalt sich meines Geistes bemächtigte, zu waffnen. Denn das Erwachen aus dem kurzen Traum brachte immer eine zu herbe Enttäuschung. Es ist ein Gedanke, der sich kaum ertragen läßt und alle Zuversicht zu einer gerechten Weltordnung erschüttert, daß das edelste und glorreichste aller Völker durch eine Reihe so furchtbarer Katastrophen, wie sie sonst nirgends auf Erden stattgefunden, aus der Welt hinweggetilgt worden, daß seine Städte, Theater, Gymnasien und Gotteshäuser fast bis auf die letzte Spur zerstört worden, daß selbst der Boden, der sie getragen, bis in seine Tiefen aufgewühlt worden ist, damit sogar die Fundamente seiner Prachtgebäude in die allgemeine Zertrümmerung mit hinabgerissen würden. Wenn Rom in der Völkerwanderung von einem fürchterlichen Schicksale betroffen wurde, so kann man das als ein gerechtes Strafgericht für die hochgehäuften Sünden des römischen Reiches halten, das den halben Erdball unter sein eisernes Joch der Knechtschaft gezwängt hatte; wenn Dschingischan und Timur ganz Vorderasien mit Blutströmen erwürgter Nationen überschwemmten und auf den Plätzen, wo die blühendsten Städte des Chalifats gestanden, Thürme von Menschenschädeln erbauten, so läßt sich darin die Nemesis erkennen, die den zahllosen, von den morgenländischen Despoten geübten Freveln nachgeschlichen. Aber die Hellenen hatten die Schuld, die auch sie auf sich geladen, durch so viele Akte der edelsten Humanität, durch so viele glorreiche Thaten des Geistes gesühnt, daß sie sicher mehr als irgend ein anderes Volk verdient hätten, das Geschick, das allen Sterblichen

gemein ist, in der mildesten Form zu erleiden. Statt dessen ist das eherne Verhängnis mehr als ein Jahrtausend hindurch mit zermalmendem Fuß über sie dahingeschritten, bis auch das letzte Ueberbleibsel von ihnen und ihren Werken ohne Spur verschwunden war. Was von ihren Götter- und Heroenbildern übrig geblieben ist, gehört meistens der Verfallzeit an und verdankt seine Rettung auch nur dem Umstande, daß römische Raubgier die Heiligtümer der Hellenen ausgeplündert und deren Kunstwerke in die allverschlingende Hauptstadt des Reiches hinweggeschleppt hatte, das als Freistaat wie unter den Kaisern eine Geißel der Menschheit war. Griechenland selbst wurde, nachdem es unter den Schwertstreichen der römischen Feldherren geblutet und von unbarmherzigen Prätoren ausgesogen worden, durch den Verheerungszug der Gothen unter dem entsetzlichen Alarich mit den Leichen seiner erschlagenen Bewohner, den Ruinen seiner Städte und Dörfer überdeckt. Schon damals sanken die herrlichsten seiner Tempel, derjenige von Eleusis und der des Zeus von Olympia in Schutt, und nur wie durch ein Wunder wurde die Akropolis von Athen von der Wut der Barbaren verschont. Aber glücklich noch wäre Hellas zu nennen gewesen, wenn es mit dieser einen Katastrophe sich von dem Grimm des Fatums hätte loskaufen können. Statt dessen wälzten sich lange Jahrhunderte hindurch immer neue wilde Völker, die von Menschen nur den Namen, von den Bären ihrer Heimat aber die erbarmungslose Blutgier hatten, über die eisigen scythischen Berge herab in die sonnigen Gefilde am Ilissus, Alpheus und Eurotas, um den Rest ihrer Bewohner zu erwürgen, die letzten Säulen, die noch aufrecht standen, zu Boden zu schmettern. Die schönsten der Erdensprachen, das Idiom des Homer, Aeschylus und Plato, hörte auf, gesprochen zu werden. Auf dem Felde am Kephissos, wo die Akademie gestanden, über den gesprengten Steinsitzen des Dionysostheaters und an dem heiligen Sammel-

platz aller griechischen Stämme zu Olympia rühmten sich rohe Slaven in den Klängen ihrer barbarischen Mundarten der wüsten Greuel, die sie verübt. Selbst die alten Städtenamen, die auch von den Römern nur mit Ehrfurcht ausgesprochen worden waren, gerieten in Vergessenheit; man wußte nicht mehr, wo Eleusis, wo Delphi, wo Korinth gestanden. Eben dort, wo einst Apollo's Seherspräche aus dem Munde der Pythia erschollen, wo die Frommen mit Andachtschauern den Gesängen der Priester bei der Feier der Mysterien gelauscht, brachten jetzt Scythenhorden beim Geheul wüster Gesänge ihren Götzen Menschenopfer dar. Wenn ich an alle die Schreckniſſe denke, die so viele Jahrhunderte hindurch über das Festland von Hellas und über den Peloponnes hingegangen, so befällt mich tiefes Zagen, ein niederbeugendes Gefühl, wie ich es sonst kaum gekannt habe. Ich stelle mir die verzweifelnden Griechen vor, wie sie vor den in immer neuen ungeheuren Massen sich auf ihr Land herabwälzenden Barbaren in die entlegensten Schluchten und Höhlen fliehen, aber daraus gleich Tieren des Waldes hervorgehetzt werden, wie die Wilden sie unter den abscheulichsten Martern zu Tode quälen, ihre Weiber und Töchter, an die Schweife ihrer Rosse gebunden, über die Trümmer ihrer brennenden Wohnungen hinschleifen und Brandfackeln auch in die letzten armseligen Hütten schleudern, die noch aufrecht stehen. Und daß dieses Wehgeschick ohne Gleichen gerade diejenige Nation ereilen mußte, die den Perikles und Phidias hervorgebracht, die sich durch ihren Genius leuchtend über alle andere erhoben, während das stumpfsinnige Volk der Chinesen sein Dasein schon Jahrtausende lang hingeschleppt hat!

Nachdem ich die Höhen überschritten, welche Lakonien gegen Norden begrenzen, ist mir zum erstenmal nach meiner Ankunft in Griechenland wieder ein fruchtbareres, mit reichem Pflanzenwuchs bekleidetes Terrain entgegengetreten. Der Gegensatz war um so auffallender, als gerade Arkadien, das ich

zuletzt durchzogen, mir ein Bild der äußersten Desolation darbot. Dieser Teil von Morea (mit welchem Namen der Peloponnes von der slavischen Bevölkerung belegt worden ist) steht nach der Schilderung der Alten vor unserer Einbildungskraft als ein romantisches Hirtenland voll schäumender Sturzbäche und fetter Alpentriften, belebt von Herden ohne Zahl und vom Schall der bukolischen Flöten durchtönt. Viel gäbe ich dafür, wenn ich den gefeierten Boden nie betreten hätte, um eine so grausame Enttäuschung, einen so fürchterlichen Sturz aus der Einbildung in die Wirklichkeit zu erleben. Erst als an der Südseite des Höhenzuges die Landschaft sich mit Grün überdeckte, Bäche an mir vorüberrauschten und die Schneegipfel des Taygetos vor mir emporragten, begann ich wieder aufzuatmen. In der That ist dieses Eurotasthal von seltener Schönheit und würde überall wegen seines Naturreizes bewundert werden; hier in Griechenland aber überrascht es doppelt durch den Kontrast gegen die Verödung, deren Zeuge man sonst so vielfach sein muß. Auch hier hat das Schwert der Barbaren vernichtend gewütet. Das alte Sparta ist durch ihre Keulenschläge und Brandfackeln vom Erdboden hinweggetilgt worden. Allein die Wasserfülle, welche der Taygetos aus seinen Schluchten herabsendet und die in zahlreichen Bächen befruchtend durch das lakonische Land hinrieselt, hat dasselbe nach der Zerstörung wieder grünen und blühen lassen, und auch die mordbrennerischen Türkenhorden haben nichts gegen diese Allmacht der Natur vermocht. Unter dem Einflusse des lachenden blauen Himmels über mir und der rauschenden Bäche um mich her weicht denn die trübe Stimmung allmälich, die lange über meiner Seele gelegen. Trauer über den Untergang des alten Sparta vermag sie nicht wieder zu verdüstern. — Der Stadt des Lykurg wird nicht leicht Jemand viele Thränen nachweinen. Mögen wir den Heldenmut des Leonidas und seiner Dreihundert, den hohen Sinn des

Königs Agis bewundern, im Allgemeinen erfüllt uns doch die furchtbare Grausamkeit der Lakonier gegen die Messenier und gegen die Heloten, die Starrheit der lykurgischen Satzungen, das zu Tode Geißeln der Jünglinge am Altar der Artemis mit Unwillen gegen dieses Volk, und wir beklagen nicht, daß es aufgehört hat, zu existiren. Der Ruin Spartas ist übrigens so vollständig, daß kaum eine Spur von ihm im Gebiete des Eurotas mehr zu finden ist. An dem Orte, wo es vermutlich gestanden, ist jetzt durch den neuhellenischen König Otto eine noch im Entstehen begriffene Stadt gegründet worden, und hier habe ich in dem Hause eines freundlichen Griechen, an den ich empfohlen war, meinen Aufenthalt genommen. Der Zufall, der mich in demselben Hause mit einem jungen Maler, Karl Roß aus Holstein, zusammenführte, hat mich bestimmt, länger zu verweilen, als meine Absicht gewesen. Roß ist ebenso begeistert für die Natur hier, wie für das hellenische Altertum; was Wunder, daß ich schnell einen Freundschaftsbund mit ihm geschlossen habe? Früh am Morgen wandert er mit Malgerät aus, und ich begleite ihn, Bleistift und Papier in der Hand, ein Buch unter dem Arme. Wir lassen uns unter dem Schatten einer mächtigen Platane auf einem Hügel nieder, von wo sich eine prächtige Aussicht über die lachende Ebene und auf das vielzerklüftete Gebirge bietet. Während Roß dann die vor ihm liegende Gegend mit Bleistift oder Pinsel festzuhalten sucht, schreibe ich oder lese in Poucqueville's Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. Es ist dies ein höchst anziehendes Buch von fast romanhaftem Interesse, besonders auch dadurch wertvoll, daß der Verfasser viele der dargestellten Begebenheiten selbst mit erlebt hat und sie als Augenzeuge schildert. Freilich ist der Eindruck, den dasselbe macht, teilweise ein niederschlagender durch die Schilderung der von den Türken, aber ebenso auch von den Griechen verübten Greuel. Erhebend dazwischen wirken indes wieder einzelne Thaten der

Letzteren, die von hoher, begeisterter Vaterlandsliebe und einem Heldenmut ohnegleichen Zeugnis geben. Die Neuhellenen sind ein, durch das langjährige Sklavenjoch, das sie ertragen, entwürdigtes Volk; aber wenn ich den Heroismus, den sie in ihrem Befreiungskrieg gezeigt, betrachte, möchte ich doch glauben, daß das Geschlecht der Altgriechen nicht so völlig ausgerottet sei, wie neuerdings vielfach behauptet wird, daß vielmehr in den Adern von Nikittas, Kolokotroni, Kanaris und Bozzaris noch einige Tropfen vom Blute des Miltiades und Epaminondas geflossen sind. Die griechische Sprache soll auf Jahrhunderte lang im ganzen Peloponnes völlig erloschen gewesen und erst später aus Byzanz wieder eingeführt worden sein. Dies kann man zugeben, und die Thatsache, daß altberühmte Städte ihre hellenischen Namen mit slavischen vertauscht haben, scheint dafür zu sprechen. Allein können nicht, nachdem die verheerenden Kriegsstürme und Einwanderungen der scythischen Stämme aufgehört, und die Halbinsel zuerst unter byzantinische, dann unter fränkische Herrschaft kam, auch Bewohner der cykladischen Inseln, echte Nachkommen der glorreichen alten Insassen des Landes, wieder nach Morea, Attika, Korinth eingewandert sein? — Eine Geschichte der Gründung des Königreichs Griechenland von Klüber, die ich gleichfalls mit mir führe, spielt neben dem französischen Werk eine traurige Rolle; sie ist gewiß gründlich und wimmelt von Citaten, leidet jedoch dabei an einer solchen Dürre und Trockenheit, daß es mir unmöglich wäre, sie zu lesen. Manche werden ihr gewiß vor derjenigen des Franzosen als einer mehr „wissenschaftlichen Arbeit" den Vorzug einräumen; nun, wenn Wissenschaftlichkeit in der Abwesenheit jedes darstellenden Talents, in einem holpernden und stolpernden Stil und einer unerträglichen Monotonie, wie sie so vielen Werken deutscher Gelehrten eigen sind, besteht, so will ich Klüber's Buch als klassisch preisen.

Nach vollbrachter Arbeit mache ich mit Roß große Spaziergänge längs der verschiedenen Ströme, in welche sich der Eurotas teilt. Wir dachten hier wilde Schwäne, die im Altertum an den Ufern des Flusses nisteten, anzutreffen; aber sie scheinen Wohnplätze in anderen Ländern aufgesucht zu haben. Dagegen finden wir auf Schritt und Tritt kleine Schildkröten und ergötzen uns damit, sie nach Hause zu nehmen, wo sie in unseren Stuben umherspazieren. Obgleich es Mai ist, sind die Abende und Nächte doch sehr kühl, und wir müssen Winterkleider tragen, schämen uns jedoch dabei unserer Weichlichkeit, indem wir an die Abhärtung der spartanischen Jünglinge denken, die bis zu einem gewissen Alter, selbst im Winter, völlig nackt gingen und auch später eine äußerst leichte Bekleidung hatten, in der wir uns selbst in den Hundstagen erkälten würden. Ein hübscher Gang, den wir fast jeden Tag machen, führt nach dem eine kleine Stunde von hier gelegenen Städtchen Mistra. Anmutig den Hang eines Hügels hinaufgebaut und von frischen Bergwassern, welche durch die Rinnen der Straßen hinabrauschen, belebt, trägt dieser Ort mit seinen engen, vielgewundenen Gassen und seinem kleinen Bazar ein orientalisches Gepräge. In einem von uralten Platanen überragten Café, wo der Mokkatrank auf türkische Art bereitet wird, saßen wir manche Stunde und suchten uns ebenso im Rauchen der Wasserpfeife, das gar nicht so leicht zu erlernen ist, wie durch Unterhaltung mit den anderen Gästen in der neugriechischen Sprache zu üben. Ich habe darin vor Roß, der, da er sich früh zum Künstler bestimmte, nur wenig altgriechisch gelernt hat, einen großen Vorsprung und kann mich schon ganz leidlich verständigen. Uebrigens bilde ich mir auf die Leichtigkeit, mit der ich mich nun schon in einer ganzen Anzahl von Sprachen auszudrücken vermag, im mindesten nichts ein. Es ist zwar, besonders auf Reisen, recht angenehm, dies zu können; allein ich sehe darin doch

eine ganz untergeordnete Fähigkeit, die mit den höheren Geistesgaben nichts zu thun hat, und lächle über diejenigen, welche auf die Gewandtheit, mit der sie fremde Idiome sprechen, stolz sind. Man soll sie darauf hinweisen, daß sie in diesem ihrem Talent in manchen Lohnbedienten und Kellnern gefährliche Nebenbuhler haben. Der Kardinal Mezzofanti, der nicht nur eine außerordentliche Anzahl von Sprachen, sondern auch deren verschiedene Dialekte mit großer Gewandtheit redet, soll ein ganz geistloser Mensch sein. Ausgezeichnete Gelehrte, Künstler und Schriftsteller dagegen zeigen oft gar keine Begabung für solche Polyglottie. Etwas völlig Anderes und wahrhaft Wertvolles ist dagegen das tiefere Eindringen in eine fremde Sprache zum Zweck des Verständnisses ihrer Literatur. Auch derjenige, der sich dies angelegen sein läßt und es ziemlich weit darin gebracht hat, soll sich jedoch nicht damit überheben und sich vorhalten, daß manche der größten Autoren einzig ihre Muttersprache gekonnt haben, diese aber in einer erstaunlichen Meisterschaft. So die Schriftsteller und Dichter der Griechen, auch fast alle diejenigen der neueren Nationen bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Selbst Goethe's und Schiller's Kenntnis fremder Sprachen war nur eine höchst unvollkommene; allein ihnen dies vorzuwerfen, wäre Thorheit. Wenn Schlegel Schiller lächerlich zu machen sucht, weil er Euripides, ohne irgend Griechisch zu verstehen, verdeutscht habe, so muß man ihm entgegenhalten, daß diese nach lateinischen und französischen Uebersetzungen gemachte Verdeutschung die beste und dichterisch schönste ist, die wir von irgend einem der griechischen Tragiker besitzen. — In den Abendstunden lese ich mit dem Freunde die Odyssee von Voß, ich weiß nicht, zum wievielten-male; die Uebersetzung des alten Eutiners ist mir von früh an so vertraut, daß ich keine andere möchte, auch wenn es, was ich noch bezweifle, eine bessere geben könnte. Voß war, das zeigt seine Louise, nur ein mittelmäßiger Dichter; aber die

Begeisterung für Homer hat ihn in diesem seinem Jugendwerk über das Niveau seines eigenen Talentes erhoben, so daß seine Odyssee nur mit der deutschen Sprache untergehen kann.

Da ich an jedem Morgen schon auf meinem Lager das Schneehaupt des Taygetos in den ersten Sonnenstrahlen auf mich herniederleuchten sah, erwachte in mir der Wunsch, den Gipfel dieses Bergriesen zu ersteigen. Weil ich den Aetna schon im März, obgleich derselbe fast bis zum Fuße mit Schnee bedeckt war, erklommen hatte, erschien mir das Unternehmen als kein allzu schwieriges. Roß ging freudig auf meinen Vorschlag ein, und wir setzten uns mit einem Führer, der die Umgegend genau kannte, in Verbindung. Letzterer schüttelte den Kopf zu unserem Vorhaben, machte uns wenig Hoffnung, daß wir unser Ziel erreichen würden, war indes gegen das Versprechen eines guten Trinkgeldes bereit, uns bei dem Versuche mit Rat und That beizustehen. Wir ritten am frühen Morgen auf guten Pferden aus, und unsere erste Tagereise durch das fruchtbare, grünende Land war entzückend. Während der Nacht fanden wir notdürftige Unterkunft in einer armseligen Hütte, mit deren Bewohnern sich der Führer verständigte. In der nächsten Frühe traten wir in das eigentliche Gebirge ein, die Pfade wurden von Stunde zu Stunde unwegsamer, wir stießen bald auf hohen Schnee und mußten die Pferde, die nicht weiter vorwärts konnten, in der Obhut eines Hirten zurücklassen. Während wir uns mühsam emporarbeiteten, gewannen wir aus den Gesprächen mit dem Führer die Ueberzeugung, daß dieser ganz unsicher über den Weg war. Er selbst behauptete nicht, jemals den Gipfel erstiegen zu haben, und wußte nicht einmal, ob derselbe überhaupt von Jemandem erklommen worden sei. Hier und da begegneten wir noch einzelnen Leuten, bei denen er Erkundigungen einzuziehen suchte; allein keine der Antworten, die er erhielt, war eine befriedigende. Alle schienen unsere Absicht für eine

verwegene und völlig unausführbare zu halten. Es knüpfen sich an den Taygetos keine mythischen Vorstellungen, wie an andere Berge; aber mit einer scheuen Ehrfurcht schienen die Anwohner doch zu seinem Gipfel emporzuschauen, ebenso wie einst die thessalischen Hirten zu dem des Olymp emporblickten, den sie für den Sitz der Götter hielten. Indem ich die beiden Berge so mit einander zusammenstellte, stieg in mir zugleich der Gedanke auf, wie völlig unfaßlich doch für uns der religiöse Glaube der Alten sei. Es ist erklärlich, daß im primitiven Zeitalter die Menschen meinten, auf dem Olymp throne wirklich Zeus im Kreise der anderen Götter, auf dem Kithäron hätten die Musen ihren Wohnort. Allein konnten die Griechen der späteren Perioden, als die Naturforschung schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, dies noch wirklich glauben, sollte nie ein kühner Wanderer sich auf jene Berghäupter gewagt und bei seiner Rückkunft die Kunde verbreitet haben, daß droben nichts zu finden sei, als nackte Felsen und ein Winter voll Schnee und Eis? Obgleich wir schon einsahen, unser Unternehmen werde ein fruchtloses sein, wollte doch keiner von uns zuerst aussprechen, daß wir umkehren müßten. So wateten wir bald im tiefsten Schnee, bald klommen wir, wo Felsen sich steil emportürmten, über zackiges Gestein dahin, bis ein Unwetter von Süden heranzog und uns zwang, in einer Höhle, die wir glücklicherweise entdeckten, Schutz zu suchen. Es war schon Nachmittag, als wir uns eingestanden, von einer Erreichung des Gipfels könne unter keinen Umständen die Rede sein. Nun hegten wir zuerst noch die Hoffnung, vor Einbruch der Nacht den schlimmsten Teil des Heimwegs zurücklegen zu können und weiter unten vielleicht in einer Hütte Zuflucht zu finden. Da ergoß sich Regen stromweise vom Himmel und es war nicht daran zu denken, daß wir die Höhle verließen. Schon begann die Dunkelheit hereinzubrechen, und wir sahen mit gelindem Schrecken der Nacht

entgegen, die wir in dem engen Felsenversteck zuzubringen hatten. Unsere Besorgnis wurde noch durch den Umstand gemehrt, daß der Führer sichtlich Unruhe zeigte, ohne jedoch kundzugeben, was er befürchtete. Unsere Phantasie malte uns alle möglichen Gefahren aus, die uns bedrohten. Konnte nicht ein Raubtier des Gebirges, ein Wolf oder Bär, in der Höhle sein Lager haben, plötzlich zurückkehren und die ungebetenen Gäste, die in seine Behausung eingedrungen waren, zerreißen, — konnten wir nicht auch Räubern, von denen die Schluchten des Taygetos durchaus nicht frei sein sollen, in die Hände fallen? Um solche ängstliche Gedanken zu verscheuchen, sprachen wir dem Wein fleißig zu, dessen der Führer, nebst einem kleinen Vorrat von Brot und Ziegenkäse, einen tüchtigen Schlauch mitgebracht hatte. Unsere Lebensgeister wurden dadurch erfrischt, wir lachten unter Gesprächen die Besorgnisse hinweg und ließen uns so behaglich, wie es möglich war, auf den nackten Boden nieder. Inzwischen hatte der Regen aufgehört; aber plötzlich wurden wir durch helle Blitze, denen heftige Donnerschläge folgten, in unserer frohen Stimmung unterbrochen. Ein neues Unwetter war heraufgezogen; der Donner rollte und krachte fürchterlich, an den umliegenden Felsen und in der Höhle widerhallend. Die Aufregung that zwar schon das Ihrige, um den Schlaf von unseren Augen zu verscheuchen; doch versprachen wir uns zum Ueberfluß gegenseitig, daß einer den Andern wecken sollte, wofern er etwa einnickte. Denn die Nachtkälte konnte uns gefährlich werden, indem wir nur spärlich mit schützenden Kleidern versehen waren. Der Führer, der uns zuerst selbst ermahnt hatte, wach zu bleiben, lag seit lange schnarchend am Boden; wir aber hielten unser Versprechen, indem bald der Eine bald der Andere, wenn ihn Müdigkeit übermannen wollte, aufsprang und aus dem Thor der Höhle nach dem Wetter spähte. Der Donner verstummte zuletzt; nun jedoch fiel Schnee in dichten Flocken,

was für den Heimweg wieder bedenklich werden konnte. Endlich, als das erste grauende Licht des Tages sich auf die Felsenzacken um uns her legte, brachen wir auf und gelangten nach mühseligem Herabklettern inmitten des Schneegestöbers wieder in niedere Gegenden, wo wir jubelnd das erste Grün begrüßten und zuletzt auch glücklich unsere Pferde wiederfanden.

3.

Sparta, 20. Mai 1839.

Ich komme soeben mit dem Maler Roß von einem Ausfluge in die Maina zurück, jene im Süden des Peloponnes liegende Berggegend, deren Bewohner, durch ihren stolzen Unabhängigkeitssinn ausgezeichnet, von jeher gegen die Beherrscher der übrigen Halbinsel ihre Freiheit behauptet und sich auch der gegenwärtigen griechischen Regierung nicht völlig unterworfen haben. In die Abhänge und Schluchten, die sich vom Taygetos südwärts hinziehen, flüchteten bei dem Einbruch der Gothen, die alles Land in eine Wüste verwandelten, Lacedämonier und andere Griechen, die Laren ihrer zerstörten Wohnungen in unzugängliche Felsenwildnisse rettend und in Höhlen oder auf Gebirgshöhen fort und fort den alten Göttern huldigend. Es sind bestimmte Nachrichten vorhanden, daß dort bis in das zehnte Jahrhundert nach Christus den Olympiern Opfer gelodert haben. Doch liegt es nahe, anzunehmen, daß noch weit längere Zeit hindurch in den entlegensten Teilen des Landstriches der Kultus des Herrschers im Donnergewölk, Zeus, fortgedauert habe. Sowohl während im übrigen Griechenland das geschändete Kreuz auf den Ruinen der eingeäscherten Tempel von Gesängen der kuttentragenden Mönche umklungen ward, wie später, als die bluttriefenden Altäre götzendienerischer Scythen dasselbe verdrängten, erschollen

in der Maina noch Hymnen zu Ehren Kronion's und des Helios, Aphroditens und der Pallas. Wann die letzte heilige Flamme des Hellenismus erloschen ist, wird sich schwer ermitteln lassen. Möge man mich thöricht schelten; aber ich halte es nicht für unmöglich, daß im wildesten Teile dieses Gebirgslandes, wohin kaum je ein europäischer Reisender gedrungen, Männer wohnen, die ihren Glauben durch alle Jahrhunderte bewahrt haben und insgeheim noch den alten Göttern anhängen. Nach und nach wird sich der Strom der Eindringlinge freilich auch bis in die Maina gewälzt haben; das hellenische Blut ist auch hier mit fremdem gemischt, die griechische Sprache durch barbarische Mundarten großenteils beseitigt worden. Allein könnte trotzdem nicht ein kleiner Teil der Bevölkerung im Innersten des Landes sich unvermischt erhalten haben und der Sprache wie Religion der Urväter bis heut treu geblieben sein? Die Idee, daß dies möglich sei und daß ich vielleicht bis zu solchen Zeusanbetern vordringen könnte, ließ mir keine Ruhe. Roß lachte mich zwar aus, als ich ihm dieselbe vortrug; ich gewann es indes doch über ihn, daß er versprach, mich auf einer Excursion in die Maina zu begleiten. Unser Hauswirt sagte zu, uns einen der Gegend kundigen Führer nach den beiden zunächst gelegenen Ortschaften mitzugeben, wo Grüße von ihm uns bei angesehenen, ihm bekannten Bewohnern freundliche Aufnahme verschaffen würden. Ueber die Ratsamkeit oder Möglichkeit weiteren Eindringens in das Land wollte er sich nicht aussprechen, weil ihm dasselbe eine terra incognita war. Wir ritten in Gesellschaft des Führers durch hügeliges, fruchtbares Land, bis wir gegen Abend in ein nur aus wenigen Häuschen bestehendes und von einem Wachtturm überragtes Dorf, das schon von Mainotten bewohnt war, gelangten. Diese Türme, welche sich in der ganzen Maina finden, haben von jeher zum Schutz der Unabhängigkeit des Landes und

als Warten, um etwa drohende Ueberfälle von Feinden rechtzeitig zu erspähen, gedient. Unser Führer schien allen Bewohnern des Ortes bekannt zu sein; und so gelangten wir ungehindert zu dem Hause des Mannes, an den wir empfohlen waren. Derselbe grüßte uns zutraulich und räumte uns ein enges Gemach, das dennoch das größte des Gebäudes war, zur Nachtruhe ein. Griechisch verstand unser Wirt leider gar nicht oder sprach einen so verdorbenen Dialekt desselben, daß wir uns nur mit Hilfe des Führers, der den Dolmetscher machte, mit ihm zu unterhalten vermochten. Nachdem er uns zuerst aufgefordert, eine Stunde der Ruhe zu pflegen, dann mit uns etwas in der Umgegend umhergewandert war, lud er uns zur Mahlzeit ein. Wir nahmen an einem niedrigen Tische auf noch niedrigeren Sesseln Platz, und zu dem Manne setzte sich auch seine schon ältliche, jedoch noch immer hübsche Frau an die Tafel. Beide nötigten uns, viel von den Speisen, die gar nicht verächtlich waren, zu genießen, und ein kleiner Diener goß fleißig süßen Wein aus einem großen Kruge ein. Es brachte mich in Verzweiflung, mit den freundlichen Gastgebern gar kein Gespräch führen zu können, zumal sie nicht zu begreifen schienen, daß wir nicht wenigstens etwas in ihrer Mundart Bescheid wüßten. So machte ich denn eine letzte Anstrengung und begann, indem ich glaubte, nur mein schlechtes Neugriechisch sei schuld, daß ich nicht verstanden würde, die ersten Verse aus der Odyssee zu recitiren. Ich glaubte, zum mindesten der Mainotte, wenn auch nicht seine Frau, würde den Homer auf der Schule lesen gelernt haben; er starrte mich jedoch ebenso offenen Mundes an, wie seine Ehehälfte, so daß ich die Ueberzeugung gewann, er habe nie den Namen des großen Sängers gehört. Nach herrlich verschlafener Nacht verabschiedeten wir uns mit herzlichem, durch den Führer ausgedrücktem Dank von den Beiden und zogen weiter landeinwärts. Die Gegend, welche mehr und mehr bergig wurde,

war nicht sehr belebt; doch flößte uns nichts Besorgnis vor den Bewohnern ein. Alle, denen wir begegneten, erwiderten unsern Gruß. Als wir am Mittag an eine von Grün umgebene Quelle gelangten, stiegen wir von den Rossen ab und lagerten uns am Rande des Wassers, um uns durch den noch aus Sparta mitgenommenen Proviant zu stärken. Nachdem wir eine Zeit lang dort gesessen, sahen wir von Süden her zwei Reiter in europäischer Tracht kommen. Der eine derselben redete uns auf italienisch, das er ziemlich geläufig sprach, an, und als wir nun Beide einluden, an unserer bescheidenen Mahlzeit teilzunehmen, packten sie aus ihren Satteltaschen einigen Mundvorrat aus und setzten sich zu uns. Auch der zweite konnte wenigstens etwas italienisch, und das Gespräch zwischen ihnen und uns kam bald in Fluß. Es ward uns klar, daß Beide griechische Offiziere waren; sie selbst aber sagten dies nicht und ließen uns überhaupt über den Zweck ihres Rittes durch die Maina in Zweifel. Sie waren längere Zeit im Innern derselben gewesen — wie wir vermuteten, im Auftrag der Regierung, etwa um geographische Vermessungen vorzunehmen. Da ich von unserem Vorhaben sprach, tiefer in das Land vorzudringen, rieten sie mir entschieden davon ab. Hier, unfern der Grenze, könne der Fremde sich schon ohne Gefahr bewegen; der vielfache Verkehr herüber und hinüber habe die Bewohner minder argwöhnisch gemacht; allein in den abgelegeneren Gegenden walte großes Mißtrauen. Nur ihnen, die sie der dort herrschenden Sprache vollständig mächtig seien, habe die Expedition gelingen können; doch seien auch sie ein paar Male gefährdet gewesen, weil man sie für Spione des Königs Otto gehalten. Es stellte sich heraus, daß die Offiziere, wie dies bei den Gebildeten in ganz Griechenland der Fall ist, so ziemlich alle Bewohner von Neu-Hellas, und somit auch die Mainotten, für unvermischte Nachkommen der alten Griechen hielten. Als ich nun behutsam mit der

Frage hervorrückte, ob sich vielleicht auch noch Sitten und Gebräuche, oder gar religiöse Glaubensmeinungen aus dem Altertum bei den Insassen des merkwürdigen Landstriches erhalten hätten, empfing ich die Antwort, die Letzteren seien gute Christen griechischen Bekenntnisses; doch hielten sie dessenungeachtet noch an manchem Aberglauben fest, der aus heidnischer Zeit stammen möge. Auch hätten sie Spiele und Feste ganz eigener Art, die sich nirgends sonst fänden. Näheres hierüber vermochten uns übrigens die Herren nicht zu sagen. Sie forderten uns auf, mit ihnen nach Mistra zurückzukehren. Wir konnten uns indes nicht entschließen, unsere Expedition schon jetzt aufzugeben, sondern wollten jedenfalls noch die nächste Ortschaft, wo der Führer uns gute Aufnahme in sichere Aussicht stellte, besuchen. So trennten wir uns von den Offizieren und gelangten schon Nachmittags an das Ziel unserer Tagesreise. Das Dorf lag anmutig inmitten von Maisfeldern und bestand wie das vorige nur aus ein paar kleinen Häusern, neben denen ein niedriger Turm stand. Zunächst begab sich der Führer allein in die Wohnung, in welcher wir Nachtquartier zu finden hofften. Es schien, daß er auf Schwierigkeiten stieß, uns Letzteres zu erwirken; denn es währte lange, bis er wiederkehrte. Schließlich aber forderte er uns auf, abzusitzen und führte uns in das Häuschen. Die Eigentümer, zwei ganz junge Leute, zeigten uns eben keine sehr freundliche Miene, sprachen nur ein paar Worte mittelst des Führers zu uns und wiesen uns dann eine Kammer an, wo wir die Nacht verbringen sollten. Sie selbst zeigten sich dann nicht wieder; eine alte Schaffnerin jedoch brachte uns Speise und Trank, mit denen wir zufrieden sein konnten. Offenbar waren unsere Wirte nicht sehr erfreut über den Besuch; allein sie beobachteten doch notdürftig die Vorschriften der Gastlichkeit. Schon in der Nacht kamen wir nun zu der Erkenntnis, daß es am besten sei, umzukehren, und ich gestand

mir ein, daß weiteres Vordringen in das Land uns doch nicht viel Nutzen bringen könne, indem die Einwohner uns schwerlich Zeugen der etwa bei ihnen noch vorkommenden heidnischen Bräuche sein lassen würden. So suchten wir in der Frühe der Schaffnerin unseren Dank für die empfangene Gastfreundschaft mittelst eines reichlichen Geschenkes abzustatten und wendeten uns wieder gegen Norden. Durch einen sehr angestrengten Ritt auf näherem Wege ward es uns möglich, Sparta noch bei einbrechender Nacht zu erreichen. Das eigentliche Motiv, das mich zu diesem Ausfluge veranlaßte, die Erwartung, in der Maina noch Anbeter der olympischen Götter zu finden, mag Manchem lächerlich erscheinen; allein wenn der greise spanische Ritter Ponce de Leon einen weit gefährlicheren Zug in die Wildnisse von Amerika unternahm, um den Brunnen der Jugend zu entdecken, brauche ich kaum Vierundzwanzigjähriger mich meines vereitelten Vorhabens nicht zu schämen, selbst wenn dasselbe ganz auf leeren Phantasiegebilden beruhen sollte.

4.

Nauplia, Anfang Juni 1839.

Nachdem ich aus der Maina wieder in Sparta eingetroffen war und mich schon angeschickt hatte, die Rückkehr nach Athen anzutreten, wurde ich sehr unangenehm durch die Nachricht überrascht, das ganze nördliche Lakonien, wie überhaupt ein großer Teil des Peloponnes sei plötzlich durch Räuber unsicher geworden. Ich mußte infolge dieser Kunde mein Vorhaben zunächst aufgeben, und verweilte einstweilen noch in Sparta. Da ich jedoch nicht immer dort bleiben konnte, war meine Verlegenheit eine nicht geringe. Nach Verlauf einer Woche hörte ich, in einem nordöstlich von Sparta gelegenen, einen starken Tagesritt von dort entfernten Dorfe lagere ein

kleiner Trupp griechiſchen Militärs und werde ſeinen Rückmarſch nach Norden in den nächſten Tagen antreten. Wenn ich mich nun dieſer Truppe anſchließen konnte, ſo war das für mich die günſtigſte Gelegenheit, heimzukehren. Allein die Schwierigkeit lag in der beträchtlichen Strecke, die zu überwinden war, ehe ich den Standort der Soldaten erreichte. Gerade in dem bergigen und waldigen Landſtrich, den ich zu durchmeſſen hatte, waren, wie dies als unzweifelhaft verlautete, verſchiedene Raubanfälle vorgekommen. Die griechiſchen Räuber ſollen inſofern ſchlimmer ſein, als die italieniſchen und ſpaniſchen, weil ſie ſogleich ſchon vor der Aufforderung, ſich zu ergeben, aus dem Hinterhalt auf die Reiſenden ſchießen. Mir blieb jedoch, wenn ich nicht noch, der Himmel weiß wie lange Zeit, in Sparta raſten und auf den größeren Teil meiner weiteren Reiſe verzichten wollte, nichts übrig, als mich auf den Weg zu begeben, und Roß, der auch in Athen zurückerwartet wurde, beſchloß, mich zu begleiten. Wir tröſteten uns mit dem Gedanken, daß die Banditen zunächſt wohl nur Schreckſchüſſe gegen uns ſenden, dann aber geringe Ausbeute bei uns machen würden. Eine Anzahl von Goldſtücken, um ihre Gier zu beſchwichtigen, behielten wir in unſeren Taſchen, einige andere wurden ſorgfältig in unſeren Stiefeln verſteckt. So traten wir mit unſerem als zuverläſſig erprobten Führer, der für Wein und mäßige Koſt geſorgt hatte, den Ritt an. Es war ein etwas unheimliches Gefühl, als unſer Weg uns bald in ſehr einſame Gegenden und auf ein Terrain führte, das für Raubanfälle wie geſchaffen erſchien. Doch etwas Räuberromantik, dachten wir, könne ja, wenn wir mit heiler Haut davonkämen und nur einiges Geld dabei einbüßten, den Reiz des Reiſens nur erhöhen. Wenn mir bisher die Baumloſigkeit in Griechenland nicht gefallen hatte, ſo konnte ich hier über dieſelbe nicht klagen; denn Stunden lang ging unſer Pfad durch waldiges Dickicht. Unter Scherz und luſtigen

Gesprächen hatten wir bald alle Sorge verscheucht; wir spähten vielmehr mit einer Art von Verlangen umher, ob wir hinter einem der Baumstämme nicht die Mündung eines Schießgewehrs hervorblicken sähen. Ein Mahl, unter einer windgeschüttelten Terebinthe eingenommen, und reichliche Züge aus der Weinflasche stärkten uns für die zu erwartenden Abenteuer. Etwas jedoch sank dann unser Mut wieder, als die Sonne sich zum Untergang neigte und der Führer uns freiwillig das unerwartete Geständnis machte, er sei des Weges nicht mehr sicher und könne nicht versprechen, daß wir zum Lager des Militärs noch am Abend gelangten. Nirgends war ein gebahnter Pfad zu finden; und wie schon seit Stunden ließ sich kein lebendes Wesen entdecken, das wir über die einzuschlagende Richtung hätten befragen können. Die Dunkelheit brach herein, und nun ward unsere Lage einigermaßen bedenklich. Da der Mond nicht schien und die Sterne nicht genug Helle verbreiteten, um den Boden deutlich zu sehen, blieb uns nichts weiter übrig, als unter freiem Himmel unser Nachtquartier aufzuschlagen. So streckten wir uns am Abhange eines Hügels nieder, indem jeder von uns sich in die mitgenommene wollene Decke einwickelte und sich so gegen die nächtliche Kälte zu schützen suchte. Es war ein Glück, daß die Ermüdung des langen Rittes den Schlaf bald auf unsere Augen niedersinken ließ. Der Traum führte mich zu den Verwandten und Freunden in der Heimat, die ich Thor verlassen hatte, um in fremden Ländern einem Glück nachzujagen, das doch auf Erden nie zu finden ist. Als ich nach Mitternacht erwachte, währte es lange, bis ich mich besann, wo ich mich befände. Erst die Tropfen Regens, die an mein Gesicht schlugen, und das mächtige Sausen der Terebinthenwipfel über mir brachten mich wieder zu klarem Bewußtsein. Indessen regte sich kein ängstliches Gefühl in mir, und ich verfiel bald von neuem in tiefen Schlummer, aus dem mich erst am Morgen der Führer,

zum Aufbruch mahnend, weckte. Roß hatte gut geſchlafen wie ich, und ſo ſchwangen wir uns wieder auf unſere Pferde, um zunächſt auf gut Glück in der Richtung fortzureiten, welche, nach der Meinung des Führers, uns an das Ziel bringen mußte. Es währte nicht lange, ſo kamen wir an eine Hütte, von deren Bewohnern wir erfuhren, daß wir ſehr weit vom wahren Weg abgeirrt ſeien. Der Pfad, den wir nach ihrer Weiſung einſchlugen, wurde halsbrechend und ging ſteil, bald hinauf, bald hinab, über Felsgeröll, auf dem oft kaum fortzukommen war. Erſt um Mittag erreichten wir das Dorf, wo wir den Soldatentrupp zu finden gehofft hatten. Allein uns wurde die Kunde, derſelbe ſei ſchon vor einigen Stunden aufgebrochen, um jedoch nur einen kleinen Tagesmarſch zu machen. Wir raſteten deshalb kurz, nahmen der Sicherheit wegen einen Knaben als Wegweiſer mit und erblickten zu unſerer großen Befriedigung gegen Abend eine beträchtliche Anzahl von Leuten in griechiſcher Uniform, die ſchon Halt gemacht hatten und ſich unfern einiger armſeligen Hütten zum Nachtlager einzurichten ſchienen. Da wir näher kamen, zeigte es ſich, daß die Militärabteilung weit ſtärker war, als wir erwartet hatten, und daß ſich bei derſelben ſechs bis acht Offiziere befanden. Wir traten an den erſten von ihnen, einen jungen Lieutenant, heran und waren durch Zufall an den rechten Mann gekommen. Derſelbe ſprach geläufig franzöſiſch, zeigte uns die größte Höflichkeit und verſicherte, ſeine Kameraden, wie er ſelbſt, würden ſich ſehr freuen, wenn wir uns ihnen auf dem weiteren Marſche anſchließen wollten. Ihr Ziel ſei Nauplia; nach der ihnen gewordenen Beſtimmung indes hätten ſie auf dem Wege dahin verſchiedene Kreuz- und Querrouten einzuſchlagen. Er führte uns ſodann zu dem Major, und von dieſem erging ſogleich in griechiſcher Sprache, die er allein beherrſchte, an uns die Aufforderung, unſeren Heimritt bis Nauplia unter ſeinem Schutze zu bewerkſtelligen.

Inzwiſchen waren die Soldaten beſchäftigt, ein kleines Lager aufzuſchlagen. Für jeden der Offiziere ward ein niedriges Zelt errichtet, und es fand ſich ein ſolches auch noch für Roß und mich. — Mit einbrechender Dunkelheit flammte ein mächtiges Feuer empor, an dem ein Hammel gebraten wurde, und die Offiziere, ebenſo wie wir, lagerten ſich auf Decken im Kreiſe umher. Bald war das Nachtmahl bereitet, und Jedem wurde in einer Schüſſel ein tüchtiges Stück Fleiſch geboten. Der Lieutenant, der uns zuerſt begrüßte, hatte uns ſchon vertraut, er habe ſeine Erziehung in Paris erhalten, und war nun befliſſen, uns ſeine höhere Ziviliſation, den Kameraden gegenüber, zu zeigen, indem er uns elegante Teller, Meſſer und Gabeln reichte, die er mit ſich führte, während die übrigen Offiziere auf primitivere Weiſe ihren Appetit befriedigten. Bei der Mahlzeit ging ein gewaltiger Krug Wein von Mund zu Munde, und um den wackeren Söhnen des Mars nicht durch Vornehmthuerei Anſtoß zu geben, tranken auch wir aus ihm, ſtatt von den uns zu Gebote ſtehenden Gläſern Gebrauch zu machen. Weiter nach hinten hatten ſich die Soldaten gleichfalls um lodernde Holzſtöße hingeſtreckt. Da der Lieutenant uns faſt ganz mit ſeiner franzöſiſchen Konverſation in Anſpruch nahm, konnten wir leider von den Geſprächen der übrigen Offiziere nicht viel hören, noch an denſelben teilnehmen. Als die Begierde nach Speiſe und Trank geſtillt war, begann der Major ein helleniſches Lied anzuſtimmen und Alle, auch die Soldaten, fielen in den Rundgeſang ein. Es war eine Scene, die ich nie vergeſſen werde, dieſes Nachtlager in wilder Gegend des Peloponnes und in der Mitte von Kriegern, die zum Teil noch im Befreiungskampfe mitgefochten. Die Sterne funkelten hell vom Himmel, die Winde fächelten lau, und ſo machte ich von dem angebotenen Zelte keinen Gebrauch, ſondern ſtreckte mich, wie die meiſten der Offiziere, in freier Luft zum Schlafe hin. An den nächſten

Tagen folgten wir — Roß und ich — dann dem kleinen Heerzug, der, obgleich keiner etwas davon gegen mich verlauten ließ, offenbar beordert war, die Gegend auf seinem Rückweg zu durchstreifen, um den Räubern auf die Spur zu kommen. Verschiedene verdächtige Leute wurden aufgegriffen und mußten der Truppe folgen. Während des Tages ward immer nur wenig gerastet und ein spärliches, aus Brot, Eiern und Oliven bestehendes Frühstück eingenommen. Jeden Abend aber wiederholte sich das einfache, doch reichliche, durch gesellige Fröhlichkeit gewürzte Mahl. Ich kam nun mit sämmtlichen Offizieren in Unterhaltung, indem einige etwas italienisch sprachen und den anderen gegenüber mein Griechisch ausreichen mußte. Als ich ihnen zeigte, daß ich genau von dem Freiheitskrieg der Hellenen unterrichtet sei und die Heldenthaten von Kolokotroni und Markos Bozzaris pries, hatte ich sie ganz für mich gewonnen. Mit wahrem Jubel nahmen sie es auf, als ich die ersten Verse der Hymne des Rhigas: „Δευτε παιδες των Ἑλληνων“ hersagte. Sodann sprach ich ihnen meine Hoffnung für das weitere Aufblühen ihres neuen Königreiches aus und fügte hinzu, ich dächte, ihr Heer werde in nicht zu ferner Zeit das Kreuz auf die Kuppel der S. Sophia in Konstantinopel pflanzen. Allein diese meine Auslassung belächelten sie als allzu sanguinisch, indem sie manche Schäden der heutigen Regierung zu Athen aufdeckten, doch auch das Parteitreiben der Volksführer tadelten und vor Allem den kleinlichen Sinn der europäischen Kabinette beklagten, die nur ein ohnmächtiges Griechenland wollten. Sämmtliche Offiziere machten auf mich den Eindruck wackerer wohlgesinnter Männer. Nach etwa fünf Tagen anstrengenden Rittes verabschiedete ich mich von ihnen hier in Nauplia. Diese Stadt, der frühere Hauptsitz des neu creirten Königreichs Hellas, ehe Athen an ihre Stelle trat, bietet mit ihrer auf steiler Felshöhe gelegenen Festung einen malerischen Anblick dar. Ich dachte an den Einzug,

den der junge König Otto hier hielt, und den Peter Heß auf einem schönen Gemälde verewigt hat. Mit welcher Freude begrüßte damals ganz Europa den jungen Staat, in welchem die durch so ruhmreiche Anstrengung des Volkes errungene Freiheit ihren Schlußstein finden sollte! Jeder sagte sich mit Befriedigung, nun habe Alexander Ypsilanti doch nicht vergebens gelitten, sei Byron doch nicht umsonst gestorben. Jene erste Begeisterung ist seitdem in den Meisten verraucht. Weil Neuhellas die auf dasselbe gesetzten Erwartungen nicht sogleich befriedigt hat, wenden sich Viele spöttisch und achselzuckend von ihm ab. Aber wer wird von einer so jungen Schöpfung, die unter vielfach ungünstigen Umständen zu stande gekommen ist, schon im Beginn das Höchste verlangen? Ich halte an der Hoffnung fest, Griechenland habe eine große Zukunft vor sich und werde sich, ein blühendes Reich, nicht nur über die Inselande, die ihm so unweise vorenthalten worden sind, sondern auch auf dem Continent bis an den Bosporus ausdehnen.

Von der Höhe der Festung Palamedes bei Nauplia erblickt man eine Gegend, welche durch die ältesten Mythen geweiht ist. Im vorigen Monat habe ich dieselbe nach allen Richtungen durchstreift und erneuere nun, indem ich auf sie hinabschaue, die früher empfangenen Eindrücke. Der lernäische Sumpf, Tiryns, Mykene — welche Namen! Wenn man an die fabelhaften Thaten des Herakles denkt, so erscheint das Reich des Agamemnon im Vergleich damit als jung, und doch wieder, in welche unvordenkliche Vorzeit sinkt dasselbe zurück, wenn wir erwägen, daß Mykene längst in Trümmern lag, als Aeschylos und Sophokles die gewaltigen Sagen, die sich an dessen Herrscherhaus knüpften, zum Stoffe ihrer Dichtungen wählten! Zu den Lebzeiten der großen Tragiker war der Haufe von Ruinen, welche man jetzt als die von Mykene bezeichnet, waren das Löwenthor und das sogenannte Schatzhaus des Atreus schon in dem nämlichen Zustande, wie wir

ſie heute finden, und jene Dichter betrachteten ſinnend und zweifelnd dieſe alten Steinmaſſen, an welche ſich die Traditionen von Atreus und Thyeſtes, Klytämneſtra und Elektra knüpften, ebenſo wie wir gedankenvoll an dem Brunnen im Odenwald, wo Siegfried erſchlagen worden ſein ſoll, oder an einem alten Gemäuer in Worms verweilen, das vielleicht von der Kirche übrig geblieben, vor welcher Chrimhild und Brunhild den verhängnisvollen Streit geführt. — Ich habe geſtern nochmals einen Ausflug in das Reich der Tantaliden gemacht und in Mykene, an das Löwenthor gelehnt, den Agamemnon des Aeſchylos geleſen. Wie ganz anders als früher ward in dieſer Oertlichkeit die Tragödie vor mir lebendig, wie ſah ich die unſelige Kaſſandra, die aus der lodernden Veſte von Ilion in die Gefangenſchaft hinweggeſchleppt worden, aus dem Palaſt hervorſtürzen und mit ſtarren Augen in das Leere blicken, während ſie den bevorſtehenden Mord des Königs verkündet. Die Poeſie des Aeſchylos iſt in allen ſpäteren Jahrhunderten an Großartigkeit und Macht des tragiſchen Pathos nicht wieder erreicht worden; ſie ſcheint aus einer Titanenjugend der Menſchheit zu ſtammen, und wenn Prometheus Dichter geweſen wäre, ſo könnten ſeine Werke nicht erhabener ſein, als die des gewaltigen Eleuſiniers. — Von Mykene trug mich ein kurzer Ritt nach Argos, und dort, auf einem der zum Teil noch gut erhaltenen Steinſitze des antiken Theaters ruhend, ſah ich die untergehende Sonne die vor mir hingebreitete Landſchaft mit ihrem Purpurglanz übergießen. Dieſer Moment war über alle Beſchreibung herrlich, und ich wünſchte mir, ich hätte Griechenland überhaupt nie anders, als in ſolcher Abendſtunde geſehen: der Eindruck, den ich dann von dort mit mir hinwegtrüge, würde ein überwältigender ſein und das Land, das mir die Tageshelle in ſeinem Ruin gezeigt hat, in ungetrübtem Glanz in meiner Erinnerung fortleben laſſen.

5.

Bruſſa, im Juni 1839.

Ich habe die anſtrengende Reiſe von Smyrna bis hierher, auf welcher man einen beträchtlichen Teil der Breite von Kleinaſien durchſchneidet, in Begleitung zweier Engländer zu Pferde gemacht. Da es hier zu Lande nicht Brauch iſt, Zelte mit ſich zu führen, waren wir genötigt, unſeren Tagesritt immer ſo einzurichten, daß wir Abends einen Ort erreichten, wo wir ein Wirtshaus, einen ſogenannten Khan, zur Nachtraſt fanden. Dieſe Anſtalten ſind faſt durchaus von der primitivſten Art, und ich ruhte noch am erträglichſten, wenn ich mich, in meine große wollene Decke eingewickelt, platt auf den Boden hinbettete. Weit lieber hätte ich unter dem Sternendach geſchlafen; allein dazu waren die Nächte zu kalt. Die Gegend, durch welche ich kam, war faſt überall fruchtbar und grün, und der Weg führte in angenehmer Abwechslung bald über Hügelzüge, bald durch Thäler hin. Er war ſehr belebt, und oft begegneten uns Karawanen mit langen Reihen von Kameelen, die ein echt orientaliſches Bild darboten. Mehrmals ſtießen wir auf Horden von Turkomanen, die in den Thälern oder auf den Bergeshängen ihre aus kleinen beweglichen Häuſern beſtehenden Lager aufgeſchlagen hatten. Die erſte größere Stadt, durch die wir kamen, war das bedeutende Magneſia am Fuße des Sipylus. Dasſelbe bietet von außen geſehen mit ſeinen vielen Minareten und ſchöngruppirten Häuſern einen überraſchenden Anblick dar. Deſto weniger befriedigt das Gewirr von Gaſſen und kleinen Gebäuden im Innern. Aehnlich verhält es ſich mit Akhiſſar, Kurugulki und den anderen von uns berührten Städten. Es iſt traurig, dieſes Land, im Altertum das kultivirteſte der Welt, unter der osmaniſchen Herrſchaft ſo geſunken zu ſehen. Von eigentlichen Straßen iſt gar nicht die Rede, und als Brücken müſſen meiſtens bretterne Stege dienen. Ich würde diejenige der

abendländiſchen Nationen ſegnen, die mit einem kühnen Entſchluſſe dem Osmanenreiche ein Ende machte und deſſen unter dem Scepter des Sultans immer mehr herunterkommenden Provinzen aufs Neue in Kulturſitze verwandelte. Man erträgt es, wenn Barbaren am Don und an der Wolga oder in den Steppen der Kirgiſen hauſen; aber ſie in den Ländern ſchalten und walten zu ſehen, welche die Wiege der höheren Menſchenbildung waren, empört jedes Gefühl. Freilich werden ſich die europäiſchen Mächte ſchwerlich über den Beſitz des gewaltigen Gebietes vertragen, welches heute die Türkei heißt. Aber was hilft das Zögern und Schwanken, da das Gebäude dieſes Staates doch in allen ſeinen Fugen kracht und wankt und ein Entſchluß notwendig bald gefaßt werden muß? Dem Kühnen gehört die Welt; alſo, auf England! auf Frankreich! (von unſerem armen zerriſſenen, bundestäglichen Deutſchland kann ja leider nicht die Rede ſein), bevor ein ſchlimmerer Barbar als die Osmanen ſich am Bosporus feſtſetzt und über Jonien, Lydien, Myſien, die Heimat ſo vieler griechiſchen Weiſen und Dichter, ſeine Knute ſchwingt!

Nach mehreren Tagesritten, bei denen wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang kaum aus den Sätteln geſtiegen, ſahen wir das blaue Haupt des Idagebirgs vor uns liegen. Bald dann breitete ſich die Ebene von Troja zu unſeren Füßen aus, und wir gelangten über und durch verſchiedene Ströme nach dem Dorfe Burnabaſchi. Der Gedanke, mich auf dem Boden zu befinden, den die reizenden Mythen der frühen Welt umſpielen, den der älteſte und größte Sänger der Griechen verherrlicht hat, ließ meine Bruſt höher klopfen. Dort in einem Thale des Ida war es, wo die drei Göttinnen zu dem Königsſohn getreten, daß er einer von ihnen den Preis der Schönheit erteile. Hier vor mir hatte die heilige Feſte von Ilion geſtanden, hier um Simois und Skamander hatten Achäer und Troer mit einander in hundert Schlachten gekämpft, hatte der

Götterſohn Achilles die Totenfeier um den geliebten Patroklos gehalten. Trotz des über alle Maßen elenden Nachtquartiers blieb ich mehrere Tage in Burnabaſchi und durchritt die Ebene nach allen Richtungen, um ſämmtliche Lokalitäten, wo die Hauptſcenen des mir ſeit der Jugend ſo vertrauten Gedichts vor ſich gingen, mit eigenen Augen zu ſehen. Aber nach dem erſten Rauſch, der mir vorgeſpiegelt, ich ſtände auf dem Boden, wo wirklich alle jene Vorgänge ſich ereignet, am ſkäiſchen Thore, wo Hektor von Andromache den Abſchied genommen, auf dem Platz, wo das Lager der Griechen geſtanden und über den der gramgebeugte Priamos zum Zelte des Achilles geſchritten, um die Auslöſung der Leiche ſeines Sohnes zu erwirken, ſagte ich mir bei ruhiger Ueberlegung, dieſer ganze Zug der Achäer gegen Ilion, um den Raub einer ſchönen Frau zu rächen, ſei doch Dichtung. Nur die Macht des Homer laſſe uns glauben, er habe wirkliche Begebenheiten geſchildert; ob aber ſeiner Ilias irgend ſolche zu Grunde lägen, ſei äußerſt zweifelhaft. Mit dem großen Epos des Firduſi verhält es ſich immerhin noch anders; es wird äußerſt Vieles in den altiraniſchen Sagen, die es behandelt, Generationen hindurch vom Volke erdichtet ſein; allein die Namen mancher in ihnen vorkommenden Helden und Könige und Anſpielungen auf deren Thaten finden ſich ſchon in den uralten Religionsbüchern des Zoroaſter. Von einem Königreich Troja jedoch, von allen in der Ilias erzählten Ereigniſſen, wiſſen wir abſolut nichts weiter, als was in dieſem Gedichte enthalten iſt. Daher läßt ſich die Vermutung nicht zurückweiſen, daß der alte Rhapſode den Inhalt ſeiner vierundzwanzig Geſänge ſelbſt erſonnen und an dieſe Oertlichkeit am Skamander, die er genau kannte, geknüpft hat. Vielleicht, daß die Erinnerung an eine Königsſtadt, die hier geſtanden, an Kämpfe, welche um dieſelbe ſtattgefunden, ihm Anlaß zu ſeiner Erfindung gegeben; indeſſen ſogar, ob derſelben eine ausgebildete Tradition

zu Grunde gelegen, bleibt sehr fraglich. Der Dichter, der eine solche Welt von Gestalten, Thaten und Begebenheiten geschaffen und sie so leibhaftig vor uns hingestellt, daß wir von ihrer Wirklichkeit überzeugt sind, steht gewiß desto größer da, wenn er alles selbst erdacht und dem „luftigen Nichts" einen örtlichen Wohnplatz und einen Namen verliehen hat. Ja, es erscheint mir als eines der größten Wunder des Genies, daß dieses aus seiner Phantasie geborene Reich von Ilion so viele andere Reiche, die bis auf den Namen verschollen sind, überdauert hat. Indem ich dies lebhaft erwog, schämte ich mich fast, in einer archäologischen Schrift, die ich als Führer mitgenommen hatte, weiter zu lesen. Aber Skamander und Simois, das in der Ferne ragende Idagebirg und die ganze trojanische Ebene mit ihren Grabhügeln bis an das Meer hin schienen mir um so heiliger, da ich sie nicht mehr als Schauplätze historischer Vorgänge, sondern als Bühne betrachtete, die ein göttlicher Dichtergeist mit etwas weit Höherem erfüllt hat, als mit der Realität des gemeinen Geschehens. Nur aus Einem Geiste konnten so große Werke wie Ilias und Odyssee hervorgehen, und ich betrachte die Annahme, dieselben rührten von einer Anzahl von Rhapsoden her und seien erst später zu einer Einheit zusammengefügt worden, als eine Art von Sacrilegium. Man kann sich wohl denken, daß ältere im Volke entstandene und schon von verschiedenen Sängern behandelte Sagen von einem späteren Dichter aufgenommen und ausgebildet werden; aber die erwähnte Hypothese nimmt gar keine Einheit des Dichters an, der den Komplex von Traditionen und Liedern zur Vollendung gebracht, sondern setzt voraus, das Letztere sei durch eine Art von mechanischem Prozeß zu stande gekommen. Auf solche Weise kann nicht einmal eine Messiade oder eine Luise von Voß entstehen, geschweige denn eine Ilias. Daß die Wolf'sche, von so gänzlicher Verkennung des Wesens der Poesie zeugende Aufstellung

in Deutſchland lange Zeit ziemlich allgemeine Geltung behaupten konnte, beweiſt von neuem, daß in meinem guten Vaterlande Geiſteskrankheiten von Zeit zu Zeit epidemiſch werden, wie ja dort noch heute die Philoſophie der Identität des Seins und des Nichts graſſirt. Von den anderen Nationen werden wir wegen ſolcher thörichten Hirngeſpinnſte mit Recht verlacht. Als ich am Abend vor meinem Aufbruch auf einem Hügel bei Burnabaſchi ſaß und vor mir der Gipfel des Ida im Spätrot glühte, war mir, als ſähe ich in dem zarten Dämmernebel, der vom Meere her über die Ebene wallte, den Schatten des Sängers von Chios ſchweben. Ich beugte mich in Ehrfucht vor ihm und bat ihn im Namen meiner Nation um Verzeihung wegen der Kränkung, die wir ihm angethan. Selbſt wenn er nichts geweſen wäre, als ein alter blinder Bettler, es müßte ihm wehe thun, ſich die Exiſtenz abgeſprochen zu ſehen. Nun aber war dieſer Greis, der mit ſeiner Harfe von Thür zu Thür ſchritt, um für ſeine Geſänge eine Mahlzeit einzutauſchen, größer als alle Kaiſer und Könige, alle Feldherren, Philoſophen und Geſchichtſchreiber der Erde. Denn was läßt ſich Größeres von einem Menſchen ſagen, als daß er zwei Bücher verfaßt hat, die, obgleich ſie faſt die älteſten ſind, doch bis heute die ſchönſten von allen ſeitdem geſchriebenen blieben? Und nun denke man ſich, daß dieſe Werke für die Sammlung und Redaktion verſchiedener Bänkelſänger durch die Diaſkeuaſten erklärt werden! Nein, göttlicher Homer, ich beteure vor Dir, daß ich nie teil an ſolchem Frevel genommen habe!

Bei Sonnenaufgang verließen wir die trojaniſche Ebene, und es war ein herrliches Schauſpiel, dieſelbe mit den beiden Flüſſen, die ſie in vielen Windungen durchſchlängeln, im Glanze der heiligen Frühe ſtrahlen zu ſehen. Fernher leuchtete der Hellespont mit Seſtos und Abydos und rief das Bild von Hero und Leander hervor. Ich möchte dieſes Liebespaar,

ebenso wie Romeo und Julie, Abälard und Heloise, den Kastellan von Cucy und die Dame von Fayel, um ihres Unglücks willen selig preisen; hätte sie das Leben miteinander verbunden, sie wären wie tausend andere Sterbliche spurlos im Strom der Zeit verschwunden. Allein wegen ihres Jammergeschicks leben sie unsterblich im Herzen der Menschheit fort. — Noch an eine andere unglücklich Liebende des Altertums mahnte mich die Wiege der Sappho, die Insel Lesbos, die ich fern am Horizont dämmern zu sehen glaubte. Das neidische Verhängnis hat uns nur ein paar Strophen dieser Dichterin gegönnt; aber in ihnen flammt die Liebesglut so mächtig, daß sie von den späteren erotischen Poesien aller Völker an intensivem Feuer nicht übertroffen werden. Es scheint mir oft, man könne sich nichts Beneidenswerteres denken, als nur mit Einem unvergleichlich herrlichen Liede oder auch nur einem Fragment desselben auf die Nachwelt zu kommen. Der Sappho ist dieses Glück zu teil geworden. — Nachdem wir noch eine Anzahl von Tagereisen zurückgelegt, die uns hübsche Gegenden, doch nichts besonders Bemerkenswertes, als die anmutigen Ufer des Alabasees gezeigt, sahen wir den gewaltigen Gipfel des bithynischen Olymp vor uns aufsteigen. Das Land nahm mehr und mehr alpinen Charakter an; das Grün wurde saftiger, Nuß- und Kastanienbäume von kolossalem Wuchs zogen sich längs des Weges hin, und wir ritten zu dem hochgelegenen Brussa empor. Es gibt wenige Städte, die sich einer schöneren Lage erfreuen, als diese alte Hauptstadt Bithyniens. Dicht schattende Wälder umgürten sie rings, und von allen Abhängen hernieder rieseln und rauschen frische Bergwasser durch ihre Straßen hin. Wären die nach Laubgrün und kühlen Quellen dürstenden Araber hierher vorgedrungen, sie würden nicht Damaskus, sondern Brussa als das irdische Paradies betrachtet haben. Aber so sehr mir auch die Gegend gefällt und mich zu längerem Aufenthalt

verlocken könnte, der Ort entbehrt doch der höheren Anziehungskraft, welche manche andere von der Natur minder reich ausgestatteten Punkte auf mich üben. So lebhaft die übrigen Völker des Orients, die Perser, die Inder, die Araber, mich von jeher interessirten, so wenig haben dies die Türken vermocht; ich habe es nicht einmal der Mühe für wert gehalten, die türkische Sprache zu erlernen, obgleich dies für Denjenigen, der einmal arabisch und persisch kann, ziemlich leicht ist. Das Türkische hat eine sehr einfache Grammatik und würde für die Umgangsrede nicht viele Schwierigkeiten darbieten; nur das Verständnis der Schriftsprache wird dadurch, daß sie nach Belieben alle möglichen arabischen und persischen Worte und Sätze einmischt, äußerst schwer. Es scheint unzweifelhaft zu sein, daß die Literatur der Osmanen jeder Eigentümlichkeit entbehrt und nur ein matter Abklatsch derjenigen der Perser und Araber ist. Freilich, das Versemachen und der blumenreiche Stil scheint auch bei ihnen zum guten Ton zu gehören; selbst Staatsschriften und Pässe werden oft in gereimter Prosa geschrieben: die Verbreitung der Reimerei hat indes nichts mit der Poesie zu thun. Da nun Brussa, abgesehen von der Zeit des Altertums, wo Hannibal hier beim König Prusias eine Zuflucht und das Grab fand, keine anderen historischen Erinnerungen, als an ein barbarisches, nur äußerlich ein bißchen mit Kultur aufgeputztes Kriegsvolk aufweist, vermag es mich auch auf die Dauer nicht zu fesseln. Es bot mir willkommene Rast nach der anstrengenden Reise; aber ich werde es ohne Trauer verlassen. Die Quellen hier sprudeln voller, als der halbversiegt in seinem Bette hinschleichende Ilissos bei Athen; welche ganz anderen Dinge jedoch hat dieser von alter Zeit zu berichten, wie viel vertrauter spricht sein Murmeln zum Ohr und zur Seele!

Noch habe ich einen Ausflug auf den bithynischen Olymp gemacht. Obgleich ich durch meine Alpenwanderungen ein

guter Bergsteiger geworden bin, schien es mir doch ratsam, für die Hälfte dieser Expedition ein Pferd mitzunehmen und nur die letzte Höhe zu Fuß zu erklimmen. Der Olymp erhebt sich 10—11,000 Fuß über das Meer, ist also keineswegs als ein Zwerg unter den Bergen anzusehen. Um das Unternehmen in einem Tage ausführen zu können, brach ich noch vor Tagesbeginn auf und befand mich bei Sonnenaufgang schon auf beträchtlicher Höhe inmitten prächtiger Laubwälder, die den ganzen unteren Teil des Berges einnehmen. Als der Weg steil und steiler wurde und Gebüsch an die Stelle der Bäume trat, verließ ich mein Roß bei einem schattenden Bergvorsprung, wo es, von einem Führer bewacht, meiner Rückkehr warten sollte. Der weitere Marsch war stellenweise mühselig, jedoch nicht von übergroßer Schwierigkeit. Schnee, der noch bei Beginn des Sommers das ganze Berghaupt bedecken soll, fand sich nur in einigen Schluchten und Rissen, so daß er meine Schritte nicht hemmte, und etwa sieben Stunden nach meinem Aufbruch von Brussa ward ich mir mit Entzücken bewußt, auf dem Gipfel des Olymp zu stehen. Es war zwar nicht der eigentliche Götterstz, wo Kronion, der Wolkenversammler, im Kreis der anderen Unsterblichen thront; denn dieser liegt in Thessalien: allein schon für die Griechen verknüpfte sich mit allen den Bergen, welche sie Olymp nannten, die Vorstellung, daß es gottgeweihte und von den Himmlischen besuchte Stätten seien. Wie hätte sich nicht meine Brust höher heben sollen bei dem Gefühl, an einer solchen zu stehen? Unter mir breitete sich anfänglich eine dichte Nebelschicht; bald aber begann dieselbe im frischen Windhauch zu wallen und sich wie leicht bewegte Wogen zu kräuseln. Einzelne Risse thaten sich auf und man erblickte durch sie hindurch hier dunkle Wälder, dort das blaue Meer mit fernhin schimmernden Küsten. Endlich fegte der stärker werdende Wind das Gewölk hinweg und vor mir that sich eine Aussicht auf, die wohl auf Erden

wenige ihres gleichen hat. Jenseits des asiatischen Uferlandes, das sich mit grünenden Gefilden und zahlreichen Ortschaften zu meinen Füßen hindehnte, gewahrte ich das buchtenreiche Meer von Marmora und an ihm, zwar von Duft umhüllt, doch immerhin unterscheidbar, die Königin der Städte, das gewaltige Byzanz, weithin über seine Hügel und Thäler ausgegossen und den stromgleich zwischen reichbebauten Küsten hinflutenden Bosporus, durch welchen sich „der Euxinus unaufhaltsam in die Propontis und den Hellespont ergießt." Es ist ein vergeblicher Versuch, eine solche Aussicht schildern zu wollen; wenn man die verschiedenen Oertlichkeiten aufzählt, welche das Auge umfaßt, so gibt das kein Gesammtbild, und von dem Ganzen, wie es der Blick auf einmal beschaut, läßt sich einem Anderen nur ein mattes Abbild vor die Seele führen. Denn nur wer wirklich selbst die Umschau hält, kann Alles zugleich in sich aufnehmen mit der Empfindung, dem Staub entrückt zu sein und aus heiterer Höhe, gleich einem Adler in Lüften schwebend, die Erde drunten in ihrer Herrlichkeit zu überblicken. Eben hierauf aber kommt es an. Der Drang, mich so, wenn auch nur auf Augenblicke, den Göttern gleich zu fühlen, hat mich von früh an zu Bergbesteigungen getrieben. Weil auf den Höhen reinere Lüfte wehen, weil der Dunst der Tiefe nicht zu ihnen emporbringt und der oben Weilende den Odem eines höheren Lebens zu trinken glaubt, hat auch die Phantasie der frühen Menschen, nicht bloß der Griechen, solche Gipfel zu Wohnungen der Götter gemacht und sie mit einem mythischen Glanz umkleidet. So schauten die Inder andachtsvoll zum Scheitel des Meru empor, die Iranier zu dem des Alburs. Aber ich glaube, daß weder Brahma noch Ormuzd von jenen Gipfeln, noch Apoll und die Musen vom Parnaß und Cithäron herab eines Anblicks genossen haben, wie er mir hier zu teil ward. Oft habe ich auf den Alpen staunend vor der Größe der Natur gestanden; der Eindruck

jedoch, den ich dort empfing, war mehr ein niederwerfender, als ein erhebender. Auf den ungeheuren Eisfeldern um mich her ſah ich den Tod in ſeiner Allmacht thronen. Das Krachen der Gletſchermaſſen und der Donnerſturz der Lawinen ſprach nur von Zerſtörung, und die Rieſenhaftigkeit der ſeit dem erſten Morgen der Welt in ſtarrer Verödung daſtehenden Bergkoloſſe drückte mich zugleich durch den Gedanken an die Unendlichkeit des Raums und die Unendlichkeit der Zeit zu Boden. Ich fühlte mich wie ein Verirrter dort oben, und wenn ich in die Thäler zurückkehrte, war es mir ein Labſal, das Wimmeln der kleinen Käfer im Graſe zu ſehen, und einen von ihnen in die Hand zu nehmen, um mich an ihm zu überzeugen, daß noch nicht alles Leben auf der Welt erloſchen ſei. Hier auf dem Olymp aber ſchaute ich in ein reiches, blühendes, lebendiges Daſein hinab, und wie ich die gewaltige, von Horizont zu Horizont reichende Waſſerflut zwiſchen den ſeligen Ufern und vorüber an den duftenden Inſeln gleiten ſah, glaubte ich einen mächtigen Jubelchor zu vernehmen, in dem Meer und Erde, das Brauſen der Wogen und das Rauſchen der Wälder harmoniſch zuſammenklängen. Wenn ich mir ſchon bisher einen Schatz unvergeßlicher Stunden auf meinen Reiſen gehäuft habe, ſo iſt doch dies ſicher die unvergeßlichſte.

6.

Unter dem Wüſtenzelt. Im Herbſt 1839.

Seit meiner Abreiſe von Kairo, wohin unter Segel zu gehen ich mich plötzlich in Konſtantinopel entſchloß, liegt ein wochenlanger mühevoller Wüſtenritt hinter mir, deſſen Anſtrengungen indes von den Genüſſen, welche er mir bot, reichlich aufgewogen werden. Durch nichts kann man ſich ſo ganz in eine fremde Welt flüchten, wie durch eine ſolche Reiſe;

ich möchte ſagen, daß ich während des verfloſſenen Monats in einem andern Jahrtauſend gelebt habe; ſo gänzlich war die Gegenwart mit ihrem Leben und Treiben mir entrückt, ſo völlig trug Alles um mich her das Gepräge einer frühen Vorzeit. Während dieſes langen Rittes hatte ich keinen Europäer in meiner Nähe. Der Führer der kleinen Karawane und die Kameeltreiber waren Araber, echte Söhne des Ismael und noch durchaus denen ähnlich, die ſchon zu Abraham's Zeiten die weiten Strecken zwiſchen dem roten und perſiſchen Meer und bis zu den Grenzen Paläſtina's durchſtreiften. Nur ein junger Aegypter, der mich als Diener begleitete, verſtand notdürftig etwas Italieniſch. Alsbald vor den Thoren von Kairo begann die Wüſte, nicht wie Viele bei uns ſie ſich vorſtellen, eine weite Fläche, ſondern eine Kette ſich aneinanderreihender Sandhügel, unterbrochen von felſigem Geſtein. Das Reiten auf dem Dromedar hatte, bevor ich es ſelbſt verſucht, einen verlockenden Reiz für mich gehabt; allein ſchon nach der erſten Stunde begann ich mich nach einem guten Pferd zu ſehnen. Denn die beſtändig hin und her ſchwankende Bewegung, die ich auf dem Rücken des Tiers ertragen mußte, erzeugte bei mir einen Zuſtand wie von Seekrankheit. Erſt nach einigen Tagen hatte ich mich daran gewöhnt, und erſt nun erſchloß ich mich den großartigen Eindrücken einer ſo ganz neuen Umgebung und Reiſeart. Mehr noch als der Blick von hohen Berggipfeln herab, mehr ſelbſt als der Ozean, wo das Auge nur Himmel und Waſſer gewahrt, gibt uns die Wüſte die Vorſtellung der Unermeßlichkeit. Meine Seele weitete ſich aus bei dieſem grenzenloſen Horizont, und alle kleinlichen Gedanken und Sorgen des Lebens ſanken hinter mir zurück. Wenn wir am Abend um die Ziſterne, oder wo ſich keine ſolche fand, am Rand eines ſandigen Hügels lagerten, und die Treiber den Mundvorrat von den Kameelen herabholten, hatte ich ein lebendiges Bild der Patriarchenzeit vor mir

und dachte an die Karawane, die Joseph aus seiner Heimat Kanaan fortführte. Stiegen dann am tiefblauen Himmel die leuchtenden Nachtgestirne in einem Glanz empor, wie ihn der dunsterfüllte Himmel des Nordens nicht kennt, so begriff ich das Gefühl der ältesten Bewohner dieser Gegenden, die den Sternen zu ihren Häupten ihre erste Anbetung geweiht. Ich glaubte aus der strahlenden Schrift über mir eine Offenbarung lesen zu können, welche der frühen Welt zu teil geworden und im Dunkel der späteren Zeit erloschen sei. Der Himmelsdom mit seinen ewigen Lampen, unter dem die junge Menschheit gekniet, war doch der beste Tempel, den sie je gehabt.

Als ich gegen Abend Suez erreichte, lag das Rote Meer, recht seinem Namen entsprechend, vom Purpurglanz der sinkenden Sonne übergossen vor mir, und auch seine öden Ufer strahlten weithin in einer Pracht, daß man hätte glauben sollen, sie seien die fruchtbarsten der Welt. Die Nachtrast im Freien oder, wenn rauhere Luft dazu nötigte, unter einem schnell aufgeschlagenen Zelt, hatte mir schon während der kurzen Zeit, seit ich sie genossen, so gut behagt, daß ich kein Begehren trug, in einem dumpfen Gemach zu ruhen und mich mit einem Spaziergang durch die kleine armselige Stadt begnügte. Als wir am folgenden Morgen aufbrachen, war der Anblick von Meer und Küste gleich prachtvoll, der Frühwind wehte uns jenen Weihrauchduft entgegen, von dem die arabischen Dichter so viel singen. An dem sogenannten Mosesbrunnen, der von einer kleinen grünenden Oase umgeben ist, machten wir kurz Halt, damit die Schläuche der Kameele mit Wasser gefüllt würden, und nun ging es weiter in die Wüste hinein. Daß eine gewisse Monotonie mit einer solchen Reise verbunden ist, läßt sich nicht leugnen. Tage und Nächte folgen sich in stetem Einerlei, und es gibt keinen andern Wechsel, als den zwischen kahlen Sandhügeln und gleich kahlen Felsgebirgen. Endlich sahen wir in der Ferne den Gipfel des

Sinai oder Horeb emporſteigen, und je näher wir kamen, deſto majeſtätiſcher entfaltete der heilige Berg ſeine gewaltigen Maſſen. Ich nahm mein Quartier in dem Kloſter, deſſen ruſſiſche Mönche mit ihren ſtumpfſinnigen Geſichtern und ihren Litaneien mir ſo widerwärtig waren, daß ich mich möglichſt von ihnen loszumachen ſuchte, um die verſchiedenen Höhen zu erklimmen. Die Geſtalt des Sinai iſt von überraſchender Großartigkeit, und wenn der wirkliche Moſes der erhabenen Statue des Michel Angelo geglichen hätte, ſo würde er gut zu ſolcher Umgebung gepaßt haben. Ich vermochte, während ich auf dieſer durch den Glauben von Jahrtauſenden geweihten Stätte weilte, nicht ohne Ehrfurcht an den Geſetzgeber der Hebräer zu denken, zu dem noch jetzt ſo zahlreiche, über den ganzen Erdkreis zerſtreute Menſchen als zum Stifter ihrer Religion aufblicken und von deſſen Einfluß auch das Chriſtentum noch heute mächtig beherrſcht iſt. Aber trotz dieſes Gefühls der Ehrfurcht konnte ich nicht umhin, mich verſchiedenen anderen, nicht ganz damit im Einklang ſtehenden Betrachtungen hinzugeben. Die Glaubenslehre des Moſes hatte von Anfang an etwas Engherziges und Beſchränktes; ſie war nur für einen ganz kleinen Volksſtamm, für eine von den vielen Horden, die in dieſen Gegenden hauſten, berechnet. Sie pflanzte dem Völkchen der Israeliten einen Dünkel ein, ſie ſeien das auserwählte Volk Gottes, und der Gott, den ſie verkündete, war ein rachſüchtiger, vor Allem auf die Ehre ſeines Namens bedachter, nach beſtändigen Opfern und Lobpreiſungen begieriger Gott. Daß nun eine koloſſale Unwiſſenheit alles deſſen, was ſchon auf der Welt geweſen, ſowie deſſen, was gleichzeitig außer dem kleinen Winkel zwiſchen Syrien, dem Mittelmeer und der arabiſchen Wüſte vorhanden war, dazu gehörte, um einen ſolchen Glauben zu verkünden, ſpringt in die Augen, und dieſen Vorwurf der Unwiſſenheit kann man, ebenſo wie dem Moſes, auch Denen nicht erſparen, die ſpäter in ihrem

salomonischen Tempel den Mittelpunkt der Welt erblickten und sich für das Volk hielten, um das sich die ganze Weltordnung drehte. Wie ist es möglich, daß Moses, der so lange in Aegypten gelebt, nichts von der unvordenklichen Vergangenheit gehört hat, seit welcher dort schon das Pharaonenreich geblüht, nichts von den übrigen Völkern, bis zu denen sich die Kriegszüge der ägyptischen Könige erstreckt hatten? Wußte er hiervon etwas (und daß er nie davon gehört, scheint undenkbar) — wie konnte er es für möglich halten, Jehovah habe sich von allen den zahllosen, schon gewesenen Generationen in Haß und Verachtung abgewendet, um sich erst jetzt einem winzigen Bruchteil der Menschen, mit Ausschluß aller noch weiter auf der Welt lebenden Völker, kundzugeben? Und wenn Moses selbst sich gegen alles dies verschlossen, war denn Palästina mit einer chinesischen Mauer umgeben? Hatte es keinen Handelsverkehr mit anderen Völkern, um über dieselben Nachricht einzuziehen? Zur Zeit des Moses, ja der Patriarchen, beteten seit lange am Ganges unter den Palmenwipfeln die frommen Siedler und Brahmanen zum ewigen Urgeist und lehrten Liebe und Mitleid gegen alle Wesen, selbst gegen die Tierwelt. Schon lange — denn Zoroaster war nur Reformator der uralten Religion des Zendvolks — flammten in Iran die rotglänzenden Feuer zu Ehren des Lichtgotts. Unendlich höher an ethischem Gehalt und großer Weltanschauung als der Mosaismus steht unstreitig diese Religion. Ich habe dieselbe immer für diejenige gehalten, welche der Menschheit die größten Segnungen hätte bringen können. Ihre Grundlehre von einem guten Urwesen, dem ein böses, im steten Kampf mit ihm befindliches gegenüberstehe, hat etwas in der Natur der Dinge Begründetes und ist durchaus moralisch auf Veredlung der Menschen berechnet, indem Ormuzd nicht nur durch Gebete, sondern durch reinen Lebenswandel und gute Thaten verehrt werden soll, die Verabscheuung Ahriman's

dagegen und seines bösen Thuns eine Hauptvorschrift des Zendavesta ist. Dieser Ahriman war auch ein ganz anderer, großartigerer Dämon als das widrige Scheusal, zu dem er später in dem Satan der Juden oder gar in dem Teufel des christlichen Mittelalters umgestaltet wurde. Zugleich hat der Zoroastrische Glaube den Vorzug, daß er beinahe frei von den Superstitionen ist, die sich an fast alle anderen Religionen gehängt haben. Denn die Iranier beteten das Feuer nicht an, sondern ehrten und feierten dasselbe, wie auch die Sonne, nur als ein Symbol des Guten, Reinen und Edlen. Ich bin auch völlig überzeugt, daß sich im alten Iran, in den Ländern nordwärts der großen Wüste am Oxus und Paropamisus, eine hohe Blüte der Kultur, der Poesie und Kunst entfaltet hat, von der wir nichts mehr wissen, und daß im späteren Persien unter den Achämeniden wenigstens noch ein Abglanz davon strahlte. Auch der Sternendienst der Araber, die doch in unmittelbarer Nähe von Palästina wohnten, war nicht so ganz verächtlich. Wenn nun Moses und die Juden von dem Kultus und der Bildung der genannten und noch anderer Nationen gehört hatten, so mußten sie sich wirklich verstocken, um an einen Gott zu glauben, der sich nur die Bewohner des schmalen Streifen Landes am Mittelmeer zu Lieblingen auserkoren habe. Wußten sie aber nichts davon, so mußte ihr Wahn in demselben Augenblick sich als lächerlich erweisen, wo man von der Weite der Welt und den zahllosen Völkern, die sie seit Alters bewohnt haben, Kenntnis erhielt. Allein ein solcher Dünkel erscheint zugleich als verdammenswert, da Hochmut überhaupt keineswegs zu den lobenswerten Eigenschaften der Menschen gehört. So waren denn auch die Israeliten den umliegenden Völkern ein Gegenstand des Abscheues ebenso wie des Spottes. Doch muß ich wieder hinzufügen, daß der Glaube der Juden an den ausschließlich an sie ergangenen göttlichen Ruf bei aller seiner Beschränktheit

etwas Imponirendes hat, daß ihr ſtarres Feſthalten an der Erwartung eines glorreichen künftigen Meſſiasreiches unter allen Trübſalen, die ſie betroffen, eine gewiſſe Bewunderung für ſie erzwingt. Auch darf nicht verſchwiegen werden, daß das Alte Teſtament, beſonders das erſte Buch Moſes, die Pſalmen, die Schriften der Propheten, und vor allen das Buch Hiob, reich an herrlichen Schönheiten ſind. In letzterem Werke finden ſich Partien, die kein Dichter ſpäterer Zeit, ſelbſt Aeſchylus, Dante und Shakeſpeare nicht, übertroffen hat, und es iſt ſchwer zu erklären, wie eine ſo wundervolle Poeſie aus einer ſo dürftigen Religion habe hervorgehen können. — Um aber auf Moſes zurückzukommen, ſo will ich noch erwähnen, daß ich, ſowie ich hier auf dem Horeb den Felſen beſtiegen, von dem er mit den Geſetzestafeln unter das Volk getreten, ſo ſpäter aus der Ferne den Berg Nebo in Peräa geſehen habe, wo er geſtorben iſt.

Vom Sinai ging meine Reiſe, an deren anfänglich ſchwer gefühlte Unbequemlichkeit ich mich nach und nach gewöhnt hatte, von neuem in die Wüſte hinaus. Eine Reihe anſtrengender Tagesritte brachte mich nach Petra, der alten Stadt der Nabatäer und der Hauptſtadt des Peträiſchen Arabien, die ſpäter von den Römern zum Sitz ihrer Herrſchaft in dieſen Gegenden gemacht und vielfach umgebaut worden iſt. Die Landſchaft hier iſt grandios; durch wildzerriſſene Gebirge gelangte ich zunächſt in das von rötlichen Felsmaſſen eingeſchloſſene Thal Muſa, wo ſich zu beiden Seiten, in das Geſtein eingehauen, Gräber an einander reihen und über einander auftürmen. Weiter verengerte ſich die Schlucht mehr und mehr und wurde zu beiden Seiten von ſo hohen Klippenhängen überragt, daß das Licht nur dämmernd hereinfiel. Durch einen Triumphbogen, ein Werk der Römer, gelangt man nun in die Stadt Petra, die von dem klaren Strom Muſa durchfloſſen iſt. Die Ufer dieſes Fluſſes, deſſen Bett

ehemals gepflastert und von mehreren Brücken überspannt war, sind von Lorbeerrosen und anderem wuchernden Gesträuch bedeckt. Unter den umher verstreuten Monumenten fesselt besonders ein großer halbzertrümmerter Tempel mit zwei Säulenreihen über einander die Aufmerksamkeit. Hierauf sind die Felsen an beiden Seiten wieder mit Gräbern von verschiedener Gestalt erfüllt. Oft dachte ich, es seien dies Höhlen von Schakals, Panthern und Hyänen, die hier wirklich Nachts ihre Lager haben mögen. Die Pfeiler am Eingang mancher dieser ehemaligen Totenbehausungen indes zeigten, daß ich mich in einer alten Nekropole befände. Weiter folgt ein ganz in den Felsen gehauenes Theater mit noch wohlerhaltenen Sitzreihen, und auch noch fernerhin zeigt das nämliche Thal, ebenso wie die sich von ihm abzweigenden Seitenthäler, zahllose in die Klippen gebrochene, mit Säulen und Giebelfassaden geschmückte Gräber, Wohnungen und Tempel. Der malerische Effekt dieser Gebäude wird bedeutend durch die Wildheit der zerrissenen Gegend erhöht, durch die verschiedene Färbung des rötlich schimmernden Gesteins, durch die rankenden Schlingpflanzen, welche die Säulen und Karniese umkleiden und sich in die jähen Klüfte hinabstürzen, die Sykomoren, Tamarisken und Brombeergesträuche, die überall aus den Spalten des Gesteins hervorsprießen. Die Beduinen halten dies Petra für einen Bau der Dschinnen oder bösen Geister, und wirklich ist der Eindruck, den dasselbe macht, so phantastisch, daß man sich in die arabische Fabelwelt versetzt fühlt und glauben möchte, die wunderbare Stadt sei auf Befehl von Balkis, der Königin von Saba, durch die ihr dienstbaren Geister aufgeführt.

Wie ich mich, von hier aufbrechend, nach Norden wendete, führte mein Weg noch tagelang durch das steinige Arabien. Der Charakter der Bewohner dieser Gegenden ist im wesentlichen derselbe geblieben, wie er sich seit den ältesten Zeiten

der Geschichte gezeigt hat. Noch jetzt wandern die einzelnen Stämme, bald hier bald dort ihre Zelte schlagend und in steter Feindschaft mit einander begriffen, von Ort zu Ort. Der Führer meiner kleinen Karawane war beständig auf der Hut und sandte Späher voraus, damit wir nicht auf solche Horden stießen, unter denen er eine, deren Namen mir entfallen, als besonders bösartig und für uns gefährlich fürchtete. Nur aus der Ferne der Zeiten gesehen, hat das Beduinenleben, wie wir es in den Liedern der Hamasa und anderen arabischen Volksgedichten kennen lernen, etwas Anziehendes; wenn wir jedoch uns selbst in dessen Mitte befunden hätten, so würde uns auch schon damals nicht sehr behaglich gewesen sein. Allerdings hatte sich in der Zeit vor Muhammed eine gewisse Bildung unter den Söhnen der Wüste verbreitet; die Dichtkunst wurde mit Eifer und Begeisterung von ihnen kultivirt. Allein der Zustand, wo Ein Stamm den anderen bis auf den Tod verfolgte und so das ganze Land mit stetem Kampf und Blutvergießen erfüllte, wo die Pflicht der Blutrache sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, war doch ein entsetzlicher. Auch kann ich jener alten Beduinenpoesie nicht den hohen Wert beilegen, den ihr Manche zuschreiben. Von den Meisten geschieht dies wohl nur auf Hörensagen hin; bei den orientalischen Philologen erklärt es sich aber dadurch, daß sie viel Fleiß und Studium haben aufwenden müssen, bevor sie in das Verständnis der sehr schwierigen arabischen Verse eindringen konnten, und nun doch nicht eingestehen wollen, ihre Arbeit sei schließlich ziemlich fruchtlos gewesen. Ich selbst habe, teils um mir die Sprache gehörig anzueignen, teils in der Erwartung, einen großen poetischen Schatz zu heben, die sieben Muallakat mit Hilfe der Kommentare durchgearbeitet, auch Vieles aus der Hamasa gelesen, muß jedoch bekennen, daß mir aus diesen Gedichten eine große Monotonie entgegengetreten ist. Kennt man einige derselben, so kann man es sich füglich ersparen,

auch die anderen kennen zu lernen. Daß eine solche, sich in einem unsäglich engen Kreise bewegende Poesie, in welcher Gedankenarmut mit Künstelei sich paart, von den späteren Arabern durch alle Jahrhunderte hindurch als etwas unerreichbar Herrliches angestaunt und nachgeahmt worden ist, hat der Literatur dieses Volkes den höchsten Nachteil gebracht. Auch ist es zu beklagen, daß unsere Orientalisten immer wieder zu Antar, Lebid, Amrul-Kais, und wie die anderen Beduinenpoeten heißen mögen, zurückkehren, während ganz andere, kostbare Schätze der morgenländischen Literatur zu heben sind. Wiegt doch die geringste Episode, ja das kleinste Bruchstück aus dem großen Epos der Perser alle jene Preisgedichte auf, die an die Kaaba zu Mekka angeschlagen worden sein sollen. O daß es mir einst gelingen möchte, den göttlichen Firdusi, unbedingt einen der größten Dichter der Welt, würdig in die deutsche Sprache zu übertragen! Es wäre die Anstrengung eines ganzen Menschenlebens wert, und ich glaube, daß sich kein größerer Ruhmeskranz in unserer Zeit erwerben ließe. Was wäre selbst die Uebersetzung des Homer von Voß, was die des Shakespeare von Schlegel gegen eine solche Leistung! Ilias und Odyssee waren schon früher mehrfach übertragen worden, wenn auch minder gut, und Schlegel hatte an Eschenburg's Uebersetzung, die, obgleich in Prosa, den Geist des großen Briten oft vortrefflich wiedergibt und sich noch heute sehr wohl lesen läßt, eine höchst schätzbare Vorarbeit. Allein Derjenige, der es sich zur Aufgabe machen will, Firdusi zu verdeutschen, sieht sich ganz auf sich selbst angewiesen und stößt auf Schwierigkeiten, die überwinden zu können ich mir kaum die Kraft zutraue. Der große Perser ist noch in keine Sprache Europa's übertragen worden, die Hilfsmittel zu seinem Verständnis sind noch sehr mangelhaft, das Wörterbuch von Richardson läßt mich sehr oft im Stich, und es gibt keine Kommentare zum Schahname. Zu dem Allem kommt die

Schwierigkeit der Form; denn es scheint mir durchaus nötig, die Reime des Originals beizubehalten, und bei der Armut unserer Sprache in dieser Hinsicht ist es fast unmöglich, die Einförmigkeit, die durch die Wiederholung derselben Reime entstehen muß, zu vermeiden. Dies tritt schon bei der Uebersetzung einiger kleinen Episoden, die ich versucht, recht störend hervor. Und wie muß es sich erst auf die Länge fühlbar machen! — Doch ich bin von meinem Thema abgekommen. Nach Allem, was ich gehört, sind die jetzigen, obdachlos hin und her irrenden Araber nicht sehr verschieden von denen, die zu dem großen poetischen Wettstreit nach Mekka pilgerten. Sie kultiviren, wie verschiedene bekannt gewordene Proben zeigen, auch noch die Dichtkunst; nur daß die alte, fein ausgebildete Sprache und Metrik ihnen abhanden gekommen ist. Sie hassen das Leben in Städten und lieben die Freiheit über Alles, unter welchem oft entwürdigten Wort sie indes die Anarchie, die Abwesenheit jeder staatlichen Ordnung verstehen, so daß ihnen ein Gesetz, welches Plünderung und Mord verböte, als unerträgliche Tyrannei erscheinen würde. Schon zur Lebenszeit des Propheten und bald nach seinem Tod hat sich der Islam nach und nach über die nomadischen Stämme Arabiens ausgedehnt; doch sollen dieselben mit den Anrufungen Allah's und seines Abgesandten und den vorgeschriebenen Gebeten der Muhammedaner auch noch den Sternendienst ihrer Väter verbinden. — Einst gegen Abend, als wir eben eine Höhe erreicht hatten, sah ich den Führer, der vorausgeritten war, sich plötzlich umwenden und uns Zeichen machen, den Rückweg einzuschlagen. Gleich darauf widerrief er seine erste Aufforderung und setzte den früheren Weg fort. Bald ward mir sein Verhalten klar. In einiger Entfernung vor uns waren zahlreiche Zelte errichtet. Der Führer hatte geglaubt, es sei das Lager von Feinden; sofort dann jedoch war ihm sein Irrtum klar geworden und er hatte erkannt, die dort

lagernden Beduinen gehörten einem mit dem seinen befreundeten Stamme an. Auf die Zeichen, die er gab, als wir uns ihnen näherten, traten sogleich mehrere davon uns grüßend entgegen, und der Häuptling ließ den Führer, sowie mich, in sein Zelt laden. In diesem empfing uns ein schöner, kräftiger, noch jugendlicher Mann sehr freundlich; ich mußte mich neben ihn auf eine Matte niederlassen, und, wie dies im ganzen Orient der Brauch, ward mir Kaffee und eine Pfeife gereicht. Mit Hilfe eines Dolmetschers wechselte ich einige Worte der Höflichkeit mit ihm. Es ist eine Bequemlichkeit für die Reisenden, daß die Araber, ebenso wie die Türken, nicht erwarten, man solle ein anhaltendes Gespräch mit ihnen führen. Der Sitte nach werden vielmehr nur hie und da einige Redensarten getauscht; dann darf wieder ein langes Schweigen eintreten, während dessen man behaglich raucht und den braunen Trunk schlürft. Nachdem die Session geraume Zeit gewährt, verabschiedete ich mich von dem freundlichen Wirt und begab mich zur Nachtruhe in mein Zelt, das inzwischen in der Nähe des seinigen aufgeschlagen worden war. Ich konnte nun sicher sein, daß der Häuptling (sein Name war, wie ich erfahren hatte, Ahmed) mich mit Gefahr seines Lebens gegen jeden Angriff von anderer Seite schützen werde. Denn die uralte Satzung heischt von jedem Beduinen, den, der einmal sein Gast gewesen, gegen Jedermann zu verteidigen. Derselbe Ahmed aber würde, das steht außer Zweifel, mich beraubt und vielleicht ermordet haben, wenn mein Führer zu einem mit dem seinigen verfeindeten Stamme gehört hätte. — Als ich nach wohldurchschlafener Nacht bei Sonnenaufgang hinaustrat, fand ich einige der Beduinen schon beschäftigt, das Lager abzureißen. Das Zelt des Häuptlings jedoch stand noch, und ich mußte nach vorgeschriebenem Brauch einen Abschiedsbesuch in demselben machen. Nachdem ich sodann von neuem, wie am vorigen Abend, regalirt worden, drückte ich meinem Wirte

meinen Dank aus und wurde mit einem Händedruck entlaſſen. Als ich wiederum in meinem Sattel ſaß und mir das zuletzt Erlebte vor den Geiſt führte, dachte ich, welche allmächtige Herrſchaft Erziehung, Herkommen und die einmal geltenden Begriffe von Recht und Pflicht über den Menſchen üben. Dieſer Häuptling war, wie das aus ſeinem Geſichtsausdruck und ſeinen Augen hervorleuchtete, ſicher ein Menſch von gutem und edlem Charakter; trotzdem hätte er es für ſeine Pflicht gehalten, zur Rache eines vielleicht vor Generationen erſchlagenen Verwandten die ſpäten Nachkommen von deſſen Mörder umzubringen.

7.

Jeruſalem, im Herbſt 1839.

Als ich mich den Grenzen Judäa's näherte, wich die Wüſte zurück, die Gegend ſchmückte ſich nach und nach mit Feigenbäumen, die Hügel waren mit Grün geſäumt und weidende Herden von Schafen und Ziegen, ſowie ausgedehnte Weinpflanzungen verkündeten bald das gelobte Land Kanaan. Von einer Anhöhe herab erblickte ich die altheilige Stadt Hebron in einem freundlichen, nach dem langen Wüſtenritt mich durch ſeine Fülle überraſchenden Thal. Die große Moſchee hier ſoll über dem Grabe des Abraham errichtet ſein; die Muhammedaner hüten aber dieſes Heiligtum aufs ſtrengſte vor den Ungläubigen, ſo daß ich mich demſelben nicht einmal nähern durfte. Während ich in einem Khan Halt machte und erſt die anmutige, echt orientaliſche Stadt durchſchweifte, dann am Abend einen mit Weinreben bedeckten Hügel vor ihr erklomm, um die Ausſicht zu genießen, erwachten in mir lebhaft die Erinnerungen an meine Kindheit. Wer dächte nicht mit einer Art von ſehnſuchtsvoller Andacht an die Zeit zurück, wo ihm der Lehrer zuerſt von den Patriarchen des Morgenlandes

erzählt? Wie oft habe ich im wachen Traum unter Abrahams Zelt geruht, oder Abends scheu hinter dem Palmenbaum nach ihm hervorgeschaut, wie er die Engel empfing, die ihm die Geburt des Isaak verkündeten! Jetzt glaubte ich alle die mir so vertrauten Plätze wieder zu erkennen und brachte dem Stammvater der Juden, wie den anderen Erzvätern den Tribut meiner Ehrfurcht dar. In einer Palme, die unfern von mir im Thalgrunde stand, erblickte ich die Urenkelin der genannten. Die Tracht der Bewohner dieser Gegend ist überaus pittoresk, und unsere Maler von Bildern aus der heiligen Geschichte sollten hierher kommen, um Studien für das Kostüm ihrer Gemälde zu machen. Verschiedene Gestalten, die mir vorüberwandelten, glichen denen, die ich ehemals in der Bilderbibel gesehen, und ein junges Mädchen, das am Brunnen ihren Krug mit Wasser füllte, hätte Rebekka sein können.

Am nächsten Tage ging die Reise weiter nach Norden bei den sogenannten Teichen des Salomo vorüber. Die Gegend ward immer lieblicher und reicher angebaut, bunte Blumen schmückten den Boden. Von den Weideplätzen zur Seite kamen fröhlich wiehernde Rosse heran, um uns auf unseren Dromedaren vorbeiziehen zu sehen. Granaten- und Feigenbäume prangten an den Hügeln, und als ich aus ihrem Laub Turteltauben girren hörte, als ich in den Weingärten Winzer beschäftigt sah, die Trauben zu lesen, ward ich lebhaft daran erinnert, daß dies die im Hohen Lied geschilderte Landschaft sei. Nun gelangten wir nach dem anmutig gelegenen Städtchen Bethlehem. Die Nacht war herabgesunken; aber der Mond stand hell am Himmel und ließ schon von fern die Umrisse der großen Kirche erkennen, welche die Höhle birgt, die der Christenheit seit undenklicher Zeit für die Geburtsstätte Jesu gilt; ich glaubte, wie ich durch die Gärten zur Stadt hinzog, wieder in den Frieden und die Stille meiner Kinderjahre zurückzukehren, und über den Hügeln die Stimmen der

Engel zu vernehmen, die den Hirten den Wunderknaben verkündigten. Noch wollte ich am Abend die Kirche besuchen, fand sie aber geschlossen; wäre sie es doch am folgenden Morgen gewesen! Die profane Musik, die durch ihre Hallen tönte, die vielen Führer, die sich mir aufdrängen wollten, der Schwarm von Bettlern, der uns verfolgte, verscheuchten in höchst widriger Weise die Eindrücke, die ich am Abend zuvor empfangen hatte; und als ich hörte, daß alles dieses Gesindel aus Christen bestehe, erhielt ich einen sehr unerfreulichen Begriff von meinen Glaubensgenossen im Morgenlande.

Der weitere Weg führt zuerst in die Tiefe, dann wieder steil bergaufwärts. Der Rückblick auf Bethlehem, das sich sehr malerisch auf seiner schönbebauten Höhe darstellt, erfreute mich; nun jedoch begann ein ödes, felsiges Terrain. Der Pfad ging über Steingeröll, bis Mauern mit gezackten Zinnen und hinter ihnen das hochragende, mit verfallenden Häusern bedeckte Zion vor mir aufstiegen und ich durch das Jaffathor in Jerusalem einritt. Ich fand eine tief verkommene, mit Ruinen überdeckte Stadt von elenden Straßen und ebenso elender Bevölkerung; da ich indes auf eine solche vorbereitet gewesen, konnte von getäuschten Erwartungen, von denen andere Reisende sprechen, bei mir nicht die Rede sein. Selbst über Rom und Konstantinopel sind nicht so furchtbare Zerstörungen hingegangen, wie über diesen alten Königssitz des David und Salomo. Den ganzen Boden hat hier wiederholt Eroberungs- und Verheerungswut umgewälzt; alle Bauwerke, darunter einige der stolzesten, welche die Welt gesehen, sind aus ihren Fundamenten gerissen worden, so daß Schutt- und Trümmermassen weithin den Boden decken und die heute aufrecht stehenden Gebäude über drei- und vierfachen Moderschichten stehen. — Ich kehrte im lateinischen Kloster ein und begnügte mich, ermüdet von der langen Reise, am ersten Tage damit, Jerusalem vom flachen Dach dieses Klosters aus zu betrachten.

8.

Beirut, im Herbſt 1839.

Obgleich Beirut ſchön am Meere gelegen iſt und manche Punkte in ſeiner Umgebung an die Riviera oder ſonſtige durch Naturreize ausgezeichnete Küſten Italiens erinnern können, bietet doch dieſe Stadt weniger Intereſſe dar, als viele andere des Morgenlandes, indem durch die Anſiedlung zahlreicher Chriſten und durch den lebhaften Handelsverkehr mit Europa der orientaliſche Charakter mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Ich habe deshalb hier nur mein Standquartier genommen und mein Gepäck zurückgelaſſen, um Exkurſionen nach verſchiedenen Richtungen zu machen. Die erſte war ein, wenige Stunden in Anſpruch nehmender Ritt nach jenem Felſen, an welchem eine myſteriöſe Inſchrift in Hieroglyphen eingehauen iſt. Man hat viel über deren Auslegung geſtritten; die Meinung der meiſten Gelehrten aber geht dahin, ſie rühre von dem Seſoſtris der Griechen, dem ägyptiſchen Könige Rhamſes dem Großen, her und verkündige deſſen Siege über die Völker dieſer Gegend. Die Regierungszeit des Rhamſes fällt etwa in das Jahr 1500 v. Chr., und ſo eröffnet uns die geheimnisvolle Inſchrift eine Ausſicht in eine frühe Vergangenheit Aſiens, von welcher keine hiſtoriſche Kunde auf uns gekommen iſt. Bei der Betrachtung der myſteriöſen Zeichen war mir, als ſähe ich den Weltteil und ſein bis auf die Erinnerung erloſchenes Völkerleben halb in Dämmerung gehüllt wieder vor mir auftauchen; ich ſah alte Reiche, die lange vor denen des Aſſur und der fabelhaften Semiramis geblüht, ſich aus dem Staub erheben, die Zinnen und Türme gewaltiger Städte im Licht der Morgenſonne glänzen und hörte den Boden von den Tritten ungeheurer Kriegsheere, dem Geſtampf ihrer Roſſe erdröhnen. Gegen welchen Herrſcher hier an der Oſtküſte Rhamſes ſeinen Eroberungszug gerichtet, wer mag es ſagen? Selbſt die Mythe

weiß uns nichts davon zu künden; aber daß in Hochasien lange vor aller bisher bekannten Geschichte ein uraltes, mächtiges Königreich in unvordenklicher Vorzeit bestanden, ist mir zur Ueberzeugung geworden, seit ich die Heldensagen von Iran näher kennen gelernt habe. Am Hindukusch oder indischen Kaukasus, an den Ufern des Oxus, in der „Mutter der Städte", Balkh, hatte dieses Reich seinen Mittelpunkt. Dort trat lange vor Moses der hehre Zoroaster als Reformator des schon viel älteren Lichtkultus auf; dort bekriegten große Herrscher im Dienst des Lichtgottes Ormudz die dem finsteren Ahriman huldigenden Turanier. Wie weit sich die Herrschaft dieser Kajaniden gegen Westen erstreckt hat, darüber lassen sich freilich kaum Vermutungen wagen. Mir aber kam Angesichts der Inschrift einen Augenblick der Gedanke, Sesostris könne hier einem der iranischen Könige eine westliche Provinz abgerungen haben. Doch bald erhellte mir: dieser Aegypter, obgleich für uns an der fernsten Grenze der Geschichte stehend, gehöre einer jüngeren Periode an und zu seiner Zeit müsse das iranische Reich schon untergegangen gewesen sein. Hoffentlich wird die merkwürdige Felseninschrift, an welche ich nur Ahnungen und schwankende Vermutungen knüpfen konnte, dazu dienen, daß durch Forschungen der Altertumskundigen sich der Schleier, der die Vergangenheit Asiens vor unserem Blicke bedeckt, in etwas lüfte.

Einen weiteren Ausflug, der wohl vierzehn Tage dauerte, unternahm ich in den Libanon. Das freie Leben zu Roß mit der Nachtrast unter den Zelten lockte mich, es vor der Abreise nach dem Abendlande noch einmal zu genießen, und so begab ich mich mit mehreren Arabern und einem Führer, der für alles Nötige zu sorgen hatte, auf den Ritt. Es liegt für mich ein unsäglicher Reiz darin, mich so von der gewohnten Lebensweise loszureißen, alle Gedanken, die mich sonst erfüllen und mir oft den Schlaf rauben, hinter mir zu lassen und mit Söhnen der Natur umherzuschweifen, als wäre ich einer von

den Ihrigen. Auch hebt sich meine wankende Gesundheit sichtlich, sobald ich nur einige Tage und Nächte die freie Luft des Himmels trinke. Meine jungen Araber waren Zutrauen erweckende wackere Leute, und es machte mir Freude, sie ihre Rosse tummeln, im Wettstreit an einander vorüberjagen und ihre Lanzen schwenken zu sehen. Ihre Mäßigkeit war erstaunlich; Maisbrot, Wasser und einige Früchte bildeten ihre einzige Nahrung, und dabei blühten sie in herrlichster Gesundheit des Geistes wie Körpers. Wenn ich das sah und dann meine von dem Führer Abdallah bereitete Mahlzeit hielt, die nach europäischen Begriffen zwar Manches zu wünschen übrig ließ, aber doch noch einigen für das Leben überflüssigen Luxus darbot, schämte ich mich fast, ein solcher Sklave der Gewohnheit zu sein und in deren Dienst nur die Siechheit des Lebens, die Erschlaffung der Seelenkräfte zu fördern. Wenn am Abend mein Zelt in einem Thal oder an einem Bergabhang aufgeschlagen wurde und ich mich auf meine Matte hinstreckte — wie schnell sank der Schlaf auf mich nieder, wie sanft und träumelos ruhte ich die Nacht hindurch, bis mich Abdallah noch vor Tagesanbruch weckte und ich mit einem Gefühl von Kräftigung und Stärke, wie ich es im Abendlande nie empfunden, mich in der frischen Morgenluft in den Sattel schwang! Indem ich ein solches neues Leben durch alle meine Adern rinnen fühlte, dachte ich oft, unsere ganze europäische Kultur sei nur eine Verirrung, und wünschte mir, unter einem Zelt, fern vom Qualm der Städte, die Welt erblickt zu haben, keinen Trank zu kennen, als den aus einer Zisterne oder Bergquelle, dem Sinnen und Brüten über die Rätsel des Daseins, allen jenen Gedanken, die rastlos die Welt durchirren, um zuletzt ermattet die Flügel sinken zu lassen, von jeher fremd geblieben zu sein. Die Gegend, welche ich durchzog, begünstigte ebenso wie die Menschen, die mich umgaben, diese Stimmung. Der Libanon zeigt Demjenigen, welcher schon andere Hochgebirge bereist hat,

eben keine überraſchenden Naturſchönheiten und muß hinter den Alpen wie Pyrenäen darin zurückſtehen. Indes — ſpielte mir meine Phantaſie einen Streich, oder haben auch Andere das Nämliche empfunden? — mir ſchien auf ihm noch ein Widerglanz des frühen Erdenmorgens zu liegen. Wenn die Sonne ſeine Gipfel rötete und der Wind der Frühe die Aeſte der Cedern bewegte, glaubte ich einen Hauch aus der erſten Zeit der Menſchheit einzuatmen. Ich dachte, die Sorgen und Leiden, die ſpäter das Haupt der Erdbewohner zum Boden herabgebeugt, ſeien nie in dieſe Thäler eingezogen, und empfand eine wahre Sehnſucht, mir hier eine neue Heimat zu gründen. Die Notwendigkeit, in das Abendland zurückzukehren, der Gedanke an einen mir äußerlich aufgedrungenen Beruf, in deſſen Sklavenfron ich wiederum treten ſollte, vermehrte noch dies Verlangen, und ich ſann einige Tage lang ernſtlich über Pläne, es zu befriedigen. Nur für den Augenblick zu leben, auf meinem wackern Roſſe, das ich in kurzer Zeit liebgewonnen, über die Höhen und durch die Schluchten hinzuſprengen, mit meinen Arabern ihre einfache Mahlzeit zu teilen, nichts mehr von Europa zu hören, und dem fruchtloſen Wiſſensdrang, dem wirren Geiſtesſtreben, das mich ſo lange gequält, zu entrinnen, dünkte mich ein Glück, wie ich mir kein höheres wünſchen könnte. — Doch wie wunderbar iſt der Menſch! Nachdem ich eine Zeit lang ſolchen Plänen nachgehangen, erſchien mir das, was ich noch eben lebhaft begehrt, wieder als etwas, das mir nie zu genügen vermöchte, ja mir auf die Dauer unerträglich werden müßte; ich bekannte mir, wie ich nicht in das erſte Knabenalter zurückkehren könne, ſo könne ich mich auch von dem geiſtigen Leben Europas nicht losreißen. Selbſt ein nie befriedigtes Ringen nach Erkenntnis, das mit einer Ermattung der Seelenkräfte endige, ſei beſſer, als ein Verzichtleiſten auf dieſelbe; wenn ich auch im Kampf mit den ungünſtigen Verhältniſſen zu Grunde gehen ſollte, bevor ich das

Ziel meines Strebens erreicht, so müsse ich ihn doch aufnehmen. Fände ich den Weg in den Garten Eden und wäre es mir möglich gemacht, dort in der Stille und Sorglosigkeit des ersten Menschenpaares zu wohnen, es würde mich doch bald wieder aus ihm forttreiben; ich würde das Mühen und Arbeiten in einer deutschen Studirstube, das rastlose Sinnen über die Geschicke der Menschheit, das mit meinem Wesen unauflöslich verknüpft ist, der Ruhe selbst in der herrlichsten Natur vorziehen. Schön waren die im Libanon verbrachten Tage; es war gut, daß ich in seiner Bergluft meine Kräfte stählte, daß ich, unter seinen Cedern ruhend, während meine Blicke über seine Kuppen hinschweiften, neue Bilder in mich aufnahm. Aber nie hätte mir dort der bloße Umgang mit der Außenwelt und der Verkehr mit Menschen, die meinem tieferen Innern fremd, auf die Dauer Befriedigung bieten können. Oft, selbst in Momenten des Entzückens, habe ich auf meiner Orientreise empfunden, wie Vieles ich in dieser Zeit entbehrte. Nur in der Heimat finde ich, was ich für meine Studien bedarf: die Bibliotheken mit ihren Schätzen an Büchern und Manuskripten, die Quellen des Wissens, die auf unseren Universitäten fließen. Selbst wenn ich auf meinen Streifereien durch entlegene Gegenden immer eine Kiste mit Büchern mit mir führen wollte, ich würde jeden Tag bald dies, bald jenes vermissen. Und wie oft habe ich schon jetzt, seit mich mein Wandertrieb in die hiesigen Länder geführt, es schmerzlich vermißt, daß ich Niemanden hatte, gegen den ich das aussprechen konnte, was meine ganze Seele erfüllte. Auch der Genuß des Schönsten vermag mich nicht zu befriedigen, wenn ich ihn allein für mich haben soll. — Also zurück nach dem Abendlande, mit dem ich durch so viele Fasern verwachsen bin, daß ich fern von ihm wie eine ihrem Boden entrissene Pflanze verdorren müßte!

Daß auch der Libanon nicht das Paradies des Friedens ist, als welches er mir zuerst erschien, erfuhr ich bald, da ich

von den steten Kämpfen hörte, welche die, verschiedene Religionen bekennenden Bewohner desselben miteinander führen. Es gibt keinen traurigeren Gedanken, als daß die Religion, welche die Menschen zu einem höheren Zweck vereinigen und himmlische Segnung über die Erde verbreiten sollte, überall Zwietracht stiftet und das hauptsächlichste Hindernis des friedlichen Verkehrs zwischen Volk und Volk, ja die Quelle ewigen Haders und Blutvergießens ist. Kein Glaube kann so toll und abgeschmackt sein, daß er nicht Anhänger fände. Diejenigen, denen derselbe von Kindheit an eingeimpft wird, halten es für Frevel, ihn nur zu prüfen, und hassen alle Solche, die nicht von dem gleichen Irrwahn beherrscht werden. Das Seltsamste dabei ist, daß die Bekenner von völlig verschiedenen Glaubenslehren einander noch nicht so schroff gegenüberstehen, wie die verschiedenen Sekten der nämlichen Religion, und ferner, daß die Letzteren oft toleranter gegen den völligen Freigeist sind, als gegen einander. Ludwig XIV. äußerte einmal gegen einen seiner Vertrauten, er habe einen Hofgeistlichen in Verdacht, heimlich Protestant zu sein. Der Vertraute erwiderte darauf: „Sire! es steht noch viel schlimmer: er ist ein Atheist.“ Worauf dann der König beruhigt sagte: „O, das schadet nichts; dann ist Alles gut.“ — So sollen auch die im Libanon häufigen Maroniten, eine durch einen orientalischen Bischof gegründete christliche Glaubenspartei, allen anderen Christen todfeind sein. Das hindert sie freilich nicht, auch mit den Drusen in beständigem Hader zu leben. Die Letzteren hängen einer ganz eigenen Superstition nach, die kaum noch etwas mit dem Muhammedanismus gemein hat. Der Fundamentalsatz ihres Glaubens ist, der ägyptische Chalif Hakem-bi-amr Allah sei eine Inkarnation Gottes gewesen und werde dereinst auf Erden wiederkehren. Wegen dieses Hirngespinnstes halten sie sich für berechtigt, gegen Solche, die abweichende Meinungen hegen, mit Feuer und Schwert zu wüten. Man würde daher

nicht ungefährdet im Libanon reisen können, wenn den Fremden nicht das Gastrecht schützte. Als ich einst bei einem Unwetter in einem verfallenen Gebäude am Eingang eines drusischen Dorfes Schutz gesucht hatte, lud mich der Scheich des letzteren, dem davon Kunde geworden, in seine Wohnung ein und bewirtete mich in der üblichen Weise mit Kaffee und Süßigkeiten. Er wollte mich durchaus auch zu Nacht bei sich behalten, und sicher hätte ich seiner Aufforderung ohne Gefahr Folge leisten können; allein da sich das Wetter aufgehellt hatte, setzte ich meinen Ritt noch um einige Stunden fort, um an dem schon vorher bestimmten Platze unter dem Zelt zu übernachten. — Ein anderes Mal hörte ich beim Vorüberkommen an einem größeren Ort, der fast ein Städtchen genannt werden konnte, rauschende Musik; mein Führer sagte, es werde dort ein Fest zu Ehren des Ortsvorstehers gefeiert, und ging fast wider meinen Willen, während ich außen blieb, nach der Stelle, von wo die Töne erschollen. Nach kurzem kehrte er, begleitet von mehreren Drusen, zurück, und diese baten mich, es nicht zu verschmähen, an ihrem Feste teilzunehmen. Ich konnte nicht umhin, ihnen zu folgen, und fand eine große Menge der Dorfbewohner, alle in festlicher, bunter Kleidung, im Kreise auf einem Rasen versammelt. Weiber waren nicht darunter. Das Vergnügen schien nur im Rauchen, Kaffeetrinken und der lärmenden Musik zu bestehen. Ich mußte in ihrer Mitte auf einem niedrigen Sessel Platz nehmen; mir wurde ein Tschibuk mit mächtiger Bernsteinspitze gereicht, und ich bot, durch Vermittelung meines Führers und Dolmetschers, dem Ortsvorsteher, einem Mann mit langwallendem weißem Bart, meinen Glückwunsch zu seinem neunzigsten Geburtstage, den er, wie ich hörte, feierte. Dann wurden auf gleiche Weise auch mit den mir näher Sitzenden einige Redensarten getauscht; wenn man einige derartige Phrasen auswendig gelernt, so reicht dies vollkommen aus. Die Musik war, wie ich sie überall im Orient

gefunden, ohrbetäubend und voll gräßlicher Dissonanzen; einem solchen Konzert oft zuhören zu müssen, könnte mich wahnsinnig machen. Ob dieser Musik ein uns unbekanntes System zu Grunde liegt, und ob, wenn man das letztere kennte, bei längerer Gewöhnung man sich vielleicht mit ihr versöhnen könnte, weiß ich nicht; sicher aber ist, daß die Orientalen für dieselbe schwärmen, dagegen für die herrlichsten Kompositionen unserer großen Tonsetzer keinen Sinn haben. Ein höherer türkischer Offizier von ungewöhnlicher Bildung, der in Paris erzogen worden war, sagte mir einmal, gewiß ständen wir Abendländer in vielen Punkten, besonders an wissenschaftlichen Kenntnissen, hoch über seinen Landsleuten; allein die Musik der Türken, Aegypter, Araber sei unendlich vorzüglicher, als die unsrige. Dieselbe Behauptung habe ich noch mehrfach aus dem Munde der Orientalen vernommen, und so lächerlich sie uns erscheint, sollten wir doch dabei bedenken, daß uns vielleicht der Schlüssel fehlt, um die morgenländische Tonkunst zu verstehen, und daß uns auch die der alten Hellenen vielleicht nicht mehr anmuten würde, als es bei mir mit der Probe der Fall war, welche mir die Drusen von den Meisterschöpfungen ihrer großen Komponisten zum besten gaben. Auch für die Auffassung unserer Musik muß der Sinn erst gebildet werden; wer versäumt hat, solches zu thun, oder wem das Ohr dafür fehlt, der wird selbst in den Schöpfungen eines Bach und Beethoven nur ein wüstes Gewirr von Tönen vernehmen. Es ist bekannt, daß ein im übrigen hochgebildeter, geistvoller Mann gesagt hat, unter allen Arten von Lärm sei ihm die Musik am unangenehmsten.

Die Muhammedaner leben, wenigstens soweit ich dies aus den Aeußerungen meines Führers und Anderer, die ich darüber befragte, entnehmen konnte, über die Glaubenslehre der Drusen in größter Unkenntnis. Ersterer erzählte mir, sie beteten ein goldenes Kalb an und begingen insgeheim greuel-

volle Opferhandlungen, bei denen sie Kinder schlachteten. Ob hieran irgend etwas Wahres ist, vermag ich nicht zu sagen. Von Anderen hörte ich, sie seien Teufelsanbeter; ich halte dies jedoch für eine Verwechslung mit einer andern Sekte, die auch im Libanon vertreten sein soll und nicht so ganz unsinnig ist, wie das auf den ersten Blick scheint. Ihre Anhänger meinen nämlich, der Teufel sei allerdings abscheulich, allein sehr mächtig, und deshalb sei es ratsam, ihm Verehrung zu bezeigen, um ihn gut zu stimmen und sich selbst vor Unheil, das er seinen Verächtern zufügen könne, zu bewahren. In Bezug auf die Dogmatik der Druſen hatte ich schon das Nötige aus der Exposition in Sacy's arabischer Chrestomathie erfahren; ich trug jedoch kein Verlangen, tiefere Studien über dieselbe zu machen. Die griechischen Mythen, aus poetischer Anschauung der Natur hervorgegangen und im Grunde harmlos, besitzen einen dichterischen Reiz und haben deshalb auch in den Zeiten der schlimmsten Bigotterie und Intoleranz in der christlichen Welt als schöne Phantasiegebilde fortgelebt; aber diejenigen fast aller anderen Religionen kann ich nur für Beispiele der Verirrungen des menschlichen Geistes halten. Die skandinavische Göttin mit den neunundneunzig Häuptern, das indische Scheusal Kali, welches durch Mordthaten verehrt wird, und der mexikanische Fitzliputzli stehen in dieser Hinsicht einander gleich, und es scheint mir kaum eine Aufgabe für die Wissenschaft zu sein, solche Ausgeburten einer kranken Einbildungskraft systematisch zu behandeln.

Wie sehr die mich begleitenden Araber auch im Anfang mein Herz gewonnen hatten, so nahm mich doch bald ihre Fühllosigkeit in der Behandlung der Pferde gegen sie ein. Ganz im Gegensatz zu den vielverbreiteten Erzählungen, der Beduine betrachte sein Roß als seinen Freund und Bruder, fand ich sie von äußerster Hartherzigkeit gegen ihre täglichen Gefährten. Ich will noch nichts dagegen sagen, daß sie den

Pferden während der langen Tagereise bis zum Abend nicht das mindeste Futter gönnten und, wenn dieselben einmal etwas am Wege grasen wollten, sogleich angestürzt kamen, um sie davon zurückzuhalten. Sie behaupteten, wenn auch gewiß mit Unrecht, den Tieren sei das Fressen unterwegs nachteilig; empörend indes war es mir, daß sie ihnen für die Nacht den schweren Sattel niemals abnahmen. Wie oft ich sie auch ermahnte, dies zu thun, ich konnte sie nicht dahin bringen und mußte daher selbst Hand ans Werk legen, wozu sie dann noch üble Miene machten. Und diese arabischen oder syrischen Rosse sind so prächtige Geschöpfe, von früh bis spät unermüdlich auf den steilsten Felswegen, wo keines unserer gepriesenen Rassenpferde auch nur eine halbe Stunde lang fortkommen würde, dabei von einer Sicherheit des Trittes, welche in Erstaunen setzt. Wenn man, und in mancher Hinsicht nicht mit Unrecht, behauptet, durch die Zivilisation würden die Laster befördert, so zeigten meine Araber doch, daß Söhnen der Natur wenigstens teilnahmvolle Rücksicht für ihre Mitgeschöpfe nicht eigen ist. Erst durch die höhere Bildung der Völker ist es dahin gekommen, daß man der ärgsten Grausamkeit gegen die Tierwelt vorzubeugen sucht; indessen bleibt in dieser Hinsicht noch unendlich viel zu thun übrig. Die Barbarei, die noch überall im Schwange ist, könnte mir den Aufenthalt auf der Erde verleiden, und ich segne mein Geschick, daß ich wegen meiner Kurzsichtigkeit manche um mich her geübte Scheußlichkeiten nicht gewahr werde, sonst würde ich keine ruhige Stunde haben. Roheit der Menschennatur und Unwissenheit, welche die Tiere nur als fühllose Dinge betrachtet, verbinden sich, um die schlimmsten Leiden über die letzteren zu verhängen. Wie im Norden die erstere, so ist im Süden die letztere besonders die Ursache des Unheils. In Neapel und Sicilien erlebte ich in dieser Hinsicht schreckliche Dinge; acht und mehr korpulente Personen sah ich oft in einem Wagen sitzen, den ein kleiner Esel ziehen mußte.

Auf dem Ritt durch Sicilien fiel es meinen Begleitern und mir eines Morgens auf, daß unsere Maultiere ganz besonders erschöpft und kaum von der Stelle zu bringen waren; wir erfuhren, daß der Treiber dieselben nach der anstrengenden Reise des letzten Tages noch am Abend vermietet hatte, um die ganze Nacht hindurch das Rad in einer Mühle zu drehen. In allen italienischen Dörfern muß man sehen, wie die Eltern ihren Kindern Vögel fangen, damit sie ihnen als Spielzeug dienen. Die Kinder binden den Stieglitzen und Finken einen Faden an das Bein und lassen sie so lange vor sich her flattern, bis sie sich das Bein ausgerissen haben; dann martern sie die Tierchen vollends zu Tode, ohne zu ahnen, welche namenlose Qual sie ihnen bereiten. Dabei erinnere ich mich, daß der große Maler Rubens auf dem Gemälde der Dresdener Galerie seine beiden Söhne abgebildet hat, wie sie sich mit einem Stieglitz belustigen, den sie an einem Faden fliegen lassen; das zeigt in betrübender Weise, wie auch der Genius, ebenso wie das rohe Gemüt eines Bauern, gegen das Gefühl der Menschlichkeit abgestumpft sein kann. Ein trauriges Zeugnis hiefür liefert auch Rafael's Madonna del Cardellino in Florenz, auf welcher das Spielen des kleinen Johannes mit dem Distelfinken wohl gleichfalls nicht harmloser Natur ist. Besonders bedauernswert aber erscheint es, daß die Religion und ihre Lehrer fast nirgends dahin wirken, solchen Grausamkeiten zu steuern. In Spanien werden die barbarischen Stiergefechte zum Besten der Hospitäler gehalten, an deren Spitze Geistliche stehen, und in Italien ward ich oft Zeuge, wie Priester und Schulmeister gelassen den scheußlichsten Tierquälereien zuschauten. Denjenigen, die das Christentum preisen, als ob ihm Milde und Humanität auf dem Fuße folge, will ich nur vorhalten, daß nach der Aussage zuverlässiger Reisender das christliche Abessinien die Heimat der abscheulichsten Tierquälerei ist, so daß die umherwohnenden muhammedanischen Völker gegen diese Christen als

verhältnismäßig human gelten können. Auf meinen bisherigen Reisen unter den Moslimen sah ich übrigens außer der angeführten liebloſen Behandlung der Pferde auch noch manche andere Beiſpiele von Härte gegen Tiere; nur die Tauben und Hunde können dieſe Gegenden als ihr Paradies betrachten. Weil Tauben die Suren des Koran zu Muhammed vom Himmel herabgetragen haben ſollen, werden ſolche Vögel zahlreich an allen Moſcheen gepflegt; es gilt für einen Frevel, einen von ihnen zu töten, und ſie ſind daher ſo zahm, daß ſie das Futter Demjenigen, der es ihnen darbietet, aus der Hand freſſen. Wenn nicht Habichte und andere Raubvögel viele von ihnen umbrächten, ſo müßte bei ihrer ſchnellen Vermehrung im ganzen Orient kein Platz mehr für andere Tiere übrig bleiben. Es iſt ein ſchöner Anblick, ſie in Schwärmen um die Dächer der Gotteshäuſer flattern, ſich bald auf die Halbmonde der Minarete niederlaſſen, bald den Schatten ihrer Flügel auf die Kuppeln oder Platten der weiten Plätze hinbreiten zu ſehen. — Hunde hauſen in ungeheurer Anzahl wild in allen muhammedaniſchen Städten. Sie ſind zwar verachtete Tiere, allein Niemand ſcheint ihnen etwas zu leide zu thun; und wenn ich ſie ſich auf einem Platz zu hunderten zuſammenrotten ſah, dünkte mich oft, ſie ſeien viel mehr Gebieter der Stadt, als die Menſchen. Nicht ſelten vollführten ſie vor meinem Fenſter einen ſolchen Höllenlärm, daß mein Schlaf dadurch geſtört wurde. Bei Nacht können dieſe Beſtien dem Fremden gefährlich werden; aber am Tage hat man nicht leicht etwas von ihnen zu befürchten. Ich bin durch dichte Rudel derſelben hindurchgeſchritten, ohne daß einer mich auch nur böſe angeſehen hätte. In Konſtantinopel hatte ich mir einige Hündinnen mit ihren Jungen gleich am erſten Tage zu Freundinnen gemacht, indem ich ſie vor der Thür meines Gaſthofs fütterte. So oft ich mich ſeitdem draußen zeigte, kamen ſie herangeſprungen, reichten mir die Pfote, und ich

konnte mich kaum vor ihren Liebkosungen retten. Es ist ein Glück, daß unter diesen wilden Hunden die Tollwut eine unbekannte Krankheit ist; man würde sonst in den orientalischen Städten seines Lebens nicht sicher sein.

Meine Streifzüge durch den Libanon wurden zuletzt von heftigen Regengüssen, die auf den Höhen in Schnee übergingen, gestört. Nachdem in einer Nacht mein Zelt fast fortgeschwemmt worden wäre, suchte ich Zuflucht in einem von Muhammedanern bewohnten Dorfe und brachte dort, da absolut nicht weiterzukommen war, mehrere Tage zu. Der Boden war in einen solchen Morast verwandelt, daß ich Männer und Frauen auf Stelzen umherwandern sah, ähnlich wie dies bei den Bewohnern des Département des Landes in Frankreich Gebrauch ist. Andere trugen Schuhe mit ungeheuer hohen Absätzen, und auch mir wurden, damit ich mir in den Pausen des Regens einige Bewegung machen könnte, solche angeboten. Schon begann ich, wenn auch auf die Gefahr des Beinebrechens hin, einige Fortschritte in dieser neuen Art des Gehens zu machen, als sich der Himmel plötzlich erhellte und ich mich zum Aufbruch rüstete. Auf Stelzen bis an mein Pferd schreitend, verabschiedete ich mich von meinen gutmütigen Wirten und nahm meinen Weg hinab nach Cölesyrien in das Thal des Leontes. Der inzwischen wieder zu herrlicher Bläue verklärte Himmel lockte mich noch zu einem Ausflug in den Antilibanon; ich überstieg dessen Höhenkamm, sah das hochgelegene Bedzani mit seiner reizenden Umgebung und gelangte nach der romantischen Felsenlandschaft von Ain Fidsche, wo zwischen grünbewaldeten, mit Mandel-, Aprikosen- und Pfirsichbäumen besetzten Abhängen ein Nebenfluß des Barada aus schroffen Klippen hervorbricht. Weil ich mich hier wieder in der Nähe von Damaskus befand, erwachte in mir der Gedanke, mich von neuem dorthin zu begeben, um zu sehen, ob eine Expedition nach Palmyra vielleicht jetzt im Bereiche der Möglichkeit

liege. Einen Monat zuvor hatte ich davon abstehen müssen, weil ich gehört, die ganze Umgegend dieser Ruinenstadt sei von räuberischen Araberstämmen besetzt und der Weg dorthin jedenfalls nur durch eine sehr hohe Geldsumme zu erkaufen, für welche der Scheich der mächtigsten dieser Stämme vielleicht sicheres Geleit geben würde. Da die nomadischen Araber oft ihren Standort wechseln, so konnte sich dies seitdem geändert haben. Eben beabsichtigte ich, am nächsten Morgen nach Damaskus aufzubrechen, als der französische Konsul von dort mit einigen Begleitern in Ain Fidsche eintraf und sein Zelt neben dem meinigen aufschlug. Es war dies ein Glücksfall für mich, indem ich von ihm die genauesten Erkundigungen über meinen Plan einziehen konnte. Der Konsul gab mir mit größter Bereitwilligkeit alle gewünschten Aufschlüsse, die freilich in Bezug auf mein Vorhaben nicht sehr erfreulich lauteten. Er versicherte, aus bester Quelle zu wissen, daß die Verhältnisse sich in den letzten Wochen noch bedeutend verschlimmert hätten und daß er mir den Versuch, bis Palmyra vorzudringen, als unausführbar durchaus widerraten müsse. So schwer es mir ward, ergab ich mich denn in die Notwendigkeit und suchte Gründe aufzufinden, welche mir die Verzichtleistung auf den Besuch dieser Ruinenstadt minder schmerzlich zu machen vermochten. Man konnte zwar das Sprichwort auf mich anwenden, die Trauben seien sauer; ich sagte mir jedoch: die Residenz der Zenobia sei ein Werk aus der späteren römischen Kaiserzeit; ihre Trümmer möchten ausgedehnt und malerisch sein; allein die Umgebung könne keine Reize bieten, da die Stadt gänzlich in der Wüste gelegen gewesen sei und die Sandflächen von Berlin, im Vergleich damit, noch für fruchtbar gelten müßten. Die hochsinnige Zenobia habe, als ihr Kaiser Aurelian nach ihrer Entthronung Tibur zum Wohnsitz angewiesen, eben keinen üblen Tausch gemacht und an den donnernden Wogenstürzen des Anio, im kühlen Schatten der Sabinerberge ihre traurige

Wüstenresidenz wohl verschmerzen können. — In Begleitung des französischen Konsuls, in welchem ich einen unterrichteten und angenehmen Mann kennen lernte, zog ich nun desselben Wegs in das Leontesthal zurück, und die Besichtigung der Ruinen von Baalbek mußte mir Ersatz für die von Palmyra bieten. Unstreitig gehören die Trümmer des alten Heliopolis, welche neben dem eben genannten arabischen Dorfe liegen, zu den großartigsten und imposantesten. Sechs, wohl sechzig Fuß hohe riesige Säulen mit noch erhaltenem Architrav, dann weitere Pfeiler in der Tiefe und sich fernhin verbreitende ungeheure Mauern bieten schon bei der ersten Annäherung ein überraschendes Bild. Vor dem Eingetretenen wachsen und wachsen dann die Massen halb aufrecht stehender Bauten und Schutthaufen empor. Man tritt in zwei große Höfe, in einen Tempel der Sonne und einen zweiten des Jupiter. Dies Alles rührt aus der römischen Kaiserzeit her; aber die gewaltigen cyklopischen Mauern mit ihren Blöcken, die von Gigantenhand gehauen und dort aufgetürmt zu sein scheinen, führen in frühe Urzeit, wahrscheinlich weit über die Tage der Phönizier, hinauf. Heliopolis ist vermutlich eine Stätte für den Kultus vieler aufeinander folgenden Völker gewesen, welche nun, ebenso wie ihre Religionen und Götter, bis auf den Namen verschollen sind. Wenn die Phönizier hier ihrem Bel und ihrer Astarte geopfert, wer weiß, ob nicht schon viele Jahrtausende zuvor wilde Horden auf den Steinaltären, die halb verwittert den Boden decken, besiegte Feinde zu Ehren ihrer Götzen geschlachtet haben! — Nachdem die Olympier siegreich über dem Schutt der früheren Tempel ihren Sitz errichtet und Jahrhunderte lang dem Zeus und Apollo Hymnen erklungen, dann jedoch der ganze hellenische Götterhimmel vor dem Kreuze zusammengesunken, sind hier vielleicht in einer christlichen Kirche Bußpsalmen über dem Grabe der alten Welt gesungen worden. Dann verwandelten die Muhammedaner die Stätte, wo schon

ſo viele verſchiedene Religionsübungen gepflogen worden, in eine Feſtung und verſäumten ſicher auch nicht, eine Moſchee anzulegen, von deren Minaret ein Muezzin die Moslimen zum Gebet rufen mußte. Als ich während der Nacht in dieſem Trümmergewirr weilte, war mir, als ſähe ich die Prieſter und Anbeter aller der Götter und Idole, die hier ſeit Beginn der Welt verehrt worden, ſich aus dem Grabe erheben und ihre Stimmen, wie ſie bald blutbefleckte Orgien begingen, bald wahnſinnige Geſänge anſtimmten, drangen, ein wüſtes Chaos, zu meinem Ohr. Mich erfaßte ein tiefes Grauen, und ich verließ den ſchauerlichen Ort. Jetzt ſtehen die Ruinen von Baalbek verlaſſen, der Schakal hauſt in dem zerklüfteten Geſtein und die Eule niſtet in ſeinen Spalten; allein wer weiß, wie vielen anderen Göttern, die der Wahn des Menſchen ſich in der Zukunft erſchaffen wird, hier noch neue Tempel aus dem Boden ſteigen werden?

9.

Syra, im Herbſt 1839.

Der beträchtlich lange Weg von Beirut nach Jaffa wurde von mir längs der Meeresküſte durch das Land der alten Phönizier gemacht. Dieſes Volk iſt längſt verſchollen; nur noch durch den Nebel der Sage dämmert zu uns die Kunde von ihm. Während ich an der Flut hinritt, die ſo oft die Flotten der unternehmenden Handelsleute von Sidon und Tyrus nach allen Richtungen der damals bekannten Welt getragen hatte, ſuchte ich die nun verödeten Ufer mir wieder mit dem lärmenden Treiben zu beleben, das einſt an ihnen gewogt. Oft ſah ich ſtundenlang kein lebendes Weſen außer Scharen ſchöner Flamingos, die zur Seite am Strande fiſchten und bei meiner Annäherung, ihr rotes Gefieder ausbreitend, eine Strecke weiter flogen, um ſich dann von neuem

niederzulaſſen. Aber durch das Brauſen der Wellen, die mit hochbeſchäumten Kämmen am Geſtade brandeten, hörte ich den Ton der Aexte in den Bergeswäldern, wie ſie hochragende Zedern fällten, die bald als Maſtbäume über das Meer hinſchweben ſollten, und das Hämmern auf den Schiffswerften; ich vernahm die Feiergeſänge der Prieſter und Prieſterinnen in den Tempeln der Aſtarte. Dann wieder ſcholl wilder Jubel der Korybanten, die von Phrygien her dem Wagen der berecyntiſchen Göttin folgten und mit Pfeifen, Trommeln und Cymbeln deren Wehklage um den erſchlagenen Atys zu übertäuben ſuchten. Ich ſah das königliche Tyrus im Feſtſchmuck prangen, ſeine Häuſer mit Kränzen geſchmückt, das Volk in dichtgedrängten Reihen durch ſeine Straßen hinwallend und der Tochter des Agenor das Geleit in den Hafen gebend, von wo der königliche Gemahl ſie auf buntbewimpeltem Schiff in das ferne Karthago führte. Dann wieder, aus meinen Träumen erwacht, gewahrte ich nichts als die kahlen Sandhügel um mich her; allum herrſchte Todesſchweigen, nur unterbrochen vom Fall der Hufe meines Roſſes.

Die Phönizier waren das größte Handels- und Seefahrervolk des frühen Altertums; ihr Land, als langer, ſchmaler Streifen längs des hochaufrauſchenden Ozeans hingeheftet, mußte ſie durch ſeine Lage, ähnlich wie dies bei den Portugieſen des 16. Jahrhunderts ſtattfand, zu kühnen Unternehmungen auf den immer vor ihren Blicken liegenden Gewäſſern locken. Von ihnen und den ſtammverwandten Karthagern haben wir die erſten, freilich halb in den Schleier der Fabel gehüllten Berichte über weite Meerfahrten an Küſten, von denen die anderen Nationen noch nichts wußten, nach dem märchenhaften Ophir oder weit in den Ozean hinaus nach den Bernſteinküſten des Nordens hinauf und tief hinab an der Weſtküſte von Afrika.

Sobald ich in Jaffa das Schiff beſtiegen hatte und der

Kiel in die griechischen Gewässer hinaussteuerte, wandten sich meine Gedanken den Hellenen zu. Sobald uns der Name dieses herrlichsten der Völker, welches die Erde je gesehen, genannt wird, vermögen uns die anderen kaum noch Interesse abzugewinnen. Die Griechen hatten sich in einen weit engeren Kreis eingeschlossen als die Phönizier und Karthager, und dennoch brachte der kleinste unter ihren Freistaaten Männer hervor, die Größeres für die Menschheit geleistet, als diese beiden zusammen. Für uns, denen sich die Welt so weit aufgethan, ist es beinahe unglaublich, in wie beschränkten Grenzen sich das griechische Leben entfaltet hat. Die jetzt leicht in wenigen Tagen durchmessene Strecke von Jonien bis nach Sicilien und Unteritalien war der strengabgeschlossene Schauplatz desselben; denn schwerlich können die einzelnen Kolonien an der iberischen und gallischen Küste oder am Euxinus hier in Betracht kommen. Noch bei Homer erscheinen die westlich von Ithaka gelegenen Gegenden als fabelhafte Regionen; so die Länder der Lästrygonen, der Lothophagen, das Vorgebirge der Circe. Doch auch später im Zeitalter des Perikles hatte sich der Gesichtskreis der Hellenen nach Westen hin kaum weiter als bis Sicilien und Großgriechenland ausgedehnt; was dahinter lag, der Atlas, der den Himmel auf seinen Schultern trägt, und die Säulen des Herakles, blieb für sie noch mit dem Nebel der Mythe umkleidet. Jedenfalls war jene Enge zwischen dem mittelländischen und atlantischen Meer das Aeußerste, bis wohin ihr Unternehmungsgeist sich wagte. Seitdem sind diese Schranken mehr und mehr gefallen, Meer und Länder haben sich uns bis ins Unermessene erschlossen und neue Weltteile sind aus den Fluten aufgetaucht, deren unbedeutendste Provinz an Flächenraum das ganze, je von Griechen bewohnt gewesene Gebiet weitaus übertrifft. Aber auf diesem grenzenlosen, vom Geiste kaum zu umspannenden Raum ist in allen seitdem verschwundenen Jahrhunderten auf dem Felde der Kunst und

der Dichtung noch nichts erblüht, was an das in Hellas Hervorgebrachte heranreichte. Auch kann man wohl fragen, ob die großen Männer, die seitdem auf der ganzen Erde geboren worden, an Zahl denjenigen gleichkommen, die allein in Griechenland das Licht erblickt. So denke ich bisweilen, ob das Größte nicht vielleicht am besten in der Beschränkung gedeihe, ob diese Ausweitung der Welt nicht vielleicht ein Hindernis für die Menschen sei, das Höchste zu erreichen. Es wäre das, da wir in die frühere Enge nicht zurückkehren können, allerdings niederschlagend. Aber wenn ich mich dieser Betrachtung hingebe, steigt mir wieder tröstend der Gedanke auf, daß vielleicht dereinst, wenn erst alle Nationen sich zu einer großen Weltgemeinde vereinigt haben, sie in ihrer Gesammtheit Thaten und Werke erzeugen werden, die selbst das höchste, von den Griechen Geleistete so weit hinter sich zurücklassen, wie das im reifen Mannesalter Vollbrachte die ersten Versuche der Kindheit.

Auf der Fahrt, zu welcher ich mich jetzt eingeschifft, beabsichtige ich, jene ganze Strecke vom asiatischen Ufer bis nach Kalpe und den Heraklessäulen zu durchschneiden, welche den Hellenen als die Welt galt, und über die hinaus für sie Alles in kimmerische Finsternis gehüllt war. Wer von ihnen diese Reise gewagt hätte, würde wegen seiner Verwegenheit mehr angestaunt worden sein, als wer jetzt über den Nordpol in die andere Hemisphäre vorzudringen suchte. Wollte ich das Schiff nicht verlassen, so würde ich bequem in 14 Tagen nach Gibraltar gelangen; allein ich denke zuvor noch, insoweit Zeit und Gelegenheit es ermöglichen, einige der Sporaden und der Cykladen zu besuchen.

Einen Ausflug in das Innere von Cypern zu machen, war mir leider nicht vergönnt; ich hätte darüber wegen der festgestellten Tage für die Abfahrt der Dampfschiffe mehr Zeit verloren, als sich mit meinen übrigen Reiseplänen vertrug. Daher habe ich von dem berühmten Eiland nur Larnaka und

die nächste Umgebung gesehen, und diese entsprach wenig dem zaubervollen Bilde, das sich die Phantasie gewöhnlich von der Insel der Aphrodite entwirft. Von ihren Heiligtümern in den Städten Paphos und Amathunt auf Cypern führte die Göttin ihre wohlklingendsten Beinamen; hier prangten ihr Tempel über Tempel und die schönsten Jungfrauen feierten ihren Dienst. Im Altertum mußten die Ufer grünender und fruchtbarer sein, als sie es jetzt wenigstens bei Larnaka sind, um die Schaumgeborne zu empfangen. Ich hatte mich, als ich an dem öden Gestade und in den nicht eben reizenden Umgebungen umherschritt, mit dem Bewußtsein zu begnügen, auf dem Boden zu stehen, an den sich so viele Erinnerungen knüpfen, und sprach, um mich über die armselige Gegenwart hinwegzuheben, bald das Wort Anadyomene vor mich hin, bald in das Mittelalter hinabsteigend, wiederholte ich den Namen der Stadt Famagusta, die in romantischen Gedichten, wie auch in der Sage vom Fortunat eine Rolle spielt; bald wieder dachte ich an die Königin von Cypern, die schöne Katharina Cornaro, deren Züge Tizian's Pinsel verewigt hat. Auch der Tempelherrenorden mit den schaurigen Traditionen, die sich an ihn knüpfen, und sein tragischer Untergang stand vor meinem Geiste. Ob diese Ritter, die doch auf dem fernen Eiland die Grenzwacht der Christenheit gegen die Ungläubigen führen sollten, wirklich, wie ihnen Schuld gegeben ward, in einem Geheimkultus ein Idol Baphomet angebetet haben, scheint noch unaufgeklärt geblieben zu sein. Die Vermutung liegt nahe, daß der geldgierige König von Frankreich nur solchen Verdacht auf sie geworfen und die entsprechenden Bekenntnisse von ihnen auf der Folter erpreßt hat, um die Schätze des Ordens einziehen zu können. Es war mir leider unmöglich zu ermitteln, ob noch irgend welche Reste des Ordenshauses der Templer oder des Palastes von deren Großmeister auf der Insel vorhanden sind.

Auf Rhodos fügte es sich durch ein glückliches Zusammen-

treffen von Umständen, daß einige Tage nach meiner Ankunft ein anderes Schiff abging und ich daher länger weilen konnte. Dies Eiland gewährt, wenn man sich ihm nähert, einen weit freundlicheren Anblick als Cypern. Schöngeformte, teilweise bewaldete Hügel, abwechselnd mit fruchtbaren Thälern, zogen an meinem Auge vorbei, als das Schiff längs der Küste hinglitt. Der Stadt geben die Kuppeln und Minarete der Moscheen, sowie die zwischen den Häusern und auf den umliegenden Anhöhen stehenden Palmen einen echt morgenländischen Charakter. Als ich in den Hafen einlief, gewährte es mir Vergnügen, mir mit der Phantasie das alte Rhodos wieder aufzubauen. Nur Wenige, denke ich, kennen den Genuß, den es darbietet, vergangene Zeiten aus dem Grabe heraufzubeschwören, ihre längstversunkenen Städte im Glanz von ehemals vor der Seele emporsteigen zu lassen. Oft haben die Bilder der Vergangenheit auf meinen Reisen so lebendig vor mir gestanden, daß ich inmitten derselben zu leben meinte. Während die Matrosen sich bereit machten, die Anker zu werfen, haftete im Geiste mein Blick auf dem Wunder der Welt, dem Koloß des Sonnengottes, der, die Füße auf Felsen des Hafens gestemmt, zu beiden Seiten hoch über dessen Eingang emporragte und mit der Fackel in der erhobenen Rechten den fernhersegelnden Schiffen den Weg in den rettenden Port zeigte. Ich selbst glaubte einer der Reisenden des Altertums zu sein, die nach Rhodos kamen, um seine berühmte Stadt zu sehen, und nachdem ich von meiner Galeere unter den mächtigen Gliedern des Kolosses hindurch ans Ufer getragen worden, wanderte ich durch die Prachtstraßen, schritt durch die Thore der Tempel, die hier allen Göttern und Göttinnen des Olymp, vornehmlich dem Helios, prangten und besuchte die Werkstätten der rhodischen Bildhauer, die halb Griechenland mit Statuen versorgten. Nachdem meine Einbildungskraft sich ein solches Fest gegeben, mußte freilich die Enttäuschung unausbleiblich

hinterher folgen. Nicht nur daß die Bauten und Bildwerke des Altertums verſchwunden ſind, daß vom Koloß keine Spur mehr zu finden iſt — durch ein Erdbeben zu Boden geſtürzt, ſollen ſeine zerbrochenen Glieder mehr als ein halbes Jahrtauſend lang am Boden gelegen haben, bis der Chalif Moawia die ungeheure Maſſe, die ſich nur mit Mühe auf neunhundert Kameelen in die Schiffe bringen ließ, nach Aegypten verkaufte: — ich mußte mir zu meinem Verdruß auch bekennen, nach der Verſicherung neuerer Gelehrten ſei es nur eine Fabel, daß Schiffe unter den ausgeſtreckten Beinen des ehernen Helios hindurchgeſegelt, vielmehr habe derſelbe am Hafen, nicht über ihm geſtanden. — Die zweite große Periode der Inſel fällt in die Zeit, als der Johanniterorden auf ihr ſeinen Sitz hatte. Aus dieſer Epoche ſind noch merkwürdige Ueberreſte vorhanden; man gewahrt nämlich an mehreren Häuſern der jetzigen Stadt noch die Wappenſchilde von Rittern. In dem Palaſt des Großmeiſters ſind einige Räume leidlich erhalten; in anderen wuchern wilde Gräſer und ſchlingt ſich Unkraut um halbgeſunkenes Gemäuer. In etwas beſſerem Zuſtande iſt, wenn auch gleichfalls ſtark in Verfall, das Ordenshaus. Das Thor von Amboiſe, ſowie das Fort von St. Nicolas ſtehen als Zeugen der Belagerung durch den Sultan Soliman und der glorreichen Verteidigung der Inſel durch den Großmeiſter Villiers de l'Isle Adam noch aufrecht. Mir war die Beſichtigung dieſer Lokalitäten beſonders deshalb intereſſant, weil ich mich mit der Idee eines Epos trage, in welchem der Kampf um Rhodos eine Epiſode bilden ſoll. Dieſes Gedicht wird den Uebergang aus dem Mittelalter in die neue Zeit vorſtellen, und zum Helden desſelben habe ich mir einen jungen Johanniter erwählt, der ſich von früh an aus der mönchiſchen Beſchränktheit und dem engen Geſichtskreiſe des Rittertums emporzuringen geſucht hat, dann durch einen Greis aus Byzanz in das Griechentum eingeweiht und

so von ihm bestrickt wird, daß er sich fast zum Glauben an die alten Götter bekehrt. Aber er erlebt in Griechenland Schicksale, die ihn aus diesem Traum erwecken und ihn wieder zu einem eifrigen Anhänger des Christentums machen. Als solcher verteidigt er Rhodos gegen die Türken und begibt sich nach dem Fall der Festung mit dem Großmeister nach Rom, wo sich sein Eifer für den katholischen Glauben fast bis zum Fanatismus steigert. Zuletzt jedoch erwacht er auch aus diesem Geistesrausch und erkennt, wie weder in der Rückkehr zum Heidentum, noch zur dumpfen Kirchenluft des Papsttums Heil für die Welt zu finden sei, sondern nur in einer neuen Kultur, die durch das Wiederaufleben der Wissenschaften und die Reformation erblühen werde. Die Morgenröte dieser neuen Zeit umstrahlt dann in Rom sein Sterbelager. — Der Plan zu dem genannten Gedicht steht noch nicht in allen seinen Teilen bei mir fest; allein wenn es mir gelingt, ihn gehörig auszubilden, so hoffe ich ein Werk zu liefern, das nicht zu den gewöhnlichen Produkten des Tages geworfen zu werden verdient. Freilich schweben neben wissenschaftlichen Projekten so viele Entwürfe zu Dichtungen vor meinem Geist, daß mir davor schwindelt. Mehrere derselben locken mich zu gleicher Zeit an, und ich weiß nicht, für welchen von ihnen ich mich zuerst entscheiden soll. Und daneben nun das Unglück, daß Verhältnisse, von denen ich mich nicht losmachen kann, mich nötigen, in den mir so verhaßten Geschäften des Staatsdienstes meine Kräfte zu zersplittern, dann mein unwiderstehlicher Drang nach Reisen, wofür ich nur die eine Entschuldigung habe, daß sie für meine erschütterte Gesundheit von Nutzen sind! Wenn ich doch zehn Leben hätte, um Alles zu vollbringen, was ich mir vorgesetzt! Müßte ich zuvor sterben, ich glaube, ich würde keine Ruhe im Grabe finden. — Der Großmeister Villiers, den ich auch in mein Gedicht einzuführen gedenke, war ein Held, der an Hochherzigkeit und Edelsinn den größten Männern

des griechiſchen und römiſchen Altertums gleichſtand. Nachdem er mit Löwenmut an der Spitze ſeiner Ritter, die Wankenden zur Ausdauer befeuernd, Stadt und Inſel von Rhodos, welche als wichtigſte Schutzmauer der Chriſten im Oſten gelten konnten, gegen die Türkenflotte verteidigt hatte, mußte er endlich, durch die ungeheure Uebermacht der Ungläubigen, ſowie durch die Hungersnot, die in der Feſtung wütete, gezwungen, kapituliren. Er war ganz auf ſich ſelbſt und auf die Kraft des Ordens angewieſen geweſen; denn die chriſtlichen Herrſcher Europa's hatten, in ewige Fehden mit einander verwickelt und mißgünſtig gegen die Ritter, nicht das Mindeſte gethan, um den Fall des Bollwerks, welches das Abendland allein gegen die Ueberflutung der Osmanen ſchützen konnte, zu verhindern. Indes, es iſt ein erhebendes Schauſpiel, wie das echte Heldentum und die Seelengröße Villiers' ihm ſelbſt von ſeinen Feinden Bewunderung erzwang. Als er die Schlüſſel der Feſtung dem Sultan Soliman überreichte, legte dieſer ihm die größte Hochachtung an den Tag und gab ihm mit gleichen Beweiſen der Wertſchätzung ſpäter das Geleit zu den Schiffen, die ihn nebſt den Rittern hinwegtragen ſollten. Er und die anderen Johanniter waren heimatlos, und es ſchien, der Orden müſſe aufhören. Aber der ſchon im achtzigſten Lebensjahre ſtehende Villiers widmete ſich mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte der Aufgabe, denſelben von dem drohenden Untergange zu retten und ihn auf feſterer Grundlage neu zu organiſiren. Er ſcheute nicht die Reiſe nach England und Portugal, um an dieſen Höfen für ſeinen Zweck zu wirken, und endlich gelang es ihm in Madrid, in einer einzigen Unterredung Kaiſer Karl V., der bis dahin ein Hauptgegner der Johanniter geweſen war, völlig umzuſtimmen, ſo daß derſelbe ihnen Malta als Sitz anwies, wo ſie mit gleichem Heldenmut gegen die ſie umzingelnden Türkenheere kämpften. Denjenigen, die in unſerer Zeit das weiße Kreuz des heiligen Johannes von Jeruſalem als wenig

bedeutende Adelsdekoration auf der Bruſt tragen, möge dasſelbe immer eine Mahnung ſein, ſich durch echten Seelenadel und hohe Thaten des Zeichens würdig zu machen, das einſt den Mantel Villiers' und ſeiner Ritter ſchmückte.

Von Rhodos aus ging meine Fahrt inmitten aller der Inſeln dahin, deren jede durch ihren Namen und Anblick die Erinnerung an das ſchönſte Zeitalter der Welt wachruft, und deren jede große Männer, Heroen, Dichter und Weiſe in einer Fülle hervorgebracht hat, daß man eher die Blüten des Frühlings zählen könnte, als ſie. Göttermythe, Poeſie und Geſchichte umkleiden dieſe Eilande mit unvergänglicher Glorie. Da ſchwamm das dem Dionyſos heilige grünende und duftende Naxos an mir vorüber, das felſige Paros — aus deſſen Marmorgruben alle die göttlichen Bilder hervorgeſtiegen, die in den Tempeln, auf den Altären und Plätzen der helleniſchen Städte das Auge entzückten, — Jos, Delos, Seriphos: — wie nenne ich ſie alle, die wie köſtliche Perlen auf dem Wellenkleide des Ozeans blitzen? Sie ſind jetzt meiſt in Verödung zurückgeſunken; doch wenn das Abendrot ihre kahlen Klippenwände umſtrahlt, ſcheinen ſie noch in der alten Herrlichkeit zu leuchten. Während die Dämmerung dann ihre ſcharfen Umriſſe in ein bläuliches Licht hüllt, glaubt man ſie wieder mit hochragenden Tempeln gekrönt zu ſehen. Heilige Haine von Lorbeer und Myrte, aus deren grünem Dickicht weiße Statuen der Götter und Helden hervorſchauen, ſchmücken die Felſenhänge, und von Weihaltären auf den Klippenvorſprüngen ſteigt mit dem Feiergeſang der Prieſter wallender Opferrauch empor. Indes die Sonne nur noch auf die höchſten Bergſpitzen der Inſel ihren Roſenſchein breitete und ich, auf dem Verdeck ſtehend, mir den Geiſt von ſolchen Bildern umſchweben ließ, ſuchte ich dieſen flüchtigen Moment feſtzuhalten und mich zu überreden, nur jene alte Zeit der Blüte Griechenlands ſei wirklich, die jetzige aber ein häßlicher Traum. In dieſem

Glauben wandelte ich dann, wenn die Nacht herabgesunken, auf dem Schiffe umher. Ich hörte die Wogen, die einst um die festlich geschmückten Galeeren geschäumt, welche die Inselwohner zu den Spielen von Olympia an den Alpheusstrand getragen, melodisch um den Kiel rauschen und entschlummerte zuletzt, bevor ich noch die Kajüte gesucht, in der himmlisch milden Nacht auf dem Verdecke. Auch die Göttin der Frühe, die, über Asien emporstrahlend, ihren duftigen Schleier über die Gewässer ausbreitete, weckte mich noch nicht aus meiner wonnevollen Einbildung. Erst als das Licht des sich höher hebenden Tages mir die entvölkerten Ufer und Berghöhen in ihrer Nacktheit zeigte, floh die Illusion, in der ich mich gewiegt, und ich barg mich unten auf meinem Lager, um die gemeine Wirklichkeit nicht zu schauen.

Von Syra aus, das jetzt das Emporium des griechischen Handels ist, machte ich einen Ausflug nach dem altheiligen Delos. Bei der Fahrt durch den Archipel hatte mir diese Insel, wie sie mir ihre schöngeschwungenen Umrisse im blauen Dunste der Ferne zeigte, das lebhafte Verlangen erregt, sie in der Nähe zu betrachten. So fuhr ich Abends, als sich ein günstiger Wind erhob, von hier ab und erreichte gegen Ende der Nacht die Geburtsstätte des Apollo und der Artemis. Es liegt für mich ein erhebendes Gefühl schon darin, auf einem durch große Erinnerungen geweihten Boden zu stehen, und als ich den Strand betrat, begünstigte das Dunkel, welches den gegenwärtigen Ruin umhüllte, eine solche Empfindung. Geheimnisvolle Schauer durchzogen meine Brust, da ich mir bewußt ward, mich im Mittelpunkte der griechischen Welt zu befinden, auf dem Eiland, zu dem die Hellenen von den fernsten ihrer Kolonien her als zum größten Heiligtum des Apollokultus wallfahrteten. Das allmälich hervorbrechende Zwielicht des Morgens ließ mich die ringsum ausgedehnte Wüstenei noch nicht gewahren. Auf einer Klippe sitzend, malte

ich mir aus, wie der Giebel des großen Heliostempels sich nun bald im ersten Sonnenlicht röten, wie Griechen aus allen Staaten sich zu den festlichen Spielen um ihn her versammeln würden, wie im Hafen sich bekränzte Schiffe drängten, welche die Gesandtschaften aus Athen und Elis, aus Korinth und Sparta mit ihren Festgaben herangetragen. Allein mit dem greller hereinfallenden Sonnenlicht sank nach und nach der Schleier zurück, der die Täuschungen der Phantasie begünstigt hatte, und ich gewahrte nichts, als hier und da verwitterte Steinmassen, welche Zeugnis davon ablegten, daß einst dort Bauten von Menschenhand gestanden. Soweit ich blicken konnte, schien der Tod in Allmacht zu herrschen. Die Möwen, welche schrillend aus ihren Klippennestern aufflatterten, waren die einzigen lebenden Wesen, die ich gewahrte. Nachdem ich lange fruchtlos am Gestade umhergeirrt, um noch Reste der ehemaligen Herrlichkeit zu entdecken, erstieg ich nicht ohne Anstrengung den Berg Cythnos, die höchste Spitze der Insel, auf die der Führer etwas Proviant mit hinaufschleppte. Auf der Höhe entschädigte mich die Aussicht für die Mühe des Klimmens, und ich beschloß, um den Anblick in seiner ganzen Pracht zu genießen, oben unter einem mich vor der Sonnenglut schützenden Schirm den Abend zu erwarten. Ich hatte dies nicht zu bereuen; als die Tagesleuchte sich gegen den Horizont gesenkt, begannen das Meer und die zahlreichen Inseln, auf denen mein Blick in der Runde umherschweifte, rot und röter zu flammen, und von ihren Gipfeln wallte ein Purpurglanz wie Opferglut zum Himmel empor. Da war es mir, als stiege auch das alte Hellas wieder in seiner Glorie aus dem Schutt zweier Jahrtausende herauf, und mit diesem Eindruck will ich denn von dem Lande der Griechen Abschied nehmen. — In der Nacht segelte ich nach Syra zurück; morgen soll mich ein französisches Dampfschiff nach Malta, und von dort ein englisches an die Säulen des Herkules tragen.

10.

Stift Neuburg bei Heidelberg, im September 1845.

Man kann sich keinen angenehmeren Sommer- und Herbstsitz denken, als dies alte, Heidelberg gegenüber auf einer Anhöhe am Neckar gelegene Kloster, und ich bin dessen Besitzern sehr für die Freundlichkeit verpflichtet, mit der sie mich schon zu wiederholten Malen hierher eingeladen haben. Der Reiz des Aufenthalts wird für mich dadurch erhöht, daß ich den größten Teil des Tages völlig ungenirt nach meiner Neigung verbringen darf. So schweife ich denn bald auf den umliegenden Hügeln umher, bald lese und schreibe ich auf meinem Zimmer, das die anmutigste Aussicht nach dem Fluß zu und auf die grünenden Höhenzüge am jenseitigen Ufer darbietet. Nur der Mittag und Abend gehören der Geselligkeit.

Rat Schlosser und seine Gattin haben das Kloster in einen wahren Musenhof verwandelt; sie besitzen vortreffliche Gemälde und eine interessante Sammlung von Handzeichnungen, darunter, wie auch unter den Oelbildern sich manche von ihrem Hausfreund, dem trefflichen Eduard Steinle, befinden. Alle Arbeiten dieses Künstlers haben für mich eine große Anziehungskraft; es spricht aus ihnen eine tiefe Innigkeit des Gemüts, eine kindliche Naivetät und eine holdselige Anmut, welche, da sie doch mit Kraft verbunden ist, unwiderstehlich wirkt. Wie entzückend ist seine Komposition „Die Märchenerzählerin", wie führt sie uns in unsere Kindheit zurück, als wir an Winterabenden neben dem lodernden Feuer mit unheimlichem und doch süßem Schauer den Sagen- und Gespenstergeschichten lauschten, die uns eine alte Tante erzählte! Für dies einzige Blatt würde ich ganze Kunstausstellungen hingeben. Die Bibliothek des Stiftes hat Werke aus allen Fächern aufzuweisen und ist keineswegs nach einem einseitigen Prinzip zusammengesetzt. Allerdings weht in Neuburg ein

Hauch römisch-katholischer Kirchenluft, indessen durchaus nicht in einer Weise, die mich unangenehm berührte. Schlosser und seine Frau wissen, daß ich ihre religiösen Ueberzeugungen nicht teile, und so ist in den Gesprächen mit mir die Dogmatik völlig ausgeschlossen. Dagegen unterhalte ich mich mit meinen Wirten viel über Kunst und Literatur, besonders über solche Erscheinungen derselben, die von ihnen vorzugsweise bewundert werden; daß diese zum Teil stark mit dem Geist des Katholizismus getränkt sind, kann mich nicht hindern, sie sehr hoch zu stellen. Es erscheint mir als eine arge Engherzigkeit, Werke der Literatur deshalb herabzusetzen oder zu ignoriren, weil sie aus einem andern Glauben oder einer andern Anschauung, als der unsrigen, hervorgegangen sind. Wenn die Protestanten auf die Schriften eminenter katholischer Autoren geringschätzig hinabblicken zu können glauben, so zeigen sie im Grund eine gleiche Geistesbeschränktheit, wie Omar, der (wenn die Sage wahr ist) die Alexandrinische Bibliothek verbrannte, indem er sagte: sofern die griechischen Manuskripte dasselbe enthielten, wie der Koran, seien sie überflüssig; wenn sie aber nicht mit ihm übereinstimmten, seien sie verderblich. Auch mit dem Kardinal Cisneros verraten solche Eiferer Seelenverwandtschaft; wie dieser alle arabischen Bücher, deren er habhaft werden konnte, den Flammen weihte, so möchten sie die Werke der heiligen Therese, die Gesänge des Franz von Assisi, die Kanzelreden Bossuet's aus der Welt schaffen, ohne zu ahnen oder zu bedenken, daß das orthodoxe Luthertum und der Calvinismus nichts hervorgebracht haben, was sich diesen großartigen Erzeugnissen irgend vergleichen ließe. Wir brauchen den religiösen Glauben, der in den letzteren atmet, nicht zu teilen; aber nur konfessionelle Vornirtheit kann darum ihre hohe Bedeutung verkennen. Ich selbst, der ich außerhalb jeder der herrschenden Konfessionen stehe, habe eben dadurch die Freiheit gewonnen, das Große, was bei den verschiedenen Völkern

und aus den verschiedensten Glaubenskreisen hervorgegangen, unparteiisch zu würdigen. — Mehrere Male waren hier höhere katholische Geistliche zum Besuche, und ich kann nicht anders sagen, als daß ich in den meisten von ihnen sehr gebildete Männer kennen gelernt habe. Auch sie besaßen den Takt, sich jeder zelotischen Aeußerung mir gegenüber zu enthalten und das Gespräch immer so zu lenken, daß ich ihnen folgen konnte. Ich vermag die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß ihr Verhalten sehr vorteilhaft abstach gegen das so mancher glaubenseifrigen protestantischen Geistlichen, mit denen ich in Berührung gekommen bin. Wirklich mein Herz gewonnen hat schon in der kurzen Zeit, daß er sich hier aufhielt, der Kardinal Diepenbrock. Es lag eine apostolische Würde und Milde in dem Wesen dieses Mannes; kein Wort floß aus seinem Munde, das nicht eines echten Jüngers Christi würdig gewesen wäre, und ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß er sehr wohl die Entstellungen kennt, welche die Lehre seines Meisters erfahren, daß er auch höchlich alle die Verfolgungen gegen Andersdenkende mißbilligt, welche das Papsttum in seinem Namen geübt. Wenn er sich den Pflichten nicht entzieht, die ihm sein Amt als hohem Würdenträger der Kirche auferlegt, wenn er die letzte Oelung erteilt und die Messe liest, so vermag ich ihn darum nicht zu tadeln, möge man auch von unseren Kanzeln herab diese Akte als götzendienerisch verschreien. Gewiß sieht er dieselben nicht als das Wesentliche seines Berufes an, sondern nimmt sie vor, weil seine Stellung es so mit sich bringt; dieselbe aber hat für ihn nur deshalb Wert, weil sie ihm Gelegenheit gibt, das wahre Evangelium zu verbreiten und Werke der Menschenliebe auszuüben. Diepenbrock hat sich viel mit der spanischen Literatur beschäftigt und einen Band herausgegeben, der eine Anzahl geistlicher, von ihm mit vollendeter Meisterschaft aus dem Spanischen übersetzter Gedichte enthält. Die letzteren sind mehrenteils von großer Schönheit und nehmen den Geist bald durch ihre mystische

Tiefe gefangen, bald durch die weihevolle Andacht, die in ihnen waltet. Diejenigen, welche im Katholizismus nur die Entartung einer reinen Urreligion, nur die Mißbräuche erblicken, die allerdings zahlreich in ihn eingedrungen, können aus diesen Gedichten erkennen, welche edlen Gedanken und Empfindungen sich in einzelnen Seelen doch innerhalb desselben, sogar während seiner finstersten Perioden, entfaltet haben.

Die mit Umsicht und Geschmack ausgewählte, einen geräumigen Saal des Stifts Neuburg ausfüllende Bibliothek könnte man allen mit Glücksgütern gesegneten Familien, besonders unseren auf ihren Landsitzen hausenden Edelleuten als Muster empfehlen, in welcher Weise sie sich nicht auf die materiellen Interessen beschränken, sondern auch für geistige Bedürfnisse sorgen und nach ihren Kräften die Literatur fördern sollten. Wie oft habe ich nicht allein in den Häusern wohlhabender Stadtbewohner, sondern auch auf den Schlössern des deutschen Adels die traurige Wahrnehmung gemacht, daß dort von Büchern nichts vorhanden war, als der genealogische Kalender der regierenden Häuser, die Rang- und Quartierliste der Armee und etwa ein Kochbuch! Da es schwer ist, in der Einsamkeit des Landlebens, besonders bei schlechtem Wetter, den langen Tag ohne Lektüre hinzubringen, werden Romane und einzelne andere Bücher, die sich gerade einer Begünstigung durch den Modegeschmack erfreuen, aus einer Leihbibliothek herbeigeschafft. Man abonnirt auch vielleicht bei einem Journalcirkel und wird so mit der flachsten Unterhaltungslektüre versorgt. Selbst jedoch irgend ein literarisches Werk zu kaufen, geschweige denn eine auch nur kleine Bibliothek zu sammeln, aus der man Kenntnisse schöpfen und den Geist bilden könnte, fällt Wenigen ein. Ich kenne reiche Leute, die für Luxusgegenstände immer Geld im Ueberfluß haben, jedoch bankerott zu werden fürchten, wenn sie auch nur einen Gulden für ein Buch ausgeben. Wie sehr werden nicht so viele Träger hoher

Adelstitel durch einen einfachen „Bürgerlichen", wie Rat Schlosser, beschämt! Er hat mit Einsicht dafür gesorgt, daß seine Sammlung alle Fächer umfaßt, die allgemeineres Interesse haben; Specialia wie Technologie, Forstwissenschaft und so weiter sind freilich ausgeschlossen; aber die Geschichte ist in umfassender Weise vertreten, ebenso die Philologie, die Philosophie, die Kunstwissenschaft und die Poesie aller Zeiten und Völker. Die Geistesrichtung Schlosser's bringt es mit sich, daß er solche Bücher, die er der Religion für verderblich hält, ausschließt, indessen ist er darin nicht ängstlich und schafft fortwährend neue wertvolle Erscheinungen der Literatur an. Es ist mir gelungen, sein Vorurteil gegen einige von mir besonders geschätzte Autoren zu zerstreuen und ihn zur Aufnahme ihrer Schriften in seine Bibliothek zu bestimmen, wenngleich sie keineswegs eine katholisirende Richtung verfolgen.

Ich habe mich hier mit dem Studium einiger Werke beschäftigt, die bisher ganz außerhalb des Kreises meiner Lektüre lagen und die überhaupt sehr vernachlässigt werden. Vor Allem haben mir die griechischen Kirchenväter imponirt; welch ein goldner Strom der Eloquenz in den Reden des Johannes Chrysostomus, die ich für wahrhaft klassisch halte, welch ein hoher Geist und welcher Adel der Gesinnung spricht sich in den Schriften des Basilius aus, und wie anziehend wirkt die sanfte Melancholie, die sie durchweht! Gleich sehr hat mich Synesius entzückt; seine vom Geist der platonischen Philosophie durchdrungenen Hymnen haben einen hinreißenden Schwung und tragen uns in eine bessere Welt empor. Es ist merkwürdig, daß sich in den Werken dieser Kirchenväter wenig Spuren von der Verderbnis ihrer Zeit finden, wo doch der Streit um leere Worte, Zänkereien über spitzfindig ausgeklügelte dogmatische Lehren schon Abendland und Morgenland erfüllten und die eine Partei zur Verfluchung der andern fortrissen. Noch unseren Predigern, sowohl katholischen wie

protestantischen, könnten die Reden des Chrysostomus und Basilius zum Vorbild dienen, und ich glaube, daß dieselben unter den Heiden weit mehr Proselyten zu machen vermöchten, als die Predigten unserer heutigen Missionäre. Die Bekenntnisse des Augustinus sind auch ein großartiges, oft tiefergreifendes Buch, das von Jedermann gelesen werden sollte. Allein während die Seelen jener griechischen Kirchenväter sich in einen reinen Lichtäther erhoben hatten, war der Geist dieses merkwürdigen Mannes von düsteren Wahnvorstellungen umnachtet, und sein Buch macht deshalb, wie sehr ich es auch bewundern muß, einen peinlichen Eindruck auf mich. — Viel habe ich außerdem in den Lebensbeschreibungen der Heiligen gelesen, welche sich in der großen Sammlung Acta sanctorum finden. Manche dieser Biographien sind voll aufregender Begebenheiten und haben ein romanhaftes Interesse, wie denn auch nicht bloß die Dramatiker der Spanier, sondern auch diejenigen der Engländer, zum Beispiel Massinger in seiner Virgin Martyr, sie ausbeuteten. Andere regen höhere Betrachtungen und Gefühle an, und das Herz müßte zu Eis erstarrt sein, das nicht von Bewunderung und Verehrung für die heiligen Männer und Frauen erfüllt würde, die willig ihr Leben dem Tode hingaben, um das, was sie für das höchste Gut hielten, zu retten. Ihr Glaube und der Gedankenkreis, in welchem sie sich bewegten, ist nicht der unserer Zeit; aber wenn wir die großen Weisen, Dichter und Künstler der Vergangenheit würdigen wollen, beurteilen wir sie nicht nach den Vorstellungen unserer Tage, sondern vergegenwärtigen uns diejenigen, von denen die ihrigen beherrscht wurden, und dasselbe müssen wir auch den Helden der Acta sanctorum gegenüber thun. Wer nun, der sich auf solchen Standpunkt stellt, vermöchte ohne Ehrfurcht zu jenen Glaubenszeugen emporzuschauen, deren Geist sich aus dem rastlos brausenden Getriebe der Welt, von den blutgetränkten Schlachtfeldern der

Erde hinweg in ein himmlisches Asyl geflüchtet, und die mit Mut und einer Willenskraft, welche die größten Heroen beschämt, die erkannte Wahrheit angesichts von Schaffot und Scheiterhaufen bekannten? An diese Heiligen der ersten Kirche reihen sich durch die folgenden Jahrhunderte noch zahlreiche andere an, welche gleiche Bewunderung verdienen, sei es, daß sie ihr Leben aufopferndem Wohlthun geweiht, sei es, daß sie uns in ihren Schriften Zeugnisse ihrer Andacht, Berichte von den Visionen hinterließen, die ihren Geist in ekstatischem Fluge durch alle Himmel emportrugen. Sich gegen so gewaltige Erscheinungen zu verschließen, weil sie sich im Alltagslicht unserer Zeit befremdend ausnehmen, eine ganze Reihe von Menschen, die zu den schönsten Zierden unseres Geschlechtes gehören, als Schwärmer zu bezeichnen und sie aus der Geschichte ausstreichen zu wollen, ist sicher das Aeußerste an Nüchternheit und Beschränktheit. Dennoch reichen sich in diesem Bestreben der orthodoxe und der rationalistische Protestantismus die Hand. Ich selbst gestehe ein, daß ich für eine einzige Seite der Schriften der heiligen Therese, die so voll höchster Poesie und hinreißenden Schwunges sind, alle Predigten unserer Superintendenten und Oberkonsistorialräte hingäbe.

Im Herbst 1847.

In den Frühstunden dieser sonnigen Herbsttage besuche ich oft das Alte Schloß, das sicherlich die schönste Ruine Deutschlands ist. Es erinnert durch seine Lage auf der Höhe über der Stadt, seine grünende Umgebung und die rötliche Färbung der Mauern an die Alhambra, mit der es freilich als Bauwerk und in Bezug auf die Großartigkeit der umhergebreiteten Gebirgslandschaft sich nicht messen kann. Zwei Jahrhunderte, nachdem die alte Maurenburg zu veröden begonnen hatte, wurde es durch die französischen Mordbrenner zerstört und ist nun in weit höherem Maße zertrümmert, als

jene. Wenn ich, neben den Bildsäulen der Pfalzgrafen ruhend, den Blick durch die halbgestürzten Fensterbogen hindurch nach dem Rhein hinübergleiten lasse, wo die ferndämmernden Vogesen französischen Boden verkünden, frage ich oft, ob die zwei Jahrhunderte seit der Verwüstung der Pfalz, der Schändung der Kaisergruft in Speyer und der Verheerung des Heidelberger Schlosses voll werden sollen, ohne daß die Deutschen die alte Schmach gerächt, ob wir nicht vor Ablauf dieser Frist die uns räuberisch entrissenen Provinzen mit dem Schwert zurückfordern werden. Es ist beklagenswert, daß das Verhängnis die Völker so gegen einander in den Krieg treibt; und wer sollte nicht mit Kant den ewigen Frieden wünschen? Aber Schuld heischt Sühne, und selbst in den zivilisirtesten Nationen lebt, wenn von einer andern an ihnen gefrevelt worden ist, der Trieb nach Blutrache ebenso mächtig fort, wie bei den rohen Naturvölkern. Der müßte kein echter Deutscher sein, dem, wenn er von der Mißhandlung des Vaterlandes durch die Gallier hört, nicht der Zorn in tiefster Brust aufkochte, der nicht Gut und Leben zu opfern bereit wäre, damit Deutschland in einem großen Akt Vergeltung für die erlittene Unbill an dem Nachbarvolke übe. Nicht daß wir Frankreich mit Mord und Brand überziehen, daß wir an seinen heutigen Bewohnern Schandthaten vollbringen sollten, wie noch deren Väter unter Napoleon an den unseren vollbracht; aber was die Gerechtigkeit erfordert, was unser gekränktes Nationalgefühl unbedingt heischt, das ist die Wiederabtretung des Elsaß an Deutschland. Dies ist das Mindeste, was wir verlangen und unter Hintansetzung aller anderen Rücksichten erkämpfen müssen; schwer wird es uns dabei werden, zu vergessen, daß auch das blühende Burgund, das reiche Lothringen einst zum deutschen Reich gehörten. Allein wir mögen dabei bedenken, daß in diesen Landen Sitte und Sprache fast ganz französisch sind, und wenn nur der völlig deutsche Elsaß, wenn Straßburg

mit dem herrlichſten Bau germaniſchen Stils, dem Münſter Erwin's von Steinbach, wieder unſer iſt, wird der brennendſte Schmerz der Wunde, die wir von Jugend auf gefühlt, geſtillt ſein. Es war eine für unſer Volk ſchimpfliche und nur mit unſeren troſtloſen inneren Zuſtänden einigermaßen zu erklärende Erſcheinung, daß vor etwa einem Decennium mancher Redeführer unſerer Preſſe die Franzoſen und ihren Unhold von Kaiſer glorifizirten, unter deſſen Geißelhieben Deutſchland noch ärger, als unter denen des vierzehnten Ludwig geblutet, deſſen Heere es mit den Hufen ihrer Roſſe zertreten hatten. Ich habe viel in dem Nachbarlande geweilt und mich von manchen liebenswürdigen Eigenſchaften der Franzoſen überzeugt, auch viele vortreffliche Menſchen dort kennen gelernt; trotzdem konnte ich nie die Kluft vergeſſen, die zwiſchen ihnen und uns gähnt, und es ſcheint mir wichtig, daß kein Deutſcher ſich hierüber täuſche. Friedliebende können ſagen, der Raub des Elſaß ſei eine alte Thatſache, und wir würden gut thun, uns mit demſelben zufrieden zu geben. Allein ſolche von Weichherzigkeit eingegebene Anſchauung kann nur derjenige hegen, der ſein Auge gegen die wirkliche Sachlage verſchließt. Es iſt mir durch meinen Umgang mit Franzoſen aller Stände zur Gewißheit geworden, wie faſt ein jeder von ihnen, ſtatt in der Losreißung des Elſaß ein uns widerfahrenes Unrecht zu erkennen, das ganze jenſeitige Rheinufer für ein rechtmäßiges Beſitztum Frankreichs hält, welches dasſelbe bei der nächſten Gelegenheit an ſich bringen müſſe. Nationale Eitelkeit und Verblendung haben hieran ebenſo vielen Anteil, wie Unkenntnis der Geſchichte, indem ſelbſt die Gebildeten unter ihnen nicht über dieſes Jahrhundert hinaus rückwärts blicken und den Beſtand der Länder, wie er zur Zeit der höchſten Macht Napoleon's war, als den maßgebenden betrachten, dagegen die nach den Siegen der Deutſchen geſchloſſenen Verträge ignoriren. Es waltet hiernach kein Zweifel ob, daß unſere

Nachbarn, sobald die Umstände irgend für sie günstig sind, den Krieg vom Zaune brechen werden, um ihr ersehntes Ziel, die Rheingrenze, zu gewinnen. Uns zu überfallen, werden sie um so weniger Bedenken tragen, als der Wahn ihrer Unüberwindlichkeit ihnen von Kindheit auf eingepflanzt wird; in ihren Lehrbüchern der Geschichte sind Leipzig und Waterloo wie ausgestrichen, sie wissen nur von Austerlitz und Jena. Den Knaben auf ihren Schulen werden die napoleonischen Feldherren, welche Deutschland niedergeworfen, im bengalischen Feuer der Verherrlichung gezeigt, die Bewunderung für sie bleibt in ihrem Gemüte haften; sie denken, auch wenn sie erwachsen, nicht, daß die Zeiten sich geändert, sondern halten ihre Nation noch für allmächtig. Bei Revüen und Paraden leuchten ihre Blicke höher, sie sehen in den Generälen und Soldaten Helden, wie die von 1806, und hoffen, daß sie bald Preußen von neuem zu Boden werfen werden. Also seien wir auf der Hut, raffen wir uns aus unserer Lethargie empor und rüsten uns, bei dem Einbruche von Westen her, der sicher nicht ausbleiben wird, nicht nur Haus und Herd zu schützen, sondern auch den Elsaß wieder zu nehmen. Aber ach! ist das nicht ein Traum? Damit er sich realisire, muß Deutschland an Haupt und Gliedern wiedergeboren werden. Bei seinem heutigen Zustande der Zerrissenheit, bei der erbärmlichen Bundesverfassung kann man nur mit Zagen in die Zukunft blicken. Ein Oberfeldherr unserer Heere, der seine Instruktionen vom Bundestage empfinge, würde von vornherein zu Niederlagen prädestinirt sein.

Mit wehmütigem und doch freudigem Gefühl suche ich alle die Plätze wieder auf, an denen ich während meiner Studienzeit in Heidelberg geweilt. Es ist mir, als hätte ich einen Teil meines Selbst dort zurückgelassen. Bisweilen, wenn ich auf der Terrasse über dem Neckar oder im Schattendickicht am Wolfsbrunnen ruhe, fühle ich auf Momente wieder jene Entzückungen, jenen Rausch der Seele, der mich einst

dort erfüllt; aber nur kurz währt solche Seligkeit! Ich empfinde bald von neuem den Druck der Bleigewichte, mit denen das Leben uns Alle in den Staub herabzuziehen sucht, und die Erinnerung an die Vergangenheit wird mir durch den Vergleich zwischen dem Ehmals und dem Jetzt tief schmerzlich. Glücklich bin ich, wenn ich mich den quälenden Gedanken, die mich beschleichen, so weit zu entreißen vermag, um mich dem Genuß des Dichters, den ich mir zum Begleiter auf diesen Wanderungen erlesen habe, hinzugeben. Es ist Hölderlin, mein Liebling von früher Jugend her. Während die meisten seiner Gedichte von Sehnsucht nach der untergegangenen Welt des alten Hellas eingegeben sind, hat er in einigen derselben doch auch sein heimatliches Schwaben, sowie in einer anmutigen Ode Heidelberg mit seiner Umgebung verherrlicht, und im Spiegel seiner Verse erscheint mir der Neckar mit seinen Uferhügeln noch schöner, als er in Wahrheit ist. Freilich, wenn Hölderlin sich aus den bestrickenden Naturreizen, die ihn hier umringten, doch nach Griechenland sehnt, so sympathisire ich mit ihm nicht, insofern er das Land von heute meint, das ich ja selbst gesehen und das jetzt öde, sonnverbrannt und mit Trümmern überdeckt daliegt. Wohl aber kann ich ein Verlangen nach dem alten Athen nicht unterdrücken. Wer es doch wieder aus dem Grabe emporrufen, wer seine Akropolis neu aus den Trümmern erstehen lassen könnte, die jetzt auf ihrem Felsen verlassener über dem Ilissus aufragen, als die des Heidelberger Schlosses über dem Neckar! Dort durfte sich der Geist frei, den von der schaffenden Natur in ihn gepflanzten Anlagen gemäß, entfalten; der Sänger ward nicht als ein nutzloses Glied der menschlichen Gesellschaft angesehen, mußte sich nicht, wie bei uns, in das verhaßte Joch niederer Pflichten zwängen lassen, die von vornherein seinen höhern Aufschwung lähmen. Der arme Hölderlin hat solchen Druck schwer zu empfinden gehabt, und die Schwingen seines Genius sind darunter gebrochen.

Freilich kann gegen die ganze moderne Welt die Anklage geſchleudert werden, daß es in ihr für den Dichter keine Stätte gibt, daß ſie ihn zwingt, durch Broterwerb ſein Daſein zu friſten und in Arbeiten für den täglichen Bedarf ſein beſſeres Ich zu erſticken. Aber wenn dieſe Anklage mehr oder minder alle Nationen des heutigen Europa trifft, ſo wird dadurch das Gewicht, mit welcher ſie in Hölderlin's Fall auf Deutſchland laſtet, nicht gemindert. Die Anerkennung und freundliche Aufmunterung Schiller's war ziemlich der einzige Lichtpunkt im Leben des Unglücklichen. Nachdem er verſchiedene Hauslehrerſtellen in Frankfurt und Bordeaux bekleidet und vermutlich alle die Bitterkeiten durchgekoſtet hatte, die in den meiſten Familien mit ſolchen verbunden ſind, verſuchte er durch Herausgabe eines Journals in höherem Stil ſein Fortkommen zu finden. Allein das Unternehmen mißglückte, wie es etwas ſpäter auch Heinrich von Kleiſt mißlang. Als ſeine Kraft in fruchtloſem Ringen ſchon erlahmte und ſich die erſten Spuren der Geiſteszerrüttung bei ihm zeigten, ward ihm durch einen Freund ein Aſyl in Homburg; allein ſein Zuſtand blieb unheilbar. In dieſer Zeit verfaßte er noch die Ueberſetzung von zwei Tragödien des Sophokles, die in Frankfurt am Main bei Wilmans erſchien. Sie iſt ſehr ſelten geworden; doch aus Kurioſität habe ich ſie mir verſchafft. Es gibt kein Buch, das mich mit einem ſolchen Schauder erfüllt hätte, wie dies, denn es trägt offenbare Spuren des Wahnſinns. — Mit Hölderlin iſt für mich noch eine perſönliche Erinnerung verbunden. Sein Freund, der ihm eine Bibliothekarſtelle in Homburg verſchaffte, hieß Sinclair und hatte am Hof dieſes Ländchens ein einflußreiches Amt inne. Sinclair war ſelbſt Poet und hat zwei jetzt ganz verſchollene Bände von Gedichten, ſowie eine Trilogie von Trauerſpielen herausgegeben, deren Stoff der Geſchichte der Cevennenkriege entlehnt iſt. Er ſelbſt vertrat den Landgrafen von Homburg auf dem Wiener

Kongreß und starb dort plötzlich auf noch unerklärte Weise. Seine Schwester aber habe ich gekannt; sie war, oder ist noch jetzt, Hofdame der verwitweten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, einer geborenen homburgischen Prinzessin. Wie wenig wirkliche und allgemeine Teilnahme in Deutschland für wahre Dichtung vorhanden ist, geht aus folgendem Falle hervor. Fräulein von Sinclair ist eine gebildete Dame; sie schlägt die Augen gen Himmel, wenn Goethe und Schiller genannt werden. Als ich sie kennen lernte, hielt ich für sicher, daß sie mit mir in Bewunderung für Hölderlin aufgehen, mir vielleicht auch Näheres über den Freund und Schützling ihres Bruders mitteilen könnte. Wie sehr war ich jedoch enttäuscht, als ich erfuhr, daß sie gar nichts von demselben wußte, auch, obgleich sie bei Hölderlin's Aufenthalt in Homburg schon ein erwachsenes Mädchen gewesen war, nie von demselben gehört zu haben behauptete. Nach langem Nachsinnen erinnerte sie sich nur, daß ihr Bruder viel mit einem jungen Manne aus Württemberg, welcher Custos der kleinen landgräflichen Bibliothek gewesen, verkehrt habe. — Unter Hölderlin's Gedichten findet sich eine schöne, noch keine Spur von Irrsinn tragende Ode auf den Geburtstag der Prinzessin Auguste, das heißt der jetzigen Erbgroßherzogin. Auch letztere ist, wie ihre Hofdame, eine Frau von einiger literarischen Bildung; ich glaubte daher, sie werde auf jenes Festgedicht stolz sein, es noch in ihrem Alter auswendig wissen und mir Mitteilungen über den Verfasser, der sie so schön verherrlicht, machen können. Indes fand ich, daß auch ihr der Name Hölderlin fremd war; ich mußte ihr erst die vor vierzig Jahren an sie gerichtete Ode bringen, und sie schien nun, wenn sie auch etwas ungläubig lächelte, eine Freude daran zu haben, als ich sie versicherte, sie werde durch dieselbe unsterblich werden.

11.

Jeruſalem, im Januar 1849.

Es ſind zehn Jahre ſeit meinem erſten Aufenthalt in Jeruſalem vergangen. Wie damals bin ich in dem lateiniſchen Kloſter hier ganz wohl untergebracht. Ich beſuche an jedem Morgen den Oelberg, und der Gedanke, auf der Stätte zu weilen, wo Jeſus gewandelt und gelehrt, macht mir dieſe Stunden zu ſeligen. Es iſt kein Wahn, wenn ich hier noch das Wehen ſeines göttlichen Atems zu ſpüren glaube. Scheint doch ſeine Gegenwart von dieſer ſeiner Lieblingsſtätte den Fluch der Verödung hinweggeſcheucht zu haben, der auf ganz Jeruſalem und ſeiner übrigen Umgebung ruht! Hier ſchmückt ſich der Boden, ſelbſt im Winter, mit lieblichem Grün, und duftende Kräuter ſtrömen ſüße Wohlgerüche in die Luft. Von früh an, als ich geleſen, wie Jeſus den Mühſeligen und Beladenen Troſt geſpendet, als ich die Worte vernommen, die er in der Bergpredigt geſprochen — Worte, wie ſie weder vor ihm noch nach ihm von eines Menſchen Munde gefloſſen, hat er mir als das Urbild aller Reinheit und Heiligkeit gegolten. Wäre ſeine Lehre auf Erden verbreitet worden, es hätten alle anderen Religionen vor ihr wie trübe Nebel vor dem Sonnenglanz verſchwinden, es hätte jenes von Jeſaias verkündigte, wahrhafte Meſſiasreich des Friedens, wo das Lamm neben dem Löwen ruht, auf Erden zur Herrſchaft gelangen müſſen. Aber ſein Wort ward früh entſtellt, ſeine himmliſche Geſtalt von einer Dunſthülle umgeben, aus der ſie nur noch für Wenige in ihrem wahren Glanze hervorleuchtet. Nicht die Legenden, die ſich an ſeine Geſchichte geknüpft haben, meine ich hier; von jeher iſt das Leben außerordentlicher Menſchen den ſpäteren Geſchlechtern in einem wunderbaren Licht erſchienen, und wenn dies auch für Chriſtus unausbleiblich war, ſo kann es keinen Nachteil haben, daß wir ihn in einer ſolchen

Verklärung sehen. Was mich jedoch in tiefster Seele empört, sind die rohen Vorstellungen, die sich schon während des ersten Menschenalters nach seinem Tode über ihn bildeten, die Aussprüche, die man ihm fälschlich in den Mund legte, die Dogmen, die man als von ihm verkündigt aufstellte. Die Theologen sagen: Dies Alles sei im Neuen Testament enthalten, wir dürften uns nicht Einzelnes davon auswählen, Anderes verwerfen; aber ich behaupte, abgesehen von allem Andern: Derjenige, der die echten Reden Jesu in ihrer Göttlichkeit im tiefsten Herzen empfunden hat, kann unmöglich annehmen, daß andere Lehren, die später für christliche ausgegeben wurden — wie zum Beispiel die der Rechtfertigung durch den Glauben — von eben diesem Christus ausgegangen seien. Er muß ängstlich bemüht sein, die alte jüdische Vorstellung von einem rachedürstenden Jehovah, der seinen eigenen Sohn wie ein Opfertier auf die Schlachtbank gesendet, gänzlich von der Religion des neuen Bundes, der Religion der Liebe und Milde, fernzuhalten. Wenn man die morgenländische Sprechweise kennt, die den Ausdruck „Sohn Dieses und Jenes" im preisenden, wie im schmähenden Sinne häufig gebraucht, denselben jedoch keineswegs wörtlich nimmt, so muß man es völlig richtig finden, daß Christus sich im Bewußtsein seiner inneren Heiligkeit den Sohn Gottes nennt. Allein nur niedere Anschauung konnte dies wörtlich als ein Verhältnis zwischen Vater und Sohn auffassen und gar weiter noch den Wahn von einer Opferung, um dem göttlichen Zorne genug zu thun, damit verbinden. Solche abergläubischen Ideen mögen sich frühe in Palästina gebildet haben; denn bei dem verwahrlosten Zustande des dortigen Volkes waren wohl nur sehr Wenige im stande, den hohen Meister zu fassen. Sie zu fixiren und zur Herrschaft zu bringen war erst einem Späteren vorbehalten, den ich den bösen Dämon des Christentums nennen möchte. Was Dieser, der Jesus gar nicht gekannt, vorbrachte, kann in keiner

Weise als Lehre des Meisters gelten; es steht zum Teil in offenem Gegensatz zu den Aussprüchen anderer Apostel und muß als Ausgeburt seines eigenen fanatischen Gehirns betrachtet werden. Hätte Paulus — denn von ihm rede ich hier — fortgefahren, die Christen zu verfolgen, wie er es bei der Steinigung des Stephanus gethan, er würde dem Christentum weit weniger Schaden zugefügt haben; als da er sich, ihm seine Wahnvorstellungen unterschiebend, angeblich zu ihm bekannte. Indem er als Mittelpunkt seiner Lehre den Satz von dem alleinseligmachenden Glauben an den für unsere Sünden gestorbenen Sohn Gottes aufstellte, verdarb er das Evangelium schon im Beginn. Sage man nicht, Paulus habe ja gerade jene bekannten Worte zum Preise der Liebe im Brief an die Korinther geschrieben! Was bedeutet ein solcher einzelner Ausspruch gegen die in allen seinen Schriften unaufhörlich wiederkehrenden Stellen, in welchen die obige Lehre gepredigt wird? — Wenn entgegnet werden sollte, auch in den Evangelien fänden sich Aeußerungen von ähnlichem Inhalt, so erwidere ich: Wer glauben kann, daß Derselbe, der die Bergpredigt und so viele andere himmlische Reden gehalten, dergleichen Aeußerungen gethan habe, in dessen Herz ist jene Rede nie gedrungen, ihm ist der Geist des Meisters nie aufgegangen. Jeder, der Christus liebt, der ihn als den höchsten je dagewesenen Lehrer verehrt, muß aufs ängstlichste beflissen sein, den Verdacht von ihm abzuweisen, er hätte solche wüsten und unheilvollen Vorstellungen unter das Volk gebracht. Denn aus diesen sind die schon früh sich kundgebende Streitsucht um Hirngespinnste, der Sektengeist, die Verfolgungswut der Christen gegen einander und gegen die Anhänger der übrigen Religionen hervorgegangen. Wo in den christlichen Jahrhunderten — es war leider selten und in kurzen Momenten — Menschenliebe und Humanität die Oberhand gewonnen haben, da war es Jesu Geist, der dies bewirkte, da sehen wir sein göttliches Bild durch den Nebel

finſteren Irrwahns, welcher für ſeine Lehre ausgegeben wird, hindurchſtrahlen und die Rechte ſegnend über die geliebte Erde ausbreiten. Wo Hader um ſinnloſe Worte ſtattfand, wo Akte der Unduldſamkeit verübt wurden, da müſſen wir Paulus als den Urheber anklagen. Jeſu Geiſt iſt es, der die Sklaverei abgeſchafft und die blutigen Spiele des Zirkus unterdrückt hat. Der Geiſt des Paulus präſidirte ſchon auf den erſten Konzilien, wo die Sektenführer ſich gegenſeits verfluchten und in die Hölle verdammten, und er ſchürte das Feuer bei den Ketzerverfolgungen, die bereits in der Zeit der römiſchen Kaiſer begannen. Unter der Fahne dieſes angeblichen Apoſtels ſind alle die Grauſamkeiten vollführt worden, die ſich, vermiſcht mit Abgeſchmacktheiten und tollem Aberglauben, in beinahe ununterbrochener Reihenfolge durch die Geſchichte der chriſtlichen Kirche hindurchziehen. Ihm verdanken wir, um von früheren Jahrhunderten abzuſehen, die Albigenſerkriege, die Dragonaden Ludwig's XIV. und die Hexenprozeſſe; ſein Geiſt lebt fort bis auf den heutigen Tag in den Theologen, die mit gleich ſtumpfem Sinn wie eiſigkaltem Herzen Andersdenkende verdammen. Denn auch die Reformation hat dadurch, daß ſie vor Allem die Lehren des Paulus zu ihrer Richtſchnur nahm, die Welt um die herrlichen Früchte betrogen, die ſie ihr hätte bringen können. So kann ich denn derſelben neben der Abſchaffung mancher Mißbräuche in der katholiſchen Kirche nur das eine große Verdienſt zuerkennen, daß ſie die Bibel Allen offen gelegt hat. Es war das freilich zunächſt ein gefährliches Geſchenk; denn ein Teil der Schriften, die unter dieſem Namen begriffen werden und welche in ihrer Mehrzahl erſt Jahrhunderte nach Chriſtus verfaßt und auf dem Konzil von Nicäa höchſt willkürlich zuſammengeſtellt worden ſind, iſt derart, daß darunter der Geiſt Chriſti wie unter einer dichten Schicht begraben liegt. Aber in der Zukunft, wenn er glorreich aus dieſem Grabe erſtehen wird, werden ſich die Segnungen der Reformation kundgeben.

Das sind Betrachtungen, die sich mir in Jerusalem unablässig aufdrängen. Während ich mich ganz der Verehrung des Meisters, von dem hier Alles redet, hingeben möchte, kann ich den Haß gegen Diejenigen nicht unterdrücken, die seine Lehren und sein Werk so arg verunstaltet haben. Ich habe mich mit Hilfe der Bücher, welche mir die Klosterbibliothek bietet, auch in die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte vertieft, und wenn mich die frühen Streitigkeiten der Sekten über unbegreifliche Dinge entrüsteten, hat mich wohl der Mut und die Glaubenstreue der ersten Märtyrer bewegt und gerührt. Allein mein Mitleid wurde immer stark gedämpft durch den Gedanken an die unendlich zahlreicheren Opfer, die später der Glaubenswut der Christen auf ungleich martervollere Weise gefallen sind. Nicht ohne tiefen Schauder in Wahrheit kann man den bluttriefenden, mit den Gebeinen ausgerotteter Geschlechter und der Asche zerstörter Tempel gezeichneten Pfad betrachten, den die christliche Religion von Land zu Land genommen hat, um zur Herrschaft zu gelangen. Indessen Greuel, die in der Wut des Kampfes begangen werden, erscheinen noch viel minder empörend, als solche, die, nachdem der andere Glaube besiegt worden, roher Fanatismus oder auch die kalte Ueberlegung vollbringt, und in letzterer Hinsicht haftet auf der Christenheit ein unaustilgbares Brandmal. Im Kriege haben auch die Juden bei der Eroberung Palästinas, haben auch die Muhammedaner, als sie die Fahne des Propheten auf die Kirchen, Feuertempel und Pagoden der überwundenen Völker pflanzten, fürchterlich gewütet. Doch die Verfolgungen Andersgläubiger nach gewonnener Herrschaft und im Frieden, die man ihnen schuld geben kann, sind verschwindend geringe an Zahl gegen die von den Anbetern des Kreuzes verübten. Ich will hier nicht diese Frevel aufzählen, von denen sich keine christliche Konfession freigehalten hat, und die, seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch alle anderen hindurch

laufend, deren Annalen mit Blut und Thränen unschuldig Gemordeter beflecken. Wenn ich nur auf die unberechenbare Menge der von der römischen und spanischen Inquisition, der in den Judenverfolgungen und in allen Ländern Europas von den Anhängern des herrschenden Bekenntnisses an den angeblichen Ketzern vollführten Missethaten hindeute, so wird man mir zugeben, daß schon ein Bruchteil von diesen die Zahl der unter den römischen Kaisern gefallenen Märtyrer weit überwiegt. Und wie grausam auch die an den letzteren vollstreckten Todesstrafen waren, so steht doch das bei den Opfern der Christenwut allgemein angewandte Lebendigverbrennen an Barbarei sicher nicht hinter den von Nero ersonnenen Hinrichtungsmartern zurück, während unsere Ketzer- und Hexenrichter den wahnsinnigen Imperator, der seine Opfer doch nur einmal sterben ließ, in sinnreicher Verschärfung der Todesqual noch weit übertrafen, indem sie die auf den Holzstoß zu Führenden schon vorher durch entsetzliche Folterungen und Verstümmelungen zehnfach sterben ließen. In der That, wenn man Alles ins Auge faßt und dabei bedenkt, daß alle diese haarsträubenden Frevelthaten von angeblichen Bekennern Christi verübt wurden, so ist man versucht, von einer solchen Gemeinschaft auszuscheiden und den Namen eines Christen abzulegen. Zum mindesten sollte jetzt, wo wir uns mehr und mehr aus der Finsternis vergangener Zeiten losringen, sich eine Gemeinde und, wenn man will, Kirche von echten Bekennern jenes Jesus bilden, der die Bergpredigt gesprochen hat, und diese Gemeinde sollte ausdrücklich das falsche Christentum des Paulus perhorreszíren.

Nach dem, was ich hier sehe und berichten höre, ist Jerusalem der Ort, wo man besonders lehrreiche Studien über die Segnungen des Glaubens machen kann. Es gibt hier katholische, griechische, armenische und andere Christen, Muhammedaner und Israeliten in bunter Menge. Alle sind

hochgläubig, und ihre Blicke, wenn sie einander begegnen, zeigen aufs deutlichste, wie sie sich gegenseits um ihres Glaubens willen hassen und verachten. Dabei sind Raufereien, Mord und Raub nichts Seltenes, und wie im ganzen Morgenlande hört man die einzelnen ehrlichen Christen und die Konsuln der europäischen Mächte, sagen, daß, wenn irgend ein Verbrechen. begangen ist, die Wahrscheinlichkeit dafür spreche, einer ihrer Glaubensgenossen sei der Thäter. So oft ich bei meinen Wanderungen durch die heilige Stadt Zeuge von dem Abscheu bin, mit dem die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse einander betrachten — wenn ich höre, wie die Söhne des Propheten gern die Kirchen, die Christen gern die Moscheen zerstören, wie die Armenier die Gotteshäuser der Katholiken in Brand stecken möchten, und umgekehrt, so werde ich mehr und mehr zu der Ueberzeugung gebracht, daß, eine so hohe Tugend die Liebe ist, man es eher als ein Laster ansehen muß, „gläubig" zu sein. Will man einwenden, der Glaube thue der Menge not, so muß ich entgegnen: wenn unter Glauben derjenige des Islam, des Judentums und des schmählich verunstalteten Christentums verstanden wird, so kann auch der ungebildete Haufe nur dabei gewinnen, daß er ihn so bald wie möglich los wird; denn solcher Glaube entzweit die Menschen, statt sie miteinander zu verbrüdern, ist die Quelle von Hochmut und hält, wie die Erfahrung zeigt, von keinem Verbrechen ab, ruft vielmehr solche hervor. Was aber speziell den von Paulus ausgebrüteten sogenannten Christenglauben, wie er mehr oder weniger alle christlichen Konfessionen beherrscht, anlangt, so erhebt er sich nicht viel über jene.

Es drängt mich, an dieser Stelle ein Bekenntnis niederzulegen. Schon in meinen Knabenjahren begannen sich religiöse Zweifel in mir zu regen. Wie ich von den zahllosen Glaubenslehren der verschiedenen Völker hörte, sagte ich mir, jedes dieser Völker halte an den ihm überlieferten Traditionen

fest und glaube von seiner Religion, ebenso wie wir von der unsrigen, sie sei die einzig richtige. Ich erkannte es daher als eine unabweisliche Forderung, die Vernunft zur obersten Urteilssprecherin darüber, welche von allen diesen Lehren die wahre sei, zu setzen. Was nun besonders die Sätze anbetrifft, die von unseren Orthodoxen als spezifisch christlich angesehen werden, so erschienen sie mir bald als widersinnig und ruchlos zugleich. Nur ein unbarmherziger Gott, dachte ich, kann über Wesen, die er selbst mit allen ihren Unvollkommenheiten hervorgebracht, die Verdammnis verhängen und die Grausamkeit noch dadurch steigern, daß er seinen eigenen Sohn als Sühnopfer für die Schuld Jener hinschlachten läßt. Aber selbst wenn man dieses wollte gelten lassen, so würde doch nun anzunehmen sein, durch das vollbrachte Opfer sei die Schuld gebüßt. Die Paulinische und kirchliche Lehre indessen begnügt sich hiermit nicht; sie krönt den Unsinn, indem sie sagt, erst dadurch, daß er an den Versöhnungstod Christi glaube, werde der Mensch gerechtfertigt und von der ewigen Verdammnis gerettet. Es gehört, erwog ich weiter, die äußerste Unbekanntschaft mit der Natur des Menschen dazu, um überhaupt den Glauben als ein Verdienst anzusehen. Derselbe hängt nicht von dem Willen ab; wenn er nicht durch einleuchtende Gründe gewonnen wird, so ist er ein blindes Fürwahrhalten und eines denkenden Wesens unwürdig. — An diesem Standpunkt, den ich einnahm, vermochte die Suada meines Religionspredigers nichts zu ändern. — Zu den früheren Erwägungen gesellte ich bald noch die, daß nur bei einem sehr engen Gesichtskreis in Zeit und Raum die kirchlichen Lehren überhaupt irgend für stichhaltig gelten können. Was Manche mit den geistlichen Dogmen, an denen sie sonst wohl Anstoß nehmen würden, einigermaßen aussöhnt, sind die wirklich herrlichen Aussprüche Christi, die in ihrer gegenwärtigen Fassung so mit ihnen verschmolzen sind, daß beide ein Ganzes zu bilden scheinen. Seit nun aber die uralten

heiligen Bücher anderer Völker, besonders der Inder und Perser, erschlossen worden, zeigt es sich, daß auch in diesen Herrliches sich findet — freilich nichts, was den erhabensten Lehren Christi gleichstände, jedoch weise Gedanken, Vorschriften der Menschenliebe und Milde gegen alles Lebende, und daß auch in ihnen ein Blick in die Unsterblichkeit geöffnet wird. Was die Vedas und Puranas in dieser Hinsicht bieten, ist ebenso, wie das bei dem Neuen Testamente statthat, mit Legenden und Glaubenssatzungen verbunden. Wenn dies allgemeiner erkannt wird, so muß auch eingesehen werden, daß die christliche Religion nur durch die himmlische Gestalt und einzelne göttliche Lehren ihres Stifters einen Vorzug vor den anderen Religionen beanspruchen kann, in Bezug auf die Dogmen dagegen mit ihnen auf ganz gleicher Stufe steht, ja hinter der Zoroastrischen, sehr wenig durch Aberglauben entstellten, zurückbleibt. Zu dem christlichen Glauben, der nach der eigenen Aussage seiner Anhänger sich nicht beweisen läßt, sondern von vornherein angenommen werden muß, können wir daher Inder und Perser, wie auch die anderen Völker nicht bekehren. Sie haben in diesem Punkt mit uns das gleiche Recht. Indessen ist wohl Hoffnung für uns, wenn wir unsere Dogmen aufgeben, auch sie von ihren Meinungen abzubringen und zur Verehrung Christi, als des leuchtenden Vorbildes aller Tugend und Reinheit, herüberzuziehen, um mit uns den Worten zu lauschen, die von seinem Munde flossen, als er am See von Galiläa das Volk um sich versammelte. Auch wir werden dann anerkennen, was die anderen Religionsbücher Treffliches enthalten und die Weisheit des Sokrates und Plato, ebenso wie Vieles aus den heiligen Schriften der Inder und Iranier, hoch ehren. In dieser Art wird sich hoffentlich die Kirche der Zukunft gestalten. Die Seher und Begeisterten aller Länder werden ihre Priester sein und in ihr wird es keine Sekten geben, wie denn überhaupt nie eine Verschiedenheit der Religionen hätte

aufkommen können, wenn statt des Glaubens die Liebe deren Losung gewesen wäre. — Nachdem sich schon sehr früh derartige Ueberzeugungen mir aufgedrängt hatten und ich stets an denselben festgehalten, wurde ich bei der andauernden Beschäftigung mit den Werken der großen katholischen Dichter, namentlich der Spanier, von der Macht der Poesie in ihnen berauscht, wie ich denn auch noch heute lebhaft von den Schönheiten der aus dem religiösen Geiste des Calderon und Lope de Vega hervorgegangenen Werke ergriffen werde. Allein meine früheren Ueberzeugungen sind dadurch nicht geändert worden. Noch heute hege ich die Meinung, daß, um Dichtungen und Kunstschöpfungen zu genießen und zu beurteilen, man sich in den Geist der Zeiten hineinversetzen müsse, die sie hervorgebracht haben. Ich bin gegenwärtig, wo ich mich viel mit den indischen Puranas beschäftige, fast ebenso sehr von einigen Legenden in denselben entzückt, wie ich es ehemals von der „Andacht zum Kreuz" war, und ich würde, wenn ich über dieselben schriebe, dies sicher auch mit Begeisterung thun.

Mehrfach habe ich das uns allen von Jugend auf so vertraute, lieblich gelegene Dorf Bethanien, sowie den Platz am Fuß des Oelbergs besucht, der für den ehemaligen Garten Gethsemane gehalten wird. Es stehen hier uralte Oelbäume von erstaunlichem Umfang und vielfach zerklüftetem Stamm, von denen man wirklich glauben kann, sie seien noch dieselben, unter denen Christus in der bangen Stunde vor seiner Verhaftung gekniet. Welch einen andern Eindruck als alle die starren Felsen umher machen doch die Bäume an dieser Stelle, wenn man denkt, daß ihre Zweige vielleicht beim Gebet des Knieenden gebebt haben!

Nach Dunkelwerden ist es bei der schlechten Beschaffenheit der Straßen, der Menge wild umherlaufender Hunde und der öffentlichen Sicherheit bedenklich, das Haus zu verlassen. Dann weile ich bei dem jetzt herrschenden Mondschein oft noch lange

auf dem Dach des Kloſters und blicke nach unten, wo viel mehr das Gerippe einer Stadt, als dieſe ſelbſt vor mir zu liegen ſcheint. Die Erinnerung an alle die Schreckniſſe ſteigt in mir auf, die über dieſen Boden hinweggegangen ſind und deren eines das andere nur auf wenigen Punkten der Erde ſo unaufhörlich gedrängt hat. Wenn dieſe Steine reden könnten, ein jeder von ihnen vermöchte Dinge zu erzählen, bei denen auch dem Stärkſten das Blut in den Adern zu Eis erſtarren würde. Schon während der Kriege zwiſchen Juda und Israel, dann während der Feldzüge der Aſſyrer, als die Mehrzahl der Einwohner nach Babylon geſchleppt wurde, war Hieroſolyma Schauplatz entſetzlicher Verwüſtungen geweſen. Aber das Furchtbarſte, was vielleicht je eine Stadt betroffen, ereilte ſie, als Nero den Veſpaſian heranſchickte, um ſie zu erobern. Nachdem Paläſtina römiſche Provinz geworden war, empörten ſich die Juden, und eine ungeheure Menge derſelben ſtrömte in die Hauptſtadt, um hier den Römern Trotz zu bieten. Allein dieſe Flüchtlinge beſtanden großenteils aus zuchtloſem Geſindel; die dichtgedrängte Bevölkerung, die kaum Platz innerhalb der Mauern hatte, wurde bald von wilden Parteiungen zerriſſen. Eine fanatiſche Rotte, die man mit dem Namen der Zeloten bezeichnete, wütete gegen alle durch Verdienſt oder Reichtum Hervorragende, indem ſie den Verdacht auf ſie warf, ſie wollten mit dem Feinde unterhandeln. Die beſſeren der Bürger rafften ſich zum Kampfe gegen dieſe Hirnverbrannten auf, ein Morden begann und der Tempel Salomo's ſelbſt wurde zum Schauplatz des Würgens. Da die Mauern noch nicht völlig umzingelt waren, gelang es den Raſenden, die Idumäer durch das Thor einzulaſſen, und nun fand während einer ſtürmiſchen Gewitternacht ein Gemetzel ſtatt, infolge deſſen am nächſten Morgen achttauſend Leichen den Boden deckten. Unterdeſſen ſtreiften wilde Banden ſengend und plündernd auf dem Lande umher und verwandelten dieſes in eine Wüſtenei.

Simon, der Führer der Horden, zog vor die Stadt, in welche die Zeloten seine Frau gefangen fortgeschleppt hatten, und wußte in dieselbe einzudringen. Nun begannen Schreckensscenen, welche die früheren noch übertrafen. Hügel von Hingeschlachteten türmten sich auf dem Platze vor dem Tempel und im Heiligtum auf, eine furchtbare Feuersbrunst legte ganze Häusermassen in Asche und zerstörte die Getreidemagazine. Auf solche Weise ward eine allgemeine Hungersnot hervorgerufen. Nachdem inzwischen Vespasian Kaiser geworden, war Titus mit großen Heeresscharen herangerückt. In dieser letzten und äußersten Gefahr schlossen die Parteien Frieden miteinander, und mit verzweifelter Wut führten einige heldenmütige Männer die Krieger in kühnen Ausfällen wider die Römer, ihre Schanzen niederwälzend. Nur mit Anstrengung drangen die Legionen vor und erstiegen unter schweren Verlusten die ersten Mauern; aber die letzte derselben zu nehmen, mühten sie sich umsonst. Titus, die Wonne des Menschengeschlechts, zeigte bei dieser Gelegenheit die barbarische Kriegsweise der Römer in ihrer ganzen Grausamkeit; er ließ die Juden, die bei ihren verwegenen Ausfällen gefangen wurden, an Kreuze schlagen und die Höhen von Jerusalem widerhallten von dem Jammergeschrei der an den Marterpfählen Sterbenden. Da der Feldherr nicht im Sturm in die Stadt einzudringen vermochte, beschloß er, eine Mauer um sie aufzuführen, um die Uebergabe zu erzwingen. So begann die Hungersnot in noch nicht dagewesenem Maße in Jerusalem zu wüten. Wilde Banden stürmten in die Häuser, durchsuchten sie bis in die entlegensten Winkel nach Lebensmitteln und folterten die Bewohner, damit sie bekennen sollten, wo Vorräte verborgen seien. Nur ganz insgeheim wagte man, eine etwa vorhandene Speise zu verzehren, sonst wäre sie dem schon fast Verhungerten vom Munde fortgerissen worden. Söhne fielen die Eltern, Männer die Frauen an und preßten ihnen die Kehle zusammen, um an dem schon

halb von ihnen verschlungenem Brod ihre Gierde zu stillen. Von Tag zu Tag mehrte sich das Entsetzen: kannibalische Mahlzeiten, in denen Einer das Fleisch des geschlachteten Andern aß, waren nichts Seltenes. Viele Häuser, ja ganze Straßen waren ausgestorben, Leichenhügel überdeckten die Plätze und Gassen. An ein Entrinnen war nicht zu denken; wen man beim Versuch dazu ertappte, ward niedergehauen. War es einem gelungen, zu entfliehen, so büßten seine Angehörigen dafür und wurden auf der Mauer ans Kreuz geschlagen. Zuletzt beschloß Titus, durch Sturm dem Greuel ein Ende zu machen. Nachdem die Römer die letzte Schutzwehr genommen, dauerte der Mord, die Plünderung und das Niederbrennen in der Stadt dreißig Tage lang. Um jeden Fuß breit Bodens wurde oft stundenlang gekämpft. Ueber Haufen rauchenden Schuttes und Erschlagener trugen die Legionen ihre Adler vorwärts. Der Tempel Salomo's und die ganze Stadt gingen in Flammen auf. Elfmalhunderttausend Juden kamen in Jerusalem um, einmalhunderttausend wurden gefangen. Titus befahl, die Stadt dem Boden gleich zu machen; hiermit indes war seine Wut noch nicht gestillt. Während er die Weiber als Sklavinnen fortschleppen ließ, führte er die gefangenen Jünglinge und Männer, viele Tausende an der Zahl, mit sich hinweg, um durch sie seine Siegesfeier zu verherrlichen. Bei gräßlichen Zirkusspielen, die er in den syrischen Städten veranstaltete, mußten sie sich im Gladiatorenkampf gegenseits zerfleischen, oder sie wurden unter dem Jubel der Bevölkerung, die wie alle Nachbarstämme die Juden bis in den Tod haßten, von wilden Tieren zerrissen. Ein Abbild des Triumpheinzuges, den Titus alsdann in Rom hielt und bei dem ihm die Leuchter und Schaubrode des salomonischen Tempels vorgetragen wurden, kann man noch auf dem Arco di Tito in Rom sehen. So war die alte heilige Stadt des David und Salomo vom Erdboden verschwunden und ganz

Palästina zu einer Oede umgewandelt, in der ein niedergeworfenes und geknechtetes Volk ein jammervolles Dasein führte. Noch einmal raffte es sich zu einem verzweifelten Aufstand empor, als Kaiser Hadrian auf der Stelle, wo ehemals Jerusalem gestanden, eine neue Stadt, Aelia Capitolina, die nur von Heiden bewohnt werden sollte, erbaute. Die Erhebung der Juden wurde bewältigt; sechsmalhunderttausend verloren dabei das Leben; der Rest ward großenteils in die Sklaverei geführt. Hiermit hörten die Hebräer auf, als Nation zu existiren; selbst der Name Jerusalem geriet in Vergessenheit, und erst als die christliche Kirche zur herrschenden geworden war, wandten sich wieder die Blicke der Welt nach der Stätte, wo der Stifter des neuen Glaubens gelehrt und seine Lehre durch den Tod besiegelt hatte. Kaiser Constantin und seine Mutter Helena pflanzten das Kreuz auf die Tempel der Aelia Capitolina und erbauten die Kirche zum heiligen Grabe. Im Lauf der Jahrhunderte dann, als sollten alle Götter dort nacheinander zur Herrschaft gelangen, fiel Jerusalem bald diesem, bald jenem Eroberer als Beute zu, und seine Tempel mußten sich dem Kultus des jedesmaligen Gebieters erschließen. Nachdem in dieser Weise lange Jehovah, dann der Baal und die Astarte der Babylonier, hierauf der Jupiter der Römer, sodann der Christengott dort angebetet worden, riß der Perserkönig Chosrues wieder das Kreuz von seinen Kirchen und zündete auf deren Altären die rotglänzenden Feuer des Zoroaster an. Nur auf kurz ward durch die Byzantiner das heilige Zeichen des Christenglaubens wieder in seine Mauern zurückgeführt; denn inzwischen waren wie ein versengender Samum die Heere des Propheten aus den Wüsten Arabiens hervorgebrochen und warfen Reiche und Völker vor sich nieder. In zwei Riesenschlachten schmetterte der gewaltige Omar die Perser und die Griechen zugleich zu Boden, eroberte Jerusalem und ließ die Halbmondfahne von seinen zu Moscheen umgeschaffenen Kirchen

wehen. Durch vier Jahrhunderte unter dem Scepter des Chalifats und der verschiedenen Dynastien, die einander stürzten, ertönte nun der Ruf der Muezzin von den Minareten Jerusalems. An Kämpfen und Blutvergießen fehlte es auch in dieser Zeit nicht. Als die Seldschucken die Araber vertrieben und die christlichen Pilger, die seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu den geweihten Stätten wallfahrteten, hart bedrängten, raffte sich der Occident in religiöser Begeisterung empor, um das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Und nun wälzten sich in ungeheuren Scharen die Kreuzfahrer gegen Osten. Die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon steht, obgleich durch die Poesie mit einem verklärenden Schein umkleidet, an Greueln, die sie mit sich brachte, nicht viel hinter der früheren durch Titus zurück. Wieder überfluteten Ströme Bluts den Boden, türmten sich die Leichen der Sarazenen zu Bergen empor, wurden Weiber und Kinder von den Siegern erwürgt. Nachdem Totschlag und Verwüstung tagelang durch die Straßen hingerast, kniete der fromme Gottfried mit den Seinen am Grabe Christi nieder, stellte das Kreuz auf dem Altare auf und erhob die vom Morden müden Arme flehend zum Heiland, fest überzeugt, ein ihm wohlgefälliges Werk vollbracht zu haben. Von nun an ward Jerusalem zweihundert Jahre lang der Schauplatz eines der großartigsten Kämpfe, welche die Geschichte gesehen. Asien und Europa stritten hier, ob das Kreuz oder der Halbmond die Welt beherrschen solle, und immer neue zahllose Heere aus Occident wie Orient strömten in schwärmerischem Eifer herbei, bald die heilige Stadt zu verteidigen, bald sie in ihren Besitz zu bringen. Kein Flecken Erde ist in Palästina, Syrien und den Wüsten bis an den Euphrat hin, der nicht mit dem Blut unserer Vorfahren getränkt worden wäre. Mit der Wiedereroberung Jerusalems durch die Muhammedaner, die es seitdem durch mehr als sechs Jahrhunderte behauptet haben, ist

dasſelbe dann mehr und mehr in die Reihe der Städte zurückgeſunken, die einſt eine große Rolle in der Geſchichte geſpielt haben, doch jetzt nur noch wie die Schatten von Abgeſchiedenen auf Erden zu ſpuken ſcheinen. Wenn ich Abends auf dem Dach meines Kloſters ſtand und, auf Zion und Moria hinblickend, die Erinnerungen alles des Furchtbaren, was über dieſen Boden dahingeſchritten, heraufbeſchwor, ſo glaubte ich unter der Wucht derſelben faſt erliegen zu müſſen. Der Mond, von grauen Winterwolken, die in zerriſſenen Maſſen durch den Himmel zogen, halb verhüllt, goß geiſterhaften Schein auf die zackigen Felſen, an denen die Gebäude der Stadt wie Totengebeine eines aufgeriſſenen Kirchhofes hingeſtreut waren, und auf das Thal Joſaphat zu meinen Füßen nieder, und wie mein Auge an dieſem grauſen Bilde der Verwüſtung hing, war mir, als ſähe ich die vier Reiter der Apokalypſe, welche auf ihrem Pfade Tod und Verwüſtung zurückgelaſſen, durch die Schlucht hinſprengen.

12.

Kairo, im Februar 1849.

Kairo iſt unſtreitig die ſchönſte Stadt des ganzen Morgenlandes. Aus eigener Anſicht vermöchte ich dies freilich nicht zu ſagen; aber Engländer, die lange in Indien waren, haben mich verſichert, Delhi und Benares ſtänden hinter ihr zurück, und von den größeren Städten des Orients, die ich kenne, muß ich dasſelbe ausſprechen. Es macht ſich an dem Platze Esbekieh zwar das Eindringen der Europäer ſchon bemerklich; allein die Stadt iſt ſo ungeheuer groß und hat im ganzen den orientaliſchen Charakter ſo vollſtändig bewahrt, daß jenes faſt dagegen verſchwindet. Die zahlreichen prachtvollen Moſcheen aus der Fatimidenzeit zeigen uns die arabiſche

Architektur in ihrem vollen Glanz und bieten nebst dem Gewirr der Gassen und Gäßchen, die von früh bis spät vom Gewimmel des Volkes in den buntesten Trachten durchwogt sind, einen Anblick, dessen ich nie satt werde. Vielleicht ist die Vorliebe, die ich von Jugend auf für „Tausend und Eine Nacht" gehegt, Ursache des unendlichen Gefallens, das ich an dieser alten Chalifenresidenz finde. Da das Bagdad des Harun al Raschid in Trümmern liegt, so gibt es sicher keinen Ort, der uns ein derartig vollständiges Bild jener Märchenstadt vor die Augen führte. Wenn ich durch die Straßen hinschweife, stoße ich jeden Augenblick auf Scenen, die mir aus der Kindheit bekannt sind. Ich glaube bald Nureddin mit seiner schönen Perserin zu begegnen, bald in der Abenddämmerung dem Harun selbst, wie er mit seinem Vezier verkleidet auf Abenteuer ausgeht. Als jüngst beim Geburtsfest des Propheten ein beträchtlicher Teil der Straßen und Plätze mit bunten Lampen erleuchtet war und ich mich, dem Strom des Volkes folgend, in dieses Labyrinth von Gassen gestürzt hatte, war mir, als sei ich in ein Zauberreich geraten und könne den Weg in die Welt der Wirklichkeit zurück nicht wieder finden. Im Licht der vielfarbigen Lampen hatte Alles, was sich schon bei Tage so wunderbar ausnimmt, einen phantastischen Anschein; bald daß eine Moschee hinter vergoldeten Gittern ihre weißen, halbmondgekrönten Minarete in den blauen Nachthimmel erhob, bald daß neben mir ein Brunnen aus arabeskengeschmückter Nische seine Silberwellen in ein Marmorbecken ergoß, bald daß ich vor einem mächtigen Gebäude mit zackigen Zinnen und hufeisenbogigen Fenstern stand, hinter denen ich eine durch irgend einen Magier verzauberte Prinzessin verborgen glaubte. Seitwärts erschlossen sich Blicke in kleine Gärten von Palmen und Sykomoren, aus deren Wipfeln gleichfalls bunte Lampen herniederleuchteten. Inmitten der rastlos durch die vielverschlungenen Gassen hin und her flutenden Menge begegneten

mir bald Gruppen tiefverschleierter Weiber, die in dieser heiligen Nacht das Privilegium genossen, die Harems zu verlassen und sich, auf Eseln reitend, der allgemeinen Lust hinzugeben, bald wieder ließen Scheichs der Wüste, auf ihren Kameelen daherziehend, Alles auseinanderstäuben.

Die Trachten aller Art, die man in der ägyptischen Hauptstadt auf Tritt und Schritt wahrnimmt, machen den Eindruck, als befände man sich beständig auf einem Maskenfest. Diese Verschiedenheit ist so groß und der Blick der Eingeborenen, sowie der Europäer hat sich so daran gewöhnt, daß man sich in jedem beliebigen Kostüm, zum Beispiel im altgriechischen, zeigen könnte, ohne Verwunderung zu erregen. Im allgemeinen herrschen hier, wie in Syrien und Palästina, noch die Trachten, welche schon vor unvordenklicher Zeit üblich gewesen sind; doch zwischen dem beturbanten, mit langem Kaftan angethanen vornehmen Araber und dem halbnackten Beduinen findet noch eine große Mannigfaltigkeit der Kleidung statt, und unter die Söhne des Landes mischen sich zahlreiche Fremde aus den verschiedensten Gegenden Afrikas und Asiens. Noch sind in das Volk die Sitten der Europäer gar nicht eingedrungen, und ich glaube, daß fast alle Muhammedaner den Tag herbeisehnen, wo die christlichen „Hundssöhne" zum Lande hinausgetrieben werden.

Unvergleichlichen Reiz hat der Blick von der hochgelegenen Citadelle des Saladin; hier breitet sich zu unseren Füßen die unermeßliche Stadt mit dem fast unentwirrbaren Knäuel ihrer hohen Häuser, Bazarhallen, Karawanserais und den hunderten über sie emporsteigender Minarete aus. Jenseits derselben gewahrt man das von der letzten Ueberschwemmung befruchtete grünende Nilthal und den in breitem Bett sich hinwälzenden Strom, darüber hinaus aber den Saum der gelben Wüste, aus welchem die riesenhaften Pyramiden, noch immer die größten Bauwerke der Welt, herüberschauen. Diese aus der früheſten Urzeit in die Gegenwart hereinragenden Denkmale

bieten in ihrer todesſtillen Einſamkeit einen eindrucksvollen Kontraſt zu dem Lärm, der aus den menſchenerfüllten Straßen der Stadt emporhallt. Wenn mir des letzteren zu viel wird, flüchte ich mich über die Brücke, bis wo die Pyramiden in ihrer ganzen Majeſtät ſichtbar werden. Jüngſt, als ich dort am Wüſtenrand lange auf einem Steinblock geſeſſen und der letzte Abendſchein auf dem Gipfel des bergähnlichen Grabdenkmals des Cheop's erloſchen war, glaubte ich die Mitwelt um mich verſunken, Jahrhunderte und Jahrtauſende der Geſchichte ſchwanden zurück, oder vielmehr, das Illuſoriſche der Zeit kam mir zum Bewußtſein; ich dachte, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft doch nur Schatten ſind, die unſer Geiſt wirft. Da unterbrach der Schall von Glöckchen die tiefe Stille; eine Karawane, vielleicht aus dem Innern Afrikas, zog heran. Ein Greis mit wallendem Bart und einem Gewande, wie es die Oaſenbewohner der Wüſte ſchon ſeit dem grauenden Morgen der Welt getragen haben mögen, leitete den Zug der ſchwerbeladenen Dromedare, und wenn er mir geſagt hätte, er bringe Weihrauch und Elefantenzähne an den Hof des Königs Cephren in Memphis, ich würde nicht erſtaunt geweſen ſein.

Ein Vorzug, den Kairo vor Aleppo, Damaskus und anderen Städten beſitzt, liegt in der vollkommenen Sicherheit, deren ſich jetzt hier die Europäer erfreuen. Selbſt zu den Moſcheen iſt ihnen der Zutritt unbedingt, außer zu der Zeit des großen Gottesdienſtes, verſtattet, und ich bin beim Beſuche derſelben, ja bei langem Weilen in ihnen, wenn mir auch feindſelige Blicke begegneten, nie thatſächlich geſtört worden. In die Moſchee des Sultans Haſſan, die mir die ſchönſte ſcheint, gehe ich faſt täglich. Wenn wir in den Vorhof einer ſolchen Moſchee treten, verhallt hinter uns das Gelärme des Lebens; es iſt, als ob derſelbe mit ſeinem rauſchenden Brunnen und ſeinen ſchattigen Bäumen den Gläubigen einen Vorgeſchmack

des Paradieſes geben ſollte, wo der Prophet es ihnen als höchſten Genuß verheißen hat, an rieſelnden Quellen unter laubgrünen Wipfeln zu ruhen. Im Innern des Heiligtums herrſcht andachtvolles Schweigen; nur die Schriftzüge, die ſich in vielgewundenen Linien längs der Wände hinziehen, unterbrechen mit ihrer ſtummen Sprache, die Suren des Koran ſtammelnd, die heilige Stille. Am Boden knieen die Gläubigen, ihr Haupt gegen den Mihrab oder das Allerheiligſte gekehrt, das die Richtung nach Mekka bezeichnet. Die tiefe Religioſität der Moslimen, mit der ſie die Vorſchriften ihres Glaubens aufs ſtrengſte erfüllen, hat mich überall auf meinen Reiſen frappirt. Selbſt auf Dampfſchiffen ſah ich ſie, unbekümmert um die ſie umgebenden Europäer, immer zu den beſtimmten Stunden ihren Betteppich vor ſich ausbreiten, darauf niederknieen und den Boden mit der Stirn berühren: das Alles mit einer Weihe und Andacht, als ob Allah, der doch im höchſten der ſieben Himmel thront, in ihrer unmittelbaren Nähe wäre. Aus dieſer und aus anderen Beobachtungen habe ich die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß der Islam keineswegs, wie Manche bei uns meinen, im Erlöſchen iſt, ſondern noch feſt in den Herzen wurzelt. Die Blüte ſeiner Reiche iſt erloſchen, und die Nachkommen der moslimiſchen Völker, die einſt auf einer hohen Stufe der Kultur ſtanden, irren wieder, wie ihre Vorfahren zur Zeit Muhammed's, wild in den Wüſten umher. Aber derſelbe Glaube, der ſie einſt in zahlloſen Scharen und wildem Kriegsgetümmel durch die Länder gejagt, um das Geſetz des Propheten zu verkünden, hat noch nichts von ſeiner Macht über die Gemüter verloren, und leicht kann ein Funke, der in dieſe gährende Maſſe fällt, den ganzen Orient wieder in Flammen ſetzen, wie einſt, als die Murabiten und Muwahiden, aus dem Innern von Afrika hervorgebrochen, von der Nordküſte dieſes Weltteils nach Europa hinüberfluteten und halb Spanien mit Trümmern ſeiner Reiche

und Städte überdeckten. Es ist niederschlagend für Diejenigen, die in dem Christentum, trotz aller Entstellungen, die es erfahren, eine höhere Religion erkennen, sich gestehen zu müssen, daß der Muhammedanismus in Bezug auf seine Ausbreitung, ungleich größere Erfolge aufzuweisen hat, als dasselbe. Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war die Nordküste Afrikas in ihrer ungeheuren Ausdehnung christlich; die Kirchen von Alexandria, Cyrene und Karthago gehörten zu den ersten Bischofssitzen; aber schon wenige Jahrzehnte nach dem Auftreten des Propheten wehten die Banner des Islam längs jenes ganzen Ufers bis an den atlantischen Ozean und wurden bald auch auf der pyrenäischen Halbinsel und auf den großen Eilanden des mittelländischen Meeres aufgepflanzt. Die Wiege des Christentums, ja ganz Vorderasien, das ihm längst gewonnen war, die Stätten der ersten Konzilien und christlichen Gemeinden, gingen fast gleichzeitig verloren, und wenn der Islam aus Europa zum Teil wieder vertrieben wurde, welch ein ungenügender Ersatz ist dies für die kolossalen Eroberungen, die er anderweitig gemacht hat und noch fortwährend macht! Ist er nicht schon vor vielen Jahrhunderten bis in das Innerste von Asien, an die chinesische Grenze und tief nach Indien hinein vorgedrungen und hat sich dort seitdem behauptet! Selbst wenn die Türken wieder aus Europa verdrängt sein werden, kommt das gegen solche gewaltigen Erfolge kaum in Betracht, und wie völlig zu nichts verschwinden die Resultate, die unsere Missionäre erzielen, gegen diejenigen, welche den Aposteln des Muhammedanismus in Afrika zu teil werden! So außerordentlich sind diese, daß es den Anschein gewinnt, der ganze mächtige Weltteil werde nach und nach für die Lehre des Propheten erobert werden. Wie der Koran solche unerhörten Wirkungen habe üben können, ist freilich für einen Europäer schwer faßlich; und da man kaum annehmen kann, daß von den christlichen Renegaten auch nur ein einziger den

neuen Glauben aus Ueberzeugung adoptire, so muß man zu der Erklärung seine Zuflucht nehmen, daß das Gehirn jener Völker, welche dem Islam mit solchem Enthusiasmus zufallen, anders organisirt sei, als das unsrige. Es gibt manche Bücher, die man wenigstens in der Ursprache mit Interesse lesen kann, wenn der Eifer für Erlernung der letzteren hinzukommt. Ich habe nun den Koran, weil er als Muster des Arabischen gilt, von Anfang bis zu Ende durchgelesen, kann jedoch trotzdem nicht behaupten, daß er mir ein anderes als historisches Interesse abgewonnen habe. Nichts darin hat mein Herz gerührt oder ergriffen; ich möchte sagen, das Gebot des Almosengebens sei das einzige Wertvolle des ganzen Buches. Dasselbe ist unerträglich durch seine ewigen Wiederholungen, und die Suren, die wirklich einen feurigen Schwung der Beredsamkeit atmen, enthalten doch nur Flüche auf die Ungläubigen oder Verheißungen sinnlicher Freuden in einem jenseitigen Leben für die Gläubigen. Daß kein Gott sei außer Allah, und Muhammed sein Prophet, diese Lehre, von deren Bekenntnis das ewige Heil abhängig gemacht wird und die in der ganzen muhammedanischen Welt täglich viermal von allen Minareten verkündet wird, ist die armseligste, die man sich denken kann. Denn der so über alle Fassungskraft erhabene Schöpfer des Himmels und der Erde wird dadurch zu einem Wesen herabgezogen, das nur nach Anbetung verlangt und nur für die Ehre seines Namens besorgt ist. Der Prophet hat aber auch nichts zu verkünden, als Worte von hohlem Schall. So steht der Koran unermeßlich nicht nur hinter den Evangelien und dem Alten Testament, sondern auch hinter den heiligen Büchern der Inder zurück. In allen diesen ist auch viel Spreu, Vieles, was man ausgeschieden wünschen muß und was nur verderblich wirken kann; allein sie haben doch einen unvergänglichen Kern, der in jenem gänzlich fehlt. Oft habe ich, wenn ich die Muezzins von den Warttürmen

der Moscheen jenen Isan oder Glaubensruf ertönen lassen hörte und die Frommen andachtsvoll zur Erde niedersinken sah, gedacht, welchen Segen es stiften könnte, wenn so das Gebot der Menschenliebe, des Mitleids und der Milde gegen alles Lebende täglich nach allen vier Weltgegenden ausgerufen würde. Aber so weit hat es noch keine Religion gebracht.

Häufig besuchte ich des Abends mit meinem Führer Jussuf die Kaffeehäuser, wo sich die Rawis oder Erzähler hören ließen. Ich gestehe, daß mir der arabische Bulgärdialekt der mündlichen Rede nur sehr unvollkommen verständlich ist. Doch habe ich so viel gefaßt, daß das von diesen Erzählern Vorgetragene teils längere Märchen im Stil von Tausend und Einer Nacht, teils aber Heldenromane waren. Solche Romane besitzen die Araber sehr viele, die zum Teil schon aus den ersten Jahrhunderten des Islam herrühren. Der berühmteste darunter heißt „Antar" und hat die fabelhaften Großthaten eines Wüstensohns zum Gegenstande. Abenteuer reihen sich darin an Abenteuer in ähnlicher Weise, wie im Amadis und Palmerin de Oliva; allein das Wunderbare spielt eine minder große Rolle. Ich habe einmal angefangen, diesen Antar zu übersetzen; freilich hätte mich das Ganze wegen seines ungeheuren Umfanges abgeschreckt; doch ich glaubte, schon eine Anzahl von Kapiteln könne einen genügenden Begriff davon geben. Nachher ließ ich die Arbeit liegen, indem mir das Interesse des Romans zu gering schien. Auf Grund der Tausend und Einen Nacht, dieses Buches von unvergänglichem Reiz, pflegt man den Arabern einen großen Reichtum an Phantasie zuzuschreiben. Indes man muß wissen, daß die meisten dieser Märchen, und gerade diejenigen, welche von der glänzendsten Einbildungskraft zeugen, aus Indien und Persien stammen und erst infolge vielfacher Wanderungen in das Chalifenreich gekommen sind. Daß den Arabern an sich nicht viele Phantasie eigen ist, erhellt wohl schon aus dem Mangel der

epiſchen ſowohl, wie der dramatiſchen Poeſie in ihrer Literatur. Ihre Dichtkunſt beſchränkt ſich im weſentlichen auf die Lyrik, in welcher ſie eine überflutende Menge von Produktionen, und darunter manche ſehr anmutige, hervorgebracht haben. Wie lebhaftes Intereſſe ich auch, namentlich ſeitdem ich Granada und Cordova geſehen, für dieſes Volk gewonnen, ſo iſt dasſelbe doch von der Ueberzeugung begleitet, daß man ſeine Bedeutung in der Literatur lange überſchätzt hat. Gewiß ſtanden die Araber im Mittelalter, ſowohl unter dem öſtlichen wie unter dem weſtlichen Chalifate und unter dem der Fatimiden, inmitten der Nacht, welche die übrige Welt deckte, groß und leuchtend da. Aber Werke von dauerndem Wert, wie, um von den Griechen zu ſchweigen, auch nur die Römer, haben ſie nicht hinterlaſſen. Wenn die Menge der Produktionen den Ausſchlag gäbe, ſo müßten allerdings die Araber den vorderſten Rang unter den gelehrten Nationen einnehmen: ſie haben zahlloſe Schriftſteller hervorgebracht, und die meiſten darunter waren Vielſchreiber. Die Mehrzahl der Schriften indes, mit denen ſie ihre Bibliothekſäle anfüllten, beſtand aus Kompilationen oder Anhäufungen von rohem Material. Ihre Hiſtoriker ſind unſchätzbar wegen der geſchichtlichen Thatſachen, die ſie uns überliefert haben; allein iſt auch nur Einer unter ihnen, der ſich mit einem Livius meſſen könnte? In der Medizin, Aſtronomie und Mathematik haben ſie für ihre Zeit Hervorragendes geleiſtet; für uns jedoch iſt es ohne Bedeutung. Aus ihrer Philoſophie können wir ebenſowenig mehr etwas lernen, als aus derjenigen der Scholaſtiker und — ich erlaube mir hinzuzuſetzen — der Hegelianer. Auch was man von ihrem Verdienſt als Ueberſetzer der Griechen oft ſagen hört, ſchwindet bei näherer Betrachtung ſehr zuſammen. Ihre Uebertragungen wurden nicht nach dem Urtext, ſondern nach denjenigen gemacht, welche von ſyriſchen Chriſten weit früher gefertigt worden waren. Zugleich ſind ſie von einer Art, daß

man bald wegen hinkender Treue, bald wegen des paraphraſtiſchen Charakters die Originale nicht mehr erkennt. Im vorigen Jahrhundert verbreitete ſich das Gerücht, es habe ſich eine arabiſche Uebertragung der verloren gegangenen Bücher des Livius gefunden, und es war großer Jubel hierüber. Später ſtellte ſich das Manuſkript, auf das die Gelehrten ſo viele Hoffnungen gründeten, als eine Fälſchung heraus. Wäre damals die arabiſche Literatur ſchon ſo durchforſcht geweſen, wie ſie es heute iſt, ſo würde von vornherein jene Nachricht auf den größten Unglauben der Orientaliſten geſtoßen ſein. Die Geſchmacksrichtung der Araber iſt ſo eigentümlich und in ſich beſchloſſen, daß ſie immer nur für literariſche Produktionen ihres eigenen Volkes Sinn gehabt haben. Wenn wirklich, wie behauptet wird, eine alte Ueberſetzung des Homer in das Arabiſche vorhanden geweſen iſt, ſo hat ſie doch keine Verbreitung gefunden. Die Muhammedaner perhorreszíren Dichter und Geſchichtſchreiber der Griechen und Römer, ſchon weil ſie heidniſch ſind und weil in allen andere Götter, als der einige Allah vorkommen. Ueberdies ſind ſie an einen ſo ganz verſchiedenen Stil gewöhnt, daß ihnen dieſelben als ungenießbar erſcheinen würden. Ich habe hier verſchiedene in ihrer Art gebildete ägyptiſche Offiziere kennen lernen, die jahrelang auf franzöſiſchen Schulen zugebracht hatten. Allein auch ſie waren in beinahe unglaublicher Unwiſſenheit über die Geſchichte ſowohl der antiken als der neueren europäiſchen Völker. Sie verſtanden gut franzöſiſch und hatten auch mancherlei in dieſer Sprache geleſen; doch geſtanden ſie aufrichtig, daß ihnen nichts davon zugeſagt hätte. — Was die arabiſche Dichtkunſt anbetrifft, ſo widerſtrebt Manches in ihr unſerem Geſchmack, und eine Poeſie, die nur Lyrika aufzuweiſen hat, iſt doch, wie überſchwänglich reich ſie auch in dieſem Einen Fache ſein mag, arm und monoton. Die Sucht, Verſe zu machen, iſt übrigens wohl bei keinem Volke ſo verbreitet geweſen, wie bei den

Arabern. Man klagt über die Unmenge von lyriſchen Gedichten, die unſern Parnaß überfluten, man ſpottet über die Sonettenwut der Italiener im ſechzehnten Jahrhundert; indeſſen was iſt dies gegen die Versmanie, die Jahrhunderte lang unter den Arabern graſſirt hat, wo das Dichten bei Männern und Frauen zum guten Ton gehörte, und dieſe Produkte dann ohne Wahl und Unterſchied in bändereichen Anthologien geſammelt wurden? Nationen, die keine Dichter oder keine von Bedeutung haben, ſind ſicher zu beklagen; ſolche jedoch, bei denen Jedermann und bei jeder Gelegenheit verſelt, wie es die Araber thaten, ſind es nicht minder. Denn die Poeſie, welche heilig gehalten und nur für die Momente der Inſpiration aufbewahrt werden ſollte, wird durch den täglichen Gebrauch entweiht und zu einem mechaniſchen Handwerk erniedrigt, wie ſich dies in den zahlloſen Divanen und Blütenleſen der Araber auch zeigt.

Das Geburtsfeſt des Propheten, das mehrere Tage dauert, hat mir außer der ſchon beſprochenen Illumination der Stadt noch ein anderes, weniger ſchönes, aber merkwürdiges Schauſpiel gezeigt, das mir deutlich verriet, wie ſtark noch religiöſer Fanatismus und Aberglaube im Volke ſei. Daß ich dieſem Schauſpiel beiwohnen und es in nächſter Nähe betrachten konnte, verdankte ich dem öſterreichiſchen Konſul. Dasſelbe nahm ſeinen Anfang in einer großen Halle auf der Burg des Saladin. Dort waren der Vizekönig und die höchſten Würdenträger Aegyptens verſammelt, um einer Produktion zuzuſchauen, die möglichſt widrig war, von den Muhammedanern indes mit Andacht angeſehen wurde, weil ſie darin ein Zeichen der Wunderkraft eines wegen ſeiner Frömmigkeit allverehrten Scheichs erblickten. Bei den Klängen einer ſchauerlichen Muſik, die mich bei langem Anhören hätte wahnſinnig machen können, trat ein im Zuſtande der Ekſtaſe befindlicher Araber, einen Sack unter dem Arm tragend, ein. In demſelben waren

Schlangen von beträchtlicher Größe enthalten, die sehr giftig sein sollten; er wurde darauf dem heiligen Scheich präsentirt und dieser that Sprüche darüber, die nach der Meinung der Frommen den Tieren ihre Gefährlichkeit nahmen. Hierauf begann der Araber, den Sack in der Hand, beim Schall der unheimlichen Musik durch den Saal hinzurasen. Plötzlich dann, die Augen starr gen Himmel gerichtet, riß er eine der Schlangen aus dem Sack, schwang sie mehrmals um sein Haupt, biß ihr rasch dann den Kopf ab und verschlang sie. Dies wiederholte sich zu verschiedenen Malen, bis alle die Tiere verzehrt waren. Es war in der That eine Scene, bei der mir alle Sinne schwindelten, besonders wenn ich im Kreise umherblickte und die Aegypter die tolle Prozedur mit andachtsvoller Miene betrachten sah. Was ich davon denken soll, weiß ich nicht; daß das Ganze ein Taschenspielerkunststück gewesen, läßt sich kaum annehmen, weil der Schlangenfresser sich offenbar in der höchsten ekstatischen Erregung befand. Was in einem solchen Zustande Alles möglich ist, und wie weit die gewöhnlichen Gesetze der Natur dabei aufgehoben werden können, scheint mir noch nicht sorgfältig und vorurteilsfrei untersucht worden zu sein. Ich habe im Orient noch andere, gleich wundersame Vorgänge gesehen, zum Beispiel sogenannte Heilige, die sich Messer an verschiedenen Stellen tief in den Leib stießen, ohne daß Blut floß. Noch Erstaunlicheres ist mir von zuverlässigen Personen erzählt worden; besonders, wenn die nach Mekka ziehende Karawane bei Kairo lagert, soll man fast unglaubliche Dinge dieser Art sehen. Uebrigens haben mir englische Offiziere Leistungen der indischen Fakirs berichtet, die noch weit hierüber hinausgingen, und deren Augenzeugen gewesen zu sein sie feierlich versicherten. — Nachdem die erwähnte Scene vorüber, begaben sich der Vizekönig und sein Gefolge, sowie die anderen Zuschauer, unter denen auch ich, in eine enge Straße der Stadt und verteilten sich in

verſchiedene Häuſer, um von deren Fenſtern aus ſich an einem neuen religiöſen Schauſpiele zu erbauen. Ich ſelbſt hatte einen ſehr guten Platz und konnte Alles genau beobachten. Zunächſt warfen ſich, die ganze Straße entlang, fromme Muhammedaner ſcharenweiſe, das Geſicht gegen den Boden gekehrt, auf die Erde nieder, und zwar Einer ſo dicht an den Andern gedrängt, daß ſie ein wahres Pflaſter von Menſchenleibern bildeten. Nun ritt ein durch große Körperfülle auffallender, im Ruf der Heiligkeit ſtehender Scheich auf einem mächtigen Pferde über dieſe am Boden liegenden Menſchen hinweg, und man konnte deutlich ſehen, wie die Hufe des Pferdes bald dieſen bald jenen bedeutend verletzten. Als der Ritt vorüber war, wurden die am Boden Befindlichen aufgerichtet, man ſah in den Geſichtern von Allen die Spuren der höchſten fanatiſchen Erregung, und ſicher ſchätzte ſich ein Jeder glücklich, wenn er eine tödtliche Verletzung davongetragen hatte; denn dann glaubte er unmittelbar in den Himmel Muhammeds einzugehen.

Von den ägyptiſchen öffentlichen Tänzerinnen oder Almehs vermag ich nicht mit demſelben Entzücken zu ſprechen, wie es manche Reiſende gethan haben. In Kairo ſelbſt kann man ſolche Tänzerinnen jetzt nicht mehr ſehen, denn ſie ſind nach Oberägypten verbannt. Dort, in Esne, wohnte ich einem Tanzfeſt bei, welches zu geben ſie immer bereit ſind. Aber ſchon, daß ſie ſich durch Raki oder Branntwein zu ihren Leiſtungen begeiſterten, machte mir einen unangenehmen Eindruck. Ich ſah den berühmten Bienentanz, bei dem die Tänzerin fingirt, von einer Biene verfolgt zu ſein, und nun ein Kleidungsſtück nach dem andern abwirft. Allein ich fand die Schönheit, die ſich auf dieſe Art enthüllte, nicht ſehr verführeriſch. Wahrſcheinlich würden die geprieſenen indiſchen Bajaderen keine größere Anziehungskraft auf mich ausüben. — Es iſt eine Hauptregel des Reiſens, daß man ſich im

Voraus auf manche Enttäuschungen gefaßt mache, denn sonst müßte Einem dasselbe oft verbittert werden. Wie Vieles nimmt sich in Wirklichkeit ganz anders aus, als in Schilderungen, die man gehört hat! Ein junger Franzose, den ich auf dem Nil traf, und der bis nach Abyssinien hinauf gereist war, gestand mir aufrichtig, er sei zu einer solchen weiten Fahrt nur durch die Beschreibungen veranlaßt worden, welche ihm andere Reisende von den Reizen der dort im Naturzustand zu sehenden jungen Schönen gemacht hätten. Er fügte aber mit derselben Aufrichtigkeit hinzu, daß er für immer von dem Verlangen nach einem derartigen Anblick geheilt worden sei. So habe denn auch ich mir vorgenommen, wenn ich einmal wieder nach Aegypten kommen sollte, keine Almehs mehr aufzusuchen und mir keinen Bienentanz mehr vorführen zu lassen.

13.

Granada, im Juli 1852.

Ich habe den für Fuhrwerke unzugänglichen Weg hierher eingeschlagen, auf dem ich das erstemal nach Granada gelangt bin. Es ist sicherlich der schönste und derjenige, der am besten auf die Hauptstadt des letzten maurischen Königreichs in Spanien vorbereitet. Nachdem man von Malaga aus einige Stunden hindurch längs des Meeres geritten ist, tritt der Saumpfad in die Sierra, und man gelangt auf den klassischen Boden des Kampfes zwischen Arabern und Christen. Alte maurische Kastelle und Warttürme schauen von Felsen herab, unterhalb deren sich der Weg hinauf und hinunter über Steingerölle windet; Schluchten, die oft den Kriegern des einen oder andern Heeres zu Hinterhalten gedient, um gegen die Feinde hervorzubrechen, thun sich zur Seite auf, und Bäche, an welchen, wie an jenem berühmten „grünen

Strom" des Volksliedes manche Tapferen im Gefechte sterbend hingesunken sind, rauschen in der Tiefe. In der vielbesungenen, auf schroffer Höhe liegenden Festung Alhama übernachtete ich. Ein weniger einladendes Nachtquartier, als ich es in diesem jetzt traurig verwahrlosten Orte antraf, läßt sich schwer denken. Aber schon in dem Namen der Veste, wo ich mich befand, lag für mich etwas so Berauschendes, daß ich gern mit einem noch schlechteren Lager vorlieb genommen hätte. Der Refrain: „Wehe, mein Alhama!" tönte die ganze Nacht vor meinem Ohr. Der Krieg um Granada hatte in meiner Jugend in meinem Geist eine fast ebenso große Rolle gespielt, wie der trojanische, und daher hatte mich das Verlangen auch so früh getrieben, seine Lokalität kennen zu lernen. Seit meinem ersten Aufenthalt in der Stadt des Boabdil nun war die Sehnsucht, sie wiederzusehen, immer in mir wach geblieben, und ich konnte in der Venta der Festung, um deren Verlust der unglückliche König so bitter gewehklagt hatte, den Anbruch des Tages kaum erwarten, an dem ich die Vega und den über sie aufragenden Komaresturm wieder erblicken würde.

Ich möchte dem Petrus Martyr, Geheimschreiber des Ferdinand und der Isabella, rechtgeben, wenn er in einem von hier alsbald nach der Eroberung datirten Briefe sagt, Granada sei allen anderen Städten vorzuziehen. Freilich ist dies ein kühnes Wort; es müssen dabei von vornherein wegen ihrer Lage am Meer als zum Vergleiche ungeeignet Neapel, Konstantinopel, Venedig ausgeschlossen werden, und auch dann treten noch Rom, Florenz, Damaskus, Brussa auf bedenkliche Weise in die Konkurrenz ein. Dennoch stehe ich nicht an — und dieses Urteil hat sich mir jetzt bei erneuter Anwesenheit bestätigt — Granada den Preis zuzuerkennen. Wo gibt es noch einen Ort, an dem sich aller Reichtum der üppigsten südlichen Vegetation mit einem derartigen Anhauch nordischer Frische verbände, an dem unter fast tropischer Sonnenglut eine solche Fülle

nie versiegenden Wassers sprudelte und neben Palme, Lorbeer und Granate das saftige Laubgrün unserer deutschen Waldbäume gedeihen ließe? Wo kann man noch, wie hier, aus dunklen Schatten der Berghänge über blühende Lorbeerrosen auf ein leuchtendes Schneegebirg und einen weiten Kranz mannigfaltig geformter Sierren hinblicken, auf deren Kuppen und Zinnen die untergehende Sonne eine Magie des Lichtspiels entfaltet, welche nachzubilden selbst der Pinsel eines Claude nicht vermöchte? Das Schauspiel, wenn das sinkende Tagesgestirn seine wechselnden Farben über die Campagna und das Sabinergebirg oder über Hymettus und Pentelikon ausschüttet, ist glorreich; aber weder in Italien noch in Griechenland habe ich Lichteffekte gesehen, welche den hier an jedem Abend dargebotenen verglichen werden können. Gibt es noch irgendwo sonst dicht neben belebten Straßen ein so traulich-stilles, in einsamen Träumen geschaffenes, zugleich großartiges und liebliches Gebirgsthal, wie die Schlucht am Darro, über der an steiler Felshöhe die Mauern und Türme der Alhambra emporsteigen? Welcher Spaziergang der Welt läßt sich mit dem von plätschernden Fontänen belebten am Genil vergleichen, auf den durch die Ulmenwipfel die beeisten Häupter der Sierra Nevada herniederglänzen? Und nun die Alleen und Gärten, welche die alten Maurenschlösser umgrenzen mit ihren überall von der Höhe herabrieselnden und murmelnden Quellen, ihren mächtigen Granatbäumen, die bald mit dem Scharlachrot ihrer prächtigen Blüten, bald mit dem Purpur ihrer in den dunkelgrünen Wipfeln funkelnden Früchte prangen!

Es ist schon so viel über die Alhambra und das Generalife geschrieben worden, daß ich, obgleich ich sie täglich besuche, wenig von ihnen sprechen will. Allerdings ohne der Maurenzeit zu gedenken läßt sich nicht von Granada reden, denn die Erinnerung an sie tritt uns hier bei jedem Schritte entgegen. Am vollständigsten arabisch ist noch der Albaicin

geblieben, eine auf beträchtlicher Höhe gelegene, stark verödete und nur von den unteren Volksklassen bewohnte Vorstadt. Die Häuser sind mehrenteils noch die, welche die Mauren, dann die Morisken bewohnten. Man findet in ihnen noch manche hufeisenbogige Thüren, Fenster mit doppeltem Bogen, welche für die arabische Architektur so charakteristisch sind, tropfsteinförmige Gehänge an den Decken und Nischen am Eingang der Gemächer, welche zum Hineinstellen von Wasserkrügen bestimmt waren. Doch tiefer Verfall ist hier eingezogen und Eulen krächzen in manchem zerborstenen Gemäuer. Unfern der Kathedrale, zu welcher schon früh die Moschee umgewandelt wurde, hatte ich noch im Jahre 1839 den früheren Bazar, ganz ähnlich denjenigen der morgenländischen Städte, gesehen; allein er ist bald darauf ein Raub der Flammen geworden. Der Platz Bivarrambla dagegen entspricht noch leidlich dem Bild, das sich die Phantasie von ihm macht. Dieser Platz, wie das noch unversehrt aufrecht stehende Thor Elvira an der Nordseite der Stadt, sind uns besonders durch die „Romantische Geschichte der Bürgerkriege von Granada" vertraut. Dieselbe gehört sicher zu den interessantesten Produkten der älteren spanischen Literatur und verdiente eine neue deutsche Uebersetzung oder zum mindesten eine Wiederherausgabe der älteren von Spalding, die sehr wenig bekannt geworden ist. In Frankreich wurde das Buch im siebenzehnten Jahrhundert benützt, um daraus spanisch zu lernen, und ich besitze eine alte Pariser Ausgabe davon, in welcher die selteneren Worte zu diesem Zwecke französisch erklärt sind; ich selbst habe es in meiner Jugend wiederholt mit Entzücken gelesen. Wie klopfte mein Herz, wenn der stolze Meister von Calatrava seine Fahne in der Vega aufpflanzte und die Ritter vom Heer des Boabdil zum Zweikampf forderte! Wie begleitete ich den tapferen Gazul, den kühnen Musa mit heißen Wünschen für ihren Sieg, wenn sie durchs Elvirathor hinausſprengten, um seiner Ladung

zu entsprechen! Mit welchem Haß verfolgte ich die verräterischen Zegris wegen ihrer tückischen Anklage gegen die edlen Abencerragen und ihrer Verleumdung der unschuldigen Sultanin! Hierdurch ist die ganze romantische Welt des Perez de Hita für mich in Granada noch lebendig. So oft ich auf dem Platze Bivarrambla stehe, sehe ich ihn von den maurischen Rittern bevölkert, die im Turnier ihre Kraft gegen andere erproben; wenn ich durch das Thor Elvira schreite, denke ich an König Boabdil, wie er trauernd von diesem Thor durch die Straßen von Granada reitet und das Volk, wo er vorüberkommt, überall in Wehklagen ausbricht.

Ich habe einen Ausflug nach dem Bergrücken gemacht, von welchem Abu Abdallah — dies ist der wirkliche Name des letzten Königs von Granada, den die Spanier in Boabdil verstümmeln — der seines Reiches Beraubte, auf dem Wege in die Verbannung zum letztenmal nach seiner Hauptstadt zurückschaute. Der Blick von hier auf die von der Alhambra überragte Stadt muß damals überaus herrlich gewesen sein; denn in jener Zeit prangten auf der Höhe über dem Generalife noch andere Paläste, namentlich das „Felsenschloß" (Alijares) und das Haus der Braut (Dar al arus oder in spanischer Korruption Dar la rosa). Man begreift den Schmerz des Exilirten, wie er das Auge von hier noch einmal nach dem Sitz seiner Väter hinschmeifen ließ, um sich in die öden Alpujarras und dann weiter nach Afrika zu begeben. Seine Mutter soll an dieser Stelle zu dem Wehklagenden gesagt haben: „Du thust wohl, wie ein Weib um das zu weinen, was Du nicht als Mann zu verteidigen gewußt hast." Als Karl V. sich etwa dreißig Jahre später in Granada befand und ihm dieses erzählt wurde, äußerte er: „Er hatte wohl Grund zu weinen; denn es ist besser in der Alhambra begraben zu sein, als einen Palast in den Alpujarras zu besitzen."

Vor dem Thor Elvira liegt ein Hügel Dinadamar, der,

jetzt wenig kultivirt, zur Maurenzeit mit blühenden Gärten überdeckt war und als Luſtort viel beſucht wurde. Von der Höhe desſelben erblickte Gonzalvo de Cordova, als er ſich bei Verfolgung der Feinde bis hierher vorgewagt hatte, zum erſtenmal die Stadt. Ich erſtieg dieſen Hügel, um von oben dieſelbe Ausſicht zu genießen; aber freilich zeigt ſich Granada weitaus nicht mehr im früheren Glanz, beſonders weil die vielen Moſcheenkuppeln und Minarete mit den auf ihnen funkelnden Halbmonden verſchwunden ſind. Das unabſehbare, über Thal und Hügel ergoſſene Häuſergewimmel vor mir konnte glauben laſſen, die Stadt habe eine Million Einwohner; doch iſt ſie, wenn auch an Ausdehnung die größte in Spanien, ſehr entvölkert. Weiter begab ich mich nach Santa Fe, wo Ferdinand und Iſabella während der zehn Jahre, welche der Kampf um Granada dauerte, ihr Lager hatten. Der ritterliche Geiſt, mit welchem dieſer Krieg geführt und die großen Waffenthaten, die in ihm vollbracht wurden, müſſen, wenngleich wir die Unterliegenden beklagen, doch auch ebenſo dem ſpaniſchen Heer unſere Sympathie zuwenden. Allein nach dem Falle Granada's ſtehe ich wegen der ſchmählichen Behandlung der Beſiegten mit meiner Teilnahme ganz auf Seiten der Letzteren. Bei der Kapitulation war allen Moslimen Freiheit des Gottesdienſtes zugeſichert worden; doch nur wenige Jahre wurde dieſes feierliche Verſprechen gehalten. Der Haupturheber dieſes frevelhaften Wortbruchs war der Kardinal Cisneros, der den Islam um jeden Preis in Spanien ausrotten wollte. Wes Geiſtes dieſer Pfaffe war, zeigte er dadurch, daß er viele hunderttauſend Bücher arabiſcher Gelehrten und Dichter, die Frucht von acht Jahrhunderten hoher geiſtiger Bildung, auf offenem Markte zu Granada verbrannte. Künſtlich wußte er einen Aufſtand der Mauren hervorzurufen, und als dieſer unterdrückt war, den Erlaß eines königlichen Edikts zu erwirken, wonach den Muhammedanern nur die Wahl zwiſchen

der Annahme des Christentums und der Verbannung gelassen wurde. Doch sollten noch schlimmere Zeiten für das unglückliche Volk kommen, als unter der Regierung Karl's V. die Inquisition ihren Einzug in Granada hielt. Da alle Bekehrungen zum Christentum, weil erzwungen, so auch natürlich nur scheinbar gewesen waren, hätte das heilige Offizium eigentlich alle zurückgebliebenen Muhammedaner einziehen und verbrennen lassen müssen, und es erhoben sich Stimmen von Eiferern, die solches auch wirklich als eine heilige Glaubenspflicht erklärten. So füllten sich denn die Kerker; die Folterknechte erhielten reichliche Arbeit, und die Holzstöße loderten. Von Verzweiflung getrieben, versuchten die Moriskos — so wurden die Unterworfenen jetzt genannt — eine Erhebung, deren Schauplatz besonders die Alpujarras waren, und die dort, obwohl unterdrückt, zu wiederholtenmalen von neuem entbrannte. Ich habe eine Reise in dieses wilde Felsgebirge gemacht und den Manen der tapferen, grausam Verfolgten und Hingemordeten — des letzten Restes jener Nation, die einst alle europäischen an Bildung überstrahlte — ein trauerndes Andenken geweiht. In den Schluchten der düsteren Berge fand ich bisweilen Höhlen, in denen sie sich verborgen, altes Gemäuer, wo sie sich verteidigt haben mögen; und in der Nacht, wenn ich an dem Rinnsal eines halbversiegten Baches mein Lager aufgeschlagen, war mir oft, als sähe ich die Schatten der Erwürgten mich umschweben, als hörte ich ihren Racheschrei. Wenn die Ahndung begangenen Frevels den Thätern nachschleicht und die Sünde der Väter sich noch an den späten Enkeln rächt, so ist das Unglück, das nachher Spanien ereilt und es immer tiefer von seiner ehemaligen Höhe herabgestürzt hat, der schweren Schuld zuzuschreiben, die es damals an den Arabern verübte. Während in ganz Andalusien die Holzstöße brannten, um die des Islam Verdächtigen zu verzehren, wurden Diejenigen, die in dies Gebirge geflohen waren und dort ihre

Unabhängigkeit zu behaupten ſuchten, wie wilde Tiere gehetzt und abgeſchlachtet. Der Name Don Juan's d'Auſtria verliert viel von dem Glanz, welcher ihn durch den Sieg von Lepanto umſtrahlt, wenn man denkt, daß er es war, der im Auftrage ſeines Halbbruders Philipp's II. die letzte Empörung der Moriſken in dieſem Gebirge unterdrückte und ſich dabei unerhörter Grauſamkeit ſchuldig machte, indem er ganze Dörfer ausmordete. Seitdem herrſcht Stille des Todes in den Alpujarras; die Arbeiter in den Bleigruben, die bei ſchwerer Tagesmühe eine troſtloſe Exiſtenz führen, waren die einzigen lebenden Weſen, denen ich daſelbſt begegnete. Mir war, als läge ein Moderdunſt über den Thälern und Höhen, als fühlte ich noch den Qualm des Rauchs, durch den, mittels angezündeter Feuer, die Flüchtlinge in den Schlupfwinkeln, wo ſie ſich verborgen hatten, erſtickt wurden.

Auf einem meiner Streifzüge durch das andaluſiſche Küſtenland gelangte ich auch nach Almeria. Wenn mich der Ruhm dieſer zur Zeit der Araber hochanſehnlichen Stadt verlockt hatte, dorthin zu reiſen, ſo enttäuſchte mich letztere einigermaßen. Almeria war, beſonders im elften Jahrhundert, einer der größten Handelsplätze Spaniens und ſein Hafen von Schiffen aller Nationen beſucht. Aber wie ich den tief herabgekommenen, in ziemlich reizloſer Gegend gelegenen Ort betrachtete, wurde es mir ſchwer, an ſeine frühere Blüte zu glauben. Ein Teil der Mauern und die auf einem Hügel die Stadt überragende Alkazaba weiſen noch auf die Araber zurück. Doch vergebens ſuchte ich Reſte des prächtigen Schloſſes Somadihia aufzufinden, welches hier der König Al Motaßim erbaut hatte. Schwerlich läßt ſich auch nur der Platz ermitteln, wo es geſtanden. Dieſer Motaßim, der Beherrſcher eines jener zahlloſen kleinen Reiche, welche nach dem Untergang der Omajjaden ſich auf den Trümmern des Chalifats erhoben, war ein eifriger Pfleger und Gönner der Wiſſenſchaft und Poeſie

und, wie noch mehrere Mitglieder seiner Familie, selbst Dichter. Es ist wahr: im damaligen Andalusien gehörte, ganz wie in Arabien, das Versemachen zum guten Ton, und fast Jedermann, der höher gebildet sein wollte, mußte sich darauf verstehen. Einige Gedichte indes, die uns von dem König von Almeria und von Prinzen seines Hauses erhalten sind, ragen über das gewöhnliche Mittelgut empor. Die erwähnte Periode, als das westliche Chalifenreich zerstückelt und unter unzählige kleine Dynastien verteilt war, gehört in mancher Hinsicht zu den glänzendsten, die Spanien gesehen. Es war ein Wettstreit unter den verschiedenen Fürsten, wer Gewerbefleiß, Handel und Ackerbau am meisten förderte, und an allen Höfen wimmelte es von Gelehrten und Sängern. Aber diese Herrlichkeit sollte nur kurz währen und wurde nach kaum einem Jahrhundert der Dauer bei den Eroberungszügen wilder Afrikaner von den Hufen ihrer Berberrosse zertreten. Damals und in den folgenden Kriegszügen der Christen sind die meisten prächtigen Bauwerke der Araber vom Erdboden hinweggetilgt worden. Almeria behauptete sich noch längere Zeit nach dem Sturz des kleinen Reiches, dessen Hauptstadt es gewesen, als ein ansehnlicher Ort, wurde jedoch nun ein zweites Algier oder Tunis — ein Seeräubernest, dessen Piratenschiffe an allen Küsten des Mittelmeers Schrecken verbreiteten.

Eine seltsame Erscheinung ist es, daß, nachdem Granada gefallen war und die Inquisition nicht nur den Glauben, sondern auch die Tracht und die Sitten der Moslimen geächtet hatte, es in der spanischen Poesie plötzlich Mode ward, die Mauren zu besingen, ihre Ritter wie Damen zu feiern und das ganze arabische Leben in glänzenden Farben darzustellen. Es gibt einige ältere spanische Romanzen, die wirklich nicht ohne Einfluß arabischer Volksgesänge entstanden zu sein scheinen. Allein ich rede nicht von diesen, sondern von den zahlreichen Moriskenromanzen der späteren Zeit, welche sich

in einem umfangreichen Romanzero vereinigt finden. Dieſelben haben geringen Wert, zeigen Unbekanntſchaft mit den arabiſchen Sitten und beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit den Trachten und der Beſchreibung anderer Aeußerlichkeiten. Mit mehr Glück wurden Vorgänge aus der Geſchichte Granadas auf die Bühne gebracht; und ſo wenig wir Lope de Vega und Calderon von dem Vorwurf freiſprechen können, in den religiöſen Vorurteilen ihrer Zeit befangen geweſen zu ſein, müſſen wir doch anerkennen, daß ſie in ihre derartigen Schauſpiele nichts von dieſem Fanatismus haben übergehen laſſen. Wie wunderbar! Während die zurückgebliebenen und der Anhänglichkeit an ihren alten Glauben verdächtigen Araber öffentlich verbrannt wurden, erſchienen ſie auf der Bühne in glänzenden Zügen der Tapferkeit und des Heroismus und wurden, bei aller Verherrlichung der chriſtlichen Religion, in ihrem Unterliegen doch der Teilnahme des Publikums ans Herz gelegt. Ueberhaupt war das ſpaniſche Theater des ſiebenzehnten Jahrhunderts, obgleich die Regierung, wie die Inquiſition die Aufführung jedes einzelnen Stückes zu überwachen hatten, in mancher Hinſicht weit freier, als unſere heutigen Bühnen. Erſt eben verſtorbene Könige, die Väter oder Großväter der regierenden Herrſcher, wie zum Beiſpiel Philipp II., durften auf den Brettern auftreten; und während bei uns die Darſtellung der Abendmahlſcene in Maria Stuart als Profanation verpönt wird, nahm man in Spanien bei den geiſtlichen Schauſpielen an weit größeren Wagniſſen keinen Anſtoß.

14.

Granada, den 16. Juli 1852.

Zu Ehren eines ſpaniſchen Generals, welcher nach Granada kam, wurden die Fontänen der Alhambra, die ſonſt nur am Neujahrstage ſpringen, in Bewegung geſetzt und es

gelang mir, Eintritt in das alte Maurenschloß, der nur durch besondere Begünstigung gewährt wird, zu erlangen. Ich werde dieses Tages nie vergessen. Die Springbrunnen in den verschiedenen Sälen und Höfen warfen ihre klare Flut in die Lüfte, und durch den ganzen Palast rauschte und murmelte das reine Element in den Rinnen dahin. Auf der Fontäne des Löwenbrunnens schaukelte sich ein Regenbögen, und der schillernde Glanz, der von Säule zu Säule, von Wand zu Wand über die Stalaktiten der Plafonds und die bunten Azulejos der Hallen und Patios hinhüpfte, war fast augenblendend. Die rastlos hinschießenden Wellen schienen im rhythmischen Tonfall die Gedichte der arabischen Sänger zu begleiten, die sich klangreich ringsum von den Mauern und Pfeilern ablösten. Ein wahrer Seelenrausch trieb mich rastlos durch die wieder in alter Herrlichkeit lebendig gewordenen Räume dahin, vom Saale der Gesandten zu dem des Gerichts und dann wieder auf den Pavillon der Königin, und wenn ich von dort hinab in die zerrissene Schlucht des Darro, empor zu den Schneegipfeln der Sierra Nevada blickte, war mir, als walle und flute die ganze Natur, gleich dem flüssigen Element, das, in Strahlengarben emporsprühend, das Schloß des Boabdil mit Klang und Schimmer erfüllte. Lange saß ich träumend am Bogenfenster, das in das Gärtchen der Lindaraja hinabschaut, und am Wasserbecken des Myrtenhofs, und klarer, als je zuvor, erschloß sich mir der Geist, aus dem diese arabischen Palastbauten hervorgegangen sind. Offenbar hat bei ihrer Anlage eine Erinnerung an das frühere Nomadenleben der Söhne Ismael's vorgeschwebt, und es ist mir wahrscheinlich, daß schon die Prachtschlösser der alten Könige von Hira in diesem Stil errichtet waren. Die Wonne, welche die Wüstenwanderer empfanden, wenn sie nach langem Streifen über öde Sandhügel eine Oase erreichten, sollte hier verewigt werden. Die Decken dieser Säle, dieser Laubgänge, welche

die Patios umgeben, vergegenwärtigen bald die Zeltdächer des Beduinenlagers, bald die breitästigen Wipfel der Sykomoren, unter denen die Ermüdeten der Ruhe genossen, und die mit klarem Naß gefüllten Marmorbecken, die Springbrunnen, die das Wasser hierhin und dorthin ergießen, ließen die Schloßbewohner das Entzücken genießen, mit dem ihre Vorfahren an den rieselnden Quellen der Oasen geruht hatten. Hat doch Muhammed sein himmlisches Paradies, in dem einst die Seligen im Schatten des Tubabaums und am Rand klarer Bäche rasten sollen, gleichfalls nach diesem Vorbild gestaltet.

Die Alhambra und, wenn auch mehr verfallen und verstümmelt, die Baulichkeiten in den sogenannten Gärten der Königin, in dem Cuarto real und im Generalife sind die einzigen, die uns noch einen Begriff von den Palästen und Landhäusern der Araber geben können. Da diese Bauten einer ganz späten Zeit angehören, als die Blüte des arabischen Reiches längst verwelkt war, so läßt sich annehmen, daß sie uns nur einen schwachen Abglanz von der Herrlichkeit der Omajjadenschlösser, des Chalifenpalasts in Cordova und der feenhaften, in der ganzen Welt berühmten Villa Az-Zahra bieten. Aber mögen sie auch nur so matte und verkleinerte Abbilder jener früheren Architekturwerke sein, wie die Aukirche in München oder die Werder'sche Kirche in Berlin es von den gothischen Domen des Mittelalters sind, so geben sie uns doch noch eine sehr vorteilhafte Meinung von dem Geschmack und Schönheitssinn, aus welchem die arabische Baukunst hervorgegangen ist. Schon Navagero, der etwa dreißig Jahre nach dem Falle Granada's als Gesandter Venedigs zu dem eben hier weilenden Karl V. kam, spricht von der Alhambra und dem Generalife als von wonnevollen Aufenthaltsorten, wie sich keine entzückenderen denken ließen. Den bestrickenden Reizen derselben wird nicht leicht Jemand widerstehen können; allein wenn man jetzt angefangen hat, diesen Baustil im Norden

nachzuahmen, so scheint mir das eine Verkehrtheit zu sein. Die Normannen auf Sicilien konnten Derartiges thun; dort hatten sie denselben Himmel des Südens, dort eine starke arabische Bevölkerung, auf deren Sitten diese Gebäude berechnet sind; dort wurden selbst die Nordlandsritter halb in Sarazenen umgewandelt und lernten die arabischen Schriftzeichen verstehen, welche sich längs der Mauern und um die Säulen hinschlängeln. Zu solchen Schlössern gehören wesentlich die offenen Höfe, in die der blaue Himmel hineinschaut, die plätschernden Springbrunnen und die sich durch Rinnen ergießenden Wasser, sowie die nach diesen Höfen hin sich öffnenden Säle; und nur selten in bevorzugten Sommern würden derartige Räume einen behaglichen Aufenthalt für uns bieten. Andere Sitze als die Divans der Orientalen wären auch unpassend; und welchen Sinn können endlich die arabischen Inschriften haben, die doch, wenn die ganze Dekoration der Wände nicht ihren Charakter verlieren soll, nicht fehlen dürfen? Zu den Arabern reden sie, indem sie bald in Sprüchen des Koran Allah preisen und den Gläubigen die Wonne des Paradieses verheißen, bald die Schönheiten des Palastes in hochtönenden Versen verherrlichen; für uns jedoch sind sie nichts als ein außerordentlicher Zierat.

Diese Inschriften, die zum Teil glänzende Bilder und sinnvolle Gedanken enthalten, haben in mir zuerst das Verlangen erregt, mehr von der Poesie der spanischen Araber kennen zu lernen. Es ist auffallend, daß man so gut wie gar nichts von dieser weiß; denn die wenigen in dem Werke von Conde enthaltenen Proben sind erstens nur ganz gelegentlich mitgeteilte Improvisationen der Könige und Feldherren, zweitens aber auch ist dargethan, daß Conde nur sehr wenig arabisch verstand und seine angeblichen Uebersetzungen kaum Zutrauen verdienen. Ich habe daher aus den mir zugänglichen Manuskripten, sowie den wenigen bisher gedruckten

Texten mir eine Sammlung arabiſcher Gedichte angelegt, ſowie manche derſelben überſetzt, und denke die Kollektion noch zu vermehren. Vielleicht daß es mir einſt gelingt, auf ſolche Art unter Zuhilfenahme der arabiſchen Hiſtoriker ſowohl, wie Anthologen, welche meiſtens auch Notizen über die einzelnen Dichter liefern, einiges Licht über dies Literaturgebiet, und ſomit zugleich über Geiſt und Sinn der Nation zu verbreiten, die eine ſo wichtige Rolle in der Geſchichte des europäiſchen Mittelalters geſpielt hat. Die Poeſie der Araber hat in Andaluſien überreich geblüht; ich glaube nach dem, was ich von ihr kenne, zwar nicht, daß ſie uns große, ungeahnte Herrlichkeiten erſchließen wird; es findet ſich in ihr ſicher kein Werk, das ſich an Bedeutung dem Epos des Firduſi irgend vergleichen ließe; ſie iſt vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, lyriſch. Allein manches Schwungvolle, wie Anmutige habe ich doch in ihr gefunden: feurige Kriegsgedichte und warm empfundene Liebeslieder, prachtvolle Schilderungen, ſowie geiſtvolle Sprüche und Sinngedichte. Es iſt übrigens nicht ſowohl wegen des äſthetiſchen Genuſſes, der ſich bei uns ſchon an ſo zahlloſen Produkten der verſchiedenen Völker erſättigen kann, daß ich dieſes Feld der Poeſie der Kenntnis des Abendlandes erſchloſſen ſehen möchte, als weil die ſpaniſchen Araber mit ihrer hohen Kultur, in welcher ſie allen anderen Völkern unſeres Weltteils vorangingen, eine ſo merkwürdige Erſcheinung ſind, und wir doch nur eine ſehr unvollkommene Vorſtellung von ihnen haben, ſo lange uns ihre Dichtkunſt unbekannt iſt. Erſt in der Poeſie gibt ſich uns die innerſte Seele einer Nation kund. Was würden uns die Hellenen ohne ihren Homer, ihren Pindar und ihre Tragiker bedeuten, was die Provençalen ohne die Geſänge ihrer Troubadours? Ich möchte behaupten, daß die Nachwelt eine Nation mehr als nach ihrer Thätigkeit im Kriege, im Gewerbe und im Ackerbau, nach dem ſchätzt, was ſie in der Dichtung geleiſtet hat. Die Spartaner waren ein

kriegerisches Volk wie kein anderes, die Phönizier die ersten Meister der Schiffahrt und des Handels; ihr Name ist indes nicht viel mehr als ein leerer Schall in der Geschichte, während die Athener, dank ihren unsterblichen Dichtern, aller Folgezeit als das herrlichste Volk der Erde gelten werden. Genua und Pisa leuchteten durch ihre ausgebreitete Handelsthätigkeit im Mittelalter allen italienischen Freistaaten vor; aber wie völlig wird ihr Ruhm durch das einzige Florenz verdunkelt, das auf dem Gebiete des Geistes mehr und Größeres geschaffen hat, als das übrige Italien zusammengenommen! Sicher sind ganze Völker spurlos untergegangen und für immer verschollen, die, wenn sie bedeutende Dichter gehabt hätten, noch im Gedächtnis der Menschen fortleben würden. Um nicht einseitig zu sein, will ich übrigens hinzufügen, daß neben der Poesie auch Leistungen der Kunst und Wissenschaft die dauernde Schätzung eines Volkes im Andenken der Nachwelt entscheiden. Was nun die Wissenschaft anbetrifft, so ist sie von den Arabern Spaniens zwar mit größtem Eifer kultivirt worden; die Zahl der von ihnen produzirten Werke auf den verschiedenen Feldern der Gelehrsamkeit geht ins Erstaunliche, und dieselben hatten auch für ihre Zeit sicher vielen Wert. Doch glaube ich, daß für die späten Jahrhunderte nur einige derselben noch ein lebendiges Interesse besitzen. Die Schriften der Historiker sollten herausgegeben und sorgfältig studirt werden; denn so lange dies nicht geschehen ist, bleibt die ganze große Periode Andalusiens unter den Chalifen wie den kleineren moslimischen Herrschern mehr Sage als wirkliche Geschichte. Auch die Werke über Agrikultur, von denen eines von Ibn-al-Awwam bereits edirt worden ist, sind schätzbar, indem sie uns den hohen Flor ihres Ackerbaus darthun, von dem sich noch jetzt auf den sonst so verödeten Fluren Spaniens einzelne Spuren zeigen. Aus der Weisheit ihres Averrhoës, der im Mittelalter so großen Rufes genoß, können wir schwerlich unsere Geistesanschauung

noch bereichern. Denn wenngleich in Andaluſien zeitweiſe eine beträchtliche Denkfreiheit herrſchte, ſo hinderte doch der Muhammedanismus, deſſen Druck keiner ganz von ſich abzuwälzen wagte, den freien Flug der Geiſter. Die Aerzte der Mauren (wenn man unter dieſem Namen die Bewohner des moslimiſchen Spanien zuſammenfaſſen will) ſtanden zwar in hohem Anſehen und wurden ſelbſt an die chriſtlichen Höfe berufen, haben es indes, ebenſo wie die der Gegenwart, ſchwerlich über die Kunſt des Hippokrates hinausgebracht.

In einer Kapelle der Kathedrale von Granada ruhen die irdiſchen Reſte Ferdinand's und Iſabella's, ſowie ihrer Tochter Johanna und ihres Gemahls, des Erzherzogs Philipp. Die Statuen auf ihren Gräbern, Arbeiten eines Italieners, ſind von großer Schönheit, und es waltet in der Kapelle eine feierliche Stille, die im Verein mit dem Anblick der Sarkophage zu ernſten Betrachtungen Anlaß gibt. Es iſt, als ob in dieſem Heiligtum ein ganzes Zeitalter begraben wäre. Ueber den Grüften der hier Ruhenden brach, von ihnen ſelbſt noch kaum geahnt, eine neue Aera der Geſchichte an. Das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften ſeit dem Fall von Konſtantinopel, die Entdeckung Amerikas, die Auffindung der Meerſtraße nach Oſtindien, die weiteren großen Entdeckungen des 16. Jahrhunderts, endlich die Kirchenreformation in Deutſchland — alle dieſe gewaltigen Erſcheinungen, welche den Beginn einer neuen Zeit bezeichnen, drängen ſich um dieſe Särge zuſammen. Aber die in ihnen Beſtatteten, obgleich ſie zum Teil unfreiwillig den neuen Morgen mit heraufführen halfen, gehören noch dem Mittelalter an. Die Bildſäule der Königin Iſabella konnte ich nur mit ſehr gemiſchten Empfindungen betrachten; ihr Geſichtsausdruck iſt edel, ihre Züge ſind bedeutend, wie ſie denn auch unſtreitig eine energiſche, auf das Wohl ihres Landes ernſtlich bedachte Frau war. Sie hat während ihrer Regierung ſo Großes vollbracht wie nur wenige

Herrscher; die Vereinigung von ganz Spanien zu Einer Monarchie, welche so Viele ganze Jahrhunderte hindurch erstrebt hatten, ist hauptsächlich ihr Werk und ebenso zum großen Teil auch die Entdeckung der neuen Welt. Denn da Columbus an so vielen anderen Stellen abgewiesen war, würde er seine Reise vielleicht nie haben antreten können, wenn sie ihm nicht die Mittel dazu geboten hätte. Doch allen den Segen, den ihre Regierung sonst ihrem Lande und der Welt gebracht hatte, zerstörte diese Königin selbst wieder und verwandelte ihn in sein Gegenteil, indem sie ihren Geist blindem religiösem Wahn gefangen gab und vermutlich unter Widerstreben ihres Herzens sich von fanatischen Priestern zu den unheilvollsten Maßregeln fortreißen ließ. Durch die Stiftung der Inquisition, die Vertreibung der Juden und die wortbrüchige Mißhandlung der Mauren legte sie den Grund zum Ruin desselben Landes, auf dessen Wohl alle ihre Anstrengungen gerichtet waren, und auch in die neuen, kaum dem Meere enttauchten Provinzen schleuderte sie die Brandfackel der Verheerung. Das heilige, von ihr eingesetzte Gericht trug nämlich seine Marterbänke und Scheiterhaufen über den Ozean, und der Glaubensfanatismus, der sich, von obenher geschürt, durch das ganze Volk verbreitete, überdeckte Amerika mit den Knochen seiner erwürgten Bewohner. Isabella wurde von der Nemesis für ihre wohl im guten Glauben geübten, jedoch darum nicht minder fluchwürdigen Handlungen schon in ihrer Tochter Johanna, die hier in derselben Kapelle bestattet ist, ereilt. Erbin des ganzen, nun vereinigten Spaniens, sowie der unermeßlichen Regionen jenseits des Meeres, brachte diese durch ihre Vermählung mit dem Sprößling des Kaiser Maximilian und der Maria von Burgund, dem Erzherzog Philipp, ihren Sohn in den Besitz eines so ungeheuren Ländergebiets, wie es höchstens noch während der Herrschaft der Chalifen von Bagdad unter Einem Scepter vereinigt gewesen ist. Aber ihr durch seltene Schönheit

ausgezeichneter Gemahl ſtarb in jugendlichen Jahren an den Folgen eines kalten Trunks, den er, erhitzt vom Ballſpiel, zu ſich genommen hatte. Johanna, die ihn ſchwärmeriſch geliebt, verfiel hierüber in Melancholie und zuletzt in Wahnſinn. Sie wollte ſich nie von der Leiche des Dahingeſchiedenen trennen, und dieſelbe mußte, wenn ſie ſich auf Reiſen begab, mit ihr geführt werden.

Ferdinand und Iſabella hatten auch einen Sohn gehabt, der ſchon im Jünglingsalter ſtarb. Dieſer, der Infant Don Juan, wird von den zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern als ein junger Menſch von der ausgezeichnetſten Begabung geſchildert. Es drängt ſich dabei der Gedanke auf, welchen unberechenbaren Einfluß auf die Geſchicke der Völker das Leben oder der Tod eines einzelnen Mitgliedes einer Herrſcherfamilie haben kann. Wäre der genannte Infant auf den Thron gekommen, ſo würde die ganze fernere Weltgeſchichte eine völlig andere Geſtalt angenommen haben; denn die Verbindung von Deutſchland mit Spanien, welche ſo lange entſcheidend für die Schickſale von Europa war, würde nie zu ſtande gekommen ſein, und auch nachdem dieſe durch den Tod Karl's V. aufhörte, würden die ſpäteren Habsburger niemals den ſpaniſchen Thron beſtiegen haben. —

Ich habe hier während der heißen Mittagsſtunden, die das Umhergehen verbieten, auf einer Ruhebank in den Schattengängen nächſt der Alhambra Mancherlei geleſen und mir dazu zwei Autoren ausgewählt, die aus Granada gebürtig ſind. Der erſte von ihnen iſt Luis de Leon, ein unvergleichlicher Dichter und ſicher der größte Lyriker, den Spanien je hervorgebracht. Er hat nur wenig geſchrieben; es ſind höchſtens zehn Oden, auf denen ſein Ruhm beruht; allein dieſe haben einen ſo feierlichen Schwung, der Dichter hat in ſie eine ſolche Fülle des Herzens und Geiſtes ausgeſtrömt, daß ich ihnen kaum etwas gleichzuſtellen weiß. Es waltet darin die

reinſte und edelſte Religioſität; nur fürchte ich ſie durch dieſen ſo oft gemißbrauchten Namen zu entweihen. Luis de Leon trägt uns auf den Flügeln ſeiner Andacht wirklich in eine beſſere Welt empor, wo jeder Mißklang der Erde verſtummt, und es iſt ſchwer zu faſſen, wie dergleichen im Spanien des 16. Jahrhunderts geſchrieben werden konnte. Nichts iſt darin enthalten, was nicht in der Seele der Weiſen aller Zeiten und Völker, auch derer, die nie etwas vom chriſtlichen Glauben gehört, einen Widerhall finden mußte. Allerdings können dieſe Oden, wie das bei ſo manchen lyriſchen Gedichten der Fall iſt, ihre volle Wirkung nur im Original thun; die ſonore ſpaniſche Sprache rauſcht in ihnen wie Orgelklang und keine andere vermag hierfür Erſatz zu bieten. Luis de Leon legt keineswegs, wie manche ſüdlichen Dichter, ein übermäßiges Gewicht auf den Ton der Worte; der Inhalt iſt bei ihm immer die Hauptſache. Aber er verſteht es vortrefflich, denſelben durch die Form noch eindrucksvoller zu machen. Wenn übrigens die Italiener und Spanier auf das Muſikaliſche eines Gedichtes zu großen Wert legen und bei ihnen manche Verſe in Aller Munde leben, die faſt nichts für ſich haben als die Melodie, den entzückenden Wohlklang des Ausdrucks, ſo gibt es in Deutſchland allzu Viele, die für letzteren gar kein Ohr haben und ſogar von vornherein geneigt ſind, Gedichte von hoher Formvollendung für ſinnarm und gedankenleer zu halten. Wäre jedoch die Form in der Poeſie etwas Unweſentliches, ſo würde das metriſche Gewand in derſelben eine unnütze Feſſel ſein, die ſie am beſten ganz abſtreifte. — Der zweite Autor, der mich hier lebhaft beſchäftigte, iſt Diego Hurtado de Mendoza. Von angeſehener granadiniſcher Familie zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren, machte er in Salamanca klaſſiſche Studien und erlernte, was damals noch ſehr ſelten war, mit Eifer das Griechiſche. Er trat in den Staatsdienſt Karl's V. und zeigte ſich ſo fähig, daß er ſchon früh zu hohen

Aemtern berufen wurde. Er war lange Gesandter des Kaisers in Venedig und benützte diese Stellung, in welcher er Verhandlungen mit dem Sultan zu führen hatte, um eine beträchtliche Anzahl griechischer Manuskripte von Werken, die bisher nicht nach Europa gekommen waren, in seinen Besitz zu bringen. Tizian malte in dieser Zeit sein Porträt, das, jetzt im Palast Pitti zu Florenz befindlich, uns noch die geistvollen Züge des seltenen Mannes aufbewahrt. Eine Zeit lang nahm Mendoza die schwierige Stellung eines Gouverneurs von Siena ein, welche unruhige, an ihrer alten Freiheit festhaltende Stadt er bändigen sollte, und zugleich die eines Vertreters des Kaisers beim Tridentinischen Konzil. Verschiedentlich sprach er Karl V. offen aus, daß er nicht mit dessen Regierungsmaßregeln einverstanden sei; namentlich riet er ihm vom Kriege gegen die Protestanten lebhaft ab, und der Kaiser, der ihn hochschätzte, verübelte ihm nicht, daß er derartige abweichende Meinungen gegen ihn kundgab. Karl's V. Sohn und Nachfolger Philipp II., der nur feige Kreaturen seines despotischen Willens wollte, fand in Mendoza keine solche, und letzterer trat daher bald nach dem Regierungswechsel in das Privatleben zurück. In seiner Vaterstadt Granada benützte Don Diego nun seine Muße zu schriftstellerischen Arbeiten, denen er durch seine staatsmännische Laufbahn lange entfremdet worden war. Schon als Student in Salamanca hatte er einen kleinen Roman Lazarillo de Tormes geschrieben, den ersten der sogenannten Picaresken- oder Schelmenromane, die bald in Spanien so beliebt wurden. Wenn man sich die Abenteuer denkt, die etwa einer von Murillo's Betteljungen von seinen Kinderjahren an besteht, die Schelmenstreiche, die er vollführt, so hat man ein ungefähres Bild von diesen Romanen. Derjenige des Mendoza ist voll köstlichen Humors und immer der beste der Gattung geblieben. Zwischen diesem und den übrigen Werken meines Autors liegt eine lange Zeitdauer. Schon sechzig-

jährig, begann er die Poesie, der er früher nur hier und da hatte huldigen können, lebhaft zu kultiviren, und manche seiner Gedichte zeugen von einer Gemütswärme, die uns ihn auch als Menschen liebgewinnen läßt. Aber das ausgezeichnetste seiner Werke, das er im letzten Dezennium seines Lebens schrieb, ist seine Geschichte des Aufstands der Morisken. Niemand war besser, als er, zu einem solchen Unternehmen befähigt, da ihm alle Dokumente der Regierung zu Gebote standen, und er mit dem Schauplatz der Empörung, in dessen Nähe er ein oft von ihm bewohntes Landgut besaß, genau bekannt war. Daß ihm unter der Herrschaft eines Philipp II. und der Oberaufsicht, welche die Inquisition über alle Bücher führte, die größten Rücksichten auferlegt waren, versteht sich von selbst; es ist aber bewundernswürdig, wie er es verstanden hat, trotz dieses auf ihm lastenden Druckes seine Mißbilligung der Regierungsmaßregeln, durch welche die Morisken zum Aufruhr getrieben wurden, sowie der barbarischen Härte, durch die der letztere unterdrückt ward, auszusprechen. Das Werk konnte allerdings anfänglich nur verstümmelt gedruckt werden; in seiner wahren Gestalt erschien es erst im vorigen Jahrhundert. Es ist ein Labsal, aus demselben einen Mann kennen zu lernen, der in der Zeit des finstersten Despotismus und Fanatismus sich eine solche Freiheit des Geistes, eine so warme Teilnahme für die Unterdrückten und Mißhandelten bewahrt hat. Man spottet viel über Schiller's Marquis Posa und sagt: Ueberzeugungen, wie derselbe sie ausspreche, seien ganz unhistorisch in das Spanien jener Tage verlegt; nun, ich behaupte nicht, daß Diego de Mendoza weltbürgerliche Ideen gehegt wie der edle Maltheserritter, nicht, daß er vor Philipp II. deklamirt hat: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" — allein sein genanntes Geschichtsbuch zeigt, daß er ein lebendiges Gefühl für Menschenrecht besaß. Wenn er notgedrungen die empörende Härte der Regierung und ihrer Werkzeuge nicht ausdrücklich tadelt, so

charakterisirt er sie doch in so schneidender Weise, schildert sie in so grellen Farben, daß der Leser keinen Augenblick die Herzensmeinung des Verfassers verkennen kann. In einer großen meisterhaften Rede, die er einem der Empörer in den Mund legt, läßt er aber auch die unglücklichen Opfer geistlicher und weltlicher Tyrannei in feurigster Weise ihr Recht und die an ihnen verübte himmelschreiende Unbill darlegen.

Das heutige Granada verdankt die Anziehungskraft, die es auf die Reisenden übt, neben seiner herrlichen Umgebung allein den Resten aus der Araberzeit. Seine erst von den Christen aufgeführten Gebäude sind zwar zum Teil aus kostbaren Materialien errichtet, verdienen indes sonst wenig Aufmerksamkeit. Eine große Gemäldesammlung, die hier aus Bildern der Klöster und Kirchen zusammengebracht worden ist, bietet kaum etwas anderes als Mittelgut, und es ist ermüdend, sie nur zu durchwandern. Ich habe darunter keines gefunden, das mich zu einer zweiten Besichtigung gereizt hätte, oder über das ich ein Wort sagen möchte. Doch bin ich, verstimmt durch die große Menge des Schlechten, das mein Auge beleidigte, vielleicht ungerecht gegen einzelnes Bessere, das sich darunter finden mag. — Granada besitzt zwei ziemlich unscheinbare Monumente, bei denen mich einen Augenblick aufzuhalten mir der Mühe wert scheint. Das eine ist dem Schauspieler Isidoro Maiquez gesetzt worden, dessen Glanzzeit in das erste Viertel unseres Jahrhunderts fällt. Es war damals die Periode des sogenannten Klassizismus; Stücke nach französischem Muster beherrschten die Bühne, und auch die wenigen altspanischen Dramen, die man noch duldete, wurden nach der Boileau'schen Schablone zugerichtet. Diese beschränkte Form, in welche auch der Othello gezwängt ward, macht es einem Schauspieler kaum möglich, sein ganzes Talent zu entfalten; jedoch wird Maiquez von den zeitgenössischen Schriftstellern

als in tragiſchen Rollen eminent geprieſen. Uebrigens ſcheint mir die Ehre eines öffentlichen Monuments faſt zu viel für einen Schauſpieler zu ſein; ſeine Kunſt erſchöpft ſich doch in der Gegenwart, und hier werden ihm, wie noch mehr den Sängern und Tänzerinnen, oft Lorbeeren zu teil, die der nicht bloß reproduzirende, ſondern ſelbſt ſchaffende Künſtler entbehren muß. Es iſt daher geziemend, daß er ſich mit dem Lohne begnügt, welcher ihm von den Mitlebenden geſpendet wird. „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze," ſagt Schiller, und wenn man von dieſer Gewohnheit abweichen wollte, ſo könnte man am Ende auch dem Mario und Lablache, der Catalani, Malibran, Griſi und Sontag Monumente bauen. So lange Calderon und andere große Dichter der Spanier noch kein Denkmal beſitzen, iſt übrigens dies einem Akteur geſetzte eine Anomalie. — Ein zweites Monument in Granada hat größere Berechtigung; es feiert die Erinnerung an Donna Maria Pinedo, eine junge Dame, deren tragiſches Schickſal auf das Mitgefühl der Nachwelt Anſpruch hat. Dieſelbe hatte zur Regierungszeit Ferdinand's VII. eine Fahne geſtickt, deren die Anhänger der konſtitutionellen Partei ſich bei ihrer beabſichtigten Schilderhebung bedienen wollten. Der Plan wurde, bevor er zur Ausführung gelangte, entdeckt, und neben mehreren der Verſchworenen traf auch die unglückliche Donna Maria das Todesurteil. Daß die Hinrichtung wirklich an ihr vollſtreckt wurde, iſt ein Akt der Barbarei, der uns jetzt ſchwer glaublich erſcheint, und wie ähnliche in neuerer Zeit nur noch von den Bourbonen in Neapel verübt worden ſind. Gewiß laſſen die Zuſtände im heutigen Spanien noch ſehr viel zu wünſchen übrig; der Ehrgeiz der Parteiführer und die von denſelben ſtets aufs neue heraufbeſchworenen Revolutionen ſind dem Gedeihen des Landes ſehr hinderlich. Aber wenn ich an die furchtbare Wirtſchaft unter der abſoluten Monarchie zurückdenke, ſo ſtimme ich aus vollem Herzen in den hier

vielfach gehörten Ruf: Viva la constitucion! ein und lasse es mir sogar gefallen, daß man den Platz Bivarrambla ziemlich geschmacklos zum „Constitutionsplatz" umgewandelt hat.

15.

Sevilla, im August 1852.

Die verlockenden Klänge von Brentano's Lied „Nach Sevilla! nach Sevilla!" und das in Spanien verbreitete Sprichwort „Wer Sevilla nicht gesehen, der hat noch kein Wunder gesehen," erregen Erwartungen, die sich bei der Ankunft in dieser Stadt nicht ganz erfüllen. Nach der reizlosen Fahrt auf dem Guadalquivir von Cadix hierher, findet man die Ufer in der Nähe der Hauptstadt Andalusiens zwar etwas besser angebaut; allein dieselben bleiben flach, und auch der niedrige Höhenzug, El Ajarafe, der sich gegen Norden erhebt, vermag ihnen kein malerisches Aussehen zu geben. Nur der goldene Turm, ein Krahn, so genannt von den Lasten amerikanischen Goldes, die ehemals an ihm ausgeladen wurden, die über dem Spiegel des Flusses aufragenden Zinnen der mächtigen gothischen Kathedrale und vor Allem die in ihrer Art einzige maurische Giralda entsprechen einigermaßen dem Bilde, das man sich von einer Wunderstadt entworfen hat. Zur Zeit der arabischen Herrschaft muß die Umgegend weit schöner gewesen sein; damals waren nach den Schilderungen der muhammedanischen Schriftsteller beide Gestade des Stromes auf Meilenweite mit Landhäusern und üppigen Gartenanlagen überdeckt. Gegenwärtig findet man längs des Guadalquivir wohl auch im Frühling noch angenehme Spaziergänge; aber die von den Mauren angewandte Berieselung, wo mittelst der Schöpfräder sich befruchtendes Wasser durch kleine Kanäle nach allen Richtungen hin ergoß, ist ziemlich außer Brauch

gekommen, und die Felder rings um die Stadt, die vom Sonnenbrand verdorrten, überdies mit dickem Staub bedeckten Blätter der Bäume bieten im Sommer einen traurigen Anblick dar, besonders in dem gegenwärtigen, wo hier eine wahrhaft tropische Hitze herrscht. In Andalusien zeigt sich gewöhnlich vom Mai bis gegen Ende des September keine Wolke am Himmel; man denke sich, wie stark die unaufhörlich zur Erde herabfallenden Strahlen der Sonne die Luft erhitzen müssen! Wer in Geschäften auszugehen hat, der benützt dazu die frühen Morgenstunden; während des Tages sind alle Straßen menschenleer. Ich habe mich weislich der sevillanischen Sitte gefügt; in der ersten Frühe mache ich einen Ausgang, um den von den morgenländischen Dichtern so viel gepriesenen Hauch des Ostwindes einzuschlürfen, der von „Saba Gewürzdüfte heranträgt"; dann jedoch ziehe ich mich in meine Wohnung zurück, die vortrefflichen Schutz gegen die Hitze gewährt und ganz im andalusischen Stil eingerichtet ist. Sie befindet sich in der Calle de Francos, der nach meinem Geschmack hübschesten und eigentümlichsten von Sevilla, zu ebener Erde neben dem offenen maurischen Hofe, der im Innern des Hauses liegt, oder um den letzteres herumgebaut ist. Ueber diesen Patio ist eine leinene Decke als Schattendach hingespannt; in der Mitte desselben rauscht ein kleiner Springbrunnen und ergießt sein Wasser durch Marmorrinnen am Boden hin; um ihn her aber stehen mehrere Orangen- und Granatbäume. Da in meinem Gemach eine angenehme Temperatur herrscht, die wenigstens gegen die Siedehitze der Straße als Kühle erscheinen kann, so vermag ich behaglich zu arbeiten, wie überhaupt die Lüfte hier trotz des außerordentlichen Wärmegrades von 32° Réaumur im Schatten nicht das Erschlaffende und Niederdrückende haben, worunter wir im Norden an gewitterschwülen Tagen so oft leiden. Wenn ich des Lesens und Schreibens überdrüssig bin, begebe ich mich in den Hof, wo die Tochter

und die Nichte meines Hauswirts ihren beständigen Sitz aufgeschlagen haben. Der Unterhaltung mit diesen reizenden und liebenswürdigen Wesen werde ich nie müde. Sie besitzen in hohem Maße die Geistesgaben, welche eine Mitgift der Natur sind und nicht anerzogen werden können: jenen mit Anmut verbundenen schalkhaften Witz, wegen dessen die Spanier die Andalusierinnen Saleros, das heißt Salzfässer, nennen. Ihr Wissen ist gering; doch was ich vor Allem an ihnen schätze: sie haben keine falsche Bildung, lesen auch keine Romane, besitzen dagegen natürliche Empfindung für das Schöne. Manches aus den spanischen Dichtern ist ihnen bekannt, und sie wissen Stellen aus ihnen zu recitiren; besonders lieben sie die Musik und singen vortrefflich zur Guitarre. Dolores, die Aeltere, von schwarzen Locken und Augen, deren Dunkel bei der Blässe ihrer Wangen noch tiefer erscheint, hat das ganze Feuer der Südländerin, während um das von leichtem Rot überflogene Antlitz der Ines, der Jüngeren und erst eben Erwachsenen, bei etwas hellerem, ins Bräunliche fallendem Haar, das hier schon blond genannt wird, ein leichter Anhauch aus dem Norden zu spielen scheint. Wenn es Abend geworden, das Leinen vom Dach zurückgezogen ist und die Nachtluft durch den Wipfel des Granatbaums säuselt, kommt auch der Alte nach vollendetem Tagesgeschäft in den Hof herab, um mit den Beiden oder mir zu plaudern. Dolores beginnt auf seine Aufforderung hin eine Seguidilla oder einen Polo zu dem Saiteninstrument zu singen, und die kleine Ines führt in anspruchsloser Weise den Tanz dazu aus, indem sie die Castagnetten schlägt. Auf meine Bitte wird mir dann gerne gestattet, die beiden Mädchen auf die Alameda zu begleiten, damit sie sich der Nachtkühle erfreuen. Diese nächtlichen Spaziergänge sind im Sommer das Hauptvergnügen der Sevillaner, und sie sind einzig in ihrer Art. Beim Gang durch die Straßen blickt man bald hier und bald dort durch

die Gitter der Thüren in die inneren lampenerhellten Höfe der Häuser, aus denen vielfach Gesang und Guitarrenklang hervortönen; dann gelangt man auf den mit Reihen von Pappeln besetzten und mit buntfarbigen Lampen erleuchteten Platz del Duque, der, mit den Buden der Fruchthändler und Limonadenverkäufer bedeckt, von Gruppen von Herren und Damen wimmelt, die in heiteren Gesprächen auf und nieder wandeln. Wenn schon dem einsamen Spaziergänger unter dem andalusischen Nachthimmel, aus dem die Sterne wie Flammen herableuchten, beim Anblick der glühenden Augen der Andalusierinnen, welche rings um ihn unter den Mantillen und hinter den stets in Bewegung befindlichen Fächern hervorblitzen, das Herz aufgeht, — was für ein Entzücken muß erst Der fühlen, dem es verstattet wird, an der Seite solcher holden Mädchen hinzuschreiten und vertraulich mit ihnen zu scherzen! Die Liebenswürdigkeit der Frauen in Andalusien und die Zwanglosigkeit des Umgangs mit ihnen macht das Leben hier zu einem wahren Fest. So hat sich denn schon bald nach meiner Ankunft meine anfängliche ungünstige Meinung von dieser Stadt in ihr Gegenteil umgewandelt, und ich sehe voraus, daß später, wenn ich sie verlassen haben werde, mein Herz oft den Vers Brentano's „Nach Sevilla! nach Sevilla!" anstimmen wird. Seitdem habe ich auch die übrigen Vorzüge derselben mehr und mehr erkannt, welche sich nicht dem ersten flüchtigen Anblick, sondern nur der längeren Betrachtung ganz enthüllen. Auf Naturreize wie in Granada oder Ronda muß man hier verzichten; nur die Gärten des Alcazar, die vom üppigsten südlichen Pflanzenwuchs überquellen, gewähren solche. Allein da das Terrain flach ist, kann die malerische Wirkung keine große sein. Desto reicher ist das Interesse, welches Straßen und öffentliche Gebäude darbieten. Des Platzes vor der Kathedrale wird man nie satt, er steht hinter dem Sankt Marcusplatz, von dem er freilich in der

Formation ganz verschieden ist, kaum zurück, und ich besuche ihn fast bei jedem Tagesanbruch, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Spitze der Giralda röten und sich nach und nach auf die Türmchen und Zinnen der Kirche legen. Magisch muß die Wirkung zur Zeit der Araber gewesen sein, als drei riesenhafte goldene Kugeln den Gipfel der Giralda, welche die Minaret der damaligen Moschee war, schmückten und einen Glanz verbreiteten, der auf Meilenweite gesehen wurde. Dieser Turm trägt noch vollständig das orientalische Gepräge; man glaubt, er sei von Damaskus oder Bagdad herübergetragen worden, und erwartet, zu den bestimmten Stunden den Muezzin auf seine Galerie treten zu sehen; da plötzlich erschallt der Ton christlicher Glocken von der moslimischen Gebetswarte. — In den Gebäuden Sevilla's finden sich die drei Glanzperioden dieser Stadt repräsentirt. Weil jedoch die Eine Zeit nicht selten die Bauwerke der vorhergehenden benützte und zum Beispiel Moscheen in Kirchen umbaute, ältere Häuser und Paläste renovirte, so läßt sich oft schwer bestimmen, was und wie viel davon aus der einen oder anderen Epoche herrührt. In der ersten Zeit der arabischen Herrschaft wurde Sevilla weit von der Chalifenresidenz Cordova übertroffen; ihre eigentliche Blüte begann nach dem Sturz der Omajjaden, als das auf den Trümmern des früheren Reiches zu Macht und Ansehen gelangte Geschlecht der Abbadiden sie zum Mittelpunkte eines unabhängigen Königtums machte und hier seinen Sitz aufschlug. Es ist ein niederschmetternder Gedanke, wie die Herrlichkeit dieses Abbadidenreiches, die hohe Blüte der Kultur, der Wissenschaft und Poesie, die sich in ihr entfaltete, nicht nur untergehen, sondern auch in der Erinnerung der Menschen nahezu völlig erlöschen konnte. Keine Weltgeschichte, deren wir so manche und ausführliche besitzen, ja nicht einmal die Spezialgeschichten Spaniens erwähnen desselben, und auch ich wußte kaum etwas von seiner Existenz, bis durch die mit

großem Fleiße von Dozy aus Fragmenten arabischer Autoren zusammengestellte Historia Abbadidarum mir Kenntnis davon ward. Seltsam! Eine Königsfamilie, die ihrem Scepter einen beträchtlichen Teil von Andalusien und das südliche Portugal bis an das Meer unterworfen, die ihre Hauptstadt und deren Umgebung mit den prächtigsten Palästen und Villen überdeckt und ihren Hof zum Mittelpunkte der muhammedanischen Bildung ihrer Zeit gemacht hatte, war in den Annalen der Welt wie ausgetilgt, und erst durch die Herausgabe von Texten, die ein holländischer Gelehrter aus vergilbten Manuskripten sammelte, erhielten wir Nachricht von der hohen Kultur, die hier am Guadalquivir, nicht etwa in grauer Urzeit, sondern vor kaum acht Jahrhunderten geblüht hat. Und doch ist die Geschichte dieser Dynastie so merkwürdig, wie die nur weniger anderen; sie zählte Mitglieder von gewaltiger Thatkraft und riesenhaftem Wollen und ist voll erschütternder Schicksalsfälle, die besonders über ihren Untergang einen Schleier düsterer Tragik breiten. Der letzte Herrscher dieses Geschlechts, Al Motamid, ist eine der interessantesten Gestalten der spanisch-arabischen Geschichte. Ein leidenschaftlicher Freund der Poesie und selbst zu den vorzüglichsten Dichtern seines Volkes zählend, versammelte er Sänger aus allen Teilen Andalusiens um sich und fand seinen höchsten Genuß darin, im Wettstreit mit ihnen der holden Kunst zu pflegen. An den Wasserbecken der zahlreichen Schlösser, die er in der Stadt und an den Ufern des Guadalquivir errichtete und mit allem Luxus des Orients überschüttete, feierte er bei Fackelglanz zauberische Feste, die durch Saitenklang und Improvisation verschönt wurden. Dennoch verfiel dieser König nicht in Weichlichkeit; wenn er seine Lieblingsunterhaltung im Kreise seiner Dichter gepflogen oder nächtlich nach Weise des Harun al Raschid die Straßen von Sevilla abenteuernd durchstreift hatte, umgürtete er sich am Morgen mit dem Schwert des Krieges, um seine Feinde niederzuschlagen

und die Grenzen seines Reichs zu erweitern. Aber ein furchtbares Schicksal sollte ihn ereilen. Als der wilde Berbernfürst Jussuf Ibn Taschfin seinen Eroberungszug nach Andalusien unternahm und die ganze Halbinsel mit seinen zahllosen afrikanischen Horden überschwemmte, wurde der König von Sevilla eines von dessen ersten Opfern, bis er, nach tapferer Verteidigung seiner Hauptstadt, in die Gefangenschaft nach einer marokkanischen Festung fortgeschleppt wurde. Hier mußte er, mit Ketten beladen, Jahre lang in einem düstern Kerker schmachten; aber die Dichtkunst blieb ihm bis an seinen Tod eine Trösterin, und er hauchte den Schmerz über sein Unglück, die Sehnsucht nach seiner schönen Heimat in einer Reihe von Liedern aus, in denen tiefe, zum Herzen dringende Empfindung durch den reichen Schmuck orientalischer Bilder, mit dem sie wie fast alle arabischen Poesien prangen, mächtig hindurchbricht. — Während meines Aufenthalts in Sevilla hat die Gestalt dieses Königs mich beständig umschwebt, und ich habe gesucht, in den Gebäuden dieser Stadt irgend eine Reminiszenz an ihn aufzufinden; allein vergebens. Die Verheerungen, welche Sevilla nach der Eroberung durch Jussuf erfuhr, müssen entsetzlich gewesen sein und alle Paläste und Lusthäuser der Abbadiden zu Boden geworfen haben. Die Zeit hat mehr Monumente von der in Jahrtausende vor Christus hinaufreichenden Regierung der Osymandias und Tutmes aufzuweisen, als von derjenigen dieses sevillanischen Herrschergeschlechts. Eine Marmorplatte an der Außenwand einer jetzt in den Glockenturm der Kirche S. Juan de la Palma umgewandelten Minaret, auf der sich der Name des Al Motamid findet, ist das einzige noch vorhandene Denkzeichen, daß wirklich ein solcher König gelebt hat. Ich hoffe die Ungerechtigkeit der Geschichte, welche die Erinnerung an ihn durch fast achthundert Jahre hat erlöschen lassen, zu sühnen, indem ich seine Biographie und die schönsten seiner Dichtungen aus dem Arabischen, in

welcher Sprache sie nur Wenigen verständlich sind, ins Deutsche übertrage. Dadurch soll der Ruhm Dozy's im mindesten nicht geschmälert werden, dem das erste und Hauptverdienst gebührt, dieses merkwürdige Fragment spanisch-arabischer Geschichte wieder ausgegraben zu haben. Aber in seinen beiden Quartbänden, die nur orientalische Texte, hie und da untermischt mit lateinischen Kommentaren und Uebersetzungen enthalten, ruht der Schatz bisher noch wie vergraben, oder ist doch einzig den Gelehrten zugänglich.

Nachdem die Abbadiden so furchtbar zu Grunde gegangen und die wilden Eroberer, die Murabiten, ihre Hauptstadt, sowie ganz Andalusien stark verheert hatten, erfreute sich Sevilla unter der Dynastie der Muwahiden von neuem glücklicher Tage. Aus der Zeit ihrer Herrschaft ist die Giralda als leuchtendes Wahrzeichen auf uns gekommen. Einzelne Privathäuser von maurischer Architektur und Ausschmückung und ein paar später dem christlichen Gottesdienst geweihte Moscheen mögen auch aus ihrer Zeit herrühren.

Mit der Eroberung Sevilla's durch Ferdinand den Heiligen im Jahre 1236 beginnt die zweite Epoche dieser Stadt, die man vorzugsweise die romantische nennen könnte, und sie gibt ihr noch heute ein Gepräge, das sie besonders anziehend macht; ich kann nicht durch ihre Straßen gehen, ohne der Scenen der Galanterie zu gedenken, die sie einst belebten, der nächtlichen Serenaden der Ritter unter den Balkonen ihrer Schönen, der Zwiegespräche der Liebenden an den Gitterfenstern und der Zweikämpfe, die immer im Gefolge der Liebesabenteuer gingen. Don Juan Tenorio ist die typische, in ganz Europa berühmt gewordene Gestalt dieser Romantik. Das Drama des Tirso de Molina und Mozarts Oper haben einem ausschweifenden jungen Menschen, der ohne sie längst von keinem Munde mehr genannt werden würde, Unsterblichkeit verliehen. Kein Chronist erwähnt die Sage, und es sind auch keine

ſicheren Anhaltspunkte vorhanden, wonach ſich der Abenteurer, deſſen Name Tenorio allerdings einer wirklichen ſevillaniſchen Familie angehört, in eine beſtimmte Zeit verſetzen oder gar das Haus, das er bewohnt, beſtimmen ließe. Vermutlich war ſogar, als Tirſo ſein Schauſpiel dichtete, die Legende von dem Burlador eine obſkure, nur von Wenigen gekannte. Indeſſen nach der zweifelhaften, ſchattenähnlichen Exiſtenz, die er lebend geführt, entſtieg Don Juan leuchtend ſeiner Gruft; auf den Plätzen und Gaſſen Sevilla's, vor den Terraſſen und unter den Bogengängen ſeiner Paläſte, beſonders bei Nacht, begegnet man ihm, die Laute in der einen, das Schwert in der andern Hand haltend oder eine Dame am Arm führend; und noch wenn die Hauptſtadt Andaluſiens untergegangen ſein wird, wird ſein Schatten um ihre Trümmer irren. — Eine andere Geſtalt, die für immer mit Sevilla verbunden ſein wird und es wie ſein Genius umſchwebt, iſt die des Königs Don Pedro. Er war das Ideal eines Ritters nach dem Sinne des Volkes, beſchützte immer die Unterdrückten gegen die übermütigen Hidalgos und trat ſelbſt, ſo raunte man ſich bewundernd zu, ohne Begleiter in die Burgen der Vaſallen, um die Uebermütigen mit der Kraft ſeines Arms und Schwertes zu züchtigen. Daß er zwiſchen den Todesurteilen, die er ohne zu große Blutſcheu vollſtreckte, bei Nacht gern auf Liebesabenteuer ausging und Diejenigen, die ihm dabei hindernd in den Weg traten, zu Boden ſtieß, machte ihn nur um ſo mehr zum ſpaniſchen Nationalhelden. Eine halb zertrümmerte Bildſäule an einer Straßenecke von Sevilla erinnert noch an die Nachtwanderungen des gewaltigen Königs. Don Pedro hatte an dieſer Stelle vor dem Hauſe des Regidors der Stadt einen Nebenbuhler im Zweikampf umgebracht und war dabei vom Regidor erkannt worden. Da nun dieſem geſetzlich die Pflicht oblag, jeden Mörder ſtreng zu beſtrafen, der König ſelbſt aber ſeiner Machtbefugnis entrückt war, ließ er ein Bildwerk an

seinem Hause anfertigen, in welchem der Monarch vor dem Henker knieend und eben den Todesstreich von ihm empfangend dargestellt war. Don Pedro zeigte seine Großherzigkeit darin, daß er es als einen gerechten Akt des Regidors anerkannte, ihn wenigstens in effigie köpfen zu lassen und das Bildwerk als Warnung für Alle auf der Straße beließ.

Die dritte Glanzepoche Sevilla's beginnt mit der Entdeckung von Amerika; durch diese und durch den Handel mit dem westlichen Indien, den es fast allein an sich riß, wurde es für zwei Jahrhunderte die erste Stadt Spaniens. Von den Schiffswerften am Guadalquivir liefen die Flotten nach dem neuen Weltteil aus, zu ihnen kehrten sie, beladen mit den Schätzen der mexikanischen Könige, der peruanischen Incas, zurück; zu ihrem Hafen drängte sich damals das erstaunte Abendland, um die nie gesehenen Tiere und Pflanzen, die von dem neuen Kontinent herübergebracht wurden, zu bewundern. In den Straßen Sevilla's sah man Indianer mit bunten Federkronen lustwandeln, auf seinen Märkten wurden Früchte von wunderbarem Aussehen, Felle, die bisher unbekannten Gattungen von Tieren angehörten, feilgeboten. Der Handelsverkehr und das Menschentreiben, das damals durch die Stadt wogte, muß außerordentlich gewesen sein. Hier war das Paradies der Gauner und Diebe, und es bestanden, wie Cervantes das in einer Novelle lustig geschildert hat, förmliche Schulen, in denen die Kunst des Stehlens gelehrt wurde. Der picareske Roman Guzman de Alfarache und manche alten Komödien bieten ein lebendiges Bild der Hauptstadt Andalusiens im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert dar; gleichsam ein Stück aus ihr ist uns in den Betteljungen Murillo's leibhaftig erhalten. Wenn auch dies letztere Geschlecht noch nicht ausgestorben ist und ich manche Exemplare desselben zu bewundern Gelegenheit fand — in solcher himmlischen Naivetät, in solcher Glorie des Lumpentums, in welcher

der große Maler es verklärt hat, existirt es doch nicht mehr. — Nachdem während des vorigen Jahrhunderts der Handelsverkehr mit Amerika sich mehr nach Cadix gezogen hatte, begann Sevilla von seiner Höhe zu sinken. Durch die Losreißung der Kolonien von Spanien ward ihm dann ein weiterer Stoß versetzt. Wenn man jetzt von der nach Triana hinüberführenden großen Brücke den Strom hinunterblickt, der einst unter der Wucht der goldbeladenen Galeonen ächzte, so gewahrt man keinen Mastenwald, kein Menschengewühl im Hafen mehr. Im Innern der Stadt freilich herrscht noch reges Treiben; die südliche Lebendigkeit, die Gewohnheit der Bewohner, den größten Teil des Tages im Freien zuzubringen und selbst Handwerksarbeiten auf den Straßen vorzunehmen, macht, daß die spanischen Städte bevölkerter erscheinen, als sie wirklich sind.

16.

Sevilla, den 10. August 1852.

Mit der Tochter und Nichte meines Hauswirts habe ich mehrmals eine Tanzschule besucht, wo die Letztere, Ines, noch Unterricht empfängt. Es ist dies fast die einzige Gelegenheit, die man noch hat, die reizenden spanischen Nationaltänze zu sehen; denn auf den Bällen, nicht nur der höheren Gesellschaft, sondern auch der Bürger, sind sie vor den Walzern, Polkas und so weiter, die man für viel nobler hält, gänzlich verschwunden, und selbst bei Volksfesten kommen sie nur ausnahmsweise zum Vorschein. Auf den Bühnen aber, wo gewöhnlich der eine oder andere am Schlusse der Vorstellung aufgeführt wird, sind sie theatralisch aufgeputzt und haben daher ihr echtes Gepräge verloren. Der vielgenannte Fandango scheint ganz in Vergessenheit geraten zu sein und Niemand hat mir beschreiben können, wie er eigentlich

beſchaffen geweſen ſei. Dagegen werden der Bolero, die Jota, Aragoneſa, die Tiranas, der Zapateado und ſo weiter in den Tanzſchulen gelehrt. Es iſt ein unterhaltendes Schauſpiel, die kaum dem Kindesalter entwachſenen Mädchen mit den anmutvollſten Bewegungen und der immer von Grazie gezügelten Leidenſchaftlichkeit der Andaluſierinnen beim aufregenden Geſchmetter der Caſtagnetten dieſe Tänze ausführen zu ſehen. Einmal ward in der Tanzſchule ein kleines Feſt veranſtaltet, bei dem eine Anzahl junger Leute in dem ſogenannten Majokoſtüm, der andaluſiſchen Nationaltracht, erſchien, welche unumgänglich zu dieſen Tänzen gehört. Faſt alle Südſpanier beſitzen das genannte Koſtüm; aber auf den Straßen wird es in den größeren Städten, mit Ausnahme von Granada, nur noch ſelten geſehen; einzig bei den Stiergefechten legt es Jedermann an. Hier iſt es vorgeſchrieben und ſelbſt der Fremde thut wohl, ſich bei ſolcher Gelegenheit der Nationalſitte zu fügen. Da ich ſchon früher, von Neugier getrieben, mehrmals Stiergefechte geſehen und ſehr gemiſchte Eindrücke von dieſen Volksbeluſtigungen nach Hauſe getragen habe, dachte ich, nie wieder einem derſelben beizuwohnen. Trotzdem bin ich meinem Entſchluſſe untreu geworden. Schon ſeit Wochen war ganz Sevilla in fieberhafter Aufregung und Erwartung, weil ein berühmter Matador ſeinen Beſuch angekündigt hatte. Für mich bedeutete ein derartiger Ruhm ſo wenig, daß der Name des großen Mannes mir ſchon wieder entfallen iſt. Allein bei den Spaniern ſind ausgezeichnete Stierfechter förmliche Nationalhelden; man findet ihre Porträts in allen Häuſern, ſelbſt in den Hütten der Bauern. Je näher der Tag des Feſtes heranrückte, deſto mehr bildete das bevorſtehende gewaltige Ereignis das einzige Geſpräch. Die Stadt füllte ſich mit Gäſten von nah und fern und ich fühlte, daß ich eine lächerliche Rolle geſpielt haben würde, wenn ich verſchmäht hätte, dem herrlichen Schauſpiel beizuwohnen. Der Zirkus

von Sevilla ist der umfangreichste und schönste auf der ganzen Halbinsel, und jedenfalls durfte ich mir versprechen, daß die versammelten Zuschauer, alle in ihrem volkstümlichen Anzug, mir einen interessanten Anblick gewähren würden. Schon am frühen Morgen des für die Vorstellung erlesenen Tages waren sämmtliche Straßen gedrängt voll von Menschenscharen; man konnte sich in ein fremdes Land oder in eine andere Zeit versetzt glauben, weil die üblichen Cylinderhüte und französischen Trachten, durch welche die heutige Generation sich verunstaltet, nahezu verschwunden und dem andalusischen Kostüm gewichen waren. Da ich von Granada her ein solches besaß, wo es mir besonders bei meinen Reisen zu Pferde gute Dienste geleistet hatte, zog ich dasselbe an und begab mich nach dem Zirkus, zu dem die Menge in dichtem Gewühl hinwogte. Bei meinem Eintritt fand ich schon einen großen Teil der Sitze eingenommen, erhielt jedoch noch einen guten Platz an der Schattenseite. Diese Seite wird teurer bezahlt; die ärmeren Klassen der Bevölkerung, die ihr letztes Besitztum veräußern, um sich den Genuß des großen Nationalschauspiels zu verschaffen, lassen sich geduldig sechs Stunden lang von den sengenden Sonnenstrahlen braten. Von meinem Sitze genoß ich über den Zirkus hinaus eines schönen Blickes auf die Kathedrale und die Giralda. Daß sich unter der ungeheuren Menschenmenge, die schließlich den ganzen Zuschauerraum ausfüllte, auch viele Frauen befanden, nahm mich nicht wunder, da ich Solches schon früher gesehen. Wenn in einem Volke einmal eine von den Vorfahren überkommene Sitte herrscht, so untersuchen die Mitglieder desselben gar nicht mehr, ob sie löblich oder tadelnswert sei, empfinden auch nicht mehr das Verletzende in ihr. Die Kaiser- und Patriziertöchter Roms in dem hochgebildeten Zeitalter des Augustus schauten mit Ergötzen den blutigen Gladiatorenspielen zu, wo Hunderte von Kriegsgefangenen einander zerfleischten oder von wilden Bestien

zerriſſen wurden. Die zarten Töchter Albions, die vor Entſetzen zuſammenfahren, wenn ein unſalonmäßiger Ausdruck in ihrer Nähe gebraucht wird, finden hohes Vergnügen an Hetzjagden, bei denen Hirſche und Rehe auf martervolle Weiſe umkommen. So ſind auch die Spanierinnen von Jugend auf daran gewöhnt, den Beſuch der Stiergefechte als ein unſchuldiges Vergnügen anzuſehen. Sie erfreuen ſich an dem Mut und der Geſchicklichkeit der Toreadores und an den verſchiedenen aufregenden Situationen des Kampfes; an das Leiden der armen Tiere, die dabei umkommen, namentlich der Pferde, denken ſie ebenſowenig, wie beſagte Engländerinnen an die Qualen des gehetzten Wildes, oder wie unſere Sportsmen bei ihren Jagdpartien an die der angeſchoſſenen Haſen oder der auf grauſame Weiſe aus ihrem Bau hervorgeholten Füchſe. Es iſt daher ungerecht, das ſüdliche Volk wegen ſeines Behagens an den Stiergefechten beſonderer Barbarei anzuklagen. Indeſſen wenn bei einer Nation eine ſchlechte, dem feineren Gefühl Anſtoß gebende Sitte herrſcht, ſo rechtfertigt dies noch nicht die andere wegen derſelben Gewohnheit, und ſo will ich es auch den Spaniern keineswegs zur Ehre anrechnen, daß ſie fortwährend ſo großes Vergnügen an dieſen blutigen Fiestas de toros finden. Von dem Hergang bei ſolchen Spielen werde ich, da er ſo oft aufs genaueſte erzählt worden iſt, keinen näheren Bericht geben; es iſt mit einigen Variationen immer der nämliche, und deshalb begreife ich auch nicht die Paſſion, welche das Volk ſtets von neuem in den Zirkus treibt. Das Intereſſanteſte für mich iſt eben die Betrachtung dieſer Leidenſchaft, mit welcher Jung und Alt dem Kampfe zuſchaut und deſſen verſchiedene Wendungen mit atemloſer Spannung begleitet. Jedes Mal, wenn ein Stier in den Zirkus ſtürzt, ſind Aller Blicke erwartungsvoll auf ihn gerichtet; wenn er ſich zaghaft zeigt und erſchrocken zurückweicht, wird er mit Hohn und Spott überhäuft und ausgeziſcht wie ein ſchlechter

Schauſpieler. Rennt er dagegen wütend auf die von den Banderilleros ihm entgegengeworfenen roten Tücher los, ſo ermutigt ihn allgemeiner jubelnder Zuruf, worauf ſich dann ſeine Wut meiſtens zunächſt gegen die mit langen Lanzen bewaffneten Picadores und die von ihnen gerittenen Roſſe wendet. Die Leiden dieſer armen Pferde, denen die Augen verbunden ſind und die ſich in keiner Weiſe gegen den Grimm des auf ſie einſtürzenden Stieres wehren können, waren mir von jeher das Empörendſte bei dem ganzen Spektakel. Die Details davon mag ich nicht erzählen; jedes Mal, wenn einem der unſeligen Tiere durch die Hörner der raſenden Beſtie der Leib aufgeſchlitzt ward und das zu Boden geſtürzte ſich dann von neuem aufraffen mußte, wandte ich den Blick entſetzt hinweg. Das Gefühl, mit welchem ich den ſich im Zirkus umhertummelnden Stieren zuſah, war weit weniger das des Mitleids; da dieſelben ſich mit ſeltenen Ausnahmen im Zuſtand höchſter Wut befinden und Schrecken und Tod um ſich verbreiten, ſo bedauert man mehr ihre Opfer als ſie ſelbſt. Nur wenn ſie feig ſind und ihnen, um ſie in Raſerei zu verſetzen, die kleinen mit Pulver gefüllten Pfeile angeheftet werden, die dann losknallen und ihren Leib mit Brandwunden überdecken, fordern auch ſie das Mitleid heraus. Ihr Tod erfolgt ſchließlich meiſtens ſchnell, indem ein geſchickter Matador ihnen den Stoß ſo ins Genick zu verſetzen weiß, daß ſie wie vom Blitz getroffen niederſinken. Die Menſchen, die als handelnd bei dieſen Schauſpielen auftreten, ſetzen ſich den dabei nie ganz zu vermeidenden Gefahren freiwillig aus. Daher kann ich ihnen, wenn ſie ein Unglück trifft, nur mindere Teilnahme zollen, als den willenloſen Opfern dieſer Schlächterei. Die Banderilleros vermögen ſich durch Behendigkeit faſt immer vor den Verfolgungen des Untiers zu retten; ſchlimmer ſchon ergeht es nicht ſelten den Picadores, die, durch den Sturz der Pferde zu Boden geworfen, der Wut ihres vierfüßigen Gegners

preisgegeben sind und oft arg von diesem geschädigt werden. Den schwersten Stand jedoch hat der Matador oder, wie er jetzt gewöhnlich heißt, Espada; eiserne Nerven, Geistesgegenwart, große Kraft des Arms sind ihm nötig, um dem schnaubenden Stier, vor den er dicht hintreten muß, den tödtenden Stoß zu versetzen; das geringste Zaudern, eine falsche Bewegung, Unsicherheit über das, was im richtigen Moment zu thun nötig, können ihm augenblicklich den Untergang bereiten. Aber es gibt noch besondere Kunstregeln, die er beobachten muß, wenn er nicht den heftigen Unwillen des Publikums auf sich laden will. Diese Regeln werden in besonderen Stierkämpferschulen gelehrt; auch sind eigene Werke darüber verfaßt. Wer es zur Meisterschaft in der Kunst gebracht hat, der wird in ganz Spanien hoch geehrt, und ebenso wie bei uns ein Kavalier dafür geachtet wird, wenn er als Reiter bei einem Wettrennen den Preis gewinnt, so suchten und suchen hier und da noch jetzt Mitglieder des höchsten spanischen Adels einen Ruhm darin, die Stierfechterkunst praktisch zu üben. Ich kenne einen jungen Principe, der in seinem Garten einen Zirkus erbaut hat und dort sich mit seinen Bekannten in der edlen Tauromachie auszubilden sucht, indem er zunächst noch der minderen Gefahr wegen seine Studien und Exerzitien an jungen Stieren macht, an deren Hörnern Kugeln angebracht sind. Wenn bei einer öffentlichen Vorstellung ein dieser noblen Passion hingegebener und wegen seiner Virtuosität darin bekannter Dilettant vom Publikum bemerkt wird, erschallt bisweilen lauter Applaus im Zirkus sowie die Aufforderung, sich als Espada zu zeigen, und der Edle hält es nicht unter seiner Würde, dem ehrenvollen Rufe zu folgen. Uebrigens ist das Publikum sehr unparteiisch, und wenn der Stier Sieger im Kampfe bleibt, ja wenn er seinem Gegner den Tod bereitet, erschallen laute Bravorufe im Amphitheater. Vor einiger Zeit ist auf der hiesigen Plaza de Toros ein Fall vorgekommen, der noch heut im Munde

des Volkes lebt. Ein berühmter Matador, der sich seit einem Menschenalter in allen Hauptstädten Spaniens als vorzüglicher Kämpfer bewährt hatte, machte einen falschen Stoß und wurde von dem ergrimmten Stier zu Boden geworfen. Dieser bohrte ihm nun seine beiden Hörner tief in den Leib, hob ihn auf ihnen empor und rannte mit dem Unglücklichen, ihn als Trophäe hoch in den Lüften haltend, zu wiederholten Malen durch den Zirkus, während donnerndes Jauchzen der Zuschauer zum Himmel scholl. Bei dem Stiergefecht, dem ich diesmal beiwohnte, kam zwar kein so gewaltiges Ereignis vor; indessen fehlte es nicht an interessanten Wechselfällen, die das Publikum in Spannung hielten. Als die Sonne dem Untergang nahe war und Kathedrale und Giralda im Purpurlicht flammten, war der neunte Stier unter dem Schwert des Matador gefallen. Die letzten der Pferde, welche blutend und verstümmelt am Boden lagen, wurden hinausgeschleift und die Menge strömte, hochbefriedigt von dem genossenen Vergnügen, den Ausgängen des Zirkus zu.

Sevilla ist die Vaterstadt der bedeutendsten spanischen Maler. Im Allgemeinen kann Spanien sich in dieser edlen Kunst bei weitem nicht mit Italien messen; von den zahlreichen Künstlern dieses Fachs, die es hervorgebracht hat, dürfen nur äußerst wenige, und auch diese nur annäherungsweise, den großen Meistern von Florenz und Venedig an die Seite gestellt werden. Alonso Cano und Zurbaran verdienen meines Bedünkens nur in eingeschränktem Maß den hohen Ruf, dessen sie genießen. Unter den Gemälden des Ersteren, welche ich gesehen, muß allerdings einigen vieles Lob gespendet werden; doch dies sind Werke, in denen der Maler sich über sein gewöhnliches Niveau erhoben hat, die anderen können auf keinen hohen Rang Anspruch machen. Von Zurbaran's meisten Gemälden, wie von der Mehrzahl der spanischen Kirchenbilder stößt mich der beschränkte pfäffische Geist zurück, der

unverkennbar in ihnen waltet. Fast möchte ich sagen, es wehe Luft aus den Sitzungssälen des heiligen Gerichtes in ihnen. Solche dumpfe, befangene, sich nicht zum Himmel aufschwingende, sondern an der Erde klebende Religiosität findet sich nie bei den guten Italienern; selbst in den Bildern derjenigen Künstler, die ausschließlich für Kirchen und Klöster malten, wie Fiesole, Cima da Conegliano, spricht sich immer Frömmigkeit aus, die das Herz gewinnt, während auf den Altarstücken so vieler Spanier düsterer Wahn, Glaubenseifer und Intoleranz einen widrigen, beklemmenden Eindruck hervorrufen. Nur zwei Maler der Halbinsel, beide Sevillaner, haben sich aus dieser unteren Sphäre erhoben und eine solche Höhe erklommen, daß sie als Meister ersten Ranges gelten dürfen; es sind dies Murillo und Velasquez. Den Letztern kann man hier nicht kennen lernen; fast alle seine Hauptwerke befinden sich in Madrid, dem langjährigen Schauplatz seiner Thätigkeit. Murillo dagegen ist in seiner Vaterstadt noch mit zahlreichen vorzüglichen Werken vertreten; nur profane Scenen aus dem Volksleben von seiner Hand, wie sie der Pinakothek in München zur seltenen Zierde gereichen, findet man in Sevilla nicht. Es ist jedoch eine Eigentümlichkeit dieses Meisters, daß er Typen aus den untersten Volksklassen der andalusischen Hauptstadt in voller Naturwahrheit auch in seine religiösen Bilder aufgenommen hat. Wenn die großen Venetianer Frauen aus ihrer Umgebung auf ihren Altarbildern in Heilige verwandelten, so scheinen es immer Damen der oberen Stände gewesen zu sein, die sich viele Stunden des Morgens hindurch damit beschäftigten, ihre Haare goldrot zu färben. Auch die heiligen Jungfrauen Rafael's, Andrea del Sarto's tragen den Charakter der Vornehmheit und, bei aller Naivetät und holdseligen Unschuld, den der höheren Bildung. Murillo dagegen wählt Landmädchen, die er Gemüse auf dem Markte verkaufen gesehen, Fischermädchen vom Guadalquivir, um aus ihnen Mütter Gottes zu

ſchaffen. Seine heiligen Jungfrauen, welche, auf dem halben Mond ſtehend, von einer Strahlenglorie umleuchtet, gen Himmel ſchweben, ſind Töchter von Handwerkern oder Bauern Sevilla's und ſeiner Umgegend. Obgleich die Kunſt ſie verklärt hat und der niedere Erdenſtaub von ihnen abgeſtreift iſt, erkennen wir in ihnen doch noch die Kinder des Volkes, und oft befiel mich beim Anblick von Mädchen, die mit Körben oder Netzen auf der Straße ſtanden, ein Gefühl von Ehrfurcht, weil ich ſie in einer Weihrauchwolke ſchwebend über dem Altar einer Kirche geſehen zu haben glaubte. Den kleinen Chriſtknaben und Johannes des Murillo begegnete ich nicht ſelten am Guadalquivir, wo ſie miteinander ſpielten. Und doch iſt dieſer Maler weit entfernt von rohem Realismus; mit dem ſonnengebräunten Antlitz und dem ſpezifiſch andaluſiſchen Geſichtstypus der Knaben weiß er auf wunderbare Weiſe göttliche Erhabenheit zu verbinden. Wenn auf manchen ſeiner Bilder der kleine Jeſus einer von den Betteljungen zu ſein ſcheint, die ſcharenweiſe auf den Plätzen und vor den Häuſern Sevilla's und Triana's umherliegen, ſo gewahrt man doch bald einen Strahl himmliſchen Lichts, das aus ſeinen Augen bricht und Andacht gebietet. — Als das herrlichſte unter den Gemälden des Meiſters iſt mir immer die Viſion des heiligen Franziskus in der Kathedrale erſchienen, und ich werde ſeiner Betrachtung nicht müde. Nie iſt die höchſte, erdentrückte Ekſtaſe mit gleicher Macht dargeſtellt worden, ſo daß der Beſchauer in die Entzückung des Heiligen hineingeriſſen wird. Franziskus liegt, überwältigt vom Drang der Gefühle, ahnend die Nähe Gottes, im erhabenſten Moment ſeines Lebens auf den Knieen: da erſchließt ſich über ihm der Himmel und auf wallenden, lichten Wolken ſchweben Engel herab, das Chriſtkind in die Arme des Heiligen zu legen. Wenn ich länger vor dieſem Bilde ſtehe, glaube ich, in immer weitere Tiefen des Himmels zu blicken, als ob ein Lichtgewölk nach dem anderen zurückwiche und ſich in

Strahlennebel auflöste, bis wo in dämmernder Ferne, den Sinnen nicht mehr faßbar, eine himmlische Glorie den Thron des Ewigen umfließt. Aehnliche Darstellungen visionären Charakters von Rafael, wie die Transfiguration, oder von Tizian, wie die Dreieinigkeit in Madrid, sind vielleicht grandioser, allein sie haben nicht das Ekstatisch-Berauschende wie dieses Wunderwerk.

Die Kathedrale von Sevilla ist nach dem Sankt Peter in Rom das größte Gotteshaus der Welt. An ihrer Stelle stand ursprünglich eine bei den Muhammedanern hochberühmte Moschee. Als es sich darum handelte, auf demselben Platze einen Dom zu errichten, beschlossen die Geistlichen, einen so ungeheuren Bau aufzuführen, daß die Welt sagen sollte, „sie seien verrückt geworden". Spanien besitzt drei gothische Kathedralen, die zu den herrlichsten dieses Stiles, welche überhaupt existiren, gehören; alle drei tragen den Charakter feierlichen religiösen Ernstes. Diejenige von Burgos und noch mehr die von Toledo zeichnen ein außerordentlicher Reichtum von Zieraten, eine beinahe unübersehbare Menge von Bildwerken aus; an Großartigkeit aber übertrifft diejenige von Sevilla sie beide, ja alle christlichen Tempel. Man verliert sich wie ein Kind in diesen ungeheuren, himmelanstrebenden Hallen, und wohin der Blick sich in den gewaltigen Räumen wendet, erreicht er bei der in ihnen waltenden Dämmerung nirgends ein Ende. Düstere, geheimnisvolle Schauer wehen von der Wölbung hernieder, und ein magischer Farbenglanz, durch die Fensterrose hereinbrechend, gleitet von Säule zu Säule, von Kapelle zu Kapelle. Von den Wänden und Pfeilern blicken die Steinbilder der Heiligen wie aus der Ewigkeit herab, und wenn der mächtige Schall der Orgel durch die Säulengänge hinhallt, glaubt man, den Tempel sich mit gleitenden Gestalten erfüllen zu sehen. Die Statuen in den Nischen und auf den Altären regen sich, ein Choral von Geisterstimmen ertönt und

die Fundatoren auf den Grabdenkmalen, die ſtummen Generationen der Menſchen, die ſich ſeit Jahrhunderten unter den Marmorplatten des Bodens gebettet, ſtimmen in den Geſang ein. O, während ich in dieſer heiligen Welt weilte, welch ein Widerſtreit von Empfindungen und Gedanken hat oft mein Herz beſtürmt! Gäbe ich mich einzig dem Gefühl hin, ſo könnte der Glaube, welcher dieſe chriſtlichen Gotteshäuſer des Mittelalters erbaut hat, meine Seele ganz gefangen nehmen und mich in den Schoß der alten Kirche zurückführen. Weit mehr als in den prunkvollen Kirchen Roms habe ich hier begriffen, wie der Enttäuſchte, Weltmüde, an der Befriedigung ſeines Wiſſensdurſtes Verzweifelnde Troſt und Ruhe in dem Glauben einer verſunkenen Zeit ſuchen könne. Allein bald dann dachte ich wieder an alle die Frevel, die aus dieſem Glauben hervorgegangen ſind; ich dachte, wie von dem Altar dieſes Tempels der Andacht der Brand geholt worden ſei, mit dem die Scheiterhaufen der Ketzer angezündet wurden. Ich erwog ferner, daß ganz unmöglich unter den verſchiedenen Religionen, die ſchon auf Erden geherrſcht haben oder noch herrſchen, *einer* die behauptete Wahrheit und Allgemeingiltigkeit zukommen könne. Wäre dies der Fall, ſo würde die ganze Menſchheit, nicht bloß ein Bruchteil derſelben, von ihr überzeugt ſein; ſie würde Jedem unmittelbar einleuchten und keine andere Glaubensmeinung neben ihr auch nur einen Augenblick beſtehen können. Aber wie nun? dachte ich weiter. Alle die Geſchlechter, die in dieſem Glauben gelebt und geſtorben, aus ihm Kraft und Troſt im Unglück geſchöpft, *für* ihn ſich freudig dem Tod hingegeben und *in* ihm die Bürgſchaft für ein ſeliges Jenſeits gefunden, wären durch ein leeres Wahngebild in die Irre geführt, durch ein bloßes Nichts getäuſcht worden, und ewige Nacht deckte alle ihre Hoffnungen? — *Das* wäre eine Annahme, bei welcher die ganze bisherige Geſchichte als ein wüſter Traum erſcheinen müßte. Nein! in allen den

verschiedenen Religionen hat ein Funke des ewigen Lichtes geglommen, matt und trübe in der einen, heller schon in der anderen, aber in ganz lauterem Glanze in keiner. Schon in den Glaubenslehren der Urzeit, in der des Zoroaster, in jener des Brahma, in der des Pentateuch und der Propheten schimmerten herrliche Strahlen der ewigen Wahrheit. Nur vereinzelt kamen sie in den Götterlehren der Skandinavier und der Kelten zum Vorschein; in völliger weltbeseligender Klarheit begannen sie im Evangelium aufzuglänzen; doch auch hier wurden sie bald getrübt. Daß nun der reine himmlische Funke, der das Unsterbliche in allen Religionen ist, an dem sich die Edlen und Guten aller Zeiten gewärmt und begeistert haben, aus der dunklen Umhüllung sich hervorringe, dieselbe aufzehre und zu einer gewaltigen weltverklärenden Flamme emporschlage, das ist die Aufgabe, zu deren Lösung die Menschheit berufen ist. Jedes Volk, die Anhänger aller verschiedenen Religionen müssen bekennen, daß ihr Glaube von vielen falschen Zusätzen entstellt ist, daß er nur einen Teil der Wahrheit enthält, und daß der letztere allein fortbestehen darf. So, wenn man diesen vielfach mißbrauchten und geschändeten Namen noch ferner anwenden will, werden alle Religionen der Erde in eine einzige verschmelzen, und in ihr wird unvergänglich fortleben, was wahr und schön im Buddhismus wie im Christentum, im Brahmanismus wie im Islam gewesen ist. Freilich liegt die Erfüllung davon noch ferne, aber sie wird kommen.

Solche Gedanken haben, wenn ich in der Kathedrale von Sevilla auf und niederwandelte, mein Herz mit Andacht erfüllt und, von ihnen bewegt, bin ich oft beim Orgelschall inmitten der Betenden hingekniet, um vom Himmel zu erflehen, daß er jenen großen Welttag bald heraufführen möge. Sollte ein solches Gebet nicht dieses heiligen Ortes würdiger sein, als die Litaneien der Priester?

17.

Plaſencia, im April 1853.

Es war eine langwierige Reiſe, die ich vom Mittelmeer aus auf meinem Wege nach Liſſabon bis hier machte, und ich beklage faſt, daß ich mich nicht lieber in England oder Bordeaux eingeſchifft. Doch habe ich auf dieſer Fahrt einige Orte Spaniens berührt, die wieder zu ſehen es mich freute, ſowie andere, welche ich noch nicht kannte, indes zu beſuchen mir vorgenommen hatte. Barcelona erſchien mir ſo glänzend, wie ich es nie zuvor gefunden; die Umgegend prangte in Laubgrün und Blütenſchmuck, und die vielen weißen Landhäuſer und Gehöfte, welche weithin die Stadt umkränzen, leuchteten auf dieſem Hintergrunde deſto mehr hervor. Auf die alte Blüte Barcelona's, als ſeine Flaggen hochgeehrt in der ganzen Ausdehnung des Mittelmeers wehten und Griechen wie Osmanen vor den kühnen Catalanen zitterten, iſt ein neuer Flor gefolgt, und dieſe Stadt iſt das größte Emporium des ſpaniſchen Handels geworden, während Sevilla und Cadix längſt von ihrer früheren Höhe herabgeſunken ſind. Ueberall gibt ſich Gewerbthätigkeit kund, und ein Strom des reichſten Lebens wälzt ſich von früh bis ſpät durch die Rambla zum Hafen hinab. Mit dem Fleiß und der Rührigkeit der Catalanen geht jedoch ein unruhiger, trotziger Sinn Hand in Hand, und ihre Hauptſtadt hat, ſeit Catalonien mit der Krone von Caſtilien vereint ward, mehr als hundert Revolutionen erlebt. Beſonders drängten ſich ſolche Aufſtände in der neueſten Zeit, und das Fort Montjuich muß ſtets mit ſtarker Beſatzung und geladenen Kanonen gerüſtet ſein, um die fortwährend drohenden Revolten zu unterdrücken. Es gibt wenige Städte, die einen angenehmeren Aufenthalt gewähren, als Barcelona. Hier hat man reichliche Auswahl von lockenden Spaziergängen, ſowohl innerhalb wie außerhalb der Thore. Der Hafen bietet

immer einen belebten Anblick; wer Comfort und Luxus des Lebens in französischem Stil nicht entbehren mag, findet ihn hier mehr als irgend sonst in Spanien, außer in Madrid, und doch tragen Straßen und Plätze noch ein eigentümliches Gepräge. Vor dem Thore besuchte ich das freundliche Dorf Gracia und erinnerte mich des trefflichen Dichters Boscan, der zur Zeit Karl's V. dort seinen Wohnsitz hatte, und von dem uns liebliche Gemälde seines ländlichen Lebens im Kreise seiner Familie daselbst erhalten sind. Er, sowie einige andere spanische Dichter aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, namentlich die ihm befreundeten Antonio de Mendoza und Garcilaso de la Vega, sind sehr anziehend für mich. In ihren Poesien spricht sich ein humaner Sinn mit wahrer Herzenswärme aus, es findet sich darin keine Spur von dem Fanatismus, der einen so großen Teil der spanischen Literatur vergiftet, und es wird Einem schwer zu glauben, daß sie in der Zeit entstanden sind, wo schon die Scheiterhaufen der Inquisition flammten.

Auf meiner Weiterreise wollte ich nicht unterlassen, den Montserrate von neuem zu besuchen. Die Fahrt dorthin über Hügel und durch grünende Thäler, durch welche sich der Llobregat mit glitzernden Wellen hinschlängelt, ist sehr anmutig, die Kultur des Bodens überall vortrefflich. Man gelangt auf den berühmten Wallfahrtsberg, der neben San Jago de Compostella der besuchteste Andachtsort Spaniens ist, auf einer in vielen Windungen emporsteigenden Fahrstraße. Was den romantischen Reiz der Scenerie anlangt, so scheint mir dieser Montserrate einzig in seiner Art zu sein. Selbst das wundervolle Kloster San Benedetto bei Subiaco hat keine so prächtige Lage, wie das Heiligtum hier, über welchem sich die mit wildem Duftgesträuch bekleideten Kegel und Zinnen der Felsen in mannigfaltigen phantastischen Formen emportürmen. Ueber die anderen ragt noch ein steiler, mühsam zu erklimmender

Gipfel auf, der früher in gewissen Abstufungen bis nach oben mit Klausen von Einsiedlern bedeckt war. Zu der zaubervollen Scenerie, welche die Höhe darbietet, gesellen sich dann noch die herrlichsten Aussichten in die untenliegende Gegend, bis an das fern am Horizont aufblitzende Meer. Für den, der sich sehnt, in prachtvoller Natureinsamkeit zu sinnen und zu dichten, kann ich mir kaum einen besseren Wohnplatz denken, als in dem Pilgerhause nächst dem Kloster. Bei meinem Besuch des letzteren, wo jetzt nur noch wenige alte Mönche hausen, kam mir der niederschlagende Gedanke, daß aus dieser Oertlichkeit, in der Alles Frieden und Ruhe zu atmen scheint, sich Hader, Zwist und unsägliches Unheil über die Welt verbreitet hat. Hier war es, wo in die Seele Ignacio de Loyola's die erste Idee zur Stiftung des unseligen Ordens fiel, der das im sechzehnten Jahrhundert schon so herrlich emporstrahlende Licht der höheren Menschenbildung aufs neue, und vielfach mit großem Erfolg, in Finsternis zu hüllen trachtete und der noch heute in allen Ländern der Christenheit seine dunklen Pläne brütet. Einer vornehmen Familie entsprossen, hatte Loyola seine Jugend in wüstem Kriegsleben und nach Art des Don Juan Tenorio in Ausschweifungen verlebt, als er, auf dem Schlachtfelde schwer verwundet, in dies Kloster gebracht wurde. In Fieberqual auf das Krankenlager gebettet und in einem Geisteszustande, der eine psychiatrische Behandlung nötig gemacht hätte, glaubte er, himmlische Visionen zu haben, und aus diesen Halluzinationen erwuchs sein späteres Werk, der Giftbaum der Jesuitenlehre. Wie er früher durch alle Sümpfe der Sünde gewatet war, so fand er jetzt eine Art von neuer Wollust in den Geißelungen und Kasteiungen, durch die er sie sühnen zu können wähnte. Er pilgerte barfuß nach Jerusalem und glaubte hier, als er Nachts in der heiligen Grabeskirche kniete, eine Erscheinung Christi zu haben, welcher ihm befahl, einen Orden zu gründen, der die

Ausrottung der Ketzerei und die Unterwerfung der ganzen Welt unter die Macht des Papstes und der katholischen Kirche mit allen Mitteln der Gewalt und List zu seinem ausgesprochenen Zweck hätte. Nie ist der göttlichste der Namen schmählicher mißbraucht worden, als indem die von D. Ignacio gegründete Gemeinschaft sich die Gesellschaft Jesu nannte. Da der Wahn eine dämonische Macht über das Gemüt des Menschen ausübt und die Anbeter der indischen Göttin Kali sicher auf ihrem Totenbette Trost aus dem Bewußtsein schöpfen, daß sie viele Morde zu Ehren ihres Idols begangen haben, so mag Loyola wirklich der Ueberzeugung gewesen sein, er habe durch die Stiftung seines Ordens seine früheren Sünden abgebüßt. Aber sicher haben alle Exzesse sinnlicher Lust, denen er sich hingegeben, alle im Feld von ihm verübten Frevel der Menschheit weit minderes Verderben bereitet, als die Lehre des Truges und der Arglist, die er seinen Schülern hinterließ. Einer der Mönche zeigte mir in einem halbdunklen Gemache des Klosters die Stelle, wo Loyola die himmlische Offenbarung empfangen haben soll. Als ich dort weilte, glaubte ich eine sieche, hagere Gestalt mit bleichem Antlitz zu erblicken, die, in eine Kutte gehüllt, das Kruzifix auf die Brust drückte und mit halberloschenen Augensternen ins Leere starrte. Aus der nahen Kirche schallte eben der Klang der Abendmette und der Stimmen der wenigen Mönche, welchen hier noch zu sterben vergönnt ist, herüber, und als die sinkende Sonne nun ihre roten Strahlen durch das Fenster hereinströmte, war mir, als sei es das Licht der flammenden Holzstöße, an deren Schein sich das Gespenst vor mir weidete. Voll Entsetzen verließ ich die Zelle, und mein Atem hob sich freier, als ich draußen die wundervolle Landschaft vor mir ausgebreitet sah und beim Verglühen des Abendrots der Gesang der Mönche in der Kirche verhallte.

So viel Unsegen sich nun auch vom Montserrate aus über die Erde ergossen hat, so darf doch nicht verschwiegen

werden, daß aus der Gründung des Jesuitenordens, besonders in der ersten Zeit seines Bestehens, einzelne großartige Erscheinungen hervorgegangen sind. Ein starker Wille, gewaltige Energie in Durchführung desselben und Selbstaufopferung flößen immer Hochachtung ein, und diese wollen wir jenen Schülern Loyola's nicht versagen, welche, wie besonders Franz Xaver, unter tausendfältigen Gefahren und mit ungeheuren Anstrengungen Missionsreisen in das Innere von Asien, bis wohin vor ihnen noch nie ein Europäer gedrungen war, unternahmen. Gewiß fanden sich unter den Jesuiten einzelne Männer, welchen wir hohe Verehrung zu zollen haben; ich nenne vor Allen Friedrich Spee, der in der furchtbaren Periode der Hexenprozesse zuerst mutvoll und beredt gegen diesen himmelschreienden Unfug auftrat. Er steht in der vordersten Reihe Derer, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben. Allein es ist ein flagranter Mißbrauch, wenn Einige die ihm gebührende Ehre auch seinem Orden zuführen wollen; denn Friedrich Spee mußte es vor seinen Oberen streng geheim halten, daß er der Verfasser der Cautio Criminalis sei, und würde von ihnen als Advokat der Hexen verfolgt worden sein, wenn sie seine Autorschaft entdeckt hätten. Wir wollen ihn, sowie die genannten Missionäre und die übrigen trefflichen Jesuiten preisen, wie sie es verdienen, aber dabei nicht vergessen, daß die meisten Mitglieder der Gesellschaft Jesu überall die Feuer der Hexenbrände geschürt, sich die Verfolgung angeblicher Ketzer zur Aufgabe gemacht und Gift und Dolch für solche bereit gehalten haben, die sich ihren Plänen widersetzten. Wann aber werden Apostel kommen, die mit demselben Eifer und derselben Kühnheit das echte Evangelium predigen, wie Franz Xaver den fernen Nationen ein Zerrbild desselben brachte?

Das Heiligtum des Montserrate wird noch viel von Wallfahrern besucht, und während der Tage, die ich auf dem

Berg verlebte, kamen deren manche an, zum Teil ganze Familien in jenen primitiven katalonischen Wagen, welche Tartanas heißen. Diese Wagen waren meist mit Kränzen geschmückt. Es gab ein hübsches Bild, wenn die Pilger sich am Abend in Gruppen vor dem Kloster lagerten und dann die jungen Männer und Mädchen beim Klang eines dudelsackähnlichen Instruments Tänze aufführten.

Auf dem weiteren Wege nach Aragonien verliert die Gegend ihr anmutiges Aussehen und wird, je mehr man sich Saragossa nähert, desto kahler und öder. Wenn der Naturfreund am Ebro die schattigen Kastanien zu finden erwartet, die nach dem Lied dort stehen sollen, so muß er sehr enttäuscht werden; denn die Ufer dieses Flusses sind ganz baumleer. Die Stadt Saragossa jedoch nimmt sich, von der Brücke gesehen, mit ihren vielen Türmen sehr stattlich aus. Ihr Inneres trägt einen mehr ernsten und strengen, als freundlichen Charakter, und einen gleichen hat ihre Bevölkerung, sowie die von ganz Aragon in der Geschichte gezeigt. Mit außerordentlicher Festigkeit hielten die Aragonesen lange Jahrhunderte hindurch an ihrer Verfassung und den ihre Freiheit schützenden Fueros fest, und jeder Sohn des Landes gab freudig Gut und Blut hin, um sie zu verteidigen. Der König mußte dieselben bei seinem Regierungsantritt beschwören und wurde nicht eher als Herrscher anerkannt, als bis er den Eid geleistet. Als aber Philipp II., da sein von ihm verfolgter Staatssekretär Antonio Perez sich unter den Schutz dieser Fueros geflüchtet hatte, das Land unter seine despotische Alleingewalt zu bringen und dessen Privilegien zu brechen trachtete, erhob sich das Volk und besonders die Einwohnerschaft der Hauptstadt in heldenhafter Anstrengung. Doch nach fruchtlosem blutigem Kampfe wurde ihr Widerstand gebrochen. Die Fahne der absoluten Herrschaft ward auf den Wällen von Saragossa aufgepflanzt, und Rad und Galgen begannen gegen

die kühnen Verteidiger ihrer Rechte zu wüten. Seitdem lag Aragonien im Staube und konnte nur noch ohnmächtig wider den Stachel der spanischen Herrschaft lecken. Aber noch einmal zeigten sich die Bürger Saragossa's in einem Heroismus, welcher dem ihrer Väter zu Philipp's Zeiten gleichkam. Die Verteidigung der nur schwach befestigten Ebrostadt gegen das Napoleonische Heer ist eine der großartigsten Begebenheiten der neueren Geschichte und darf mit derjenigen von Sagunt und Numantia gegen die Römer verglichen werden. Als nach langem verzweifeltem Widerstande die Franzosen in die Mauern eingedrungen waren, kämpften die Bürger, und in ihren Reihen selbst Weiber, neben den Soldaten unter der Anführung des kühnen Palafox um jeden Fußbreit des Bodens in allen Straßen, Häusern und selbst Gemächern. Oft waren in den Gebäuden die verschiedenen Stockwerke und Stuben hier von Spaniern, dort von Franzosen besetzt, die sich gegenseits bekriegten, und auf den Gängen wie auch unten auf den Gassen türmten sich die Leichen hoch empor. Würdig ist dieser erstaunliche Kampf in den folgenden, trotz des schlechten Reimes bewundernswerten Versen von Heinrich v. Kleist besungen worden:

An Palafox.

Tritt mir entgegen nicht, soll ich zu Stein nicht starren,
Auf Märkten, oder sonst, wo Menschen atmend gehn,
Dich will ich nur am Styx, bei marmorweißen Scharen,
Leonidas, Armin und Tell, den Geistern, sehn.

Dir ließ ich, heiß wie Glut, ein Lied zum Himmel dringen,
Erhab'ner, hättest Du Geringeres gethan.
Doch was der Ebro sah, kann keine Leier singen,
Und in dem Tempel still häng' ich sie wieder an.

Man begreift, mit welchen Empfindungen Kleist und andere deutsche Männer, in deren Brust ein gleich glühender Haß gegen die Fremdherrschaft wohnte, die Nachrichten von dem Riesenkampfe auf der pyrenäischen Halbinsel vernahmen.

Während Deutschland noch tief am Boden lag und nur zu Viele den Staub von den Füßen des fremden Eroberers und seiner Kreaturen leckten, hatten sich die Spanier wie Ein Mann erhoben, um Krieg bis zum Messer zur Abschüttelung des Joches zu führen. Der Kampf, in dem sie mit nicht dageweſener Energie bis zur Erreichung ihres Zieles ausharrten, war für die anderen Völker ein Signal, das sie zu gleicher Thatkraft aufrief, indem es ihnen zeigte, der französische Gewaltherrscher sei nicht unüberwindlich. Aber noch Jahre sollten vergehen und manche edlen Herzen brechen, ehe die Deutschen sich aufrafften, und auch Kleist war es nicht vergönnt, das Morgenrot der Befreiung zu sehen. — Wenn man den Spaniern hohe Bewunderung für ihre, in dem Unabhängigkeitskriege bewieſene Tapferkeit zollt und es auch an ihnen preisen muß, daß sie alle anderen Erwägungen hintanstellten, um ihre Nationalehre zu retten, so kann man sich auf der anderen Seite der Betrachtung nicht entziehen, daß sie durch die Abschüttelung der Fremdherrschaft unmittelbar nichts gewannen und in traurigere Zustände zurücksanken, als Napoleon ihnen gebracht haben würde. Denn wie viel die unterworfene Nation auch von den Franzoſen zu dulden gehabt hätte — das Regiment der letzteren wäre sicher doch noch ein beſſeres gewesen als das eines Ferdinand VII., welcher, wie schon sein Vater gethan, das Aeußerste leistete, um durch einen entwürdigenden Despotismus voll Arglist und Niedertracht sein Volk zur Verzweiflung zu bringen, und auch den Keim der Erbitterung so tief in deſſen Herz pflanzte, daß es sich in Revolution gegen denjenigen erhob, von deſſen Wagen es einst die Stränge abgehauen hatte, damit er Madrid nicht verließe. Dieſe Empörung, welche, wenn je eine so heißen konnte, eine gerechte genannt werden muß, wurde dann in der unſeligen Reſtaurationsepoche wieder durch Frankreich unterdrückt, indem dasſelbe ein Heer unter dem Herzog von Angoulême sandte,

um den feigen Despoten von neuem einzusetzen und die edelsten Männer Spaniens, die sämmtlich auf der Seite der Konstitutionellen gestanden, seiner Rache auszuliefern. Hierdurch wurde der Widerwille der Spanier gegen die Franzosen abermals geschürt, und obgleich die Pariser Sitten mächtig über die Pyrenäen gedrungen sind und auch französische Werke die Lieblingslektüre der Gebildeten dort ausmachen, währt dieser Haß doch wenigstens unter den niederen Klassen unvermindert fort. Wenn ein Fremder arg beschimpft werden soll, so wird er Franzose genannt. So haben in den kleineren Orten, besonders Andalusiens, ungezogene Gassenjungen oft hinter mir hergerufen: Franchuto! und ich verfiel deshalb auf das Mittel, die andalusische Tracht anzulegen, wo ich denn unbehelligt blieb. Uebrigens ist, wie ich glaube, das Nationalgefühl der Spanier auch bei den höheren Ständen noch immer dasselbe, wie zu Anfang unseres Jahrhunderts und würde, wenn eine fremde Nation sie sich zu unterwerfen versuchen sollte, mit derselben Macht wieder auflodern, wie ehemals gegen die Napoleonische Herrschaft.

Da die Aragonier jetzt seit Jahrhunderten mit den übrigen Spaniern verschmolzen sind, denkt man kaum noch daran, welche große Rolle sie einst in der Geschichte gespielt, wie aragonische Könige die Krone von Sicilien und Neapel getragen haben. Wir Deutschen sollten besondere Sympathie für die Herrscher dieses Landes haben; denn sie waren es, welche den Handschuh aufnahmen, den Konradin vor seiner Hinrichtung von der Henkerbühne unter die versammelten Ritter schleuderte. Sie vollführten die Sühne für den letzten Hohenstaufen an den Anjous und retteten die Töchter Manfred's aus den unterirdischen Kerkern des Kastell dell' Uovo zu Neapel, in dem sie viele Jahre geschmachtet hatten. Die kühnen Thaten der Aragonesen im Mittelalter sollten auch nicht vergessen werden, und dafür hat der treffliche Muntanèr

geſorgt, deſſen Chronik wegen der naiven Friſche und anſchaulichen Lebendigkeit, mit der ſie die wechſelndſten Begebenheiten erzählt, eher ein Heldengedicht zu nennen iſt. Bis in den fernen Oſten erſcholl der Kriegsruhm der Aragonier, als ſie in Gemeinſchaft mit den Catalanen zuerſt den griechiſchen Kaiſern gegen die Türken beiſtanden, dann aber ſelbſt eine Art von Herrſchaft am Schwarzen Meer und Hellespont ausübten, ſich auch Athens, deſſen fränkiſchen Herzog ſie vertrieben, bemächtigten und bis nach Böotien hin ſich zu Herren des Landes machten. Ihre faſt romanhaften Großthaten am Bosporus wie in den griechiſchen Gewäſſern haben einen ausgezeichneten Geſchichtſchreiber in Don Francisco de Moncada gefunden. Der Name dieſes Mannes muß mit höchſter Achtung genannt werden. Derſelbe gehört in die Reihe jener Spanier des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts, welche glaubten, ihre hohe Geburt noch dadurch zu adeln, daß ſie nicht nur in Staats- und Kriegsdienſten ihrem Vaterlande nützten, ſondern auch als Schriftſteller ihre Nation verherrlichten. Einer der vornehmſten Familien entſtammend, Geſandter Philipp's III. in Wien, dann aber auch wieder Befehlshaber im Kriege, krönte er ſeine mannigfaltigen Verdienſte noch durch Abfaſſung des erwähnten Geſchichtwerkes, das als klaſſiſch gelten kann.

Das heutige Saragoſſa trägt noch manche Spuren der Verheerung, die es im Jahre 1808 erlitt; doch hat man in neuerer Zeit viel für die Wiederherſtellung und Verſchönerung der Stadt gethan, auch Spaziergänge angelegt, an denen es ſehr fehlte. Es iſt unbegreiflich, wie in früherer Zeit die Bürger der Städte ſo wenig das Bedürfnis gefühlt haben, ſich in ſchattigen Alleen zu ergehen. In Saragoſſa, ſollte man denken, müßten ſie beſonders darnach Verlangen gehabt haben; denn der Sonnenbrand muß hier im Sommer furchtbar geweſen ſein. Vor den Thoren jedoch fanden ſie früher

nirgends einen schattigen Gang, auf dem sie hätten lustwandeln und freiere Luft schöpfen können. Gegenwärtig gewähren die neuen Anpflanzungen wenigstens im Frühling einen angenehmen Aufenthalt und sind am Abend sehr belebt. Aber vor Allem sollte man doch, was bisher nicht geschehen ist, Bedacht darauf nehmen, die Ufer des Ebro mit Bäumen zu schmücken; dann würde bei den schönen Aussichten auf die Stadt, die sich dort bieten, kein anderer Platz so sehr zum Umherwandeln einladen. Hätten die Franzosen, was ich übrigens keineswegs wünschen will, Spanien im Besitz behalten, sie würden sicher weit mehr gesorgt haben, die Umgebung und auch das Innere der Städte durch Gartenanlagen zu verschönern, wie denn auch Venedig erst ihnen seine giardini publici verdankt. Der Sinn für Natur ist doch den Nordländern viel mehr eigen, als den Bewohnern des Südens.

Meine weitere Reise durch Oertlichkeiten, die ich schon kannte, will ich übergehen und nur von dem Ausfluge reden, den ich von Plasencia, dieser freundlich gelegenen, sonst jedoch wenig interessanten Stadt Estremadura's, gemacht habe. Der Ritt galt dem berühmten Kloster St. Yuste und wurde in nicht viel mehr als einem halben Tage zurückgelegt. Der erste Teil des Weges ist recht anmutig, namentlich wo er durch das malerische und fruchtbare Thal von Vera führt. Ich übernachtete in der kleinen Stadt Pasaron, um von dort aus das nicht mehr ferne Kloster zu besuchen. Es war mehr der Wunsch, eine so berühmte und an Erinnerungen reiche Stätte zu sehen, als besondere Verehrung für Karl V., was mich trieb, die Exkursion zu seinem letzten Zufluchtsorte zu unternehmen. Mit wie viel gehobenerer Empfindung habe ich die Plätze betreten, die durch das Andenken an wahrhaft große Männer geweiht sind. Den Turm des Galilei in Arcetri, die Häuser des Shakespeare in Stratford, des Cervantes in Madrid, des Tizian in Cadore, des Petrarca in Arcua!

Karl V. war doch nur klein in einer gewaltigen Zeit und unfähig, das ungeheure Amt, das ihm anvertraut ward, zu führen. Die Periode seiner Regierung war vielleicht die größte, welche die Weltgeschichte kennt. Mächtig regte sich in ganz Europa ein aus dem Mittelalter aufstrebender, nach Erkenntnis und höherer Menschenbildung ringender Geist; das wiedererwachte Altertum hatte von dem gefallenen Byzanz aus seinen befruchtenden Samenstaub über alle Länder verbreitet; selbst bis in die Zellen der Mönche war derselbe gedrungen. Auf den hohen Schulen Italiens, Deutschlands und selbst Spaniens wurde die Weisheit der Griechen gelehrt; die Naturwissenschaften begannen ihre ersten großen Entdeckungen zu machen; neue unendliche Länderstrecken waren aus dem Meer aufgetaucht und Verbindungsstraßen zwischen den verschiedenen Weltteilen hergestellt worden, wodurch auf einmal der Horizont der Menschheit sich ungeheuer erweitert hatte. Die Buchdruckerkunst konnte jede neue Quelle der Erkenntnis schnell überallhin leiten. Und in dieser hochwichtigen Periode ward Karl V. zur Lenkung des größten Reiches berufen, das je einem Monarchen unterworfen gewesen ist. Wäre er ein wahrhaft bedeutender Herrscher von ebenso hellem Geiste wie energischem Willen gewesen, so hätte er auf einmal die Geschichte in ganz neue Bahnen gelenkt; er hätte die Freiheit der Völker, die Entfesselung des Gedankens auf sein Banner geschrieben und damit bei dem in ganz Europa unwiderstehlich hervorbrechenden Drange einen ungeheuren Anhang gewonnen, mit dem er allen Widerstand hätte zu Boden werfen können. Freilich war auch die Zahl der Anhänger der alten Zustände eine große; das Papsttum gebot noch über eine starke Macht; aber wenn Friedrich II. unter unendlich schwierigeren Umständen den Kampf wider dasselbe aufgenommen — warum hätte Karl es nicht thun sollen? Für ihn waren alle Aussichten auf Erfolg so günstig, wie sie für Jenen von vornherein ungünstig gewesen.

Aber Friedrich II. war einer der genialsten Männer aller Zeiten, der größte Herrscher, der je ein Scepter geführt, und mit ihm verglichen erscheint Karl in einer fast erschreckenden Kleinheit. Wenn der Hohenstaufe, ein Halbgott an Kraft, voll feurigen Muts und kühner Entschlüsse war, wenn er an klarem Geistesblick sein ganzes Zeitalter überragte, so blieb der spätere Kaiser in jener Hinsicht hinter Vielen seiner Tage zurück. Er erkannte nicht die Größe der Epoche, in der er lebte, und war überdies eine schwankende Natur, die sich mehr von außen drängen ließ, als aus eigenem innerem Antriebe handelte. So gab er denn, statt das aufgestiegene Licht höher über die Welt emporzuführen, vielmehr den Anstoß dazu, daß diese auf mehr als ein Jahrhundert in die alte Finsternis zurücksank, aus welcher sie zur Zeit seiner Geburt eben emporstrebte. Ob je freiere und höhere Gedanken in seiner Seele Platz gefunden, mag ungewiß sein; sicher ist jedoch, daß gegen Ende seines Lebens sein Geist so düster umnachtet war, wie der seines Sohnes Philipp, und daß er diesen sogar in seinem fanatischen Eifer zur Unterdrückung jeder politischen und religiösen Freiheit noch bestärkte. Allein wenn man hiernach sicher keine Verehrung für Karl V. hegen kann, so vermag man doch ein menschliches Mitgefühl für ihn nicht zu unterdrücken; denn er war tief unglücklich von Jugend auf, und eine an Geistesstörung grenzende Melancholie scheint auf ihn von seiner Mutter, der „tollen Johanna", übergegangen zu sein. Als Knabe schon hatte er gesehen, wie diese mit stierem Auge auf die Leiche seines Vaters blickte, die sie hatte einbalsamiren lassen und von der sie sich nie trennen mochte. Mit siechem Körper und von steten Schmerzen geplagt, reiste er zu wiederholten Malen von einem Ende seines weiten Reiches zum andern, das ebenso von Aufruhr wie von steten Kriegen durchwühlt ward. Sein Trübsinn war oft so groß, daß er Tage und Wochen lang kein Wort sprach und es verweigerte,

seine Namensunterschrift unter irgend ein ihm vorgelegtes Dokument zu setzen. Früh gealtert, faßte er endlich den Entschluß, die Regierung niederzulegen und sich in das Hieronymitenkloster St. Yuste zurückzuziehen, wo er jedoch nur noch zwei Jahre verlebte, indem ihn der Tod ereilte, bevor er noch das Greisenalter erreicht. Das Kloster liegt inmitten öder Hügel und steht nicht mehr seinem ganzen Umfange nach aufrecht, indem ein beträchtlicher Teil desselben während des Franzosenkrieges von den Soldaten des Marschalls Soult zerstört wurde. Es sind jetzt keine Mönche mehr dort, und auch die noch vorhandenen Gebäude, welche aus einer Kirche und den an sie angrenzenden, von Karl V. zum Zwecke seines Aufenthaltes errichteten Räumen bestehen, sind in verwahrlostem Zustande. Als ich mich dem Thore näherte, dachte ich an Platen's Pilgrim von St. Yuste. In dem Wohngemach des Kaisers ist eine Inschrift angebracht, welche sagt, derselbe habe an jener Stelle am Tage vor seiner letzten Erkrankung gesessen. Von einem Fenster aus, das sich nach der Kirche zu öffnete, nahm er an dem Gottesdienste teil. In dem nahen Garten steht ein alter Nußbaum, unter dem er oft geruht haben soll. Welch ein Schluß für ein so viel bewegtes Leben! Kaum hätte Karl irgendwo sonst eine so tiefe Einsamkeit finden können. Zu diesem abgelegenen Orte drang kein Zittern der Bewegungen, die sein Reich erschüttert hatten. Zwar in Deutschland stürmte es noch; in Spanien indessen sorgte Philipp II. dafür, daß allhin Todesstille waltete. Karl V. hatte noch einige Hofbeamte in seiner Umgebung; auch soll er zu seiner Erheiterung den kleinen Don Juan D'Austria zu sich haben kommen lassen. Dieser damals erst zehnjährige Knabe, der Sprößling einer Liebschaft des Kaisers mit der schönen Regensburgerin Barbara Blomberg, mochte durch sein Lächeln und seine kindlichen Spiele vielleicht bisweilen den Trübsinn des Vaters erheitern. Hätte der Letztere, der den

Sohn besonders liebte, ahnen können, der schöne, blühende Knabe, der künftige Sieger von Lepanto, werde durch die Eifersucht seines Stiefbruders Philipp schon in jungen Jahren seiner Heldenlaufbahn entrissen werden! Wenn die kurzen Momente froher Stimmung, in die der Kleine den Vater versetzte, vorüber waren, so sank dieser in sein finsteres Brüten zurück, quälte sich mit Gewissensbissen darüber, daß er nicht Luther habe verbrennen lassen, wodurch nach seiner Meinung die ganze Reformation im Keime erstickt worden wäre, oder sandte Botschaft an Philipp II., um ihn zu noch größerer Strenge gegen die Ketzer zu ermahnen. Philipp's Geist dagegen war von dem Verdacht umdüstert, der Vater könne seine Thronentsagung bereuen und das Königreich wieder für sich in Anspruch nehmen; er hielt daher Späher, die ihn in St. Yuste überwachen mußten. Was die Sage von dem Leichenbegängnis betrifft, das Karl schon bei seinen Lebzeiten für sich habe halten lassen, so hat sie sich als eine bloße Legende herausgestellt. Der Aufenthalt des Mannes, der aus freiem Entschluß die Herrschaft über die halbe Welt niedergelegt, um hier in stiller Abgeschiedenheit zu leben, hat etwas der Phantasie Imponirendes, wodurch sich erklärt, daß dergleichen Traditionen sich bildeten. Allein wenn man glaubt, er habe sich ganz der Askese hingegeben, sich Kasteiungen und strenges Fasten auferlegt oder gar, wie die Einsiedler der thebaischen Wüste, sich von Heuschrecken genährt, so muß eine solche Vorstellung berichtigt werden. Es hat sich aus Papieren, die im Kloster aufgefunden wurden, herausgestellt, daß der kaiserliche Zönobit in seiner mönchischen Zurückgezogenheit eifrig den Freuden der Tafel huldigte, daß Kuriere ihm stets die ausgesuchtesten Leckerbissen zuführen mußten, und daß er zuletzt auch an einer Unverdaulichkeit, die er sich durch allzu reichlichen Genuß von solchen zugezogen, gestorben ist.

18.

Liſſabon, den 1. Mai 1853.

Wenn man aus Spanien, und beſonders aus Andaluſien, nach Portugal kommt, fühlt man ſich eben nicht aufs angenehmſte berührt. Das rege Volksleben, das dort herrſcht, die Leichtigkeit im Umgang, das muntere Treiben auf den Straßen der Städte an den Abenden und bis in die Nacht hinein vermißt man hier. Liſſabon, obwohl ſehr groß und bevölkert, erſcheint öde und totenſtill im Vergleich mit der kleinſten andaluſiſchen Ortſchaft. Es lagert eine tiefe Melancholie auf den weitgedehnten Plätzen und Gaſſen der portugieſiſchen Hauptſtadt, die ſich in faſt unüberſehbarer Ausdehnung über Hügel und Thal längs des Tajo hinzieht. Sie iſt ſeit dem furchtbaren Erdbeben des vorigen Jahrhunderts, das ſie faſt ganz zerſtörte, ſtattlich und ſogar glänzend wieder aufgebaut. Doch ſchon vor jenem ſchrecklichen Naturereignis war Portugal eine Ruine; ſeine Größe lag in der Vergangenheit, und da das Land ſich nicht wieder erhob, konnte auch ſeine neuerbaute Hauptſtadt bei aller Pracht der Gebäude nur eine geputzte Leiche ſein. Trauernd weiſt hier Alles auf die für immer hingeſchwundene Periode hin, als dieſes Land lange vor allen anderen Europas den Pfad der großen Entdeckungsreiſen einſchlug und die kühnen Unternehmungen der Luſitanen zur See die Welt in Erſtaunen ſetzten. Noch kauerten die Schiffer aller Länder bang am Strande. Sich nur um einige Grade nach Süden vorzuwagen, galt für äußerſt gefährlich; man glaubte, weiter nach dem Aequator zu könne kein lebendes Weſen mehr atmen, der Sonnenbrand müſſe die Bretter der Schiffe in Kohlen verwandeln. Aber der Infant Don Heinrich, genannt der Seefahrer, hatte von ſeinem Schloſſe unfern des Kap Vincent von Jugend an mit neugierigen Blicken in das unendliche Meer hinausgeſpäht, deſſen Wellen

zu seinen Füßen um die Klippen brandeten und ihm Kunde von fernen Zonen brachten. Wenn er an der Küste wandelte, las er Pflanzen aus der Flut auf, die durch ihre fremdartige Beschaffenheit zeigten, daß sie an anderen Ufern, als denen Portugals, gewachsen waren. Himmelskunde, Mathematik und die geographischen Werke aller Länder wählte er zu seinem Lieblingsstudium. Dabei jedoch zog er eifrig Nachrichten von den Schiffern ein, und durch die Aussagen einiger, die durch Stürme weit nach Süden verschlagen worden waren, gewann er die Ueberzeugung, das Weltmeer berge dort noch viele Länder, die sich dem Mutigen erschließen würden. Er rüstete nun auf seine Kosten Schiffe aus, welche die Fahrt unternehmen sollten, und ließ junge Leute in den nautischen Wissenschaften unterrichten, um auf jenen mit tüchtigen Matrosen bemannten Fahrzeugen die Entdeckungsreisen zu leiten. So tauchten nach und nach Madeira, die Azoren, die Küsten von Guinea aus den Fluten auf; Kap Bojador wurde umschifft und die verwegenen Segler brachten niegesehene Produkte jener fernen Gestade nach Portugal heim. Wenn der Infant anfänglich wegen seiner tollen und abenteuerlichen Expeditionen von den Weisen seiner Zeit verhöhnt worden war, so verstummten nun die tadelnden Stimmen. Er selbst aber hatte sich hiermit noch nicht Genüge gethan und sandte immer neue Flottillen. Nachdem die Meinung von der allzerstörenden Hitze der Tropen sich als irrig erwiesen, war dem weiteren Vordringen keine Grenze gezogen, und er ging nun darauf aus, einen Weg zu finden, der um das südliche Ende von Afrika nach Indien führte. Er sollte dies nicht mehr erleben; der Weg der Entdeckungen jedoch war nun erschlossen. Ein kühner Unternehmungssinn durchdrang nach und nach die ganze Nation, und die Jugend Portugals drängte sich auf den Pfad, der Ruhm, Ehre und Gewinn verhieß. Unter Emanuel dem Großen brach die Glanzepoche dieser Seefahrten und Erobe-

rungen und mit ihnen die Blütezeit Portugals an. Das Kloſter und die Kirche von Belem, an der Weſtſeite von Liſſabon am Tajo gelegen und zu den wenigen Bauwerken gehörend, die das Erdbeben nicht zerſtört hat, ſtehen noch als Erinnerungszeichen dieſer Zeit da. Von hier, wo am Strand des Fluſſes ein alter Turm aufragt, ſegelte die Flotte des Vasco de Gama ab, welche zuerſt das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchiffte, und das Geſtade wird noch heute das „Ufer der Thränen“ genannt, weil die Weiber und Angehörigen der vermeſſenen Seeleute, die zu dem gefahrvollen Zuge abreiſten, beim Abſchiednehmen ſo viel weinten. Hier aber wurden nachher auch die Trophäen der ſiegreichen Argonauten gelandet: der Weihrauch und die Spezereien Indiens, Schätze, den Sultanen von Calikut und Goa abgenommen, Gefangene, braun von Antlitz, in baumwollene Gewänder gehüllt, zu den fremden Göttern Brahma und Wiſchnu betend. Wunderbar waren die Erfolge, welche die erſten kleinen Häuflein der Luſitanen auf den weiten Gebieten der Gangeshalbinſel über die unermeßlichen Streitkräfte der Eingeborenen davontrugen, und an ihnen entzündete ſich die Begeiſterung des Volkes, daß es neue und neue Scharen aus dem Mutterlande ſandte. Bei der Eroberung von Diu und von Goa wurden Thaten vollbracht, die zu den größten der Geſchichte gehören, und die beiden Almeidas, der gewaltige Albuquerque weichen keinem Helden alter und neuer Zeit. Aber wie ein Portugieſe zuerſt den öſtlichen Weg nach Indien gefunden, ſo war es gleichfalls ein Sohn dieſes Landes, Magelhaens, der den noch ungleich größeren weſtlichen Weg dorthin entdeckte und zum erſtenmal die Umſegelung der Erde vollbrachte. So wurde der ſchmale Küſtenſtrich am Weſtrand der iberiſchen Halbinſel plötzlich eines der mächtigſten Reiche; ſeine Flotten erfüllten alle Meere, ſeine Fahnen wehten ſiegreich über einen großen Teil Indiens. Indes auch in Amerika faßten die Portugieſen

Fuß und nahmen nach und nach Besitz von den unermeßlichen Landstrecken am Amazonenstrom. Doch die Tage der Größe Portugals waren gezählt; dieselbe erlitt einen jähen Sturz durch den König Sebastian. Wären die Unternehmungen dieses unglücklichen Fürsten erfolgreich gewesen, so würde die Geschichte ihn verherrlichen; da er aber einem schweren Schicksalsschlage erlag, so tadelt sie ihn als unbesonnen. Um die Herrschaft seines Landes, sowie auch die des christlichen Glaubens auszudehnen, zog er mit einem stattlichen Heer einem Kronprätendenten von Marokko gegen den Scheriff dieses Reiches zu Hilfe, indem er sicher darauf rechnete, im Falle des Sieges dem Prätendenten nur eine Scheinmacht zu lassen und diesen Teil von Afrika seiner Gewalt zu unterwerfen. Unstreitig sind manche Unternehmungen, die von Sieg gekrönt wurden, mit weniger Mitteln und mit geringerer Aussicht auf Erfolg begonnen worden. Es war das sogar bei Gama's erster Landung in Indien der Fall gewesen. Allein das Glück wandte sich gegen Sebastian; er selbst fiel in der Schlacht von Alcazar; die Blüte des portugiesischen Adels deckte das blutgedrängte Feld, und nur wenige seiner Krieger entrannen in die Heimat. Nun begannen schlimme Tage für Portugal; unter den verschiedenen Thronbewerbern behauptete Philipp II. den Sieg, und er besetzte das Land. Sein eisernes Scepter ruhte schwer auf dem Volke. In seinem Jammer spiegelte dieses sich die Hoffnung vor, Sebastian sei nicht getötet worden und werde zurückkehren, um sein Reich wieder in Besitz zu nehmen. Die Stimmung wurde von mehreren Abenteurern benützt, welche sich für den König ausgaben, der nur verwundet worden sei. Unter ihnen erregte besonders Einer großes Aufsehen, der zunächst in Venedig auftrat und behauptete, er habe sich aus der Schlacht von Alcazar gerettet, dann längere Zeit als Einsiedler gelebt. Seine Aussagen fanden nicht nur in Portugal vielfachen Glauben, sondern riefen

auch im übrigen Europa Teilnahme für ihn hervor. Doch selbst der sonst so unabhängige Senat Venedigs wagte es nicht, ihn gegen den gefürchteten Philipp in Schutz zu nehmen, kerkerte ihn vielmehr ein und verwies ihn sodann aus dem Gebiet der Republik. Zuletzt scheint der Pseudo-Sebastian in spanische Gewalt gefallen zu sein, wovon seine Hinrichtung die Folge gewesen sein muß. Ein gewisses Dunkel ruht noch immer auf dem Ende Sebastian's, und es liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß er, ebenso wie der russische Demetrius, der märkische Waldemar und der Graf Balduin von Flandern, nicht umgekommen, sondern nach wechselnden Schicksalen in die Heimat zurückgekehrt sei und seine Herrschaft wieder in Anspruch genommen habe. Die Macht Portugals übrigens war seitdem gebrochen; nachdem es etwa fünfzig Jahre lang unter spanischem Scepter geseufzt, brachte Johann von Braganza, unter dem Jubel des Volkes, wieder eine einheimische Dynastie auf seinen Thron. Allein diese vermochte nicht, es von seinem Falle emporzurichten. Der Gedanke ist niederdrückend, daß eine große Periode für immer dahin sei, und so, wenn ich an dem jetzt verödeten Ufer des Tajo beim Turme von Belem stehe und meinen Blick meerwärts über die Wellen des Stromes gleiten lasse, gebe ich mich oft der Idee hin, ein fernes Segel, das am Horizont auftaucht, trage den König Sebastian aus Afrika heim, daß er sein Volk und sein Land wieder zu der ehemaligen Größe zurückführe.

Es ist auffallend, wie weit die goldene Zeit der Geschichte Portugals schon am Gesichtskreis der Welt herabgesunken ist. Während ein Pizarro, ein Cortez, welche das neueroberte Amerika mit Leichen und rauchenden Trümmern überdeckten, während Philipp II. und seine Nachfolger, die den Ruin Spaniens verursachten, zu den berühmtesten Männern der Geschichte gezählt werden, findet man die Heroen der Lusitanier, die einen weit höheren Anspruch auf Nachruhm haben, die

beiden Johann und den großen Emanuel, die ihr kleines Land zu einem der mächtigsten Reiche erhoben, nur selten genannt. Ein Name, einzig aus jener Zeit, erfüllt jetzt alle Länder mit seinem Klang, und dies ist derjenige eines Mannes, welcher während seines Lebens kaum irgend eine Beachtung fand und nach mannigfachem Elend in Dunkelheit und Armut starb. Wenn einst die Herrscher und Reichen stolz auf ihn herabblickten, ist seine Gestalt nun gigantisch gewachsen, so daß sie neben ihm nur als Pygmäen erscheinen. Man könnte fast sagen, vom ganzen alten Portugal sei nichts mehr übrig geblieben, als Luis de Camoëns und sein Gedicht. Die Portugiesen weihen ihm fast göttliche Verehrung, weil in seinen Gesängen noch die ehemalige Herrlichkeit ihres Landes fortlebt, weil in ihnen ihr gewaltiges indisches Reich, das jetzt bis auf das kleine Goa zusammengeschrumpft ist, noch in der früheren Glorie fortstrahlt. Aber auch im übrigen Europa wird Camoëns in die Reihe der größten Dichter aller Zeiten gestellt. Ob dieses Urteil auf wirklicher Kenntnis seiner Werke beruhe, oder nicht vielmehr auf Hörensagen hin gefällt werde, bleibt freilich dahingestellt. Das Schönste, was Camoëns geschrieben, sind nach meiner Meinung einzelne seiner Canzonen und Sonette; in ihnen waltet warme und tiefe Empfindung; seine Liebesgedichte sind frei von konventionellen Phrasen und sprechen, dem Herzen entquollen, wieder zum Herzen, und in den Canzonen, die sich auf seine unglücklichen Lebensschicksale beziehen, herrscht eine sanfte Melancholie, deren Eindrücken sich wohl nur wenige Gemüter verschließen können. Indes nicht diese Lyrica sind es; vielmehr ist es das Epos, die Lusiaden, wofür Camoëns in den Himmel erhoben wird. Es hat sogar nicht an Solchen gefehlt, die ihn dem Homer an die Seite stellten; von Anderen freilich wurde er als Epiker auch wieder tief herabgesetzt. Was besonders an den Lusiaden getadelt worden, ist die Einführung der griechischen Mythologie,

ſo daß die antiken Götter und Göttinnen darin neben dem dreieinigen Gott und neben Chriſtus auftreten. Uns erſcheint dies nun allerdings etwas lächerlich; allein in anderem Licht werden wir es erblicken, wenn wir denken, wie Frau Venus ſchon in den mittelalterlichen Sagen eine große Rolle geſpielt hatte, und in wie berauſchendem Glanz, mit wie ſinnlicher Lebendigkeit — als wären ſie wirkliche Weſen — darauf zur Renaiſſancezeit die alten Gottheiten ſich wieder der Phantaſie bemächtigten. Man könnte auch ſagen, daß den Bekennern eines anderen als des chriſtlichen Glaubens eine ſolche Vermengung gar nicht anſtößig ſein könnte, wie auch wir es nicht ſehr auffallend finden würden, wenn in einem Sanskritgedicht Götter anderer Völker zwiſchen denen der Inder aufträten. Mag aber dieſer von Voltaire ſo ſchwer gerügte Uebelſtand minder ſchlimm ſein, als es den Anſchein hat, ſo iſt es dagegen unerträglich, wenn in dem Epos des Camoëns Thetis zu Gama ſagt, ſie und die anderen Gottheiten ſeien nur Gebilde der menſchlichen Einbildungskraft. Einen großen Teil des Gedichtes füllt eine Erzählung der portugieſiſchen Geſchichte, welche ziemlich langweilig iſt. Man hat von den Luſiaden in überſchwänglichen Ausdrücken gerühmt, es herrſche darin ein Glanz und eine Farbenpracht, wodurch ſie den Roland des Arioſt überträfen, es wehe uns aus ihnen ein exotiſcher Blütenduft entgegen, wie ihren Helden, als ſie ſich den indiſchen Geſtaden näherten, und Camoëns habe jene fernen Gegenden mit überraſchender Wahrheit und Treue geſchildert. Nachdem Solches einmal ausgeſprochen worden, haben es zahlreiche Literaturhiſtoriker, die vermutlich die Luſiaden nie geleſen, wiederholt. Von dem Allem kann ich nichts finden. Camoëns war ganz erfüllt von den lateiniſchen Dichtern, die zu ſeiner Zeit beſonders hoch geprieſen wurden, namentlich von Virgil; und wie bei ſeinen Bildern überhaupt, ſo hatte er bei ſeinen Naturſchilderungen auch weit mehr die ihrigen

vor Augen, als die Gegenden, die er ſelbſt geſehen. Von ſeinen Zeitgenoſſen wurde ihm das als Verdienſt angerechnet; denn ſie ſchätzten einen Dichter um ſo höher, je mehr er ſich an die Alten anlehnte. Uns indeſſen kann dies nicht aufs angenehmſte berühren. Mir iſt es bei der Lektüre des Camoëns höchſt auffällig geweſen, wie äußerſt wenig er die tropiſche Landſchaft und die Erſcheinung der ſüdlichen Meere Indiens in ihrer charakteriſtiſchen Eigentümlichkeit vor uns hintreten läßt. Es frappirt das um ſo mehr, als er in ſeinen Canzonen die Natur ſeines Vaterlandes, die Ufer des Mondego, wohl darzuſtellen weiß. Daß die Luſiaden einzelne Schönheiten enthalten, leugne ich freilich nicht; es ſind beſonders die Erſcheinung des Rieſen Adamaſtor auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Tod der Inez de Caſtro. Dieſe Stellen verdienen gewiß Lob; daß ſich jedoch in ihnen ein großer Dichter zeige, etwa wie in den Epiſoden der Francesca von Rimini und des Ugolino im Dante, vermag ich durchaus nicht zu finden. Der Inez werden einige rührende Worte in den Mund gelegt; aber dann wird man wieder geſtört durch Erwähnung der Polyxena, des Ninus, der Semiramis und anderer Namen aus der alten Geſchichte, wie bei der Erſcheinung des Adamaſtor durch den Vergleich mit dem Koloß von Rhodos. Schwerlich wird Jemand, wenn er aufrichtig iſt, behaupten, daß er von den beiden berühmten Paſſagen gepackt und hingeriſſen worden wäre. Und gehörten ſelbſt dieſe Stellen zu dem Schönſten in der Poeſie, ſo würden ſie doch das oft ermüdende und in ſeinem hiſtoriſchen Teil zur Proſa herabſinkende Ganze noch nicht zu einem Werk erſten Ranges erheben können. Aber es iſt mehr die Lebens- und die Leidensgeſchichte des Camoëns, als ſein Epos, was ihn unſterblich gemacht hat. Jene iſt ein Gedicht, gewaltiger und ergreifender als Alles, was er geſchrieben hat. Seine frühe Liebe zu der Hofdame Katharina, welche die erſte Quelle

zu allem seinem Unglück ward, indem der König ihn in die Verbannung sandte und der Verzweifelnde, von dem Gegenstand seiner Neigung Hinweggerissene nun im Strudel der Welt auf den Gewässern ferner Meere Vergessenheit seines Grames suchte — die Verfolgungen, die er zu erleiden hatte, sein einsames Weilen in der Höhle von Macao, wo er beim Rauschen des Ozeans sein Werk dichtete, sein Schiffbruch, auf dem er schwimmend dies sein Gedicht rettete, sodann seine Rückkehr in die Heimat, seine getäuschten Hoffnungen und sein Elend — die einfache Erzählung hiervon genügt, um alle Herzen in Mitgefühl für deren Helden klopfen zu lassen. Die Nachwelt möchte sühnen, was die Mitwelt gesündigt hat, die späten Enkel fühlen die Pflicht, durch Liebe und Bewunderung für einen Verkannten und Verfolgten die Schuld der Vorfahren so viel wie möglich wieder gut zu machen. Die Glorie, die das Haupt des Camoëns umstrahlt, rührt mehr von der Märtyrerkrone her, die er trägt, als von einem Lorbeerkranz. Aber sie wird nie erlöschen; alle folgenden Geschlechter werden ihm mit dem Tribut ihrer Thränen auch den einer höheren Bewunderung zollen, als sie solchen Dichtern weihen, die vielleicht größer sind, doch ein geringeres Mißgeschick erduldet haben. Und wie sein Ruhm alle Erdenländer erfüllt, so ist seine Gestalt an die Stadt gebannt, die so viele Leiden auf ihn gehäuft hat; kein Stein des alten Lissabon ist auf dem andern geblieben, alle seine Gebäude hat der Erdstoß in Schutthaufen verwandelt. Doch der Schatten des Camoëns ist den Trümmern entstiegen und schreitet durch die neuen Straßen hin, noch den späten Zeiten die Unbill der früheren vorhaltend; und bei Nacht begegnet man seinem treuen indischen Diener, der die Vorübergehenden um Almosen für seinen Herrn anspricht, damit der größte Dichter Portugals — nicht Hungers sterbe.

Als Camoëns arm und gebrochen nach tausend Widerwärtigkeiten in sein Vaterland zurückkehrte, war seine einzige

Hoffnung darauf gerichtet, daß König Sebastian ihm für die Dedikation seines Gedichtes ein Jahrgehalt aussetzen werde, das ihn vor den gemeinen Sorgen des Lebens schützte. Allein der Lohn, den er vom König empfing, fiel äußerst kärglich aus. Sein Fall erinnert lebhaft an den des Firdusi, der von Sultan Mahmud, dem Ghasneviden, für das Werk seines Lebens ein so armseliges Geschenk erhielt, daß er das Geld sogleich an Diener verteilte. Der persische Dichter schleuderte dann ein Strafgedicht auf den Sultan, in dem er ankündigte, er werde am Tage des Weltgerichts, sich Asche aufs Haupt streuend, am Thron Allah's niederknieen und ihn anflehen, Mahmud in die ewige Verdammnis zu stürzen. Es hat nicht an orientalischen Schriftstellern gefehlt, welche den nicht lange darauf eintretenden Untergang des Ghasnevidenreiches als eine Folge der magischen Wirkung von Firdusi's Rachegebet darstellten. So könnte man auch annehmen, das klägliche Ende des Königs Sebastian sei die Strafe für sein Verhalten gegen Camoëns gewesen. Aber der Letztere war von weicherer Gemütsart als der Perser und hat sicher keinen Fluch gegen Sebastian ausgestoßen, vielmehr dessen Untergang, welcher den von Portugal nach sich zog, schmerzlich beklagt. Seien wir übriges billig und machen wir dem König von Portugal keine ungerechten Vorwürfe! Indem er dem Camoëns ein, wenn auch nur kleines Jahrgeld aussetzte, that er immer noch mehr, als die meisten christlichen Monarchen in ähnlichen Fällen gethan haben und noch thun. Vergebens sucht man bei Einem von ihnen die überschwängliche Freigebigkeit arabischer Herrscher, welche einem Poeten so viele Landgüter schenkten, wie sein Lobgedicht Verse zählte, oder den Weg vom Palast bis zu seiner Wohnung ganz mit Goldstücken pflasterten; und im Grunde können wir nicht wünschen, daß unsere Fürsten eine solche oder auch nur geringere Munifizenz üben. Da der wahre und echte Dichter so oft von seiner Zeit verkannt wird

und erst in späteren Jahrhunderten, wenn überhaupt, zur Anerkennung gelangt, so kann man nicht erwarten, daß hierin ein König einen schärferen Blick habe, als eine ganze Nation. Wenn er daher Solchen, die ihm Werke überreichen oder Verse vortragen, Geldgeschenke gäbe, so würden diese voraussichtlich meistens Poetastern zufallen. Es ist jedoch noch immer besser, daß für geistige Verdienste Niemand von Fürsten Geschenke oder Ehren empfängt, als daß ein Unwürdiger sie erhält und der Würdige dadurch gekränkt wird. Aber eine Nation, welche ihren edlen Söhnen den Becher der Verkennung reicht, sie in Elend umkommen läßt, ist dafür verantwortlich zu machen; denn die Schwäche der Urteilskraft, die bei einem Einzelnen verzeihlich ist, wird empörend, wenn so viele Tausende, wenn ganze Generationen an ihr teilnehmen und dadurch ihre Verkommenheit darthun. So ist denn die Schuld für das düstere Schicksal des Camoëns nicht auf den König Sebastian, sondern auf das Volk der Portugiesen zur Zeit seines Lebens zu werfen.

Ziemlich der einzige Name in der portugiesischen Literatur, der europäische Berühmtheit erlangt hat, ist der des Camoëns. Indessen wäre es sehr voreilig, anzunehmen, daß nicht noch andere ausgezeichnete Erscheinungen in ihr hervorgetreten seien. Wir kennen eben von dieser Literatur äußerst wenig; was mir aus ihr bekannt geworden und Erwähnung zu verdienen scheint, beschränkt sich auf Folgendes. Gil Vicente begann verheißungsvoll unter Emanuel dem Großen ein Nationaltheater. Ganz im Gegensatz zu Camoëns, der trotz seines Stoffes sich immer die Alten zum Vorbild nahm, gestattete Vicente den Letzteren gar keinen Einfluß auf seine Kompositionen. Es läßt sich voraussetzen, daß, wenn sich Nachfolger auf diesem Wege an ihn angeschlossen hätten, Portugal in den Besitz eines Dramas von gleicher Originalität gelangt wäre, wie Spanien. Allein, als das Land in die Hände Philipp's II.

fiel, unterdrückte das mächtig aufblühende ſpaniſche Theater die Keime des einheimiſchen. Die Stücke Lope de Vega's und ſeiner Mitſtrebenden wurden ebenſo in Liſſabon aufgeführt, wie in Madrid, und als Johann von Braganza ſich auf den Thron ſchwang, ſcheint dies noch fortgedauert zu haben. Was dann im vorigen Jahrhundert portugieſiſch für die Bühne geſchrieben wurde, iſt im Geiſte des franzöſiſchen Klaſſizismus, der damals ſeinen Triumphzug dnrch die halbe Welt hielt. — Ein wirklich großes hiſtoriſches Werk iſt die Asia von Barros, die Geſchichte der Seeunternehmungen, Entdeckungen und Eroberungen der Portugieſen. Dieſes Buch verbindet die Naivetät der beſten Chroniſten mit einem hochausgebildeten Kunſtſtil und iſt von wahrhaft epiſchem Geiſte erfüllt. — Die Luſiade hat in der nächſtfolgenden Zeit Anlaß zu manchen anderen, ſich deren Stil zum Muſter nehmenden Epopöen gegeben. Bei der großen Liberalität der hieſigen Bibliothekverſteher habe ich mir einige derſelben mit nach Hauſe genommen, indem Liſſabon mich nicht, wie die ſpaniſchen Städte anlockt, den größten Teil des Tages im Freien zuzubringen. Allein nur eines von dieſen Gedichten hat mir ſo viel Teilnahme abgewonnen, daß ich es bis zu Ende geleſen. Es iſt von Hieronimo de Cortereal und behandelt das Trauergeſchick der Lionor de Sá, der Tochter des Gouverneurs von Goa, und ihres Gatten Diego de Meneſes, welche beide nach einem Schiffbruche an der afrikaniſchen Küſte die weiten Wüſten dieſes Kontinents durchirrten und in ihnen elend zu Grunde gingen. Tirſo de Molina hat den Stoff zu einem Drama benützt, deſſen erſten Akte vortrefflich ſind und die Vorgeſchichte des Ehepaars in einer wohl vom Dichter erfundenen Handlung darſtellen, wonach der Untergang Beider als eine Rache des Himmels erſcheint, welche ſie, beſonders den Gatten, für eine an einer früheren Geliebten begangene Treuloſigkeit ereilt. Wenn der letzte Teil des Dramas der ſchwächſte iſt,

ſo iſt dagegen der des Epos die Glanzſeite und enthält in den Schilderungen der Schreckniſſe, welche die Schiffbrüchigen in der Wüſte erleiden, ergreifende Partien. Der Tod der heroiſchen Lionor de Sá flößt die tiefſte Rührung ein. Aber ſeltſam! Der Dichter, der unſere Herzen ſo mächtig zu erregen weiß, zerſtört ſelbſt alle Augenblicke dieſe Wirkung wieder, indem er Bilder und Geſtalten der alten Mythologie, die hier ſo ſchlecht wie möglich angebracht ſind, einführt.

19.

Liſſabon, den 10. Mai 1853.

Man ſollte oft glauben, Portugal liege in einem andern Weltteil, als die übrigen Länder Europas — ſo wenig Kunde dringt von ihm dorthin. Zwiſchen Spanien und Portugal, die doch unmittelbar aneinandergrenzen, beſteht eine Scheidewand, noch ſtärker als diejenige, die zwiſchen Norwegen und Schweden gezogen iſt. Wie ſich hierher ſelten eine Kunde von literariſchen Erſcheinungen des Jenſeitslandes verirrt, ſo iſt es auch umgekehrt. Im übrigen Europa nun gar glaubt man, Portugal liege geiſtig völlig tot da. Und dennoch iſt bei den furchtbaren Bewegungen, welche die Thronbeſteigung der Maria da Gloria begleiteten, und ſeit der Greuelwirtſchaft des Dom Miguel dem portugieſiſchen Volke, mit kurzen Unterbrechungen, mehr Ruhe und Frieden zu teil geworden, als den meiſten anderen Nationen. Die Wunden, welche Bürgerkrieg und Revolutionen ihm geſchlagen, ſind geheilt; es hat ſich ſeiner großen Tage wieder erinnert und das von neuem erwachte geiſtige Leben auch in der Literatur dokumentirt. Ich ſelbſt wußte ſo gut wie gar nichts hiervon; denn wenn moderne ſpaniſche Bücher, zum Teil wenigſtens, ihren Weg nach Paris finden, ſo ſucht man portugieſiſche, mit Ausnahme der allbekannten

älteren, dort vergebens; und dasselbe ist in Madrid der Fall. Ein glücklicher Zufall wollte nun, daß ich sogleich nach meiner Ankunft hier eine der gefeiertsten Persönlichkeiten des heutigen Portugal, nämlich Almeida Garrett, kennen lernte. Derselbe ist jetzt, nachdem er wegen früherer Teilnahme an revolutionären Verbindungen lange als Verbannter in Paris und London gelebt, zu den höchsten Stufen im Staatsdienste emporgestiegen. Ich hatte ein Schreiben von einem englischen Diplomaten an ihn abzugeben, und Almeida Garrett, ein Mann noch in den mittleren Jahren, empfing mich aufs zuvorkommendste. Schon hatte ich längere Zeit mit ihm gesprochen, ohne noch zu wissen, daß ein berühmter Schriftsteller und Dichter vor mir stand. Ich war überrascht, als er Bekanntschaft mit der deutschen Literatur verriet und während des Gesprächs, das französisch geführt wurde, einzelne Stellen aus Goethe und Schiller citirte. Nun fragte ich ihn nach dem gegenwärtigen Zustande der portugiesischen Literatur, und er empfahl mir als ein wahrhaft bedeutendes Werk die umfassende Geschichte Portugals von Herculano, sowie die lyrischen Gedichte, Romane und Novellen dieses Autors. In Portugal ebenso wie in Spanien, sind Wissenschaft und Poesie nicht so geschieden, wie bei uns. Während man in Deutschland höchlich überrascht sein würde, die Historiker Schlosser oder Ranke plötzlich als Lyriker und Romanschriftsteller auftreten zu sehen, ist dies in den genannten Ländern eine gewöhnliche Erscheinung. Almeida Garrett nannte mir mit Lob noch verschiedene andere Autoren seines Volkes, verschwieg mir indes bescheiden, daß er der berühmteste unter ihnen sei, und es geschah ohne irgend eine Absicht von seiner Seite, daß ich auf seine Werke aufmerksam wurde. Er wandte nämlich die Rede auf die Romanzenpoesie der Spanier und fragte mich, ob es mir bekannt sei, daß auch Portugal einen Schatz solcher volkstümlichen, erzählenden Lieder besäße. Da in Deutschland Niemand

hiervon weiß, verneinte ich die Frage, und er brachte mir nun zwei, erſt kürzlich erſchienene Bände eines von ihm herausgegebenen Romanzero, die er mich zum Andenken an ihn zu bewahren bat. Nachdem er mich eingeladen, ihn wiederholt zu beſuchen, entfernte ich mich unter Ausdrücken des Dankes mit meinen Büchern. Ihr Verfaſſer hatte durch ſein reiches Wiſſen, ſowie durch den Fluß ſeiner Rede den Eindruck einer bedeutenden Perſönlichkeit auf mich gemacht. Meine Neugier auf ſeine Produktionen war dadurch erweckt, und da auf dem Umſchlag der Bände noch eine ganze Anzahl Werke von ihm angezeigt waren, ſo eilte ich in eine Buchhandlung, um dieſelben zu kaufen. Diejenigen unter ihnen, von denen ich glaubte, ſie würden mich vorzugsweiſe intereſſiren, habe ich bereits geleſen, und zwar mit Befriedigung. Ich nenne darunter zunächſt ein erzählendes Gedicht Camoëns, das der Verfaſſer ſchon vor etwa dreißig Jahren während ſeiner Verbannung geſchrieben hat. Es behandelt die Schickſale des portugieſiſchen Nationaldichters in ſeinen letzten Lebensjahren ſeit der Rückkehr aus Indien und iſt mit lyriſchen Ergüſſen von ſanfter Schwermut durchwoben, in denen der Verfaſſer ſeine Sehnſucht, aus den trüben Nebeln des Nordens in die reinen Lüfte von Cintra zurückzukehren, auf rührende Weiſe ausſpricht. Da man ſo viele Poeſien aus anderen Sprachen, und teilweiſe recht mittelmäßige, zum zwanzigſtenmale überſetzt, hätte dieſe ſchöne Dichtung gewiß eher Anſpruch darauf, den deutſchen Leſern bekannt gemacht zu werden. Es wäre überdies keine ſehr ſchwierige Arbeit, da die Verſe fünffüßige reimloſe Jamben ſind. Einige Dramen von Almeida Garrett haben hier großes Aufſehen gemacht und beinahe den Anfang eines modernen portugieſiſchen Nationaltheaters begründet, indem ſie eine Anzahl anderer Schauſpiele hervorriefen, deren Stoff der einheimiſchen Geſchichte entnommen iſt. Das vorzüglichſte iſt wohl „Luis de Souza“, ein Stück, das trotz

seiner einfachen und gewiß nicht durch Neuheit der Erfindung überraschenden Handlung beim Lesen wie bei der Vorstellung ungemeine Wirkung hervorbringt. Ich habe es hier auf der Bühne gesehen. Der Held ist mit dem König Sebastian nach Afrika gezogen, und in Portugal hat sich die Meinung verbreitet, er sei in der Schlacht von Alcazar mit so vielen anderen Kriegern gefallen. Seine Geliebte hat jahrelang noch immer der Hoffnung Raum gegeben, die Kunde von seinem Tode sei falsch; allein zuletzt ist sie, da sie Gewißheit von demselben zu haben glaubt, die Gattin eines zweiten, ihrer Liebe würdigen Mannes geworden. Die wechselnden Empfindungen in der Seele der Frau, welche alsbald nach Eingehung der Ehe sich Gewissensbisse macht, daß sie dem Geliebten die Treue gebrochen und, trotz aller Zeichen vom Gegenteil, die Ahnung nicht verbannen kann, derselbe werde noch zurückkehren, das Uebergehen dieser Ahnungen in Wahrscheinlichkeit, bis endlich Luis de Souza, der in afrikanische Gefangenschaft fortgeschleppt worden, wieder erscheint und seine frühere Braut nun den Schleier nimmt, um im Kloster ihre doch sehr entschuldbare Treulosigkeit zu büßen, bilden ein ergreifendes, das Interesse vom Beginn bis zum Ende in Spannung erhaltendes Ganzes. Die Verwickelung eines zweiten Stückes von Almeida: „Der Schwertfeger von Santarem", dreht sich um die Erhebung des Johann von Braganza auf den Thron. Dieses Drama ist voll bunter und bewegter Handlung und zeichnet sich durch höchst lebendige Scenen des Volkslebens aus. Den Roman des nämlichen Verfassers: „Der Bogen von Santa Anna", der während der neueren politischen Bewegungen Portugals vorgeht, habe ich noch nicht gelesen.

Anhaltend hat mich der portugiesische Romanceiro beschäftigt, und ich gedenke denselben um so eher zu übersetzen, als ich nicht viele Mühe davon haben werde. Es ist wunderbar daß, während Spanien seine Volksgesänge schon seit dem

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sammelte, Portugal nie hieran gedacht hat. Als mir Almeida zuerst sein Werk gab, stieg mir der Verdacht auf, die darin enthaltenen Gedichte könnten modern und nur den spanischen Romanzen nachgeahmt sein. Allein bald stellte sich mir die Ueberzeugung fest, es seien wirklich Volkslieder, die Jahrhunderte hindurch von einer Generation der anderen überliefert worden. Manche darunter sind einfach verschiedene Versionen von spanischen Romanzen, und zwar einige unstreitig vorzüglicher als diese, zum Beispiel die vom Grafen Alarcos, der hier Graf Yanno heißt. Andere dagegen zeigen sich dem Inhalte nach als ganz eigentümlich. Während die spanischen Sänger besonders nur Stoffe aus der altcastilianischen Tradition und Geschichte behandelten und kaum eine einzige darunter ihre großen Thaten in Amerika besingt, — wenigstens keine, die wirklich populären Ton hätte — nahmen die Portugiesen die Romanze auf ihre Schiffe mit; sie übersegelte mit ihnen das Meer, landete in Indien und stürzte sich in das dortige Abenteuerleben. Hierdurch haben verschiedene Stücke dieser Sammlung einen ganz eigenen Charakter. Wenn ich im Allgemeinen durchaus nicht die übertriebene Hochschätzung der Volksdichtung teile, die bei uns Mode ist, so erscheint mir doch die Bewunderung für die Besseren der castilianischen und nun auch der portugiesischen Romanzen als durchaus gerechtfertigt. Die von Almeida edirten sind unstreitig bloß ein ganz geringer Teil der noch im Volksmunde lebenden, und er selbst beabsichtigt seine Sammlung noch fortzusetzen. Weil in Portugal seit dem achten Jahrhundert dieselben Verhältnisse walteten, wie in Spanien, weil dieses Land Jahrhunderte lang zuerst der Herrschaft der Omajjaden, dann kleinerer Fürsten unterworfen war, und nach und nach von den wieder vordringenden Christen erobert wurde, so kann als sicher angenommen werden, daß, wie in Castilien, auch hier von früh an Sänger die Thaten der Helden feierten

oder Geschichten aus den mittelalterlichen Sagenkreisen zur Leier vortrugen. Die portugiesische Sprache war nur einer von den verschiedenen Dialekten, die auf der Halbinsel geredet wurden, und noch heute verstehen sich Castilianer und Portugiesen besser als Deutsche und Holländer. Gewiß ward daher die Romanze Gemeingut der beiden Volksstämme, indem sie hinüber und herüber wandelte und bald dieser, bald jener sie in seiner Mundart wiedergab. Solche Gedichte schrieb man damals nicht auf, sondern überlieferte sie nur mündlich. Deshalb konnten mannigfaltige Veränderungen des Stoffes wie der Form nicht ausbleiben. In den Lagern der Krieger, wie auf den Märkten der Städte, die, den Arabern abgenommen, von den Christen wieder bevölkert worden waren, sammelte sich die Menge horchbegierig um die Juglares, die bald von den jüngsten Vollbringungen der gothischen Heere, bald von Karl dem Großen und seinen Paladinen erzählten. Das Charakteristische der Volkspoesie, daß der Sänger ganz verschwindet, daß er Ruhm und Beifall für sich im mindesten nicht begehrt, findet sich hier durchaus. Bemerkenswert ist die Reinheit des epischen Stils, wonach der Bericht immer streng festgehalten wird und nichts Lyrisches durchklingt. Gleich Bergwassern, die von morgenlichtumwallter Felshöhe herniederfließen, rauschen diese Lieder in ihrer klaren Flut, den Himmel und die Umgebung widerspiegelnd, und noch spätere, vorgeschrittenere Zeitalter können sich an ihnen, wie an der Quelle der Jugend, erfrischen. Wunderbar ist die hohe Kultur des Stils und Ausdrucks in den besten derselben, wonach man glauben sollte, sie seien in einer Aera literarischer Bildung gedichtet. Wenn man die portugiesischen, ebenso wie die spanischen Romanzen mit den altdänischen und schottischen Balladen, oder anderen nordischen Volksdichtungen vergleicht, so läßt sich nicht verkennen, daß sie auf einer viel höheren Stufe der Ausbildung stehen. Unsere Nibelungen — dies zu

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sammelte, Portugal nie hieran gedacht hat. Als mir Almeida zuerst sein Werk gab, stieg mir der Verdacht auf, die darin enthaltenen Gedichte könnten modern und nur den spanischen Romanzen nachgeahmt sein. Allein bald stellte sich mir die Ueberzeugung fest, es seien wirklich Volkslieder, die Jahrhunderte hindurch von einer Generation der anderen überliefert worden. Manche darunter sind einfach verschiedene Versionen von spanischen Romanzen, und zwar einige unstreitig vorzüglicher als diese, zum Beispiel die vom Grafen Alarcos, der hier Graf Yanno heißt. Andere dagegen zeigen sich dem Inhalte nach als ganz eigentümlich. Während die spanischen Sänger besonders nur Stoffe aus der altcastilianischen Tradition und Geschichte behandelten und kaum eine einzige darunter ihre großen Thaten in Amerika besingt, — wenigstens keine, die wirklich populären Ton hätte — nahmen die Portugiesen die Romanze auf ihre Schiffe mit; sie übersegelte mit ihnen das Meer, landete in Indien und stürzte sich in das dortige Abenteuerleben. Hierdurch haben verschiedene Stücke dieser Sammlung einen ganz eigenen Charakter. Wenn ich im Allgemeinen durchaus nicht die übertriebene Hochschätzung der Volksdichtung teile, die bei uns Mode ist, so erscheint mir doch die Bewunderung für die Besseren der castilianischen und nun auch der portugiesischen Romanzen als durchaus gerechtfertigt. Die von Almeida edirten sind unstreitig bloß ein ganz geringer Teil der noch im Volksmunde lebenden, und er selbst beabsichtigt seine Sammlung noch fortzusetzen. Weil in Portugal seit dem achten Jahrhundert dieselben Verhältnisse walteten, wie in Spanien, weil dieses Land Jahrhunderte lang zuerst der Herrschaft der Omajjaden, dann kleinerer Fürsten unterworfen war, und nach und nach von den wieder vordringenden Christen erobert wurde, so kann als sicher angenommen werden, daß, wie in Castilien, auch hier von früh an Sänger die Thaten der Helden feierten

oder Geschichten aus den mittelalterlichen Sagenkreisen zur Leier vortrugen. Die portugiesische Sprache war nur einer von den verschiedenen Dialekten, die auf der Halbinsel geredet wurden, und noch heute verstehen sich Castilianer und Portugiesen besser als Deutsche und Holländer. Gewiß ward daher die Romanze Gemeingut der beiden Volksstämme, indem sie hinüber und herüber wandelte und bald dieser, bald jener sie in seiner Mundart wiedergab. Solche Gedichte schrieb man damals nicht auf, sondern überlieferte sie nur mündlich. Deshalb konnten mannigfaltige Veränderungen des Stoffes wie der Form nicht ausbleiben. In den Lagern der Krieger, wie auf den Märkten der Städte, die, den Arabern abgenommen, von den Christen wieder bevölkert worden waren, sammelte sich die Menge horchbegierig um die Juglares, die bald von den jüngsten Vollbringungen der gothischen Heere, bald von Karl dem Großen und seinen Paladinen erzählten. Das Charakteristische der Volkspoesie, daß der Sänger ganz verschwindet, daß er Ruhm und Beifall für sich im mindesten nicht begehrt, findet sich hier durchaus. Bemerkenswert ist die Reinheit des epischen Stils, wonach der Bericht immer streng festgehalten wird und nichts Lyrisches durchklingt. Gleich Bergwassern, die von morgenlichtumwallter Felshöhe herniederfließen, rauschen diese Lieder in ihrer klaren Flut, den Himmel und die Umgebung widerspiegelnd, und noch spätere, vorgeschrittenere Zeitalter können sich an ihnen, wie an der Quelle der Jugend, erfrischen. Wunderbar ist die hohe Kultur des Stils und Ausdrucks in den besten derselben, wonach man glauben sollte, sie seien in einer Aera literarischer Bildung gedichtet. Wenn man die portugiesischen, ebenso wie die spanischen Romanzen mit den altdänischen und schottischen Balladen, oder anderen nordischen Volksdichtungen vergleicht, so läßt sich nicht verkennen, daß sie auf einer viel höheren Stufe der Ausbildung stehen. Unsere Nibelungen — dies zu

leugnen sollte uns nationale Vorliebe doch nicht verleiten — behandeln zwar einen herrlichen, großartigen Stoff, aus dem durch bessere Sänger ein treffliches Epos hätte gestaltet werden können; aber als Gedicht und in der Form, wie es uns vorliegt, ist es ein ungeschlachtes Produkt, und mögen unsere Germanisten es noch so hoch preisen, so wird der mit poetischem Sinn Begabte doch schwerlich mehr als einzelne Stellen, die sich aus dem Ganzen hervorheben, bewundern können. Viele der Romanzen des südlichen Volkes dagegen sind wahre Kunstwerke von einer Vollendung, daß sich nichts an ihnen ändern läßt, ohne sie zu verderben. Einzelne scandinavische und schottische Balladen bringen allerdings mit ihrem düsteren Colorit, ihrem zum Herzen dringenden Ton tiefster Empfindung eine Wirkung hervor, wie sie unseren Romanzen fremd ist. Allein diese gewinnen uns wieder dadurch, daß sie eine ungleich größere Feinheit des Gefühls verraten und eine höhere Kultur des Volkes zeigen, dessen Sinnesart sich in ihnen widerspiegelt. Fast nirgends ist hier etwas, was uns verletzt, fast nirgends finden sich Züge von Roheit und Brutalität, wie sie die nordischen Balladen so vielfach entstellen.

20.

Santa Cruz auf Teneriffa, im Juni 1853.

Schon seit Jahren hatte ich gewünscht, Amerika zu bereisen, namentlich das südliche mit seinen Urwäldern und den großartigen Naturscenen der Cordilleren. Es ist mein Glaube, daß die Entwickelung der Menschheit zu höheren und immer höheren Stufen, die im fernen Osten Asiens begonnen, dann nach und nach weiter gegen Westen fortgeschritten, in der Zukunft ihren Gang nach der neuen Welt nehmen werde.. Und Amerika ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das Land, wo

sich die letzte großartige Entwickelung der Menschheit vollziehen wird; auf den Riesengipfeln der Anden werden ihre Siegesfahnen wehen. — Dieser Gedanke, den ich nicht für utopisch zu halten vermag, erklärt mein Verlangen, den Weltteil selbst zu sehen, der einst das zur Erfüllung bringen soll, wonach bisher die Besten aller Zeiten gerungen. Ich verließ in solcher Absicht Lissabon auf dem Dampfschiff „The great Western", hatte aber zunächst, um Madeira kennen zu lernen, mein Billet nur bis dorthin genommen. Nachdem ich auf dieser Insel und nachher hier auf Teneriffa, einige Zeit geweilt, traten leider mehrere Hindernisse ein, welche die Ausführung meines Planes unratsam machten. Meine seit lange ins Wanken geratene Gesundheit, die ich gerade auf dieser Reise hatte stärken wollen, besserte sich nicht, wie ich gehofft. Zudem ist die Sommerhitze groß und die Aerzte raten mir entschieden, nach dem Norden zurückzukehren. Indem ich so meinem Vorsatz, der hoffentlich später noch einmal zur Ausführung kommt, einstweilen entsagen muß, will ich die Zeit bis zur Ankunft des Dampfers, der mich nach Europa zurücktragen soll, dazu benützen, um Einiges über die zuletzt verlebten Wochen aufzuzeichnen.

Die Tage der Seereise vergingen mir sehr angenehm. Ich liebe solche Fahrten auf den südlichen Meeren, welche in dieser Jahreszeit meist in Spiegelglätte daliegen, über Alles. Die diesmalige bot zwar nicht so viele Abwechslung wie die herrliche durch den Archipel; aber sie gewährte mehr das Gefühl der Unermeßlichkeit, indem das Auge fast auf der ganzen Strecke nur Himmel und Meer erblickte. Das Bewußtsein, mich der Grenze der Tropen zu nähern, die Erwartung, bisher unbekannte Gestaltungen der Natur, neue Formen der Vegetation kennen zu lernen, ließ mein Herz höher klopfen. Nachdem die Küste Portugals hinter uns verschwunden und das Schiff um einige Grade weiter gegen Süden vorgerückt

war, glaubte ich den Himmel sich in tieferes Blau kleiden, Nachts die Sterne mit hellerem Licht glänzen zu sehen. Antares und Fomahaud, die man auch bei uns, aber nur eben über den Horizont auftauchend, sieht, standen schon bedeutend höher, und bald stieg vor mir der leuchtende Stern Kanopus empor, zu dem ich im Orient so oft aufgeblickt. Hinter ihm sah ich noch andere in Europa nie sichtbare Sterne sich erheben und ich dachte, binnen kurzem werde auch das südliche Kreuz, dessen bloßer Name immer einen eigenen Zauber über mich geübt, aus den Wellen tauchen. Das nächtliche Umherwandeln auf dem Verdeck unter dem von Myriaden von Gestirnen funkelnden und blitzenden Himmelsgewölbe war von unsäglichem Reiz. Unten die Tiefe war so klar und rein wie der krystallene Dom mir zu Häupten, und hinter dem Kiel wiegte sich auf den wallenden Wogen ein langer Streifen phosphoreszirenden Lichts. Es war mir unmöglich, mich von diesem Anblick loszureißen, und ich suchte meine Kajüte nicht, bevor die Sonne über die unendliche Wasserfläche ihren ersten Schimmer warf. Wenn ich dann, durch Schlaf erquickt, wieder aufs Verdeck trat, stand das Tagesgestirn schon hoch im Zenith. Vielerlei zu sehen gab es allerdings nicht; einmal behaupteten die Matrosen, in der Ferne fliegende Fische zu entdecken, die sich über die Wasserfläche emporschnellten; aber meinem Blicke entgingen sie. Ein Heer von Delphinen dagegen, das wohl eine Viertelstunde lang einen Wettlauf mit dem Schiff anstellte, gewährte mir ein unterhaltendes Schauspiel. Die afrikanische Küste glaube ich einmal durch das Fernrohr erspäht zu haben; doch war es nur ein dämmernder Streifen. Die Fahrt ging wegen konträrer Luftströmung etwas langsamer als gewöhnlich von statten. Am vierten Morgen nach unserer Abreise zeigte sich vor uns inmitten des Meeres ein dunkler Punkt; derselbe wuchs und wuchs, und nach und nach stieg mit ihren Bergen und Klippenufern die Insel Madeira aus der Flut. Nachdem

wir eine Zeit lang an dem maleriſchen, bald ſchön bewaldeten, bald mit ſteilabſtürzenden Felſen umgürteten Geſtade dahingefahren waren, warfen wir bei Funchal Anker. Die Stadt oder vielmehr das Gewimmel zwiſchen Gärten und Baumpflanzungen hingeſtreuter Häuſer zieht ſich vom Meer auf am Abhang eines Berges empor. Ich betrat den Strand mit dem Gefühle, welches etwa Columbus und ſeine Gefährten gehabt haben mögen, als ſie in Guanahani ausſtiegen. War dies doch die erſte Etappe auf der Reiſe nach Amerika, und hatte doch meine Phantaſie die Inſel mit allen Wundern der fremden Zone ausgeſtattet! Am Ufer warteten Leute mit guten Reitpferden, und ſo unternahm ich, um meine erſte Neugierde zu befriedigen, mein Gepäck in das Gaſthaus ſendend, ſogleich einen Spazierritt rings um die Höhen, an welche die Stadt hingelagert iſt. Meine Erwartung ward nicht getäuſcht; die Fülle des Grüns, die Myrten und hochſtämmigen Lorbeern, die großen roten Blüten einer breitblätterigen Pflanze, deren Namen ich bei meinem Mangel an Kenntniſſen in der Botanik leider nicht anzugeben weiß, und wieder die aus dieſem Meere der üppigſten Vegetation hervorragenden, bald dunkelbraunen, bald ſtahlblauen Felſen machten einen berauſchenden Eindruck. Bei dieſem erſten Ritt hatte ich, um der Ausſicht zu genießen, oft Halt gemacht, ſo daß ich erſt, als ſich ſchon die Abenddämmerung über Inſel und Ozean legte, in meinem auf engliſche Art eingerichteten Gaſthof anlangte und bald auf bequemem Lager den Genüſſen des folgenden Tages entgegenträumte. Madeira beſitzt keine Kirchen oder ſonſtigen Gebäude, von denen auch nur zu reden es der Mühe lohnte. Wer die Inſel nie verlaſſen hat, kann kaum wiſſen, was das Wort Kunſt bedeutet. Dagegen hat die Natur alle ihre Schätze in verſchwenderiſcher Fülle über das Eiland ausgeſchüttet. Bisher hatte ich Capri mit ſeinen himmelragenden, meerumbrandeten Felſen, das grünende Eden von Cintra mit dem Zauberſchloſſe

Penha, Amalfi und die hoch von Klippe zu Klippe gespannte Straße nach Salerno, Granada mit seinen auf steiler Höhe über dem Darro hingebannten Wundergärten des Generalife, über welche die Schneegipfel der Sierra Nevada aufragen, für das Herrlichste gehalten, was die Natur geschaffen. Aber Madeira, wenn seine Schönheit auch nicht in aller Hinsicht jener der genannten Punkte gleichkommt, gewinnt für Den, der es zum ersten Male besucht, ihnen allen dadurch den Preis ab, daß der Himmel der Tropen es mit seiner Vegetation geschmückt hat und sein magisches Licht über Berge, Thäler und Uferfelsen ausgießt. Während ich in den ersten Tagen die Umgebung von Funchal durchschweifte, war ich fast geblendet von dem bisher unbekannten Schmelz dieser Tinten, die im Wechselspiel der Strahlen und Schatten zu jeder Stunde neu und anders sich auf Meer und Land legten. Ich fand mich wie verwirrt inmitten dieser fremden wuchernden Pflanzenwelt; überwältigt vom Eindrucke des Ganzen, vermochte ich erst nach und nach, zur Betrachtung des Einzelnen übergehend, mir davon Rechenschaft zu geben. Neben den schönsten Bäumen des südlichen Europa, der Dattelpalme, den Orangen- und Zitronenbäumen, dem Lorbeer, der Pinie, Carubbie und Cypresse, fand ich hier den Sohn Ostindiens, den mächtigen Mango, den in Afrika heimischen hochwüchsigen Baobab, die in unserem Weltteil nie vorkommende Anone, den Pandanus und den Bombax; dann unter den Stauden, Sträuchern und kleinen Gewächsen, teils in den Gärten, teils wild wachsend, den Kaffeestrauch, die Ananas, das Bambusrohr. Daß daneben die Aloe, die verschiedenen Kaktusarten und die Bananen, welche überall die Kennzeichen des Südens sind, reichlich gedeihen, versteht sich von selbst. Wäre nun diese üppige Vegetation in ein Thal hingebreitet, das, gegen rauhe Winde geschützt, sich einer treibhausartigen Wärme erfreut, wie etwa die Huerta von Valencia, so würde dieselbe, wie interessant

sie auch für den Naturforscher sei, doch auf den Freund des Schönen einen weit geringeren Eindruck ausüben. Aber in Madeira ist sie über vielgestaltige Berghänge hingestreut und wallt bald mit ihnen in' sanften Halden an das Ufer hinab, bald wieder stürzt sie jäh von Klippe zu Klippe der Küste zu, bis wo ein Felsen ihr vor dem steil in die Flut hinabschießenden Abgrund Halt gebietet. — In einiger Entfernung von Funchal nach dem Inneren zu steigt das Gebirge von Madeira in wild phantastischen Formen empor. Man glaubt, die von Türmen überragten Mauern einer gewaltigen Festung zu sehen. Ich machte mehrere Ausflüge in diese Sierra, die mir den Charakter der Insel in seiner Mannigfaltigkeit zeigte. Am Fuße derselben sah ich einen Wald von Lorbeern, deren Riesenwuchs mich in Erstaunen setzte, dann baumartige Farnkräuter von einer Größe, wie sie Europa nicht kennt; wieder über diese hinaus fand ich die Berge mit grünendem Laubholz bedeckt. Die Wildheit der Naturscenerie, die mich nun umgab, war überraschend; ich sah zerrissene Schluchten zwischen fast senkrecht sich erhebenden Felswänden, von denen Berggewässer schäumend herniederstürzten und dann in der Tiefe fortrauschten. Zu den schroffen, mehrere tausend Fuß emporragenden Klippen klimmen in malerischen Gruppen mächtige Bäume hinan, und zwischen diesen sah ich Silberbäche bald in glitzernden Fäden niederfallen, bald in Katarakten sich über das zackige Gestein hinunterwälzen. Ebenso wie die Streifzüge in die Berge boten mir die Exkursionen längs der Küste reichen Genuß. Die letzteren unternahm ich zu Fuß, indem ich bald in den Thälern unter schlanken Dattelpalmen oder in Südfruchthainen die Mittagsglut verträumte, bald wieder zu Höhen aufklomm, von denen das Auge über blühenden Oleander hinweg auf das blaue wogende Meer blickte, wie es um die vielgestaltigen Ufer wallte und schäumte. Oft ließ es mir schon in der Nacht keine Ruhe. Lange vor Tagesanbruch erhob ich mich vom

Lager und ſuchte auf mir bekanntem Wege eine Stelle oberhalb der Stadt auf, die mich beſonders entzückte. Da ſah ich, wie der erſte blaſſe Schimmer am Himmel glomm, dann hoch und höher ſtrahlte, bis ein Flammenſchein über den Ozean hinſchoß und unter mir die Möwen, aus ihren Klippenneſtern aufflatternd, mit Jauchzen den Morgen begrüßten. Noch war die Inſel von leichten wallenden Nebeln verdeckt, die nach und nach einen rötlichen Glanz annahmen, dann allmälich im Wind der Frühe auseinanderſtoben und, als würde ein Schleier zurückgezogen, die ganze Schönheit des himmliſchen Eilands enthüllten. Während mir nun Stunde auf Stunde verſchwand und ich mich von dem Anblick nicht losreißen konnte, bevor die hochgeſtiegene Sonne, Alles in ihr gleichförmiges Alltagslicht kleidend, den größten Reiz von der Gegend abſtreifte, hatte ich die Empfindung, als ſei ich auf dem Eiland der Lotophagen und müſſe in ſeliger Vergeſſenheit der ganzen übrigen Welt den Reſt meines Lebens hier vollenden. Es lag etwas Entnervendes und zugleich Sinnberauſchendes in dieſer Luft, das es mir unmöglich machte, mich einer andern Beſchäftigung als dem ſüßen Genuß des Augenblickes hinzugeben. So oft ich auch ein Buch aufſchlug, ich wendete kein Blatt um; mein Blick glitt ſchon von der erſten Seite wieder hinweg auf die mich umgebende Herrlichkeit. Allein wenn ich den Tag ſo durchſchwelgt, erwachten mir am Abend Gewiſſensbiſſe und ich ſagte mir, nicht zum Träumen und Genießen, ſondern zum Wirken und Schaffen ſei der Menſch auf Erden da. So riß ich mich bei der Kunde, es wehe ein günſtiger Fahrwind und ein gutes ſpaniſches Schiff werde am nächſten Tage die Anker zur Fahrt nach Teneriffa lichten, von Madeira los und begab mich an Bord. Die Reiſe war glücklich, und nach etwa dreißig Stunden erblickte ich die canariſchen Inſeln. Zuerſt ſchwammen uns mehrere kleinere entgegen, die wie einzelne Klippen aus dem Meere hervorragten; dann ſegelten

wir längs der Küste von Lanzarota hin, die an ihrem öden aschenfarbigen Gestade die Spuren früherer Verwüstung durch ihren Vulkan zur Schau trug und wenig zu dem Bilde paßte, das sich meine Phantasie von den glückseligen Inseln entworfen hatte. Ein frischer Fahrwind trieb uns vorwärts, die Gran Canaria wurde sichtbar und bald auch die gewaltige Pyramide des Pics von Teneriffa, dessen Gipfel über Wolken, die weiter unten lagerten, himmelhoch aufragte. Ein überwältigend großartiger Anblick! Dieser Berg übertrifft den Aetna um fast zweitausend Fuß an Höhe, und der Umstand, daß ich hier vom Meer aus seine absolute Erhebung gewahrte, ließ ihn mir höher erscheinen, als irgend einen bisher von mir gesehenen Berg. Selbst der Mont Blanc, die Jungfrau und das Finsterarhorn hatten mir nicht so sehr imponirt. Diese Erscheinung erklärt sich auch sehr gut; denn im Chamounithal wie im Berner Oberlande liegt der Standpunkt, von welchem aus man die genannten Berge betrachtet, schon immer einige tausend Fuß über dem Meere. Reisende, die in Ostindien waren, versichern, daß die Gipfel des Himalaya, die höchsten der Erde, aus demselben Grunde weitaus nicht so hoch erschienen, wie sie in Wahrheit sind. Der Umstand, daß der Pic ähnlich wie das Finsterarhorn in eine steile Spitze ausläuft, trägt dazu bei, den Eindruck seiner Höhe zu steigern. Noch haftete mein Blick an dem Bergriesen, als er hinter den uns nähergerückten Ufern verschwand und wir in den Hafen von Santa Cruz einliefen. Diese Stadt, an der am wenigsten fruchtbaren, auch von malerischem Reize entblößten Seite von Teneriffa gelegen, bietet nicht viel Interesse. Ich hatte einen Brief an den französischen Konsul Berthelot abzugeben, der ein umfangreiches, fünfbändiges Werk über die Canarischen Inseln verfaßt hat und dieselben, da er seit vielen Jahren hier weilt, genauer kennt als irgend ein Anderer. Er ergoß sich in Verwünschungen darüber, daß sein Amt ihn in Santa Cruz feßle, entwarf mir

aber ein entzückendes Bild von Orotava und dem sich vom Pic nach dem Meere zu hinabsenkenden Abhang. Er hatte fast die ganze Erde bereist, behauptete jedoch, nirgends etwas Schöneres gesehen zu haben, als jenen Landstrich, den er ein wahres Paradies nannte. Seine Schilderungen lassen mir keine Ruhe, und so denke ich denn mich schon morgen nach Orotava auf den Weg zu begeben.

21.

Orotava, im Juni 1853.

In aller Frühe brach ich von Santa Cruz auf, um, begleitet von einem Führer, nach der andern Küste der Insel zu reiten. Der Weg führt steil über felsiges Terrain zu bedeutender Höhe empor, wo in sehr anmutiger Umgebung, inmitten niedriger grünender Hügel, die Hauptstadt der Insel, Laguna, liegt. Weiter kam ich durch ziemlich öde Gegenden, bis ich plötzlich das Meer vor mir gewahrte und sich Alles wie auf einen Zauberschlag verwandelte. Der Pic von Teyde wurde seitwärts sichtbar und terrassenförmig senkte sich von ihm das grünende und blühende Land bis an den Ozean hinab. Zwischen Hügeln und Thälern, die mit Rebenpflanzungen, Orangenhainen und Myrtengebüschen prangen, gelangte ich zur Hafenstadt Orotava, wo ich ein paar Tage verweilte, aber von großer Hitze zu leiden hatte. So siedelte ich nach der etwas höher gelegenen Stadt gleichen Namens über. Hier wehten reinere Lüfte; auch genießt man von diesem Punkt aus einer weit schöneren Aussicht. Bei meinen Spaziergängen, die ich wegen der zunehmenden Sonnenglut auf die Morgen- und Abendstunden beschränken mußte, überzeugte ich mich, daß der französische Konsul sich keiner Uebertreibung schuldig gemacht hatte, als er dies Land ein Paradies nannte.

Wenn es die Mannigfaltigkeit und der Reiz der Kontraste ist, welche eine Landschaft vorzugsweise zu einer malerischen machen, so möchte die Umgegend von Orotava nur wenige ihresgleichen finden: unten das wogende und schäumende Meer mit seiner ewigen Unruhe, sowie den auf ihm hin und her geschleuderten Nachen und über der Flut auf den Hügeln, aus lachendem Grün hervorschimmernd, ein Bild des Friedens, die weißen Kapellen, die Andachtstätten der Schiffer, welche dem gefahrvollen Elemente entrannen; längs der Gestade hingelagert, das mit allen Segnungen des herrlichsten Klimas überschüttete Land, wo sich oft den schönsten Herbst sogleich der Frühling schließt, ohne daß je der Winter in dasselbe eindränge, wo in den Blätterkronen der Bäume wie an den Gesträuchen und Gestäuden der Fluren sich Blüte an Blüte und Frucht an Frucht drängt und dreimal im Jahre Ernte gehalten wird; am Ufer die Kinder der Tropen: der Dattelbaum, die Kokospalme und die Banane und oben, dies Alles überragend, die kolossalen Felsmassen des Vulkans, an dem, sich hinunterziehend, die zerbröckelnden schwarzen Massen der Lava Kunde von den verheerenden Ausbrüchen des Feuers geben, das in der Tiefe seines Kraterschlundes lodert, und dicht daneben in den Schluchten und Rissen Streifen Schnees, die noch jetzt im Juni nicht der Sonnenglut gewichen sind. Die Pflanzenwelt ist wohl ungefähr dieselbe wie auf Madeira; aber als Wunder von Teneriffa gilt der ungeheure Drachenbaum in einem Garten in der Nähe Orotava's, dem man ein Alter von mehreren Jahrtausenden beimißt. Dieser Mammut oder Ichthyosaurus unter den Bäumen ist vor einiger Zeit auseinandergebrochen und halb zusammengestürzt. Doch sah ich noch den mächtigen Stamm und die vielgewundenen Aeste des gewaltigen Zeugen der Urwelt, der in unsere Tage hineinragt und Kunde von einer Kraft der schaffenden Natur gibt, welche nun erloschen ist. Wenn man vor ihm steht, möchte man

Hiob's Frage in Bezug auf den Leviathan: „Wer kommt ihm gleich?" wiederholen.

Das Hauptziel für Jeden, der Teneriffa besucht, ist der Pic — dieser durch seine Lage einzige Bergriese. Es gibt höhere Gipfel, doch keinen, der, inmitten einer verhältnismäßig kleinen Insel emporragend, nach allen Seiten hin einen solchen Blick in die Unermeßlichkeit des Ozeans gewährte. Was die Ersteigung besonders verlockend macht, ist der Umstand, daß dieselbe, wie beschwerlich auch, doch mit größerer Leichtigkeit bewerkstelligt werden kann, als die gleich hoher, nördlicher gelegener Gebirgsspitzen. Denn während die Berner Alpen, die den Pic nur um weniges überragen, das ganze Jahr hindurch mit großen Gletschermassen und Schneefeldern überdeckt sind, zerschmilzt auf ihm der Schnee im Sommer bis auf einzelne Lager, die sich in den Schluchten und an der Nordseite erhalten. So rüstete ich mich denn alsbald zu der Expedition. Nur wenige Fremde besuchen Teneriffa; daher wird auch der Gipfel des Vulkans nicht eben häufig erklommen, und so erklärt es sich, daß mein Vorhaben in dem kleinen Orotava förmlich Aufsehen erregte. Wie es zu gehen pflegt, daß dasjenige, was man in der Nähe hat, die Neugier am wenigsten reizt, so war von den Bewohnern des Städtchens vielleicht noch keiner oben gewesen, außer einigen Führern. Als der beste unter diesen ward mir Cristoval bezeichnet. Mit ihm schloß ich denn den Kontrakt. Er hatte Alles zu besorgen, und eines Sonntags in der Frühe, als der sich dem letzten Viertel zuneigende Mond noch hell am Himmel stand, erwartete er mich mit mehreren Führern und Saumrossen vor dem Gasthofe. Eines dieser Tiere war reichlich mit Proviant beladen, und auch wärmende Decken fehlten nicht. Aus den Gesprächen mit Cristoval und noch mehr aus dem mit seinen Genossen entnahm ich, daß sie die Ersteigung des Donnerbergs als ein schwieriges und nicht gefahrloses Unternehmen

betrachteten. Die Schweizer Führer und die Mitglieder unserer Alpenklubs, die jetzt auf den Mont Blanc und das Matterhorn klettern, als wäre dasjenige, was man noch vor kurzem für unmöglich hielt, eine Kleinigkeit, würden allerdings hierüber lächeln. Allein um es erklärlich zu finden, muß man bedenken, daß auf so hohen Gipfeln, wie der des Pic es ist, unter ungünstigen Umständen bei einbrechendem Unwetter der Reisende immerhin in bedenkliche Situationen kommen kann. Die Nacht, in der ich einige Stunden vor dem Frührot aufbrach, war herrlich. Die Mondesstrahlen rannen wie geschmolzenes Silber über die Erde und hüpften in weißlichen Funken über die Wipfel der Bäume und über die breiten Blätter der im leisen Windhauch auf und nieder wallenden Bananen dahin. Das Klingen der Schellen am Halse der Saumtiere erinnerte mich an meine wochenlangen Ritte in den spanischen Gebirgen, namentlich durch die Sierra Nevada. Dieser Ton, zumal wenn er an den Klüften und Zackenfelsen umher widerhallt, wiegt den Geist allmälich in angenehme Träume ein, in denen sich das Bewußtsein von Ort und Zeit verwischt. Und als die aufsteigende Sonne die Gegend umher erhellte, mußte ich mich, aus einem Halbschlafe erwacht, erst fragen, wo ich denn sei. Das Reich der südlichen Vegetation, welche den Fuß des Berges umgürtet, lag schon hinter mir. Noch sah ich Lorbeern, Kastanien- und Apfelbäume; bald indes verschwanden auch diese und machten Farnkräutern von beträchtlicher Höhe Platz. Der Boden war mit Lavablöcken und bräunlichem Kies übersät, aus dem sich Sträucher mit gelblichen Blüten erhoben. Für die Saumtiere war schon ein Bedürfnis der Ruhe eingetreten, und ich stieg gern aus dem Sattel, um mich an einigen der mitgenommenen Nahrungsmitiel und an trefflichem Moscatel de Malaga zu erquicken. Dieser Wein und die spanische Sprache, die hier die allgemein herrschende ist, machten, daß ich mich ganz nach meinem geliebten Andalusien zurück-

versetzt glaubte. Als ich den Führern von meinem Wein gegeben, wurden sie sehr heiter und stießen mit mir auf glückliches Gelingen der Bergfahrt an. Nach ihrer Aussage standen auch alle Zeichen günstig dafür, und sie verhießen für den folgenden Morgen einen prächtig klaren Himmel. Ich bin gegen solche Prophezeiungen ziemlich mißtrauisch, ja in einem Grade, daß mir die Verheißung guten Wetters für den folgenden Tag unangenehm zu sein pflegt, weil ich schon zu oft erfahren habe, daß alsdann gerade das Gegenteil eintrifft. Diesmal aber sprach ein echter Weissagungsgeist aus den wackeren Leuten. Die Luft war in dieser Region schon frisch, ja fast kühl, und die Sonne, obgleich sie völlig unbewölkt am Himmel stand, keineswegs lästig. Da ich ein paar Stunden unterhalb des Gipfels für den ersten Teil der Nacht rasten wollte, um dann den Piton oder Zuckerhut — so heißt der letzte Kegel — vor Sonnenaufgang zu erklimmen, so war eben keine Eile nötig, und ich gönnte den Tieren mehrmals längeren Halt zu machen. Der weitere Weg führte fortwährend zwischen Lavatrümmern hin und war von trauriger Oede; nur daß die Retamapflanze, ein dem Pic von Teneriffa eigentümliches Gesträuch, den Boden überwucherte. Alles in dieser hohen Gegend atmete Einsamkeit. Die Welt des Lebens schien unter mir versunken, nur hie und da ein kleiner Schmetterling, der um die Retamablüten flog, ein sich auf ein Felsstück niederlassender Bergrabe und ein Geier, der hoch zu meinen Häupten im blauen Aether kreiste, gaben Zeugnis dafür, daß ich noch nicht in das Reich des ewigen Todes eingetreten sei. — Nachdem wir längere Mittagsruhe gehalten, ging es auf steilen Felswegen nach oben zwischen erstarrten Lavaströmen und Steinblöcken, die der Krater ausgeworfen. Wir gelangten zu der sogenannten Estancia de los Ingleses, die mich durch ihren Namen an die Casa degli Inglesi auf dem Aetna erinnerte, in welcher ich vor etwa neun Jahren eine so unbehagliche

Nacht verbracht hatte. Wenn übrigens auf dem ſicilianiſchen Berg wenigſtens eine aus rohen Steinen gefügte Hütte dem Reiſenden Nachtquartier bietet, ſo muß derſelbe hier ſich mit dem Obdach begnügen, das ihm zwei überhängende Felsſtücke gewähren. Nach Beratung mit dem Führer entſchloß ich mich, noch nicht hier mein Lager aufzuſchlagen, ſondern, damit ich mit deſto größerer Sicherheit vor dem nächſten Tagesanbruch den Gipfel erreichen könnte, noch bis zur Alta viſta vorzudringen. Der Pfad wurde nun wegen des zackigen, ringsum aufgetürmten Geſteins immer beſchwerlicher; doch konnten die Saumtiere, wenn auch keuchend, noch bis zu jenem projektirten Nachtquartier gelangen. Als die Alta viſta erreicht war, wurden die Decken über das Geſtein gebreitet und reichlicher Proviant von dem Laſttier herabgeholt. Nach dem Mahl ſtreckte ich mich, in meinen Mantel gehüllt, zum Schlafe nieder. Aber der Gedanke an die außerordentliche Situation, in der ich mich befand, ließ mich kein Auge ſchließen. Wenn es auch in den Cordilleren Amerikas Hochebenen mit Städten gibt, die auf einer Höhe von zehntauſend Fuß liegen, ſo konnte ich mir doch ſagen, daß zum mindeſten in Europa in dieſem Augenblick Keiner auf einem gleich hohen Punkte die Nacht verbringe wie ich. Unter mir lag die bodenloſe Tiefe, zu beiden Seiten die Unendlichkeit; ich glaubte ſie um mich wogen und ſchäumen zu hören. Obgleich der Himmel wolkenlos war, ſo hing doch ſchwarze Finſternis über dem Abgrund. Und ich in dieſer dunklen Unermeßlichkeit ein verſchwindender Punkt. Ich fühlte mich ſo klein in dem rings ausgeſpannten ungeheuren Raum. All mein Streben erſchien mir ſo eitel; ich geſtand mir, ſelbſt die Begeiſterung, die mich in den höchſten Momenten des Daſeins durchglüht, habe nur weſenloſen Schattenbildern gegolten. Unten im Abgrund war die rieſige Sphinx gebettet, die alle Geheimniſſe der Welt und des Daſeins kennt. Starr, in lautloſer Stille lag ſie da; mein Geiſt verſank tiefer und

tiefer in seine eigenen dunklen Schlünde. Da mahnte mich des Führers Stimme zum Aufbruch: Mitternacht sei vorüber und mit Sicherheit nicht zu berechnen, in wie vielen Stunden wir den Gipfel erreichen würden. Es bedurfte erst einiger Zeit für mich, um mich aus meiner Gedankenwelt wieder in die Wirklichkeit zurückzufinden. Anfänglich folgte ich dem Führer nur mechanisch; nach und nach erst gewann ich ein Auge für das wundersame Schauspiel um mich her. Der Mond war inzwischen aufgegangen und bei seinem Schimmer gewahrte ich die phantastischen Gestalten der gewaltigen Lavablöcke, die weithin neben einander gebreitet oder über einander gewälzt lagen. Es war schwierig, über diese gehäuften, zackigen Massen hinzuklettern, und ein unvorsichtiger Tritt konnte einen schlimmen Sturz in die zwischen den Blöcken klaffenden Spalten herbeiführen. Nach anstrengendem Gang erreichte ich den Fuß des Kegels, der sich aus dem alten Krater emporhebt und die höchste Spitze des Pics bildet. Der Pfad nach oben war steil, doch minder beschwerlich als der vorher zurückgelegte. Schneller, als ich geglaubt, wurde der Gipfel erreicht, und es lag noch geraume Zeit bis zum Tagesanbruch vor mir. Daß der Sonnenaufgang prächtig sein würde, ließ sich nach der Aussage Cristoval's erwarten. Unter mir war, obgleich die Mondesstrahlen niederwallten, noch wenig zu unterscheiden. Nach allen Seiten hin dehnte sich ein leerer, grenzenloser Raum. Von neuem überfiel mich das vernichtende Gefühl meiner Kleinheit. Ich sah zum Himmel auf, wo die Urmutter aller Dinge, die Nacht, mit ihren Myriaden Sternen auf mich herniederschaute; ich erblickte die Milchstraße so klar, daß ich ihren weißlichen Strom sich in Millionen von Welten auflösen zu sehen meinte. Mein Auge tauchte tiefer in die Unermeßlichkeit zu meinen Häupten. Auch die Nebelflecken schienen sich vor mir zu Heeren von Sternen zu zerteilen, und immer weiter von Himmel zu Himmel flog mein Blick, so daß ein

Weltall nach dem anderen vor ihm aufdämmerte. Und wenn ich schon vorher der kleinen Erde gegenüber verzagt, wie mußte ich erst jetzt vor dieser, selbst von dem Gedanken nicht auszumessenden Unendlichkeit, gegen die unser ganzes Weltsystem nur wie ein Sonnenstäubchen ist, mich weniger als nichts fühlen! Ich wollte mich aufraffen; ich hielt mir vor, der Geist des Menschen sei doch größer, als alle diese starren Massen, und ich suchte dem meinen Flügel zu geben, um sich aufzuschwingen über die fernsten der Sonnen und ihre Wandelsterne und Monde. Aber zagend und kraftlos sank er bei jedem Versuche zurück. Da sah ich unten einen matten Dämmerungsschein um die Ränder der Erde spielen, die Finsternis zerbrach nach und nach in sich selbst, blasse Strahlen zuckten durch sie hin. Noch vermochte mein Auge in der Tiefe Insel und Meer nicht zu unterscheiden; plötzlich jedoch gewahrte ich im Zwielicht neben mir einen Riesenberg, dessen Gipfel gleich hoch war wie die Spitze, auf der ich stand. Lange starrte ich nach dieser gigantischen Felsmasse und fragte sodann den Führer, welcher Berg dieses sei, da Teneriffa doch nur einen Pic habe; Cristoval aber wußte keine Antwort zu geben und blickte sprachlos nach derselben Seite wie ich hin. Allmälich dann schienen die Umrisse des Riesenbergs minder scharf zu werden, seine Wände und Zacken stürzten ein und erst jetzt ward mir klar, der Pic habe auf eine leichte Schicht von Dünsten sein Spiegelbild geworfen, es sei eine Erscheinung gewesen wie die Fata Morgana oder das Brockengespenst. Nun brachen die Flammengeister mächtig über den Erdball herauf, der Mond ward bleicher, die letzten Sterne sanken wie blinkende Tropfen in die Wogen des steigenden Lichts. Unten ringsum wurde der Ozean in seiner grenzenlosen Ausbreitung sichtbar, der Pic schien wie eine Klippe unmittelbar aus ihm aufzuragen: denn die Insel zu meinen Füßen verschwand beinahe. Wie ich den Blick in die Tiefe sandte, glaubte ich die Rundung

der Erdkugel gewahren zu können; denn das Meer erhob sich zu allen Seiten gleich der Wölbung einer Kuppel nach der Insel zu. Erst jetzt, wie es heller und heller wurde, erkannte ich die Eilande Palma, Gran Canaria, Lanzarota und viele andere kleine Inseln; sie wurden von der Flut des wachsenden Lichts wie umhergewirbelt. Alles schien um mich zu kreisen und zu wogen, und als nun die Weltenleuchte in ihrer Glorie emporstieg, glaubte ich, ein Schöpfungssturm gehe durch das Universum hin, Alles zitterte und wankte und der Pic selbst müsse in dieses Meer der Herrlichkeit hinabsinken. Erst da die Sonne völlig über dem Horizont stand, legte sich der Sturm des Werdens, aus welchem ein neuer Welttag geboren ward. Erst nun auch konnte ich ruhiger das ungeheure Bild in mich aufnehmen. Ueber dem Abgrund lagen einzelne Wolkenschichten, die, vom Frühglanz vergoldet, durch ihre Spalten einen Blick in das Meer hinab gewährten. Ein bleicher Streifen in fernster Ferne, aber durch das Sehrohr wohl erkennbar, ließ die Küste von Afrika ahnen; nach allen anderen Richtungen bis in endlose Weiten hin war Meer und Himmel, und meine Seele, das Zagen der Nacht besiegend, dehnte sich aus in der hehren Fülle des Lichts. Ja, ich wußte, wer diesen Anblick, vielleicht den größten, den die Erde bietet, genossen, wer ihn in seiner ganzen Erhabenheit zu erfassen und zu empfinden vermocht, der sei kein Wesen, das mit dem Augenblick vergehe — er sei unsterblich und ewig. Nun konnte ich getrost in das enge Leben der Menschen zurückkehren: durch diesen Morgen fühlte ich mich für immer über alles Gemeine und Niedrige erhoben.

Nachdem der Schatten des Riesenberges, den die aufgehende Sonne weit über den Ozean geworfen hatte, allmälich klein und kleiner geworden war, riß ich mich von der Ueberschau des ganzen Rundbildes zu einer Betrachtung des Einzelnen los. Die vulkanische Natur des Pic verriet sich dadurch,

daß, so oft ich meinen Alpenstock in den Boden stieß, ein Qualm hervorbrach. Dicht neben mir war der alte Krater, aus dem aber schon seit Jahrhunderten keine Eruption mehr erfolgt ist. Die neueren Ausbrüche haben stets an den Seiten stattgefunden. Zu meinen Füßen erblickte ich eine ringförmige, von Felsmauern umschlossene Ebene, welche einen früheren Krater bezeichnete, aus dem der Piton oder oberste Kegel, wo ich stand, emporgeschossen ist. Der Abhang des Berges, der allumher mit erstarrten Lavaströmen und Blöcken, die aus dem Erdschlunde emporgeschleudert worden sind, überdeckt war, glich dem Schlachtfelde eines ehemaligen ungeheuren Kampfes der Naturmächte.

Beim Hinuntersteigen suchte ich mein Auge so viel als möglich gegen die Außenwelt zu verschließen, um das in mich aufgenommene große Bild unverwischt und in seiner ganzen Reinheit mit mir nach unten zu tragen. Und es ist mir gelungen! So will ich mich denn mit dem Genossenen begnügen und nicht klagen, daß ich den Plan der Reise nach Amerika aufgeben muß. Auf der andern Hemisphäre würde ich zwar die kühlere Jahreszeit antreffen; doch die noch weite Fahrt durch die Wendekreise wird mir entschieden widerraten, da die Sonnenhitze, der ich mich unvorsichtig aussetzte, schon hier seit den letzten Tagen ein quälendes Kopfleiden bei mir herbeigeführt hat. So denke ich denn, mit dem Dampfschiff, das in nächster Woche aus Brasilien erwartet wird, nach Europa zurückzukehren. Bis dahin muß ich, da mir die größte Ruhe anempfohlen ist, damit zufrieden sein, in der Morgen- und Abendkühle vom Dache meines kleinen Gasthofes herab die Aussicht zu genießen oder auch in dem herrlichen botanischen Garten umherzuwandeln, der einzig in seiner Art ist, und wo die Pflanzen Afrikas und beider Indien so wohl gedeihen, wie auf ihrem heimischen Boden.

22.

Cadix, im Auguſt 1853.

Seit lange war es mein Wunſch, die Hafenſtadt Palos zu ſehen, von welcher aus Columbus ſeine große Entdeckungsfahrt begann. Dieſe Reiſe von Sevilla zu Lande dorthin ſoll ziemlich unintereſſant ſein und wäre bei der jetzt herrſchenden Hitze faſt unausführbar geweſen. So entſchloß ich mich, die Fahrt mit einem Küſtenſchiff, das ich hier zu dem Zweck mietete, zu unternehmen. Der Wind war günſtig, das Meer nur leicht bewegt, und wenn auch die Sonne heiß brannte, wirkte doch die friſche Seeluft wohlthuend auf mich. Der Kapitän Fernando Vallerino war ein aufgeweckter Mann, mit dem ſich ſehr wohl reden ließ. Er konnte nicht begreifen, was mich veranlaßte, nach einem jetzt ganz unbedeutenden Hafenplatz zu gehen, und obgleich er wußte, welche Erinnerungen ſich an denſelben knüpften, hielt er mich doch, wie ich merkte, für halb toll, bloß wegen einer ſolchen Reminiszenz nach einem Orte zu reiſen, wo nichts zu ſehen ſei. Als wir nach glücklicher Ueberfahrt in dem unfern der Mündung des Rio Tinto gelegenen Palos landeten, mußte ich eingeſtehen, daß er in ſeiner Ausſage von der Unbedeutendheit des Städtchens recht gehabt hatte. Ich fand dasſelbe ärmlich, meiſt von Fiſchern und Küſtenſchiffern bewohnt. Größere Fahrzeuge lagen gar nicht dort, und das einzige Nachtquartier, das ſich am Lande ermitteln ließ, war ſo wenig einladend für mich, daß ich es vorzog, in meiner engen Kabine auf dem Schiffe zu übernachten. Ich bereute übrigens nicht, den Ausflug gemacht zu haben; es iſt immer ein erhebendes Gefühl, ſich in einer Lokalität zu befinden, welche Zeugin von großen geſchichtlichen Ereigniſſen geweſen iſt. Und wie wenige Punkte auf der Erde gibt es, die ſich in ſolcher Hinſicht mit Palos und dem nahe dabei liegenden Kloſter La Rabida vergleichen

könnten! Diesem letzteren, welches noch aufrecht steht, jedoch sehr verfallen ist, galt mein erster Gang. Hier klopfte Columbus mit seinem kleinen Sohne Diego, gebeugt und niedergeschlagen, an, als er nach fruchtlosen Versuchen an verschiedenen Höfen und auch an dem von Castilien alle Hoffnungen, seinen großen Plan in das Werk zu setzen, für gescheitert halten mußte. Er fand freundliche Aufnahme bei den Mönchen, besonders bei dem Prior Juan Perez de Marchena, der in Beziehung zur Königin Isabella stand und Gefallen am Gespräch mit seinem Gaste hatte. Der Prior schenkte Columbus ein achtsames Ohr, als dieser ihm darlegte, aus welchen Thatsachen er schließe, das jenseits des Ozeans ein großes Festland liege, und zwar der Ostrand Asiens; daß er seit Jahren es als die Aufgabe seines Lebens betrachte, dieses Meer zu überschiffen und so zu den Wunderländern des Marco Polo nach Cathay und weiter nach dem Paradiese des ersten Menschenpaars zu gelangen. Diese Ideen mochten dem braven Klostervorsteher etwas überschwänglich und phantastisch erscheinen; er ließ daher einen Arzt von Palos, Namens Garcia Hernandez holen, der astronomische und geographische Kenntnisse besaß. Da nun dieser das Gewicht der Facta, auf welche Columbus seine Mutmaßungen gründete, nicht bestreiten konnte, so entschloß sich der Prior, ein Schreiben an die Königin Isabella zu richten, um derselben seinen Gast sowie die Förderung seines gewaltigen Unternehmens zu empfehlen. Der Bote, der den Brief zu überbringen hatte, kehrte nach einigen Wochen mit einer huldreichen Antwort der hohen Frau und mit Hofkleidern zurück, damit der Schützling des Priors sich vor ihr präsentiren könne. So trat eine entscheidende günstige Wendung für Columbus ein. Er begab sich in das Lager von Santa Fé, wo sich das Königspaar befand, und erhielt in demselben Moment, als durch den Fall des letzten Maurenreichs der achthundertjährige Glaubenskrieg beendet ward, die Zusage

zur Förderung seiner Pläne seitens der Monarchin. — So stand ich hier in La Rabida auf dem Platze, von dem das vielleicht größte Ereignis der Weltgeschichte ausgegangen ist. Hätte nicht Juan Perez de Marchena jenen Brief an die Königin Isabella geschrieben, so würde wohl Columbus nie in den Besitz der Mittel gekommen sein, um seine Entdeckungsreise anzutreten. Nun stach er von dem kleinen Hafen aus, den ich vor mir sah, mit einer freilich nur sehr bescheidenen Flottille in See, und einige Monate darauf ertönte vom Mastkorb seines Schiffes der Ruf: „Land!" — Nicht das östliche Asien, ein ganz neuer Weltteil war gefunden.

Während ich in La Rabida weilte, kam mir, wie schon öfter zuvor bei anderen Anlässen, der Gedanke, von wie kleinen und anscheinend zufälligen Umständen bisweilen die größten Begebenheiten, ja die ganze Gestaltung der Weltverhältnisse für die Zukunft bestimmt werden. Ermüdet sprach Columbus auf der Wanderung in dem Kloster vor, ohne etwas Anderes zu suchen, als einen Trunk Wasser für seinen Sohn Diego, und völlig unerwartet erfüllte sich ihm dort, um was er seit lange bei den verschiedenen Höfen, sowie bei reichen Granden Castiliens vergebens geworben hatte. Wenn er seine Schritte anderswohin gelenkt oder seinen Weg fortgesetzt hätte, bevor sich das Gespräch zwischen ihm und dem Prior entspann, so würde er entweder Amerika nie oder für einen anderen Staat entdeckt haben. Denn das katholische Königspaar hatte ihn mit seinen Projekten schon abgewiesen, ehe der Brief des Juan Perez einen Umschwung zu seinen Gunsten bewirkte. Es ist nun freilich wohl sehr zweifelhaft, ob die Welt sich dazu Glück wünschen kann, daß gerade Spanien jene neuen Ländergebiete jenseits des Meeres gewann. Denkt man sich, der große Entdecker hätte, wie er es vor seiner Einkehr in La Rabida beabsichtigte, die pyrenäische Halbinsel verlassen und sich, nach fruchtlosen Anfragen an anderen Stellen, mit

glücklichem Erfolg an den Senat der Republik Venedig gewendet — wie ganz anders, und wahrscheinlich für die Menschheit segensreicher, würden sich dann die Dinge gestaltet haben! Die Regierung dieses Freistaats zeichnete sich unstreitig vor nahezu allen im übrigen Europa vorhandenen durch Humanität aus. Dem religiösen Fanatismus, unter dessen Streichen fast das ganze übrige Europa geblutet, hat sie nie Vorschub geleistet, auch die griechischen Inseln und die orientalischen Ländergebiete, welche sie unter ihre Herrschaft brachte, nie mit wilder Grausamkeit verwüstet; es läßt sich daher beinahe mit Sicherheit annehmen, daß wenn das Löwenbanner des heiligen Marcus über den endlosen Regionen der neuen Welt aufgepflanzt worden wäre, dort weder die Holzstöße der Inquisition geflammt, noch Ströme Blutes der Urbewohner den Boden überschwemmt hätten. Allein wie verlockend es auch sein mag, sich solchen Betrachtungen hinzugeben, so muß man sich doch sagen, daß dieselben eigentlich thöricht sind, da bei jedem Geschehen dasjenige, was uns zufällig dünkt, es doch nur dem Anschein nach ist, und im Wesen der Dinge Allem eine strenge Notwendigkeit zu Grunde liegt.

Columbus ist in meinen Augen einer der größten Männer, welche die Welt je gesehen, — so groß, daß ich mir kaum vorstellen kann, er sei von unserem Geschlecht gewesen; und deshalb gewährte es mir hohe Freude, mir bewußt zu werden, daß ich an derselben Stelle stände, die unzweifelhaft sein Fuß betreten. Es wäre ganz irrig, ihn für einen Mann der exakten Forschung zu halten, der durch mathematische Berechnung zu seiner Entdeckung geführt worden sei; nein, er wurde von seiner Zeit ein Schwärmer, ein Phantast genannt und war dies wirklich in dem Sinne, in welchem nüchterne, mit ihrem Geist am Boden kriechende Menschen, die immer die ungeheure Mehrzahl eines jeden Geschlechts bilden, die Männer der Begeisterung und der inneren Intuition so zu nennen

pflegen. Seine Kenntniſſe waren höchſt dürftig, und ihm gegenüber konnten die Gelehrten von Salamanca, die ihn als einen Hirnverbrannten betrachteten, auf Ptolemäus und Ariſtoteles und die übereinſtimmende Meinung aller vorhergehenden Jahrhunderte pochen. Doch nicht mit dem Verſtande — mit dem inneren Auge des Genius erkannte Jener die Wahrheit; er erblickte als Seher und Prophet jenſeits der ungeheuren Waſſerwüſte den andern Weltteil und fühlte ſich berufen, ihn der Menſchheit zum Heil zu erobern. Die Verbreitung des Chriſtentums nicht durch das Schwert des Krieges, ſondern durch die milde Beredſamkeit eines Weltapoſtels, die Wiederauffindung des frühverlorenen Gartens Eden in Hochaſien waren das Ziel, dem er mit aller Kraft ſeiner Seele nachſtrebte; und daß er dieſes Ziel trotz des Widerſpruchs der halben Welt unverrückt im Auge behielt, daß er ſeinen Idealen treu blieb, trotz alles Spottes, der über ihn ergoſſen wurde, daß, als er nach unſäglichen Mühen endlich das ſchwanke Fahrzeug erlangt hatte, welches ihn nach Weſten tragen ſollte, er allen Gefahren, vor denen ſeine Umgebung erzitterte, zum Trotz vorwärts ſteuerte, machte ihn eben ſo groß. Vergebens demonſtrirten ihm die Profeſſoren, unter Berufung auf die höchſten Autoritäten der Wiſſenſchaft, daß die heiße Zone unbewohnt ſei, daß, wenn die Erde wirklich kugelförmig wäre, ein Schiff bei weiterer Fahrt jählings in die Tiefe ſtürzen müſſe — vergebens erklärte die Geiſtlichkeit die Behauptung, es gäbe Antipoden, für eine Ketzerei. Er vermochte allem dieſem nur ſehr unſichere Beweiſe, daß es ſich anders verhalte, entgegenzuſetzen. Die Leichen von Menſchen einer fremden Gattung, die auf einem Floß an die Azoren geſpült worden ſein ſollten, konnten ihm ſelbſt unmöglich als überzeugende Belege gelten. Wer zweifeln wollte, daß Columbus weit mehr ein Viſionär wie Jeſaias, als ein Mann der Beobachtung gleich unſeren Naturforſchern geweſen, der leſe ſeine Tagebücher und

Briefe. Auch seine Zeitgenossen erblickten ihn in diesem Licht, und es begann sich schon ein Mythus um ihn zu bilden, wie um die großen Religionsstifter. Man erzählte, er sei in seiner Jugend auf einem Boot fern ins offene Meer hinausgeschleudert worden und habe dort auf einer Klippe das riesige Marmorbild eines Mannes erblickt, der mit weit vorgestreckter rechter Hand nach Westen deutete. Columbus hatte seit seinen frühen Jahren, als er sein heimatliches Genua verließ, um bald auf diesem, bald auf jenem Schiffe das Meer zu durchkreuzen, die Beobachtungen und Sagen gesammelt, die seiner Ahnung von einem großen Kontinent im Westen zur Stütze dienen konnten. Er hatte von Matrosen gehört, sie hätten fern am Horizont unbekannte Küsten auftauchen gesehen, hätten Pflanzen von seltsam-fremder Beschaffenheit aus dem Meere aufgefischt. Dies Alles jedoch würde Anderen nur als Fabel gegolten haben; für ihn einzig war es von Bedeutung, weil er darin eine Bestätigung seines inneren Gesichtes fand. Welch ein Moment, als er hier von Palos aus mit seiner winzigen Caravelle auf niedurchfurchtem Ozean in unerforschte Regionen aufbrach, die alle Anderen mit abergläubischem Schrecken erfüllten — in die seit dem Beginne der Welt sich Keiner, selbst nicht die kühnen Seefahrer der Phönizier, hinausgewagt hatten! Wie klein erscheinen die größten Kriegshelden, welche die Geschichte kennt, Hannibal, Scipio und Alexander von Macedonien, wenn man den Mut, der sie bei ihren Eroberungszügen beseelte, mit demjenigen vergleicht, der in der Brust des Columbus wohnen mußte, damit er in seinem gewaltigen Unternehmen ausharrte! Alle Zeichen schienen bei seiner Schiffahrt zu trügen; die entsetzte Mannschaft verweigerte ihm den Dienst und wollte ihn zur Umkehr zwingen; die Magnetnadel wankte; selbst der Pol des Himmels schien nicht fest zu stehen. Aber der große Genuese wankte nicht; er wußte, die erwartete Welt, die seit frühe vor seinem Geiste gestanden, werde vor ihm

aufsteigen. Und sie stieg empor! — Für immer möge die Geschichte des Columbus Denjenigen Trost und Erhebung gewähren, welche von ihrer Zeit und Umgebung als unpraktische Träumer verlacht werden, weil sie höhere Ziele verfolgen als solche, die dem Alltagsverstand für erreichbar gelten! Bei allen weltumgestaltenden Unternehmungen, allen großen Entdeckungen sind weit mehr ein tiefer Impuls der Seele, Phantasie, Gefühl die Faktoren gewesen, aus denen sie hervorgegangen sind, als die Klugheit und die Berechnung. Auch Kopernikus, Kepler und Galilei würden mittelst der Trigonometrie und optischer Instrumente niemals in die entlegenen Zonen des Himmels eingedrungen sein, wenn ihnen ihr Genius nicht die Schwingen zum Fluge geliehen hätte. Aber so klar zeigt sich dies nirgends, wie an dem Beispiel des Columbus. Als die Insel Guanahani in der Frische eines jungen Weltmorgens aus den Wellen tauchte, als sich weiter neue Eilande, Continente und Ozeane erschlossen — wie beschämt mußte da das weise Kollegium von Salamanca eingestehen, daß es mit seinen von sämmtlichen Gelehrten der Welt übereinstimmend beglaubigten, für unumstößlich gehaltenen Sätzen durch den „Schwärmer", den Phantasten von Genua widerlegt worden sei! Wie mußte die Kirche die von Papst und Konzilien besiegelte Verdammung der ketzerischen Meinung von der Existenz der Antipoden zurücknehmen! Die Thatsache von der Umdrehung der Erde um die Sonne, die gleich sehr dem kanonischen Dogma widersprach, ist von der Kirche niemals anerkannt worden, und bis in die neueste Zeit haben selbst bei Protestanten orthodoxe Eiferer sie bestritten. Das Vorhandensein von Gegenfüßlern konnte indes doch nicht weggeleugnet werden, da Columbus nach seiner Rückkehr beim Einzuge in Barcelona solche leibhaftig den Augen des staunenden Volkes vorführte.

Allerdings könnte man nun ſagen, der Entdecker von Amerika habe ſich doch als Träumer erwieſen; denn jenes neue goldene Zeitalter, das er für die Menſchheit dort habe heraufführen wollen, ſei bis heute nicht angebrochen; vielmehr ſeien Greuel aller Art, Raub, Mord und Plünderung, Ausrottung glücklicher und friedlicher Nationen die nächſten Folgen ſeines Unternehmens geweſen. Düſter trat mir eben hier im Angeſicht des Hafens, wo er ſich zur großen Fahrt eingeſchifft, die Kehrſeite des Bildes entgegen, wie er, der mehr für die ſpaniſche Monarchie vollbracht, als irgend Einer vor und nach ihm, mit Ketten beladen zurückkehrte und in Valladolid, ein Opfer niederer Verleumdung, gleich gemeinen Verbrechern im Kerker ſchmachten mußte. Welche Gedanken mögen in dieſem finſteren Verlies durch ſeine Seele gezogen ſein! Er hatte geſehen, wie ſtatt des Segens, den er verbreiten gewollt, ſich Unheil ohne Maß und Ziel über die neuentdeckten Erdſtriche ergoſſen, wie das Geſchlecht, das er hinübergeführt, alle Sünden und Thorheiten Europas mitgenommen, wie es in Golddurſt die Bewohner zu Tode gemartert, bis ſie ihm den letzten Klumpen des blinkenden Metalls herausgegeben, wie es in Glaubenswut ganze Völker an den Altären ſeines Moloch abgeſchlachtet hatte. Und immer neue, nach Blut und Schätzen gierige Scharen wälzten ſich auf den Pfaden, die er erſchloſſen, nach Weſten, Verderben über Inſeln und Continente verbreitend, die fort und fort aus dem Ozean geboren wurden. Wohl mochte er da ſein eigenes Werk verfluchen, wohl wünſchen, daß die neue Welt auf immer im Schoße des Meeres begraben geblieben wäre! Oder iſt doch vielleicht ein Hoffnungsſtrahl in ſeinen umnachteten Geiſt gedrungen — hat er ſich vielleicht geſagt, daß nach Mord und Verwüſtung, nach dem Untergang der verderbten Generationen, die den Fluch Europas mit ſich getragen, dennoch jener neue Welttag über Amerika aufgehen werde, den er ſchon dort zu finden gedacht? Ich ſelbſt

vermag nur in dieſer Hoffnung Troſt zu erblicken, wie ich denn überhaupt, um mich vor Verzweiflung zu ſchützen, mich immer mit Begeiſterung an den Gedanken geklammert habe, daß jenes von Jeſaias geweisſagte Millennium das Endziel der menſchheitlichen Entwicklung ſein werde. Freilich drängt ſich auch Demjenigen, der an dieſem Glauben feſthält, die bange Frage auf, warum denn erſt ſo zahllos viele Geſchlechter in Angſt und Not und Trübſal über die Erde gehen müſſen, ehe jenes letzte Ziel erreicht iſt? Ich gebe zu, daß bei dem jetzigen Stande unſerer Erkenntnis ſich eine ſolche Frage nicht genügend beantworten läßt; allein gibt es hier nicht einen Fortſchritt, auf den wir hoffen dürfen? Iſt uns nicht ſchon jetzt Manches klar geworden, was ſelbſt unſeren Eltern noch in tiefes Dunkel gehüllt war? Die Löſung der angedeuteten Frage, welche uns die ſogenannten Frommen bieten, daß uns in einem Jenſeits ein Reich der ewigen Seligkeit aufnehme, während die Menſchen auf Erden immer in Jammer, Sünde und Elend umhertaumeln werden, iſt für mich gar keine; denn eine Seligkeit in einer andern Welt wäre für mich unmöglich, wenn die Erde immer eine Wohnſtätte für Unglück, Schuld und Entſetzen aller Art bleiben ſollte.

Auf meiner Rückreiſe von Palos bedauerte ich faſt, daß ich die Fahrt nicht ſchon von Sevilla aus zu Lande gemacht hatte; denn der Wind war mir entgegen und ſo heftig, daß ich mehr als vierzig Stunden auf der See blieb. Uebrigens entſchädigte mich der Anblick des Meeres einigermaßen. Die ſchaumgekrönten Wellen, die um den Kiel wirbelten und kreiſten, kleideten ſich abwechſelnd in alle Farben des Regenbogens, aus tiefem Blau in Smaragdgrün, Violett und Perlmutterglanz überſpringend; doch der Schein des ganzen, unverhüllten Sonnenlichts, der auf den Wellen tanzte, war ſo blendend, daß die Augen ſich oft abwenden mußten. Da die ſpaniſche Küſte hier völlig flach iſt, ſah ich mehrenteils gar

kein Land. Der Anblick von Cadix, wie es mit seinen weißen Häusern und blitzenden Türmen aus der Flut aufsteigt, ist prächtig, und als es bei anbrechendem Morgen vor mir dalag, konnte ich glauben, es sei eine Wolkenstadt, wie die Sonnenstrahlen sie aus den wallenden Nebeln der Frühe bauen. Ein hier verbrachter Tag wird gewiß Jedem unvergeßlich sein. Das Schimmern und Leuchten ringsum, in welchem die blankpolirten Gebäude mit den Meereswellen und dem Himmel wetteifern, die grünen Gitter der Fenster und Balkone machen den Eindruck, als ob dort beständig ein Fest gefeiert würde. Aber es ist zu viel des Glanzes; man schließt ermüdet das Auge. Und auch vor den Thoren dauert diese monotone Helle fort. Man erblickt nichts als eine weite sandige Ebene; nur hier und da gewährt eine Dattelpalme einige Abwechslung. Reizend ist ein Abend auf der Alameda am Meer; wenn die Sonne gesunken ist und die transparente Nacht des Südens, noch immer fast heller als unser nordischer Tag, heraufzieht, füllt sich der Platz mit zahlreichen Gruppen von Männern und Frauen, welche die wohlthätige Kühle genießen wollen, und ringsum strahlen bunte Lampen auf, während die Schaumwellen des Meeres, die sich an dem Damme brechen, im bläulichen Glanz phosphoreszirend schimmern. Doch wie reizend Cadix auch bei kurzem Aufenthalte erscheint, auf die Dauer vermöchte es mich nicht zu fesseln. Gleich den meisten Handelsstädten bietet es für die geistigen Interessen wenig Nahrung, und wer länger hier verweilt, gerät in die Gefahr, in ein Schlaraffenleben zu verfallen. Zwar nicht der wollüstige Reichtum der Natur, wie auf dem Eiland der Lotophagen, aber das erschlaffende Klima und Beispiel des dolce far niente, dem sich Alle hingeben, laden dazu ein. Uebrigens liegt die Blütezeit von Cadix auch in der Vergangenheit; der Handelsverkehr mit Amerika zog sich seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts von Sevilla hierher. Indessen seit der

Losreißung der überseeischen Provinzen von Spanien hat er mehr und mehr abgenommen.

Cadix ruft mir die Erinnerung an einen Deutschen wach, der hier und in dem nahegelegenen Hafen von Santa Maria den größten Teil seines Lebens verbrachte, und dessen verdienstvolle Leistungen weder Spanien noch sein Vaterland vergessen sollten. Es ist dies Johann Böhl von Faber. In Hamburg geboren und einer bedeutenden kaufmännischen Familie entsprossen, kam er schon als Knabe nach Cadix, wo sein Vater ein Handelshaus etablirt hatte. Er verlebte hier mehrere Dezennien und wurde fast zum Spanier, vermählte sich auch mit einer Gaditanerin. Als aber in der napoleonischen Zeit die Geschäfte stockten, begab er sich mit der Gattin, die ihm auf der Reise zu Genf eine Tochter Cäcilia schenkte, in die Heimat. Der Kaufmannschaft überdrüssig, erwarb er das Landgut Görslow am Schwerinersee und lebte nun dort mit seiner Familie, seiner Neigung gemäß, mit Musik und Literatur beschäftigt. Seine Gattin jedoch krankte am Heimweh nach ihrem Andalusien, und er mußte sich entschließen, sie zu den Ihrigen zurückkehren zu lassen; nur Cäcilia blieb bei ihm. Die Bewirtschaftung seines Gutes scheint jedoch nicht die besten Resultate geliefert zu haben; er mußte dasselbe schließlich verkaufen und verließ nun etwa im Jahre 1815 Deutschland wieder, um fortan ein Weingeschäft im Hafen von Santa Maria bei Cadix zu leiten. Seine Tochter Cäcilia vermählte sich bald darauf und ist seitdem, obgleich sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre in Deutschland gelebt hatte, vollkommen zur Andalusierin geworden. Erst in vorgerückten Lebensjahren trat sie unter dem Namen Fernan Caballero als Schriftstellerin und Verfasserin mehrerer Novellen auf, in denen das spanische, gesellschaftliche sowohl wie Volksleben meisterlich geschildert ist, und die zum Teil auch von einem wirklich poetischen Geiste Zeugnis geben. Man glaubt kaum, daß sie

von einer Frau geschrieben seien, da eine männliche Kraft darin waltet. Bewundernswert ist auch, wie genau sie den Charakter der Andalusier kennt und sich deren Sprache in allen ihren Idiotismen zu eigen gemacht hat. Ihr Vater widmete sich inzwischen neben seinen kaufmännischen Obliegenheiten mit großem Fleiß dem Studium der spanischen Poesie. Er schrieb eine Reihe von Aufsätzen, in welchen er, und zwar als einer der Ersten in Spanien, den damals herrschenden nüchternen Classicismus der Boileau'schen Schule bekämpfte und eine Lanze für die großen nationalen Dramatiker des siebenzehnten Jahrhunderts brach. Seine von Wärme erfüllten Artikel fanden anfänglich vielen Widerspruch; allein nach und nach gewann er Anhänger, deren Zahl sich fortwährend mehrte, und erlebte noch, daß das schmähliche Joch der drei Einheiten und einer poesiefeindlichen Alltagskorrektheit gebrochen wurde. Ein weiteres Verdienst erwarb sich Böhl von Faber durch die Herausgabe einer mit großer Sorgfalt, oft aus wenig zugänglichen Quellen geschöpften umfangreichen Anthologie altspanischer Gedichte, welche zu Hamburg in drei Bänden erschien. Nach seinem Tode hat einer seiner Freunde, Dr. Julius, Erinnerungen an ihn drucken lassen, in denen sich interessante Briefe von ihm finden. In denselben, die teils aus Cadix, teils aus Santa Maria datirt sind, spricht er mehrfach mit Sehnsucht und in wehmütiger Rückerinnerung an frühere glückliche Tage von seinem poetischen Aufenthalt in Görslow am Schwerinersee, zu dessen frischem Grün und rauschenden Buchenwäldern er gerne wieder zurückkehren möchte. So erscheint uns das Ferne immer in verlockendem Glanze! Manche Deutsche denken, wenn sie den Namen Mecklenburg hören, es gäbe nichts Prosaischeres als dieses Land, und träumen dagegen von Andalusien als von einer Zauberregion voll grünender Fluren und duftender Orangenhaine. Ich selbst begreife übrigens sehr gut, nachdem ich eine Woche in Cadix

verlebt habe, wie man, zu längerem Bleiben gezwungen, sich an den Schwerinersee zurücksehnen kann. Auch in den Schriften von Cäcilia Böhl kehren mehrmals Erinnerungen an ihre Jugend wieder, und sie sagt, daß sie nie den Eindruck vergessen werde, den bei Nacht der Schall des Posthorns in den deutschen Wäldern auf sie gemacht habe. Ich habe nicht das Glück gehabt, diese seltene Frau kennen zu lernen; denn die beiden Male, daß ich sie in Sevilla, ihrem gegenwärtigen Aufenthalte aufsuchen wollte, war sie verreist. Sie soll ihre deutsche Muttersprache einigermaßen verlernt haben. In ihren politischen und religiösen Ansichten würde ich ihr nicht zustimmen können; denn in Allem, was sie geschrieben, wehen ein reaktionärer Geist und katholische Kirchenluft. Doch diese Richtung vergebe ich ihr, da sie den Katholizismus im Grunde nur von der poetischen Seite auffaßt und mit solcher Beredsamkeit, mit solcher Glut des Gefühls das Wort für ihn führt, daß man sich, so lange man sie liest, leicht zum Proselyten von ihr machen lassen könnte. Uebrigens hat sie mein Herz dadurch gewonnen, daß sie doch noch so weit Deutsche geblieben ist, um lebhaft die Stiergefechte zu verdammen. Da sich ihre Schriften in Spanien immer mehr verbreiten, ist zu hoffen, daß sie in dieser Richtung Einfluß gewinnen und auf die endliche Abschaffung des barbarischen Volksvergnügens hinwirken werden. — Als bemerkenswert will ich noch hervorheben, wie Familien während verhältnismäßig kurzer Zeit so auseinandergerissen werden können, daß deren Mitglieder fortan verschiedenen Nationalitäten angehören und gar nichts mehr von einander wissen. Ein Bruder des zum Spanier gewordenen Johann von Böhl kaufte ein Landgut in Mecklenburg und hat mehrere Söhne hinterlassen, die unfern der Ostsee Gutsbesitzer sind; diese aber haben, wie ich mich überzeugte, kaum je von ihrer Cousine Cäcilie am Ufer des Guadalquivir

erfahren, noch weniger davon, daß dieſelbe Cäcilie eine Schriftſtellerin iſt, welche an hinreißender Beredſamkeit ſelbſt ihrer ausgezeichneten Schweſter George Sand, von der ſie in ihrer Geiſtesrichtung freilich himmelweit verſchieden iſt, nicht nachſteht.

23.

Toledo, November 1853.

Schon ſeit mehreren Wochen weile ich in dieſer alten Stadt, die in mancher Hinſicht nicht ihresgleichen auf der Erde hat. Auf einen ſchroffen, rings vom Tajo umfloſſenen Felſen hingebannt, erſcheint die ehemalige Reſidenz der Gothenkönige in ihrem tiefen Verfall kaum noch als eine Stadt, die zu der Welt der Lebenden gehört. Selbſt in Pompeji oder auf Punkten der Erde, wo gänzlich zerſtörte Städte der Vergangenheit geſtanden, hat die Verödung keinen ſo tief ergreifenden Eindruck auf mich gemacht, wie in Toledo; denn dort iſt alles Leben wirklich untergegangen, hier aber bin ich Zeuge des Vergehens und Hinſterbens. Die Häuſer ſtehen noch aufrecht; doch ich höre das Kniſtern im Gemäuer, das dem Sturze vorangeht. Sie ſind noch bewohnt; allein ihre Bewohner gleichen Schatten, die einem längſt vergangenen Jahrhundert angehören. Bei Jedem, dem ich begegne, glaube ich, er ſei der letzte Toledaner, der ſich ein Grab ſuche. Die großartige, erhabene Melancholie, die hier Alles atmet, ſagt mir ungemein zu und ihr entſprechend lebe ich in tiefſter Einſamkeit. Als ich herkam, lag ein klarer Herbſthimmel noch goldig über der Hochebene von Caſtilien und der grandioſen Felſengegend am Tajo, aus deren Mitte das ſpäter in einen arabiſchen Alcazar, dann in einen Palaſt Karl's V. umgewandelte Schloß der Weſtgothen emporſteigt. Die klippigen Ufer des Stroms, die zwar ziemlich kahl, jedoch nicht von aller Vegetation entblößt ſind, boten

mir täglich wunderbare Spaziergänge, und ich wurde nicht müde, bald empor bald hinunter klimmend, den Weg um die Stadt zu machen, auf die sich von hier aus reiche und wechselnde Perspektiven bieten, und die, so aus der Ferne gesehen, sich mit ihren vielen Kirchen und Türmen noch immer majestätisch darstellt. Es gibt auf dieser Höhe, auf den über dem schäumenden Tajo hängenden Felsvorsprüngen Plätze, von denen man sich schwer wieder losreißen kann; und obgleich ich gewarnt worden bin, mich wegen des umherschweifenden Gesindels nicht allein dort aufzuhalten, trotzte ich doch der Gefahr und kehrte oft erst in später Abenddämmerung über die Brücke zurück. Jetzt ist ein früher Winter hereingebrochen und hemmt meine Streifereien in der Umgegend; jedoch Toledo hat noch immer genug der Reize, die mich festhalten. Ja der trübe Himmel, die düstern von Norden heranziehenden und zur Erde herabhängenden Wolken verleihen ihm deren neue. Oft klimme ich zu dem Schlosse hinauf, an dessen Thor noch der kaiserliche deutsche Adler prangt, und dort zu weilen gewährt mir selbst dann Genuß, wenn schwere Wolken sich um mich ballen und mich wie die Falten eines Mantels umhüllen. Reißt ein Windstoß das Gewölk auseinander, so tauchen bald hier, bald dort durch die Risse die um den Felsen hingelagerten Häuser, halbzerfallenen Paläste und Kirchen aus dem gelben Dunst. Bisweilen gewahre ich über sie hinweg und über die zerrissenen Schluchten nach Norden hin auch ferne, schon mit Schnee bedeckte Berggipfel. Am ergreifendsten aber war die Scene, als ich neulich während eines Gewitters mich dort oben befand. Der Sturmwind trieb schwere Wolkenmassen von Westen heran; ein Schwarm von Vögeln, die mir zum Geschlecht der Möven zu gehören schienen, flatterte krächzend und die mächtigen Flügel schlagend um die Mauern des alten Palastes. Es schien, als suchten sie Schutz vor dem Unwetter; denn viele klammerten sich ängstlich an das Gestein oder bargen

ſich in deſſen Spalten. Die Wolkendecke wurde ſo dicht, daß bei ſchon hereinbrechendem Abend ſich Finſternis über die Erde breitete. Nur die Blitze, die ſich aus den dunklen Maſſen losriſſen und zuckend durch den Himmel hinfuhren, erhellten von Zeit zu Zeit die Tiefe, ſo daß die Stadt mit ihrem Gewimmel von Häuſern und Türmen geſpenſtiſch aus dem Abgrund aufſtieg, während der Klang des Angelus, der eben von der Kathedrale ertönte und in gebrochenen Lauten vom Winde zu mir emporgetragen ward, wie Grabgeläute erſcholl.

Der geiſterhafte Eindruck, den Toledo in dieſer Stunde auf mich machte, hat mich während meines ganzen Aufenthalts nicht verlaſſen. So habe ich auch mehr an die Legenden und Sagen, die ſich an dieſe alte Stadt knüpfen, als an ihre Geſchichte gedacht. Ebenſo bei den Muhammedanern, wie bei den Chriſten iſt ſie von jeher von dem phantaſtiſchen Schein ſolcher Sagen umkleidet geweſen. Der Untergang des letzten Gothenkönigs Rodrigo und die Eroberung ſeiner Reſidenz durch die Moslimen wird von den arabiſchen Schriftſtellern, wie von den chriſtlichen Chroniſten mit märchenhaften Umſtänden berichtet. Wenn jene von dem goldenen Tiſch des Salomo fabeln, der hier gefunden worden ſei, ſo erzählen dieſe: Rodrigo habe in einer lang verſchloſſen geweſenen Höhle Bilder von fremdartig gekleideten Männern, deren Ausſehen ihn mit Erſtaunen erfüllt, entdeckt, und als ſpäter die Araber in ſein Reich eingedrungen ſeien, in ihnen diejenigen erkannt, deren Einbruch ihm jene Bilder geweisſagt hätten. Die Geſchichte des Feldherrn Julian und ſeiner Tochter, welche der König verführt, worauf der Vater der Mishandelten dann, um ſich an Rodrigo zu rächen, die Araber herbeigerufen haben ſoll, mag hiſtoriſche Grundlage haben. Doch iſt mir oft die Vermutung gekommen, ſie ſei weſentlich ſagenhaft, welche Annahme noch durch den Umſtand nahegelegt wird, daß auch die Eroberung Meſſinas durch die Sarazenen von einem

Krieger Eufemio aus Meſſina wegen ähnlichen Anlaſſes herbeigeführt worden ſein ſoll. In romanhaftem Licht erſcheint Toledo auch in einem alten ſpaniſchen Ritterbuch, in welchem von einer mauriſchen Prinzeſſin Galiana erzählt wird, um deren Hand ſich Karl der Große (oder ſein Vater Pipin) beworben haben ſoll, ſo daß er ſich in Verkleidung nach Toledo begab und ſeine Nebenbuhler im Turnier beſiegte. Unfern vom Tajo ſteht noch ein altes Gemäuer, das im Volksmund den Namen „Palaſt der Galiana“ trägt. Zur Zeit der Araberherrſchaft erſcheint Toledo wieder im Glanz der Fabelwelt, wenn die muhammedaniſchen Geſchichtſchreiber von dem Wunderpalaſt erzählen, welchen der letzte mauriſche Herrſcher ſich dort erbaute. In den Gärten ſeines Schloſſes ſoll ſich ein von rings herabfallenden Waſſerſtrahlen umgebener Pavillon befunden haben. In der Mitte des ihm zu Häupten und zu allen Seiten herabrauſchenden feuchten Elements liebte der König ſich ſeinen Träumereien hinzugeben. Aber einſt vernahm er dort eine geheimnisvolle Stimme, die ihn mahnte, daß alle Erdenherrlichkeit vergänglich ſei, und nicht lange darauf wurden ſein Reich und ſeine Hauptſtadt von den Chriſten erobert, ſeine Prachtbauten zerſtört. Noch von einem anderen Wunder Toledos berichten die Araber. Es ſollen ſich dort zwei Ziſternen befunden haben, in welchen durch eine ſinnreiche Einrichtung das Waſſer ſich bald hob, bald ſenkte, ſo daß es durch ſeinen Stand gleich einem Kalender den jedesmaligen Tag des Jahres angab. — Im ſpäteren Mittelalter galt die Tajoſtadt dem chriſtlichen Abendland als Hauptſitz der Schwarzkunſt und Magie. Hierher ſollen ſich junge Deutſche begeben haben, um den Schleier von den Geheimniſſen der Natur heben zu lernen, und von hier wieder heißt es, daß Meiſter in den Norden gereiſt ſeien, um die Zauberei zu lehren. Daß junge, wißbegierige Leute aus den Chriſtenländern in das muhammedaniſche Spanien und auf

ſich in deſſen Spalten. Die Wolkendecke wurde ſo dicht, daß bei ſchon hereinbrechendem Abend ſich Finſternis über die Erde breitete. Nur die Blitze, die ſich aus den dunklen Maſſen losriſſen und zuckend durch den Himmel hinfuhren, erhellten von Zeit zu Zeit die Tiefe, ſo daß die Stadt mit ihrem Gewimmel von Häuſern und Türmen geſpenſtiſch aus dem Abgrund aufſtieg, während der Klang des Angelus, der eben von der Kathedrale ertönte und in gebrochenen Lauten vom Winde zu mir emporgetragen ward, wie Grabgeläute erſcholl.

Der geiſterhafte Eindruck, den Toledo in dieſer Stunde auf mich machte, hat mich während meines ganzen Aufenthalts nicht verlaſſen. So habe ich auch mehr an die Legenden und Sagen, die ſich an dieſe alte Stadt knüpfen, als an ihre Geſchichte gedacht. Ebenſo bei den Muhammedanern, wie bei den Chriſten iſt ſie von jeher von dem phantaſtiſchen Schein ſolcher Sagen umkleidet geweſen. Der Untergang des letzten Gothenkönigs Rodrigo und die Eroberung ſeiner Reſidenz durch die Moslimen wird von den arabiſchen Schriftſtellern, wie von den chriſtlichen Chroniſten mit märchenhaften Umſtänden berichtet. Wenn jene von dem goldenen Tiſch des Salomo fabeln, der hier gefunden worden ſei, ſo erzählen dieſe: Rodrigo habe in einer lang verſchloſſen geweſenen Höhle Bilder von fremdartig gekleideten Männern, deren Ausſehen ihn mit Erſtaunen erfüllt, entdeckt, und als ſpäter die Araber in ſein Reich eingedrungen ſeien, in ihnen diejenigen erkannt, deren Einbruch ihm jene Bilder geweisſagt hätten. Die Geſchichte des Feldherrn Julian und ſeiner Tochter, welche der König verführt, worauf der Vater der Mishandelten dann, um ſich an Rodrigo zu rächen, die Araber herbeigerufen haben ſoll, mag hiſtoriſche Grundlage haben. Doch iſt mir oft die Vermutung gekommen, ſie ſei weſentlich ſagenhaft, welche Annahme noch durch den Umſtand nahegelegt wird, daß auch die Eroberung Meſſinas durch die Sarazenen von einem

Krieger Eufemio aus Meſſina wegen ähnlichen Anlaſſes herbeigeführt worden ſein ſoll. In romanhaftem Licht erſcheint Toledo auch in einem alten ſpaniſchen Ritterbuch, in welchem von einer mauriſchen Prinzeſſin Galiana erzählt wird, um deren Hand ſich Karl der Große (oder ſein Vater Pipin) beworben haben ſoll, ſo daß er ſich in Verkleidung nach Toledo begab und ſeine Nebenbuhler im Turnier beſiegte. Unfern vom Tajo ſteht noch ein altes Gemäuer, das im Volksmund den Namen „Palaſt der Galiana“ trägt. Zur Zeit der Araberherrſchaft erſcheint Toledo wieder im Glanz der Fabelwelt, wenn die muhammedaniſchen Geſchichtſchreiber von dem Wunderpalaſt erzählen, welchen der letzte mauriſche Herrſcher ſich dort erbaute. In den Gärten ſeines Schloſſes ſoll ſich ein von rings herabfallenden Waſſerſtrahlen umgebener Pavillon befunden haben. In der Mitte des ihm zu Häupten und zu allen Seiten herabrauſchenden feuchten Elements liebte der König ſich ſeinen Träumereien hinzugeben. Aber einſt vernahm er dort eine geheimnisvolle Stimme, die ihn mahnte, daß alle Erdenherrlichkeit vergänglich ſei, und nicht lange darauf wurden ſein Reich und ſeine Hauptſtadt von den Chriſten erobert, ſeine Prachtbauten zerſtört. Noch von einem anderen Wunder Toledos berichten die Araber. Es ſollen ſich dort zwei Ziſternen befunden haben, in welchen durch eine ſinnreiche Einrichtung das Waſſer ſich bald hob, bald ſenkte, ſo daß es durch ſeinen Stand gleich einem Kalender den jedesmaligen Tag des Jahres angab. — Im ſpäteren Mittelalter galt die Tajoſtadt dem chriſtlichen Abendland als Hauptſitz der Schwarzkunſt und Magie. Hierher ſollen ſich junge Deutſche begeben haben, um den Schleier von den Geheimniſſen der Natur heben zu lernen, und von hier wieder heißt es, daß Meiſter in den Norden gereiſt ſeien, um die Zauberei zu lehren. Daß junge, wißbegierige Leute aus den Chriſtenländern in das muhammedaniſche Spanien und auf

die Schulen der Araber gegangen sein sollten, wie dies behauptet worden ist, wird zwar nur in sehr vereinzelten Fällen vorgekommen sein; allein unstreitig wurde Toledo, nachdem es den Moslimen entrissen worden, vielfach von Solchen besucht, welche dort in die Weisheit des Orients und, durch Vermittelung der Araber, in die Philosophie der Griechen eingeweiht zu werden wünschten. Vom Tajo aus sind unter der Beihilfe der dort zurückgebliebenen Moslimen, sowie auch besonders der Juden, die lateinischen, nicht nach dem Original, sondern nach arabischen Uebersetzungen gefertigten Versionen des Aristoteles über den Occident verbreitet worden, aus welchen die Scholastiker ihre einzige Kenntnis des Stagiriten schöpften. Ob man dem Abendland zu den neuen wissenschaftlichen Acquisitionen viel Glück wünschen kann, ist wohl zweifelhaft; denn die genannten Versionen sind rohe, handwerksmäßige Interlinear-Uebertragungen, kaum mehr verständlich als die Schriften mancher deutschen Philosophen, deren Galimathias in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts so viele Köpfe verdrehte.

Zwei ehemalige, jetzt in Kirchen verwandelte Synagogen geben noch Kunde, daß Toledo einst von vielen Juden bewohnt gewesen ist. Ebenso zu den Zeiten der Araber, wie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Herrschaft bis auf die Zeit des katholischen Königspaars, war Spanien das Paradies der Söhne Israels. Viele derselben erwarben sich durch Gewerbefleiß große Reichtümer; andere wußten sich im Staatsdienst aufzuschwingen; noch andere machten sich durch ihre Sprachkenntnis als Interpreten zwischen Moslimen und Christen nützlich; viele endlich glänzten durch wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit, sowie als Dichter. Das Arabische scheinen manche von ihnen in allen seinen Feinheiten beherrscht zu haben; denn sie schrieben nicht nur Verse in dieser Sprache, sondern sie bildeten auch deren künstlichste metrische Formen

in der ihrigen nach. Durch die Verbindung der spanischen Juden mit denen der anderen europäischen Länder, besonders der Provence und Italiens, wurden die Produkte arabischen Kunstfleißes, die Schätze orientalischen Wissens nach dem Occident verbreitet. Deutsche Israeliten haben mit Recht in neuerer Zeit darauf aufmerksam gemacht, wie üppig die hebräische Poesie in jenen Jahrhunderten auf der pyrenäischen Halbinsel geblüht hat, und uns Einiges in Uebersetzungen mitgeteilt. Die beiden noch aufrecht stehenden Synagogen Toledo's, Maria la Blanca und San Juan de los Reyes, zeigen in dem reichen Schmuck ihrer Wände und ihres Fußbodens, in welchen glänzenden Verhältnissen die Juden damals dort lebten. Es ist beschämend für die spätere Zeit, daß sie von der früheren, wenigstens in Spanien, so an Duldsamkeit übertroffen wurde. Von einigen Plackereien durch den Pöbel, wie die Glaubensverschiedenheit sie mit sich brachte, werden die Juden freilich auch unter den Arabern nicht frei gewesen sein, und von den Christen des zwölften bis fünfzehnten Jahrhunderts mögen sie auch hier und da Unbill erlitten haben. Allein es ist sicher, daß sie jenseits der Pyrenäen in viel gesicherteren Zuständen lebten, als im übrigen Europa. Von Ausplünderung und Massenmorden der israelitischen Bevölkerung, wie sie hier an der Tagesordnung waren, berichten die spanischen Chroniken kaum. Aber der Fanatismus der Christen glomm insgeheim, und Neid auf die von den Juden gehäuften Reichtümer trat hinzu, um eine furchtbare Katastrophe über das unglückliche Volk heraufzubeschwören. Diese ereilte dasselbe, als die Königin Isabella das Edikt erließ, welches alle Anhänger des mosaischen Gesetzes aus ihrem Reiche verwies. Es ist befremdend und betrübend zugleich, daß diese barbarische Maßregel, ebenso wie die mit ihr Hand in Hand gehende Einsetzung der Inquisition in demselben Moment stattfand, in welchem die politische Größe

der Nation und zugleich auch ihre geistige Bildung einen mächtigen Aufschwung nahm. Wir begegnen übrigens einer ähnlichen Erscheinung in den anderen Ländern Europas. In der nämlichen Periode, in welcher sich durch das Wiederaufleben der Wissenschaften und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst ein allgemeines Licht über die Welt hätte verbreiten können, begann die entsetzliche Epidemie der Hexenprozesse, besonders in Deutschland und England, in etwas minderem Grade, jedoch noch immer schrecklich genug in Frankreich und in Italien zu wüten. Wenn die Kunst Gutenberg's durch die Vervielfältigung der Werke der Alten sich für die Fortbildung der Menschheit sehr nützlich bewies, so wirkte sie andererseits auch höchst verderblich. Kein Buch ist zu Ende des fünfzehnten und im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte häufiger gedruckt worden, als der scheußliche Hexenhammer, und denjenigen, welche den Wert eines schriftstellerischen Werkes nach dem Erfolge oder nach der Menge der Auflagen abschätzen, kann man entgegenhalten, daß nach ihrer Theorie dieser wahnsinnige Codex der Hexenrichter eines der wertvollsten Bücher sein müßte.

Wir haben Mühe, uns vorzustellen, wie die großen Leistungen der Wissenschaft und Dichtung, welche die Renaissancezeit in Italien hervorbrachte, in derselben Periode entstehen konnten, in welcher Hinrichtungen von Ketzern und Juden an der Tagesordnung waren. Allein zwischen Italien und Spanien findet in dieser Hinsicht ein Unterschied statt. Die Werke eines Macchiavelli, eines Bojardo, Poliziano, Ariost und so weiter scheinen nicht aus der Heimat des Papsttums, sondern aus einer ganz andern Welt herzurühren; dieselben verraten in nichts, daß ihre Verfasser gläubige, geschweige denn zelotische Katholiken gewesen wären. In Spanien dagegen ist die Literatur, welche erst seit der Zeit Ferdinand's und der Isabella aufzublühen begann, mit sehr wenigen Aus-

nahmen Jahrhunderte lang von dem fanatiſchen Geiſt erfüllt geweſen, der das ganze Volk durchdrang. Was den Genius der ſpaniſchen Dichter, eines Lope, Calderon, Tirſo anlangt, ſo iſt er ſicher viel reicher und größer, als jener der italieniſchen; die trübe religiöſe Atmoſphäre indes, in welcher derſelbe atmet, macht, daß wir während ihrer Lektüre eine gewiſſe Beklemmung empfinden, während uns der Genuß der Italiener durch nichts Derartiges geſtört wird. Um nun zu den Juden, an deren Jammerſchickſal ich hier durch den Anblick ihrer beiden Synagogen erinnert worden, zurückzukehren, ſo hat das heilige Gericht unter denen, die nach der Verjagung von Hunderttauſenden noch zurückgeblieben, durch Marterbank und Scheiterhaufen gehörig aufgeräumt. Mit Hilfe großer Schätze ſcheint es einzelnen Jüngern des Moſes hie und da gelungen zu ſein, ſich vor den Verfolgungen des Glaubenstribunals ſicher zu ſtellen. Die Gräfin d'Aunoy wenigſtens erzählt in ihren, in die Regierungszeit Karl's II. fallenden Reiſebriefen aus Madrid: ein reicher, in der ſpaniſchen Reſidenz wohnhafter Kaufmann hänge, wie allgemein bekannt, dem israelitiſchen Glauben an; die Inquiſition aber, welche andere Juden verbrenne, laſſe ihn unbehelligt, weil er ihren religiöſen Eifer von Zeit zu Zeit durch Zahlung enormer Geldſummen beſchwichtige. Indeſſen ſolche Fälle waren gewiß ſelten. Noch in unſerem Jahrhundert blieb die Betretung des ſpaniſchen Bodens den Hebräern ſtreng verboten, bis die Agenten des Hauſes Rothſchild ſiegreich ihren Einzug in Madrid hielten und mit dem Orden Iſabella's der Katholiſchen, eben jener Königin, welche die Juden vertrieben hatte, dekorirt wurden. Bei dem Namen judio ſchaudern die meiſten Spanier, wie ich dies mehrmals wahrgenommen, noch zuſammen, als ob von einem Höllengeiſt die Rede wäre. Eine unſchuldige Erinnerung an ihre frühere Glanzzeit haben die Juden aber in Toledo zurückgelaſſen. In ganz Caſtilien iſt der Marzipan

dieſer Stadt berühmt, und wirklich wird dies Gebäck, das in Italien und Frankreich nahezu unbekannt iſt, hier trefflich bereitet. Der ſpaniſche Namen desſelben, mazzapan, erinnert an ſeinen jüdiſchen Urſprung, und ich zweifle nicht, daß er eine Erfindung der Hebräer von Toledo iſt.

Der Dom von Toledo iſt ſo majeſtätiſch und impoſant, daß ich immer in gehobener, feierlicher Stimmung in ihm weile. Dieſe Kathedrale hat, ohne an Reinheit des Stils den deutſchen und franzöſiſchen Münſtern gleichzukommen, einen Charakter erhabenen religiöſen Ernſtes, der einen überwältigenden Eindruck macht. Das geheimnisvolle Halbdunkel, das in ihrem Innern waltet, und der Umſtand, daß der Chor, von hohen Eiſengittern umgeben, ſich in der Mitte des Gebäudes befindet, tragen viel hierzu bei. Dem entſpricht die würdevolle Stille, die in ihm herrſcht und, im Gegenſatz zu dem profanen Singſang, welcher die italieniſchen Gotteshäuſer entweiht, die in echtem altem Kirchenſtil gehaltene Muſik. Der Eindruck, den die ſpaniſchen Dome machen, iſt um ſo mächtiger, als man dergleichen hier im Süden nicht erwartet. Die gothiſchen Münſter ſind Erzeugniſſe des Nordens und in ihren auf himmelragenden Pfeilern ruhenden Wölbungen Abbilder ſeiner Eichenwälder. Wenn man nun aus dem Schatten ſolcher Haine, aus den trüben Nebeln, welche faſt immer den Himmel des Nordens bedecken, in ſie eintritt, können ſie bei weitem nicht ſo überraſchen, wie hier, wo Waldesſchatten faſt gänzlich fehlt und während des größten Teils des Jahres ein blendendgrelles Sonnenlicht über dem kahlen Boden liegt. So oft ich durch das mit zahlreichen heiligen Symbolen überdeckte Portal in das Innere der Kathedrale von Toledo ſchreite, iſt mir, als ſeien die weiten Länderſtrecken, welche mich von Deutſchland trennen, hinter mir verſunken, und als befände ich mich wieder in der Heimat. Aber ein ahnungsreicher, faſt unheimlicher Schauer, der mich bei Betrachtung

der Heiligenwelt um mich her befällt, ist ein Gefühl, wie ich es in den Domen von Köln, Regensburg oder Ulm nie empfunden. Die tiefe Finsternis, die in diesen Hallen herrscht, und durch welche nur die auf dem Hochaltar brennenden Kerzen ein dämmerndes Licht verbreiten, erweckt beinahe Grausen; ich glaube in einem düstern Saal zu stehen, wo die Inquisitoren mich wegen meines Glaubens richten wollen. Wenn mein Auge sich dann allmälich an das Dunkel gewöhnt hat und zu den Säulen und Wänden emporblickt, die mit unzähligen wunderbaren Gebilden übersät sind, so weicht der Schrecken einem bewundernden Staunen, wie es mich oft beim Lesen von Calderon's geistlichen Schauspielen bewegt. Derselbe mystische Geist, aus dem diese Dramen hervorgegangen, hat hier die Räume mit bildlichem Schmuck erfüllt, in dessen Reichtum sich der betrachtende Sinn verirrt. Die Steine sind nicht Steine geblieben, sondern ein großes symbolisches Gedicht geworden. Von allen Pfeilern, aus allen Blenden und Nischen an den Mauern schauen die Statuen heiliger Männer und Frauen hernieder, und wenn ein matter Schein, durch die gemalten Fenster hereinbrechend, über sie hingleitet, glaubt man sie die Lippen zum Gebet bewegen zu sehen. Noch wenn der Blick sich empor zu den Gewölben wendet, in deren Dämmerung kein fester Umriß mehr sichtbar wird, tauchen neue Bilder vor ihm auf, die ein frommer Künstler hoch oben gemeißelt hat, unbekümmert, ob ein Menschenauge sie gewahre.

Die Kathedrale allein ist so herrlich, daß sie mich lange an Toledo fesseln könnte. Aber auch im übrigen hat der Aufenthalt für mich so viel Anziehendes, daß ich mich schwer werde entschließen können, diese Stadt der Vergangenheit und des Todes mit Madrid, derjenigen des lärmenden Lebens, zu vertauschen. Wenn die Straßen hier menschenleer sind und sich zu allen Seiten Verfall kundgibt, so stößt man doch noch

auf manche ſtattlichen Gebäude, Reſte einer früheren großen Zeit. Dieſelben gehören faſt ohne Ausnahme den Tagen nach der Eroberung durch die Chriſten an. Im Innern mancher Häuſer finden ſich noch Zierate gleich denen, mit welchen die Araber ihre Wohnungen zu ſchmücken pflegten; allein ob ſie wirklich von den Muhammedanern herrühren, iſt zweifelhaft, wie dies auch von der ſtattlichen Puerta del Sol und anderen, durch ihre Hufeiſenbogen den mauriſchen Stil verratenden Bauwerken gilt. Dieſer Stil wurde in Spanien auch noch von den Moriſken, die ſchon der chriſtlichen Herrſchaft unterworfen waren, kultivirt. — Zwiſchen den trüben und winterlich rauhen Tagen, die jetzt vorherrſchen, ſind mehrmals helle und klare eingetreten, wo die Sonne in voller ſüdlicher Pracht und Wärme durch die Gewölke brach. An ſolchen Tagen habe ich weite genußreiche Spaziergänge in die Umgegend gemacht. Ich wanderte dort oft Stunden lang in tiefſter Einſamkeit, indem ich nur hie und da einem Ziegenhirten begegnete, der, auf ſeinen Stab geſtützt, die Herde bewachte und in ſeiner Tracht von Fellen ſicher noch ebenſo ausſah, wie ſeine Vorfahren unter den Weſtgothen. Bisweilen erblickt man auf den Felſen eine Kapelle oder in einer Schlucht ein altes, nun verlaſſenes Kloſter. Wenn ich Abends von ſolchen Streifereien zurückkehrte, machte ich oft Halt auf der Brücke Alcantara, um die Stadt zu betrachten, die, von den rötlichen Strahlen der ſinkenden Sonne beſchienen, auf ihrer Bergkuppe jedesmal einen prachtvollen Anblick darbot. Dort malte ich mir im Geiſt aus, wie die Könige von Caſtilien, die gepanzerten Alfonſe, mit ihren Rittern und Gewaffneten auf dieſem Wege, ein Heer überwundener Mauren und reiche Siegesbeute führend, im Triumphe von ihren Kriegszügen heimkehrten, und ihre flatternden Siegesſtandarten auf dem nun ſo öden Weg, der in die Stadt hinaufführt, hinwallten.

Als ich vor Jahren Toledo zum erſten Male beſuchte,

war es Mai. Der Frühling schmückte die Ufer des Stromes mit frischem Grün, die Fruchtbäume blühten, und man sah Abends frohe Gruppen, die sich im Freien bei Gesang und Castagnettenschall, der die Tänze begleitete, vergnügten. Auch in den einzelnen Gärten innerhalb der Mauern ertönten muntere Stimmen, und die Familien lagerten, ihre Mahlzeit haltend, auf dem Rasen, der bald in der sengenden Sonnenglut wieder verdorren sollte. Damals hatten Stadt und Umgegend allerdings ein freundlicheres Ansehen; aber dieses paßte nicht zu deren Charakter: der Jubel der Fröhlichen schien die Trauer zu verhöhnen, deren Gepräge hier Alles trägt. Jetzt ist Toledo, wie es sein sollte, — stumm und tot. Ich bin hierher gekommen, weil ich glaubte, in dieser Stille und Abgeschiedenheit gut arbeiten zu können; indes meine Hoffnung hat mich betrogen. Seltsamerweise habe ich früher inmitten lärmender Wintervergnügungen, wenn die Geselligkeit einen großen Teil meiner Zeit in Anspruch nahm, und überdies noch Berufspflichten auf mir lasteten, besser studiren und produziren können als gegenwärtig, wo ich volle Muße dazu habe und kein Verkehr mit Menschen mich stört. Mein einziger Umgang ist der Direktor der mit der Kathedrale verbundenen Bibliothek, ein Mann, der große Gelehrsamkeit mit den angenehmsten Formen verbindet. Er kennt die Geschichte und die Altertümer seiner Vaterstadt aufs genaueste, und ich hätte keinen besseren Führer durch dieselbe finden können, als ihn. Bei unseren Wanderungen durch ihre Gassen und Gäßchen macht er mich bald auf Reste von Römerbauten aufmerksam, bald auf ein Gemäuer aus der Westgothenzeit, auf ein maurisches Fenster oder eine Nische, die durch ihre stalaktitenförmigen Bildungen sich als ein Werk von Araberhand verrät; bald wieder zeigt er mir halb aus Schutt hervorragende und immer mehr in Trümmer sinkende Gebäude des Mittelalters. Vielleicht ist es diese beständige Betrachtung von Ueberbleibseln

früherer Tage, von gestürzten oder stürzenden Mauern, was mir den Mut zur frischen Thätigkeit raubt. Da ich um mich her die Ruinen der einen Zeit denen der anderen nachstürzen sehe, so drängt sich mir oft mit niederdrückender Schwere der Gedanke an die Eitelkeit und Fruchtlosigkeit alles menschlichen Strebens auf, und dies ist gewiß nicht die richtige Stimmung, welche zum Schaffen ermutigen kann. So will ich denn suchen, mich emporzuraffen, um dem Banne dieser Totenstadt zu entfliehen.

24.

Ronda, im April 1854.

Ich wüßte nicht, mit welchem anderen Orte sich Ronda vergleichen ließe. Man nennt es das Tivoli von Andalusien; aber so prächtig das Tibur der Sabinerberge mit seinem in den Abgrund tosenden Wasserfall, seinen aus antiken Mauerbogen hervorrauschenden Cascatellen und seinen waldgekrönten Bergen auch ist, an Großartigkeit und wilder Romantik der Lage kann es sich mit dieser südspanischen Gebirgsstadt nicht messen. Der erste Eindruck, den Ronda hervorruft, ist wahrhaft überwältigend. Inmitten der Stadt klafft ein ungeheurer Abgrund, und eine Brücke, die wie die Brücke Sirat des Koran zwischen Himmel und Hölle zu hängen scheint, spannt sich über denselben hin, die Häusermassen zu beiden Seiten miteinander verbindend. Die Teufelsbrücke bei Andermatt steht an malerischer Wirkung hinter ihr zurück, weil der Schlund unter ihr so viel geringer ist. Unten in bodenloser Tiefe braust der Guadiaro, seine schäumenden Wogen von Fels zu Fels und von Klippe zu Klippe wälzend. Auf einer steilen und schmalen, in den Felsen eingehauenen Treppe, die wirklich zwischen „Leben und Sterben" hinführt, steigt man

in den jähen Abgrund nieder; aber nur Wenige werden es ohne Zagen thun können. Denn es ist, als ob eine Kluft, bis in das Herz der Erde gerissen, in die Wohnung des Iblis und seiner bösen Geister hinabgähnte. Der Blick von unten, wo einige alte maurische Mühlen stehen, nach der Höhe, zu dem in die Lüfte aufragenden Bogen und der zu ihren beiden Seiten über den Felsen hängenden Stadt ist abermals staunenerregend. Am Rande der Tiefe klebt eine düstere, halbzerfallene arabische Burg, deren außerordentliche Lage, wie die von Ronda überhaupt, schon die moslimischen Schriftsteller Spaniens frappirte, so daß sie dieselbe malerisch beschreiben. Einer von ihnen nennt Ronda „eine hochgelegene, schwer zu erklimmende Stadt, deren Zinnen den Gestirnen benachbart sind; von ihrer Höhe strömen Quellen herab, deren Sturz ein Getöse wie Donner oder Sturmgebrause hervorbringt. Dann werden diese Quellen zu einem Fluß, der sich wie eine Schlange um die Seiten der Burg windet und ihre Unzugänglichkeit und Festigkeit noch erhöht."

Der Reiz dieser Oertlichkeit steigert sich durch die mannigfaltigen Formen der umherliegenden Berge und den reichen Pflanzenwuchs, der sie überkleidet. Ich war schon mehrmals hier, habe jedoch die Gegend nie in gleichem Glanz gesehen. Denn reichlicher Regen hat jetzt die Höhen und Abhänge mit frischem Grün und blühendem Gestäude geschmückt, welches buntfarbig zwischen dem dunklen Laub der Korkeichen und Encinas hervorleuchtet. Zugleich hat der Strom eine außerordentliche Wasserfülle, derart, daß ich, wenn ich auf der Brücke stehe, dieselbe von seinem Donner zittern fühle, obgleich die Flut in fast unermeßlicher Tiefe unter mir hinrollt.

Ronda wird von den Bewohnern des übrigen Andalusien in den heißen Sommermonaten vielfach zum Aufenthalt gewählt, weil hier frische Berglüfte sogar die Glut des Juli und August erträglich machen. Für den Fremden bietet es

nicht nur durch die Wunder seiner Natur, sondern auch durch den eigentümlichen Charakter seiner Bewohner ein größeres Interesse, als vielleicht irgend eine Stadt Spaniens — das unvergleichliche Granada ausgenommen. Hier steht noch die schöne andalusische Tracht, die anderswo mehr und mehr im Verschwinden ist, in voller Blüte, und die jungen Leute selbst der besseren Stände sind stolz darauf, sich als Majos mit der roten Schärpe und der mit reichen Zieraten behängten Jacke sehen zu lassen. Die Straßen bieten dadurch ein buntes, belebtes Ansehen. Auch die spanischen Nationaltänze, sicher die schönsten und graziösesten, die es irgend gibt, sieht man hier Abends noch viel im Freien, und es ist ein anziehendes Schauspiel, die Tänzer und Tänzerinnen zu betrachten, wie sie einander beim schmetternden Schalle der Castagnetten entgegenfliegen und dann sich wieder fliehen. Oft währt eine solche Lustbarkeit bis in die Nacht hinein; es bilden sich Gruppen von Zuschauern um die Paare, und farbige Lampen gießen ihr Licht auf die Fröhlichen hernieder. Leider endigen derartige Festivitäten oft blutig, und Mordthaten, durch die Eifersucht zweier Nebenbuhler hervorgerufen, sind nicht selten. Jeder Mann trägt sein großes Messer, welches bei der südlichen Leidenschaft so gefährlich ist, in seinem Gürtel, und die Verbote der Regierung dagegen sind bisher vergeblich geblieben.

Nicht leicht bewegt sich der gesellige Umgang bei irgend einem Volke in so angenehmen Formen, wie bei den Spaniern, speziell den Andalusiern. Sobald man einen oder ein paar derselben hat kennen lernen, dehnt sich auch der Kreis der Bekannten aus. Ein Brief an den würdigen Don Ramon, einen der angesehensten Einwohner der Stadt, öffnete mir sogleich auch viele andere Häuser, und die Einladungen zu den Abendgesellschaften oder Tertulias, die jede Familie zu halten pflegt, ergehen so zahlreich an mich, daß ich gar nicht

allen entsprechen kann. Wenn ich den Soiréen nach Pariser Muster, die in unseren Hauptstädten stattfinden, todfeind bin, so haben dagegen diese andalusischen Reunionen viele Anziehungskraft für mich. Dieselben sind zwanglos im höchsten Grade und werden durch die heiterste Geselligkeit gewürzt. Man besucht sie im gewöhnlichen Tageskostüm, und das Wort des Wirtes zum Gast: „Mein Haus gehört Ihnen," scheint keine bloße Redensart zu sein. Denn je mehr man von diesem Eigentumsrecht Gebrauch macht, desto zuvorkommender wird der Gastgeber. Die Unterhaltung sowohl mit Männern wie mit Frauen dreht sich freilich um ein Nichts; aber der den Spaniern angeborene Geist und Witz und der goldene Fluß der castilianischen Rede aus ihrem Munde macht, daß ich ihrer nie überdrüssig werde. Allerdings fühle ich dabei oft beschämt meine eigene Schwerfälligkeit; denn uns Nordländern ist dies behende Hinundhergaukeln von Frage und Antwort ganz unbekannt. Wir kommen uns mit Recht platt vor, wenn wir über so triviale Dinge sprechen, wie sie hier oft den Hauptgegenstand der Konversation ausmachen. Allein diese Plattheit besteht nur darin, daß wir die alltäglichen Dinge nicht durch den Zauber des Wortes anziehend zu machen wissen. Sind jedoch im Grunde die Themata, um welche sich in unseren Soiréen die Unterhaltung bewegt, viel bedeutender? Wovon sprechen die Damen, wenn sie geistreich sein wollen, anders als von der neuesten Modelektüre, von Bildern, die auf der letzten Kunstausstellung Furore gemacht haben, von Theaterstücken, die gerade die Kasse füllen — lauter Erscheinungen, die schon das nächste Jahr wieder begräbt, und die nur die Halbbildung für wertvoll halten kann? Und nun unsere Herren mit ihren aus der jüngsten Zeitung aufgelesenen Neuigkeiten, ihrem politischen Klatsch, ihren je nach dem Journal, das sie halten, bald konservativen, bald liberalen Meinungen! Ich, meines Teils, schätze mich glücklich, von

derartiger Konversation hier nichts zu hören, und verkehre mit den Männern um so lieber, als sie sich um die endlosen Kammerdebatten, die in Madrid in allen Salons widerhallen, gar nicht kümmern. Die Damen jedoch erscheinen mir um so liebenswürdiger, als sie ganz Natur sind und keine falsche Bildung haben.

Wenn die Tertulias vorüber, begibt man sich meistens noch ins Freie, um auf der Alameda zu lustwandeln. Die Nächte in Ronda sind besonders bezaubernd. Der Sternenhimmel des Südens leuchtet so hell, daß wenn auch nur der kleinste Streifen der Mondessichel sichtbar wird, die Lüfte doch kristallklar erscheinen und eine Art von Dämmerung auf der Erde liegt. Der Abgrund oder Tajo, wie man die Schlucht des Guadiaro nennt, mit der darüber schwebenden Brücke zwar flößt mir dann Grauen ein, und ich wage mich kaum an ihn hinan; aber die Straßen und Gärten umher sind bis nach Mitternacht belebt. Wenn es einsamer wird, beginnen dann nach altspanischer Sitte die Serenaden der Liebenden vor dem Gitterfenster ihrer Schönen, und man hört bald da, bald dort Guitarrenklang. Das Talent des Improvisirens ist hier, wie in ganz Andalusien allgemein verbreitet, und fast jedermann weiß Seguidillas, die er dann während ihres Entstehens bei Saitenton singt, aus dem Stegreif zu dichten. Großer Wert ist freilich nach meiner Meinung diesen Liedchen ebensowenig zuzugestehen, wie den italienischen Ritornellen, und es ist nicht schade um sie, daß sie, nachdem sie ihren Zweck erfüllt, mit dem Augenblick, der sie geboren, wieder verklingen. Wenn man dergleichen Verse in den Sammlungen, die davon veranstaltet worden sind, liest, so erscheinen sie recht geringfügig.

Der alte maurische Festungsbau, der an der jäh abschießenden Wand des Abgrunds klebt, macht auch einen phantastischen, fast gespenstischen Eindruck; vielleicht hat er

entsetzliche Vorgänge gesehen. Der König Al Motadid, der Gründer der Abaddidendynastie von Sevilla, welcher Ronda dem Berberfürsten, der sich dort zum Herrscher aufgeschwungen, entriß, mag diesen Bau als Kerker für die Opfer seiner Grausamkeit benützt haben. Es wird von demselben erzählt, daß er seinen Garten in Sevilla mit den Schädeln der von ihm erschlagenen Feinde ausgeschmückt und in diesem Garten Gelage gehalten habe, bei denen seine Zechgenossen ihm den Wein mit dem Spruche: „Viele mögest Du tödten!" zutranken. Die Erinnerung an Schreckensvorgänge, die sich in der Veste von Ronda begeben, hat sich beim Volke erhalten, und die Bewohner der Stadt scheuen sich, derselben bei Nacht zu nahen, weil unheimliche Gestalten das alte Gemäuer umschweben sollen. Der Glaube an Geistererscheinungen, Kobolde, Todesvorzeichen und so weiter ist in den südlichen Ländern verbreiteter, als man glaubt. Ich lernte einst in Amalfi einen italienischen Offizier kennen, der ganz erfüllt von Spukgeschichten war, die sich in seiner Familie begeben haben sollten, und ebenso haben mir Spanier von Gespenstern, die namentlich auf Friedhöfen umgehen, von Ahnfrauen, die den Tod eines Familienmitgliedes verkünden und so weiter erzählt. Einen so finsteren Charakter, wie im Norden, nimmt allerdings dieser Aberglaube hier nicht an. Die religiöse Superstition ist bis in die neuere Zeit in Spanien so mächtig gewesen, daß sie keine andere neben sich recht aufkommen ließ. Was nun die Religiosität des Volkes in der Gegenwart betrifft, so ist dieselbe von einer ganz seltsamen Art. Es hat offenbar seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und noch mehr seit dem Regierungsantritt der jetzigen Königin eine starke Erschütterung des früher alle Klassen der Nation so mächtig beherrschenden katholischen Glaubens stattgefunden. Daß es eine nicht kleine Partei gibt, welche die frühere Herrschaft der Kirche in ihrem vollen Umfang wiederherzustellen strebt, kann uns hierüber

nicht täuschen. Aber doch hat der Geist von nur sehr Wenigen sich ganz von den alten Banden befreit, und instinktiv üben auch noch über die Freidenkendsten die früheren Vorurteile meistens ihre Macht. Die Spanier der höheren Stände sprechen häufig über die Religion so, daß man glaubt, Voltaire zu vernehmen; allein die Messe versäumen sie doch nicht leicht, und wenn sie den Namen „Lutheraner" hören, wandelt sie ein gelinder Schauder an, wie zu den Zeiten Torquemada's. Auch von Leuten der unteren Klassen habe ich oft die heftigsten Schmähungen auf Priester und Mönche vernommen, so daß ich glauben konnte, sie seien völlige Freigeister; doch wenn dann eine Prozession vorüberkam, warfen sie sich andächtig zur Erde, und wenn ich ihnen verraten hätte, ich sei ein Protestant, würden sie sich vermutlich erschreckt von mir abgewandt haben. Im Uebrigen kann man sich auch mit Spaniern dieser Kategorie, mit Bauern und Maultiertreibern vortrefflich unterhalten. Sie urteilen über viele Dinge mit Einsicht und Verstand und zeigen sogar, wenn sie auch nicht lesen und nicht schreiben können, manche Kenntnisse. So wissen sie von den Thaten des Cid und Gonzalvo de Cordova und des Ponce de Leon zu erzählen. Bei Allen ist das Nationalgefühl sehr entwickelt; sie sind stolz, Spanier zu sein, und reden oft so, als ob ihre Nation noch die weltbeherrschende, wie zur Zeit Karl's V. wäre. Dies hindert sie jedoch nicht, über die zahllosen Mißgriffe der heutigen Regierung, über die beinahe unglaublichen Uebelstände der Verwaltung und das nur persönlichem Ehrgeiz frönende Treiben der Parteien zu spotten.

Mit meinem Führer Pedro habe ich wiederholt Ausflüge in die umliegenden Berge gemacht. Diese waren nicht ganz gefahrlos; denn obgleich die vorzügliche Gendarmerie, Civilgarde genannt, viel für die Sicherheit der Gegend gethan hat, bietet die letztere doch ein zu ausgezeichnetes Terrain für

das Räuberwesen, als daß letzteres leicht ganz ausgerottet werden könnte. Die Contrabandisten, die von Gibraltar her massenweise Waren einschmuggeln, sind schon eine den Briganten verwandte Menschenklasse. Aber daß es auch an eigentlichen Räubern nicht fehlt, deuten die vielen Kreuze an, welche, hier und dort aufgepflanzt, den Platz bezeichnen, wo eine Mordthat begangen worden ist. Das Banditentum hat in Spanien geblüht, so lange das Land eine Geschichte besitzt, und in dessen Literatur spielt es eine große Rolle, wie schon der Don Quijote und noch mehr die dramatische Poesie zeigt. In dieser gibt es eine eigene Klasse von Schauspielen, deren Helden solche, in Gebirgswildnissen hausende Frevler sind. Dieselben werden darin zwar als Verbrecher, jedoch oft in einem beschönigenden Lichte dargestellt, indem sie teils als von einer entschuldbaren Leidenschaft zu ihrer ersten Missethat fortgerissen erscheinen, auf der andern Seite ihnen einzelne Züge der Großmut und Liebenswürdigkeit geliehen werden, welche sie der Sympathie des Publikums empfehlen. Besonders schädlich auch wirkt zum Teil noch jetzt in dieser Hinsicht der Volkswahn, wonach durch Verehrung von Reliquien, durch Beichte und Buße im letzten Moment die schwerste Sünde getilgt werden könne. Noch heute leben manche Räuber der letztvergangenen Zeit als eine Art von Heroen in Aller Munde, indem die Gebildeteren sie zwar tadeln und es loben, daß die Gerechtigkeit sie verfolgt, immerhin jedoch von ihnen als von interessanten Persönlichkeiten sprechen, die Bauern und Bewohner der kleineren Orte dagegen aus ihrer Bewunderung für sie kein Hehl machen. Ich will der Räuberromantik unserer Leihbibliotheken, die noch immer die Unteroffiziere und Köchinnen entzückt, keine neue Nahrung zuführen, sonst könnte ich Mancherlei von den Großthaten erzählen, welche von dieser Art von Leuten vollbracht worden sein sollen. Wirklich scheinen die spanischen Banditen einer edleren Race anzugehören als

die italieniſchen. Daß ſie gleich kannibaliſche Grauſamkeiten, wie ſie von dieſen berichtet werden, begangen hätten, hört man nicht; wohl aber wird von einzelnen derſelben gerühmt, ſie hielten auf chevalereskes Benehmen gegen Damen und ließen dieſe immer unberaubt. Auch ſollen ſie den Ausgeplünderten meiſtens ſo viel von ihrer Barſchaft zurückgeben, daß ſie noch einige Tage davon leben können. Ich hörte ſogar einen Fall, wo der Häuptling einer Bande einen armen Reiſenden, gerührt durch die Erzählung von deſſen Elend, reichlich beſchenkt habe. Allen dieſen Wald- und Gebirgshelden iſt jedoch die Hochherzigkeit, welche ihnen die Volkstradition leiht, ſicher nicht eigen. Bei Granada wurden vor zwei Jahren mehrere wohlhabende Bürger der Stadt überfallen und in eine abgelegene Schlucht der Sierra Nevada fortgeſchleppt, wo ſie ſicher ermordet worden wären, wenn ihre Verwandten nicht die für ihre Freilaſſung verlangten Summen gezahlt hätten. — Uebrigens war die mich bei meinen Ausflügen in die Umgegend von Ronda bedrohende Gefahr nur eben ſo groß, um den romantiſchen Reiz dieſer Expeditionen zu erhöhen. Ernſtlich war ich wohl nichts Weiterem ausgeſetzt, als daß mir die wenigen Goldſtücke, die ich bei mir führte, abgenommen worden wären. Die Ermordung hat nur Derjenige zu befürchten, der Widerſtand entgegenſetzt, und ich wäre nicht ſo thöricht geweſen, mein Leben wegen einiger Münzen in die Schanze zu ſchlagen; fortgeſchleppt zur Erpreſſung einer Löſeſumme werden aber nicht leicht andere als Solche, die als begütert bekannt ſind, und von mir wußte niemand, wer ich ſei.

Schon werden die Wege um Ronda belebter als gewöhnlich; im nächſten Monat iſt die große, in ganz Andaluſien berühmte, von nah und fern frequentirte Meſſe in dieſer Stadt, und manche Beſucher derſelben eilen ſchon jetzt heran. Ich begegnete nicht nur Maultierzügen, welche Waren herbeiführten,

sondern auch häufig Reitern in der maleriſchen Majotracht, hinter denen nach alter Sitte eine Frau oder ein Mädchen auf dem buntgezäumten, mit reichem Zierat überdeckten Roſſe ſaß. In dem Cirkus finden während dieſer Meſſe Stiergefechte ſtatt, die neben denen von Sevilla die glänzendſten in ganz Spanien ſein ſollen. Nicht wegen ſolcher rohen Luſtbarkeiten, ſondern weil man bei jenem Jahrmarkt das andaluſiſche Volksleben in ſeiner ganzen Originalität ſieht, würde ich gerne bis dahin bleiben. Aber dringende Veranlaſſung ruft mich nach Deutſchland zurück, und ich darf meine Heimkehr nicht länger verzögern. — Ich habe nun mit einer kurzen Unterbrechung zwei Jahre in Spanien zugebracht, Land und Volk lieb gewonnen und mich ſo in dasſelbe eingelebt, als ſei ich hier zu Hauſe. Dieſe Zeit iſt für meine Studien nicht ganz fruchtlos geweſen; doch hat mich der Genuß des Augenblicks nur allzu oft von ihnen abgezogen. Es liegt etwas Erſchlaffendes in der Luft des Südens, das mich nicht zu einer mich ganz befriedigenden geiſtigen Thätigkeit gelangen läßt. Eine ſolche Wirkung ſcheint das warme Klima allerdings auf die unter dieſen Breitengraden Geborenen nicht zu üben. Niemand wird behaupten wollen, es habe den alten Griechen, den Italienern oder Spaniern an Energie auf allen Gebieten des Schaffens gefehlt; allein der Nordländer ſpürt etwas von einem ſolchen ermattenden Einfluß. Ich halte mir ferner vor, daß Jeder in ſeinem Volke wurzelt und nur inmitten desſelben gedeihlich wirken kann, auch verpflichtet iſt, ſich ihm nicht zu entziehen. So iſt denn mein Entſchluß, mich von hier loszureißen, gereift, und ich will ihn ſo bald wie möglich ins Werk ſetzen. Denn je länger ich die Ausführung verſchiebe, einen deſto größern Entſchluß wird ſie mich koſten. Die Einſicht, ſo meine Pflicht zu erfüllen, hindert nicht, daß mir der Abſchied ſchwer wird. Natur und Menſchen halten mich mit unſäglichem Zauber in Andaluſien gefangen. Läge

es nicht so fern von Deutschland, und wäre die Verbindung eine leichtere, wie gern möchte ich jeden Mai in den granadinischen Frühlingslauben verträumen, aus den Gärten des Generalife die Sonne sinken sehen, wie gerne während der Sommerglut zu Ronda am Wassersturz des Guadiaro ruhen und mir die Stirn von seinen stäubenden Flocken besprengen lassen! Aber auch dieser Trost ist mir versagt; schwerlich werde ich alle die mir teuren Plätze je wiedersehen.

25.

Gibraltar, im April 1854.

Einstweilen habe ich meine Rückkehr nach Deutschland doch wieder um einige Zeit verschoben und denke, vor der Heimreise auch noch nach Portugal zu gehen. Mein Ritt durch die Sierra hierher, wo ich mich nicht an den kürzesten Weg hielt, sondern bald rechts, bald links abschweifte, war köstlich. Der Frühling, der in diesen Gegenden im Kampfe mit der höher steigenden Sonne, nur kurz, aber desto mächtiger sein Reich behauptet, hatte Berge und Thäler mit Duftgesträuch und grünenden Stauden aller Art geschmückt; die Wildbäche schäumten in der Tiefe oder stürzten in Cascaden von den Felsen, und über ihnen leuchtete das Rot der Lorbeerrosen und Rhododendren aus dem dunklen Laube hervor. Oft geriet ich in dem Wunsche, bald von dieser, bald von jener Höhe die Aussicht zu genießen, in Felsgewirre und Baumdickicht, aus denen kein Ausgang zu sein schien; allein mein Führer Pedro kannte jeden Fußbreit des Gebirges, und ich konnte sicher sein, daß er mich immer wieder auf den rechten Pfad zurückbrachte. Freilich war die ganze Herrlichkeit der Natur nötig, um mich für die Entbehrungen und Mühsale zu entschädigen, die ich zu tragen hatte. Ich spürte, wie ich mich

im Laufe der Jahre an Behaglichkeit und Comfort des Lebens gewöhnt hatte; denn wenn mir von meinen früheren Reisen her die Nachtquartiere in den armseligen spanischen Ventas in reizender Erinnerung geblieben waren, so vermochte ich mich jetzt mit ihnen schwer zu versöhnen. Ich hatte versäumt, anderen Proviant mitzunehmen, als einen mächtigen Schlauch süßen Weins von Malaga, und war nun genötigt, fast einzig von Brot und Käse zu leben, welche letzteren ich unterwegs von den Ziegenhirten einhandelte. In den Gasthäusern hatte der würdige Wirt immer große Worte, und auf meine Frage, was er mir zum Nachtmahl vorsetzen könne, war die ständige Antwort: „Hay de todo“ („Es gibt Alles“). Jedoch schließlich stellte sich heraus, daß dies „Alles“ sich auf eine Brühe reduzirte, die so stark gewürzt war, daß sie mir den Mund verbrannte. Einmal fand sich auch so verdächtiges Gesindel in solch einer Venta, daß ich nicht wagte, mich auf das Lager zu strecken, welches überdies nicht sehr verlockend war, sondern Pedro bat, bei mir zu bleiben und mir die Nacht mit seinen Gesprächen zu verkürzen. Auf ihn durfte ich felsenfest vertrauen und ich wußte, er hätte mich mit Gefahr seines Lebens verteidigt. Als ich am Morgen aufgebrochen, sagte er mir, ich hätte keinen unbegründeten Verdacht gehabt; es sei mala gente in der Venta gewesen. Uebrigens war mein Mißmut jedesmal zerstoben, wenn ich das Wirtshaus verlassen hatte und die herrliche Gebirgslandschaft sich im Glanz der Frühsonne vor mir ausbreitete. Die Mittagsmahle, die wir am Ufer eines Bergstroms unter überhängenden, in einander verstrickten wilden Myrten und Oleandern hielten, werden mir unvergeßlich bleiben. Wenn Pedro unterwegs in den einzeln liegenden Hütten einige Eier erobert hatte, schien mir das Gastmahl so luxuriös, daß ich keinen König um das seinige beneidete.

Die schönste Aussicht, welche mir diese Reise bot, war die von dem nicht ganz leicht zu erklimmenden Cerro de

Comares. Ich wüßte nicht, daß ſie von irgend einer andern in Europa übertroffen würde. Man erblickt von dort, gegen Mittag gewandt, einen großen Teil des ſüdlichen Andaluſien, rechts die weite Ebene des Guadalquivir, links ein Stück des Königreichs Granada, überragt von den Silbergipfeln der Sierra Nevada — vor ſich zwei Meere, die ſich durch die Säulen des Herkules in einander ergießen, darüber hinaus aber die langhingeſtreckte Küſte von Afrika. Die Lüfte waren ſo klar, daß ich deutlich die ſchneebedeckte Kette des Atlas gewahrte. Mein Auge konnte ſich an dieſer Umſchau nicht erſättigen, und ſie wird immerfort wie eine herrliche Viſion vor meinem Geiſte ſtehen.

In Gibraltar glaubt man, was die Menſchen anbelangt, ſich plötzlich nach Alt-England verſetzt zu ſehen. So hoch ich die engliſche Nation ſtelle und ſo gern ich ſonſt mit den Briten verkehre, war es mir doch jetzt nicht eben willkommen, ſtatt der ſonoren Laute des Caſtilianiſchen rings um mich her dies angelſächſiſche Gezwitſcher zu vernehmen und mich ſelbſt in ihm verſtändlich machen zu müſſen. Das ſtolze Volk jenſeits des Kanals verſchmäht es durchſchnittlich, ſich zum Erlernen anderer Sprachen herabzulaſſen; ich habe Engländer, und zwar hochgebildete, mit mannigfaltigen Kenntniſſen ausgerüſtete, kennen gelernt, welche die ganze Welt bereiſt hatten und doch kaum ein Wort einer andern Sprache als der ihrigen verſtanden, Offiziere, die ihr halbes Leben in Indien oder in Malta zugebracht, aber gar keine Notiz von den Idiomen, die ſie Tag für Tag um ſich hörten, genommen hatten. Indem die Engländer ſo auf jedem Punkte der Erde die Eingeborenen in ihrer eigenen Zunge anreden, haben ſie es erzwungen, daß das Engliſche die weltbeherrſchende Sprache iſt. Uebrigens lernte ich bald nach meiner Ankunft auch die Kultur ſegnen, die ſich von Großbritannien aus hierher verbreitet hat. Nach meinem Faſten that mir der Comfort im

Klubhaus ungemein wohl; auch sagte ich mir, wenn ich das Leben hier, im Vergleich mit dem in Ronda, prosaisch finden wollte, daß das, was mir dort romantisch erschienen, auch seine Schattenseiten habe, und daß bei den Messerstichen, welche so oft auf die Fandango- und Bolerotänze folgen, die Poesie aufhöre und die Kriminaljustiz in ihr Recht trete.

Die Lage von Gibraltar ist einzig in ihrer Art und könnte mich zu beständigem Aufenthalt verlocken. Man findet hier alle Annehmlichkeiten städtischen Lebens mit den Reizen der großartigsten und mächtigsten Natur vereinigt. Wenn man aus einem eleganten Café bei den Klängen guter Musik einer militärischen Parade zugesehen hat, kann man sich durch einen kurzen Spaziergang in die tiefste Einsamkeit einer grandiosen Gebirgsgegend versetzen, welche einen so wunderbaren Charakter trägt, daß man sich in einem fremden Weltteil zu befinden glaubt. Der Felsen von Gibraltar, der in der Majestät seiner Formation seinesgleichen sucht, die südlichste Spitze von Europa, ist von einer wahrhaft tropischen Vegetation überwuchert; nicht nur Agaven, indische Feigen, Zwergpalmen und die anderen Pflanzen, welche an der äußersten Grenze der gemäßigten Zone Kunde davon geben, daß der Beginn der Wendekreise nicht fern ist, gedeihen hier in üppiger Fülle, sondern auch solche, die sonst nur in Afrika heimisch sind. Auch das Tierreich zeigt Repräsentanten einer Gattung, die sonst nirgends in Europa vorkommt. Man findet an den höchsten Abhängen des Felsens Affen von derselben Art, wie jenseits des Meeres in Ceuta; dieselben sind äußerst scheu und halten sich gewöhnlich in den Höhlungen des Gesteins versteckt. Zu Zeiten aber, besonders beim Wehen des Südwindes, der ihnen in ihren engen Lagern beschwerlich fällt, kommen sie scharenweise zum Vorschein; daher beim Volke die Meinung verbreitet ist, sie zögen auf verborgenen Wegen unter dem Meere von Afrika herüber. Wenn der Felsen

schon in seinen Schluchten und in seinen Abhängen, inmitten seiner blühenden und duftenden Bäume, Stauden und Kräuter wonnevolle Plätze zum Ruhen bietet — welche überwältigenden Eindrücke stürmen erst auf uns ein, sobald wir auf seine Höhe im Süden treten, wo er steil in die Tiefe hinabstürzt und sich nun das erhabenste Schauspiel vor uns erschließt, das Erde und Meer in ihrem Verein gewähren können! Mehr als der Gipfel des Sinai wäre diese Felshöhe wert gewesen, der Platz zu sein, auf welchem Moses die Gesetzestafeln empfing. Hier nehmen zugleich die gewaltigsten Schönheiten der Natur unsern schauenden Sinn und die reichsten Erinnerungen der Geschichte unseren Geist gefangen. Vor uns, so nahe, daß man nicht selten Bäume und Häuser unterscheiden kann, die afrikanische Küste in langer Ausdehnung hingestreckt — unter uns der Felsen, auf dem wir stehen, weit in die schäumende Flut hinausspringend, und zwischen den beiden Erdteilen das Atlantische und das Mittelmeer, mit melodischem Sausen ihre Wogen ineinander wälzend. Wir stehen hier am letzten Saume der alten Welt, die alles Herrlichste umschließt, was der Mensch noch hervorgebracht. Hier, wo Herakles die beiden Marksteine seiner Thaten setzte, war die äußerste Grenze, bis wohin sich der Unternehmungsgeist der Griechen wagte. An die Küsten, welche vor unserem Auge dämmern, hefteten sie ihre fernsten Kolonien, und wie die Bewohner dieser Pflanzstätten hellenischer Kultur in jeder Olympiade nach Elis eilten, mit den Brüdern am Alpheus um ein Blatt des heiligen Oelbaums zu ringen, so fliegt auch unsere Seele auf den Wellen dem teuren Hellas zu, der Mutter, an deren Brüsten das ganze Abendland seine Bildung gesogen hat. Aber unermeßlich breitet sich nach Westen, wo für die Alten der Nebel der Fabel die Welt verhüllte, der Ozean aus; ins Unendliche hat sich der Raum aufgethan und die Segel, die wir am Rande des Horizonts nach Abend hingleiten sehen, verkünden uns, wie jenseits

unermeßliche Länderstrecken, von deren Existenz selbst im Geiste des kühnsten der griechischen Seher nur eine trübe Ahnung aufgestiegen war, den Wogen enttaucht sind.

Lassen wir, rückwärts gewandt, den Blick längs der spanischen Küste schweifen, so sehen wir, halb in den Duft der Ferne gehüllt, das Cap Trafalgar, bei dessen Namen jedes britische Herz höher schlägt, näher das alte Castell von Tarifa, an das sich die Erinnerung einer Großthat seltener Art knüpft. Einem edlen Spanier Guzman, dem Ahnherrn einer der stolzesten Geschlechter Castiliens, war die Verteidigung der Veste von Tarifa gegen die Mauren anvertraut, deren Heere sie in dichten Scharen umlagerten. Bei einem Ausfall, den die Spanier gemacht, war der Sohn Guzman's in die Hände des moslimischen Feldherrn gefallen, und dieser verlangte nun die Uebergabe der Festung unter der Drohung, sonst den gefangenen, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling umzubringen. Allein der Vater verweigerte die Auslieferung der Veste und sah von der Höhe des Castells zu, wie der Sohn, der ihn selbst zur Standhaftigkeit ermahnte, ermordet ward. Seit diesem Vorgang erhielt Guzman den Beinamen des Tapfern, unter welchem er in der spanischen Geschichte berühmt ist. — Uns gegenüber, nur durch eine Bucht von Gibraltar getrennt, liegt Algeciras, wo der Omajjade Abdurrahman, der die glänzendste Periode der arabischen Herrschaft über Andalusien heraufführte, den Verfolgungen der Abassiden entronnen, zuerst den Boden der Halbinsel betrat. Unser Felsen selbst aber ist der Punkt, an welchem schon fast ein Jahrhundert früher das erste Heer der Moslimen, geführt vom Feldherrn Tarik, landete und das Banner des Islam triumphirend auf spanischem Boden aufpflanzte. Der Sturm und Drang, mit welchem die ersten muhammedanischen Eroberer die Lehre ihres Propheten über die Welt zu verbreiten strebten, war ein ungeheurer, unwiderstehlicher. Da drüben, wo die äußerste

westliche Landzunge von Afrika in den Ocean hinausläuft, ritt der wilde Feldherr Okba an der Spitze eines von Glaubenseifer trunkenen Schwarms von Kriegern in die schäumende Flut, bis die Wellen über der Mähne seines Rosses zusammenschlugen, und rief, indem er den Koran auf sein Haupt legte: „Allah, sei mein Zeuge, daß ich die Kunde Deines heiligen Namens noch weiter tragen würde, wenn das tosende Meer mich nicht hemmte!“ Von nun an strömten über die Meerenge neue und immer neue begeisterte Scharen, die, eingedenk des Wortes ihres Propheten: „Das Paradies liegt im Schatten eurer Schwerter,“ sich dem Tode für ihren Glauben entgegenstürzten. Das Reich der Gothen zitterte schon beim Nahen der Wütenden in seinen Grundvesten; am Fluß Guadalete der nicht fern dort im Westen fließt, fand ihr letzter König Rodrigo mit seinem Heer den Untergang, und unaufhaltsam wälzte sich nun der Strom der arabischen Sieger über die ganze Halbinsel. Selbst die Pyrenäen geboten ihnen nicht Halt, und längere Zeit hindurch funkelte der Halbmond des Islam über den zackigen Mauern der südfranzösischen Städte. Bald aber, nachdem das erste lodernde Feuer der Eroberungswut erloschen, begannen die Araber sich den Künsten des Friedens zu widmen. Die Schöpfräder gossen rieselndes Wasser über die Felder, die, von ihnen befruchtet, herrlich emporgrünten und blühten. In den Schulen entzündeten Gelehrte die Leuchte des Wissens, und die sorgliche Pflege von Generationen ließ sie hoch und höher aufstrahlen, so daß das übrige, noch in tiefes Dunkel gehüllte Abendland staunend zu der ungewohnten Helle aufblickte. Bibliotheken von einer Ausdehnung, wie die Welt seit der Zerstörung der alexandrinischen sie noch nicht gesehen, wurden gegründet, und Bauwerke von fast märchenhafter Herrlichkeit stiegen aus dem Boden auf. Freilich nicht viel mehr als ein Jahrhundert sollte diese höchste Blüte dauern; von verheerenden Stürmen wurde der

Thron der Omajjaden niedergeworfen. Kriegszüge wilder afrikanischer Eroberer zerstörten die Blüte der Kultur auf der Halbinsel, die sich nur mühsam unter den Trümmern wieder emporrang. Aus den galizischen Bergen wurde das Kreuz wieder mehr und mehr nach Süden herabgetragen. Indessen erst acht Jahrhunderte, nachdem die ersten kühnen Söhne des Propheten über den „Berg des Tarik" ihren Einzug in Andalusien gehalten, mußten deren letzte Enkel an denselben Küsten das grünende und blühende Land ihrer Väter verlassen, um im öden Afrika das Brot der Verbannung zu essen. Wenn ich dieser großen Episode der Geschichte hier nachdenke, ist mir oft, als könne sie nur ein Traum gewesen sein; ich suche nach einem Gemäuer, das noch Kennzeichen an sich trüge, es sei von den Muhammedanern errichtet, nach einer arabischen Inschrift; allein vergebens. In Gibraltar, das immer einer der Hauptplätze der Moslimen gewesen und mit zahlreichen stattlichen Vorratshäusern für den heiligen Krieg geprangt, hat sich keine Spur, kein Denkzeichen erhalten, daß hier einst das Banner des Propheten geweht.

Die Nähe von Afrika erkennt man an der Menge von Marokkanern, die sich an dieser Seite der Meerenge niedergelassen haben. Während das schöne andalusische Kostüm mehr und mehr im Verschwinden ist, während die Griechen sich ihrer Nationaltracht zu schämen anfangen, zeigen diese Söhne des Propheten einen guten Geschmack, indem sie sich fortwährend, auch inmitten der Europäer, nach der Sitte ihrer Väter kleiden. — Bei der Leichtigkeit, von Gibraltar nach Tanger, dem bedeutendsten Hafenplatz des Königreichs Marokko, überzusetzen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, diesen Ausflug, den ich schon früher gemacht, jetzt zu wiederholen. Doch nicht lange, nachdem ich das Schiff bestiegen, fing ich an, zu bereuen, daß ich nicht am Lande geblieben. Das Meer war sehr stürmisch, und das kleine Dampfschiff wurde

wie eine Nußschale umhergeschleudert. Ich mache auf einem großen und guten Fahrzeuge lieber eine weite Seereise, als auf einem kleinen eine solche kurze Fahrt, und scheue es mehr, von Calais nach Dover hinüber zu schiffen, als von der englischen Küste nach Lissabon zu fahren, indem die Dampfschiffe auf der ersten Strecke unbegreiflich schlecht, auf der zweiten vortrefflich sind. Tanger bietet zwar in seinen Gebäuden nichts von dem, was die größeren Städte des Orients anziehend macht; aber es ist immerhin interessant, wenige Stunden, nachdem man Europa verlassen, sich inmitten einer ganz muhammedanischen Bevölkerung zu befinden. Am Morgen nach meiner Ankunft hörte ich den Isan der Muezzin, diesen heiligen Ruf, bei dessen Klange sich in der ganzen islamitischen Welt, also fast auf einem Viertel der bewohnten Erde, die Gläubigen andachtsvoll zur Erde werfen. Die sieben oder acht Worte, aus denen dieser Ruf besteht, sind, so hohl und inhaltsarm sie auch sein mögen, doch im ganzen Bereich der menschlichen Sprache sicherlich diejenigen, welche die mächtigste Wirkung auf große Volksmassen geübt haben. Bei ihrem Klange stürzten sich seit dem Beginn des Islam Hunderttausende, die Waffen in der Hand, den Feindesheeren entgegen und wälzten sich aus der arabischen Wüste durch Persien bis nach Indien, im Westen bis nach den großen Inseln des mittelländischen Meeres, nach Spanien und Frankreich hin, um die Bekenner anderer Religionen zu zwingen, jene Worte nachzusprechen. Wenn sie in diesem löblichen Bestreben ihren Tod auf dem Schlachtfelde fanden, hielten sie sich für sicher, zum Lohn für ihre rühmliche Anstrengung direkt in den Himmel einzugehen. — Auf dem Dampfschiffe, mit dem ich die Ueberfahrt machte, hatten sich auch einige arme Marokkaner befunden, die sich in Tanger der Karawane anschließen wollten, welche alljährlich von dort nach Mekka abgeht. Die Wallfahrt nach der heiligsten Stadt des Islam, eine Glaubenspflicht

für jeden Muhammedaner, wird noch jetzt sehr allgemein geübt. Für die Bewohner dieser dem Meere nahegelegenen Gegenden ist sie jetzt durch die Dampfschiffahrt erleichtert; aber die Aermeren können den Kostenbetrag hierzu nicht erschwingen und ziehen daher, wie die erwähnten Marokkaner, unter unzähligen Mühsalen den ungeheuren Weg längs der Nordküste von Afrika, über Aegypten und durch die arabische Wüste nach Mekka. — Die Straßen von Tanger, an sich armselig und der glänzenden Bazars entbehrend, welche Kairo, Aleppo, Damaskus schmücken, bieten doch einen durch seine Fremdartigkeit überraschenden Anblick. Ich fand auf dem Marktplatze einen Rawi oder Geschichtenerzähler, um den sich stets eine begierig lauschende Zuhörerschaft drängte. Obgleich ich mich so viel mit dem Arabischen beschäftigt habe, gelang es mir nicht, ihn zu verstehen. Das Hindernis für ein solches Verständnis finde ich in der Korruption der Vulgärsprache, welche kaum noch das feinausgebildete Idiom des Koran und der arabischen Literatur erkennen läßt. Nun wechselt dieser korrumpirte Dialekt noch dazu erstaunlich nach den verschiedenen Gegenden, und nachdem ich auf meiner Reise nach Petra durch den täglichen Umgang mit Beduinen es dahin gebracht hatte, leidlich mit ihnen sprechen zu können, war ich bald darauf in Syrien außer Stande, die Eingeborenen zu verstehen, oder mich ihnen verständlich zu machen. — Der berühmteste Sohn Tangers, ja des ganzen Kaisertums Marokko war der Reisende Ibn Batuta. Er machte seine Weltfahrten im vierzehnten Jahrhundert, dem nämlichen, welchem auch die ersten europäischen Reisenden Marco Polo und Mandeville angehörten. Allein der Araber übertraf die beiden Genannten in der Ausdehnung seiner Streifzüge durch die entlegensten Gegenden, indem er nicht nur in Asien mindestens ebenso weit vordrang wie sie, sondern auch das Innere von Afrika besuchte und eine Zeit lang in Timbuktu lebte, jener geheimnisvollen Stadt,

welche noch Jahrhunderte lang nach ihm kein Europäer gesehen hat. Seine Reisen in Asien fallen in die Zeit der Mongolenherrschaft, und er durchstreifte dieses ungeheure Reich fast in seiner ganzen Ausdehnung, im Osten bis tief nach China hinein, im Süden bis in das Innere von Indien und nach den Inseln des indischen Archipels, im Norden bis in die Tatarei. Seine umfangreiche Reisebeschreibung ist bisher in Europa nur durch einen Auszug bekannt geworden. Nach demselben zu urteilen, zeichnet sich Ibn Batuta vor seinen beiden europäischen Kollegen, besonders aber vor Mandeville, durch die größere Zuverlässigkeit aus. Er berichtet keine Fabeleien gleich dem Engländer, der die Wunder der Alexanderromane als wahrhaft von ihm geschaute Thatsachen anführt, und zum Beispiel erzählt, er habe das Paradies in Indien gesehen, das auf einem bis an den Mond hinanreichenden Berge von Diamanten liege, und in welchem sich der Baum der Sonne mit goldenen, der Baum des Mondes mit silbernen Blättern befinde; indem er ferner von den Geschlechtern Gog und Magog und den dreiundzwanzig Königen, welche Alexander zwischen zwei Berge einschloß, vom Vogel Phönix, von den Amazonen, den Meerweibern, den Riesen und Zwergen, den Greifen und so weiter spricht.

26.

Cintra, im Mai 1854.

Da Wege und Fuhrwerke in Portugal nicht die besten sind, habe ich die Reisen, die ich in diesem Lande zu unternehmen beabsichtigte, zu Pferde gemacht. Ich habe dies nicht bereut; denn wenn ich auch oft mit schlechten Nachtquartieren vorlieb nehmen mußte, sah ich das Land viel besser, als es sonst der Fall gewesen wäre; dasselbe nahm sich recht freund-

lich aus. Freilich, welches Land, wenn es nicht eben die Wüste ist, erschiene in dieser Jahreszeit nicht als schön? Mein erstes Ziel war Coimbra, welches, wenn auch Oporto jetzt durch seinen Weinhandel zu größerer Ausdehnung gelangt ist, doch als die zweite Stadt des Königreichs angesehen werden muß und von Alters her eigentlich dessen Hauptstadt war. Coimbra, schon seit Jahrhunderten Universität und von zahlreichen Studenten besucht, liegt malerisch auf Hügeln am Mondego; ein Portugiese könnte es, wie Hölderlin es von Heidelberg that, die „ländlich-schönste" seiner Heimatstädte nennen. Für die engen und winkeligen Gassen entschädigt die reizende Umgebung. Mich lockte es besonders, hier die Stätte kennen zu lernen, wo Camoëns einen Teil seiner Jugend verbrachte. Es ist mir ein Bedürfnis, den Fußstapfen großer Männer nachzugehen, die Eindrücke der Natur auf mich wirken zu lassen, die sie vor mir empfangen; durch die Jahrhunderte hindurch glaube ich so eine persönliche Bekanntschaft anzuknüpfen. Wenn ich am Mondego wandelte, dachte ich: Auf diesem Stein, unter dieser Weide hat der Dichter gesessen und dem Spiele der Wellen zugeschaut, hier hat er von seiner Katharina geträumt, die er vielleicht schon früh kennen lernte, mit der aber sich zu vereinen oder in deren Nähe zu treten ihm das grausame Schicksal verwehrte. Hier hat er von einer goldenen Zukunft und von Kränzen phantasirt, die einst seine Stirne schmücken würden. Vielleicht ist er dann, als ein Leben voll Gram und düsterer Wechselfälle hinter ihm lag, wieder hierher zurückgekehrt und hat an der nämlichen Stelle, wo kühne Hoffnungen seine Brust geschwellt, das Scheitern aller seiner Pläne beweint. Eben hier am Mondego, dessen Ufer sehr angenehme Spaziergänge darbieten, habe ich die lyrischen Gedichte des Camoëns von neuem gelesen, die schöneren mehrmals, und es hat sich in mir die Ueberzeugung befestigt, daß auf ihnen, weit mehr als auf seinem Epos, sein Ruhm beruht.

Es weht darin ein Anhauch von der tiefen Melancholie des Nordens, wie ich ihn kaum bei einem südlichen Lyriker, selbst bei Petrarca nicht, gefunden habe. Auch in den Liebesgedichten zittert diese Saite. Man hat Uebersetzungen von den lyrischen Poesien des Camoëns bei uns versucht; aber wenn dieselben auch nicht ganz mißlungen sind, können sie doch nicht entfernt die Wirkung der Originale hervorbringen, welche eben am Klang der südlichen Sprache und an deren weicher Melodie haftet. Die Lyrik ist von allen Formen der Dichtkunst diejenige, welche sich am schwersten in ein fremdes Idiom verpflanzen läßt. Bei den Uebertragungen aus südlichen Sprachen kommt noch die Schwierigkeit hinzu, daß ein Sonett mit seinen vierfachen Reimen sich höchstens in einzelnen günstigen Fällen befriedigend wiedergeben läßt, daß indes bei der Uebertragung einer ganzen Sammlung solcher Sonette ein stark fühlbarer Zwang unvermeidlich wird. Noch schwieriger, ja im Grunde ganz unmöglich scheint mir die genügende Nachbildung einer Canzone mit der Reimordnung des Originals. Die Reime im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen nämlich sind so vollklingend, daß sie sich noch bemerklich machen, wenn auch eine ganze Anzahl von Zeilen dazwischen liegt. Der deutsche Reim aber, der so viel schwächeren Ton hat, verhallt in letzterem Falle gänzlich. Wenn man nun Canzonen übersetzen will, so weiß ich allerdings keine Rettung vor solchem Uebelstand; aber ganz verkehrt scheint es mir, diese Form, wie es doch zum Beispiel in den „Todtenkränzen" von Zedlitz, einem sonst recht schönen Werke, geschehen ist, in deutschen Originalgedichten anzuwenden; in diesem Falle müßte man die Strophen jedenfalls so umwandeln, daß die Reime einander näher ständen.

Wie an die Jugendschicksale des Camoëns, so ward ich in Coimbra auch an die tragische Geschichte der Ines de Castro erinnert, welche einen der schönsten Bestandteile seines Gedichtes

bildet. Der Infant Dom Pedro hatte die schöne Hofdame Ines schon während Lebzeiten seiner Gemahlin leidenschaftlich geliebt, und als letztere gestorben, sich heimlich mit ihr vermählt. Im Kloster der heiligen Clara zu Coimbra verbrachte er einige glückliche Jahre mit ihr, und sie schenkte ihm mehrere Kinder. Aber Feinde und Neider wollten ihn sein Glück nicht lange genießen lassen. Sein Vater, König Alfonso, ward von bösen Ratgebern aufgestachelt, daß er von ihm heischte, eine andere Ehe einzugehen. Als der Infant Pedro sich dessen weigerte, beschloß Alfonso, Ines tödten zu lassen, ward jedoch von den Bitten der schönen Unglücklichen gerührt, so daß er wieder von dem Entschluß abstand. Zuletzt indes gewannen die Feinde der Ines wieder die Oberhand und ermordeten sie infolge eines zu dem Zwecke erlangten königlichen Befehles. Eine Empörung des Sohnes gegen den Vater war die Folge davon. Als der letztere zwei Jahre nachher gestorben, suchte Pedro, nun König geworden, zunächst seine Rachbegier zu stillen. Er wußte die Auslieferung der Mörder von Peter dem Grausamen von Castilien, zu dem sie geflohen waren, zu erlangen und ließ sie, nach Sitte der Zeit, grausam hinrichten. Hierauf berief er die Großen und ersten Würdenträger des Reiches nach Castanheda und erklärte in feierlicher Versammlung, daß Ines de Castro seine rechtmäßige Gemahlin gewesen und mit Einwilligung des Papstes zu Braganza von dem Erzbischof von Guarda ihm angetraut worden sei. Die Gebeine der Todten wurden aus dem Sarge geholt, in prachtvolle Gewänder gehüllt und, während der Schädel mit einer Krone geschmückt ward, auf einen Thron erhöht. Alle Großen und Würdenträger nahten sich der Leiche und huldigten ihr als ihrer wahren Königin. Ein Mausoleum der Kirche zu Alcobaza empfing alsdann die Reste der Ines de Castro, und einige Jahre nachher wurde ihr treuer Dom Pedro eben dort beigesetzt. Die zwei Statuen auf den Sarkophagen sind

von wunderbarer Schönheit, und die tiefste Empfindung hat dem Künstler, der sie geschaffen, die Hand geführt. Die Häupter der beiden Liebenden befinden sich dicht bei einander, damit, wie der Chronist sagt, ihre Blicke am Tage der Auferstehung sogleich einander begegnen. Ihr Schlaf ist jedoch so tief, daß man glaubt, sie werden nie mehr erwachen; und was können sie nach den Stürmen des Lebens mehr wünschen, als so auf immer neben einander zu schlummern? Bisweilen, wenn der bleiche Schein der Frühe durch das Gitter bricht, mögen sie glauben, das sei das Morgenrot der ewigen Liebe, dessen Strahl zu ihnen herabzittere; oder wenn bei Nacht vom Muttergottesbilde her der Schimmer des Altarlämpchens zu ihnen herüberflimmert, erheben sie sich halb von ihrem steinernen Pfühl, hören, wie ihre Gebeine ineinander zerfallen, pressen Lippe fest an Lippe und sinken dann wieder in den seligen Schlummer zurück.

Wie dieses Grabmal in Alcobaza, so habe ich in Coimbra jenseits der über den Mondego führenden Brücke die sogenannte „Villa der Thränen" besucht, in deren Garten die schöne Ines ermordet wurde. Zwischen uralten Zedern fließt dort ein klarer Bach, an welchem die Greuelthat vollbracht worden sein soll. Man zeigte mir auf dem Grunde des Wassers einen hellen Marmorquader, auf welcher deutlich ein roter Flecken zu erkennen war. Nach der Meinung von Coimbra's Bewohnern rührt dieser von dem Blute der Ines her; vermutlich aber ist er, wenn nicht absichtlich angebracht und von Zeit zu Zeit neu aufgefrischt, ein in dem Stein befindliches Eisenoxyd.

Die Geschichte der Ines de Castro ist in ganz Portugal populär und von früh an diejenige gewesen, welche die tragische Muse dieses Landes sich vorzugsweise zur Bearbeitung erwählt hat. Keines der verschiedenen portugiesischen Trauerspiele, welche den Stoff behandeln, scheint jedoch dem Drama des Spaniers Luis Velez de Guevara, „Nach dem Tode herrschen",

den Preis abgewonnen zu haben. Der Stoff hat große Aehnlichkeit mit dem von Agnes Bernauer, ſcheint mir aber glücklicher zu ſein; denn während bei dem letztern die ſchließliche Verſöhnung des Herzogs Albrecht mit dem Vater immer etwas Unbefriedigendes haben muß, läßt ſich einer Ineſtragödie durch die Krönung der ermordeten Gattin Dom Pedro's ein ſchöner Schluß geben.

Von Alcobaza begab ich mich nach der Kirche von Batalha, dem großartigſten Dome germaniſchen Stils, welchen Portugal aufzuweiſen hat. Nur wenige Bauwerke laſſen ſich an Erhabenheit mit dieſem vergleichen. Ein feierliches Halbdunkel wallt durch die hohen Bogenfenſter herein und gleitet längs der Schiffe und Säulenreihen zu den Grabdenkmalen nieder, in welche ſich die Fürſten und Krieger ſo vieler Jahrhunderte gebettet haben. Unter allen dieſen Monumenten betrachtete ich eines mit der größten Bewegung; es war das des Dom Fernando, genannt der ſtandhafte Prinz. Ein Bruder des berühmten Infanten Heinrich des Seefahrers, welcher Portugal zuerſt auf die Spur der großen Länderentdeckungen leitete, war auch Fernando von Jugend auf von hohem Streben erfüllt. Allein nicht ſowohl das Trachten, die Macht der portugieſiſchen Krone zu erhöhen, wie der Wunſch, das Reich des chriſtlichen Glaubens auszubreiten, leuchtete ihm vor. Schon mehrmals hatte er Kriegsunternehmungen nach der marokkaniſchen Küſte gerichtet und mit Glück durchgeführt, und die Portugieſen beſaßen infolge derſelben die Feſtung Ceuta als Stützpunkt für weitere Expeditionen. Nun beſchloß Fernando einen größern Kriegszug, von welchem er ſich die Unterwerfung eines bedeutenden Teils der Berberei verſprach. Aber diesmal wandte ſich das Glück gegen ihn; ein gewaltiges, von Marokko herangerücktes muhammedaniſches Heer umzingelte ſeine verhältnismäßig nur kleine Schar. Er fiel in die Hände der Sieger und wurde in die Gefangenſchaft nach Fez

fortgeſchleppt. Hier behandelte der Sultan ihn anfänglich mit Milde, indem er glaubte, die höchſten Forderungen für ſeine Auslöſung ſtellen zu können. In Portugal war man, da der König ſeinen Bruder aufs zärtlichſte liebte, zu Gewährung von Allem bereit; nur zur Herausgabe der Feſtung Ceuta, welche verlangt wurde, konnte man ſich noch nicht entſchließen. Der Infant ſelbſt war am entſchiedenſten gegen die Auslieferung dieſes Bollwerks der chriſtlichen Herrſchaft in Afrika und erklärte, eher jedes Leiden über ſich ergehen laſſen zu wollen. Nun wurde ihm die härteſte Sklavenarbeit aufgebürdet, während er Nachts in tiefem unterirdiſchem Kerker ſchmachten mußte. Der König von Portugal entſchloß ſich zuletzt, um den Bruder zu retten, zum Aeußerſten. Es wurde in Uebereinſtimmung mit den Ständen des Reiches eine Urkunde entworfen, laut welcher gegen die Befreiung des Infanten die Feſtung Ceuta wieder in den Beſitz der Muhammedaner gelangen ſollte. Als die Geſandtſchaft, welche dem Dom Fernando dieſes Schriftſtück und damit ſeine Erlöſung bringen ſollte, in Fez anlangte, waren die Kräfte des letzteren durch die erduldeten Martern ſchon tief gebeugt, und er wankte nur noch wie ein Schattenbild dahin. Allein obgleich er noch grauſamere Behandlung und ein nahes, furchtbares Ende vorausſehen mußte, verweigerte er aufs entſchiedenſte, um ſolchen Preis befreit zu werden, und zerriß eigenhändig die Urkunde, in welcher ſein Leben und ſeine Rettung verbrieft war. Bald darauf erlag er den nun über ihn verdoppelt gehäuften Mißhandlungen. — Gewiß wird die That dieſes portugieſiſchen Prinzen für immer als eine der größten daſtehen, welche die Geſchichte verzeichnet hat; die echte Glorie des Helden und Märtyrers ſchmückt ſeine Stirne. Denn nicht in thörichter Geringſchätzung des Lebens für ein erträumtes Himmelreich iſt er in den Tod gegangen, ſondern für das höchſte Gut, das Vaterland, und indem er nach eigener, freier Wahl ſeine Rettung, die er ſchon in Händen

hielt, zurückwies und ſchmachvollen Tod duldete, damit nur die teure Kreuzesfahne nicht von den Mauern von Ceuta herabgenommen würde, vollbrachte er Größeres als mancher Feldherr in hundert Schlachten. Aus dem düſteren unterirdiſchen Sklavenkerker, in welchem er, aller Welt verborgen, geendet, iſt ſo ſein Ruhm glanzvoll, rieſengroß emporgeſtiegen und überſtrahlt den aller anderen Königsſöhne der Halbinſel. Den Heiligenſchein ums Haupt, die wallende Fahne in der Rechten, hat man ihn oft den Heeren der Portugieſen voranſchreiten und ſie zum Siege führen geſehen.

Nach meinen verſchiedenen Streifzügen durch das Land bietet mir jetzt Cintra den willkommenſten Ruheort. Nur wenige Gegenden vereinigen in gleich hohem Grade Großartigkeit mit Anmut, wie dies portugieſiſche Tivoli. Mächtige Bergabhänge, mit Korkeichen und Südfruchthainen überdeckt, tief hinabſtürzende Bergſchluchten, welche die Lorbeerroſe mit einem funkelnden Gürtel umſäumt und aus denen der Duft des Thymian und der wilden Myrte emporſtäubt, dann oben Felſenzacken, in phantaſtiſchen Formen zum Himmel emporgetürmt, ihr Scheitel von halbzerfallenen mauriſchen Caſtellen gekrönt und, überallhin aus dem üppiggrünen Pflanzenwuchs hervorleuchtend, weiße Villen — das iſt ein Landſchaftsbild von einziger Schönheit. Nur ein kleiner Spaziergang führt dann von hier nach dem Dorfe Collares, wo ſich das Meer in ſeiner ganzen Herrlichkeit aufthut. So vereinigt dieſe Gegend die Reize von Tivoli und Sorrent. Wenn ihr die Fülle rauſchender Waſſerſtürze abgeht, welche das alte Tibur beleben, ſo gibt ihr dafür die ungleich größere Majeſtät der ſie umgebenden Gebirgsformen und dann die Verbindung von Schönheiten der Binnenland- und Küſtenſcenerie reichlichen Erſatz. In jeder Frühe bietet mir eine Wanderung von wenigen Stunden die Genüſſe beider. Kaum daß der erſte blaſſe Schein am Horizont das Herannahen des Tages

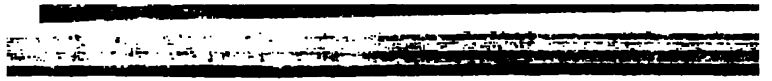
verkündet, klimme ich die steilen Klippenwege empor, die zu dem Schlosse Penha führen, und sehe nun nach und nach die über mir gleich Adlernestern auf den höchsten Bergspitzen schwebenden alten Gemäuer im roten Morgenstrahl aufleuchten, während das Licht sich allmälich zu den Hängen, Abgründen und Thälern hinabsenkt. Dann gönne ich mir einige Rast auf der Höhe des Felsens. Das Schloß, von dem gegenwärtigen König ausgebaut, muß einen wonnigen Sommersitz darbieten. Die Renovation ist geschmackvoll; doch hätte dabei der arabische Stil strenge festgehalten werden sollen. Seltsam erscheint es, wie alle Erinnerungen an die Herrschaft der Muhammedaner in Portugal in Vergessenheit zurückgesunken sind. Auch das Schloß in Cintra war ehemals ein maurischer Palast; aber von den Herrschern, welche ihn bewohnt, weiß man kaum den Namen, geschweige denn Näheres über ihre Regierung. Wie viel ich auch bei den arabischen Schriftstellern, die mir zugänglich waren, darüber nachgeforscht, so habe ich doch nichts aufzufinden vermocht. Ganze Dynastien mit den Völkern, die sie beherrscht, sind schon jetzt, kaum fünfhundert Jahre nachdem sie geblüht, so gänzlich im Gedächtnis der Menschen ausgelöscht, als wären sie nie gewesen. — Von Penha führt mich mein Gang dann wieder auf schroffen Wegen abwärts, oft durch Bergpartien, wo man in die Alpen versetzt zu sein glauben kann. Dann geht es dem Meer entgegen, und nachdem mich noch eben Gebirgswildnis umfangen, schweift mir der Blick vom hohen Klippengestade auf die schäumende Flut hinaus, während von unten her aus den Grotten und Höhlen der Chorgesang der Wogen zu meinem Ohre emporhallt. An einem steilen, fast senkrecht in das Meer hinabstürzenden Felsen vollführen hier junge Leute jedesmal, so oft sich ein Fremder zeigt, für ein paar Kupfermünzen das halsbrechende Wagstück, an dem Gestein in die Tiefe hinabzuklettern, und es hilft nichts, dagegen zu protestiren.

Wenn ich bei hochgestiegener Sonne nach Cintra zurückkehre, erwartet mich in dem trefflichen Hotel die wohlbesetzte Frühstückstafel. Cintra dient der gesammten Diplomatie aus Lissabon zum Sommeraufenthalt, und so habe ich hier verschiedene sehr angenehme Bekanntschaften gemacht. Es war mir erfreulich, an mehreren Mitgliedern der englischen, österreichischen und französischen Gesandtschaft zu erfahren, daß doch nicht alle Diplomaten ganz in ihrem meistens so nichtsbedeutenden Beruf und in dem äußerlichen Gesellschaftsleben aufgehen. Die Nachmittagsstunden verbringe ich in den schattigen Lauben und in dem grünen Dickicht, das den Ort zu allen Seiten umgibt, bald lesend, bald schreibend. Oft auch lasse ich vom nahe gelegenen Ufer des Oceans, das wie eine weit vorgeschobene Warte in das Abendmeer hinausspringt, die Blicke von Welle zu Welle hingleiten, bis ich fern am äußersten Horizont den Jenseitsstrand vor mir auftauchen zu sehen glaube, himmelhohe Berge, als wären die Alpen auf die Pyrenäen getürmt, ihre Gipfel von einem Strahlenglanz umflossen, der von dem Morgenrot künftiger Jahrhunderte auszuströmen scheint. Von neuem erwacht in mir die Sehnsucht, die Fahrt auszuführen, die im vergangenen Jahre scheiterte, und jene Gegenden Amerika's zu besuchen, wo sich die tropische Natur am großartigsten offenbart, zunächst Brasilien mit seinen Riesenflüssen, dann die Hochgebirge und Thäler der Cordilleren. Aber auch diesmal kann ich mich nicht von den Bleigewichten freimachen, die mich in der alten Welt zurückhalten.

Ende des zweiten Bandes.

Ein halbes Jahrhundert.

Dritter Band.



Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Dritter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.

Zweites Buch. (Fortsetzung.) Seite

27. **Venedig**, im April 1856 1
28. **Florenz**, Oktober 1856 15
29. **Rom**, im Dezember 1856 26
30. — im Oktober 1857 37
31. **St. Sauveur in den Pyrenäen**, im September 1858 . . . 48
32. **Avignon**, im Oktober 1858 62
33. **Florenz**, Oktober 1858 68
34. — im Herbst 1860 79
35. **Madrid**, im Januar 1861 88
36. **Aranjuez**, im Februar 1861 96
37. **Cordova**, im März 1861 106
38. **Siena**, im September 1864 122
39. **Pieve di Cadore**, im August 1867 133
40. **Madrid**, im März 1868 141
41. — im März 1868 153
42. **Sevilla**, im April 1868 164
43. **Gibraltar**, Ende April 1868 176
44. **Damaskus**, im Februar 1870 186
45. **Konstantinopel**, März 1870 205
46. **Smyrna**, Ende März 1870 215
47. **Athen**, 16. April 1870 224
48. — den 25. April 1870 233
49. **Neapel**, im Januar 1871 241
50. — im Februar 1871 250
51. **Auf dem Nil**, im Januar 1872 258
52. **Interlaken**, im September 1873 273
53. **München**, im September 1875 287

Seite

54. **Eiſenach**, im Juni 1877 299
55. **Nizza**, im Januar 1878 303
56. **Parma**, im Oktober 1879 319
57. **Neapel**, im März 1880 329
58. **Girgenti**, den 4. Januar 1882 347
59. **Palermo**, im Frühjahr 1882 355
60. **Brüſewitz**, im Juli 1882 370
61. **Venedig**, im Dezember 1883 383

27.

Venedig, im April 1856.

Wie oft ich auch in Venedig, das mir faſt zur zweiten Heimat ward, geweilt, nie habe ich es doch ſo ſchön gefunden, wie eben jetzt. Der Frühling iſt mit Macht und in ungewöhnlicher Herrlichkeit angebrochen. Ein goldiger Glanz erfüllt die Lüfte; durch den Duft der Ferne ſchauen die Gipfel der zackigen Euganeen herüber, und die Alpen des Friaul mit Tizian's Lieblingsberg, dem Antilao, bilden in ihrem noch weit herabwallenden Schneegewand, gekrönt von den in Silberlicht ſtrahlenden und blitzenden Gletſcherdiademen, den prächtigſten Hintergrund für die alte Meeresſtadt. In den hängenden Gärten und Terraſſen über den Lagunen blühen tauſend buntfarbige Blumen und verſtrömen berauſchende Düfte über die Straßen und die unten hingleitenden Wellen. Auch auf dem Meeresgrund, da wo der Blick durch die kriſtallene Flut in die Tiefe dringen kann, ſieht man es ſproſſen und grünen, als ob ein Lenzhauch den Weg bis dort hinab fände, und losgeriſſene Waſſerblumen wiegen ſich auf den Wogen und ſchlingen ſich um die durch den Canal Grande hinziehenden Gondeln. Zugleich ſcheint die Stadt, wie von einem Lebenshauch geweckt, aus ihrem Verfall aufzuſtehen und im alten Glanze zu erblühen. Die magiſche Gewalt des Lichts, das Himmel und Meer zugleich um ſie ergießen, iſt ſo groß, daß ſie ihre hinſterbende Herrlichkeit wieder mit einem Schein der Jugend umkleidet. Ja ich möchte ſagen, das in voller Glorie daſtehende Venedig des ſechzehnten Jahrhunderts könne nicht

ſo ſchön geweſen ſein, wie das untergehende, das ich heute erblicke. Ergreift uns doch das Grün und alle blühende Pracht des Frühlings minder als eine Herbſtlandſchaft mit ihren welkenden und ſich entfärbenden, rot, gelb und grau zu Boden ſtäubenden Blättern. Wie man das Antlitz eines geliebten Weibes in der letzten Stunde ſchöner findet, als da es noch in Fülle der Geſundheit ſtrahlte, ſo ſammelt dieſe Stadt im Untergehen alle ihre Züge zu einem Ausdruck einziger und hinreißender Schönheit. Wenn Venedig, wie das in nicht zu ferner Zukunft unausbleiblich zu ſein ſcheint, ins Meer, dem es entſtiegen, zurückgeſunken ſein wird, ſo wird die Erde ihr köſtlichſtes Kleinod verloren haben.

Die Venetianer freuen ſich ihres Lenzes; alle Plätze, beſonders aber der des Marcus, die Piazzetta und Riva der Schiavonen, ſind mit frohen Gruppen erfüllt. Vom Feſtland, dem Lido und den Inſeln führen die Landleute in ihren Booten Veilchen, Narziſſen und Hyazinthen in Ueberfluß herbei. An allen Straßenecken und auf allen Brücken werden ſie uns angeboten, und die ſchönſte der Früchte, die Walderdbeere, in großen Körben zum Verkauf ausgeſtellt, erquickt Auge und Sinne. Knaben aus dem Gebirge, die ſie herbeigebracht, laſſen ihre ſiebenröhrige Flöte erſchallen, wie in den Thälern von Belluno und Cadore; und auf der Riva, wie in den öffentlichen Gärten drängen ſich frohe Scharen um den Charlatan und den Märchenerzähler.

Aber wie das heitere Leben, das in Venedig inmitten ſeines Ruins und in den Hallen ſeiner zerfallenden Paläſte nie aufgehört hat, ſich während dieſer Frühlingstage zu einem wahren Taumel der Luſt ſteigert, ſo bricht nach Untergang der Sonne auch das Weh der alten Dogenſtadt mit verdoppelter Macht hervor. Wenn ſich Dunkel auf die Lagunen legt oder die blaſſe Mondesſichel ihren Schein über ſie ergießt, hört man den Geſang der Gondoliere wie Todtenklage über

die Kanäle hintönen. Die Gondeln erſcheinen gleich ſchwarz beſchlagenen Särgen, deren jeder eine Wonne der alten Zeit zu Grabe trägt. Man hört das Bröckeln des Gemäuers in den Paläſten und ſieht hier und da einen Stein von den Fenſterbogen, den Arkaden in den Kanal hinabſinken, wo ſein Fall Kreiſe auf Kreiſe in den Wellen ſchlägt. Auch dieſe Nächte, in denen ich mich von der Piazzetta zum Rialto, vom Rialto nach Canareggio rudern laſſe, ſind mit aller Seligkeit des Frühlings geſättigt. Allein wie der milde Hauch des April die Eisdecke der Bäche löſt, daß ſie befreit von Klippe zu Klippe ſtürzen, ſo bricht in der warmen Lenzluft auch aller erſtarrte Jammer Venedigs entfeſſelt hervor und ſchluchzt von Kanal zu Kanal hin. Es iſt dies kein bloßes Bild; ich glaube wirklich, während ich rückgelehnt in der Gondel lag, ſolche Klagelaute vernommen zu haben, die weithin an den Eichenpfählen, an den Brückenbogen widerhallten, bis ſie leiſer, immer leiſer hinter San Giorgio Maggiore verklangen. Der Schmerzenslaut war ſo tief, ſo markerſchütternd, daß er noch lange in meinem Herzen nachbebte und erſt die volle Luſt des Tages ihn wieder übertönte.

Die Bewohner Venedigs geben ſich der Hoffnung hin, ihre Stadt durch die neu eröffneten Handelsverbindungen mit Indien nochmals aufblühen zu ſehen. Obgleich mir der Glaube hieran fehlt, wünſche ich von Herzen, daß dies der Fall ſein möge. Der Untergang der Dogenſtadt indes, welche uns heute noch entzückt, ſcheint mir doch in nicht ferner Zukunft ſicher bevorzuſtehen. Schon ſind die Geſänge des Taſſo auf den Lippen der Gondoliere verſchollen, ſchon iſt die Vermählungsfeier des Dogen mit der Adria eine Sage geworden, ſchon weben die Spinnen ihr Netz in den Prachtfenſtern mancher Paläſte; aber doch iſt Venedig noch im weſentlichen das alte mit ſeinen wellendurchſtrömten Gaſſen, noch wallt und rauſcht das Meer, dieſes Lebenselement der Stadt, die

es geboren, durch alle Adern derselben hin; jedoch unser Geschlecht wird es bequemer finden, überallhin zu Fuße gehen zu können. Man wird nach und nach die Kanäle mit Erde ausfüllen, wie leider an einigen Punkten schon damit der Anfang gemacht worden ist; man wird breite Straßen und rechtwinkelige Plätze besitzen wollen, wie Paris und Berlin; man wird die Façaden der Paläste, die eine Renovation erfordern, im Kasernenstil wiederherstellen; mit den Kanälen werden auch die Brücken und die über den Wassern rauschenden Cypressen verschwinden, und Venedig wird, wenn auch einige seiner Hauptgebäude sich durch Jahrhunderte erhalten mögen, eine Alltagsstadt gleich jeder andern werden. Schon dadurch, daß die Eisenbahn die Lagunen mit dem Festlande verbindet, ist die Ankunft hier ihres früheren Zaubers entkleidet worden, als die alte Meerbeherrscherin mit ihren Kuppeln, Zinnen und Türmen unmittelbar aus dem Ozean vor uns aufzutauchen schien. Wer dies noch selbst erlebt hat, mag ermessen, wie viele Reize durch die weitere Verbreitung solcher Segnungen der Neuzeit zu Grunde gehen werden.

Was sind alle Wunder der alten Welt, die hängenden Gärten der Semiramis, der Sonnenkoloß von Rhodus, Ephesus mit seinem Dianentempel und das Mausoleum von Halikarnaß neben diesem Venedig! Flüchtlinge aus Aquileja und anderen Küstenorten suchen vor dem Einbruche der wilden Hunnen Schutz in den Untiefen einer Bucht der Adria und erbauen dort ein Pfahldorf, ganz ähnlich jenen, auf welchen nach Strabo die Barbaren in den Morästen und Gewässern Scythiens hausten. Gewiß war diese Ansiedelung ursprünglich kaum verschieden von jenen Pfahlbauten, die man neuerdings in den Seen der Schweiz, des bayerischen Gebirges und Mecklenburgs entdeckt hat, und auf welchen die Ureinwohner sich durch die Wellen gegen die Angriffe von Feinden und wilden Tieren zu sichern suchten. Aber dieses Pfahldorf, in einem

bisher unbeachteten, von der früheren Geschichte kaum je erwähnten Winkel der Erde gelegen, wuchs und wuchs und blühte auf zur herrlichsten der Städte, die alle bisher dagewesenen — das hundertthorige Theben, Babylon, Ninive und die Weltherrscherin Rom zwar nicht durch das Kolossale ihrer Massen, aber durch ihre Schönheit überstrahlte.

Wenn man die Bedeutung einer Stadt nicht nach den rohen Steinklumpen mißt, die dort zu Gebäuden aufgetürmt sind, sondern nach der Macht des Geistes, die sie geschaffen und sich weiter in ihr entfaltet hat, sich auch in ihrer ganzen Erscheinung spiegelt, so kann unter den Städten der neueren Jahrhunderte höchstens Florenz sich mit Venedig messen. Unter denen des Altertums hat es wohl Athen gekonnt. Aber Venedig hat das Traumhafte, Wunderbare vor beiden voraus; es scheint keine Stadt von dieser Erde zu sein, sondern ein phantastisches Luftgebilde, wie die Strahlen der sinkenden Sonne es auf den wallenden Wolken des Abends hervorzaubern. Dieses Märchenhafte empfindet man noch jetzt auf Schritt und Tritt, wenn man die Kirchen mit ihren bleigedeckten Kuppeln und Campanilen, wenn man den Dogenpalast — mehr das Serail eines Sultans, als das Schloß eines abendländischen Herrschers — und die Säule mit dem geflügelten Löwen des Sanct Marcus aus der Flut aufsteigen sieht. Der Gedanke, wie alle solche Pracht dem Schlamme der Lagunen abgerungen ist, erhöht unsere Bewunderung und erfüllt uns mit Staunen über den Genius, der solche Werke zu schaffen vermochte. Die Ansiedler der Lagunen scheinen, indessen sie in den ersten Jahrhunderten in weltentlegener Einsamkeit auf ihren in die Wogen gerammten Eichenstämmen lebten, aus dem mütterlichen Meer eine Thatkraft, einen Patriotismus und einen Freiheitssinn gesogen zu haben, wie er seit den hellenischen Republiken von der Erde verschwunden war. Während das ganze Abendland noch in furchtbaren

Bewegungen stürmte, während seine Könige sich in rastlosen Kämpfen bekriegten und barbarische Völker aus den mitternächtlichen Ländern hervorgebrochen, raubend und verheerend den ganzen Weltteil überfluteten, schlossen sich diese Pfahlbaubewohner zum Schutz ihrer Unabhängigkeit zusammen, wußten jeden Angriff von sich fern zu halten und trugen bald die Fahne ihres Heiligen weit und weiter in die Meere des Ostens hinaus. Und wie sie wiederkehrten, brachten sie den Farbenschimmer und Duft des Palmenlandes mit zurück in ihre Heimat und ließen inmitten ihrer Lehmhütten einen Tempel aufsteigen, der mit seinen fünf Kuppeln und dem schimmernden Mosaikschmucke seiner Chornische die Adlerkuppel und den Mihrab der Omajjadenmoschee von Damaskus übertraf. Die Halle dieses Tempels aber füllten sie mit den Marmorgebilden von Heiligen und Engeln, und der Schutzpatron von Venedig, in der Hand das Evangelienbuch, blickte aus der Wölbung hernieder auf die Betenden. Und die gepanzerten Heerführer, die das Banner der Republik an fernen Küsten aufgepflanzt, bauten sich in dem Dom ihre Mausoleen, daß sie darin ausruhten von ihren Siegen, während bei den Klängen der Orgel die Fahnen mit dem Flügellöwenbilde über ihren Häuptern rauschten. Vor der Kirche dann erstand über dem Schutt der niedergerissenen Hütten ein weiter Platz mit Arkaden, so prächtig, wie im Abend- oder Morgenlande keiner zu finden ist. In der Mitte erhob sich ein hochragender Glockenturm und zur Seite jenes Wunder der Architektur, in dem sich der byzantinische, germanische und orientalische Stil in höchster Harmonie verschmelzen: der Dogenpalast mit den Spitzbogen und Rosetten seiner Säulengänge, seinen lichtschimmernden Statuen, den in den Stein gestickten Zieraten seiner Wände und den schlanken Zinnen, Türmen und Fähnlein, die sein Dach krönen. Um aber das Bild des ihnen teuer gewordenen Orients zu vollenden, legten sie im Hofe dieses Schlosses eine Zisterne an, inmitten

der Meeresfluten, einen Wasserbehälter, gleich jenen, an denen die Wüstenreisenden Nachts unter den Palmen ruhen. Auch die Tauben, die heiligen Vögel der Moslimen, welche dem Propheten die Suren des Koran aus dem Paradiese herabgetragen, durften nicht fehlen. Die Chronisten erzählen einen anderen Anlaß, wegen dessen diese Vögel in der Lagunenstadt, welcher sie einen wichtigen Dienst geleistet, auf öffentliche Kosten unterhalten würden. Sicherlich jedoch ist eine Erinnerung an das Morgenland, wo sie auf gleiche Weise bei allen Moscheen gepflegt werden, die erste Ursache davon gewesen. In unzählbaren Scharen nisten die Tauben, die hier unter dem Schutz des heiligen Marcus, wie dort unter dem des Muhammed stehen, auf den Dächern und Kuppeln der Kirche und beleben während des ganzen Tages nun schon seit einem Jahrtausend den unvergleichlichen Platz und seine Umgebungen, bald im Kreise um den Glockenturm schwebend, bald sich auf die marmornen Statuen vor der Kirche und dem Palast niedersenkend.

Nachdem einmal dieser glorreiche Mittelpunkt gewonnen war, konnte auch die übrige Stadt nicht zurückbleiben. Auf allen Inseln, oder wo nur durch Kunst den Untiefen und Morästen sicherer Boden abgewonnen war, entstand ein Wetteifer, nicht hinter dem Marcusplatze zurück zu bleiben. Kirchen über Kirchen erhoben sich mit Prachtfaçaden und königlichen Grabmälern der Helden und Nobili, die sich mit Recht ihres Adels rühmen durften, da Keiner in das goldene Buch eingetragen werden konnte, dessen Familie nicht einen um das Vaterland verdienten Mann aufzuweisen hatte. Von Ufer zu Ufer schwangen sich leichte Brücken; die früheren Hütten verwandelten sich in Paläste, die sich in langen Reihen längs der Kanäle hinzogen und den Schmuck ihrer Arkadenfenster und Bogen in den vorüberflutenden Wellen spiegelten. Achtung- und ehrfurchtgebietend stand schon der Freistaat da, und die Monarchen Europas zitterten, wenn sie seinen Namen hörten.

Da erhob der gewaltige Heinrich Dandolo ihn zum höchsten Gipfel des Ruhms, indem er das Kaisertum Byzanz in den Staub warf und das Banner des geflügelten Löwen über drei gestürzten Königreichen aufpflanzte. Seitdem flattern die Fahnen von Candia, Cypern und Morea auf dem Marcusplatz, hoch von dem Altan der Kirche aber schauen die ehernen Rosse des Lysippus, die ein Jahrtausend lang den Hippodrom von Byzanz geschmückt, auf die unten wogende Menge hinab.

Konnte schon im Mittelalter Venedig die Stadt der Städte genannt werden, so begann doch eine neue und womöglich noch höhere Aera des Glanzes für dasselbe mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Denn wie früher mit dem Strahlendiadem des Orients, so begann es sich jetzt mit dem Wissen und der Kunst des wiedererwachenden Altertums zu zieren. Kaum irgendwo ist das Feuer des Humanismus, dessen Flamme nun die Welt erhellen sollte, eifriger geschürt worden, als hier. Aus den Pressen der Familie Aldus und anderer Buchdrucker gingen Ausgaben der griechischen Dichter und Philosophen in alle Länder, und Sprößlinge der edelsten Häuser, Krieger, die noch eben das Schlachtschwert geführt, drängten sich zu den Hörsälen der vertriebenen Byzantiner, um sich die Sprache und Weisheit der Hellenen anzueignen. In den reizenden Gärten von Murano und an den Fondamenta Nuove, wo die eisgekrönten Gipfel der Alpen über das Meer herein schauen, sammelten sich edle Frauen und Ritter unter Lorbeeren und Cypressen, um Homer und Plato zu lesen. Es ist wahr, für Poesie und Literatur hat Venedig nicht so viel geleistet wie Florenz; aber an Männern, die begeistert für edle Menschenbildung wirkten und den größten Einfluß auf die Kultur der Welt geübt haben, war es überreich, und nirgends vielleicht wurden die neu gewonnenen Schätze so unmittelbar in das Leben hinübergeführt, wie hier. Die Paläste und Plätze schmückten sich mit Säulen

und Statuen der Griechen und in den Sälen und Hallen der Nobili hielt man Gastmahle gleich dem Sympoſion des Plato, wo die ſchönſte Geſelligkeit durch die Expoſition der Lehren alter Philoſophie oder die Recitation helleniſcher Dichtwerke geadelt wurde. Zu dem Schall der kriſtallenen Becher von Murano ertönte bei dieſen Feſten die lydiſche Flöte, und Korallengewinde, dem Meere bei Chioggia und Torcello abgerungen, ſchlangen ſich in die goldglänzenden Locken der Schönen, welche zum Klang der antiken Leyer ſangen, während junge Ritter, zu ihren Füßen ſitzend, ihnen andachtsvoll, als ſeien die Muſen vom Olymp herabgeſtiegen, das Ohr liehen. Noch ſchöner war es, wenn ſolche Geſellſchaften von Gelehrten, Dichtern, Künſtlern und edlen Frauen Nachts in Gondeln, die von bunten Lampen erhellt waren, durch den Canal Grande hinglitten, Geſang und Becherklang aus den erleuchteten Fenſtern der Paläſte ihr Saitenſpiel begleitete und von den Altanen und dem Rialto herab Blumen auf ſie niederregneten. — Im Licht der neu aufgehenden Sonne des Altertums erblühte die bildende Kunſt zu bisher ungeahntem Flor, und wie Berghäupter im Morgenglanz leuchtete ihr die Stirn des greiſen Gian Bellin entgegen. Schon mehr als ein halbes Jahrhundert hatte er mit ſeinem Ruhm erfüllt; aber erſt nun ſeit ſeinem achtzigſten Jahre erhob er ſich zu einer Höhe, die ihn den größten Künſtlern aller Zeiten gleichſtellt. In ſeinem Altarbild zu S. Zaccaria vereinigt ſich tiefe Glut der Empfindung mit Großartigkeit der Formgebung und unſäglichem Zauber des Kolorits in einer Weiſe, die kaum wieder erreicht, gewiß nie übertroffen worden iſt. Doch mit ihm rangen ſchon andere, jüngere Maler um die Palme und ſetzten, als er faſt hundertjährig ſein Haupt zur Ruhe gelegt, das Werk fort. Vor Allen zuerſt der unvergleichliche Giorgione — ein Genius von ebenſo großer Zartheit wie Kraft, deſſen Bilder, unmittelbar aus der Seele und Phantaſie des Künſtlers

auf die Leinwand hingeſtrömt, durch die Macht des Gefühls und den Schönheitszauber, der in ihnen waltet, Seele und Sinne des Beſchauers beſtricken. Sodann Tizian, einzig daſtehend durch die überſchwängliche Fülle der von ihm geſchaffenen Werke, ebenſo wie durch ihre Vortrefflichkeit, welcher, ſeit er als Knabe aus ſeinem heimiſchen Alpenthal in die Stadt der Adria gekommen war, während eines langen, bis auf neunundneunzig Jahre gebrachten Lebens alle Kirchen Venedigs mit ſeinen Gemälden erfüllte, dabei noch den Anforderungen faſt aller Fürſten ſeiner Zeit entſprechen konnte und die Sammlungen Karl's V., Franz' I., Heinrich's VIII., der kunſtliebenden Herzöge von Mantua und Ferrara, mit faſt zahlloſen Schöpfungen ſeines Pinſels bereicherte. Indeſſen, mögen wir dieſen Giganten wegen der erſtaunlichen Menge der von ihm hervorgebrachten Meiſterproduktionen auch auf den Gipfel der venetianiſchen Kunſt ſtellen — wir dürfen uns durch den Glanz ſeiner Erſcheinung nicht ſo weit verblenden laſſen, um die hohen Verdienſte vieler Anderen zu verkennen, die Einzelnes gleich Ausgezeichnetes geleiſtet haben. Der durch Hoheit und ſeeliſche Innigkeit faſt einzig daſtehende Palma, der über den höchſten Farbenzauber gebietende Paolo Veroneſe, der ſchon als Jüngling mit den Beſten wetteifernde Sebaſtian, der an Erfindung überreiche Tintoretto — wer kann alle die Sterne erſter Größe nennen, die während des ſechzehnten Jahrhunderts am Kunſthimmel Venedigs glänzten? Damit eine ſolche, noch nicht dageweſene Blüte der Malerei ſich erſchließen konnte, kam dem Erwachen der Talente im günſtigen Moment die opferfreudige Kunſtbegeiſterung faſt aller Schichten der Bevölkerung zu Hilfe. Die Dogen und der Senat erteilten vielfache Aufträge zur Ausführung von Fresken in den öffentlichen Gebäuden. Die Nobili ſchmückten die Säle ihrer Paläſte mit Gemälden und ſuchten den Glanz ihrer Familien zu erhöhen, indem ſie für die Altäre der Kirchen Votivbilder

stifteten. — Wenn in herabgekommenen Zeiten die Meinung obwaltet, Pflege der Kunst und Wissenschaft sei mit der Uebung des Waffenwerkes und der ernsten Bürgerpflichten nicht vereinbar und führe zur Verweichlichung, so kann die Geschichte Venedigs zur Widerlegung solcher Behauptung dienen. Dieselben Patrizier, welche sich mit aller ihrer Kraft der Förderung des Humanismus und der Kunst widmeten, bekleideten die höchsten Aemter und kämpften heldenhaft unter den Fahnen der Republik. Als schönster Lohn ihrer Thaten aber galt es ihnen, wenn der Meißel oder der Pinsel dieselben verewigten. Sie waren hierin glücklicher, als die Staatsmänner oder Krieger anderer Länder; denn hätte es anderswo auch noch einen Dogen wie Pesaro gegeben, wo wäre ein Tizian zu finden gewesen gleich jenem, der den Türkenüberwinder auf dem Altar der Frari verewigte? Wohl hatte Don Juan d'Austria größeren Anteil an der gewaltigen Seeschlacht von Lepanto, als Sebastiono Venier; allein weil kein Paul Veronese seinen Sieg verherrlicht hat, wie den des Letzteren, so ist ihm bei der Nachwelt auch ein minderer Ruhm geblieben. Heldentum und dessen Verherrlichung durch die Kunst gingen bei den Venetianern Hand in Hand, wie bei den Griechen. Nur waren die Letzteren, wie sie überall an der Spitze der Völker stehen, noch größer in dieser Hinsicht, indem bei ihnen ebenso die Leyer des Pindar wie der Meißel des Phidias und der Pinsel des Polygnot die Großthaten der Kämpfer verherrlichten. Aber war der Lagunenstadt die klangreiche Stimme versagt, die in den pythischen, isthmischen und nemeischen Hymnen ertönte — in der bildenden Kunst hat sie es in der Feier ihrer großen Männer und Helden dem alten Hellas gleich gethan. In den Künstlern Venedigs lebte, ebenso wie in dessen Patriziat, ein wahrhaft heroischer Geist. In Tizian's Schlacht von Cadore, von der nur noch die Skizze erhalten ist, weht ein Kriegsfeuer, daß man glauben möchte, er habe

ſelbſt im Kampfe mitgefochten, um denſelben nachher auf gleich begeiſternde Weiſe in Umriß und Farbe darzuſtellen, wie der alte Salamiskämpfer Aeſchylos den Sieg über die Perſer in ſeiner Tragödie gefeiert hat. Auch in den Bildniſſen ohne Maß und Zahl, die derſelbe Meiſter, die ferner Paolo, Tintoretto und Morone von den großen Venetianern ihrer Zeit gemalt, fühlt man den hohen Bürgerſinn und republikaniſchen Geiſt dieſer Künſtler, ihren Stolz, Mitglieder des gewaltigen Freiſtaats zu ſein, und deſſen Herrlichkeit im Abbild ſeiner edelſten Söhne unſterbliche Dauer zu verleihen. Selbſt Paolo's Venezia iſt bei aller ihrer Lieblichkeit, und obgleich in ihren Prachtgewanden eine Kaiſerin überſtrahlend, doch eine heldenhafte Amazone, bereit, jeden Feind der Republik zu Boden zu ſtrecken. Betrachtet man den Perlen- und Juwelenſchmuck, mit dem dieſe hohe Geſtalt überſchüttet iſt, die Sammetkleider und Goldketten, mit welchen die Dogen, Procuratoren des heiligen Marcus, die Mitglieder des Rates der Zehn und, ebenſo wie die Nobili, auch die einfachen Bürger auf den Bildniſſen prangen und ſicher gleichfalls im Leben erſchienen, ſo möchte man glauben, dieſer Luxus habe vergeſſen machen ſollen, daß Venedig urſprünglich eine Anſiedelung von Pfahlbauern geweſen, daß die Ahnen ihrer ſtolzen Bewohner in niederen Fiſcherhütten gehauſt. Man ſollte auch meinen, in ſolchem Luxus hätten allmälich die Mannestugenden der Malipiero, Dandolo, Zeno erlöſchen müſſen, und es iſt gewiß, daß ein üppiges, ſchwelgeriſches Leben, wie das aus den Briefen des Pietro Aretino hervorgeht, bei den Venetianern des ſechzehnten Jahrhunderts Eingang fand. Allein Vaterlandsgefühl und der Eifer, die Macht und Unabhängigkeit des Staats aufrecht zu erhalten, erloſchen deshalb nicht, und von den Feſtgelagen, von den Gondelfahrten, bei denen ſie im Arme ſchwarzäugiger, goldgelockter Frauen geruht, ſchritten die Ritter, das ſeidene Gewand mit dem ehernen Harniſch vertauſchend, auf das

Schlachtfeld, um das Banner ihres Schutzheiligen gegen das deutsche Kaiserreich wie gegen die Osmanen und den König von Frankreich zum Siege zu führen. Selbst die Frauen, so holdselig sie uns unter ihrem wallenden Haar von der Leinwand anblicken, waren von dem gleichen Heldensinne beseelt. Wie auf dem Bilde der heiligen Barbara in S. Maria Formosa, ein für die Liebe geschaffenes Weib von himmlischer Schönheit, dennoch zugleich in kriegerischer Haltung, zu ihren Füßen gähnende Kanonenschlünde, dasteht, so waren auch die Lavinias, Violantes und Floras bei allem ihrem unsäglichen Liebreiz Heroinen, die zwar nicht in den Krieg zogen, indes ihre Gunst nur dem schenkten, der sich durch Mannesthaten ihrer würdig zeigte. Daß Jahrhunderte hindurch die aufeinander folgenden Geschlechter der Venetianer sich, unbethört von der Sirenenstimme der Wollust, in solcher blühenden Kraft erhielten, verdankten sie vielleicht dem nervenstählenden Hauch, der von den Hochgebirgen Tirols und des Friaul zu ihnen herüber wehte. Aus jenen Bergen und von den frischen Hängen, die sich von deren Fuße zum Küstenlande herabsenken, trugen auch die Maler, großenteils aus den dortigen Gegenden stammend, die entzückenden Landschaften in ihre Bilder hinüber, die sie zu den ersten und größten Künstlern dieses Faches machten. Es ist einer der Hauptreize von Venedig, daß es, obgleich im Meer schwimmend, doch fast den Charakter einer Gebirgsstadt trägt. Wenn man an den Fondamenta Nuove wandelt, wo die Alpenkette sich mit ihren eisgekrönten Bastionen, ihren Gletscherzinnen und Schneeböschungen wie eine ungeheure Mauer längs des Horizontes hinzieht, oder wenn man von den vielen, auf Bogen ruhenden Gartenterrassen über das blauende Meer nach jenen Adlerbergen hinüberblickt, glaubt man sich halb in das Hochland versetzt, und diese Täuschung wird jetzt im Frühling noch vermehrt, wo die vielen in den Gärten sprießenden Kräuter und im Hauch der

Gebirgswinde ſich erſchließenden Blumenknoſpen das Grün und den Duft des Ampezzothales um uns ergießen.

Hier am Nordquai lag Tizian's Palaſt und Garten. Von hier aus ſchweifte ſein Auge über die Inſel Murano nach dem Monte Criſtallo und dem Antilao, den Bergen ſeines heimiſchen Cadore. Er ſcheint während ſeines ganzen Lebens eine zärtliche Anhänglichkeit für ſein vaterländiſches Thal an der deutſchen Grenze bewahrt zu haben. Während Kaiſer Karl und König Franz, der Papſt und die Fürſten Italiens, ſpäter König Philipp von Spanien um ſeine Gunſt buhlten und ihn in ihre Nähe zu ziehen ſuchten, er aber ſeinem teuren Venedig treu blieb, reiſte er alljährlich in ſeinen Geburtsort, wo er als Kind an den Felſenhängen umhergeklettert, auf den grünenden Wieſen geſpielt hatte. Gewiß hat dieſer ihm zur Gewohnheit gewordene Beſuch im Hochthal der Alpen und die Kräftigung, die er ſich dort holte, dazu beigetragen, ſein Leben bis zu ſo hohen Jahren zu verlängern. Er war, wenn auch halb erblindet, doch noch in voller Rüſtigkeit, als ihn in ſeinem neunundneunzigſten Jahre der Tod durch die Peſt ereilte. Von ſeinem Palaſt iſt kaum noch eine Spur aufzufinden, und das Gebäude, das auf der kleinen Piazza di Tiziano durch eine Inſchrift als ſein Wohnhaus angegeben wird, iſt wohl nur über den Trümmern des letzteren errichtet. Glücklicher als dieſes haben ſich die Paläſte vieler der großen Geſchlechter Venedigs bis auf unſere Tage gerettet, und bei einer Wanderung durch die Gaſſen, beſonders aber bei einer Fahrt durch den Canal Grande, werden wir bei dem Anblick dieſer ſtolzen Gebäude in jedem Augenblick an die großen Männer erinnert, die aus ihnen hervorgegangen ſind. Für mich bevölkert ſich, beſonders im Abendlicht, die Stadt mit den Schatten der Foscari, Piſani, Vendramin, Peſaro, Contarini, und mit ihnen miſchen ſich die Geſtalten Solcher, die zwar nie in Wirklichkeit dageweſen ſind, aber

vom Genius mit einem noch unsterblicheren Leben beschenkt wurden. Othello und Shylock haben gleich großen Anspruch auf das Bürgerrecht in Venedig wie Heinrich Dandolo und Sebastian Venier; sie sind mit dieser Stadt unauflöslich verwachsen, und wir können uns letztere ohne sie nicht denken. Ich habe daher auch nichts dagegen, daß diesen Gestalten, die als Embryonen von italienischen Novellisten, dann in ganzer Fülle leibhaftiger Existenz von Shakespeare geschaffen worden, von den Venetianern historische Wirklichkeit zugeschrieben wird, und daß man sogar die Häuser zeigt, in denen sie gewohnt haben sollen.

28.

Florenz, Oktober 1856.

In der Vereinigung von großen Erinnerungen der Vergangenheit und von mächtigen Reizen der Gegenwart, von Schönheiten der Natur und Kunst ist Florenz unvergleichlich. Wie lachend sind die Hügel, die es umgeben, mit den zahllosen weißen, aus ihrem Grün hervorleuchtenden Landhäusern! Welche Blicke von den Höhen von Fiesole, von Bello Sgurado und San Miniato auf das Arnothal und die Stadt mit ihren mittelalterlichen Türmen, hochragenden Kuppeln und Renaissancepaläſten! Ich bin halbe Tage lang auf diesen Höhenzügen umhergestreift, mir bald diesen, bald jenen entzückenden Standpunkt für die Aussicht zu suchen, und wenn ich den letzten, schönsten gefunden, habe ich mich nicht von ihm zu trennen vermocht, bis der im Strahle der untergehenden Sonne sich länger dehnende Schatten des Cypressen- oder Pinienwipfels über mir mich zum Aufbrechen mahnte. Dann die Stadt selbst — wie mannigfaltig und unerschöpflich ist, was sie bietet! Da sind Plätze, die mit ihren umliegenden

Gebäuden von der Größe des republikaniſchen Florenz Zeugnis geben, daneben labyrinthiſche Gaſſen, in denen man noch das Waffengeklirr der Buondelmonti und Uberti, der Weißen und Schwarzen zu vernehmen glaubt; darauf tritt man in lichte Straßen mit Prachtſchlöſſern der mediceiſchen Zeit, aus Rieſenquadern wie für die Ewigkeit gebaut, weiter in eine Kirche, wo über dem Altar ein Madonnenbild Cimabue's von noch ſtrengen byzantiniſchen Umriſſen, doch durch ein freieres Leben und den gefühlstiefen Ausdruck der Geſichtszüge das Erwachen der neueren Malerei verkündigt. Auf anderen Altären ſehen wir dieſe dann hoch und höher aufblühen; wenn die Heiligen auf Giotto's und Taddeo Gaddi's Bildern noch von einer gewiſſen Starrheit gebunden erſcheinen, ſo werfen ſie nach und nach die Befangenheit ab und lächeln auf denen des Filippo Lippi ſchon der wiedererwachenden griechiſchen Kunſt entgegen. Viele dieſer alttoskaniſchen Bilder ſind von unſäglicher Lieblichkeit. Auf einigen derſelben ſpielen die Engelchen ihre Geigen mit ſolcher Inbrunſt, ſie ſind ſo ganz in ihr Spiel verſunken, daß man glaubt, die Töne, die unter ihrem Bogen den Saiten entquellen, aus der Tiefe von vier Jahrhunderten bis zu uns erklingen zu hören. Aber die Kunſt iſt nicht in die Kirchen und Häuſer gebannt; überall tritt ſie uns auf Straßen und Plätzen entgegen. Da ſchmücken reizende buntfarbige Terrakotten der della Robbia die Giebelfelder über den Thorwegen; da ſteht, gewappnet und geharniſcht, in einer Niſche der heilige Michael des Ghiberti; da laden uns eben deſſen eherne Thüren, die man für würdig hielt, die Pforten des Paradieſes zu ſein, zum Eintritt in das Baptiſterium — da prangt eine offene Halle, die Loggia dei Lanzi, mit Marmor- und Erzbildern der herrlichſten Art von Johann von Bologna und Benvenuto Cellini, während nahe dabei Michel Angelo's David ſtolz auf den hehren Platz der Signorie hinabblickt. Auf dieſe Art wird Florenz zu einem Kunſtmuſeum verwandelt, das man

nicht bloß innerhalb der geschlossenen Räume von Galerien zu suchen braucht. Was mir aber diese Stadt besonders teuer macht, das ist nicht nur die Erinnerung an alle die großen Männer, die sie hervorgebracht, sondern der Umstand, daß diese Männer hier noch fortzuleben und fortzuwandeln scheinen. Am Dom kann man auf dem Steine sitzen, von welchem aus Dante dem Fortgang des gewaltigen Baues zugeschaut; vor Santa Maria Novella glauben wir Michel Angelo zu sehen, wie er diese Kirche betrachtet, die er wegen ihrer Schönheit seine Braut nannte. Man zeigt uns die Häuser, wo Machiavelli, Guicciardini, Galilei gewohnt, und wir meinen, sie würden bald durch deren Thüren hervortreten. Es liegt für mich ein erhebendes Gefühl darin, dieselbe Luft einzusaugen, die solche Männer geatmet, über den Ponte Vecchio zu schreiten, über den auch sie ihren Weg genommen. Dieses Gefühl entrückt mich dem Staube und spornt mich zu höherem Streben an. Es fällt mir oft schwer zu denken, daß die meisten Einwohner von Florenz doch auch wie die übrigen Menschen der Erde einem alltäglichen Beruf nachgehen und sich niederem Trachten, kleinlichen Sorgen hingeben.

In der That ist Florenz die Geisteshauptstadt Italiens. Schon die Zahl der Heroen in Wissenschaft und Kunst, die sie geboren, ist erstaunlich. Aber auch fast Alle, deren Wiege in einem andern Teile Italiens gestanden, zog sie in ihren Zauberkreis, so daß dieselben wenigstens eine Zeit lang hier ihre Wirksamkeit entfalteten. Nur die Venetianer hielten sich gänzlich fern und blieben ihren Lagunen treu.

An der Spitze der großen Söhne von Florenz stehen die beiden bereits Genannten, Dante und Michel Angelo. Ihre Gestalten sind so gewaltig, daß schon deren Schatten den Gedanken an alle Anderen austilgt. Man kann Dante den Genius der Arnostadt nennen. Wohin ich mich hier auch wenden mag, er begegnet mir. Ich sehe ihn, fast noch als Knaben,

wie er in der Kirche Maria Novella zuerſt ſeine Beatrice erblickt und, von ihrer überirdiſchen Schönheit gleich einem Himmelsſtrahl getroffen, nach Hauſe wankt; ich treffe ihn wieder in einer Kapelle der nämlichen Kirche, über die aufgebahrte Leiche eines Mädchens in ſprachloſem Jammer hingebeugt. Plötzlich erhebt der Jüngling ſein Haupt und ſtarrt nach oben; da ſchwebt die verklärte Beatrice über ihm, das Gewölbe der Kirche hat ſich aufgethan und die Geſtalt ſteigt empor in die Unermeßlichkeit des Himmels. Sie iſt nicht mehr das irdiſche Weib, ſie hat ſich in ein Symbol der ewigen Liebe und Weisheit verwandelt. Weiter, wenn ich in der Abenddämmerung längs des Stromes oder am Berghang von San Miniato wandle, treffe ich Einen, der verhüllten Hauptes, tief ſinnend, dahinſchreitet. Es iſt Dante in der Mitte ſeines Lebenspfades, wie er ſich rüſtet, in den Höllenabgrund hinabzuſteigen, durch den ihn die Geliebte von Stufe zu Stufe in immer tiefere Kreiſe der Verdammnis, dann empor, höher und höher durch die Büßungswelt in das Paradies der Erleſenen führt. — Noch wird hier in einer engen Straße zwiſchen dem Platz des Doms und dem der Signorie das Haus gezeigt, in dem der Dichter geboren worden ſein ſoll. Doch kann dies wohl nur der Platz, auf welchem ehemals das Haus geſtanden, oder es können nur noch die unterſten Mauern desſelben ſein. Denn es iſt bekannt, daß bei den heftigen Parteikämpfen, die in Florenz tobten, die Häuſer der Anhänger der beſiegten Parteien niedergeriſſen wurden; und als Dante mit den anderen Ghibellinen in die Verbannung wandern mußte, um das bittere Brod des Exils zu koſten und fremde Treppen auf und nieder zu ſteigen, da iſt ſicher auch das Haus der Alighieri von dieſem Schickſale betroffen worden. — Wie der Stein, der auf dem Domplatz eingemauert iſt, den Namen des Dichters trägt, weil er ihm als Ruheſitz gedient, ſo erinnert auch die Brücke Carraja, die jedoch zu ſeiner Zeit noch von Holz war,

an ihn. Hier wurde nach alten Chroniſten in ſeiner Jugendzeit eine Art von Myſterium aufgeführt, in welchem Hölle, Fegefeuer und Paradies mit ihren Schrecken wie Wonnen dargeſtellt wurden. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſes Schauſpiel die erſte Idee zur Göttlichen Komödie in die Seele des Dichters pflanzte. Den Keim trug er hierauf lange in ſich, bis aus ihm ſein Werk emporwuchs, ein mächtiger Baum, der, in der Tiefe des Abgrunds wurzelnd, den Wipfel in alle Himmel erhob. — Gewiß iſt die Göttliche Komödie des höchſten Ruhmes wert; ſie enthält Partien, welche Dante zu einem der größten Dichter aller Zeiten machen, ja kaum ihresgleichen in der ganzen Literatur haben. Wenn Jemand nicht wüßte, was Poeſie ſei, und man ihm dies an einigen Beiſpielen klar machen wollte, ſo wäre dazu nichts geeigneter, als Stellen aus der Divina Comedia. Es ſind dies nicht nur die allbekannten von Ugolino's Tode und der Franceſca von Rimini, denen an erſchütternder Kraft kaum etwas gleichkommt, ſondern noch manche andere kurze, in wenigen Zeilen zuſammengefaßte Bilder und Scenen, die das Dargeſtellte mit zauberhafter Gewalt vor die Seele führen. Dahin gehört zum Beiſpiel die blumenpflückende Mathilde, das erſte Erſcheinen der Beatrice; dahin ſind beſonders auch die wunderbaren, entzückend ſchönen Gleichniſſe und Naturbilder zu rechnen: ſo das von der Lerche, die ſich in Lüften wiegt, indem ſie die höchſte Wonne, die ihre Bruſt erfüllt, ausſtrömt, das von der Abendglocke, „die den ſterbenden Tag zu beklagen ſcheint", und viele andere. Es lohnt ſich der Mühe, das Gedicht auf ſolche Stellen hin zu durchleſen; man wird ſich reichlich dafür belohnt finden. Die griechiſche Literatur, trotz aller Herrlichkeiten, die ſie beſitzt, hat nichts Aehnliches aufzuweiſen, und noch viel weniger findet ſich etwas auch nur annähernd Vergleichbares in der neueren Poeſie vor Dante. Man kann nun dieſe Stellen unſeren Kunſtphiloſophen entgegenhalten, welche

mit weiſer Miene den Ausſpruch thun, es ſei immer nur das Ganze einer Dichtung für deren Wert entſcheidend, auf Einzelnheiten komme es dabei nicht an. Wohlan, bei der Divina Comedia ſind es doch vor Allem die Einzelnheiten, die ſie zu einem einzigen und unvergleichlichen Dichtwerk machen. Nur blinde Voreingenommenheit kann auch das Ganze wegen ſeiner poetiſchen Herrlichkeit preiſen. Die immer ſich wiederholende Schilderung greulicher und willkürlicher Strafen, die ein zornmütiger Gott angeblich über ſeine Geſchöpfe verhängt, iſt höchſt ermüdend, und noch mehr iſt es die Darſtellung der Läuterungsſcenen im Purgatorium und der Wonnen der Seligen im Paradieſe. Nur die hie und da aufblitzenden Sterne entſchädigen uns für die dicken Nebel- und Rauchmaſſen, durch die wir uns hindurcharbeiten müſſen. Ein ſo großer Bewunderer Dante's ich bin, iſt mir daher doch der Götzendienſt ſtets lächerlich erſchienen, der häufig mit ihm getrieben wird. Meiſtens geſchieht dies von Solchen, die ihn gar nicht oder doch nur aus Bruchſtücken kennen. So las ich jüngſt in einem Buche, in welchem mit Recht über die geheimnisvolle Weisheit geſpottet wurde, welche die Kommentatoren in Goethe's Fauſt hineingetragen haben, der Fauſt ſei noch lange keine Löſung des Welträtſels, noch lange keine Divina Comedia. Als ob letztere eine ſolche Löſung enthielte! Wenn das der Fall wäre, ſo könnte es doch nur im Sinne einer höchſt beſchränkten mittelalterlichen Weltanſchauung für wahr gelten. Ueberhaupt darf man von der Poeſie nicht erwarten, was ſelbſt die Philoſophie nie vermögen wird. Beide werden nie eine Löſung des Welträtſels geben können und die Dichtkunſt am wenigſten; ſie kann nur Ahnungen davon bieten und das müſſen wir ein Glück nennen. Denn nachdem das Rätſel gelöſt wäre, würde nicht mehr das Gedicht, in dem dies geſchehen, ſondern nur das Reſultat uns intereſſiren. — In Bezug auf Dante hebe ich noch hervor, daß ich mehrere Leute kenne, die

sich einen Anschein von Tiefsinn dadurch zu leihen suchen, daß sie vorgeben, die Göttliche Komödie zu lesen. Ein mir bekannter geistvoller Künstler, der mehr Charakterverwandtschaft mit Reineke Fuchs, als mit dem alten Alighieri hat, treibt auf artige Weise seinen Spaß hiermit. Er hat in seinem vielbesuchten Atelier stets eine italienische Prachtausgabe des Dante auf dem Tische liegen. Einst kam ein Italiener zu ihm, erblickte dieselbe, glaubte, der Besitzer sei ein Dante-Kenner, und wollte sich über einige Stellen darin mit ihm unterhalten. Aber der Künstler fiel ihm sogleich ins Wort: „Lieber Freund, ich verstehe keine Silbe italienisch; allein es macht sich so hübsch, wenn das Buch daliegt, und Diejenigen, die es sehen, sagen, ich müsse doch ein tiefer, ernster Geist sein, weil ich den Dante studire!“

Die Grabmäler der Medicäer in der Kapelle von Sankt Lorenzo sind neben den Gemälden in der sistinischen Kapelle das Hauptwerk Michel Angelo's. Alle Figuren auf denselben tragen das Gepräge ganz unvergleichlicher Großartigkeit, mit welcher sich doch auf wunderbare Weise der höchste Liebreiz vereinigt. Wenn man sich lange in deren Betrachtung vertieft, entdeckt man immer neue Schönheiten an ihnen, wie Derjenige, der zum klaren Nachthimmel emporschaut, stets neue Sternbilder aus dem tiefen Blau auftauchen sieht. Es sind verschiedene Vermutungen aufgestellt worden, wonach der große Künstler Gedanken über den Untergang der Freiheit seiner Vaterstadt oder gar Hoffnungen für die Zukunft Italiens in diesen Bildwerken niedergelegt haben soll. Das scheint mir jedoch eine Verkennung des Wesens der bildenden Kunst zu sein. Diese hat, ebenso wie die Musik, eine andere Sprache als die Redekunst. Sie kann sich nur an die Empfindung und an die Phantasie wenden, aber keine klaren Gedanken aussprechen. In dem Eindruck, den ein großes Werk der Malerei oder Skulptur macht, liegt immer etwas Undefinirbares,

in Worten nicht Auszudrückendes, und wer es versuchen wollte, in einer dieser Künste etwas zu sagen, was nur der artikulirte Laut vermag, der würde es zu seinem eigenen Schaden thun. Niemand wird aus einer Beethoven'schen Symphonie herauslesen wollen, sie schildere den Aufschwung des deutschen Volkes in den Befreiungskriegen, und so sollte man auch aufhören, Buonarotti's großer Schöpfung politische oder weiß der Himmel was für sonstige Deutungen zu geben. Wie schon jede große Dichtung, obgleich sie so viel mehr Mittel besitzt, sich klar auszusprechen, ihren höchsten Reiz und Wert in einem unenthüllbaren Mysterium hat, so ist dies in noch höherem Grade bei einem Bildwerk wie dem der Sankt Lorenzokapelle der Fall; man glaubt bei dessen Betrachtung in unergründliche Tiefen zu versinken.

Auf dem Wege nach Fiesole wird eine Villa gezeigt, in welcher jene Versammlungen junger Männer und Mädchen stattgefunden haben sollen, die nach Boccaccio sich die Geschichten seines Decamerone erzählten. Es ist im Grunde thöricht, eine wirkliche Lokalität für Dasjenige zu suchen, was doch nur eine dichterische Erfindung ist. Hätte Boccaccio das Landhaus näher beschrieben, so könnte es immer interessant sein, die Oertlichkeit zu sehen, in welche er die Scene seines Werkes verlegt; allein dies ist nicht der Fall. Er sagt nur, die Villa habe auf dem Wege nach Fiesole gelegen. Trotzdem gab ich mich gern der Täuschung hin, mich dort zu befinden, wo die lieta brigata sich die hundert köstlichen Geschichten erzählte. Boccaccio's Buch gehört zu denen, welche die weiteste Verbreitung in der Weltliteratur gefunden haben, und mit Recht. Dasselbe ist zwar nicht das erste seiner Art im neueren Europa; schon im Mittelalter waren ihm manche Sammlungen von Geschichten vorausgegangen; indessen diese übertrifft es unermeßlich an Kunstvollendung. Die Novellen Boccaccio's sind großenteils, ja vielleicht ausnahmslos, nicht seine Erfindung.

Bei sehr vielen hat man die Wege verfolgt, auf denen sie durch die verschiedenen Sprachen zu ihm gelangt sind; andere, die nur für Anekdoten gelten können, hat er aus dem Leben seiner Zeit geschöpft. Von seiten der Originalität und Erfindungskraft, wenn diese die Kennzeichen eines bedeutenden Schriftstellers wären, könnte man daher dem Boccaccio nur einen untergeordneten Rang beilegen. Allein es läßt sich leicht beweisen, daß viele der größten Dichter durchaus nicht Erfinder des faktischen Inhalts ihrer Werke sind, vielmehr ihre Thätigkeit bloß in Behandlung und Durchbildung gegebener Stoffe gezeigt haben, und in dieser Hinsicht hat sich Boccaccio als Meister bewährt. Sein Decamerone war immer ein Lieblingsbuch von mir, und wenn ihm auch die Tausend und Eine Nacht durch den bestrickenden Phantasiereichtum den Preis in meiner Neigung abgewonnen hat, so muß ich doch den Novellen Boccaccio's in Bezug auf künstlerische Ausbildung den Vorrang einräumen. Wie hoch dieselbe steht, das erkennt man alsbald, wenn man die Erzählungen der zahlreichen Italiener zur Hand nimmt, die später in seine Fußstapfen traten. Die berühmtesten unter diesen, besonders weil sie den Dramatikern aller Länder Stoff für ihre Schauspiele geboten haben, sind Bandello und Giraldi Cinthio. An Erfindung spannender Begebenheiten, wie vielfältiger Abenteuer und Verwickelungen sind sie offenbar ihrem Vorgänger weit überlegen. Man kann sie wegen der mannigfachen Unterhaltung, die sie bieten, auch mit Vergnügen lesen; aber sie gehen schon, wie fast alle späteren Erzähler, sehr in die Breite, haben auch nicht die bezaubernde Anmut des Stils, die Boccaccio mit der höchsten Konzentration des Interesses verbindet. Selbst der Spanier Cervantes, der ihm unter den Novellisten wohl am nächsten steht, erreicht ihn doch nicht an Kunstvollendung. — Indem ich in der erwähnten Villa stand und den Blick auf das unten liegende Florenz hingleiten ließ, kam mir auch die lebendige Schilderung

der Peſt oder des „ſchwarzen Todes“ in Erinnerung, mit welcher Boccaccio ſein Buch anfängt. Es iſt dies kein Phantaſieſpiel; er ſelbſt iſt Augenzeuge der Schreckniſſe geweſen, die er beſchreibt. Seltſam jedoch kann es erſcheinen, daß er, während in der Stadt die Seuche grauſe Verheerungen anrichtete, während kein Glockengeläut mehr ertönte, weil die Sakriſtane hingerafft waren, und während Abends die Herden ohne Hirten von den Triften heimkehrten, ſeine muntere Geſellſchaft auf der Höhe bei Fieſole zuſammenkommen läßt, um ſich luſtige Geſchichten zu erzählen. So iſt der Menſch; wenn alle Furien des Krieges um ihn losgelaſſen ſind oder Stürme, Erdbeben und entſetzliche Krankheiten die Welt verwüſten, liebt er heitere Schwänke. In Zeiten der Ruhe und des Friedens indes, wie ſie Frankreich unter der Julidynaſtie genoß, kann er ſich nicht an Blut-, Mord- und Schaudergeſchichten erſättigen, wie ſie ihm die Neuromantiker auftiſchten. Ich muß hier übrigens hinzufügen, daß ſich im Decamerone auch einzelne Erzählungen von ernſtem Inhalt finden und daß dieſe vielleicht die ſchönſten ſind.

An einen alten Turm zu Arcetri knüpfen ſich erhebende und zugleich tief ſchmerzliche Erinnerungen. Von dem Dach desſelben richtete Galilei ſein Sehrohr zum Himmel, den er klarer als irgend einer ſeiner Vorgänger in ſeiner wahren Geſtalt und Unermeßlichkeit erkannte, ſo daß dadurch die enge Weltanſchauung, die bis ſo lange geherrſcht, für immer umgewälzt wurde. Alle Menſchen ſollten zu dieſem grauen Gemäuer wallfahrten, um dem großen Manne ihre Verehrung darzubringen. Die Entdeckung Galilei's iſt die größte, die bis dahin auf Erden gemacht worden war. Wenn ſie uns nicht ſo erſcheint, ſo iſt es nur, weil wir von Kindheit auf gelernt haben, das Weltall in dem Lichte zu betrachten, welches er zuerſt über daſſelbe verbreitet hat. Aber um ſie in ihrer ganzen Größe zu erkennen, müſſen wir uns vergegenwärtigen, in welchem engen Geſichtskreiſe bis auf

ihn selbst die Weisesten und Gelehrtesten (abgesehen von einigen seiner Vorgänger, wie Copernikus und Kepler) befangen gewesen waren. Die Erde der Mittelpunkt der Schöpfung, Sonne, Mond und Sterne nur Lampen, am Himmelsgewölbe aufgehängt, um ihr und ihren Bewohnern zu leuchten, über den Gestirnen ein Gott oder verschiedene Götter, welche nach Art von Königen über die kleine Scheibe unten das Scepter führen — das war die Anschauung, über die sich nur Wenige, und auch diese nur ahnungsweise, erhoben hatten. Welcher Umschwung aller Begriffe, welche kolossale Erweiterung des Gedankenkreises nun, als die Erde plötzlich zu einem Sonnenstäubchen zusammenschrumpfte, das sich inmitten anderer Planeten um die unermeßlich größere Sonne drehte, und auch diese wieder nur als ein Pünktchen im ungeheuren Raum, als ein Atom unter den zahllosen, ewig um einander kreisenden und wirbelnden Sternsystemen erschien. Schiller hat gesagt, die Astronomie beschäftige sich zwar mit dem Erhabensten im Raume, aber im Raume wohne das Erhabene nicht. Jedoch die Wissenschaft, zu welcher Galilei die Pforten erschloß, vernichtet eben Raum und Zeit und zeigt uns über sie hinaus etwas Unendliches, Ewiges. Wenn man nun beim Besuch des Turmes von Arcetri dem großen Florentiner, als dem Propheten des neuen Glaubens, welcher mehr und mehr derjenige der Zukunft werden wird, seine Verehrung darbringt, sollte man dort zugleich seinen Haß und seine Verachtung gegen Diejenigen schüren, die den hehren Greis durch Kerker und Folterqualen soweit beugten, daß er mit halbgebrochenem Geist seine eigene Lehre widerrief. Wenn Galilei dann in Momenten der Besinnung, aber nur zagend und leise, um nicht neuen Martern unterworfen zu werden, hinzugefügt hatte: „Und die Erde bewegt sich doch!“ so sind diese Worte von Jahrhundert zu Jahrhundert lauter aus den unterirdischen Inquisitionsgefängnissen hervorgedrungen und haben ihren

Triumphzug durch die Welt gehalten, so daß selbst die Geistes-henker, welche jenen Widerruf erzwangen, ihnen nicht mehr zu widersprechen wagen. Allein wenn Papst und Konzile klug temporisirend den Fortschritt der Erkenntnis in dieser Beziehung stillschweigend anerkennen und nur ziemlich unglücklich ihr eigenes System mit ihm in Einklang zu bringen suchen, gibt es unter den Protestanten Geistliche, die, wie lichtscheue Eulen vor der sonnenklar erwiesenen Wahrheit fliehend, aus den finstersten Winkeln ihrer Dogmatik und Bibelexegese hervor gegen Galilei's Lehre krächzen.

29.

Rom, im Dezember 1856.

Die Quelle Trevi hat ihre Zauberwirkung an mir geübt; seit ich in früher Jugend zum erstenmale aus ihr geschöpft, ist selten ein Jahr vergangen, daß ich nicht zu ihr zurückgekehrt wäre. Wie ich so die Anziehungskraft der ewigen Stadt lebhafter, als viele Andere erfahren und ihre Schönheit bei jedem neuen Aufenthalt in erhöhtem Maße empfunden habe, bin ich doch nie die Empfindung losgeworden, mich auf einem großen Friedhof zu befinden. Nicht bloß unter den Ruinen, auch unter den immergrünen Eichen der Villa Ludovisi, unter den Pinien des Janiculus, und bei den entzückendsten Aussichten über die Campagna fühle ich mir einen Grabduft entgegenwehen. Vergebens sucht Rom zu lächeln, vergebens sich in bacchantischen Freudentaumel zu versetzen; durch den Jubel des Weinlesefestes und das Schellenklingen der Tambourine, durch das tausendstimmige, den Corso entlang hallende Jauchzen des Carnevals hört man die Sterbeglocke ertönen. So übermächtig herrscht hier der Tod, daß das Leben, wie reich es auch an Reizen sein mag, daneben verschwindet und

nur wie eine geschminkte Leiche erscheint. Und die Melancholie, die uns in dieser Gräberwelt erfüllt, ist nicht die sanfte, die wir inmitten der Trümmer von Athen wie am Grabe eines geliebten Freundes fühlen, es ist eine dumpfe niederdrückende Stimmung, als ständen wir an einem Hochgericht, wo eine furchtbare und gerechte Strafe vollzogen worden ist. Die Paläste der Cäsaren, die Thermen des Caracalla und so viele andere Steinmassen, welche die sieben Hügel überdecken, sind Denkmale der abscheulichsten Orgien, welche Wahnwitz und Ruchlosigkeit je auf Erden gefeiert haben. Allein nicht bloß das Rom der Kaiserzeit, schon das der Republik war ein riesiges Scheusal, dessen Pesthauch alle Länder vergiftete, das alle Völker mit Füßen trat und in sein Sklavenjoch zwang; während es, schon übersatt von Mord, seine Fangarme doch nach immer neuer Beute ausstreckte. Das Colosseum steht noch da als Monument der Entartung, Unmenschlichkeit und Bestialität des römischen Volkes und seiner Lenker. Jeder Stein dieses schrecklichen Gebäudes ist Zeuge von Grausamkeiten gewesen, neben welchen die der Karaiben oder der Mexikaner bei ihren Menschenopferfesten fast wie Akte der Humanität erscheinen. Ich konnte nie an diesem Flavischen Amphitheater vorübergehen, ohne von einem Schauer des Entsetzens erfaßt zu werden. Hier sind Jahrhunderte hindurch Schauspiele aufgeführt worden von einer Gräßlichkeit, daß heute sich auch dem Rohesten das Haar emporsträubt, wenn er von ihnen hört, die aber damals zum Ergötzen des Volkes dienten und von ihm mit unersättlicher Begierde angeschaut wurden. Aus den entferntesten Erdgegenden, aus den Wüsten Afrikas, von den Grenzen Indiens und aus den Urwäldern der Germanen wurden in langen Karawanenzügen bezwungene Feinde in die Hauptstadt der Welt geschleppt und mußten einander hier in der Arena würgen. Der Bruder ward gezwungen, mit dem Bruder, der Freund mit dem Freunde, der Sohn mit dem

Vater zu kämpfen. Zauderte Einer bei dem Angriffe, oder mochte er den Todesstoß nicht führen, so geißelte man ihn mit Eisenketten, die in Feuer rot geglüht waren, und nicht nur die Männer, auch die edlen Frauen jubelten bei solchem Mordfest. In dem Amphitheater wurden grause Dramen aufgeführt, in denen die Dichtung zur schrecklichen Wahrheit ward. Ein Gefangener mußte den Herkules auf dem Oeta darstellen, und sich lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen; eine schöne Jungfrau ward nackt als Dirke an die Hörner eines wütenden Stieres gebunden und so unter jubelndem Gelächter der Zuschauer durch die Arena hin geschleift, bis sie ihr Leben verhauchte. Wilde Tiere zu Hunderttausenden, Tiger, Löwen, Hyänen, Bären, führte man nach Rom, um mehr Abwechselung in die Metzelei zu bringen, und es diente den sich zu allen Sitzen der weiten Rotunde unablässig drängenden Römern als hohe Lustbarkeit, wenn die Fürstensöhne, oder tapfere Krieger fremder unterjochter Nationen sich den grimmen Bestien, mit einer einfachen Gerte bewaffnet, entgegenstellen und von ihnen zerfleischen lassen mußten. Solche Greuel, wie sich nur wenige ihresgleichen begeben haben, genügen wohl, um die große Menge der alten Römer als einen Auswurf der Menschheit zu brandmarken, und selbst Diejenigen unter ihnen, die bedeutende Werke des Geistes hervorgebracht, oder sich durch hohe Thaten ausgezeichnet haben, müssen uns als mit Blutflecken bespritzt erscheinen, wenn wir bedenken, daß auch sie solchen Schauspielen beigewohnt, daß nicht Einer von ihnen laut seine Stimme gegen derartige Mordspektakel, in denen sich Feigheit und Niedertracht mit der unerhörtesten Grausamkeit verbanden, erhoben hat. Wenn eine Stadt, in deren Mauern dergleichen geschah, spurlos vom Erdboden hinweggetilgt worden wäre, unser sittliches Gefühl würde es mit Genugthuung vernehmen; daß noch die Mauern des Colosseums aufrecht stehen, daß nicht jeder Stein desselben

zermalmt worden ist, erscheint wie ein frecher Trotz der Hölle gegen die Gerechtigkeit des Himmels. Aber von noch wie vielen anderen namenlosen Scheußlichkeiten ist das alte Rom, diese Zwingburg der Welt, der Schauplatz gewesen! Den kleinsten Teil davon hat die Geschichte aufbewahrt, das Meiste können wir nur schaudernd ahnen. Der Zustand der Sklaven, die zu Millionen unter den Eisenjochen unbarmherziger Herren ein elendes Leben hinschleppten oder unter ihren Geißelhieben verbluteten, war entsetzlich. Alles, was das Dasein des Menschen über das des Tieres erhebt, war ihnen versagt; ihr Leib und Leben der Willkür eines Jeden preisgegeben. Für die geringsten Versehen, ja nur nach der Laune ihrer Gebieter wurden sie ans Kreuz geschlagen oder in unterirdischen Marterhöhlen gefoltert, und wenn Verzweiflung sie zum Aufstand trieb, sahen sie, zu Boden geworfen, ihr Elend ins Unübersehbare gemehrt. Nimmt man nun noch die wüsten Bacchanalien hinzu, mit denen die Großen diesen Jammer höhnten, ihre orgiastischen Gelage, dann die Ausschweifungen der wahnsinnigen Cäsaren, die sich in ihren Palästen in Wollust und in Blut zugleich wälzten, so erhält man ein Bild so grausenvoller Art, wie nicht Babel, nicht Gomorrha, wie nur die von der Sintflut hinweggetilgten Städte der Urwelt sie geboten haben können.

Jetzt haben sich tiefe Erdschichten, aus dem Moderstaube so vieler Jahrhunderte gebildet, über den Boden der alten Römerwelt hingelagert, und nur zum Teil noch ragen deren Monumente aus ihnen empor. Man hat begonnen, im Colosseum, auf dem Forum und in den palatinischen Gärten Nachgrabungen zu veranstalten, und ich habe mehrfach diesen Arbeiten mit einem halb aus Neugier, halb aus Grauen zusammengesetzten Gefühl zugeschaut, als ob noch ungeahntes Entsetzen, vor dem unser Herz erstarren müßte, ans Tageslicht steigen könnte. Wir sollten jene schreckliche Welt für immer

dort unten begraben sein lassen und dem Schicksal danken, daß jetzt freundliches Grün des Frühlings sie vor unseren Blicken birgt. Auf den halbgestürzten Bogen des Flavischen Amphitheaters schwanken blühende Stauden und Gesträuche, den Mauerspalten entsprossen, im Windhauch, und über den Sälen der Kaiserpaläste, wo Caligula und Heliogabal Festmahle wie Belsazar gefeiert, wuchert wildes Schlingkraut. Man mag an diesen Plätzen sich der Natur und des malerischen Reizes der Ruinen erfreuen, aber die Hauptbedingung dafür ist, daß man sich der Erinnerung an die einst dort vorgegangenen Greuel entschlägt.

Von gleichen Schrecknissen wie der Palatin könnte der vatikanische Hügel erzählen, wo einst die Gärten des Nero lagen und wo bei fürchterlichen Spielen die ersten Christen als Fackeln brennen mußten oder den wilden Tieren vorgeworfen wurden. Es ist ein schöner Zug im Menschen, daß sein Herz gern Partei für die Mißhandelten und Unterdrückten nimmt. So wendet sich natürlich unsere Teilnahme und unser Mitleid diesen Nazarenern zu; aber wären auch die Leiden und Todesstrafen, welche wilde Ruchlosigkeit über sie verhängte, minder furchtbar gewesen, unser Geist würde gern bei der Gemeinde verweilen, welche hier im Zentrum des entarteten Römerreiches die Keime einer neuen Religion der Liebe und Sittenreinheit pflegte. In ihrer Mitte mögen noch Einige gewesen sein, die selbst in die blauen Augen des Meisters geblickt und die milde Lehre von seinem Munde vernommen hatten; die anderen werden, wenn sie auch nicht in Palästina gewesen, doch wenigstens zum Teil noch dem reinen Evangelium angehangen haben. Aus allen den Schrecknissen, die sich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zusammendrängen, flieht unser Gedanke gern in die Katakomben, wo die frühesten christlichen Kapellen und Kirchen, in den unterirdischen Felsengrund gesprengt, von den Gesängen der Frommen widerhallten.

Wir wünschen mit leidenschaftlicher Inbrunst der Lehre, die sie dort unten bekennen und dann durch ihren Tod besiegeln, den Triumph über wahnwitzige Verruchtheit und geben uns freudig der Hoffnung hin, dieser Sieg werde der rastlos gequälten Menschheit endlich das lang ersehnte Reich des Heiles und des Friedens bringen. Allein wenn wir die Folgezeit betrachten, wie bald sehen wir diese Hoffnung getäuscht! Schon ehe die Religion Jesu zur Herrschaft gelangt, ist das Wort Christi, wonach seine Jünger sich daran erkennen sollen, daß sie einander lieben, vergessen und verleugnen Diejenigen, die ihn mit Lippen ihren Meister nennen, ihn in Wahrheit. Während den alten Göttern noch Opfer in den Tempeln gezündet wurden, bildeten sich christliche Sekten, die sich gegenseits verfluchten und verfolgten und schon dadurch allein zeigten, daß sie auf den Namen von Christen gar nicht Anspruch machen könnten, indem sie das oberste Gesetz Jesu verhöhnten. Und seitdem hat das echte Evangelium wohl in einigen Herzen fortgelebt, am meisten in denen der sogenannten Ungläubigen und Ketzer, aber in keiner der verschiedenen sich so nennenden christlichen Kirchen ist es zur Herrschaft gelangt.

Als nun Constantin die neue Religion öffentlich annahm und für die allein geltende erklärte, wurden die früher Verfolgten sogleich zu grimmigen Verfolgern. Da es den Menschen äußerst schwer fällt, den Glauben, in dem sie erzogen worden sind, aufzugeben, hatten Zeus und Apollo noch lange zahlreiche Anhänger, und diese auszurotten, machten sich jetzt die Kaiser zur Hauptaufgabe. Die Geistlichkeit sekundirte ihnen hierbei aufs eifrigste, und so mußten im ganzen Umfange des römischen Reiches zahlreiche Bekenner des alten Götterglaubens als Opfer bluten. Wie sich nach und nach der Bischof von Rom zur geistlichen und dann auch zur weltlichen Oberherrlichkeit emporschwang, weiß Jeder, und ebenso wie die Päpste, welchen Namen diese Episcopi nachher annahmen, noch heute den Palast

auf dem Vatikan inne haben. Der Behauptung derselben, Petrus, der Fels, auf welchen Christus seine Kirche gegründet, habe den ersten Bischofssitz in Rom errichtet, ist vielfach entgegnet worden, dieser Apostel sei nie in Rom gewesen. Wie es sich damit verhält, wird vielleicht immer zweifelhaft bleiben. Aber wenn die Gregore und Innocenze auch wirklich auf dem Stuhl gesessen haben, den der Apostel inne gehabt, wer wird zugeben, daß sie sich mit Recht Christi Stellvertreter nannten? Wer, der Jesu Geist beseligend in seinem Herzen empfunden hat, möchte behaupten, daß auch nur ein Hauch von diesem Geiste auf sie übergegangen sei? Durch mehr als ein Jahrtausend hindurch hat das Papsttum sogenannte Ketzer dem Moloch eines alleinseligmachenden Glaubens geopfert; die Zahl der Christen, die unter Nero, Diocletian und den anderen Kaisern den Märtyrertod erlitten, ist eine verschwindend kleine gegen die Legionen Derer, die auf Anstiften der römischen Seelenhirten hingeschlachtet worden, und die qualvollen Todesstrafen, die Letztere erdulden mußten, übertrafen womöglich die in den Gärten des Nero üblich gewesenen. Fromme Katholiken möchten dies gern vertuschen; aber alle Blätter der Geschichte sind voll von den Thatsachen, die es bezeugen, und die Vorwände, durch die man solche Greuel in ein anderes Licht zu rücken sucht, machen den Thatbestand nur noch schlimmer. Man sagt, die Kirche habe nie nach Blut gedürstet und deshalb die Ketzer nicht selbst hingerichtet, sondern dem weltlichen Gericht übergeben, damit dieses die Todesstrafe an ihnen vollstreckte. Das ist doch ein empörender Hohn und läßt die Kirche zu ihrer Grausamkeit auch noch als feige und verächtlich erscheinen. Ebenso wie Holzstöße ohne Maß und Zahl auf Befehl der Statthalter Christi gelodert, haben auch unzählbare Unglückliche in finsteren Kerkern, nachdem Folterbänke ihre Glieder zerbrochen, das Leben elend verhaucht. Zu verheerenden Kriegen, welche die schönsten Länder der Erde in Wüsteneien

umwandelten, ward von Rom aus das Signal gegeben. Auf solche Signale hin sind die savoyischen Dörfer, die Städte Südfrankreichs in Aschenhaufen verwandelt, die Marschen der Stedinger verheert und deren Bewohner von wilden Rotten erschlagen worden. Die Päpste sanken seit Jahrhunderten mehr und mehr von der Höhe ihrer Macht herab und wurden damit notgedrungen milder; auch glaube ich gern, daß der jetzige Pontifex, wie es schon einige seiner Vorgänger gewesen, ein edler und wohlwollender Mann ist. Der Geist des Papsttums indes ist derselbe geblieben, und er wird, wenn er je wieder zur Macht gelangt, sicher sein früheres Werk von neuem aufnehmen, die Ausrottung der Ketzer betreiben, das Licht der Wissenschaft auszulöschen suchen und die Brandfackel der Religionskriege unter die Völker schleudern. Ein italienischer Offizier, der, wie dieser Sinn jetzt in der italienischen Armee überhaupt vorzuherrschen scheint, ein heftiger Gegner des Papsttums und der Priester war, ergoß sich einmal gegen mich in die stärksten Invektiven gegen die Geistlichen. Ich erwiderte ihm, er gehe doch zu weit und werde mir zugeben, daß sich auch manche gute Leute darunter fänden, wie ich selbst deren welche hätte kennen lernen. Seine Antwort darauf war: Ja, sicher gebe es sehr vortreffliche Geistliche; aber gerade die seien die schlimmsten und stifteten am meisten Unheil. Das klang mir höchst paradox; als er mir jedoch nun auseinandersetzte, daß er das Papsttum als ein für Italien und die Welt verderbliches Institut betrachte und daß er daher Diejenigen, welche das Volk durch ihre persönlichen Tugenden mit einem solchen Institut versöhnten, für unheilbringend halte, konnte ich ihm nicht ganz Unrecht geben. So soll mich denn die ehrwürdige Erscheinung von Pius IX. und das gute Wollen, das er vielfach gezeigt hat, nicht mit dem Stuhl Petri selbst aussöhnen.

Daß übrigens das Papsttum seit lange im Verfall ist und besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit schnellen Schritten seinem Untergang entgegengeht, steht für mich außer Frage. Wer hieran zweifeln möchte, der denke nur, welche furchtbaren Folgen ehemals ein von Rom aus auf ein Volk geschleudertes Interdikt hatte, und wie verhältnismäßig gleichgiltig es jetzt hingenommen werden würde. Auch die stolzen Prachtgebäude, in denen sich besonders die Macht und der Glanz der römischen Hierarchie verkörperte, erscheinen mir, obgleich sie noch aufrecht stehen, doch schon als Ruinen, ebenso wie die altrömischen Siegesbogen, Tempel, Thermen und Paläste. Ja, die großen Kirchenfeste, die ich hier noch mit vielem Gepränge gefeiert sah, bedünkten mich wie Spukgebilde; ich konnte den Gedanken nicht los werden, der heilige Vater und die Kardinäle seien aus dem Grabe eines früheren Jahrhunderts emporgestiegen. — Weit lieber als die Peterskirche und andere prunkvolle Gotteshäuser besuche ich Sankt Clemente, Sankt Maria in Trastevere, das Kirchlein Bocca di Verità und sonstige Basiliken aus der frühen christlichen Zeit. Mir ist, als ob in ihnen noch ein Hauch des reinen Evangeliums wehte; dort, wo das Antlitz Jesu so ernst und doch so mild aus der Chorwölbung herabblickt, denke ich mir die ersten Gemeinden der Nazarener um die Kanzeln und Ambonen versammelt, wie sie die Botschaft des Heiles von den Lippen des Priesters vernehmen und hoffen, daß dieselbe sich bald in alle Lande verbreiten und ein Band der Liebe alle Menschen umschlingen werde. Aber welche erhebenden Gedanken vermag die Peterskirche zu erregen? Sie ist eine kolossale Masse von Marmor, imponirend durch ihre Größe und Herrlichkeit, blendend durch den Luxus, mit dem sie überschüttet ist. Doch dem Herzen bietet sie nichts, und gewiß hat in ihr noch Niemand den Odem von Christi Nähe gefühlt.

Das Herrlichste, was Rom aufzuweisen hat, sind die

Gemälde im Vatikan; aber wenn ich sie betrachte, kann ich mich der trüben Erwägung nicht entziehen, daß diese großen Kunstschöpfungen sicherlich in nicht ferner Zukunft zu Grunde gehen werden. Die Fresken des Rafael in den Stanzen sind schon arg geschädigt worden, als die deutschen Landsknechte nach der Einnahme Roms durch den Connetable von Bourbon in diesen Gemächern hausten. Dennoch mögen sie, wenn sorgfältig gehütet, noch einige Jahrhunderte überdauern. Aber der von Michel Angelo gemalten Decke der sistinischen Kapelle läßt sich nicht mit Sicherheit dasselbe prophezeien. Der Kalk, dessen Oberfläche diese göttlichen Gebilde schmücken, ist von tiefen Rissen durchfurcht und kann in jedem Augenblick herabstürzen. Ich vermag mich nicht an den Gedanken der Möglichkeit hiervon zu gewöhnen. Wenn ich zu der Wölbung der Kapelle emporschaue, erscheint mir dieselbe nicht wie ein Werk von Menschenhänden; ich glaube, schon zur Zeit der Weltschöpfung sei sie so wie der gestirnte Himmel durch den Raum hingespannt worden und müsse auch ewig wie er währen. Und wenn sie wirklich das Schicksal alles Irdischen ereilen muß, so möchte ich doch hoffen, daß wenigstens die Propheten und Sibyllen noch die Erfüllung der Weissagung erblicken werden, die Michel Angelo an ihre stummen Lippen gebannt hat — jenes goldene Zeitalter des Friedens und der Liebe, das Jesaias und die Tiburtina vorausgesehen haben, das Christus in die Welt bringen wollte, um das aber die Menschheit bisher so schnöde betrogen worden ist.

Diese Decke, das Schönste, was die Kunst je hervorgebracht, malte Buonarotti in freudiger Begeisterung und mit dem höchsten Aufschwunge seines Geistes, als durch das Wiederaufleben der Wissenschaften ein neuer Morgen für die Welt anbrach und seine Strahlen auch in die Klöster und Kirchen Roms eindrangen. Die heiligen Väter, namentlich Leo X., konnten sich dem mächtig einfallenden Licht nicht verschließen

und gaben sich eine Zeit lang dem Wahne hin, das Papsttum sei mit dem aus Hellas herwehenden Geiste vereinbar. Allein bald stellte sich dies als unmöglich heraus, und nun begann unter Leo's Nachfolgern eine Zeit der finsterſten Reaktion, in welcher sich die Kirche und die Hierarchie von ihrer schwärzesten Seite zeigten und in grausamer Verfolgung selbst der geringsten Heterodoxie den Geist Christi in ärgerer Weise als je zuvor verleugneten. In dieser Zeit, schon im hohen Greisenalter stehend, malte Michel Angelo sein großes Weltgericht in der nämlichen Kapelle; in ihm prägt sich die ganze düstere Stimmung aus, die ihn unter den damaligen Umständen beherrschte. Da ist nichts von dem hoffnungsfreudigen Geiste, der von den Bildern der Decke herniederleuchtet; da ist Christus nicht der milde Friedensbringer, wie er ihn früher in einer Statue der Kirche Sankt Maria sopra Minerva dargestellt hatte; da sehen wir nur den erzürnten Weltenrichter, wie er mit drohend erhobener Rechten und zornflammendem Blick die Sünder und Verworfenen in die Tiefe stürzt. Ich habe mehrmals in früheren Jahren am Charfreitag dem Gottesdienst in der Sistina beigewohnt, während der Pontifex in vollem Ornate auf erhöhtem Stuhle saß und die Kardinäle sich umherreihten. Obgleich Zwielicht in der Kapelle waltete, konnte mein Blick doch noch die Figuren auf dem jüngsten Gericht erkennen, und indes die Klänge von Allegri's Miserere um mich erschollen, glaubte ich die Verdammten unaufhörlich in den Abgrund stürzen zu sehen. Nach und nach vermischten sich mir die Gestalten auf dem Gemälde mit denen in der Kapelle, so daß ich beide nicht mehr unterscheiden konnte, und ich meinte, Christus erhebe seine Hand zürnend gegen das Oberhaupt und die hohen Würdenträger der Kirche und spreche zu ihnen mit Donnerstimme: „Was habt Ihr aus meinem Werk gemacht?“ — Sollte das der Gedanke gewesen sein, der die Hand Michel Angelo's geleitet hat, als er dieses Weltgericht malte? Man möchte es glauben.

Wenn man an den Geiſt denkt, der in den Deckengemälden waltet, wenn man das ſchöne Sonett lieſt, in welchem der große Mann von der ewigen Liebe ſpricht, die ihm vom Kreuz die Arme entgegenbreite, ſo muß man annehmen, daß die furchtbare Entſtellung, welche Chriſti Lehre unter Denen erfuhr, die ſich ſeine Statthalter nannten, ihn tief empört, und daß er dieſer Empörung in ſeinem Gemälde Ausdruck gegeben habe. Mir teilte ſich eine ſolche Empfindung aufs lebhafteſte mit, als gegen den Schluß der Feier in mittelalterlicher Weiſe die Verfluchung der Ketzer ausgeſprochen wurde und die Kardinäle die Kerzen auslöſchten. Erſt als ich zwiſchen den Säulenhallen des Vatikans hindurch unter den Nachthimmel hinaustrat und die ewigen Sterne über meinem Haupte flammten, beruhigte ſich allmälich mein Gemüt.

30.

Rom, im Oktober 1857.

Der berühmte Platz vor dem Sankt Peter ſteht meiner Meinung nach an Schönheit weit hinter dem Marcusplatz in Venedig, auch hinter der Piazza della Signoria in Florenz zurück. Nur wenn das Koloſſale der Verhältniſſe den Ausſchlag geben ſollte, könnte er ihnen vorgezogen werden. Wie wenig ich nun auch für dieſes und die anderen Prunkgebäude Roms ſchwärme, ſo verkenne ich doch nicht die mannigfaltigen, der ewigen Stadt ganz eigentümlichen Reize. Wo anders ſprudeln wie hier, in der Mitte eines großen Häuſermeers, ſolche Brunnen klaren Waſſers, bei deren Fluten und Rauſchen man ſich in die tiefſten Gebirgsſchluchten der Apenninen verſetzt glaubt? In welcher andern Kapitale ſtößt man bei dem Gange durch menſchendurchwogte Gaſſen plötzlich auf epheuumrankte Trümmer alter Triumphbogen und Theater?

Beſonders entzückend iſt der Platz auf dem Quirinal mit den beiden Roſſebändigern und dem ägyptiſchen Obelisken, deſſen Anblick den Geiſt in graue Urzeit zurückführt, in das Reich der Pharaonen, das ſchon längſt von ſeiner Herrlichkeit herabgeſunken war, ehe Rom gegründet wurde. Es iſt ſeltſam, daß die Hauptſtadt der Chriſtenheit, die Reſidenz des Knechts der Knechte Gottes, trotz ihrer vielen hundert Kirchen und Kapellen und der tauſende von Prieſtern und Mönchen, denen man auf Schritt und Tritt in ihr begegnet, doch noch ſo ſtark das Gepräge des Heidentums bewahrt hat. Vor den Fenſtern des Papſtes, der im Herbſt und Sommer wegen der beſſeren Luft den Quirinal bewohnt, kann man Scenen erblicken, bei denen man ſich im alten Rom zu befinden glaubt. So erging es mir geſtern, als ich von der Porta Pia her dorthin kam. Hinter mir zog ein Schwarm froher Jünglinge und Mädchen, welche eben Weinleſe in einem der anliegenden Gärten gehalten hatten, heran, und als ich auf den Platz trat, ſah ich dort Fäſſer aufgeſtellt, in denen junge, halbnackte Leute die Trauben ſtampften. Während die Marmorbilder des Caſtor und Pollux im Strahl der Abendſonne glühten, begann nun der frohe, weinlaubbekränzte Schwarm bei Geſang und Schellengeklirr der Tambourine einen Tanz aufzuführen, wie er bei den antiken Bacchusfeſten wohl nicht viel anders geweſen iſt. Der Karneval, wegen deſſen Rom von jeher gerühmt ward, iſt auch eine Fortſetzung der Saturnalien, die in ihm bis in unſere Zeit fortleben. Wie einſt die Landleute der Umgegend bei den Götterfeſten in die Stadt kamen und vor den Statuen des Apollo und der Juno muſizirten, ſo ſieht man noch jetzt um Weihnachten und Oſtern Campagnabauern oder Ziegenhirten aus dem Gebirge vor den Bildern des Heilands und der Madonna ſtehen und ſie mit dem Spiel ihrer Dudelſäcke feiern.

Ein großer Reiz von Rom liegt in den Fernſichten auf die Campagna und die hinter ihr aufragenden Berge, deren

man von allen Höhen genießt. Manche können die Paſſion der Landſchaftsmaler, die ganz in dieſe Campagna verliebt ſind, nicht begreifen. Aber wer ſie an einem ſchönen Abend bei Sonnenuntergang ſieht, wird ihnen ſicherlich Recht geben; das Spiel des in allen Farben verglühenden Lichts, wie es auf den öden, in langen Linien ſich wellenförmig bis an das Gebirge hinziehenden Boden niederſinkt, macht eine bezaubernde Wirkung und würde ſicher minder ſchön ſein, wenn die Gegend mehr bebaut wäre. Damit will ich nun freilich nicht ſagen, daß zu Gunſten der Vedutenmaler und der reiſenden Naturfreunde die Agrikultur in Zukunft ſo vernachläſſigt werden ſollte, wie das bisher geſchehen iſt, ohne daß ein ſolcher menſchenfreundlicher Zweck dabei obgewaltet hätte. — Ein überaus anmutiger Platz iſt das nahe der Via Appia gelegene Thal der Egeria mit einer Grotte, wo die Nymphe den König Numa Weisheit gelehrt haben ſoll. Möchte doch den heutigen Herrſchern Italiens auch eine ſolche Nymphe mit ihrem Rat zur Seite ſtehen! Mich treibt es oft, wenn ich unter den Ruinen des verwilderten Rom der Kaiſerzeit umhergeirrt bin, hierher; denn da glaube ich mich in eine frühere unſchuldige Welt verſetzt, als die Himmliſchen ſich noch freundlich den Sterblichen geſellten. In den Wipfeln des nahe der Grotte gelegenen heiligen Haines rauſcht es noch wie prieſterliche Geſänge. In dem Glauben aller Völker lebt die Erinnerung an einen früheren, glücklicheren, ihnen verloren gegangenen Zuſtand. Daß eine ſolche goldene Zeit je auf Erden geweſen ſei, iſt freilich mehr als zweifelhaft. Aber man gönne doch dem geängſteten Gemüte, aus den Schrecken der ſpäteren Geſchichte ſich in eine frühe Vergangenheit zu flüchten und ſich in ein geträumtes Reich des Friedens und Glückes zu verſetzen, aus dem die Menſchheit ſich erſt nachher verirrt. Das Gefühl, als befände ich mich in einer ſolchen ſeligen Urwelt, hat mir auch den Aufenthalt in den Albanerbergen immer ſo teuer

gemacht. Der See von Nemi, bei den Römern der Spiegel der Diana genannt, ist noch von den ältesten Sagen umspielt, und ich kann mich schwer überreden, daß in dem Laubwaldschatten seiner Ufer jetzt nicht mehr Faune, Oreaden und Satyre hausen. Noch reicher an Naturschönheiten ist Tivoli mit seinen Felswildnissen und donnernden Wasserstürzen; für die Bewunderer des Horaz könnte dasselbe mit der Villa des Mäcen und dem Hause der tönenden Albunea noch eine besondere Anziehungskraft haben. Mir ist jedoch dieser Dichter nie sehr sympathisch gewesen; ich konnte ihm seine ars poetica, die Quelle, aus welcher Boileau und Gottsched ihre Lehren geschöpft haben, nie verzeihen. Um nicht als Barbar dazustehen, will ich hinzufügen, daß ich die Oden des Flaccus allerdings zu schätzen weiß. Dieselben haben ein merkwürdiges Schicksal gehabt; durch mehr als anderthalb Jahrtausende galten sie als das Höchste, was die lyrische Kunst erreicht; in allen europäischen Sprachen sind sie nachgeahmt worden, und besonders vom sechzehnten bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schwebten sie den Dichtern als unvergleichliche Muster vor. Seitdem hat der Wind des Geschmackes von einer andern Richtung her zu wehen begonnen und das frühere allgemeine Urteil sich bei Vielen so sehr in sein Gegenteil verwandelt, daß sie die Oden des Römers kaum noch als Gedichte gelten lassen wollen. Da sich zahlreiche auf uns gekommene Fragmente aus den untergegangenen Lyrikern der Griechen in den Gedichten des Horaz vorfinden, so muß man die letzteren allerdings als eine Art von Mosaik ansehen; allein man wird zugeben, daß diese Mosaik sehr geschickt gemacht ist. Und wenn wir Flaccus auch nicht als einen ursprünglichen und originalen Poeten betrachten können, so sollten wir doch auch noch in den schwachen Nachklängen seiner Leyer den Geist eines Alcäus, Stesichorus und Ibykus ehren.

Unter den Herrlichkeiten Roms steht natürlich die Samm-

lung antiker Bildwerke im Vatikan in vorderſter Reihe. Sie iſt die weitaus reichſte der Welt, ja alle übrigen Muſeen zuſammen kommen ihr vielleicht an Fülle und Trefflichkeit des Inhalts nicht gleich. Nur ſehr wenige der Statuen freilich ſind aus der goldenen Zeit der helleniſchen Kunſt. Aber ſchon die Nachbildungen eines Phidias und ſeiner Zeitgenoſſen haben hohen Wert; auch kann ich nicht mit ſolchen Archäologen übereinſtimmen, die den früher ſo bewunderten Apoll von Belvedere herabſetzen, ſeitdem ſich herausgeſtellt hat, daß er aus karrariſchem Marmor und daher nicht in Griechenland gefertigt iſt. Derſelbe ſcheint mir ein würdiges Bild jenes Apollo zu ſein, den der wundervolle homeriſche Hymnus ſchildert, und ich muß annehmen, daß er entweder von einem trefflichen griechiſchen, wenn auch in Italien lebenden Künſtler herrührt oder das Abbild eines helleniſchen Originals iſt. — Was mich bei der unvergleichlichen antiken Sammlung des Vatikan immer in Erſtaunen ſetzt, iſt, daß ſie ſich in dem Palaſt der Päpſte befindet. Als ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine allgemeine Begeiſterung für das helleniſche Altertum erwachte und auch die Oberherren der Chriſtenheit ſich dem mächtig wehenden Hauch derſelben nicht verſchließen konnten, ſchmückten ſie die Hallen des Vatikan, ſowie die Plätze der Stadt mit Götterſtatuen, welche in großer Menge dem Schutte des alten Rom entſtiegen. Allein die Nachfolger Leo's X. erkannten bald, wie unverträglich der Geiſt, welcher dieſen Papſt und manche ſeiner Kardinäle ergriffen hatte, mit dem der katholiſchen Kirche ſei, und ſuchten, hierin mächtig unterſtützt von Loyola und dem neugegründeten Jeſuitenorden, alle Schriften, welche ihrem Glauben Gefahr drohten, zu unterdrücken. Jeder, der unkanoniſche Meinungen ausgeſprochen hatte, verfiel der Inquiſition; doch ſeltſamerweiſe vergaßen die Päpſte und die Geiſtlichkeit, die Schriften der griechiſchen und römiſchen Autoren, die ihnen vor allen gefährlich werden konnten, auf den Index

zu ſetzen. Sie hätten in ihrem eigenen Intereſſe derartige Bücher verbrennen müſſen, die ein Proteſt gegen die Dogmen der Kirche waren und dieſelben früher oder ſpäter umſtürzen mußten. Wer die Weisheit eines Plato oder auch nur Cicero in ſich aufgenommen hat, wer ſich von dem Geiſte, der aus Plutarch weht, hat durchdringen laſſen, der wirft das Meßbuch unwillig beiſeite. Was half es nun, daß die Dominikaner Irrgläubige maſſenweiſe in den Flammen ſterben ließen, wenn die Werke der Griechen und Römer in zahlloſen Exemplaren von den Aldus und Stephanus gedruckt werden durften? Mit den Götterbildern der Alten verhält es ſich ähnlich wie mit deren Schriftwerken. Der Zauber, der von ihnen ausgeht, wirkte zuerſt ſo mächtig, daß Manche nahe daran waren, ſich zum Glauben an die alten Götter zu bekennen. Indeſſen auch auf Diejenigen, die durch ruhigeres Blut gegen ſolche Extravaganzen geſichert waren, konnte der Anblick der himmliſchen Schönheit doch ſicher nicht die Wirkung üben, ſie zu mönchiſcher Askeſe anzuleiten. Wer die Marmorbilder eines Apollo oder einer Diana betrachtet, der will auch Näheres von ihnen wiſſen, und indem er dadurch zur Leſung der alten Dichter hingeführt wird, muß er ein räudiges Schaf in der Herde Chriſti werden. Die Muhammedaner haben von ihrem Standpunkt aus, auf welchem ihnen der Koran als das oberſte Geſetz gilt, vollkommen recht, daß ſie alle mythologiſchen Statuen, deren ſie in den von ihnen beſetzten Ländern ſo viele fanden, als Götzenbilder perhorresziren. Ebenſo hatte das chriſtliche Mittelalter, inſofern vor allem die Macht des Klerus aufrecht gehalten werden ſollte, recht, in der Göttin der Schönheit die dämoniſche Frau Venus zu ſehen, die den Tannhäuſer in den Hörſelberg lockt. Wenn aber Paul III. und ſeine, den gleichen Zweck wie er verfolgenden Succeſſoren die Marmorbilder der Olympier, ſtatt ſie wieder in die Erde vergraben zu laſſen, in den Sälen und Säulengängen ihres Palaſtes aufſtellten,

so handelten sie dabei sicher gegen ihr eigenes Interesse. Als Luther, damals noch ein junger Augustinermönch, hierher kam und im Kloster Maria del Popolo wohnte, hat er gewiß die heidnischen Bildsäulen, wofern sie ihm zu Gesichte kamen, mit heiligem Abscheu betrachtet, und wenn er später Rom als den Sitz des Antichrists schmähte, mag er dabei auch an die Götzen gedacht haben, die dort auf den öffentlichen Plätzen zur Schau standen. Hätte später einer der protestantischen Fürsten Deutschlands eine Antikensammlung angelegt, der Reformator würde ihm den untersten Höllenpfuhl zur Bestrafung solchen Heidengreuels in Aussicht gestellt haben. In der That verträgt sich Liebe zur griechischen Kunst weder mit dem großen, noch mit dem kleinen Katechismus.

So oft ich über den Platz Campo di Fiore schreite, denke ich, daß dort der Scheiterhaufen gestanden, auf welchem Giordano Bruno von der päpstlichen Inquisition verbrannt wurde. Es ist mit Grund zu hoffen, daß einst ein Denkmal die Stelle der Richtstatt bezeichnen werde. Glücklicherweise erkennen meistens die Enkel die Sünden der Väter und suchen sie, so viel es noch möglich, zu sühnen. Bruno war kein bedeutender Geist; seinen philosophischen Schriften mangelte es an Klarheit, und weder seine Gedichte, noch sein Lustspiel „Il candelajo“ sind besonders hervorragend. Aber die Nachwelt ehrt ihn, und man muß sie dafür preisen, wegen seines Märtyrertums, höher als manche Schriftsteller, die weit Größeres geleistet haben. Freilich drängt sich mir dabei der bittere Gedanke auf, wie viele Andere, die gleich ihm für Geistesfreiheit stritten, in den Marterkammern des geistlichen Gerichts namenlose Qualen erduldet und zum Teil auch den Holzstoß bestiegen haben, ohne daß ein Gedächtnis von ihnen in der Welt zurückgeblieben wäre.

Da Rom die Stadt des Todes ist, suche ich mit Vorliebe solche Punkte auf, wo uns dieser ernste Freund, der einst uns

alle heimführen wird, entgegentritt. So das Kloſter Sankt Onofrio. Unter der Eiche des Gartens, deren Stamm vor einer Reihe von Jahren durch einen Sturm gebrochen wurde, die aber jetzt wieder aus der Wurzel hervorſprießt, ſoll Torquato Taſſo oft geſeſſen haben, als er, gebeugt von Leiden, die letzten Monate ſeines Lebens in dieſem Kloſter verbrachte. Es hatte ſich ſeiner eine tiefe, bisweilen in Geiſtesſtörung übergehende Melancholie bemächtigt. Dieſelbe war zum Teil durch die traurigen Erfahrungen verurſacht, die er am Hof zu Ferrara gemacht, zum Teil aber auch dadurch, daß er nahezu an ſich ſelbſt und ſeinem poetiſchen Beruf irre geworden war. Ueber Mangel an Teilnahme und Anerkennung ſeitens des Volkes konnte er eigentlich nicht klagen; ſein befreites Jeruſalem hatte ſogleich bei ſeinem Erſcheinen das größte Aufſehen erregt und weite Verbreitung gefunden. Man könnte ſogar ſagen, dasſelbe ſei von ſeinen Zeitgenoſſen wie ſpäter von der Nachwelt überſchätzt worden. Ich glaube nicht, daß Taſſo Anſpruch hat, zu den großen Dichtern gezählt zu werden. Allein auch durch Dichtungen zweiten Ranges laſſen ſich Lorbeerkränze verdienen, und derjenige, den Italien dem Sänger des Jeruſalem geflochten hat, ſoll ihm nicht zerpflückt werden. Daß dies die Akademie della Crusca that, daß ſie den ganzen Plan ſeines Epos verwarf und auch im Einzelnen alle möglichen Fehler darin nachzuweiſen wußte, war ein ſchwerer Schlag für ihn geweſen. Ein kühnerer und ſelbſtändigerer Geiſt hätte das Urteil dieſer Pedanten verachtet; der ſeine indeſſen wurde dadurch gebrochen, und er arbeitete ſein Gedicht, zum großen Schaden desſelben, um. Bei dieſer fruchtloſen Arbeit, durch die er ſeine Kritiker doch nicht befriedigen konnte, rieb er ſeine Kräfte auf, und als Rom ſich zuletzt rüſtete, ihn auf dem Capitol als Dichter zu krönen, war es zu ſpät, als daß ein ſolcher Beweis öffentlicher Anerkennung ihn noch neu mit Lebensmut und Schaffenskraft hätte erfüllen können. Und

dieſelbe Kritik, die jede Verletzung ihrer vermeintlichen Regeln bei den italieniſchen Dramatikern aufs ſchwerſte ahndete und eine gedeihliche Entwicklung des Theaters unmöglich machte, die dem Taſſo noch Gift in ſeinen von trüben Erfahrungen ſchon übervollen Lebensbecher goß, hatte Lobpoſaunenſtöße für viele langweilige, regelrechte Tragödien und pries manche der mittelmäßigen Sonettiſten des ſechzehnten Jahrhunderts als große Dichter.

Mein Lieblingsſpaziergang am Abend führt mich am Tempel der Veſta vorüber längs des Tiber nach dem Thore Sankt Paolo. In dieſer einſamen Gegend hat ſich der Geiſt der Schwermut, der in ganz Rom waltet, beſonders konzentrirt. Das alte Gebäude, das den Namen „Haus des Rienzi“ führt, erinnert an die unſelige Periode des Mittelalters, als Rom unter den Parteikämpfen der Savelli, Orſini, Colonna blutete. Da ſtieg in dem feurigen Geiſt des Rienzi und einiger ſeiner Freunde die Idee auf, ſie könnten die ewige Stadt in ihrer früheren Herrlichkeit wieder herſtellen. Petrarca hat in einer ſeiner ſchönſten Canzonen dieſen Hoffnungen beredten Ausdruck gegeben; er ſieht darin ſchon im Geiſte, wie die Theater, Siegesbogen, Paläſte, „die Ein großer Ruin bedeckt“, ſich wieder aus dem Schutte erheben. Da die Faszination des Namens Rom während des ganzen Mittelalters ſo groß war, daß ſie die deutſchen Kaiſer mit ungezählten Heerſcharen fort und fort nach dem Tiberſtrande zog, um das alte Imperium wieder aufzurichten, ſo begreift es ſich, wie der von Patriotismus glühende Dichter ſich von der Unternehmung des Rienzi Erfolg verſprechen konnte. Dieſelbe nahm, wie der Volkstribun ſelbſt, ſchnell ein klägliches Ende. In der Umgebung von ſeinem Hauſe erblickt man weithin nichts als Trümmer. Längs des gelben „weltſchuttführenden“, weg von Rom ſich wendenden Tiber nehme ich den Weg nach meinem Lieblingsplatze, dem proteſtantiſchen Kirchhof an der Pyramide des Ceſtius, und

ich weile dort, bis das Abendrot verglüht ist. Während diese einsame Stätte durch den Schmuck immergrüner Bäume und Gesträuche, sowie durch die Blumen, die selbst im Winter zwischen den Gräsern sprießen, das Auge erfreut, lädt der graue Denkstein des Cajus Cestius, laden die verwitterten Stadtmauern und die Marmorplatten über den Gräbern zu ernster Betrachtung ein. Es ruhen hier viele Nordländer, besonders junge deutsche Maler; der berühmteste unter ihnen ist Carstens, dieser von hellenischem Schönheitssinn ganz durchdrungene Künstler, den man mit weit mehr Recht als Mengs den Begründer der neueren deutschen Malerei nennen darf. Während seines Lebens ließ Deutschland ihn, wie es dies seinen besten Söhnen gegenüber zu thun pflegt, elend verkümmern; er sank darbend und mit dem niederbeugenden Gefühl, völlig verkannt zu sein, in ein frühes Grab, und auch jetzt noch wird er nur in ausgewählten Kreisen gebührend geschätzt, indessen Pfuscher ihre Ware auf dem Markt zu hohen Preisen an den Mann bringen.

Wenn ich alle die Gräber der hier Ruhenden überschaue, tritt mir oft auch der Gedanke an den eigenen Tod vor die Seele. Meine seit Jahren wankende Gesundheit ist tiefer erschüttert als je, und ich kann nicht wissen, wie lange mir noch unter den Lebenden zu wandeln vergönnt ist. Da erscheint es mir oft lockend, auf diesem Friedhof, einem der lieblichsten Plätze der Erde, bestattet zu werden. Doch das kann nicht sein; meine Gebeine werden fern im Norden neben denen der Teuren ruhen, die mir vorangegangen sind; und ich will damit zufrieden sein. Ich weiß, die Erdschicht, die sich über meinen Sarg hinbreiten wird, kann nur meine Hülle, nicht mich selbst festhalten. Seit meiner Jugend habe ich gestrebt, mich vom Staube emporzuringen, alles Große und Schöne, was Vergangenheit und Gegenwart bieten, mir zu eigen zu machen und den edlen und hohen Menschen, die zuvor gewesen,

auf ihrer Bahn nachzueifern. Ich habe gesucht, so viel zu lernen, wie es mir nach meinen Geisteskräften möglich war, habe bei den Weisen aller Völker meinen Wissensdurst zu löschen gestrebt, doch er ist unbefriedigt geblieben. Die großen Rätselfragen über die Welt und die Zukunft der Menschheit sind mir nicht gelöst worden; und nun sollte ewige Nacht mich decken, der Schleier des Geheimnisses sich mir nie lüften? Nein! neben meinem Grabe wird die Hoffnung auf ein anderes Leben Wacht halten. Eben der Drang nach Erkenntnis, der so unauslöschlich in meine Seele gepflanzt ist, gibt mir Bürgschaft, daß er einst gestillt werden muß. Ich kenne sehr wohl die Einwürfe, die der Materialismus gegen eine persönliche Fortdauer macht, und gebe zu, daß der Verstand sie nicht widerlegen kann. Aber der Verstand ist nicht das Höchste im Menschen. Es lebt in ihm ein mächtiges, unzerstörbares Gefühl, welches ihm sagt, daß sein tiefstes, innerstes Sein nicht der Vernichtung anheim fallen kann. Ich habe oft in stillen Stunden mich von den Geistern lange dahin Geschiedener umschwebt gefühlt, an deren Werken ich mich genährt und erhoben, an deren hohen Thaten ich mich begeistert habe. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß ich ihnen noch näher treten werde, als es in dieser meiner Erdenhülle geschehen konnte, daß ich an ihrer Seite, wenn auch der letzte unter ihnen, hoch und höher durch die Unermeßlichkeit emporschweben werde, bis ich endlich das Licht des Lichtes sehe. Und so will ich denn getrost die Augen zuschließen, mag man mir nun mein Grab am Tiber oder am Ufer der Ostsee schaufeln!

31.

St. Sauveur in den Pyrenäen, im September 1858.

Ich bin auf die Fußstapfen meiner jungen Jahre zurückgekehrt, um eine Reise zu machen, die mich sehr angezogen, deren eigentliches Ziel, Roland's Grabstätte im Thal von Ronceval, ich aber damals nicht erreicht hatte, weil das Betreten des spanischen Bodens durch den gerade hier wütenden Carlistenkrieg unmöglich geworden war. Deshalb nahm ich meinen Weg von Bayonne aus durch das französische Baskenländchen, diese kleine, merkwürdige Provinz, wo ein Teil der Urbewohner des alten Iberien sich noch mit seiner Sprache erhalten hat. Es ist seltsam, daß dieses Volk hier sowohl, wie in einem Teile des nördlichen Spaniens durch so viele Jahrhunderte fortgedauert, auch seine Sprache, auf die es stolz ist und die es die vollkommene nennt, literarisch kultivirt hat, und daß die übrigen Nationen von ihm und seiner Eigentümlichkeit so wenig Notiz nehmen. Die Franzosen, natürlich nur diejenigen, denen es an historischen Kenntnissen gebricht, sind der Meinung, die Basken redeten ein abscheuliches, barbarisches Kauderwelsch, und ahnen nicht, daß dieser von ihnen verachtete Jargon eine um viele Jahrtausende ältere Sprache ist, als ihre eigene, aus verdorbenem Latein entstandene Mundart. Das Haupthindernis für die Verbreitung des Baskischen oder Iberischen ist seine erstaunliche Schwierigkeit, deren Ueberwältigung doch nicht wie beim Sanskrit oder Arabischen durch reiche Literaturschätze belohnt wird. So ist dasselbe bisher nur von den eigentlichen Linguisten, welche Sprachen um ihrer selbst willen oder zum Zweck etymologischer Forschungen studiren, und von Historikern erlernt worden, die sich Aufschlüsse über die älteste Geschichte Europas aus ihm versprachen. Die glänzendsten Resultate hat auf diese Weise Wilhelm von Humboldt gewonnen, indem er durch Vergleichung vieler Ortsnamen

auf der ganzen pyrenäiſchen Halbinſel, ſowie in einem großen Teile des alten Gallien feſtgeſtellt hat, daß das Volk der Basken, identiſch mit dem der Iberer, vor undenklichen Zeiten einen weiten Teil des weſtlichen Europa einnahm. Auf meiner Wanderung durch das franzöſiſche Baskengebiet traf ich verſchiedentlich Leute, die kein Wort Franzöſiſch verſtanden, ſo daß ich wirklich in Verlegenheit geriet, weil ich keine Erkundigung über die Richtung des einzuſchlagenden Weges einziehen konnte; ich war daher genötigt, in Uſtaritz, dem Hauptort der Gegend, einen Führer zu nehmen, mit dem ſich freilich auch wenig reden ließ.

Die Landſchaft fand ich recht freundlich: wohl angebaute Hügel und Thäler. Mir entgeht ſtets ein Hauptgenuß des Reiſens, wenn ich mich mit den Bewohnern eines Landes nicht verſtändigen kann, und ſo habe ich es überall dahin zu bringen geſucht, mich in den einheimiſchen Sprachen wenigſtens notdürftig ausdrücken zu können. Aber hier wäre für eine Wanderung weniger Tage zu dieſem Zweck ein Aufwand von Zeit und Mühe erfordert worden, der offenbar die Koſten nicht gedeckt hätte. Daher war ich froh, als ich wieder in Gegenden kam, wo alle Welt franzöſiſch redete. Nun hoben ſich auch die Gebirge der Pyrenäen zu großartigeren Formen, und der Weg von dem ſehr ſchön gelegenen Oléron zwiſchen grünenden Nußbäumen und Kaſtanien nach Saint Jean Pied du Port ſchien mir ungemein maleriſch. Von hier aus iſt es nur noch ein Spaziergang bis an die ſpaniſche Grenze. Ich paſſirte dieſelbe, indem ich, das Flüßchen Nive überſchreitend, das Dorf Valcarlos betrat und in einem hübſchen kleinen Gaſthof einkehrte, der mir von meiner erſten Anweſenheit hier vor dreiundzwanzig Jahren noch lebhaft in der Erinnerung ſtand. Ich hatte damals den regen Wunſch, Roncevaſ zu beſuchen, erfuhr indes eben hier definitiv, wovon mir ſchon vorher vage Kunde geworden war, daß dieſes ein auf vernünftige

Weise nicht zu unternehmendes Wagestück sei. Gerade das nördliche Spanien wurde damals von wilden Banden durchstreift, welche für den absoluten König zu kämpfen vorgaben, aber im Grunde gemeine Räuberhorden waren und überall sengten, plünderten und mordeten. Der Wirt des trefflichen Gasthauses, der, wenn er auch Anhänger des Don Carlos war, doch ein recht gutmütiger Mann zu sein schien, schlug mir vor, die Tracht der Landbewohner dieser Gegend, die mir zu leihen er sich erbot, anzulegen und in solcher Verkleidung seinen Schwager, der in den nächsten Tagen in Geschäften nach Ronceval gehen müsse, dahin zu begleiten — er könne mir dann garantiren, daß mir nichts Böses geschehen werde. Ich acceptirte diesen Vorschlag dankend und nahm deshalb für einige Tage meinen Aufenthalt in Valcarlos. Dort lag eine ziemlich starke christinische Besatzung, und ich war also in dem Orte selbst nicht gefährdet; jedoch Offiziere, die ich in dem Wirtshause kennen lernte, warnten mich, die Spaziergänge, durch die ich mir die Zeit zu kürzen suchte, anderswohin, als auf französisches Gebiet zu richten. So kam mein Vorsatz schon wieder einigermaßen ins Wanken. Am Tage vor meinem beabsichtigten Aufbruch hörte ich dann so haarsträubende Berichte von den Atrocitäten, welche die Carlisten in eben diesen Tagen, nicht fern der Grenze, begangen hatten, daß ich es trotz meiner damaligen zwanzig Jahre als eine Thorheit erkannte, um einer romantischen Liebhaberei willen mein Leben, zum mindesten meine Freiheit, aufs Spiel zu setzen. Deshalb nahm ich mit schwerem Herzen von meinem freundlichen Wirte Abschied und trat den Rückweg nach Frankreich an. Der damals gescheiterte Plan sollte denn nun, mehr als zwei Dezennien später, ohne alle Schwierigkeit zur Ausführung kommen. Ich bestieg ein Pferd und schlug, begleitet von einem spanischen Führer, die Straße nach Pampelona ein. Unstreitig war dieser Bergpaß seit den Zeiten, als die schäumende Flut

der Araber sich zuerst über die ganze Halbinsel ergossen und sich dann auch über den Damm der Pyrenäen hingewälzt hatte, der Schauplatz vielfacher Kämpfe zwischen Moslimen und Christen gewesen. Nachdem es eine Zeit lang zweifelhaft geblieben, ob die Söhne des Propheten nicht ganz Frankreich unterjochen würden, warf Karl Martell sie in der gewaltigen Schlacht von Tours wieder nach Süden zurück, und nur einzelne ihrer Scharen behaupteten sich noch eine Zeit lang im südlichen Gallien. Doch wurden bei dem zwischen Christen und Moslimen wütenden Haß noch viele Streifzüge über das Gebirge gemacht. Die berühmte Schlacht von Ronceval ist vermutlich nur eines unter vielen Gefechten, die hier stattgefunden und im Volksmunde über alles Maß vergrößert worden. Die arabischen Geschichtschreiber geben, wie es scheint, keinerlei Kunde davon, was sie doch sicher gethan hätten, wenn die Niederlage der Christen eine so schwere und für die muhammedanischen Waffen so glorreiche gewesen wäre. Dennoch läßt sich, wie viel auch die Fabel die Thaten Karl's des Großen und seiner Paladine ausgeschmückt hat, das ganze Ereignis ebensowenig wie die Gestalt des Roland für eine bloße Erfindung der Dichter erklären. Wer das annehmen, wer behaupten wollte: alle die noch heute in den verschiedenen Städten aufrecht stehenden Rolandsbilder, alle Gesänge der verschiedenen Nationen zur Verherrlichung des gewaltigen Ritters hätten einem leeren Schatten gegolten, einem Geschöpf der Einbildungskraft, das nie Existenz auf Erden gehabt, der wäre doch nahe daran, die ganze Weltgeschichte, wenigstens der früheren Jahrhunderte, zu einem leeren Traumbild zu gestalten. Allerdings ist die Stelle in Eginhard's Leben Karl's des Großen, wo unter den bei Ronceval gefallenen Helden auch Karl's Neffe Hruodlandus, der Präfekt der britannischen Nordmark, genannt wird, nicht in allen Manuskripten vorhanden und könnte daher erst später aus Gedichten in dasselbe

aufgenommen worden sein. Aber wie vieles in aller Geschichte läßt sich gar nicht urkundlich durch versiegelte und verbriefte Dokumente nachweisen, wie viele große Männer der Vorzeit sind vom Schleier der Sage umkleidet, aus dem sich ihre Glieder nur in schwankenden Umrissen ablösen! Wollen wir sie nun deshalb für bloße Phantasiegeschöpfe ausgeben, so setzen wir uns möglicherweise einem spätern großen Dementi aus. In dieser Art war schon mit vielem Scharfsinn behauptet worden, wir wüßten nichts von einem Cid, nicht einmal, ob ein solcher je gelebt habe. Nun aber verbreitet sich aus arabischen Quellen plötzlich unerwartet Kunde über ihn, und er steht im vollen Licht der Geschichte vor uns da. Warten wir daher ab, ob nicht auch der alte Roland, und mit ihm zugleich Wilhelm Tell, eine ähnliche historische Auferstehung feiern werden! — Der nachher in so ungeheuerlicher Weise ausgeschmückte Vorgang der Schlacht bei Ronceval ist mutmaßlich folgender. Als der Omajjade Abdurrahman I. sich zum Oberherrn des größten Teils von Andalusien aufgeworfen hatte, hielt der Emir von Saragossa noch die Fahne der Abassiden aufrecht und sandte Boten an den gewaltigen Kaiser Karl nach Paderborn, um dessen Hilfe anzuflehen. Karl beschloß, diese zu gewähren, unstreitig mit dem Hintergedanken, bei dieser Gelegenheit für sich selbst Macht in Spanien zu gewinnen und dort das Christentum auszubreiten. Er zog mit einem stattlichen Heere über die Pyrenäen und vor die Wälle von Saragossa. Allein hier hatten sich die Dinge unterdessen anders gestaltet. Die Unterthanen des Emirs, unzufrieden über das Einrücken von Christen, empörten sich gegen ihren Gebieter, und dieser hatte nicht so viele Gewalt über sie, daß er seinen Helfer und Bundesgenossen in die Thore seiner Hauptstadt einlassen konnte. So wandte sich Karl, den überdies der Sachsenkrieg nach Norden rief, wieder auf den Heimweg. Er selbst hatte schon die Pyrenäen überschritten, als in Ronceval

oder Roncesvalles die Nachhut seines Heeres von verräterischen Basken überfallen und größtenteils niedergemetzelt wurde. Dies Ereignis ist gewiß von untergeordneter Bedeutung und konnte nur geringe Teilnahme erregen. Aber die Sage und Dichtkunst haben sich an ihm entzündet und das entlegene Pyrenäenthal mit einem Glanze umkleidet, wie er kaum noch eine andere Oertlichkeit außer der Ebene von Troja umstrahlt. Durch umherziehende Sänger ward Ronceval mit dem Untergange Roland's und seiner Tapferen der Mittelpunkt des carolingischen Sagenkreises, des größten und reichsten des Mittelalters. Nachdem lange einzelne Lieder hiervon zur Leier geklungen, wurden in einer lateinischen Kompilation des elften Jahrhunderts, welcher man fälschlich den Namen des Erzbischofs Turpin beilegte, die verschiedenen Traditionen und Legenden zu einem zusammenhängenden Ganzen verschmolzen, in welchem der historische Kern schon schwer zu erkennen ist. Nach dieser Chronik erblickt Karl der Große in einer Nacht eine funkelnde Masse von Sternen am Himmel, die sich wie ein langer Weg von der Küste von Friesland bis nach Galicien hinzieht. Zu dreien Malen wiederholt sich ihm diese Vision, und der heilige Jacobus, ihm erscheinend, fordert ihn auf, Spanien aus der Gewalt der Muhammedaner zu befreien und das Kreuz wieder auf ihre Götzentempel zu pflanzen. Der Aufforderung folgend, bricht denn der Kaiser mit einem gewaltigen Heere auf; er zieht siegreich von Meer zu Meer, weiht die Moscheen wieder dem christlichen Glauben und läßt die Muhammedaner, die sich weigern, die Taufe zu empfangen, niedermetzeln. Als schon ganz Spanien in seinen Händen ist, wirft sich ihm jedoch ein König Aigolandus aus Afrika mit zahllosen wilden Völkerschaften aus dem fernen Morgenlande entgegen; es entspinnt sich ein ungeheurer Krieg, in welchem ebenso Karl mit seinen Helden Roland, Oliver, Rainold von Montalban, Garin, Oger und Ganelon und so weiter, als die Heiden Wunder der

Tapferkeit vollbringen. Schließlich ist die Halbinsel wieder in der Macht des Kaisers. Nur zwei muhammedanische Könige, Marsirius und sein Bruder Beligand, behaupten noch ihre Unabhängigkeit in Saragossa. Karl sendet an sie Ganelon mit der Aufforderung, sich taufen zu lassen; sie aber bestechen den habsüchtigen Abgesandten und schicken durch ihn reiche Geschenke an den Kaiser, indem sie versprechen, nächstens nach Frankreich zu kommen und das Christentum anzunehmen. So tritt der Kaiser seinen Heimweg an; Roland und Oliver mit zwanzigtausend Mann bilden die Nachhut des Heeres und decken den Pyrenäenpaß Ronceval. Da erscheinen die beiden Könige von Saragossa auf den umliegenden Höhen mit fünfzigtausend Saracenen; die Christen sind abgeschnitten und können den von ringsher auf sie geschleuderten Speeren und Lanzen, den herabgewälzten, Alles zermalmenden Felsblöcken nicht standhalten. Von Allen entrinnen nur Wenige, wie Turpin und der Verräter Ganelon. Roland selbst steht noch aufrecht. Er stößt in sein elfenbeinernes Horn, und auf seinen Ruf sammeln sich wieder hundert Tapfere um ihn. Mit diesen dringt er in das Lager der Heiden ein und erschlägt den treulosen König von Saragossa. Seine hundert Gefährten werden niedergemacht, er selbst, schwer verwundet, irrt durch die Wälder und sinkt zuletzt in dem Engpaß von Cisera auf einen Marmorblock nieder. Er fühlt den nahen Tod und schlägt sein gewaltiges Schwert Durenda, damit es zersplittere und nicht in die Gewalt der Heiden falle, mit aller Kraft gegen den Marmor. Der Stein indes geht in Trümmer, während die Klinge unversehrt bleibt. Nun stößt er so mächtig in sein Horn Olifant, daß ihm die Adern des Halses springen. Der Schall dringt acht Stunden weit bis zu Karl dem Großen; mehrere Ritter eilen herbei und finden den Paladin sterbend. Auf die Nachricht kommt auch Karl mit dem geretteten Teil seines Heeres, bricht nach Saragossa auf und übt an den Saracenen Rache.

In Ronceval vollstreckt er dann sein Strafgericht an Ganelon, dessen Verrat zu Tage gekommen ist, und bestattet, nachdem er die Leichen der Krieger hat beerdigen lassen, diejenige seines Neffen Roland zu Blava. — Diese Chronik des angeblichen Turpin darf als die Hauptquelle für alle die späteren Lieder über Roland angesehen werden, obgleich nebenher auch noch andere seit früher Zeit in Umlauf gewesen sein mögen. Der Strom der Gesänge, welche den gewaltigen Paladin verherrlichten, schwoll und schwoll, bis er nahezu den ganzen Weltteil überflutete. Deutschland sowohl als Frankreich hatte sein berühmtes Rolandslied; die spanischen und portugiesischen Sänger feierten den großen Helden in zahllosen Romanzen wie einen Nationalheros. Vor dem Beginn der Schlacht von Hastings sang Taillefer angesichts des Heeres von Wilhelm dem Normannen das Lied von Roland. Zur eigentlichen Heimat der Dichtungen dieses Sagenkreises aber wurde Italien. Umfangreiche Epen, die Thaten Kaiser Karl's und seiner Paladine gegen die Saracenen und Roland's Untergang behandelnd, waren im fünfzehnten Jahrhundert verbreitet, unter ihnen besonders hervorragend La Spagna von dem Florentiner Sostegno di Zanobi. Dieses in Stanzen verfaßte Gedicht, wie die anderen ungefähr gleichzeitigen: Buovo von Antona, Königin Anchroja, Fräulein Rovenza mit dem Hammer und Leandra war, wie aus den Anreden an das Auditorium hervorgeht, darauf berechnet, vor einem Kreise von Zuhörern recitirt zu werden. Es ist im Stil feierlichsten Ernstes gehalten, und der Verfasser scheint auch das ausschweifendste Wunderbare, das er berichtet, zu glauben. Allein nicht lange nachher schlug der sehr begabte Dichter Pulci bei Behandlung dieses carolingischen Sagenstoffes einen ganz verschiedenen Ton an, indem er die genannten Epen, besonders die Spagna, vielfach parodirte, die Erzählung der Begebenheiten durch skurrile Wendungen unterbrach, seinen Helden Redensarten des gemeinen toskanischen Pöbels in den

Mund legte und mit der alten Tradition wie mit den Epen, die sie so andachtsvoll gefeiert, nicht viel anders verfuhr, als Cervantes mit den Ritterromanen. Noch einmal suchte Bojardo in seinem „Verliebten Roland" die alte romantische Zeit, frei von allen entweihenden Zügen im Geiste des Mittelalters heraufzubeschwören. Aber die Zeiten, und mit ihnen die Sinnesart der Menschen, hatten sich verändert und er konnte keinen rechten Anklang mehr auf die Dauer im Publikum finden. Auch löste er sich von der mittelalterlichen Tradition ab, indem er einen großen Teil der Gestalten und Ereignisse seines Gedichts selbst erfand. Die rechte Weise, den Italienern zu behagen, entdeckte nun Ariost, der, was die Geschichte und Abenteuer der Helden anlangt, in seinem Rasenden Roland den Verliebten Roland des Bojardo nur fortsetzte, allein die ganze Wunderwelt der Sage und Phantasie, die er vor den Hörern ausbreitete, bloß als ein heiteres Spiel des Geistes behandelte, für das er keinen Glauben in Anspruch nahm. Mit Humor und Ironie, die nur hie und da mehr in Ernst übergehen und Teilnahme des Gemüts beanspruchen, betrachtet er das Treiben seiner Helden und Frauen, ohne jedoch von der derben Persiflage und Parodie des Pulci Gebrauch zu machen. Mehr der Manier des Letzteren näherte sich dann von neuem Berni, indem er in seiner Ueberarbeitung des Bojardo Alles, was dieser ernst und pathetisch vorgetragen, ins Komische herüberzog.

Der Stelle, welche neben Ilion und Priamus' heiliger Veste vielleicht eine größere Rolle in der Poesie gespielt hat, als irgend eine andere, zog ich nun an einem schönen Morgen entgegen. Es machte mir Freude, aus den Reden meines jungen spanischen Führers zu entnehmen, daß derselbe sich ganz wohl mit den Heldenthaten Karl's des Großen und seiner Paladine, wie mit dessen Niederlage in den Pyrenäen vertraut zeigte. Es war das unstreitig eine Folge des diesen Gegen-

stand behandelnden Volksbuches, welches nebst vielen anderen ähnlichen noch heute auf den Märkten der spanischen Städte verkauft wird. Mir selbst war bei meinem jetzigen Zuge nach dem berühmten Kloster von Ronceval sehr wohl bewußt, daß diese Oertlichkeit ihr Interesse weit mehr der Dichtkunst, als der Geschichte entlieh. Ich sagte mir, das Kloster könne erst einer Periode angehören, die Jahrhunderte hinter der Katastrophe in dem Pyrenäenpasse liege, und jedenfalls müßten alle Reliquien von Roland oder den anderen Helden, die man dort zeige, apokryph sein. Aber trotzdem schätze ich mich glücklich, das sangberühmte Thal, dessen Name schon so oft an mein Ohr geklungen, besuchen zu dürfen, und würde zu dem Zweck noch viele Meilen weiter gereist sein. Möge man das Chimäre nennen! Allein nähme man alle Reize, mit welcher die Einbildungskraft die Welt schmückt, hinweg und ließe nur die nackte, thatsächliche Wirklichkeit auf ihr zurück, so würde sie zur Wüste verwandelt werden. Mögen Taktiker auf das halb im Fabelreiche gelegene Terrain von Ronceval als auf ein für ihre militärischen Studien unfruchtbares verachtend herabblicken, für mich ist es ein ungleich interessanterer Ort, als hundert Schlachtfelder aus dem dreißigjährigen oder spanischen Erbfolgekriege, von denen wir noch genaue Situationspläne besitzen.

Der Weg von Valcarlos aus war zuerst noch schön bewaldet; doch wie er höher stieg, verminderte sich die Vegetation. Lange ging es über ein ziemlich ödes Hochplateau hin; dann that sich vor mir, überragt von hohen Gipfeln, das Thal von Ronceval auf. Das in demselben gelegene Dorf gleichen Namens ist recht armselig, das berühmte Kloster ein großes Gebäude, das einzig durch seine Masse, nicht durch seinen Baustil imponiren kann. In der darin befindlichen Kirche werden mancherlei Reliquien gezeigt, z. B. die Stiefel und ein Handschuh Roland's, sowie die rotsammetnen Schuhe des Erzbischofs Turpin. In einem andern Teile des Dorfes steht eine

Heiligegeiſtkapelle, welche über einer Grube errichtet worden ſein ſoll, in der die Gebeine der gefallenen Chriſten ruhen.

Da ich wohl wußte, daß es in Roncevaal an einem guten Unterkommen gebreche, hatte ich mich mit Proviant verſorgt und verzehrte denſelben in einer armſeligen Venta von dem nämlichen Charakter, wie er in Spanien von der franzöſiſchen Grenze an bis hinunter nach Cadix herrſcht. Der redſelige Wirt war ſehr bewandert in der Geſchichte ſeines Heimatsdorfes und erzählte ebenſo von den Kämpfen, die hier in der napoleoniſchen Zeit zwiſchen Marſchall Soult und Wellington ſtattgefunden, wie von der Niederlage Karl's des Großen, als wären ſie nur durch einen kurzen Zwiſchenraum von einander getrennt geweſen, und als hätte noch ſein Großvater Zeuge der letzteren ſein können. Er holte eine alte, faſt ganz zu Fetzen geleſene Romanzenſammlung herbei und las mir mehrere Stücke daraus vor, darunter die Romanze, welche anfängt: „Uebel ging es euch, Franzoſen, auf der Jagd von Roncevaal!" Nachdem ich meine Mahlzeit beendigt, wollte er mich dienſtbefliſſen zu der Stelle führen, wo der ſterbende Roland in ſein Horn Olifant geblaſen habe und dann verſchieden ſei; aber da der Tag ſchon vorgerückt war und ich Abends in Valcarlos zurück ſein wollte, begnügte ich mich damit, noch etwas weiter auf der Straße nach Pampelona durch das fruchtbare Thal ins Land hereinzureiten, und kehrte dann auf dem nämlichen Wege um, mehrmals Halt machend und mir die Lokalität ins Gedächtnis einprägend.

Es iſt beachtenswert, daß ſich unter den Basken noch ein Geſang: „Das Lied von Altabizcar" erhalten hat, in welchem die Nachkommen der alten Iberer für ſich den Ruhm in Anſpruch nehmen, die Nachhut von Karl's des Großen Heer überfallen und vernichtet zu haben. Ferner erſcheint es merkwürdig, welche von allen übrigen Traditionen abweichende Geſtalt die Geſchichte von Roland's Untergang in der ſpaniſchen

Sage angenommen hat. Nach dieſer ſoll es ein kühner junger Aſturier, Bernardo del Carpio, geweſen ſein, der den Franzoſen die Niederlage von Ronceval bereitete und Roland erſchlug. Er war ein Sohn von König Alfonſo's Schweſter Ximena, die wider den Willen ihres Bruders eine Verbindung mit dem Grafen von Saldaña eingegangen war. Der König hatte in ſeinem Zorn darüber die Schweſter in ein Kloſter verſtoßen, den Grafen in einen unterirdiſchen Kerker werfen, den Sohn aber in völliger Unwiſſenheit über ſeine Herkunft erziehen laſſen. Zum Jüngling erblüht, zeichnet ſich Bernardo vor allen Rittern des Landes durch glänzende Tapferkeit aus und ſammelt einen großen Anhang um ſich. Als der König, von den Arabern bedrängt, ſich um Hilfe an Karl den Großen wendet und dieſem als Preis dafür ein Gebiet in Spanien verheißt, brauſt des Jünglings verletztes Nationalgefühl empor, und in offener Empörung verlangt er die Zurücknahme der dem Kaiſer Karl gemachten Zuſage und ſetzt dieſelbe auch durch. Da nun Karl ergrimmt nach Spanien aufbricht, ſtellt ſich ihm Bernardo als Führer des geſammten aſturiſchen Heeres entgegen, ſchlägt die Franzoſen bei Ronceval und tödtet Roland mit eigener Hand. Schon vorher hat er das Geheimnis ſeiner Geburt erfahren und ſich von dem König das Verſprechen geben laſſen, wenn er den Kampf ſiegreich durchführe, ſolle dieſer ſeine Eltern in Freiheit ſetzen und, um den Makel unehelicher Geburt von ihm hinwegzunehmen, die Beiden miteinander vermählen. Aber der verräteriſche Alfonſo bricht ſeine Zuſage und treibt dadurch Bernardo von neuem in offene Empörung. Zuletzt ſendet der König dem Jüngling einen Ring, auf deſſen Vorweiſung ihm das Thor zum Kerker des Grafen geöffnet wird. Bernardo will in die Arme des Vaters ſtürzen, findet aber nur eine Leiche. Er führt dann ſeine Mutter Ximena aus dem Gefängniſſe herbei und vermählt ſie dem todten Grafen von Saldaña; aber unmöglich kann er ſich

mit dem Könige, der ihn so tückisch um den Siegespreis betrogen hat, versöhnen. Er erhebt vielmehr von neuem die Fahne des Aufruhrs gegen denselben. Diese Geschichte des Bernardo del Carpio, von der sich schwer ermitteln läßt, ob ihr irgend historische Begebenheiten zu Grunde liegen, ist in vielen Romanzen und später von Balbuena in einem großen Heldengedicht besungen worden.

Von Saint Jean Pied du Port begab ich mich nach dem reizend angesichts der langhin gestreckten Pyrenäenkette gelegenen Pau, und von dort ins Gebirge, um dessen schönste Partien, die mir von früher her glänzend in Erinnerung standen, von neuem zu durchwandern. Ich sah Cauterets mit seinem wildromantischen See von Gaube. Wenn mich zu anderen Gegenden die Dichtungen, deren Schauplatz sie sind, hingezogen haben, so kann ich nicht behaupten, daß Begeisterung für Heine's Atta Troll mich zu diesem See gelockt hätte; ich weiß sehr wohl manche lyrische Gedichte Heine's, sowie auch den glänzenden Witz in seinen Prosaschriften zu schätzen, habe aber nie begreifen können, wie sein Bärenepos vom Lac de Gaube hat Beifall finden können. Die Erfindung desselben ist doch gleich Null. Auch der Witz, über den sonst der Autor gebietet, ist nur in homöopathischen Dosen verteilt; die höchst nachlässige und saloppe Form endlich sinkt oft zur gemeinsten Prosa hinab. Es scheint mir ein Grundgesetz der komischen Dichtung, die auf wirklichen poetischen Wert Anspruch macht, daß sie den höchsten Glanz der Sprache und der Versbildung entfaltet. Das zeigen die burlesken Gedichte der Italiener von Pulci herab bis auf Tassoni und Casti, das auch die von ihnen angeregten komischen Gedichte der Engländer, wie Whistlecraft's und Byron's. Schon die altfranzösischen fabliaux und unser Reineke Fuchs verdanken einen Teil ihrer Anziehungskraft ihrer Versifikation. Wie armselig und roh erscheint dagegen Atta Troll! Sprudelnder Geist und

reiche poetiſche Erfindung könnten freilich auch in ſolcher ungeſchlachten Form ſich geltend machen und über dieſelbe hinwegſehen laſſen. Da hier indes wenig davon zu entdecken iſt, ſteht das Ganze als ein wertloſes Produkt da, und ich möchte ſogar der Jobſiade und Blumauer's traveſtirter Aeneide den Vorzug geben. Diejenigen, die Heine als den deutſchen Ariſtophanes geprieſen, müſſen wohl nie eine Zeile von dem großen attiſchen Komiker geleſen haben. Eine einzige Seite aus Platen's „Verhängnisvoller Gabel" verleiht Letzterem vollgiltigen Anſpruch auf den Namen, den nur Unbildung und Unwiſſenheit Heine beilegen konnten.

Die Pyrenäen ſtehen gewiß im Allgemeinen an Großartigkeit hinter den Alpen zurück; doch gibt es einen Punkt in denſelben, der ſich dem Herrlichſten, was letztere darbieten, völlig gleichſtellen kann. Dies iſt das ſogenannte Amphitheater von Gavarni. Ich habe den Badeort Saint Sauveur zu meinem Aufenthalt genommen und von hier aus zu wiederholten Malen den Ausflug nach jener Gebirgsſchlucht und ihrer wunderbaren Scenerie gemacht. Schon Saint Sauveur liegt prächtig auf einer Anhöhe über einem grünenden Thal, durch welches der Gave — ſo heißen in den Pyrenäen alle Gebirgsbäche — in ſchäumenden Wellen hinſchießt. Der Weg von hier nach Gavarni, der ſich immer längs des brauſenden Waſſers zwiſchen wild aufgetürmten Felsblöcken windet, bietet die mannigfaltigſten Perſpektiven. Zuletzt ſchließen ſich die Bergmaſſen zu einem Hochthal auf, deſſen Südſeite in weitem Halbkreiſe von gigantiſchen himmelragenden, zwiſchen Frankreich und Spanien emporſteigenden Felſen begrenzt iſt. Noch gegenwärtig, nach einem ſehr heißen Sommer, liegt auf den Höhen und an den Abhängen, da, wo ſie einigermaßen Halt gewähren, beträchtlich viel Schnee. Allerdings bietet das Amphitheater jetzt keinen ganz ſo impoſanten Anblick, wie ich ihn vor Jahren hier im Mai genoſſen hatte, als Alles mit Eis- und

Schneemaſſen überdeckt war. Die Formation der ſich beinahe ſenkrecht aus der Tiefe bis zur Höhe von zehntauſend Fuß erhebenden Steilwände des Marboré, der Frazona und wie die anderen Berge heißen mögen, iſt von der kühnſten und gewaltigſten Art. Man glaubt, nicht die Natur habe dies Geſtein erſchaffen, vielmehr Titanen der Urwelt hätten die Wände als Bollwerk und Grenzſcheide zwiſchen zwei Ländern aufgemauert. Von oben ſtürzt der Gave de Pau, ein gewaltiger Waſſerſtrahl, der den Staubbach um mehrere hundert Fuß an Höhe übertrifft und die höchſte Cascade Europas ſein ſoll, in den Zirkus hinab. Zur Seite ſchlängelt ſich ein ſteiler, nur dem ſicheren Fuß des Maultieres zugänglicher Pfad empor und führt über den höchſten Firſt der Gebirgsmauer nach Aragonien. Dort oben ſind die Felſen wie ein koloſſales Thor ſenkrecht geſpalten. Dieſer Durchgang führt den Namen „die Rolandsbreſche“, und es geht die Sage, der Paladin habe die ungeheure Bergmaſſe mit Einem Hiebe ſeines Schwertes durchhauen. So findet man ſich hier wieder unter die magnanime menzogne der Ritterpoeſie verſetzt, und wenn man den zur Seite aufragenden ſtahlblauen, gleich einem Schloß gebauten Felſen betrachtet, ſo möchte man glauben, Arioſt habe die Gegend gekannt und hierher den Zauberpalaſt des Rieſen Atlas verlegt; ſo genau paßt ſeine Schilderung auf dieſe Lokalität.

32.

Avignon, im Oktober 1858.

Von den Pyrenäen begab ich mich nach Toulouſe, und habe dann weiter das Land der Troubadours in ſeiner ganzen Ausdehnung durchreiſt, an manchen Punkten Halt machend und alte zerfallene Burgen erſteigend, die einſt, wenn

die auf den Wällen flatternde Fahne Ritter und Damen zum fröhlichen Feste lud, von den Tenzonen der Dichter, den Harfenklängen der Jongleurs widerhallten. Der Name der Provence hat von jeher eine große Faszination über mich geübt. Die hier heimatlichen Sagen von Aucassin und Nicolette, von Peter von Provence und der schönen Magelone haben meine Phantasie früh gefangen genommen. Wenn ich mir auch nicht verhehlte, daß den Gesängen der Troubadours eben kein hoher dichterischer Wert zuzugestehen sei, so erschien mir doch das Leben, das sich in den Adelsschlössern des südlichen Frankreichs entfaltete, in einem blendenden Glanz der Poesie. Prachtturniere in den Schloßhöfen, Abends durch Gelage und Tanzfeste gekrönt, wo sich der Reigen der Gäste beim Schall von Leier und Zither durch die Säle schlingt; Burgfrauen, in einsamer Schloßkapelle zur Mutter Gottes für einen geliebten Pagen betend; verstohlene Zusammenkünfte um Mitternacht, wo die Edelfrau in ihrem Erkergemach den Geliebten umschlingt, bis außen die warnende Pfeife des Wächters ertönt, welche den Morgen verkündet, und nun die Liebenden sich einander aus den Armen windend seufzen: „Ach Gott! Ach Gott! Was kommt der Tag so früh!" — was braucht es mehr, um eine jugendliche Einbildungskraft zu entflammen? Dem entsprechend hatte ich mir die Provence selbst auch als ein üppig grünendes Land vorgestellt. Doch war ich schon bei meiner früheren Reise in solcher Hinsicht enttäuscht worden. Nur im Frühling, wenn die Myrten duften, die Mandel- und Pfirsichbäume ihre weißen Knospen erschließen, bekleiden sich die zackigen Felsen, wie die weithin gestreckten Flächen auf kurze Zeit mit einem freundlichen Gewande. Späterhin erscheint alles kahl und sonnenverbrannt, und die oft malerischen Formen des Terrains können kaum für den Mangel an Vegetation entschädigen. Im zwölften Jahrhundert mag das anders gewesen sein; als die zinnengekrönten Schlösser mit ihren Türmen weithin in das Land

hineinsahen, mögen auch manche der Felder und Abhänge bessere Kultur gehabt haben, wenngleich die steten Fehden von Baronen zu Baronen die Arbeit der Landbewohner oft zerstört haben müssen. Doch eine fürchterliche Katastrophe, wie sie nur wenige Gegenden der Erde betroffen, erging über das Land der Minne und des Gesanges, verwandelte seine Burgen wie Städte in Haufen rauchenden Schuttes und rottete das fröhliche und leichtlebige Geschlecht seiner Bewohner aus. Die entsetzliche Albigenserverfolgung, als sich Horden raub- und mordgieriger Fanatiker, geführt von dem heiligen Dominicus, in das Gebiet des Grafen Raimond von Toulouse ergossen, um ihn zu zwingen, seine schützende Hand von den Ketzern abzuziehen, überdeckte im Verlauf eines halben Jahrhunderts nicht nur diesen Teil Südfrankreichs, sondern auch die ganze Provence mit Leichen von Erschlagenen ohne Maß und Zahl. Nachdem schon ganze Ortschaften der Erde gleichgemacht, ganze Bezirke und Städte ausgemordet waren, strömten, gelockt durch den verheißenen päpstlichen Ablaß, noch immer neue, glaubenstrunkene Scharen heran, bis die ganze weite Strecke von der Rhone und Durance bis gegen die Pyrenäen hin zu Einer Wüste geworden war, auf der dann die Inquisition ihre grause Henkerbühne aufschlug. Von diesen Orgien religiöser Verheerungswut, die später noch in den Dragonaden Ludwigs XIV. und den Cevennenkriegen ihre Fortsetzung fanden, hat sich das Gebiet der Langue d'Oc niemals wieder erholt. Mit Trauer schweift der Blick über diese große Trümmerstätte, dieses weite Feld Akeldama, in welchem die Leiche eines ganzen Volkes modert. Die Nachwelt kann nicht umhin, diesem Volk die Thräne des innigsten Mitleids zu weihen, auf das Haupt seiner Mörder aber den schwersten Fluch zu schleudern. Hätte jene Periode des Rittertums, die sich so glänzend in der Provence erschloß, im Wandel der Zeiten ruhig ihr Ende gefunden, wir würden ihr mindere Teilnahme schenken, wir würden vielleicht sogar

sagen, es sei nicht schade, daß sie von der Erde verschwunden, da es doch eine Epoche feudaler Tyrannei gewesen, in welcher der Adel alles gegolten, der Bauer aber in einem Zustande der drückendsten Knechtschaft gelebt habe; während die Barone Feste gefeiert und die edlen Damen ihren Liebschaften nachgehangen, hätten die Leibeigenen im Frondienste geschmachtet oder unten in dunklen Burgverließen geseufzt. Aber eben der furchtbare Ausgang umgibt sie mit einem verklärenden Schein des Märtyrertums und läßt uns alle von den Baronen in ihren Städtekriegen mit einander sowie im Uebermute gegen ihre Vasallen verübten Frevel in einem milderen Licht erscheinen. Denn neben den himmelschreienden Missethaten, deren Opfer sie wurden, wiegen alle von ihnen vollbrachten Verbrechen nur leicht. So hat wegen ihres tragischen Ausganges auch die Kunst der Troubadours für uns ein höheres Interesse gewonnen, als wir sonst an den Liedern eines Bernard von Ventadour oder Bertrand von Born, ihres Gehaltes wegen nehmen würden. Wir sagen uns, daß die provençalischen Dichter die frühesten waren, die wie Frühlingslerchen am Himmel der europäischen Poesie jubelten, und daß auf diese erste Phase der gaja scientia sicher noch andere von viel höherer Entfaltung gefolgt sein würden, wenn nicht plötzlich ein jäher Untergang sie selbst wie alle ihre Keime und Knospen ereilt hätte. Wir denken, wie sich an den Liedern der Troubadours die Dichtkunst der übrigen Völker entflammt hat, wie die italienische Lyrik des Cino von Pistoja und des Dante von ihnen beeinflußt worden ist, wie Richard Löwenherz und Kaiser Friedrich II. ihre Weisen nachzuahmen suchten, und wie ein Nachklang von ihren Albas noch den süßesten Reiz in der Scheidescene von Shakespeare's Romeo und Julie bildet.

Solche Gedanken breiteten auf meiner ganzen Reise durch die Provence einen düstern Schatten der Trauer um mich her, und auch die goldene Herbstsonne, die über den Gefilden

lag, vermochte nicht, denselben für mich zu lichten. Avignon, wo ich ein paar Tage verweilte, ist auch nicht geeignet, den Geist zu erheitern. Eine finstere, tief zerfallene Stadt mit engen, vielgewundenen Gassen, erinnerte sie mich fast an alte maurische Festungen Andalusiens, wie Alhama oder Alcala de Guadaira. Ueber dem verworrenen Häuserlabyrinth ragt auf einem Felsen der gewaltige päpstliche Palast, das merkwürdigste Bauwerk, das Avignon aufzuweisen hat. Derselbe ist leider, gleich der in ihm enthaltenen Kirche, so vielfach in allen Teilen umgewandelt, daß von seinem ursprünglichen Zustande wenig mehr zu erkennen ist. Hie und da über dem Portal, an den Wänden oder über einer Säule erblickt man noch die halb erloschenen Umrisse von Fresken, mit denen Schüler Giotto's das Gebäude schmückten. Das liebliche Antlitz eines Engels oder eines Heiligen, das auf den Ruin herniederlächelt, läßt letzteren nur noch um so mehr hervortreten. Brand und Verheerung durch Menschenhände haben im Innern so gewütet, daß die anfängliche Bestimmung und Einteilung der Räume sich nicht mehr herausfinden läßt. Ein großer Teil ist in eine Kaserne umgewandelt, und französische Soldaten hausen in den ehemaligen Prunksälen und in den heiligen Kapellen der Päpste, ebenso wie einst die Landsknechte des Connetable von Bourbon in den Logen des Vatikan und in der Sistina ihr Lager aufgeschlagen hatten. Wie der Aufseher mich durch alle Oertlichkeiten des ungeheuren Gebäudes führte und ich bisweilen über Steingeröll und zerfallenes Gemäuer hinklettern mußte, konnte ich mich oft eines schaudernden Gefühles nicht erwehren, besonders da mein Führer Gefallen daran fand, mir Greuel aller Art zu berichten, die hier geschehen sein sollten. Kaum konnte ich ihm Unglauben entgegensetzen, als er mir die Kammern der Inquisition und in ihnen auch noch den Ofen zeigte, in welchem die Folterwerkzeuge glühend gemacht wurden, um die Ketzer zum Geständnisse zu zwingen.

Denkmale solcher grausen Barbarei sind noch über ganz Europa verstreut, geistliche und weltliche Gerichte aller Konfessionen haben viele Jahrhunderte hindurch in Anwendung sinnreicher Marterinstrumente einander überboten, und es wäre thöricht, die Päpste von Avignon besonderer Grausamkeit anzuklagen, weil sie eine Praxis geübt, die zu ihrer Zeit allgemein gebräuchlich war. Nicht völlig Zutrauen dagegen schenkte ich dem Aufseher in Bezug auf die Schreckenserzählung, die er in einem andern Teile des Palastes vorbrachte. Dort in einem jetzt zerstörten Saale sollte Papst Innocenz XXII. viele der vornehmsten Bewohner von Avignon zu einem Feste geladen und sie dann in Flammen haben umkommen lassen, und zwar aus Rache, weil sie früher seinen Neffen zur Strafe für begangene Ausschweifungen umgebracht. Historisch scheint der Vorgang nicht beglaubigt zu sein. Leider aber — mag auch diese Geschichte ebenso wie andere ähnliche erfunden worden sein — gibt es Zeugnisse genug, welche das schwärzeste Licht über das päpstliche Avignon und über das Leben der Statthalter Christi daselbst breiten. Vor allem gewichtig in solcher Hinsicht sind die Briefe des Petrarca. „Die Sonne hat nichts Häßlicheres beschienen," schreibt er von Avignon, „als dies Babylon des Abendlandes, und wahrlich dem brodelnden Cocyt oder dem Acheron des Tartarus gleicht der wilde Rhodan, wo die Erben der armen Fischer herrschen, die ihres Ursprunges wundersam vergessen. Es ist zum Erstarren, an jene zu denken und diese Leute anzusehen, wie sie von Gold strotzen und in Purpur einhergehen, von dem Raube der Fürsten und Völker lebend, statt daß sie Ruder schlagen. — Da muß man sehen statt heiliger Einsamkeit lasterhafte Gesellschaft und Scharen der verderbtesten Trabanten, statt Enthaltsamkeit schwelgerische Tafeln, statt frommen Pilgerns schweinische Trägheit, statt der nackten Füße der Apostel üppige Schnabelschuhe. Sie liegen auf Gold, sie decken sich mit Gold, sie fressen Gold; sie werden,

wenn ihr Herr nicht dem Luxus der Diener Einhalt thut, ihre Roſſe noch mit Gold beſchlagen. Kurz, man ſollte ſie für Könige der Perſer oder Parther halten, die ſich anbeten laſſen, die ohne Geſchenke zu begrüßen ein Verbrechen iſt. — Das iſt unſer neues Babel. Alles Gute wird hier verkehrt, aber vor Allem die Freiheit, bald auch, der Reihe nach, Ruhe, Freudigkeit, Hoffnung, Glaube und Liebe, zum großen Verderben der Seele. Doch in dem Reiche der Habſucht wird kein Verluſt groß geachtet, als der an Geld. Die Hoffnung des zukünftigen Lebens iſt ihnen ein Märlein geworden, und was von der Hölle erzählt wird, iſt alles nur Fabel; die Auferſtehung des Fleiſches und das Ende der Welt und Chriſtus, der zum Gericht kommt, iſt alles Narretheidung. Die Wahrheit iſt ihnen Thorheit, Enthaltſamkeit bäueriſche Roheit, Schamhaftigkeit ein großer Vorwurf, dagegen zügelloſe Sünde Hochherzigkeit und edle Freiheit. Je beſudelter indes das Leben, deſto herrlicher iſt es; je mehr Verbrechen man häuft, deſto größer iſt der Ruhm. Ein unbeſcholtener Name iſt Koth, und ein guter Ruf iſt das ſchlechteſte der Güter. Dieſes iſt die Buhlerin Babylon, welche Unzucht treibt mit den Königen der Erde; ſie, die der heilige Evangeliſt im Geiſte ſah."

33.

Florenz, Oktober 1858.

Die Glanzperiode von Florenz war unſtreitig die der erſten Mediceer, beſonders die des Lorenzo. Diejenigen, welche für die Republik ſchwärmen und behaupten, daß unter dieſer Form der Staat ſich am herrlichſten entfalte, (eine Behauptung, die ſich keineswegs in allen Fällen bewahrheitet) können die Arnoſtadt als einen Beleg für ihren Satz anführen. Die Parteikämpfe, die ſo lange gewütet und die Blüten der Kunſt,

die ſich ſchon erſchloſſen, wieder erſtickt hatten, waren beſänftigt, und nun begann ein Flor des Wiſſens und des Schönen, wie er nur ſelten auf Erden gediehen. Die wieder aufgehende Sonne Griechenlands weckte die Geiſter zu höherem Schwung und drang ſelbſt in die Zellen der Klöſter. Zahlreich ſtrömten Wiſſensdurſtige in die Hallen, wo Flüchtlinge aus Byzanz die Weisheit der Hellenen lehrten oder deren Dichtwerke erklärten. Der Eindruck, den die letzteren machten, war ein ſo blendender und berauſchender, daß die Befürchtung des Erasmus, das Heidentum werde von neuem Bekenner gewinnen, ſich verwirklichte. Ein Grieche Gemiſtos, mit dem Beinamen Pletho, der, von Cosmo von Medici hochbegünſtigt, lange Zeit in Florenz lebte und lehrte, zuletzt aber hochbejahrt im Peloponnes ſtarb, ſtand in dem Rufe, ein Anbeter der alten Götter zu ſein, und es wurde ihm die Aeußerung zugeſchrieben, bald werde eine neue, von dem Glauben der Hellenen nicht ſehr verſchiedene Religion die herrſchende auf Erden werden. Eine platoniſche Akademie, deren Mitglied dieſer Gemiſtos war und welcher außerdem die erleſenſten Geiſter Toskanas angehörten, trat zuſammen, um die Lehren des griechiſchen Weiſen auszulegen und zu verbreiten. Vor Allem aber war es die Kunſt, die, von dem neuen Genius befeuert, einen ungeahnten Aufflug nahm. Durch Bildhauer und Erzgießer wurde Florenz in einen Wundergarten himmliſcher Geſtalten von Marmor und Bronze verwandelt, wie man dies ſeit dem Untergang von Athen nicht mehr geſehen. Es begann ein wahres neues Zeitalter des Perikles. Als ſtiegen die Wohner des Olymp zur Erde nieder, ſo füllten ſich die Paläſte, Loggien und Bogengänge mit Götterſtatuen, lachenden Satyrn und beckenſchlagenden Faunen. Selbſt in die Kirchen drang die alte Mythologie ein und die Taufſchalen und Kanzeln ſchmückten ſich mit heidniſchen Symbolen. Auch die Malerei folgte dem Beiſpiel, und Rafael, der den ſchönſten Teil ſeiner Jugend in Florenz verbrachte, bekleidete die hageren

Madonnen von ehemals mit allem Liebreiz der Aphrodite. Auch die Poesie blieb nicht zurück. Lorenzo il Magnifico selbst führte den Reigen der Dichter und verfaßte Strophen, die noch zu den klassischen der Italiener gehören. Poliziano schrieb seine Stanzen und das Drama Orpheus, das mit aller Pracht im Palast Lorenzo's aufgeführt wurde. Wer den poetischen Jubel kennen lernen will, von dem damals Florenz widerhallte, der muß die Sammlung von Karnevalsgesängen und anderen Festliedern lesen, aus welcher uns der Wettstreit, den Kunst und Poesie dort hielten, in entzückender Weise entgegen tritt. Lorenzo selbst mischte sich unter die Scharen des schwärmenden Volkes; seine und seiner Freunde Lieder ertönten von Aller Lippen, und Maler und Bildhauer gaben durch ihre Anordnung den Aufzügen, die bald mythologische Scenen, bald auch solche aus der romantischen Ritterwelt darstellten, künstlerische Weihe. — Ich weiß wohl, daß auch diese Periode nicht lauter Licht ist, daß die Entfernung und Einbildungskraft sie verschönern. Immerhin steht sie glänzend genug da, und man wird außer der goldenen Zeit Athens keine andere Epoche der Weltgeschichte nennen können, wo so viele herrliche Thätigkeit auf geistigem Gebiet sich, auf einen engen Raum und auf wenige Dezennien zusammengedrängt, entfaltete wie in Florenz von der Zeit des alten Cosmo, des Vaters des Vaterlandes, bis zum Untergang des Freistaates. Der erste Herzog, Cosmo I. von Medici, war, ebenso wie verschiedene seiner Nachfolger, ein Mann von höherer Bildung, der Wissenschaften und Künste begünstigte; allein Talente und Genies, wie sie unter der Republik in reicher Fülle aufgesproßt waren, vermag das Gebot eines Herrschers nicht hervorzurufen. Mit der mehr und mehr verkümmernden Freiheit versiegte auch der frische Strom des geistigen Lebens. Einen schwarzen Flecken auf dem glorreichen Stamm der Medici bildet die Höllenfurie Katharina. Es läßt sich schwer denken, wie dieses Weib, in dem sich wilde

Grauſamkeit mit dumpfer Bigotterie und feiger Tücke verbanden, unter dem lachenden Himmel des Arnothals und beim Anblick ſo vieler göttlichen Kunſtgebilde, die anſcheinend nur das Aufkeimen der edlen Triebe im Menſchen begünſtigen können, erwachſen iſt. — Herzog Cosmo I. hat oft meine Gedanken beſchäftigt, weil ein Vorfall, der ſich in ſeiner Familie ereignete, mir einen paſſenden Stoff für ein Trauerſpiel zu bieten ſchien. Seine beiden Söhne, Ippolito und Garcia, lebten in Zwieſpalt miteinander. Auf einer Jagd in den Apenninen, welcher Beide beiwohnten, wurde der ältere von ihnen im dichten Wald ermordet gefunden, und den jüngeren traf der Verdacht, die That vollführt zu haben. Einige Zeit nachher ſtarb auch der jüngere plötzlich, und es ward von Manchen behauptet, der Herzog, der ihn für den Mörder ſeines geliebten Ippolito hielt, habe ihn ſelbſt gerichtet. Es wäre gewiß möglich, eine ergreifende Tragödie aus dieſen Thatſachen zu bilden. Was mich aber abgehalten hat und auch wahrſcheinlich abhalten wird, den Stoff zu behandeln, iſt, daß der Haß zwiſchen zwei Brüdern ſchon gar zu oft — von Aeſchylus, Euripides, Klinger, Leiſewitz, Schiller, um nur Einige zu nennen — zum Gegenſtand eines Trauerſpiels gemacht worden iſt. Man könnte freilich ſagen, daß Alles ſchon ein Mal, ja mehrere Male dageweſen ſei, daß ſich ganz neue Vorwürfe nicht finden laſſen und auch einem ſchon oft behandelten neue Reize abgewonnen werden können.

Wenn ich vorhin das Florenz der Mediceer mit dem Athen des Perikles verglich, ſo muß ich doch einſchränkend hinzufügen, daß der italieniſchen Stadt nur in einem beträchtlichen Abſtande, und beſonders nur hinſichtlich der bildenden Kunſt, eine ſo hohe Stelle eingeräumt werden kann. Athen ſteht eben als einzig und unvergleichlich da durch das, was es auf allen Gebieten, beſonders in der Poeſie, geleiſtet hat. In letzterer Beziehung kann ſich Florenz, überhaupt Italien,

nicht mit ihm meſſen. Sehen wir von der Komödie des Dante ab, welche einen ganz aparten Platz einnimmt und unter keiner der bekannten Gattungen untergebracht werden kann, ſo iſt es die Frage, ob Italien überhaupt Dichtwerke vom allererſten Range erzeugt hat. Mit ſeiner dramatiſchen Literatur iſt es nicht aufs beſte beſtellt; dieſelbe ſteht unermeßlich tief unter der engliſchen und ſelbſt ſpaniſchen. In der Lyrik könnte nur Petrarca in Betracht kommen. Nun ſchätze ich denſelben zwar ſehr hoch, höher als es gewöhnlich bei uns geſchieht, allein ich glaube doch, daß England und Deutſchland größere Lyriker aufzuweiſen haben. So bleibt denn die Epik das Feld, auf das die Italiener ſich beſonders berufen können, wenn ſie mit den anderen neueren Nationen den Wettſtreit in der Dichtkunſt aufnehmen wollen. Ich gebe zu, daß ſie denſelben hierin voranſtehen; ein Gedicht von ſo beſtrickendem Farbenzauber und ſo entzückendem Wohllaut der Sprache wie den Roland des Arioſt beſitzt keines der modernen Völker. Aber um als ein Werk vom höchſten poetiſchen Wert zu gelten, ſpielt der Orlando furioso doch zu ſehr auf der Oberfläche des Lebens, regt zu wenig die tieferen Empfindungen an und bietet dem Gedanken zu geringe Nahrung. Und wenn man ſich das bei einem kürzeren Produkt gefallen ließe, ſo kann man doch fünf Bände von ſolchem Inhalt nicht durchleſen, ohne von einem Gefühl der Leere befallen zu werden. Wäre der hochgeprieſene Ferrareſe wirklich ein großer Dichter, ſo würde er doch wenigſtens in den Betrachtungen, deren ſo viele, aber meiſtens ziemlich flache bei ihm vorkommen, einen bedeutenderen Ton anſchlagen. — In unſerer Zeit hat man den alten, faſt ganz vergeſſen geweſenen Bojardo, den eigentlich Arioſt nur fortſetzte, wieder hervorgeſucht, und es iſt ihm vielfach große Bewunderung zu teil geworden. Bojardo hat den Vorzug, daß er mit voller Seele in der alten Ritterwelt lebt, nicht bloß ſein Spiel mit ihr treibt. Indeſſen für den modernen

Leſer iſt es doch ſchwer, ſich mit Ernſt in ein Zauberreich von Rieſen, Feen und magiſchen Schlöſſern zu verſetzen, und Arioſt hat dafür ſicher den paſſenderen Ton gefunden. Was nun endlich Taſſo betrifft, ſo zieht er mich zwar an durch den Hauch der Begeiſterung, der in ſeinem Befreiten Jeruſalem weht; ich fühle, mit welcher Liebe er ſeinen Stoff umfaßt; aber ein großer, mächtiger Dichtergeiſt, der bald hinriſſe und entzückte, bald zu Thränen rührte, waltet nicht in ſeinem Gedicht, weit eher eine edle Frauenſeele, die wir herzlich lieb gewinnen. Um jedoch dieſes Jeruſalem nicht zu unterſchätzen, muß man vor Allem ſeine hohe Formvollendung, die berauſchende Melodie und Harmonie der Verſe beachten. Man ſollte daher dasſelbe auch nie anders als italieniſch leſen. Bei jeder Uebertragung in andere Sprachen, mag ſie auch ſo vollkommen ſein wie die von Gries es wirklich iſt, geht mehr als die Hälfte des Reizes verloren. Es gibt im Befreiten Jeruſalem Stellen, die dem Inhalt nach beinahe nichtsſagend ſind, welche jedoch, von italieniſchen Lippen geſprochen, eine überwältigende Wirkung ausüben. Bisweilen habe ich mir ſolche Strophen fort und fort auf Spaziergängen laut wiederholt und mich an ihrem Klang gar nicht ſättigen können. Die ſüdlichen Völker legen vielleicht zu viel Gewicht auf ſolchen Wohllaut der Sprache, indem ſie dabei über den Inhalt hinwegſehen. Schon die alten Griechen ſcheinen mir dies gethan zu haben; denn in den Chorgeſängen der Tragiker und im Pindar kommt manches vor, was nicht viel zu denken und zu empfinden gibt und nur des ſonoren Klanges wegen da zu ſein ſcheint. Aber wenn Jene der Euphonie in der Dichtkunſt zu vielen Wert zuſchreiben, ſo thun wir es zu wenig. Wie manche Beiſpiele gibt es ſelbſt bei unſeren guten Poeten, wo die übellautendſten Verſe uns nicht zum Genuß eines ſonſt ganz acceptablen Inhaltes kommen laſſen, ja wo die Kakophonie ſo arg iſt, daß man die Worte des Gedichtes nicht ohne einen Kinnbackenkrampf ausſprechen

kann. Doch muß die italieniſche Poeſie ſich hüten, nicht allzu ſehr in bloß ſchön geſetzte Worte und Reimgebilde aufzugehen, wie das zum Beiſpiel bei den einſt ſo gefeierten Operntexten von Metaſtaſio der Fall iſt.

Das Kloſter San Marco zieht mich durch die in demſelben ausgemalten Fresken von Fra Angelico da Fieſole bei meinem jedesmaligen Aufenthalt in Florenz lebhaft an. Als ich zum erſten Male hierher kam, widmeten noch ſehr viele deutſche Künſtler dieſem Maler einen wahren Kultus, und manche glaubten nur bei ihm die echte, wahre Kunſt zu finden. Wie ſich nicht leicht Jemand von den Einflüſſen ſeiner Umgebung frei hält, ſo betrachtete auch ich damals die Gemälde des alten Meiſters mit einer Art von andächtiger Verehrung und war nicht übel geneigt, alle Bilder der Späteren als empfindungsleer und der wahren Weihe entbehrend herabzuſetzen. Auch jetzt noch, wo Geſchmack und Urteil ſich ſo ſehr umgewandelt haben, ſchäme ich mich nicht meiner Vorliebe für die heiligen Darſtellungen des Fieſole. Die aus der tiefſten Seele des Künſtlers quellende Empfindung berührt ſehr wohlthuend, und das Herz müßte von Stein ſein, welches ſich ihr verſchlöſſe. Manche Maler unſerer Zeit thäten ſicher gut, wenn ſie hier lernten, ſich nicht mit äußerem Schein und Glanz zu begnügen, ſondern zu dem Urborne der Kunſt zurückzugehen, wie das vor einem halben Jahrhundert Overbeck, Cornelius, Führich und Andere thaten. Aber hierbei dürften ſie natürlich nicht ſtehen bleiben; ſie dürften nicht die elementaren Formen, wie ſie ſich an den Wänden von San Marco finden, nachahmen, ſondern ſie müßten vollendetere Formgebung mit Innerlichkeit der ſeeliſchen Empfindung verbinden. Gerade dadurch haben die großen Meiſter des ſechzehnten Jahrhunderts, haben Rafael und Tizian ſo Erſtaunliches erreicht, daß ſie die Wärme des Gefühls in unendlich höhere Geſtaltungen hinüberleiteten, den vorher beſchränkten Kreis der Darſtellungen

sprengten und die ihrigen mit einer reichen Fülle von Phantasie umkleideten.

Das Kloster San Marco ist noch durch zwei andere Mönche berühmt, die seine Insassen waren. Der erste, Fra Bartolomeo, zeigt in einigen seiner Gemälde, besonders in seiner herrlichen Kreuzabnahme im Palaste Pitti, die höchste Blüte der Kunst. Hier findet sich in unübertrefflicher Weise erschütternde Kraft und Tiefe des Gefühls mit der größten Vollendung der Form vereinigt. Der zweite vielgenannte Mönch im San Marcokloster ist Savonarola. Derselbe wurde wegen des bittern Tadels, den er über manche Mißbräuche der Kirche aussprach, und wegen seiner heftigen Angriffe auf die Geistlichkeit seinerzeit bekanntlich auf dem Platz vor dem Kloster verbrannt. Es ist natürlich, daß sich wegen seines Heroismus und seiner Standhaftigkeit die Sympathie der Nachwelt ihm zuwendet und daß seine furchtbare Strafe unser Herz mit Abscheu gegen seine Henker erfüllt. Allein die Teilnahme und Bewunderung, die ich den großen Kämpfern für Geistesfreiheit widme, vermag er mir nicht abzugewinnen. Daß er die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit geißelte, war gewiß lobenswert; jedoch das wüste Leben, wie verwerflich auch, war durchaus nicht das Schlimmste an der Klerisei jener Zeit. Alle liederlichen Mönche und Priester, wie sie Boccaccio im Decamerone schildert, haben nicht so viel Unglück in die Welt gebracht, wie die fanatischen Dominikaner, die zum Teil wahre Muster von Sittenstrenge waren, nie ein Weib berührten, bis zur Erschöpfung fasteten und sich täglich bis aufs Blut geißelten. Mit solchen hatte Savonarola einige Verwandtschaft; er war ein Eiferer, und wenn er gesiegt hätte, würden wohl strengere Zucht und Ordnung in der Kirche hergestellt, es würde auch gegen die Ausschweifungen des florentinischen Volkes eingeschritten worden sein. Indessen ich glaube nicht, daß die Geistesfreiheit dabei irgend etwas gewonnen hätte.

Santa Croce, die schönste Kirche von Florenz, ist eine Art von Pantheon, welches die Denkmale großer Italiener enthält. Diese Ruhmeshalle scheint nicht darauf berechnet zu sein, Monumente aller der bedeutendsten italienischen Gelehrten, Künstler und Dichter in sich aufzunehmen; denn es fehlen in ihr manche, während andere fast zufällig hineingeraten sind. Es ist mit dem Ruhm eine eigene Sache; man könnte die Florentiner als einsichtig dafür preisen, daß sie immer erst eine beträchtliche Zeit vergehen lassen, bevor sie einen Abgeschiedenen für würdig erachten, ein Denkmal in Santa Croce zu erhalten. Allein auch dieses Mittel ist nicht unfehlbar, um ein Pantheon vor Eindringlingen zu bewahren. Es gibt Beispiele, wo Männer der Wissenschaft oder Kunst viele Jahrhunderte lang ganz unverhältnismäßig überschätzt wurden, bis das gerechtere Urteil der späteren Zeit sie des usurpirten Ranges entsetzte. Dagegen haben unstreitig Manche auf Erden gelebt, denen nie der verdiente Ruhm zu teil geworden ist, ja deren Werke, obgleich vielleicht von höchster Bedeutung, spurlos im Strome der Zeit untergegangen sind. Dieser Gedanke ist höchst niederschlagend, und es gibt dafür nur den einen Trost, daß man erkennt, wie der Ruhm überhaupt ein eitles Ding ist, und daß der wahre Lohn für eine tüchtige Leistung in dieser selbst besteht. Möglich auch, daß die Wirksamkeit, welche große, wenig bekannt gewordene Männer in engen Kreisen geübt haben, eine desto intensivere gewesen ist, daß ihre Werke, wenn auch verloren gegangen, doch auf unverfolgbaren und sich unserer Beobachtung entziehenden Wegen noch bis heute auf die Fortbildung der Menschheit Einfluß üben, daß ihre Geister uns umschweben und uns zu hohem Streben befeuern oder ihre Ideen uns einhauchen. Und so würden sie nicht vergebens gelebt haben; auch ihre Werke, wenngleich im gewöhnlichen Sinne untergegangen, würden ihrem wesentlichen Inhalt nach den späteren Enkeln unverloren sein.

Unter den Monumenten in Santa Croce findet sich eines, bei dem man fragen könnte, ob es dorthin gehöre, und ob der Mann, dem es gesetzt worden, zu den großen Dichtern zu zählen sei. Von Nichtitalienern wird diese Frage wohl ziemlich allgemein verneint werden. Auch ich will sie nicht bejahen. Aber nach meiner Ansicht ist Alfieri (denn von ihm rede ich) wenn auch kein großer Dichter, doch ein sehr bedeutender Mann gewesen. Wiederholt habe ich sein von ihm selbst geschriebenes Leben, welches zu den interessantesten Büchern der italienischen Literatur gehört, gelesen und immer denselben Eindruck empfangen. Aus vornehmer Familie stammend, insofern die in Italien beinahe unzähligen Adelstitel diese Bezeichnung rechtfertigen, und mit ansehnlichen Glücksgütern gesegnet, hielt er sich doch frei von allen Standesvorurteilen und erkannte es als seine Pflicht, durch eine würdige Verwendung des ererbten Vermögens sich des Besitzes desselben wert zu zeigen. Da seine geistige Bildung in der Militärlaufbahn, die er nach dem Willen seiner Eltern einschlagen mußte, vernachlässigt worden war, suchte er später das Versäumte mit Eifer nachzuholen und lernte noch in vorgerückten Jahren griechisch. Unterthan einer absolutistischen und bigotten Regierung, gelangte er doch zu den kühnsten Freiheitsideen und sprach dieselben unumwunden aus. Sein Buch von der Tyrannei zeigt freilich, daß er diese Ideen bis zu einer Spitze trieb, wohin ihm die Besonnenheit kaum folgen kann. Alle Fürsten, ohne Unterschied, gelten ihm darin als verabscheuungswürdige Despoten, und gleich den Athenern, die den Harmodius und Aristogiton einer Bürgerkrone für würdig erachteten, weil sie den Hipparchus umgebracht, erklärt er es für ein Verdienst, sie zu ermorden. Es gehörte sicher Mut dazu, solche Ideen geraume Zeit vor der französischen Revolution auszusprechen. Die Erhebung des französischen Volkes begrüßte er mit Enthusiasmus. Aber als sich die gallische

Freiheit in ihrer wahren Gestalt zeigte, ward er zum erbitterten Gegner der Mordrepublik, auch hierin die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung bekundend. Er gab aus dieser Veranlassung ein Buch „Il Misogallo“ (Der Franzosenfeind) heraus, das von glühenden und wegen ihrer übertriebenen Leidenschaftlichkeit nicht ganz gerechten Invektiven gegen das Volk überfließt, in welchem er sich so sehr getäuscht. Obgleich er nun statt der Erfüllung seiner Ideale, deren äußerste Entstellung und Verzerrung gesehen, blieb er doch weit entfernt, sich gleich so vielen anderen Männern jener Zeit, die anfänglich wie er gedacht, der Reaktion in die Arme zu werfen, vielmehr hielt er immer die Fahne der Freiheit hoch. Was seinen Tragödien zuerst eine so begeisterte Aufnahme in Italien verschaffte, ist wohl zum Teil aus der Stimmung der Zeit zu erklären. Der Haß gegen Tyrannen, der die meisten durchweht, die schwarzen Farben, in denen der Despotismus geschildert wird, mußten in den Jahren kurz vor der Revolution großen Anklang finden. Indessen reicht das nicht aus, um den Erfolg zu erklären; denn erstens haben sich diese Trauerspiele nun schon nahezu ein Jahrhundert lang in der Gunst des Volkes wie der Gebildeten Italiens behauptet, zweitens sind auch manche unter ihnen, zum Beispiel Orest, Myrrha, in denen der Tyrannenhaß sich nicht laut macht, und die sich doch gerade einer besonderen Schätzung erfreuen. Da nun der innere Wert von Alfieri's Stücken, wenigstens nach dem Urteil aller Nichtitaliener, nicht so groß ist, daß man denselben eine andere als sekundäre Stelle in der dramatischen Literatur anweisen könnte, da sie in allen anderen Ländern sowohl bei den Versuchen, sie auf die Bühne zu bringen, wie auch von der Lesewelt mit eisiger Kälte aufgenommen worden sind, so stehen wir hier vor einem schwer zu lösenden Rätsel. Ebenso schwer erklärbar erscheint mir der Widerspruch, welcher zwischen der in den Trauerspielen dieses Dichters herrschenden Herbe und Starrheit

und zwischen dem warmen Gefühl besteht, das sich in seiner Lebensbeschreibung ausspricht und ihn uns als Menschen liebgewinnen läßt. Von inniger Empfindung sind auch manche seiner zu wenig bekannten Sonette durchhaucht. Dieselben gehören zu den besten der italienischen Literatur und zeichnen sich in höchst vorteilhafter Weise vor den Millionen Anderer aus, die seit Petrarca geschrieben worden sind und mehrenteils von Geistesarmut wie Herzensleerheit zeugen.

34.

Florenz, im Herbst 1860.

Aus dem prächtigen Florenz der Mediceer kann man sich durch wenige Schritte in dasjenige des Mittelalters versetzen. Am ausgesprochensten hat sich der Charakter des letzteren noch in der Straße Buondelmonte und den sich an sie anschließenden engen Gassen erhalten. Es ist eine tragische, für das Schicksal der Arnostadt verhängnisvolle Begebenheit, an die jener Name erinnert. Schon widerhallten die meisten Städte Toskanas von Waffengeklirr der Bürgerfehden und vom Kriegsgeschrei der mit einander verfeindeten Familien, nur in Florenz herrschte noch Friede. Da schlug auch dort die Flamme des Parteihaders empor, und zwar aus demselben Ereignis, das unter anderen Umständen die Ruhe und das Glück der Stadt hätte besiegeln können. Ein Jüngling aus der mächtigen Familie der Buondelmonti hatte sich mit einer Tochter des gleich angesehenen Hauses der Uberti verlobt. Schon war der Tag der Vermählung festgesetzt; da erblickte der Verlobte eine schöne Jungfrau vom Stamme der Amedei und wurde von so leidenschaftlicher Liebe zu ihr erfaßt, daß er sich der früheren Verpflichtung entzog. Nun wandte sich der Haß der Uberti gegen den treulosen Buondelmonte. Er

ward von den Verwandten der verlassenen Braut ermordet, und so that sich eine Kluft zwischen den beiden früher befreundeten Familien auf. Die erste Blutthat rief andere von der gegnerischen Seite hervor, und ganz Florenz ward in die Zwietracht der beiden Geschlechter hineingerissen, welche die Straßen der Stadt mit Leichen und Trümmern überdeckte. Diese Begebenheit ist in Italien wie in Deutschland von verschiedenen Dichtern in Trauerspielen bearbeitet worden, und der Stoff kann für einen glücklichen gelten; nur daß er so, wie ihn die Geschichte bietet, noch keinen befriedigenden Abschluß hat. Hier hätte die Erfindungskraft des Dichters, der ein gutes Trauerspiel liefern wollte, noch etwas zu leisten. Große Anziehung üben stets von neuem auf mich die Kunstsammlungen von Florenz. Die Fülle herrlicher Gemälde, die dort aufgehäuft sind, muß, wenn man die Säle, wie es den meisten Reisenden einzig vergönnt ist, nur flüchtig durchwandern kann, fast Schwindel erregen. Aber ich habe so oft und so lange in denselben geweilt, daß mir jedes Bild wie ein vertrauter Freund geworden ist. Solche Gallerien haben zwar den Uebelstand, daß man die Aufmerksamkeit schwer auf einen Gegenstand allein konzentriren kann, indem der daneben befindliche das Auge immer ablockt; allein dieser Uebelstand ist unvermeidlich. Wollte man auch nur den Hauptbildern des Palastes Pitti und der Uffizien ein eigenes Gemach einräumen, so müßte man Gebäude aufführen, fast so groß wie die ganze Stadt Florenz. Auf der anderen Seite sind jedoch auch bedeutende Vorteile mit derartigen Sammlungen, wie man sie schon seit dem sechzehnten Jahrhundert zu bilden anfing, verbunden. Es bietet hohen Genuß, so Vieles in einem engen Raum vereinigt zu finden und bald hier, bald dort zu verweilen. Auch kommen die Gemälde meist in den Museen weit mehr zur Geltung, als in den dunklen Kirchen, und es kann besser für ihre Erhaltung gesorgt werden. Wenn man daher unser Zeitalter wegen seiner

Neigung, Kunstschätze in Galerien zu vereinigen, ein alexandrinisches nennt, so scheint mir das verkehrt zu sein; nur sofern die lebende Kunst bei uns gegen die alte vernachlässigt würde, verdiente unsere Aera diesen Namen. Eine lebendige Kunst einzig gibt einer Zeit ihren höchsten Inhalt, und ein Volk, das ihrer während irgend eines Momentes seiner Geschichte entbehrt, ist gar nicht des Namens einer Nation wert. So sind die Werke früherer Perioden unschätzbar, indem sie zeigen, wie Hohes schon geleistet worden ist, und indem sie den folgenden Generationen einen nie versiegenden Genuß darbieten, aber zugleich auch diese anfeuern, ihrerseits nicht müßig zu bleiben und nicht abzulassen vom Ringen und Streben, Tüchtiges hervorzubringen wie die Meister der Vergangenheit.

In Bezug auf Kunst habe ich hier Gelegenheit, niederschlagende Erfahrungen über die sogenannte Kennerschaft zu machen. Während für mich, und ich denke für jeden Vernünftigen, bei einem Gemälde der Genuß, den es bietet, die Hauptsache ist, halten die Kenner die Frage, von wem es herrühre, für das Erste und Wichtigste. Hierüber herrschen nun unter ihnen so viele Meinungen, wie es Köpfe gibt, und dabei erklärt der Eine den Andern gewöhnlich für einen Ignoranten. Vernünftigerweise sollten sie sich sagen, daß sich in sehr vielen Fällen durchaus nicht mit Sicherheit bestimmen lasse, wer der Urheber eines Bildes sei. Jeder behauptet zwar, die „Pinselführung" eines Lionardo da Vinci, Perugino, Andrea und so weiter genau zu kennen, aber das ist nichts als Einbildung oder Schwindel. Auch stimmt nie der Eine mit dem Andern in diesem Punkte überein. Wenn ein Gemälde völlig schlecht und stümperhaft oder wenn es in einem ganz verschiedenen Kunststil ist, so kann man wohl mit Bestimmtheit behaupten, es sei nicht von Rafael noch von Correggio. Allein daraus, daß es vortrefflich oder daß es in der Weise dieser

Meiſter gemalt iſt, läßt ſich noch nicht mit irgend einer Sicherheit ſchließen, es ſei von ihrer eigenen Hand. Denn es gibt höchſt vorzügliche Kopien, durch die ſich die feinſten Augen haben täuſchen laſſen, und ebenſo haben Schüler oder Nachahmer irgend eines der alten Italiener Einzelnes hervorgebracht, was dem Beſten ihrer Lehrer oder Vorbilder nicht nachſteht. Selbſt hiſtoriſche Beweiſe für die Originalität eines Bildes können ſehr trügeriſch ſein. Man findet zum Beiſpiel in einer alten Stadtbeſchreibung, Tizian's Altarſtück habe ſich ſchon im ſechzehnten Jahrhundert in der und der Kirche befunden, und ſieht nun hierin einen Beweis, das jetzt eben dort hängende Gemälde ſei das wirklich echte Original des großen Venetianers. Nachher ſtellt ſich durch neu aufgefundene Papiere heraus, jenes Original ſei ſpäter verkauft und durch eine Kopie erſetzt worden. Solche Fälle ſind mehrfach vorgekommen, und regelmäßig nahm nach der neuen Entdeckung auch die Bewunderung, welche die Kenner dem vermeintlichen Original geſpendet hatten, ſtark ab, ja ging oft in ihr Gegenteil über. Wer alles dies weiß, der wird auch das äußerſte Mißtrauen hegen, wenn ſolche Kenner, wie dies tagtäglich geſchieht, bisher unbekannte Originale der großen Maler entdeckt zu haben behaupten. Beſonders zahlreich ſind in neuerer Zeit aus den Winkeln von Privathäuſern oder Kunſtmagazinen Bilder hervorgezogen worden, die für Rafaels ausgegeben und oft mit hohen Preiſen bezahlt wurden. Nun iſt die Authentizität derartiger Gemälde von vorneherein in hohem Grade zweifelhaft, weil ſchon die Zahl der einigermaßen beglaubigten Werke des Urbiners eine ſo große iſt, daß ſich kaum begreifen läßt, wie er in ſeinem kurzen Leben ſo Vieles hervorgebracht haben kann. Sollte auch nur die Hälfte des unter ſeinem Namen Verbreiteten wirklich von ihm herrühren, ſo müßte er alt wie Methuſalem geworden ſein und noch dazu ſich Tag und Nacht keine Raſt beim Arbeiten gegönnt haben. Uebrigens werden die ver-

meintlichen Funde der glücklichen Entdecker von deren Kollegen mit sehr argwöhnischen Blicken betrachtet oder gar benützt, um ihnen jede Urteilskraft abzusprechen. Schließlich kommt es dann oft vor, daß die Finder, insofern sie ehrlich sind, später ihre Meinung ändern und statt der Pinselführung Tizian's oder Rafael's, die eines Anderen auf ihrem Kleinod erkennen. Es ist nämlich eine Hauptbeschäftigung der meisten dieser Leute, ja bei einigen eine wahre Manie, Bilder umzutaufen. Sie scheinen die Ansicht zu hegen, die Werke der alten Maler hätten das dringendste Bedürfnis, von Zeit zu Zeit neue Namen zu erhalten. So findet man, wenn man eine wohlbekannte Galerie nach Ablauf einiger Jahre wieder besucht, sehr viele Rahmen mit ganz anderen Bezeichnungen versehen, als sie früher trugen. Daß auch das in der Regel sehr willkürlich ist und unter den Zunftgenossen, deren jeder wieder andere Namen in petto hat, vielen Widerspruch erregt, versteht sich von selbst. Auch steht einem derartigen Verfahren folgendes Bedenken entgegen. Es gab in den früheren Perioden, wie noch heute, eine außerordentliche Menge von Künstlern. Unter ihnen erlangte aber nur die Minderzahl bedeutenden Ruhm; die übrigen, wenn sie auch zum Teil ganz Tüchtiges leisten mochten, wurden schon bei ihren Lebzeiten wenig genannt, und ihre Namen sind jetzt verschollen. Viele davon arbeiteten in der Weise der berühmten Meister und wußten sich dieselbe täuschend anzueignen, so daß sicherlich schon in den Tagen Perugino's, Palma's und Tizian's Manches, was von den Schülern oder Nachahmern herrührte, für Arbeit der Meister selbst gehalten wurde. Noch viel weniger, als mit der ungeheuren Anzahl von Malern in Italien, sind wir mit derjenigen in Spanien genau bekannt; und doch sollen alle auf uns gekommenen Bilder unter bestimmte, uns allein geläufige Namen rubricirt werden! — Während nun die Kunstgelehrten in den Archiven der Kirchen, Klöster und Paläste alte Rechnungen

oder sonstige Schriftstücke durchforschen, um bisher unbekannte Notizen aus der Malergeschichte zu erkunden, und stolz das Haupt erheben, wenn sie irgend einen ganz vergessenen Namen wieder an das Tageslicht fördern, der dann den Kennern trefflich zu statten kommt, um dies oder jenes Bild nach ihm zu taufen, so reiten die Letzteren ein anderes Steckenpferd. Sie wandern mit Lupen in den Galerien umher, um durch die Vergrößerung der mikroskopischen Gläser zu entdecken, an welchen Stellen die Bilder übermalt sind. Ohne Retouchen, wie der Kunstausdruck lautet, ist wohl Weniges aus der alten Zeit geblieben. Wenn dieselben ungeschickt und demnach für das Ganze störend sind, wird man sie leicht bemerken; die „Kenner" aber bilden sich etwas darauf ein, überall Uebermalungen aufzufinden, auch wo kein anderes Auge solche sieht. Ich kenne deren, die fast von jedem Gemälde der Welt genau zu sagen wissen, an welchen Stellen dasselbe retouchirt ist, während andere gleich gewiegte Kenner die nämlichen Stellen für völlig „intakt" erklären, die übrige Bildfläche dagegen für heillos übermalt. Da nun jeder unter ihnen sich allein Feinheit des Auges zuschreibt, entstehen oft die heftigsten Streitigkeiten. Nun, mögen sie ihrer Liebhaberei nachgehen! Das Verdrießliche für mich ist nur, daß sie, da alle Galerien von ihnen wimmeln, mich im Genuß der Kunstwerke stören; ich muß über die Verkehrtheit lachen und mich doch zugleich ärgern, daß sie das völlig Nebensächliche zur Hauptsache machen.

Aber so sehr ich der erwähnten Menschenklasse in den Gemäldesammlungen aus dem Wege gehe, so ist mir dieselbe doch noch weit minder zuwider, als eine andere, welche gegenwärtig die Museen unsicher macht. Es sind dies die philosophischen Aesthetiker, die jetzt auch auf den Kathedern der Universitäten und als Schriftsteller eine Rolle spielen. Ich hatte das Unglück, hier im Palast Pitti auf einen solchen zu

ſtoßen, der, durch die Säle wandernd, einigen Herren und Damen ſeine Weisheit vortrug. Er erklärte, die Zeit der Kunſt ebenſo wie die der Dichtung ſei für immer vorüber; an ihre Stelle trete aber jetzt die Wiſſenſchaft des Schönen, und dieſe ſei etwas weit Höheres. Dabei ſtellte er ſich bald vor dieſes, bald vor jenes Gemälde hin und brachte ſeinen Zuhörern deſſen „Begriff als Kunſtwerk" bei. Was er als ſolchen gab, war der heilloſeſte, elendeſte Galimathias; jeder Vernünftige muß die ſchlechteſte Pinſelei des geringſten Farbenkleckſers noch für unendlich wertvoller halten, als die ganze Wiſſenſchaft des Schönen, die er vortrug. Allein die Herren und Damen hörten ihm mit Andacht zu. Natürlich waren es lauter Deutſche; jeder Italiener, Engländer oder Franzoſe würde dem Schwätzer mit Verachtung den Rücken gekehrt haben. In Germanien, das leider von jeher die Heimat der Geiſteskrankheiten iſt, ſoll ſolche Aeſthetik gegenwärtig im Flor ſtehen, und ich habe mit Grauſen in einige Bücher hineingeblickt, in denen ſie dozirt wird. Nun, Gott ſei Dank, wie die alten Kunſt- und Dichtwerke in natura, nicht bloß als wiſſenſchaftlicher Begriff, fortbeſtehen und noch ſpäte Geſchlechter entzücken werden, ſo iſt auch der lebendige Quell des Schönen in den Seelen der Menſchen nicht verſiegt und wird ſich in immer neuen Schöpfungen bethätigen, wenn die Faſeleien der Hohlköpfe, an denen unſere Zeit ihr Gefallen findet, längſt vergeſſen ſind oder nur noch als Belege für die Verdrehtheit der heute Deutſchland bewohnenden Generation dienen werden.

Ich habe hier eine intereſſante Bekanntſchaft an dem hochbetagten Walter Savage Landor gemacht, einem in England berühmten Autor, den bei uns die Meiſten wohl höchſtens dem Namen nach kennen. Er hat ein ſehr einnehmendes Weſen und zeigt, obgleich nahezu neunzig Jahre alt, noch große Lebhaftigkeit des Geiſtes. Im Geſpräche entfaltet er eine Fülle von Kenntniſſen, die wahrhaft überraſcht, und die Stunden,

die ich bei ihm verbracht, werden mir unvergeßlich sein. Er hat früher schon dreißig Jahre ununterbrochen in Italien gelebt und bewohnte ein schön gelegenes Landhaus auf dem Wege nach Fiesole, die Villa Gherardesca. Von der dort verlebten Zeit sprach er als von der Glanzperiode seines Lebens. Was ihn bestimmt hat, nachher diese Villa zu verkaufen und wieder nach England überzusiedeln, weiß ich nicht. Er sagte, die Sehnsucht nach Italien sei während seines Aufenthaltes im Norden keinen Augenblick in ihm erloschen, deshalb habe er sich dort losgerissen und wolle nun seine Tage in Florenz beschließen, das er allen anderen Städten der Halbinsel vorziehe. Als Schriftsteller hat er in England immer eine auserwählte Gemeinde von Verehrern gehabt, im großen Publikum indes nur wenige Leser gefunden. Es geht dort, wie bei uns; die Romanleserei drängt das Interesse für Werke höherer Gattung in den Hintergrund; nur besteht dabei der Unterschied, daß die englischen Romane im Durchschnitt einen ungleich höheren Wert haben, als die deutschen. So hoch die letzteren auch von der Kameraderie gepriesen werden, glaube ich doch nicht, daß unter denen der letzten Jahrzehnte auch nur einer den besseren eines Thackeray oder des weiblichen Pseudonymus George Elliot irgend an die Seite gestellt werden könnte. Landor's Schriften waren mir bisher völlig fremd geblieben; da hörte ich von einer Gesammtausgabe derselben in zwei sehr kompakten Bänden, die sicher so viel enthalten wie zwölf Bände gewöhnlichen Formats, und war so glücklich, sie hier im Buchladen zu finden. Zuerst las ich ein paar Trauerspiele: „König Roderich" und eine Trilogie, deren Heldin die Königin Johanna von Neapel ist. Von diesen wurde ich einigermaßen enttäuscht. Der Verfasser sagt zwar selbst in dem Vorwort, die Stücke wollten keine eigentlichen Dramen sein, sondern nur Dialoge in Versen, und ich las sie deshalb ohne die Erwartung, eine streng dramatische Komposition zu finden. Allein wenn ich gedacht

hatte, für den Mangel an Spannung und an konsequenter Entwicklung eines Plans würde ich nun durch reiche poetische Schönheiten in den Einzelnheiten entschädigt werden, so ward ich in dieser Hinsicht nicht befriedigt. Dagegen höchst lesenswert erschienen mir die imaginary conversations in Prosa, welche ziemlich drei Viertel des Raumes der beiden Bände einnehmen. Es sind dies Unterredungen von Personen aus allen Zeitaltern, fast seit Erschaffung der Welt bis auf unser Jahrhundert. Es werden darin in bunter Reihe Confucius und Napoleon III., Perikles und die Königin Elisabeth, Zenobia und Kotzebue eingeführt. Die Unterhaltungen sind höchst geistvoll, gewinnen auch oft dramatisches Leben, und die Gegenstände, um welche sich die Gespräche drehen, könnten nicht mannigfaltiger sein. Ein Engländer, mit dem ich hier Umgang habe, ist ein solcher Bewunderer dieser conversations, daß er glaubt, die Folgezeit werde den Verfasser derselben auf gleiche Höhe mit Shakespeare stellen. Ein merkwürdiges Werk Landor's, das von echtem Humor zeugt, ist auch noch die in dialogischer Form gehaltene „gerichtliche Untersuchung wider den jungen Menschen William Shakespeare, der des Wilddiebstahls angeklagt ist". Es wird darin das ganze Verhör, die Anklage des Richters, die Aussage der Zeugen und die Verteidigung des jungen Dichters, unterbrochen von vielen lustigen Zwischenfällen, dabei aber durchwebt von ernsten und bedeutenden Gedanken, vorgeführt. — Landor soll in seiner Jugend ein glühender Republikaner gewesen sein und den größten Teil seines Vermögens verwendet haben, um seinen erträumten Freistaat zu verwirklichen. In der napoleonischen Zeit war er ein erbitterter Feind des französischen Kaisers und zog mit einer Kriegerschar, die er auf eigene Kosten ausrüstete, nach Spanien, um den dortigen Insurgenten zu Hilfe zu kommen. Auch soll er eine hohe Summe für Denjenigen ausgesetzt haben, der den Tyrannen Buonaparte umbringen würde. Nach einigen Aeußerungen,

die der Greis gegen mich that, hatte er seine Ueberzeugungen seitdem nicht viel geändert, und er schien eine allgemeine europäische Republik für das Ziel zu halten, das mit allen Mitteln zu erstreben sei. Meiner Aeußerung, daß wir durch solches Streben, insofern wir das Ziel durch gewaltsame Revolution zu erreichen suchten, ein Chaos hervorrufen und schließlich nur einen argen Despotismus heraufbeschwören würden, setzte er nur ein ungläubiges Lächeln entgegen. Seine lebhafte Sehnsucht war, noch ein in republikanischer Form geeinigtes Italien zu sehen, und daher schwärmte er für Mazzini. Es war mir auffallend, daß ein fast Neunzigjähriger, dem es nach seinen Schriften nicht an Menschenkenntnis fehlte und der doch auch viele Lebenserfahrungen gemacht haben mußte, sich noch solchen Illusionen hingeben konnte. Ich wünsche aufs lebhafteste die Einheit Italiens, bin jedoch überzeugt, daß die Republik sich hier nur ganz kurze Zeit halten könnte und bald Wirren hervorrufen müßte, die das Land wieder unter die Geißel seiner Dränger bringen würden.

35.

Madrid, im Januar 1861.

Die königliche Waffensammlung hier steht an Umfang manchen anderen nach, aber an historischem Glanz kann sich keine mit ihr messen. In einem langen Saale sind die Fahnen, Harnische, Schilde, Helme, Schwerter und Lanzen der spanischen Helden seit jener Zeit aufgestellt, als die tapfern Gothen, in die Nordgebirge Galiciens zurückgedrängt, aus der Höhle von Cavadonga hervorbrechend, den Kampf gegen die tausendfach überlegenen Heere der Muhammedaner aufnahmen, ihnen schrittweise — jeden Fußbreit Bodens mit ihren Leichen überdeckend — das Land der Väter wieder abrangen, bis sie

das Banner des Kreuzes triumphirend auf die Zinnen des letzten mauriſchen Königreichs pflanzten. An dieſe Zeugniſſe des achthundertjährigen Rieſenkampfes reihen ſich dann noch die Waffen ſpäterer Fürſten und Krieger; aber die Wahrzeichen der Schlacht von Lepanto ſchließen die Reihe, und auch auf ihnen liegt nur noch ein matter Schein des erſterbenden Ruhms der caſtilianiſchen Monarchie. In deſto höherer Glorie leuchten die Fahnen des Don Pelayo, des Grafen Fernan Gonzalez, des Don Rodrigo de Bivar, des Gonzalvo von Cordova und ſo vieler anderen romanzengefeierten Ritter des caſtilianiſchen Mittelalters. Ein ſo göttliches Heldentum, wie die Spanier, beſeſſen zu haben kann ſich keines der neueren Völker rühmen, und um gleichen Glanz zu verbreiten, wie das der Hellenen und der Iranier, hat ihm nur ein Homer oder ein Firduſi gefehlt. Da kein gewaltiges Epos dasſelbe verklärt und alle Strahlen des nationalen Ruhmes in einen Brennpunkt geſammelt hat, ſo iſt es nur in zahlreichen einzelnen klangvollen Geſängen verewigt worden. Neben den Kreuzesſtreitern, wie ſie zuerſt in nur kleinen Häuflein ſich aus ihren Bergſchluchten gegen die übermächtigen Söhne des Propheten vorwagten, dann in größeren Scharen die Heere der beturbanten Krieger mit ihren Halbmondfahnen nach Süden verjagten und die altcaſtiliſchen Burgen und Städte von neuem in Beſitz nahmen, ſchritten die Rhapſoden Abends an den Lagerfeuern her, die Thaten jedes Tages verherrlichend, Siegeslieder oder Todtenklagen anſtimmend, oder die Sagen der Vorzeit zur Leier ſingend. Zwiſchen den Geſängen von Pelayo und dem Cid erſchollen die Romanzen von Roland und Kaiſer Karl's Paladinen, und wie die gothiſchen Waffen und Lanzen ſich von den kahlen Hochebenen des Nordens tief und tiefer den Weg in das üppige Maurenland brachen, wie die prachtvollen Sitze arabiſcher Herrſchaft, Cordova und Sevilla, fielen, begann ein Widerſchein des Orients die chriſtlichen Waffen zu umleuchten,

und der Gesang des Juglares, der sie feierte, schmückte sie mit reicheren Farben. Diese ganze romantische Vergangenheit Spaniens wird in der Armeria real vor uns lebendig, und wenn ich sie besuche, wenn ich in langer Reihe vor mir diese Rüstungen, Speere und Siegestrophäen erblicke, so schallt das Gestampf der Rosse und das Geächz der von ihren Hufen zertretenen Feinde, der Schlachtruf des Campeador und das La Allah il Allah der Muhammedaner an mein Ohr. — Freilich, wenn dieser gewaltige Heldenkampf mir den Geist mit dem Zauber der Poesie umstrickt, wenn mein Herz für die kühnen Christen schlägt, die, jeden Tag ihr Leben wagend, den heimatlichen Boden von den fremden Eindringlingen, den Todfeinden ihres Glaubens, reinigen wollten, so kann ich auch wieder den Arabern meine Sympathie nicht versagen, die ebenso für ihre Religion stritten und die nach dem Absterben einiger Generationen das den Gothen abgekämpfte Spanien ebenso gut als ihr Vaterland ansehen durften, wie die Gothen es gethan, nachdem sie das Land den früheren Bewohnern entrissen. Die Araber waren sicher zum mindesten bis in das zwölfte Jahrhundert hinab das weitaus gebildetere von den beiden Völkern. Ackerbau, Gewerbthätigkeit, Wissenschaft und Poesie standen bei ihnen in Flor, und im Kriege bekundeten sie noch bis auf den Fall Granadas hinab oft wahren Edelsinn — eine Humanität gegen den Feind, wie uns ähnliche Züge von den Christen kaum berichtet werden. Warum müssen die Nationen einander in ewigem Hader befeinden? Ist auf der Erde nicht Raum genug für sie alle, und muß die Religion, deren Amt es wäre, sie miteinander zu versöhnen, noch den unlauteren Trieben, welche die eine gegen die andere aufstacheln, ihren Beistand leihen, um sie in größerem Haß gegen einander zu entzweien?

Immerhin bietet jene von rastlosem Kriege durchtobte Periode des Mittelalters in Spanien ein viel erquicklicheres

Schauspiel, als die spätere, da die Araber von den siegreichen Heeren der Christen überwältigt waren und nun von den Ueberwindern die grausamste Behandlung erfuhren, die je einem Volk zu teil geworden. Aller Weihrauch in den christlichen Kirchen, alles Glockengeläut, aller Pomp der katholischen Feste, aller Blumenduft der Poesie in dieser spätern Epoche vermögen mir den Sinn nicht so gefangen zu nehmen, daß ich nicht das Stöhnen der Gemarterten dazwischen vernähme, daß nicht der Leichengeruch des ganzen, einem furchtbaren Tode geweihten Volkes zu mir hindurchdränge. Daher wünschte ich, auch diese Sammlung endete mit dem Schlusse des Mittelalters; die Waffen Ferdinand's des Katholischen, Karl's V. und seines Sohnes Johann von Oesterreich scheinen mir mehr Mördern als Helden anzugehören; es kleben an ihnen unaustilgbare Flecken, und kein echter Heroensänger der alten Zeit hätte seine Leier damit entweiht, sie zu besingen.

Ich habe mehrere Wochen im Escurial zugebracht, um die dortige Sammlung arabischer Manuskripte näher kennen zu lernen. Wenn die Arbeitsstunden vorüber waren, schweifte ich in der Umgebung umher. Diese ist eine Steinwüste, wohl großartig durch die Bergformen, aber unerquicklich durch ihre Oede. Den Gebäuden wie der Landschaft scheint Philipp II. seinen finsteren Geist aufgeprägt zu haben, und seit der größte Teil der Gemälde, die ehemals Kloster, Kirche und Palast schmückten, nach Madrid hinweggeführt worden ist, hat der düstere Charakter des Ganzen noch zugenommen. Wenn ich in das Innere der Gebäude trete, beschleicht mich immer ein Gefühl des Grauens; überall erblicke ich den Schatten Philipp's, jenes geisterhafte Wesen, das mich schon auf den Bildnissen Tizian's erschreckt hat — jenes leichenhafte Antlitz, in das selbst dessen Zauberpinsel keinen Tropfen von Blut zu gießen vermochte. Dies sein in vielen Exemplaren vorhandenes Bildnis macht überall, wo es sich findet, im Palast Pitti zu Florenz,

in Neapel, in Madrid die lebensvollsten, farbenprächtigsten Gemälde, die Danae, die Venus aschenbleich; vor dem Blick seiner hohlen Augen verstummt der Jubel der Faune und Nymphen bei den Bacchanalien, erstarren die Lippen der Fornarina, die eben einen Kuß auf Rafael's Mund drücken wollten. Noch aus dem Grabe erhebt sich der Schreckliche, um die Räume zu durchwandeln, von denen aus er Entsetzen über die halbe Welt verbreitet hat. An seiner Hand führt er seine Braut, die blutige Maria, die England mit Schaffoten und lodernden Holzstößen erfüllt hat; als ein Vampyr möchte er den Lebensquell auch aus den Adern der kommenden Geschlechter saugen.

Wenn ich dies düstere Escurial betrachte, so erscheint es mir oft als ein Grabdenkmal der Macht und Größe Spaniens. Während Philipp hier seinen Herrscherstz hatte, verbreitete der Sieg von Lepanto noch einen flüchtigen Schimmer des Ruhms über sein Volk; aber es war nur ein Aufflackern, dem bald tiefe Nacht folgte. Philipp kümmerte sich nicht um diesen Sieg; sein Stiefbruder hätte ihm den ganzen Orient mit allen seinen Schätzen zu Füßen legen können, es hätte ihn gleichgiltig gelassen. Er sah seine Triumphe nur in den qualmenden Scheiterhaufen, die in Spanien, in den Niederlanden, in der neuen Welt zu seiner Ehre angezündet wurden. Wenn die Flammen, welche Juden und Ketzer verzehrten, sein Loblied sangen, jubelte seine Seele auf; selbst der Untergang der unüberwindlichen Flotte, welche das irrgläubige England in den Staub werfen sollte, kümmerte ihn nicht viel; er tröstete sich darüber, indem er seinen Henkern in den ihm unterworfenen Ländern desto mehr Arbeit auflud. Die Gestalt Philipp's breitet einen dunklen Riesenschatten über das ganze spätere Spanien, dessen politischer Verfall von seiner Zeit an tiefer und tiefer wurde. Aber wenn man glauben sollte, es habe sich unter seiner Regierung banges Schweigen über sein Land

und Volk gelagert, so würde man sich irren. Nein, es ist merkwürdig: während ganz Europa schon vor seinem Namen bebte, ließen sich die Spanier im heitersten Lebensgenuß nicht stören. Wenn nicht ihre ganze Literatur eine Lüge, wenn sie vielmehr ein treuer Spiegel der Sinnesart der Nation ist, so hat diese sich von ihrem König und seinen Alba's nicht eben vielen Schrecken einjagen lassen. Die spanische Gesellschaft war allerdings von fürchterlichen Leidenschaften der Rachgier und Eifersucht, die oft zu blutigen Thaten führten, durchwühlt, und Dichter haben denselben Ausdruck gegeben. Allein jene Melancholie, jenes trübe Sinnen und Brüten, das dem Norden eigen ist, scheint ihr ganz fremd geblieben zu sein. Unter Philipp hob sich das Theater aus seinen Anfängen empor und nahm den Charakter an, den es seitdem bewahrt hat. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß auf denselben, wie viele tragische Begebenheiten es auch vorgeführt hat, dennoch immer ein munterer Geist, eine ausgelassene Fröhlichkeit vorherrschte, und das nämliche findet in der übrigen spanischen Literatur statt. Die komischen Vagabundenromane sind so lustig und entwerfen ein so ergötzliches Bild von dem Leben und Treiben des Volkes, daß sie Heiterkeit über alle anderen Länder, in deren Sprachen sie frühe übersetzt wurden, verbreiteten, und ebenso die Novellen des Cervantes. Unter den Regierungen von Philipp's Nachfolgern, wo doch noch ziemlich derselbe politische und religiöse Druck auf der Nation lastete, änderte sich hierin nichts. Es ließe sich sagen: auch in anderen Schreckensperioden komme die gleiche Erscheinung vor; in Robespierre's Tagen, als alltäglich Henkerkarren durch die Straßen von Paris hinrollten und Niemand sicher war, ob nicht in der nächsten Nacht die Häscher des Konvents ihn in den Kerker führen würden, seien die Theater immer überfüllt gewesen, und habe das Volk sich, nachdem es Hinrichtungen zugesehen, zu den neben der Guillotine aufgeschlagenen

Schaubuden gedrängt, um sich an Seilspringern und tanzenden Affen zu ergötzen. Dieser Vergleich indes ist unstatthaft; während in dem Frankreich der Schreckenszeit Keinem sein Leben auch nur einen Augenblick garantirt war, sahen sich in Spanien bloß die heimlichen Juden, Mauren und Ketzer bedroht. Die rechtgläubigen Einwohner, die sich mit heiliger Scheu vor jeder Heterodoxie hüteten, täglich ihre Messe hörten und bei den Prozessionen andächtig auf die Kniee sanken — und dies war die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung — hatten nicht leicht etwas zu befürchten. Wenn auch eine Willkürherrschaft auf dem ganzen Lande lastete und von der Krone wie von den Beamten manche Ungerechtigkeiten begangen wurden, so war das in Spanien sicher nicht schlimmer, als in den meisten übrigen Ländern der damaligen Zeit, wo wirkliche bürgerliche Freiheit nicht existirte. In anderer Hinsicht aber erfreute sich die pyrenäische Halbinsel unzweifelhaft eines Vorzugs: es herrschte hier Ruhe, man mag sagen die eines Friedhofs, jedoch immerhin Ruhe, während in Deutschland und in Frankreich die fürchterlichsten Religionskriege wüteten und doch noch unendlich viel mehr Opfer an Menschenleben forderten, als die kirchlichen Verfolgungen im südlichen Lande — abgesehen davon, daß die letzteren auch dort an der Tagesordnung waren. Auf die Dauer freilich haben sich die Einrichtungen der spanischen Herrscher, welche durch Einkerkerungen und Holzstöße die Religionswirren von ihrem Reich fernhielten, noch mehr verderblich gezeigt, als die Kriegsstürme, welche die anderen Länder durchraf'ten; denn diese waren vorübergehend, und die von ihnen verwüsteten Felder sind von neuem aufgegrünt, jene aber haben sich wegen ihrer festen Organisation bis in unser Jahrhundert fortgeschleppt, und ihre unseligen Folgen geben sich noch heute kund.

Ich habe verschiedene Ausflüge gemacht; der erste zu Pferde über die Sierra inmitten uralter riesenhafter Bäume

hat mich sehr befriedigt. Die Stadt Segovia, wo ich am Abend anlangte, ist höchst malerisch zwischen Bergen gelegen, die jetzt stark mit Schnee bedeckt sind; ich hätte mich hier gern länger aufgehalten, wenn nicht das Wirtshaus so überaus primitiv gewesen wäre. Selbst für mich, der ich seit meinen Reisen in den abgelegeneren Gegenden Andalusiens meine Ansprüche sehr herabgestimmt habe, erschien es auf die Dauer als unbewohnbar. Der Puchero, dieses berühmte Nationalgericht, genügt mir zwar sonst; allein hier fand ich ihn völlig ungenießbar, und über meinem harten Bette war eine weite Spalte im Dach, durch die ich die Sterne in prachtvoller Klarheit über meinem Haupt kreisen sah, jedoch auch die eisigkalte Nachtluft des Winters einatmen mußte. Mit Sehnsucht dachte ich dabei an die Nächte, die ich ehemals auf den Dächern des Morgenlandes verträumt, wo ich Orion und Sirius in doch noch viel herrlicherem Glanze erblickte, während mich zugleich selbst im Dezember laye Sommerlüfte umfächelten. Der Aquädukt, der sich bei Segovia in einer langen Reihe von Bogen hinzieht, erscheint mir fast großartiger als die Claudische Wasserleitung bei Rom. Der Alcazar aber, wenn auch glänzend und beim ersten Anblick durch seine absonderliche Architektur überraschend, kann dem nicht zusagen, welcher wirklich arabische Bauwerke kennt. Er führt seinen Namen wohl nur, weil an seiner Stelle früher ein maurischer Palast gestanden. Das jetzige Gebäude gehört dem sechzehnten Jahrhundert an, als die Tradition arabischer Kunst, die sich in Andalusien länger erhielt, nur in vagen Reminiszenzen fortlebte. — Mehr noch als Segovia hat die jetzt herabgekommene Stadt Avila, nach der ich gleichfalls eine Exkursion machte, das mittelalterliche Gepräge bewahrt. Hier wie in Burgos, das ich früher mehrmals besuchte, atmet man die frische, nervenstärkende Luft des altspanischen Rittertums. Darum hob sich in diesen Orten, wo Alles von früheren edleren Tagen spricht, meine Brust freier als im Escurial.

Avila mahnt übrigens auch an die spätere Zeit Spaniens. Es war die Heimatsstadt der heiligen Thereſe, jenes außerordentlichen Weibes, in deſſen Schriften ſich eine tiefe Glut der Empfindung, ein Gedankenflug und eine berauſchende Glanzesfülle findet, welche die Bewunderung aller Zeiten, und ſelbſt Solcher herausfordert, die, dem myſtiſchen, in ihnen wehenden Geiſt verſchloſſen, wenigſtens die literariſche Größe zu würdigen im ſtande ſind. Ueber den grauen Zinnen und Türmen des alten Avila ſchwebt die Geſtalt der heiligen Thereſe, gleich jener von Tizian's Jungfrau Maria in der Akademie zu Venedig, wie ſie in ekſtatiſcher Viſion von Engeln emporgetragen wird. Sie mit der ſiſtiniſchen Madonna zu vergleichen, verwehrt die heiße ſinnliche Glut, die oft neben den Entzückungen der Andacht, der höchſten überirdiſchen Erhebung der Seele, ihre Werke durchzieht. Es drängt mich übrigens, hier auszuſprechen, daß nach meiner Ueberzeugung keine Frau irgend einer Nation ſich in ihren literariſchen Leiſtungen zu einer gleichen Höhe wie die wunderbare Tochter Avila's erhoben hat. Man möchte glauben, ihr habe, wie dem heiligen Johannes, ein Adler vom Himmel die Feder herabgereicht, als ſie ihren „Weg zur Vollendung" und ihr „Schloß der Seele" ſchrieb.

36.

Aranjuez, im Februar 1861.

Aranjuez hätte ich im Winter nicht beſuchen ſollen, wie ich diesmal that. Seine Gärten, das einzig Anziehende, was es beſitzt, ſind nur im Frühling ſchön; ſein Name iſt allen Deutſchen aus Schiller bekannt, und wenn man ihn hört, ſo denkt man an zauberhafte Anlagen voll maleriſcher Baumgruppen und ſchattigen Dickichts, durch welches Quellen

hinrauſchen und Blumen des Südens ſinnbeſtrickende Düfte ergießen. Allein in der That werden die Gärten von Aranjuez von vielen Parks im Norden weit übertroffen, und mit den Gärten des Generalife bei Granada oder des Alcazar von Sevilla, die freilich von völlig verſchiedener Art ſind, können ſie erſt recht keinen Vergleich aushalten. Philipp II. war der erſte ſpaniſche König, der dort ſeinen Sommerſitz aufſchlug. Die Bourbonen zeigten guten Geſchmack, indem ſie in einem friſchen, hochgelegenen Thal der Sierra von Guadarrama ſich den Palaſt von San Ildefonſo erbauten, um dort die heißen Monate zu verbringen. Aber den Deutſchen zieht es nach Aranjuez, um die Lokalität zu ſehen, die ihm aus Schiller's mit Recht jeden Jüngling begeiſterndem, aber auch durch ſo viele große Schönheiten noch für das reifere Alter anziehendem Trauerſpiel vertraut iſt. So beſchäftigten ſich auch meine Gedanken, während ich in den weitläufigen Anlagen am Tajo umherwandelte, bald mit der Tragödie unſeres Dichters, bald mit den ihr zu Grunde liegenden hiſtoriſchen Thatſachen. Schiller's Don Carlos iſt bekanntlich auf einen im vorigen Jahrhundert vielgeleſenen memoirenartigen Roman des Franzoſen Saint-Réal gegründet. Schon lange vor ihm hatte der Engländer Otway ein Trauerſpiel auf dieſes nämliche Buch gebaut. Der Marquis Poſa ſcheint reine Erfindung des Franzoſen zu ſein, und ebenſo die Liebe des Don Carlos zur Königin, denn die Geſchichte berichtet von beiden nichts. Um den Zwiſt des Don Carlos mit ſeinem Vater, ſowie um ſeinen Tod wird wohl immer ein geheimnisvolles Dunkel gebreitet bleiben. Sicher war der Infant nicht der Jüngling von idealem Seelenſchwung, als welchen Schiller ihn darſtellt; es werden vielmehr Züge der Wildheit und Grauſamkeit von ihm berichtet, die ihn wenig liebenswürdig erſcheinen laſſen. So erzählen die Geſchichtſchreiber von ihm, er ſei einſt, als ihm bei einer nächtlichen Streiferei durch die Straßen von Madrid aus einem

Fenſter ein Glas Waſſer auf den Kopf gegoſſen worden, in eine ſolche Wut geraten, daß er das Haus durchaus habe niederbrennen wollen, wovon er nur mit großer Mühe abgehalten worden ſei. Ferner habe er einen Schuſter, der ihm ein Paar ſchlechter Stiefel geliefert, gezwungen, die Sohlen dieſer Stiefel zu verſchlucken. Llorente, der Geſchichtſchreiber der Inquiſition, der Philipp dem Zweiten äußerſt feindſelig iſt, nimmt in deſſen Konflikt mit ſeinem Sohne doch Partei gegen den letzteren und nennt ihn ein Scheuſal, deſſen Tod als ein Glück für die ganze ſpaniſche Nation anzuſehen ſei. Ob der Prinz wirklich ſo ſchlimm geweſen, muß freilich dahingeſtellt bleiben; denn es iſt zu bedenken, daß die offiziellen Federn ſicher Alles möglichſt zu Gunſten des Königs dargeſtellt haben. Für ziemlich ausgemacht kann gelten, daß Don Carlos ſich keineswegs aus religiöſem Freiſinn, ſondern um ſich zum Herrſcher der Niederlande zu machen, mit den flandriſchen und deutſchen Proteſtanten in Verbindung geſetzt hatte, daß Philipp ſeinen Plan entdeckte und den Verſchwörer gefangen nehmen ließ; daß der Prinz, der von ſehr leidenſchaftlicher Gemütsart war, infolge der Aufregung im Kerker erkrankte und daß er hier eines natürlichen Todes ſtarb. Wenn gleichzeitige ausländiſche Schriftſteller erzählen, der Vater habe ihn ſelbſt umbringen laſſen oder der Inquiſition zur Hinrichtung übergeben, ſo mögen ſie dies gethan haben, um den in ganz Europa verhaßten Philipp in ein möglichſt ſchlimmes Licht zu ſtellen; Beweiſe dafür ſind wenigſtens bisher nicht aufgefunden worden. Daß nun Schiller's Trauerſpiel auf einer wenig hiſtoriſchen Grundlage beruht, daß darin dem Prinzen ein Charakter geliehen wird, wie er ihn beſtimmt nicht hatte, läßt ſich nicht leugnen; allein wenn ihm hieraus heftige Vorwürfe gemacht worden ſind, ſo halte ich dieſe für unbegründet. Der Dichter iſt ſicher nicht verpflichtet, ſich ſtreng an die Vorgänge der Geſchichte zu binden, ihm muß vielmehr das freieſte

Schalten damit verstattet sein, wenn seine poetischen Zwecke dies erfordern. Wäre der Wert eines Dramas von seiner Uebereinstimmung mit dem wirklichen Faktum der Historie abhängig, so ließe sich im Grunde gar keines dichten. Denn gesetzt, der Verfasser hielte sich genau an die Berichte der Geschichtschreiber, welche ihm vorliegen, so liefe er doch immer Gefahr, daß später sein mit so peinlicher Bemühung um historische Wahrheit zu stande gebrachtes Stück wertlos würde, indem neuaufgefundene Quellen Alles in einem ganz anderen Lichte erscheinen ließen. So hat Schiller sich bei seinem Wallenstein mehr an die ihm zugänglichen Urkunden gehalten; nach neueren Forschungen indes steht der große Feldherr als ein völlig anderer vor uns da. Viele Thatsachen aus seinem Leben, viele Triebfedern seines Handelns sind erst jetzt aufgedeckt worden. Hat nun hierdurch das Trauerspiel an Wert verloren? Oder würde Schiller, falls er noch lebte, seiner Tragödie dadurch höheren Gehalt verleihen können, daß er sie nach dem neuentdeckten Material umarbeitete? Wäre jene Forderung historischer Treue berechtigt, so würde auch Goethe's Egmont und selbst die geschichtlichen Schauspiele Shakespeare's der schwerste Tadel treffen. Von ersterem ist bekannt, daß er für kein irgendwie treues Spiegelbild des flandrischen Grafen gelten kann, und auch von letzteren hat sich herausgestellt, daß ihr Dichter sehr frei mit den Chroniken schaltete. Etwas mehr Anschein von Begründung hat der weitere Vorwurf, die ganze in Schiller's Don Carlos waltende Atmosphäre sei nicht diejenige, die zu Philipp's II. Zeit in Spanien herrschte. Um diese zu treffen — so könnte man sagen — hätte Schiller wohlgethan, die altspanische Literatur zu studiren. Weil er aber dies versäumt, sei sein ganzes Stück ein schreiender Anachronismus. Wenn man gerade das Drama des Enciso, welcher die Geschichte des Don Carlos nicht lange nach dessen Tod auf die Bühne brachte, gelesen hat oder von der Lektüre

anderer Komödien kommt, in denen die Luft des damaligen Spaniens weht, und nun Schiller's Tragödie aufführen sieht, so fühlt man sich allerdings etwas befremdet und sagt sich, daß Vieles durchaus nicht im Geiste der Epoche ist, die es darstellen soll. Indessen auch dieser Vorwurf bedeutet nicht viel. Jeder Dichter muß im Geiste seiner Zeit schaffen und auch die vergangenen Perioden, die er vorführt, mit demselben erfüllen. Daß es hier eine Grenze gibt, wo der anstößige Anachronismus beginnt, ist gewiß; doch im Allgemeinen muß dieser Satz unstreitig als richtig anerkannt werden, alle guten Dichter sind nach demselben verfahren. Wenn sie sich der Gedanken und Empfindungen, welche die Generation, in der sie leben, erfüllen, entäußern wollten, um die Vorzeit nur in dem ihr eigenen geistigen Horizont darzustellen, so würden sie keinerlei Sympathie finden können. Als die alten Tragiker in die wilde Urzeit zurückgingen und die Greuel der Labdakiden und Atriden vorführten, adelten sie jene wilden Geschlechter und liehen deren Mitgliedern vielfach eine Herzensbildung, wie sie der Blütezeit Griechenlands eigen war, aber in einer Periode des Kannibalismus nicht vorkommen konnte. Die ganze geistige Atmosphäre in Shakespeare's Hamlet ist doch wahrlich nicht die, welche an dem alten dänischen Königshof herrschen konnte. — Soll ich noch an Lessing's Nathan erinnern? In der Periode der Kreuzzüge, wo die Bekenner der verschiedenen Religionen einander im bittersten Hasse bekämpften, einen Juden als Apostel der Lehren von Moses Mendelssohn auftreten und die Humanitätsideen des neunzehnten Jahrhunderts verbreiten zu lassen, ist das Stärkste, was in dieser Hinsicht gewagt werden kann.

Alcala Dehenares, wo ich auch war, ist eine sehr herabgekommene Stadt, die aber in manchen stattlichen Gebäuden noch ihre ehemalige Blüte verrät. Unter den verschiedenen Städten, welche sich um die Ehre streiten, den Cervantes

geboren zu haben, ſcheint ihr der größte Anſpruch zuzukommen. Neben Salamanca war ſie lange die Hauptuniverſität Spaniens, und ich beklagte, ihre Straßen nicht mehr mit der luſtigen Studentenſchaft bevölkert zu ſehen, deren Treiben alte Autoren ſo ergötzlich ſchildern. Es herrſchte ein fröhliches Leben auf dieſen Hochſchulen; nach der Sitte damaliger Zeit klirrten zwar oft die Degen, wenn Anlaß dazu geboten wurde, allein das rohe Raufen ohne Sinn und Zweck, nur wegen des Raufens, das unſere Univerſitäten ſchändet, kannte man nicht. Unter den Gebäuden von Alcala ragt noch der Palaſt des Kardinals Cisneros hervor, welcher die Hochſchule gründete und zuerſt in Flor brachte. Die Kirche feiert ihn als einen ihrer großen Männer, und daß er ſtarke Willenskraft, raſtloſe Thätigkeit beſaß, läßt ſich nicht leugnen; indeſſen zu den leuchtenden Zierden der katholiſchen Kirche, wie Franz von Aſſiſi, Katharina von Siena, die heilige Thereſe, gehört er nicht. Wenn dieſe Segen auf Erden verbreiteten, während ihr Geiſt ſich in Andacht und Liebe zum Himmel ſchwang, hat er neben Gutem auch unſägliches Unheil geſtiftet und ſich in die Reihe der Verfolger geſtellt, welche von der Kirche, ſtatt daß ſie dieſelben verherrlicht, vielmehr verleugnet und in den Bann gethan werden ſollten, da ſie ihr mehr Schaden zugefügt haben, als alle Häretiker und Häreſiarchen. Iſt es glaublich, daß Dominicus, der bei der Eroberung von Beziers die wilden Krieger zur Ermordung der Einwohner anfeuerte, indem er rief: „Schlagt die Hunde tot! Gott wird Diejenigen ſchon kennen, die keine Ketzer ſind,“ noch immer den Beinamen des Heiligen führt? daß Pedro de Arbues, wie es heißt, kanoniſirt werden ſoll, er, der wie Konrad von Marburg und Petrus Martyr ſich durch ſeine Wut in der Verfolgung angeblicher Ketzer hervorthat und gleich dieſen von dem ergrimmten Volke erſchlagen wurde?

Ich habe, wenn ich meine verſchiedenen Aufenthalte

zuſammenrechne, eine ſehr beträchtliche Zeit in Spanien verlebt, und da ich immer faſt ausſchließlich mit den Eingeborenen verkehrte, iſt mir ihre Sprache ganz vertraut geworden. Der volle, ſonore Klang des Caſtilianiſchen entzückt mich, und ich ſtimme Karl V. völlig bei, wenn er es die Sprache der Götter nannte, ohne daß ich deshalb ſeine Aeußerung über das Deutſche unterſchreiben möchte, welche ſo verächtlich iſt, daß ich ſie nicht zu wiederholen wage. Wirklich kann ſich nach meiner Meinung unter den europäiſchen Sprachen an Wohlklang mit dem Spaniſchen nur das Italieniſche meſſen; aber jenes übertrifft dieſes allzu weiche Idiom bei weitem an Kraft und Majeſtät. Wie unendlich hoch ſteht es erſt in ſolcher Hinſicht über dem Franzöſiſchen! Daher möchte ich wohl wünſchen, daß es die Suprematie des letzteren bräche und wieder zu der Oberherrſchaft in Europa gelangte, die es im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert übte. Man könnte es vielleicht als einen großen Vorteil für die Kultur anſehen, wenn alle Werke in der nämlichen Sprache geſchrieben und daher ebenſo allgemein verſtanden und genoſſen würden, wie muſikaliſche Kompoſitionen und Schöpfungen der bildenden Kunſt. Und welche Erſparnis von Zeit und Mühe wäre es, wenn man ſich nicht mehr mit dem Studium verſchiedener Grammatiken und Wörterbücher zu plagen brauchte! Jedoch würden mit dieſen Vorteilen, ſo groß ſie auf den erſten Anblick erſcheinen, doch auch ebenſoviele, und vielleicht noch mehr Nachteile verbunden ſein. Wenn ſich jene in der größeren Leichtigkeit der Mitteilung von Volk zu Volk kundgäben, ſo würden dieſe in der Literatur und in der Poeſie, welche notwendig an Reichtum und Mannigfaltigkeit verlieren müßten, zu Tage treten. Denn jedes bedeutende literariſche Werk kann eigentlich nur in einer beſtimmten Sprache geſchrieben werden; dieſe drückt ihm ſeinen Charakter und ſeine Eigentümlichkeit auf. Das iſt ſchon in der Proſa bei Thucydides und Livius, bei Froiſſart und Voltaire der Fall,

noch mehr aber in der Poesie. Glaubt man, daß Shakespeare's Dramen anders als englisch, Goethe's Gedichte anders als deutsch hätten entstehen können? Sicher nicht! Die Sprache ist aufs innigste mit dem Denken und Empfinden einer Nation verwachsen, und sollten nun alle Völker für ihre Gedanken und Gefühle sich desselben Ausdrucksmittels bedienen, so würde offenbar der Vorteil der Allgemeinverständlichkeit wieder mit einer gewissen Einförmigkeit des geistigen Lebens, einer Monotonie und Armut der Literatur bezahlt werden. Daß übrigens durch die infolge der erleichterten Verbindungen immer wachsende Annäherung der Völker an einander nach und nach die Verschiedenheit der Sprachen sich mindern wird, ist sehr wahrscheinlich. Im Mittelalter war die Sprachverschiedenheit in allen Ländern Europas ungleich größer als jetzt; die vielen Mundarten zum Beispiel, die in Italien herrschten, waren gesonderte Sprachen, ebenso wie es jetzt das Spanische, Portugiesische und Italienische sind. Nun aber hat das Toskanische nicht nur in der Schrift, sondern auch für den Verkehr die Oberherrschaft über sie gewonnen, und das Venetianische, Mailändische, Neapolitanische sind zu Dialekten herabgesunken, die in der Literatur nur noch zur Kuriosität kultivirt und auch im Volksmunde mehr und mehr zurückgedrängt werden. Reisende, die Italien häufiger besuchen, können dies von Dezennium zu Dezennium beobachten. Ich selbst habe erfahren, daß man sich in abgelegeneren Gegenden Italiens, wo früher Alle nicht anders als in ihrem Dialekt sprachen, jetzt weit besser verständigen kann, als ehemals. Dasselbe ist in Frankreich der Fall gewesen, wo das Nordfranzösische über alle anderen Mundarten die Oberhand gewonnen hat, und ebenso bei uns, wo das Oberdeutsche den Sieg davontrug, während das Niederdeutsche nach und nach verschwinden zu wollen scheint, wie man dies an den Küsten der Ostsee beobachten kann. Auf solche Weise wäre es sehr möglich, daß die verschiedenen Zweige

eines Sprachstammes in der Zukunft miteinander verschmölzen, daß zum Beispiel sich eine gemeinsame romanische Sprache für Spanier, Portugiesen und Italiener, eine germanische für Deutsche, Holländer und Skandinaven bildete. Allein ob eine solche Verschmelzung je so weit gehen werde, daß Völker, welche Sprachen ganz verschiedenen Stammes reden, diese mit einem Allen gemeinsamen Idiom vertauschen, darüber auch nur Vermutungen aufzustellen, wäre müßig. Und wie erhebend auch der Gedanke sein mag, daß es einst nur Eine große, alle Menschen umfassende Nation auf Erden geben werde, so wäre doch, wie ich schon sagte, diese allzu große Nivellirung, das Erlöschen aller Sprachen zu Gunsten einer einzigen, in anderer Hinsicht nicht wünschenswert.

Meine lange Beschäftigung mit der spanischen Literatur hat mich auf den Gedanken gebracht, ein Gemälde des alten Spanien und seines Volkes in Form eines Romans zu entwerfen. Ich habe lange darüber nachgedacht und eine leitende Fabel ersonnen, welcher sowohl wie den einzelnen Begebenheiten es vielleicht nicht an Interesse gefehlt hätte. Allein die Idee ist wieder von mir aufgegeben worden, einmal, weil der Roman überhaupt ein Genre ist, für das ich keine Vorliebe hege, und zweitens, weil, was ich vorhatte, mir schon genügenderweise von Le Sage in seinem Gil Blas geleistet zu sein scheint. Ich habe dieses Buch in den letzten Monaten mit großer Befriedigung von neuem gelesen. Es kam Le Sage zu statten, daß er die spanischen Novellisten und Dramatiker studirt hatte. Er hat den Lokalton und Charakter der Zeit, des Landes und Volkes so gut getroffen, daß vielfach vermutet und sogar behauptet worden ist, sein Roman sei die Uebersetzung eines spanischen Originals. Allein dies ist irrig; er hat sein Buch zum großen Teil aus Materialien zusammengesetzt, die er den Spaniern entlehnte, aus einzelnen Kapiteln der picaresken Novellen und aus Komödien, deren Inhalt er

in Prosa wiedergab. Dies läßt sich bis ins Einzelne hinein nachweisen. Für die Erfindung der mannigfaltigen, oft sehr ergötzlichen Ereignisse, welche sein Buch füllen, gebührt daher der Ruhm verschiedenen spanischen Dichtern. Allein dem Franzosen kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, die fremden Materialien mit großer Geschicklichkeit benützt und zu einem Ganzen verarbeitet zu haben. Auch seine anderen Bücher, sein Baccalaureus von Salamanca, sein Guzman von Alfarache und sein hinkender Teufel sind auf ähnliche Weise zu stande gekommen, und er scheint mir in seiner Benützung spanischer Quellen ungleich glücklicher gewesen zu sein, als die französischen Dramatiker.

Spanien wird jetzt häufiger von Reisenden besucht, als zuvor, und ich habe während dieses meines letzten Aufenthaltes außer Engländern, die eben die ganze Welt durchstreifen, auch verschiedene Deutsche getroffen. Die meisten derselben sehen das Land sehr flüchtig, bringen nur vage Eindrücke mit nach Hause und sind überdies sehr schlecht mit Kenntnissen über dasselbe ausgerüstet. So traf ich jüngst hier einen Schriftsteller, einen Maler und einen Architekten, welche vereint die Reise in fünf Wochen gemacht hatten und nun direkt wieder nach Norden gingen. Ihre Gespräche setzten mich in Erstaunen. Der Eine von ihnen behauptete, das Arabische sei mit dem Spanischen sehr verwandt, wer das letztere verstehe, könne auch das erstere leicht erlernen. Das war ein Linguist! Und die beiden Anderen fanden gegen seine Bemerkung nichts zu erinnern. Ich selbst erlaubte mir, ihnen den Sachverhalt auseinanderzusetzen, daß, weil beide Völker lange Zeit auf derselben Halbinsel gewohnt, eine Anzahl arabischer Worte, meist stark verstümmelt, in das Spanische übergegangen sei, daß aber die beiden Sprachen so himmelweit verschieden seien, wie das Chinesische und das Deutsche. Weiter glaubten diese Herren, Cordova und Sevilla wären erst zu derselben Zeit

wie Granada von den Chriſten erobert worden, und wollten ſogar noch ſtreiten, als ich entgegnete, daß ein Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren zwiſchen dieſen Ereigniſſen liege. Wenn Touriſten fremde Länder bereiſen, bloß um ſich Motion zu machen, ſo läßt ſich nichts dagegen einwenden; wenn ſie jedoch nun Beſchreibungen ihrer derartigen gelehrten Expeditionen herausgeben, wie zu thun es der genannte in Deutſchland ſehr beliebte Schriftſteller beabſichtigte, ſo ſoll man keine Geduld mit ihnen haben. Ich kenne wirklich mehrere in unſerer Zeit erſchienene Reiſeſchriften, deren Verfaſſer nicht einmal ſo viel über das Land wußten, wie man in jedem Konverſationslexikon findet. Und dabei glauben die Deutſchen die Franzoſen wegen ihrer Ungründlichkeit tadeln zu müſſen, während doch dergleichen Produkte ſchwerlich in Frankreich gedruckt werden würden. Da rühme ich mir ein älteres deutſches Buch, in welchem Land und Volk der pyrenäiſchen Halbinſel wirklich vortrefflich geſchildert ſind, nämlich die Skizzen aus Spanien von Huber. Die Reiſe des Autors fällt noch in die Regierungszeit Ferdinand's VII., und ſeitdem hat ſich freilich ungeheuer Vieles verändert. Aber trotz aller Revolutionen in den politiſchen Einrichtungen iſt der Kern des Volkes doch noch derſelbe geblieben, und Huber hat Alles mit offenem Auge geſehen, er weiß ſo feſſelnd darzuſtellen, daß ſein Werk immer mit Nutzen und Vergnügen geleſen werden wird.

37.

Cordova, im März 1861.

Bei der jetzt beſonders unter den Nordländern herrſchenden Reiſeluſt kommen Manche auch in die alte Hauptſtadt des Omajjadenreiches. Aber die meiſten brechen nach wenigen Stunden Aufenthalts wieder auf, und nur äußerſt wenige

haben eine Ahnung davon, daß sie sich an einer der merkwürdigsten Stellen der Welt befinden. Es ist seltsam, in welche Nacht der Vergessenheit jene ganze Periode der europäischen Geschichte zurückgesunken ist, als Cordova vielleicht die größte und volkreichste Stadt des Abendlandes, die Residenz mächtiger Herrscher war, zu denen Kaiser und Könige Gesandtschaften schickten. Selbst wenn man von den Berichten der Araber, welche von den dreitausend Moscheen, die hier gestanden, erzählen, einen Teil auf Rechnung der orientalischen Uebertreibungssucht setzt, kann man nach den übereinstimmenden Zeugnissen morgenländischer, wie abendländischer Schriftsteller an der außerordentlichen Ausdehnung und Pracht der Residenz Abdurrahman's III. nicht zweifeln. Allein Katastrophen ohnegleichen müssen über dieselbe hingeschritten sein, um sie bis auf wenige Reste vom Erdboden zu vertilgen. Nur die alte Brücke über den Guadalquivir und die gewaltige Moschee, die unter allen muhammedanischen Gotteshäusern im Orient keine Nebenbuhlerin hat, nebst der dazu gehörenden Minaret, geben noch Kunde von ihrer ehemaligen Bedeutung; alles Andere deckt ein großer Ruin, und selbst der Trümmer, welche unzweideutig verraten, daß sie vom alten Cordova herrühren, finden sich nur wenige. Wohl sind in manchen Wohnhäusern noch Reste arabischer Architektur vorhanden; aber von den meisten der Prachtbauten, die einst für Weltwunder galten, läßt sich keine Spur entdecken. Auch müssen, da vorauszusetzen ist, daß die Stadt ehemals einen weit größeren Flächenraum eingenommen hat, ganze Teile derselben verschwunden sein. Ich habe die Umgegend nach allen Richtungen hin durchstreift, indem ich dachte, daß wenigstens irgendwelche Reste noch die Stellen andeuten müßten, wo früher Gebäude gestanden. Allein nur hie und da fand ich wirre Steinmassen, die nicht erkennen ließen, ob sie die Linien ehemaliger Straßen bezeichneten, oder vielleicht von zerfallenen einzelgelegenen Häusern späterer Zeit herrührten. Allerdings wird

das Material, aus dem die Araber bauten, die sogenannte Tapia (das heißt Lehm) mit Steinen, die demselben eingefügt wurden, nach der Zerstörung des Gebäudes keine so mächtigen Ruinen bilden, wie die Quadern der egyptischen oder griechischen Tempel. Aber wie überhaupt solche Tapiamauern, welche, nach der Analogie der noch heute vorhandenen zu schließen, von großer Solidität und Dicke gewesen sein müssen, in diesem Maße zerstört werden konnten, bleibt doch rätselhaft. Mögen in den Bürgerkriegen, die dem Sturze des Chalifats folgten, und sodann bei den Eroberungszügen der wilden afrikanischen Horden Raubgier und Verheerungslust auch noch so arg gewütet haben, man kann daraus eine solche totale Zerstörung noch nicht erklären, und muß zu der Annahme seine Zuflucht nehmen, daß Erdbeben Alles vertilgt haben, was die Menschenhand noch verschont hatte. Ich zweifle, daß es je gelingen wird, die Topographie des alten Cordova festzustellen; denn bei vielen seiner berühmten Bauwerke fehlt uns jede Andeutung, aus der sich schließen ließe, wo dieselben gestanden. Wenn man hie und da vielleicht das Bruchstück einer maurischen Säule oder eine von den glasirten Platten findet, welche Azulejos heißen, so verstattet doch keine Inschrift darauf, diese spärlichen Ueberbleibsel aus maurischer Zeit dem oder jenem der Paläste zuzuschreiben, die einst hier geprangt haben sollen. Wo hat das vielbewunderte Schloß gestanden, das auf hohem Bogen über dem Guadalquivir erbaut war? wo „der Palast des Perſers", wo „das Haus der Fröhlichkeit"?

Die Lage von Cordova am Eingang von Andalusien, das vor ihm seine reichen Fluren hinbreitet, hinter ihm sich wellenförmig nach der Sierra Morena zu erhebt, ist von großer Schönheit. Im Sommer freilich, wenn die fast tropische Sonne, die hier vom Mai bis zum Oktober nie von einer Wolke verhüllt wird, alles Grün versengt hat, mag die Gegend wenig zu ihrem Vorteil erscheinen; allein jetzt, wo sich nach

dem kurzen, kaum Winter zu nennenden Schlaf der Natur der Frühling schon in seiner vollen Pracht zu entfalten beginnt, kann dieselbe sich mit der schönsten messen. In dem treibhausartigen Klima, das hier waltet, indem die Sierra allen rauhen Hauchen von Norden her den Zugang verwehrt, gedeiht der üppigste Pflanzenwuchs. Der Kaktus in einer gigantischen Größe wie selbst nicht in Sicilien, die Aloë mit riesigen leuchterartigen Stengeln, auf denen sie bald ihre Blütenfackeln aufstecken wird, die Sykomore und die Korkeiche schmücken rings die Ebenen und Hügel, und zwischen ihrem dunklen Grün leuchten rötlich und weiß die eben aufbrechenden Knospen der Pfirsich- und Aprikosenbäume. Dabei geben die vielfachen Senkungen und Erhebungen dem Terrain einen malerischen Reiz, wie ihn die zu sehr gepriesene Huerta von Valencia nicht besitzt. Ich kann mir in dieser Jahreszeit keinen herrlicheren Aufenthalt denken, als den in der alten Hauptstadt Andalusiens. Aber wenn mich meistens bei Betrachtung des Schönsten eine tiefe Schwermut übermannt, so bemächtigt sich dieses Gefühl der Melancholie meiner hier noch mehr als anderswo. Ich vermag den Gedanken nicht zu verbannen, daß diese grünende und blühende Pflanzendecke, die rings den Boden überkleidet, aus der Asche und dem Moder eines ganzen Volkes emporkeimt; aus den Blumen und Kräutern scheint mir Tod zu duften und Baum und Staude nur deshalb in so wuchernder Fülle zu strotzen, weil sie von dem Verwesungsstaube einer unglücklichen, unter den Trümmern ihrer Bauwerke begrabenen Nation gedüngt werden.

Einer meiner Lieblingsplätze, wo ich oft Abends weile, ist bei dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Kloster San Francisco de la Arrizafa, welches durch seinen traditionellen Namen verrät, daß dort die Villa Abdurrahman's I., Rußafa, gestanden hat. Ein verwilderter Garten ist vielleicht ein Rest desjenigen, welcher die Villa umgab. Mein Blick forschte umsonst nach einer Palme, welche eine Enkelin derjenigen sein

könnte, die der erste Omajjade aus einem vom Morgenland hergebrachten Kerne gezogen, und von der alle anderen in Andalusien abstammen sollen. Am Fuße der Mauer, an der ich oft ausruhte und deren unterste Steine vielleicht noch von seinem Landhause herrühren, mag der große Herrscher gesessen und in schwermütiger Erinnerung seiner orientalischen Heimat, wie aller der wechselnden Schicksale gedacht haben, die ihn durch tausendfältige Lebensgefahr hieher in den fernen Westen auf den Thron geführt. Wenn er so den Blick über die sich unter ihm hinbreitende Hauptstadt und die blühende Umgebung gleiten ließ, mochten oft Zeit und Ort in seinem Geist in einander verfließen, so daß er sich wieder in seiner morgenländischen Heimat zu befinden glaubte. Die reiche, vom Guadalquivir durchschlängelte, hügelumgrenzte Ebene schien ihm die Ghauta bei Damaskus zu sein, die er in seiner Jugend oft durchschweift; in den in der Ferne aufsteigenden Bergzügen der Sierra Morena sah er die Höhen des Hauran. Allein dann, wenn er die mächtige, über das Häusermeer des unermeßlichen Cordova emporsteigende, von ihm erbaute Moschee erblickte und sie ihn an die Omajjadenmoschee seiner Vaterstadt erinnerte, konnte er sich mit Stolz sagen, daß sein Bau der weitaus herrlichere sei. — Indem ich, in Träumerei versunken, manche Abendstunde auf der Rußafa verbrachte, glaubte auch ich oft in den Orient versetzt zu sein; und wenn die Sonne ihre sinkenden Strahlen über Stadt und Landschaft ergoß, wenn ich unten aus der Schlucht den Schellenklang eines Maultierzuges vernahm, erwartete ich eine Karawane, von arabischen Scheichs geführt, des Weges kommen zu sehen.

Wie ich von dem genannten, so große historische Perspektiven eröffnenden Punkte in keiner Reisebeschreibung eine Notiz gefunden habe, so hat auch eine andere, noch viel merkwürdigere Lokalität meines Wissens bisher keinerlei Aufmerksamkeit erregt. Es ist dies ein Hügelabhang bei dem Kloster S. Geronimo,

etwa eine Stunde von Cordova. Nachdem ich lange vergeblich Erkundigungen einzuziehen gesucht hatte, wo das Zauberschloß Azzahra, das gewaltigste und prachtvollste aller im arabischen Spanien aufgeführten Bauwerke, gestanden habe, nachdem ich gefunden, daß selbst die gebildeten Spanier nichts von der ehemaligen Existenz dieses Schlosses wußten, ward mir durch einen Geistlichen der Kathedrale, der als der größte Kenner der Altertümer seiner Vaterstadt gilt, die Notiz, Azzahra habe in der genannten Gegend gelegen, aber es sei keine andere Spur von dem Baue mehr übrig, als daß hie und da einige Säulenfragmente und Azulejos gefunden würden. Als ich mich nach dem Kloster begab, glaubte ich sofort die Oertlichkeit jener Schloßanlage zu erkennen, die sich nach den arabischen Schriftstellern terrassenförmig in drei Abteilungen an einer Höhe emporzog; ich mußte mich jedoch damit begnügen, den Platz aus einiger Entfernung zu betrachten, da in der Nähe Stiere weideten, die in dieser Gegend besonders wild sind, und da dieselben, so oft ich einen Schritt vorwärts that, in bedrohlicher Weise gegen mich Front machten. Dasselbe wiederholte sich noch ein anderes Mal. Endlich aber fand ich die Gegend eines Tages von den Unholden frei und erklomm nun den höchsten der drei Hügelabsätze. Da auch die Entfernung von Cordova und die Himmelsrichtung mit den Angaben bei Makkari übereinstimmen, so zweifle ich nicht, wirklich auf der Stelle gestanden zu haben, wo sich die feenhafte Villa erhob. Ich hatte die arabische Beschreibung derselben, die ich schon vor Jahren auf der Pariser Bibliothek abgeschrieben, bei mir und suchte nun, auf der obersten der Abstufungen stehend, den wunderbaren Bau vor meinem Geist wieder aufzurichten. Unten lag die Stadt Azzahra, von deren wirklichem früheren Vorhandensein, wenn man alle Berichte der Araber für Märchen der Tausend und Einen Nacht halten wollte, die daselbst geprägten Münzen Zeugnis geben würden. Die mittlere Abteilung nahmen

die Wohngebäude der Hofbeamten ein. Auf der oberen aber ragte das Chalifenschloß, von dessen ungeheurer Ausdehnung man sich einen Begriff machen kann, wenn man liest, daß dasselbe fünfzehntausend Thüren enthalten hat und mehr als dreizehntausend für die Bedienung der Chalifen bestimmte Sklaven beherbergte, sowie außerdem noch die dreitausend Mann starke Leibwache von Slavoniern. Die verschiedenen Hallen und Säle des Schlosses überboten einander an Pracht. In einem derselben, der auf blühende Gärten hinabschaute, war die Decke von Gold, die Thorflügel hingen an juwelenübersäten Pfosten; in der Mitte befand sich eine große, mit Quecksilber gefüllte Zisterne, die einen blendenden, sich an den Wänden und der Decke brechenden Glanz verbreitete. Auch Bildwerke von Menschen und Tieren fanden sich vielfach in dem Schlosse, was zeigt, daß die Araber in Spanien sich nicht strenge an die Satzung hielten, welche ihnen die Abbildung lebender Wesen verbietet. Schon am Eingang prangte die Statue von Abdurrahman's Lieblingssklavin Azzahra, auf deren Wunsch der Chalif die ihren Namen tragende Stadt, nebst dem sie krönenden Zauberschlosse errichtet hatte. Um die Materialien zum Bau herbeizuschaffen, waren fünfundzwanzig Jahre lang täglich zehntausend Maultiere verwendet worden. In umgitterten Räumen der Gärten wurden seltene Tiere gehalten; zur Fütterung der in den Teichen aufbewahrten Fische waren täglich achttausend Laibe Brod bestimmt. — Ich verweilte stundenlang auf der Stätte, wo so viele Herrlichkeit begraben liegt, und suchte auf dem Boden nach irgend einem Bruchstück, einem Säulenknauf oder einer Steinplatte, die durch ihre Beschaffenheit unzweideutig kund gebe, daß sie ein Rest des alten Baues sei, — allein vergebens. Sicher würde es sich ungemein der Mühe lohnen, hier Nachgrabungen zu veranstalten; denn es ist unmöglich, daß alle die Mauern und Pfeiler völlig zu Staub zerrieben sein sollten. Man würde vielleicht nicht nur einzelne Bestandteile, sondern

ganze Räumlichkeiten des Palaſtes noch unter dem Boden wiederfinden. Auf den mit Erde überdeckten Schutthaufen, wo ich ſtand, ſproßten Diſteln und wilde Stauden aller Art, deren Blüten einen narkotiſchen Duft verbreiteten; Cicaden, welche die Märzſonne ſchon früh geweckt hatte, ſchmetterten um mich her, und die betäubenden Wohlgerüche, der einförmig ſchrillende Ton der kleinen Tierchen lullten mich in ein waches Träumen ein, in welchem mir das Zeitbewußtſein ſchwand und ich wirklich in dem alten Azzahra zu weilen glaubte. Ich ſah über hochwipfeligen Cypreſſen und blühenden Mandelbäumen das goldene Dach des Wunderpalaſtes emporragen, ſich längs der Marmorſtufen, die von deſſen Eingang nach unten führten, in langen Reihen die turbanhäuptigen Sklaven ſcharen, und durch die geöffneten Thore des Schloſſes den Chalifen mit ſeiner geliebten Azzahra hervortreten, um bei Flöten- und Cymbelſchall in den Gärten zu luſtwandeln, und in reichgeſchmücktem Nachen ſich auf einem der künſtlichen Seen zu wiegen. In ſolche Träumerei verloren, hatte ich nicht beachtet, daß ſchon das Abenddunkel herabgeſunken war und daß meine Lage dadurch faſt kritiſch wurde. Ich konnte nicht hoffen, den Weg in der Finſternis allein zu finden; dennoch blieb, da nirgends ein menſchliches Weſen zu entdecken war, nichts übrig, als, meinem Stern vertrauend, mich in Gang zu ſetzen. Lang irrte ich ratlos umher und machte mich ſchon darauf gefaßt, die Nacht obdachlos zu verbringen, als zum Glück der Mond aufging und einige Helle verbreitete. Dennoch wußte ich nicht, wo ich ſei, bis mir ein junger Menſch begegnete und ich von ihm erfuhr, daß ich den richtigen Pfad eingeſchlagen hätte und mich ſchon in der Nähe der Stadt befände.

Es iſt mir unmöglich, mich hier in Cordova mit etwas Anderem zu beſchäftigen, als mit den Arabern und der Zeit ihrer Herrſchaft in Spanien; denn nur von dieſen empfängt

die jetzt tief zerfallene und verödete Stadt ihre Bedeutung. Sicher wäre es thöricht, die Zeit, als die Muhammedaner Spanien inne hatten, zurück zu wünschen; ein solches Zurücksehnen in vergangene Kulturepochen, und wären sie so herrlich wie die des alten Hellas gewesen, ist überhaupt sinnlos und nur in der bei mir glücklicherweise immer schnell wieder vorübergehenden Stimmung möglich, in welcher ich an der Menschheit und ihrer Zukunft verzweifle. Es ist in Bezug auf die Araber doppelt thöricht, einmal, weil deren hohe Blüte in Andalusien nur im Vergleich zu der weit geringeren Bildungsstufe, auf welcher gleichzeitig die übrigen Völker Europas standen, als eine so glänzende erscheint, zweitens weil der Islam, von dem ihre ganze Kultur bedingt war, eine rohe und sich in einem höchst armseligen Gedankenkreise bewegende Religion ist, zu deren Untergange man die Menschheit nur beglückwünschen könnte. Aber auf der andern Seite ist das Wehgeschick, welches die spanischen Araber ereilt hat, ein so tief tragisches, die ruchlose Barbarei, welche das triumphirende Volk unter Schändung des Christentums an ihm verübte, eine so himmelschreiende, daß alles menschliche Gefühl in uns ausgerottet sein müßte, wenn dasselbe sich nicht in Mitleid dem besiegten Volke zuwendete. In mir selbst ist schon in den Knabenjahren sehr lebhaft dies Gefühl erweckt worden durch des trefflichen Klinger „Rafael von Aquillas", in welchem die bei der Vertreibung der Mauren aus Spanien gegen diese geübte empörende Grausamkeit mit brennenden Farben und dem vollen Eifer für Recht und Humanität geschildert ist, welcher alle Werke unseres großen Landsmannes auszeichnet. Der genannte Roman, der als Volksbuch in den Schulen eingeführt werden sollte, um in der deutschen Jugend den Haß gegen geistliche und weltliche Unterdrückung stets wach zu halten und zu schüren, hat meinen Gedanken wohl die erste Richtung auf das arabische Spanien gegeben und mich, da ich bei den

europäiſchen Schriftſtellern nur ſo mangelhafte und unzuverläſſige Nachrichten darüber fand, veranlaßt, das Arabiſche zu lernen. Die Vertreibung der Mauren, welche Klinger mit den ſie begleitenden Schreckniſſen in einer das Herz aufs tiefſte aufregenden Weiſe ſchildert, war übrigens keineswegs das ſchwerſte Unglück, welches dieſes Volk traf. Man kann ſie als eine verhältnismäßig milde Maßregel betrachten; denn wie groß auch die Summe der über die Vertriebenen verhängten Leiden ſein mochte, es war doch noch immer beſſer, daß ſie in den afrikaniſchen Wüſten umherirrten oder bei barbariſchen Völkern ihr Brod erbettelten, als wenn ſie in Spanien lebendig verbrannt worden wären — ein Loos, das die meiſten Zurückgebliebenen ereilte.

Auf einer Anhöhe nächſt dem Guadalquivir, die wohl größtenteils durch zuſammengeſtürzte Mauerſteine gebildet iſt, ſtand der große Palaſt der Omajjadiſchen Herrſcher; hier, wo jetzt Neſſeln und Brombeerſträucher aus wirrem Geröll ſprießen, war einſt der Mittelpunkt des mächtigſten Reiches von Europa, und eben hier oder in unmittelbarer Nähe ſchlug ſpäter die Inquiſition ihr Gericht auf. Wo ehemals Abdurrahman III., umgeben von glänzendem Hofſtaat und allem Pomp des Orients, Geſandtſchaften Otto's des Großen nnd des Kaiſers von Byzanz empfangen, ächzten ſpäter die unſeligen Nachkommen des Volkes, vor dem das ganze Abendland gezittert hatte, in unterirdiſchen Kerkern unter Marterwerkzeugen. Den Palaſt auch nur ungefähr, ſowie Azzahra in unſerem Geiſte zu rekonſtruiren, iſt unmöglich, da es an detaillirten Schilderungen fehlt. Uebrigens iſt deſſen Zerſtörung, ſowie die vieler anderen arabiſchen Bauwerke, nicht allein den ſpaniſchen Eroberern zuzuſchreiben. Derſelbe war vermutlich ſchon in den Bürgerkriegen, welche dem Sturze des großen Almanſur folgten, und ſodann durch die Murabiten arg geſchädigt worden. Auch die Bibliothek Hakem's II., die größte in der ganzen moslimiſchen

Welt, war schon teils zu Grunde gegangen, teils nach Afrika geschleppt worden, als Ferdinand der Heilige Cordova eroberte. Wie viel von dem großen Ruin, der uns jetzt hier rings anstarrt, auf seine Rechnung und die seiner glaubenseifrigen Scharen zu setzen sei, ist nicht mehr zu ermitteln.

Wenn ich die Vernichtung aller der gewaltigen Paläste, Villen, Schulen, Bäder und Moscheen bis auf die eine noch vorhandene sehe, so erscheint mir dieselbe um so erstaunlicher, als die Zeit, in der alle diese Bauten noch aufrecht standen, uns verhältnismäßig so nahe liegt, und die Betrachtung keiner anderen Trümmer hat mir ein gleich erschütterndes Bild von der Vergänglichkeit alles Irdischen gezeigt. Ich glaube dabei an aller Zeit irre zu werden; kaum sind neun Jahrhunderte seit den Tagen Abdurrahman's III. verflossen, und doch liegen seine Bauten tiefer in Staub, als die von Babylon und Ninive. Wo die Gebeine der Omajjaden geruht, weiß niemand zu sagen; das letzte Atom ihrer Knochen ist in Staub zerfallen, während die unvordenklichen alten Leichen der Pharaonen noch unversehrt in ihren Särgen liegen. Ja das ganze Volk der spanischen Araber mit seiner Kultur ist ausgerottet und von der Erde hinweggetilgt; denn schwer kann man jene verwilderten Horden, die jetzt in der Berberei umherirren, schwer selbst die in tiefe Unbildung zurückgesunkenen, in Algier und Tunis seßhaften Mauren für Nachkommen der Nation halten, welche einst die civilisirteste des Occidents war. Und unbegreiflicherweise ist in Europa selbst das Interesse für diese untergegangene Nation, ihre Wissenschaft und Dichtung ein äußerst geringes. Unsere Gelehrten forschen mit dem größten Eifer in den Papyrusrollen der Aegypter, und es gelingt ihnen mehr und mehr, aus ihrer Hieroglyphenschrift die Geschichte des Nillandes bis in die graueste Urzeit zu verfolgen; sie haben die Heldengedichte und die Philosophie der Inder lebendig in das Abendland eingeführt, so daß wir die Bildung, die vor Jahrtausenden

am Ganges blühte, gleich genau kennen, wie die unſeres Mittelalters. Allein von den Arabern Spaniens, die durch ihre Berührung mit den übrigen europäiſchen Völkern uns viel näher ſtehen, beſitzen wir höchſt ungenügende Kenntnis. Schon die ſpaniſchen Chriſten der Zeit, als noch ein großer Teil der Halbinſel in Händen der Muhammedaner war, wußten nicht viel mehr von ihnen, als von den Völkern der entgegengeſetzten Hemiſphäre. Das erklärt ſich teilweiſe aus dem politiſchen und religiöſen Haß, der ſie von ihnen ſchied. Thatſache iſt, daß in den alten ſpaniſchen Chroniken ſich nirgends eingehende Mitteilungen über Volk und Land der Araber finden. Ueber letztere laſſen ſich aus dieſen Chroniken kaum ſo viele Notizen ſchöpfen, wie wir über das Innere von Afrika beſitzen.

Eine intereſſante Geſchichte, an die ich hier in Cordova erinnert werde, iſt die von den ſieben Infanten von Lara, die durch den Verrat eines ihrer Verwandten in den Hinterhalt gelockt und erſchlagen wurden. Ihr Vater Gonzalo Guſtos geriet gleichzeitig in Gefangenſchaft der Araber, wurde nach Cordova geſchleppt, knüpfte hier ein Liebesverhältnis mit der Schweſter des Königs Almanſur an und zeugte mit ihr einen Sohn Mudarra, welcher in der arabiſchen Hauptſtadt erwuchs, aber ſpäter, von ſeiner Herkunft unterrichtet, nach Kaſtilien zurückkehrte und den Tod ſeiner ſieben Brüder rächte. Dieſe Geſchichte ſcheint hiſtoriſche Grundlage zu haben, denn zu Salas in Altkaſtilien, dem Hauptſitz des berühmten Geſchlechts der Lara, ſollen noch darauf bezügliche Inſchriften vorhanden ſein. Man möchte nun glauben, die Chronik Alfons des Weiſen, welche dieſelbe ausführlich erzählt und die zahlreichen Romanzen, die ſie beſingen, müßten da, wo ſie von der Gefangenſchaft des Gonzalo Guſtos und von ſeiner Liebe zu der mauriſchen Prinzeſſin, oder von der Jugend des Mudarra berichten, auch Einiges von den Sitten der Araber und von

deren Hauptstadt beibringen; nach Derartigem suchen wir indes vergebens in ihnen. Die Chronik Ferdinand des Heiligen erzählt, wie dieser König die Hauptstädte Andalusiens erobert habe. Es würde nun so natürlich gewesen sein, daß der Chronist auch über die großartigen Bauwerke dieser Städte berichtet hätte; allein das scheint ihn nicht im mindesten interessirt zu haben. Wenn die alten spanischen Schriftsteller einmal von ihren Glaubensfeinden sprechen, so geschieht es in einer Weise, die von der ärgsten Unwissenheit zeugt.

Bei der Wut, mit der die Spanier gewöhnlich alsbald nach der Eroberung die Gotteshäuser der Muhammedaner niederrissen, können wir es noch als ein Glück preisen, daß sie die große Moschee von Cordova im Wesentlichen unversehrt ließen. Es ist später ein christlicher Chor in der Mitte des Gebäudes errichtet worden; aber derselbe ist der Wirkung des Ganzen nicht allzu nachteilig, verschwindet vielmehr einigermaßen in der Totalität. Denjenigen, die es beklagen, daß die Moschee durch diese allerdings zu ihrem Stil wie die Faust aufs Auge passende Einfügung entstellt sei, muß man entgegenhalten, daß das moslimische Gotteshaus sicherlich gänzlich niedergebrochen worden wäre, wenn man es nicht durch das Hineinbauen des Chores in eine christliche Kirche verwandelt hätte. Die Minaret ist nur dem untern Teil nach stehen geblieben und hat oben einen Aufsatz erhalten. Ich ersättige mich nicht daran, diesen Komplex von Gebäuden zu betrachten und alle seine Teile zu besuchen. Der Eindruck, wenn man die Eingangspforte nach dem von einer weiten Mauer umschlossenen Vorhof überschritten hat, ist wahrhaft magisch. Man sieht sich plötzlich in den Orient versetzt. Dieser mit prächtigen Orangenbäumen bepflanzte und noch mit dem Brunnen für die moslimischen Abwaschungen besetzte Hof bietet einen wonnevollen Aufenthalt und dient den Bewohnern Cordovas am Abende zum Spaziergang. Es gewährt mir oft Freude, in der

Dämmerung dort umher zu wandern, mich unter die frohen Gruppen zu mischen und das Fächerspiel, wie die unter den Mantillen hervorblitzenden Augen der Andalusierinnen zu betrachten. Doch noch lieber ist mir die Einsamkeit, die hier in den Nachmittagsstunden herrscht; dann bevölkere ich den Raum mit den Schatten der Vergangenheit. Ich sehe ernste Gestalten mit Kaftan und Turban, Imame mit langem weißem Bart, die, am Boden sitzend, den um sie versammelten Jünglingen den Koran erklären. Am Brunnenbecken aber drängt sich ein noch größerer Kreis von Hörern um einen Redner; es ist dies ein wandernder Gelehrter, der die bunten Abenteuer, die er in den verschiedenen andalusischen Städten erlebt hat, berichtet, und dabei in Prosa wie in Versen, selbst vor den waghalsigsten Kraftleistungen nicht zurückschreckend, seine Meisterschaft in Beherrschung der arabischen Sprache zeigt. Er führt seine Hörer bald an den Hof des Königs Ibn Hud von Saragossa und berichtet, wie er diesem eine Kassîde zu dessen Preise vorgetragen, von welcher der Herrscher so entzückt gewesen, daß er den Befehl gegeben habe, dem Sänger so viele Beutel von Gold auszuhändigen, wie das Lobgedicht Verse gezählt. Bald wieder versetzt er die Neugierigen auf den Markt von Valencia, das eben von dem grimmen Feldherrn der Nazarener, genannt Rodrigo oder der Cid, mit Einnahme und Plünderung bedroht gewesen. Angstvoll und verzweifelnd drängen sich die Einwohner in die Moscheen, um von Allah Rettung zu erflehen; er aber, der Redner, besteigt einen erhöhten Platz und feuert die Menge in einem schwungvollen Gedichte, das er recitirt, an, einen Ausfall gegen die Feinde zu machen, und seine begeisterten Worte finden Widerhall im Volke. Es ruft nach Waffen und wälzt sich dem Thore zu, um die Ungläubigen, die zu drei Göttern beten, zu vertreiben. Weiter berichtet der Erzähler von einer Wasserfahrt, die er am Ende des Fastenmondes Ramadhan auf dem Guadalquivir mit lustigen

Freunden gemacht, bunte Lampen leuchteten in dem Nachen, Wein perlte in den Gläsern, und die Genossen übten ihren Witz in schlagfertigen Gegenreden, welche mitgeteilt werden, indem der Redner nicht vergißt, daß er immer den Sieg davongetragen habe.

Das Innere der Moschee war ehemals, wie dies bei der älteren Bauweise der Moslimen üblich, gegen den Vorhof geöffnet, und das mußte den Eindruck des Ganzen ungemein erhöhen. Aber auch noch heute ist die Wirkung eine außerordentliche, und unter allen Gotteshäusern der Welt bringen meines Bedünkens nur die schönsten gothischen Dome eine gleiche hervor. Bei beiden beruht die Gewalt des Eindrucks besonders darauf, daß der Blick sich in eine Unendlichkeit zu verlieren glaubt, bei den Kirchen germanischen Stils in die der Höhe, bei dieser Moschee in die der Weite. Wenn wir in das Heiligtum eintreten, breitet sich vor uns zu beiden Seiten ein unermeßlicher Wald von Säulen aus, dessen Ende das Auge nicht zu erreichen vermag; die Säulen sind durch doppelte Bogen, deren einer sich über den andern erhebt, verbunden. So ungeheure Ausdehnung der Bau auch hat, so ist er im Verhältnis dazu nur niedrig; allein dies erhöht die Wirkung, anstatt sie zu verringern. Schreitet man in der Richtung nach Osten vorwärts, so gewahrt man eine mit reichem Mosaikschmuck und arabischen Lettern bedeckte Nische. Es ist dies der Mihrab, welcher die Richtung nach Mekka bezeichnet, wohin alle Gläubigen beim Beten ihr Antlitz wenden müssen. Daß dieser ganz muhammedanische Teil, das Allerheiligste der Moschee, unzerstört geblieben ist, daß man selbst die arabischen Inschriften hat fortbestehen lassen, muß Wunder nehmen. Während in dem, zu einer Kirche umgewandelten Gebäude christliche Psalmen erschollen, und sicher die andächtig Knieenden, wie die Priester und Sakristane jeden, den sie des heimlichen Muhammedanismus für verdächtig hielten, dem heiligen Gericht anzeigten, damit

es ihn dem Flammentode überlieferte, verkündeten die arabischen Schriftzeichen ungehindert Jahrhunderte lang, es sei kein Gott außer Allah, und Muhammed sei dessen Prophet.*) In der That hat keine Besprengung mit Weihwasser, kein Ausräuchern die Moschee christlich machen können; sobald Orgelton und Psalmgesang verklungen sind, erscheint der Bau wieder so moslimisch wie zur Zeit Hakem's II. Wenn ein Muhammedaner des Orients ihn heute betritt, welche Gefühle müssen sich seiner bemächtigen! Er findet hier ein Haus Allahs, herrlicher als irgend eines in der moslimischen Welt; er liest an den Wänden die heiligen Suren, welche dem Gläubigen ewiges Leben verheißen; er blickt in den Vorhof mit seinen Orangenbäumen und seinen plätschernden Brunnen hinaus und sieht in ihm ein Abbild des Paradieses, wo er einst an rieselnden Quellen unter grünen Schattendächern ruhen soll. Allein wenn er weiter durch die geweihten Hallen wandelt, sucht er umsonst nach Koranlesern, umsonst noch Frommen, welche, die Stirne nach Mekka gerichtet, die heiligen Gebete sprechen. Schaut er zur Minaret empor, so erwartet er vergebens, daß der Muezzin hervortrete, um den Ausruf des Islam nach den vier Weltgegenden zu thun. Der Glockenschall des Ave Maria, der von oben ertönt, sagt ihm, daß die Christen dem Islam sein heiliges Haus entrissen haben. Welchen schwermütigen Gedanken müßte erst ein solcher Muhammedaner nachhängen, wenn ihm kund würde, daß seinen Vorfahren einst das ganze große Spanien unterworfen gewesen, daß ihnen Schritt für Schritt das herrliche Besitztum geraubt worden, und daß die Christen die Söhne des Propheten übers Meer hinüber in die afrikanischen Wüsten vertrieben hätten! Glücklicherweise werden den meisten

*) Ich habe, als ich dies schrieb, außer Acht gelassen, daß die arabischen Schriftzeichen in der Moschee bis in neuere Zeit hinein durch weiße Tünche unkenntlich gemacht worden waren.

der heute lebenden Moslimen derartige trübe Betrachtungen erspart; denn nur sehr wenige von ihnen wissen oder erfahren, wie groß einst die Blüte der arabischen Herrschaft gewesen, wie seitdem der Stern des Islam erblaßt ist und wie jene Bekenner in immer tieferem Sinken begriffen sind.

38.

Siena, im September 1864.

Die jetzt beinahe zu einem Dorf zurückgesunkene und sich doch noch stattlich präsentirende Stadt San Gemignano, die ich auf dem Wege hierher besuchte, hat mich lebhaft in die Zeit der italienischen Städte des Mittelalters zurückversetzt. Der Palast der Signorie mit seinem Saal, in welchem eine Inschrift verkündet, Dante sei dort als Gesandter von Florenz erschienen, um ein Bündnis zwischen den beiden Schwesterrepubliken abzuschließen, sowie der Marktplatz und die verschiedenen noch aufrecht stehenden Türme scheinen, wenn auch der jetzige Verfall zu Tage liegt, von einem mächtigen Gemeinwesen früherer Zeit Kunde zu geben. Dennoch kann San Gemignano immer nur eine Stadt von wenigen tausend Einwohnern gewesen sein. Allein die Energie der Bürger dieser kleinen Freistaaten verlieh ihnen eine Macht, wie manche weit größere Staaten sie nie besessen haben. Am meisten von allen Städten Italiens indes, selbst mehr noch als Florenz, hat Siena bis heute seinen mittelalterlichen Charakter bewahrt. Der Stadtpalast hier und der davor gelegene, zum Zweck der Volksversammlungen amphitheatralisch angelegte Platz sind wahrhaft imposant, und die vielgewundenen Straßen mit ihren festungsartigen Palästen vergegenwärtigen aufs deutlichste die Parteikämpfe, die einst hier gewütet. Sismondi's herrliche, mit glühender Beredsamkeit geschriebene Geschichte hat uns mit

Bewunderung für die vielen hochherzigen Thaten, welche von den Bürgern dieſer Freiſtaaten ſowohl im Krieg gegen auswärtige Feinde, als während der inneren Fehden vollbracht worden, erfüllt. Doch bei genauerer Betrachtung der Zuſtände im damaligen Italien können wir uns auch deren ungeheure Schattenſeiten nicht verhehlen. Wenn dieſes Land heute mit Recht ſich die Einheit als das Endziel ſeines Strebens vorgeſteckt hat, ſo waren jene Zuſtände der äußerſte und kraſſeſte Gegenſatz hiervon. Eine ſo große und wilde Zerriſſenheit, wie beſonders in der Lombardei und in Toskana, hat wohl nie und nirgends während der mittleren Jahrhunderte geherrſcht. Zahlloſe Städte, von denen wir heute nur noch die bedeutenderen kennen, von denen aber viele beinahe bis auf den Namen aus der Welt verſchwunden ſind, ſtanden unter einer Art von republikaniſcher Verfaſſung als ſelbſtändige Staaten da und befehdeten ſich gegenſeits in unaufhörlichen Kriegen, waren jedoch auch im Innern durch Parteiungen der Bürger geſpalten, die einander mit wildeſter Wut verfolgten. Jede der Republiken hatte es womöglich auf Vernichtung der andern abgeſehen und befeindete dieſelbe mit einer an Raſerei grenzenden Erbitterung. Die Kämpfenden begingen gegen einander Grauſamkeiten, bei deren Erzählung uns das Blut in den Adern ſtockt. Nicht minder furchtbar aber war der Haß, mit dem die Bürger der nämlichen Stadt, die zu verſchiedenen Fahnen geſchworen hatten, ſich gegenſeits bis auf den Tod bekämpften. Nur auf Bezeichnungen hin, die ihren urſprünglichen Sinn verloren hatten und bei denen ſich Niemand mehr etwas Klares dachte, glaubten die Einen, die ſich Guelfen nannten, ihre Gegner, die Ghibellinen — glaubten die „Weißen“ die „Schwarzen“ ausrotten und vom Erdboden vertilgen zu müſſen. Bei dieſen Fehden, die, wenn kaum gedämpft, immer neu aus der Aſche emporloderten, tobte wüſter Kriegslärm, Mord und Brand durch die Straßen hin, die zu einem

Feldlager verwandelt wurden. Die Bewohner der verschiedenen Stadtteile verbarrikadirten sich gegen ihre Mitbürger; der Eine belagerte das Haus des Andern und suchte dessen Einwohner durch Flammen und Rauch, wie Tiere aus ihren Höhlen, hervorzutreiben. Hatte dann eine der Parteien gesiegt, so trieb sie die Mitglieder der andern in die Verbannung, zog deren Vermögen ein, schleifte ihre Wohnungen und setzte die Todesstrafe auf ihre Rückkehr. Hinrichtungen Solcher, die in den Verdacht kamen, mit den Exilirten im Einvernehmen zu stehen, waren an der Tagesordnung. So glich Italien einem brodelnden Hexenkessel voll nicht endender Greuel, und man kann sich nicht verhehlen, daß der Name Freiheit für die Zustände in diesen Republiken ein sehr übel angebrachter ist. Man möchte sagen, nicht leicht sei eine ärgere Tyrannei auf der Welt geübt worden, als die jedesmal herrschende Partei sie gegen die unterlegene anwendete, wenn nicht Italien in den Despoten, die sich hier und da zu Alleinherrschern über die Freistaaten aufwarfen, wie in den Visconti und Sforza, Beispiele geliefert hätte, daß die Ruchlosigkeit monarchischer Gewaltthätigkeit noch die der republikanischen übertreffen kann. Wie es aber möglich gewesen, daß Italien sich beinahe ein Jahrtausend lang in solchen entsetzlichen Verhältnissen behaglich gefühlt, erscheint als schwer erklärlich; noch mehr, daß sogar sein großer Dante sich kaum über das Parteitreiben von Florenz zu hohen und freien Anschauungen erhoben und selbst noch die jenseitige Welt mit den kleinlichen Spaltungen und Reibungen seiner Landsleute erfüllt hat. Ich glaube nicht, daß in der Seele Dante's, so viel er auch von der Parteiwut und der Zerrissenheit seines Vaterlandes zu dulden hatte, der Gedanke eines einigen Italiens emporgestiegen ist; wenigstens so viel ich auch seine Göttliche Komödie gelesen habe, konnte ich keinen unzweideutigen Beweis hiervon auffinden. Die Stelle, die sich am meisten in diesem Sinne deuten ließe, ist wohl diejenige, wo

Italien einem Kranken verglichen wird, der sich, um seine Qual zu lindern, bald auf diese, bald auf jene Seite des Krankenlagers hinbettet. Nicht lange nach dem Florentiner jedoch wurde der Gedanke des gemeinsamen großen Vaterlandes, das an so tödtlichen Wunden, die ihm teils von seinen eigenen Söhnen, teils von Fremdlingen beigebracht, blutete, mit begeisterter Wärme von Petrarca ausgesprochen. Noch Jahrhunderte aber sollte nach ihm das alte Banden- und Rottenwesen fortdauern. Und als dann auf den Trümmern der Republiken monarchische Verfassungen gegründet wurden, als Spanien in verschiedenen Teilen der Halbinsel, und eine Zeit lang auch hier in Siena, wo der berühmte Geschichtschreiber und Dichter Diego Hurtado de Mendoza Statthalter Karl's V. war, seine Zwingburg errichtete, schien sein patriotischer Gedanke lange Zeit hindurch ferner als je von der Verwirklichung zu liegen. Nun, da die Sonne der Einheit über Italien aufgeht, wird es wohl den meisten Italienern, wenn sie ihre alten Städte besuchen und in ihnen noch so vielen Erinnerungen an die rastlosen Zwistigkeiten begegnen, sein, als ob ein wüster Alpdruck der Nacht von ihnen gewichen, und sie werden kaum fassen, wie so viele Geschlechter ihrer Vorfahren von dem bösen Dämon der Meute und des Rottengeistes in die Irre getrieben worden seien. Uebrigens ist die von dem Vater auf den Sohn vererbte Feindschaft zwischen Ort und Ort, wenn auch die größeren Städte ihr entsagt haben, noch keineswegs überall erloschen, und zwischen einzelnen benachbarten Dörfern soll, wie ich habe behaupten hören, die Flamme der Zwietracht noch so heftig glimmen, daß die Bewohner gegen einander ins Feld rücken würden, wenn die Regierung ihnen dies nicht verwehrte.

Inzwischen läßt sich nicht leugnen, daß diese an sich unheilvollen Zustände auch Vorteile mit sich brachten. Wäre Italien ein einiges Reich gewesen, etwa mit Rom als seiner Hauptstadt, so hätte ihm das in politischer Hinsicht unstreitig

zum Vorzug gereicht; allein sicher würde es nicht so viele bedeutende Werke der Baukunst, Malerei und Architektur hervorgebracht haben, wie in diesem Zustande der Zerrissenheit, wo nicht nur Florenz und Venedig, sondern noch mehrere andere der kleinen Republiken während eines Jahrhunderts in solcher Hinsicht mehr leisteten, als ganze Königreiche während der Dauer ihres Bestehens. Selbst die Eifersucht der Städte, die zu so fürchterlichen Wutausbrüchen führte, der Haß, der die eine nicht ruhen ließ, bis sie die andere zu Grunde gerichtet, trug hierzu bei. Keine von ihnen wollte dulden, daß ihre Nebenbuhlerin einen schöneren Palast der Signorie, einen prächtigeren Dom, herrlichere Kirchen habe. So wollten auch die Sieneſen sich von den Bürgern keines der anderen Freistaaten übertreffen lassen, und inmitten aller der Kriege, die sie nach auswärts führten, alles des Familienhaders, der innerhalb ihrer Mauern wütete, schmückten sie ihre Stadt doch mit Werken der bildenden Künste, die noch heute unsere Bewunderung erregen. Der Dom ist ein wahrhaft entzückender Bau und nach meinem Dafürhalten die schönste Kirche Italiens. Der Platz vor dem Stadthause hat keinen andern Nebenbuhler auf der Halbinsel, als den des Granduca in Florenz und den Markusplatz in Venedig. Viele der alten Paläste sind aus Quadern wie für die Ewigkeit gebaut. Sehr früh mit Guido von Siena begann hier die Kunst aufzublühen, und alle Kirchen wurden mit Gemälden einheimischer Künstler erfüllt. Der bedeutendste unter letzteren, dem sechzehnten Jahrhundert angehörig, ist Soddoma. Fast alle Hauptbilder dieses Malers, mit Ausnahme der prächtigen Hochzeit von Alexander und Roxane in der Farneſina zu Rom, befinden sich hier, und daher kommt es, daß er minder bekannt ist, als manche andere weniger bedeutende Maler. Allerdings scheint er mir mehr ein Virtuos, als ein von innen heraus gestaltender Genius zu sein; allein seine Virtuosität in Komposition, Zeichnung und Farbengebung

ist wahrhaft erstaunlich. Neben Altarbildern von ihm, die sich im Stadtpalaste und in den verschiedenen Kirchen finden, sind andere jetzt in die neueingerichtete Akademie versetzt. Das schönste seiner Werke indes scheinen mir die Fresken aus dem Leben der heiligen Katharina in San Domenico zu sein.

Wenn, wie vorhin gesagt, die Zerteilung Italiens in so viele kleine Staaten unzweifelhaft zu dem reichen Flore der Kunst beigetragen hat, der sich in ihm entfaltete, so wird es uns doch schwer faßlich, wie die Künstler inmitten der rastlosen Kriege von Republik mit Republik und der selbst innerhalb der Städte wütenden blutigen Kämpfe die Sammlung und Ruhe gewinnen konnten, deren sie zur Hervorbringung ihrer Werke bedurften. Doch diese Fehden, in denen die Italiener sich gegenseits zerfleischten, waren keineswegs das Einzige, was die Ruhe und den Frieden des Landes trübte. Italien war fast ohne Unterbrechung der Schauplatz, auf dem die Feindschaften der europäischen Herrscher ausgefochten wurden, und die ganze Halbinsel glich Jahrhunderte lang einem ungeheuren Heerlager. Deutsche, Franzosen und Spanier bekämpften sich hier, und brennende Dörfer, zerstörte Städte, von den Hufen der Rosse zerstampfte Felder bezeichneten den Weg, auf dem sich ihre Armeen dahinwälzten. Wie Leichengeier aber folgten diesen Heereszügen Hungersnot und Pest. Kaum ein anderes Land der Welt möchte so häufig von furchtbaren Epidemien heimgesucht worden sein, wie Italien während des ganzen Mittelalters und von da an bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Selten verging ein Dezennium, daß nicht eine solche Pest ihren Würgerzug von den Alpen bis an den Pharus von Messina gehalten hätte. Keine der italienischen Städte wurde von diesen mörderischen Seuchen verschont; aber manche derer, die vorzugsweise sich durch Pflege der schönen Künste auszeichneten, hatten ganz besonders unter ihnen zu leiden, zum Beispiel Perugia und Siena, die zu

wiederholten Malen, während die Pest jahrelang ihr Lager in ihren Mauern aufschlug, ein Viertel, ja ein Drittel ihrer Einwohner verloren. Mit den Schrecken, die an sich mit solchen Krankheiten verbunden waren, gingen dann noch die Greuel der Pöbelwut Hand in Hand, die sich gegen die angeblichen Urheber der Seuchen, die Brunnenvergifter und Verbreiter von tödtlichen Salben, wendete und nicht selten auch die Stadtbehörden mit ihrem Wahnsinn ansteckte, so daß diese die Verdächtigen einzogen und massenweise hinrichteten. Noch im siebenzehnten Jahrhundert fanden schauderhafte Scenen solcher Art in Mailand statt, wo noch lange nachher die sogenannte Colonna infame Zeugnis von der brutalen Grausamkeit gab, mit der die Väter der Stadt die vermeintlichen Anstifter einer Pest unter entsetzlichen Martern sterben ließen. Wenn wir bisweilen, geblendet von dem Glanze, mit welchem die unvergleichliche Blüte der Kunst Italien umkleidet, uns in diese goldene Epoche zurücksehnen, so sollten wir uns doch vergegenwärtigen, von wie vielen Schreckniſſen das Land in eben der Zeit heimgesucht wurde. Erwägt man das, so möchte man die Werke der großen italienischen Künstler jenen in üppiger Fülle prangenden Rebengärten und Trauben voll köstlichen Saftes vergleichen, die auf den noch kaum erkalteten Aschenfeldern und Lavahügeln an den Hängen des Vesuv gedeihen. Wenige denken, indem sie sich an dem feurigen Lacrimae Christi erquicken, daran, aus wie viel zerstörtem Leben er seine Kraft und seinen Duft gesogen hat; so erinnert man sich auch bei der Betrachtung italienischer Kunstwerke selten daran, welche Entsetzensscenen ihre Urheber um sich geschaut, während sie ihre Ideale verwirklichten, wie mancher Maler, zum Beispiel Perugino und Tizian, von der Seuche hingerafft worden ist, wie manche andere Künstler ihre herrlichsten Werke schufen, während Mordbrand und Verwüstung um sie rasten oder ein feindliches Heer die Stadt, die sie mit ihren Arbeiten schmücken wollten,

am nächsten Tage in einen Schutthaufen zu verwandeln drohte.

Ich habe das Kloster der merkwürdigsten Tochter Siena's, der heiligen Katharina, und in ihm die Zelle besucht, welche sie bewohnte. Es war ein Gefühl tiefer Verehrung, mit dem ich sie betrat, denn ich kann nicht umhin, diese Katharina für eine bewunderungswürdige Frau zu halten. Eine wahrhaft große und heroische That, wie sie nur die glühendste Vaterlandsliebe eingeben konnte, war es, daß sie, als sie Italien und die Hauptstadt der Christenheit selbst von dem blutigsten Kampf der Geschlechter und Parteien verwüstet sah, nach Avignon pilgerte, um den Papst, von dem sich allein Rettung in diesem Unheil erwarten ließ, zur Rückkehr nach Rom zu bewegen. Ihre Visionen und Entzückungen können wir auf sich beruhen lassen. Wie die Jungfrau von Orleans auch ohne die Erscheinungen der Madonna als ein hochherziges Weib dastehen würde, so findet dies gleichfalls bei Katharina statt. Von den zahlreichen Zügen der Sorge für das Wohl ihrer Mitmenschen, die sich in ihrem Leben finden, erzähle ich nur einen. Ein wegen schwerer Verbrechen zum Tode verurteilter Sünder kam in den letzten Tagen vor seiner Hinrichtung zur reuigen Erkenntnis seiner Schuld, aber verzweifelte, daß ihm von dem ewigen Richter Verzeihung zu teil werden könne. Da ihn Katharina durch ihren Zuspruch zu ermutigen suchte, bat er sie, ihm den Trost ihrer Begleitung auf seinem letzten Gange zu gewähren. So schritt sie denn an seiner Seite bis an das Schaffot, indem sie ihn mit liebevollen Worten aufzurichten bemüht war. Die Blicke aller Umstehenden ruhten mit Abscheu auf dem Frevler, und Keiner zweifelte, er werde in die ewige Verdammnis eingehen; sie aber, als der Henker den tödtlichen Streich geführt hatte, erhob das vom Rumpf getrennte Haupt und küßte es, um damit auszudrücken, daß nach ihrer Ueberzeugung dem Hingerichteten seine Sünden vergeben seien.

Siena, das wegen seiner hohen Lage im Sommer einen erfrischenden Aufenthalt darbietet, kann als Mittelpunkt dienen, von dem sich manche interessante Ausflüge machen lassen. Einen solchen habe ich nach dem auf mächtigen Felsen zwischen Himmel und Erde schwebenden Volterra und seinen kolossalen Etruskermauern unternommen. Die letzteren mit ihrem noch wohlerhaltenen Thor sind die gewaltigsten, die ich gesehen, und übertreffen diejenigen von Cortona und Fiesole. Auch Volterra, jetzt sehr herabgekommen, war im Mittelalter Republik und trägt das Gepräge ehemaliger Bedeutung. Das Wohnen auf dieser windumstürmten Höhe muß nicht sehr angenehm gewesen sein. Die Luftströmung war während der Tage meines Aufenthalts dort so stark, daß man bisweilen fürchten mußte, von der Höhe herabgeweht zu werden. Die Aussicht von oben gehört zu den schönsten; ich überschaute weithin Toskana mit seinen Städten und Dörfern. Am Horizont glaubte mein Auge die einst mächtigste der italienischen Seestädte, die alte Freundin der Ghibellinen, Pisa, zu erkennen, die nach Jahrhunderte langen Kämpfen mit Genua und mit Florenz nun ohnmächtig im Staube liegt und sich wohl nie wieder erheben wird, da selbst die Meereswogen, die früher ihre Mauern bespülten und ihre Flotten in alle Weltgegenden trugen, von ihr zurückgetreten sind. Ich sah das Mittelmeer, von heftigem Sturm durchwühlt, weithin um die Küsten schäumen und erkannte deutlich die Inseln Elba, Capraja und Gorgona, welche beide letzteren Dante beschwört, sich vor die Mündung des Arno zu wälzen und sie zu verstopfen, damit die Flut die ganze ruchlose Stadt mit ihren Bewohnern zur Strafe für die an Ugolino geübte Unthat ersäufe. Eine andere Danteske Erinnerung erweckten mir die Maremmen — jener weite, sumpfige, von den Jagdfreunden wegen der vielen dort umschweifenden Eber oft besuchte, allein wegen der herrschenden Fieberluft gefährliche Uferstrich. In einigen geheimnisvollen

Verſen deutet Dante auf den tragiſchen Tod einer edlen Sieneſerin, Pia dei Tolomei, welche ihr Gatte in Verdacht geheimen Umgangs mit einem früheren Geliebten hatte und aus Rache in einem einſamen Landhauſe der Maremmen gefangen hielt, wo ſie infolge der Sumpfluft zum Schatten hinblaßte und dann am Fieber ſtarb.

Von Volterra aus beſuchte ich die kleine Stadt Certaldo, welche der Geburts- und, in ſeinen letzten Lebensjahren, der Wohnort des Boccaccio war. Das Haus, welches dort als dasjenige gezeigt wird, in dem dieſer Dichter ſeinen Lebensabend verbracht, trägt das Gepräge großen Altertums, wenn auch Umbauten und neue Einrichtungen im Innern ſeine frühere Beſchaffenheit verändert haben. Es war mir ein angenehmer Gedanke, in dem Hauptgemache dieſes Hauſes vielleicht wirklich den Raum zu erblicken, in dem Boccaccio ſeine letzten Werke ſchrieb und wo er mehrfach den Beſuch ſeines Freundes Petrarca empfing. Dieſe beiden Männer bilden doch mit Dante das glänzendſte Dreigeſtirn am Himmel der italieniſchen Literatur, und wie viel Ausgezeichnetes die letztere auch nachher hervorgebracht hat, ſo iſt gleichwohl der Glanz der Göttlichen Komödie, der rime des Petrarca und des Decamerone von keiner ſpäteren Erſcheinung überſtrahlt worden. Allerdings tritt Boccaccio gegen die beiden Erſtgenannten in die zweite Reihe zurück, ſchon deshalb, weil ſein Ruhm beſonders auf einem Proſawerk, einer Novellenſammlung, beruht und eine ſolche doch unmöglich zu den großen Dichtwerken gezählt werden kann. Es iſt dieſem Autor bei der Nachwelt ſeltſam ergangen. Seine Sammlung von hundert Erzählungen hat ſich in alle Länder und zu allen Völkern verbreitet und vielleicht mehr Leſer gefunden, als irgend ein anderes Buch der neueren Literatur. Hierüber ſind die außerordentlichen Verdienſte, die er ſich um Wiedererweckung des klaſſiſchen Altertums erworben, nahezu in Vergeſſenheit geraten, und dasſelbe hat bei ſeinen

übrigen Schriften ſtattgefunden, die freilich gegen ſein Hauptwerk bedeutend zurückſtehen. Boccaccio war einer der fruchtbarſten Schriftſteller; er verfaßte umfangreiche Romane, wie den Filocopo, d. i. die romantiſche Liebesgeſchichte des Flor und der Blancflor in einer höchſt ſeltſamen Behandlung, indem darin die griechiſche Mythologie beinahe in derſelben Weiſe mit der chriſtlichen Glaubenslehre vermengt wird, wie dies ſpäter in den Luſiaden des Camoëns geſchah. In ſeinem Ameto, der teils in Proſa, teils in Verſen geſchrieben iſt, hat er einen der früheſten, wo nicht den allererſten der ſpäter ſo beliebt gewordenen Schäferromane in der neueren Literatur geliefert. Ebenſo ſind ſeine Theſeide und ſein Filoſtrato den nachherigen italieniſchen Heldengedichten in Oktaven um geraume Zeit vorangegangen. Das erſte dieſer Gedichte, das die Geſchichte des Palemon und des Arcitas behandelt, hatte zu ſeiner Zeit außerordentliche Verbreitung, iſt aber jetzt kaum noch anders, als in der Nachbildung des Engländers Chaucer bekannt, in welcher es allerdings dadurch gewonnen hat, daß die allzu große Weitſchweifigkeit in engere Grenzen zuſammengezogen worden iſt. Der Filoſtrato, der die Sage von Troilus und Creſſida berichtet, wurde gleichfalls von Chaucer nachgeahmt und iſt, direkt oder indirekt, die Quelle von Shakeſpeare's Trauerſpiel geworden. Mir iſt es bei einer, freilich nur flüchtigen Vergleichung zwiſchen dem Italiener und dem britiſchen Dramatiker vorgekommen, als ob dieſer jenen oft vor Augen gehabt hätte. — Mit den genannten ſind die Schriften des Boccaccio noch bei weitem nicht erſchöpft; ich will von den übrigen nur noch eine, und zwar die beſte, hervorheben, den kleinen anmutigen Roman Fiammetta, in welchem eine junge, vornehme Neapolitanerin, wie es ſcheint vom Hofe der Königin Johanna, ihr kurzes Liebesglück und ihre ſpäteren, durch die Trennung von dem Geliebten herbeigeführten Leiden in ergreifender Weiſe ſchildert.

39.

Pieve di Cadore, im Auguſt 1867.

Auf meinem kleinen diesjährigen Streifzuge habe ich Baſſano berührt. Dieſe Stadt verdient mehr beſucht zu werden, als es gewöhnlich geſchieht. Ihre Lage in grünender, ſchon von der Nähe der Alpen erfriſchter Umgebung, iſt von überraſchender Schönheit. Mittelalterliche Mauern und Türme geben ihr ein maleriſches Ausſehen, laſſen indes zugleich ahnen, welche Schreckniſſe ſie einſt geborgen haben mögen. Wie lachende Weinpflanzungen dort erſtehen und das Auge erfreuen, wo Vulkane verheerende Lavaſtröme entſandt haben, ſo entzücken uns epheubewachſene Ruinen, die über unterirdiſchen Kerkern aufragen, wohl durch den romantiſchen Anblick, und wir denken nicht an die Greuelſcenen, die darunter vorgegangen ſind. Baſſano war die Vaterſtadt des furchtbaren Ezzelino da Romano und diente ihm während ſeiner bluttriefenden Tyrannenlaufbahn nicht ſelten als Herrſchaftsſitz. Der bloße Name dieſes Ungeheuers weckt Erinnerungen, die man gern aus der Geſchichte der Menſchheit austilgen möchte. Wenn je ein Teufel aus dem unterſten Höllenabgrund menſchliche Geſtalt angenommen hat, ſo war es Ezzelin. Ich habe zum Zwecke eines Dramas, das ich ſchreiben wollte, alte Chroniken von der Geſchichte jener Zeit und Gegend, namentlich die des „paduaniſchen Mönchs", nachgeſchlagen und ſo entſetzliche Thatſachen darin gefunden, daß ich oft vor Grauſen nicht weiterleſen konnte. Die Martern, die Ezzelin ſeine gefangenen Feinde erdulden ließ, die Todesarten, auf welche er ſie zu Tauſenden hinſchlachtete, waren ſo gräßlich, daß das Geſchrei der Gequälten unaufhörlich aus den tiefſten Kerkern durch die dickſten Mauern hindurchdrang und den ſich noch der Freiheit Erfreuenden den Schlaf raubte. Die Details dieſer Martern ſind zu haarſträubend, als daß man ſie erzählen könnte.

Doch ich will von den grauſen Thatſachen der Geſchichte in das heitere Reich der Kunſt entfliehen. Bisweilen möchte ich wünſchen, ich hätte mich weniger mit hiſtoriſchen Studien beſchäftigt, als ich es gethan habe. Denn im Grunde iſt die Geſchichte doch nichts weiter als ein Tagebuch, in dem die Menſchheit hauptſächlich ihre Sünden und Thorheiten verzeichnet hat. Beim Durchblättern ihrer blutbefleckten Annalen ſtarren uns auf jeder Seite die Verbrechen an, welche Herrſchſucht, Eroberungsgier, Religionswut, Habſucht begangen haben, und neben dieſen großen Freveln ſtoßen wir überall auf andere, die nicht einmal das Imponirende des Schrecklichen beſitzen und aus kleinlichen Motiven der Engherzigkeit, des Neides, der Eitelkeit, zum Teil auch aus bloßer Narrheit hervorgegangen ſind, kaum aber minderes Elend in der Welt zur Folge gehabt haben als jene. Die erſteren ſcheinen wie die Rieſenungetüme der Urwelt, die nur noch in wenigen, nach und nach ausſterbenden Tiergeſchlechtern forteriſtiren, im Abnehmen zu ſein; ſelbſt das Abſcheulichſte, was in den Kriegsgreueln der letztvergangenen Jahrhunderte verübt worden iſt, bleibt weit zurück hinter den von den Ghibellinen und Welfen Italiens gegen einander begangenen Greueln. Doch die Erbärmlichkeit, die Kabale, alle niederen Triebe der Menſchennatur ſpielen fort und fort ihre Rolle in der politiſchen Geſchichte, und nur vereinzelt ſtehen in ihr die Züge von Hochherzigkeit und Edelſinn. Man darf daher wohl fragen, ob es ſich der Mühe lohne, vielen Fleiß auf eine Wiſſenſchaft zu verwenden, die uns doch vorzugsweiſe Unerfreuliches zu berichten hat und im Grunde ein unermeßliches, bodenloſes, nie auszuſchöpfendes Meer iſt. Wenn die Geſchichte wirklich von ſo hohem, für die Bildung unentbehrlichem Wert wäre, wie man behauptet, ſo müßte man die Geſchlechter beklagen, die etwa zehn Jahrtauſende nach uns geboren werden. Seit dem verhältnismäßig äußerſt nahen Zeitpunkt, bis zu welchem

die Erinnerung der heutigen Menschen hinaufreicht, ist schon so ungeheuer viel auf der Welt geschehen, daß Niemand es zu bewältigen vermag. Diese Masse von Thatsachen wird nun aber in der Folge zu riesenhaft anwachsen, als daß schon nach einigen Jahrtausenden Jemand auch nur den hundertsten Teil davon in seinen Geist pfropfen könnte. Jene späten Generationen werden daher auf den Ruhm, Geschichtskundige zu sein, verzichten müssen. Dagegen werden begeisterte Anschauung, wie sie bis jetzt nur wenige Auserwählte gehabt, werden tiefe Einblicke in das Wesen der Welt und der Dinge ihnen Ersatz für die historischen Kenntnisse geben, auf welche unsere Zeit sich so viel einbildet. Was lehren uns die letzteren denn eigentlich anders, als daß meistens das Unrecht siegt, das Verdienst verkannt wird, die gleißende Hohlheit die Augen auf sich zieht, während das Echte zurücktreten muß? Einzig durch künstliche Verdrehung gelingt es unseren Philosophen, scheinbar nachzuweisen, daß Gerechtigkeit in der Geschichte walte und schließlich den Triumph feiere. Jedem Faktum, durch welches sie darthun wollen, daß dies der Fall gewesen sei, lassen sich zehn andere gegenüberstellen, die für das Gegenteil zeugen. So habe ich bei der Lesung historischer Werke stets weit mehr Niedergeschlagenheit, ja Empörung empfunden, als freudige Erhebung. Wie ganz anders verhält es sich mit der Dichtung, der Kunst! Der überschwängliche Wert beider, gerade der Geschichte gegenüber, wird noch lange nicht genug anerkannt. Wenn jene den Geist in den Staub der Materie hinabzieht, heben *sie* ihn in den Himmel empor, adeln und verklären ihn; und wie es schon ein Maßstab der Bildung für jeden einzelnen Menschen ist, ob er Liebe und Verständnis für Poesie und Kunst hat, so wird es ein Gradmesser für die Fortbildung der Menschheit sein, ob sich beide in ihr höher entwickeln, ob die Liebe zu ihnen sich allgemeiner in ihr verbreitet. Nichts stimmt mich trauriger als der Stumpfsinn, dem man gegen-

wärtig so oft in dieser Hinsicht, besonders in Deutschland, begegnet. Wie häufig hört man nicht von Kunst und Dichtung als von bloßen Luxusgegenständen sprechen, deren man füglich ganz entbehren könnte, da unsere Zeit wichtigere Dinge zu thun habe! Ebenso gut könnte man sagen, wir brauchten keinen Frühling, keinen blauen Himmel; die dumpfe Luft in einer Maschinenfabrik genüge ja für den Menschen zum Atmen, Vogelgesang und Blumenduft seien etwas ganz Ueberflüssiges. Wenn jemals dergleichen Ansichten allgemein werden sollten, so würde ich auch glauben, die letzte Stunde sei für die Menschheit gekommen, und mich bei Zeiten von der Erde auf bessere Sterne zu retten suchen.

Die Gegenden, welche sich vom Adriatischen Meere nach den Alpen hin erstrecken, sind die Heimat mehrerer der größten venetianischen Maler und bilden die Hintergründe von deren Bildern. Es war mir Bedürfnis, wenigstens zu den Geburtsstätten der beiden vorzüglichsten von ihnen eine Pilgerfahrt zu machen, und so begab ich mich zunächst nach Castelfranco. Obgleich ich nie dort gewesen, erschien mir diese Stadt doch schon aus der Ferne, als mir ihre zinnengekrönten Mauern entgegentraten, wie eine alte Bekannte. Denn gerade so, wie ich sie jetzt in Wirklichkeit erblickte, zeigt sie sich auf dem mir seit lange vertrauten kleinen Gemälde „Die Familie des Giorgione" in dem jetzt fast völlig ausgeleerten Palast Manfrini. Castelfranco, freundlich inmitten von wogenden Maisfeldern gelegen, hat eine minder malerische Umgegend, als ich geglaubt hatte; doch die von fern auf die grüne Landschaft herniederschauenden Schneegipfel der Alpen geben ihr immerhin Reiz. Wie ein großer, aus seinen Mauern hervorgegangener Mann einem unbedeutenden Städtchen Weltruhm verschaffen, wie er dessen Boden zu einem geheiligten machen kann, das zeigt sich hier. Durch Giorgione, dessen Geburtsort es ist, hat das kleine Castelfranco eine unermeßlich höhere Bedeutung als

Fabrikstädte, wie Mancheſter, mit nahezu einer Million von Einwohnern. Es ließe ſich faſt ſagen, daß die ganze Stadt nur durch dieſen ihren großen Sohn beſtehe; mir wenigſtens ſchien die Erinnerung an ihn, ſowie ſein herrliches Altarbild das einzig Weſenhafte an dem Orte. Die kleinen Häuſer und die Alltagsmenſchen, welche durch die Straßen ſchritten, verſchwanden daneben wie Schattenbilder. Giorgione hat eine neue Offenbarung der Kunſt auf die Erde gebracht; wenn ſich bis dahin die Malerei mit ſeltenen Ausnahmen nur der Darſtellung religiöſer Vorgänge gewidmet hatte, ſo wählte er ſich das Schöne im Leben ſeiner Zeit und in der Natur zum Vorwurf und wußte dasſelbe durch eine ſolche Wärme des Gefühls, einen ſo hohen Adel der Auffaſſung zu idealiſiren, daß ſeine Gemälde Herz und Sinne mit unwiderſtehlichem Zauber gefangen nehmen. Nicht leicht hat ein anderer Maler ſeine ſchönheitstrunkene Seele mit gleicher Gewalt in ſeine Bilder ergoſſen, ſo daß ſie in ihnen noch fortzuatmen ſcheint. Es iſt ein trüber Gedanke, daß ſo viele Werke dieſes einzigen Meiſters, darunter ſeine Fresken am Kaufhaus der Deutſchen in Venedig, ſchon rettungslos zu Grunde gegangen, und daß andere, auf unzugänglichen Landſitzen von Engländern, den Augen der Welt entzogen, vielleicht gleichfalls zu Grunde gehen werden, ohne daß auch nur Kopien von ihnen genommen worden wären.

Die Villa Maſèr, mit trefflichen mythologiſchen Fresken von Paolo Veroneſe geſchmückt, zeigte mir dieſen Künſtler in glänzendem Lichte. Doch liegt für mich in ſeinen Bildern, die von immenſer Virtuoſität zeugen, nicht der ſeeliſche Reiz, wie in denen anderer Venetianer. Wenn ein Gemälde des Giorgione das Gemüt des Beſchauers mit wahrer Magie gefangen nimmt, dagegen diejenigen mancher ſonſtigen Maler es verhältnismäßig kalt laſſen, ſo kann das freilich nicht definirt werden; es beruht durchaus auf der Empfindung, und dieſe mag oft individuell ſein.

wärtig so oft in dieser Hinsicht, besonders in Deutschland, begegnet. Wie häufig hört man nicht von Kunst und Dichtung als von bloßen Luxusgegenständen sprechen, deren man füglich ganz entbehren könnte, da unsere Zeit wichtigere Dinge zu thun habe! Ebenso gut könnte man sagen, wir brauchten keinen Frühling, keinen blauen Himmel; die dumpfe Luft in einer Maschinenfabrik genüge ja für den Menschen zum Atmen, Vogelgesang und Blumenduft seien etwas ganz Ueberflüssiges. Wenn jemals dergleichen Ansichten allgemein werden sollten, so würde ich auch glauben, die letzte Stunde sei für die Menschheit gekommen, und mich bei Zeiten von der Erde auf bessere Sterne zu retten suchen.

Die Gegenden, welche sich vom Adriatischen Meere nach den Alpen hin erstrecken, sind die Heimat mehrerer der größten venetianischen Maler und bilden die Hintergründe von deren Bildern. Es war mir Bedürfnis, wenigstens zu den Geburtsstätten der beiden vorzüglichsten von ihnen eine Pilgerfahrt zu machen, und so begab ich mich zunächst nach Castelfranco. Obgleich ich nie dort gewesen, erschien mir diese Stadt doch schon aus der Ferne, als mir ihre zinnengekrönten Mauern entgegentraten, wie eine alte Bekannte. Denn gerade so, wie ich sie jetzt in Wirklichkeit erblickte, zeigt sie sich auf dem mir seit lange vertrauten kleinen Gemälde „Die Familie des Giorgione“ in dem jetzt fast völlig ausgeleerten Palast Manfrini. Castelfranco, freundlich inmitten von wogenden Maisfeldern gelegen, hat eine minder malerische Umgegend, als ich geglaubt hatte; doch die von fern auf die grüne Landschaft herniederschauenden Schneegipfel der Alpen geben ihr immerhin Reiz. Wie ein großer, aus seinen Mauern hervorgegangener Mann einem unbedeutenden Städtchen Weltruhm verschaffen, wie er dessen Boden zu einem geheiligten machen kann, das zeigt sich hier. Durch Giorgione, dessen Geburtsort es ist, hat das kleine Castelfranco eine unermeßlich höhere Bedeutung als

Fabrikstädte, wie Manchester, mit nahezu einer Million von Einwohnern. Es ließe sich fast sagen, daß die ganze Stadt nur durch diesen ihren großen Sohn bestehe; mir wenigstens schien die Erinnerung an ihn, sowie sein herrliches Altarbild das einzig Wesenhafte an dem Orte. Die kleinen Häuser und die Alltagsmenschen, welche durch die Straßen schritten, verschwanden daneben wie Schattenbilder. Giorgione hat eine neue Offenbarung der Kunst auf die Erde gebracht; wenn sich bis dahin die Malerei mit seltenen Ausnahmen nur der Darstellung religiöser Vorgänge gewidmet hatte, so wählte er sich das Schöne im Leben seiner Zeit und in der Natur zum Vorwurf und wußte dasselbe durch eine solche Wärme des Gefühls, einen so hohen Adel der Auffassung zu idealisiren, daß seine Gemälde Herz und Sinne mit unwiderstehlichem Zauber gefangen nehmen. Nicht leicht hat ein anderer Maler seine schönheitstrunkene Seele mit gleicher Gewalt in seine Bilder ergossen, so daß sie in ihnen noch fortzuatmen scheint. Es ist ein trüber Gedanke, daß so viele Werke dieses einzigen Meisters, darunter seine Fresken am Kaufhaus der Deutschen in Venedig, schon rettungslos zu Grunde gegangen, und daß andere, auf unzugänglichen Landsitzen von Engländern, den Augen der Welt entzogen, vielleicht gleichfalls zu Grunde gehen werden, ohne daß auch nur Kopien von ihnen genommen worden wären.

Die Villa Maser, mit trefflichen mythologischen Fresken von Paolo Veronese geschmückt, zeigte mir diesen Künstler in glänzendem Lichte. Doch liegt für mich in seinen Bildern, die von immenser Virtuosität zeugen, nicht der seelische Reiz, wie in denen anderer Venetianer. Wenn ein Gemälde des Giorgione das Gemüt des Beschauers mit wahrer Magie gefangen nimmt, dagegen diejenigen mancher sonstigen Maler es verhältnismäßig kalt lassen, so kann das freilich nicht definirt werden; es beruht durchaus auf der Empfindung, und diese mag oft individuell sein.

Das auf steilem Berge zwischen Castelfranco und der Villa Maser gelegene Städtchen Asolo ist bekannt als einstiger Sommersitz der Katharina Cornaro, die nach dem Verlust ihres Königsthrons auf Cypern dort im Kreise edler Venetianer ihre Muße zur Pflege geistiger Interessen verwandte. In Erinnerung an die bei der schönen Witwe und in Unterhaltung mit anderen Gelehrten und Dichtern verbrachten Stunden nannte Bembo eine von ihm verfaßte Sammlung philosophischer Dialoge „Gli Asolani“. Der kleine Ort, welcher mich zu einem Besuche lockte, bewahrt noch das Andenken an jene seine Glanzzeit. In einem Wirtshause oben fand ich ein Porträt der Königin von Cypern, und der Wirt sprach von ihr, als ob sie noch nicht lange tot sei. Ich machte mir deshalb das Vergnügen, ihn zu fragen, ob er sie noch gekannt habe, und die Frage schien ihn nicht eben sehr zu befremden. Indem ich an die treffliche Tochter Venedigs dachte, kam mir der Gedanke, ob wohl eine unter den abgesetzten Fürstinnen, an denen unsere Zeit so reich ist, ihre Muße auf gleich noble Weise anzuwenden wisse, wie Katharina Cornaro.

Nachdem ich noch Treviso, Belluno und mittels eines Abstechers das reizend gelegene Feltre besucht hatte, sah ich die Alpen hoch und höher vor mir aufsteigen und gelangte durch malerische Gegenden in das Thal von Cadore, das als Heimat Tizian's berühmt ist. Das Haus, welches man in Pieve als das von Tizian's Eltern zeigt, scheint nicht mit völliger Sicherheit als solches gelten zu können. Man will Beweise gefunden haben, der große Meister sei in einem andern Orte desselben Thales, in Tai, geboren. Die Alpenlandschaft hier ist unvergleichlich großartig und lieblich zugleich, trägt aber schon stark nordischen Charakter. Es ist wunderbar, daß aus dieser, nur wenige Meilen von der deutschen Grenze entfernten Gegend gerade der Maler hervorgegangen ist, in dessen Werken sich mehr als in denen eines anderen

die Glut und Formenfülle des Südens zeigt, der durch den in ihm so mächtigen Schönheitssinn den schroffsten Gegensatz gegen die deutschen Künstler jener Zeit bildet. Dürer war tief und gedankenreich; allein wenn man seine Bilder gegen diejenigen Tizian's hält, wird man zuerst von dem Eckigen, nahezu Barbarischen darin so zurückgestoßen, daß es langer Zeit bedarf, bis man sich einigermaßen mit seiner Manier auszusöhnen vermag. Im Vergleich mit den Werken Rafael's, sowie der Florentiner haben Dürer's Gemälde zwar auch in dieser Hinsicht zu leiden, jedoch weitaus nicht so stark. Nicht ohne Neid kann ich übrigens an den großen Nürnberger denken. Er verbrachte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts längere Zeit in Venedig und sah die herrliche Dogenstadt in ihrem vollen Glanze, verkehrte auch mit ihren Künstlern, drückte noch dem mehr als achtzigjährigen Gian Bellin die Hand und hörte vielleicht Giorgione, der ein begeisterter Freund der Musik war, die Laute spielen. Wir müssen ihn jedoch preisen, daß er durch die Farbenpracht und den Sinnenreiz der Venetianer nicht seiner ernsten deutschen Art untreu gemacht wurde. Eines schickt sich nicht für Alle, und diejenigen nordischen Maler, welche noch in demselben Jahrhundert über die Alpen zogen, um die Weise der Italiener nachzuahmen, brachten nur unerfreuliche Zwitterwerke zu stande. Es zeugt von dem echten Kunstsinn, der damals in Venedig herrschte, daß man in gerechter Würdigung fremder Kunstart Dürer beauftragte, ein Altargemälde für die Kirche San Bartolomeo am Rialto zu malen. Dieses Bild, das lange dort aufgestellt war, scheint später nach Deutschland gewandert zu sein und sich jetzt in Prag zu befinden. — Um zu Tizian zurückzukehren, so tragen seine Werke noch zwei Erinnerungen an seine Alpenheimat. Die eine besteht in der tiefen saftigen Frische der Farben, wie sie hier auf den Matten und Triften ruht und durch das intensivere Licht der italienischen Sonne auf dem feuchten

Wieſengrün des Nordens hervorgerufen wird. Die zweite Reminiszenz an Cadore auf den Gemälden des Meiſters finde ich in dem kühngeformten Berge Antilao, dem höchſten dieſer Gegend, der mehrfach im Hintergrunde auf ihnen vorkommt. Es war zwar, wie den großen Landſchaftsmalern der Folgezeit, ſo auch den Venetianern nicht eigen, die Natur getreu nach der Wirklichkeit wiederzugeben. Indeſſen, wäre unſeres Tizian's Gemälde „Die Schlacht von Cadore" noch vorhanden, ſo würden wir doch wahrſcheinlich auf demſelben die Lokalität ſeiner Heimat wiedererkennen. Dieſes Bild, welches einſt den Saal des Dogenpalaſtes ſchmückte, iſt in Flammen aufgegangen, und nur eine kleine, in Florenz befindliche Skizze von einem Teil desſelben, den Kampf um eine Brücke darſtellend, läßt uns noch die Herrlichkeit des Ganzen ahnen. Ein arges Verhängnis hat ſchon eine beträchtliche Anzahl von Werken des Meiſters zerſtört, darunter erſt unlängſt eines ſeiner Hauptbilder, die Ermordung des Petrus Martyr. Der koloſſale Wuchs der ſturmdurchwühlten Bäume auf demſelben gab auch Zeugnis, daß der Maler dabei an ſeine Heimatgegend gedacht hat. Dieſes Wunder der Kunſt ſah ich noch wenige Wochen vor ſeinem Untergange, und es wehte mir aus ihm das mächtige Naturgefühl entgegen, welches in Tizian's Bruſt gewaltet haben muß. Obgleich nun ſo viele Werke des großen Venetianers ſchon der allzerſtörenden Zeit zum Opfer gefallen ſind, iſt die Zahl der noch vorhandenen doch immerhin größer, als die irgend eines andern Meiſters erſten Ranges, mit Ausnahme des Rubens. An Genius und an Fülle der nie verſiegenden Schöpferkraft ſtanden ſich dieſe beiden Männer wohl gleich. Aber der Venetianer erhob ſich, begünſtigt durch eine glücklichere Zeit und durch das ihn keinen Augenblick verlaſſende Schönheitsgefühl, auf einen höheren Gipfel der Kunſt. Was irgend lieblich und ſinnbeſtrickend, ſowie was gewaltig in der Natur iſt, was das weite Reich der Formen an mannigfaltigen

Gebilden aufweist, was sich dem Lebenden wie Leblosen an Reizen entlocken läßt, alle Blütenpracht des Frühlings und allen Farbenschimmer des glühenden Sommers hat er in seinen Gemälden vereinigt. Doch die Seele hat dabei seinen Pinsel geführt, daß Alles verklärt und vergeistigt, von tiefer Empfindung getränkt erscheint. Mit wie ganz anderem Gefühl — das empfand ich hier in Cadore — steht man doch an der Geburtsstätte eines Herrschers im Reich des Geistes, als an der von Königen und Eroberern, welche während ihres Lebens die Welt viel lauter mit dem Schalle ihres Namens erfüllt haben! Die Menschheit hätte einen Karl XII., einen Napoleon sehr füglich entbehren können, ja sie vermöchte sich glücklich zu preisen, wenn dieselben nie geboren worden wären. Sie sind, verheerend wie Wetterwolken, über die Erde hingezogen; aber Helden der Kunst, der Dichtung und der Wissenschaft verbreiten nur Segen und Glanz um sich. An Tizian's Werken haben sich nun schon drei Jahrhunderte gesonnt, und noch viele folgende werden sich an ihrem Anblick erlaben. Was hat Napoleon dagegen Anderes auf der Welt zurückgelassen, als Schutt und Ruin, und wie ist sein Glanz schon jetzt erblichen, nachdem kaum ein Jahrhundert seit seiner Geburt verflossen!

40.

Madrid, im März 1868.

Obgleich Sevilla, Granada, Toledo, Valencia, Barcelona, Burgos eine viel ältere Geschichte haben und früher weit bedeutendere Städte waren, ist Madrid doch seit dem sechzehnten Jahrhundert als Residenz der Könige zum Mittelpunkt von Spanien geworden und hat seit jener Zeit die anderen Städte in den Hintergrund gedrängt. Hier konzentrirte sich das politische und literarische Leben; nur in der Malerei

blieb Sevilla eine Nebenbuhlerin von Madrid. Die kahlen Hochebenen von Caſtilien, nicht die üppigen Fluren von Andaluſien ſind die Heimat der größten Dichter und Schriftſteller, die Spanien hervorgebracht, und auf der öden Felshöhe am Manzanares, wo ſie den größten Teil ihres Lebens verbrachten, entfaltete ſich die geiſtige Blüte der Nation. Dieſe Gegend entbehrt keineswegs der maleriſchen Schönheit; die Formation des Terrains iſt ſehr mannigfaltig, und die den größten Teil des Jahres ſchneebedeckten Gipfel des Guadarramagebirges geben ihr einen großartigen Hintergrund. Jedoch nur höchſt ſpärlich bedeckt hier und da etwas Baumwuchs oder dürftiges Geſträuch den Boden. Es überraſcht, zu denken, daß auf ſo nacktem, ſteinigem Grund ſich der üppige Flor der ſpaniſchen Poeſie entfaltete, der in dem Bilder- und Phantaſiereichtum an einen tropiſchen Urwald, wo ſich Zweig mit Zweig und Ranke mit Ranke verſchlingen, an die wuchernde und ſtrotzende Fülle der indiſchen Dichtung erinnert. Auch erſcheint es faſt unerklärlich, daß hier, wo die Sommerglut jede Thätigkeit ermatten läßt und alle Einwohner, die nicht unbedingt an den Ort gebunden ſind, in kühlere Gegenden vertreibt, eine ſolche erſtaunliche, nirgends ſonſt dageweſene Fruchtbarkeit möglich war, wie die ſpaniſchen Dichter ſie entwickelt haben. Wir leſen, daß ſie ſogar während der Hundstage die Reſidenz nicht verlaſſen hätten.

Noch ſteht, wenn auch ſicher nicht mehr völlig in dem früheren Zuſtande, in der gegenwärtig nach ihm benannten Straße das Haus, welches Lope de Vega bewohnte. Die Gemächer ſind ſehr klein, und ebenſo iſt es der Hof oder das Gärtchen, wo Lope, wie er ſelbſt erzählte, ſeine Blumen zu begießen pflegte. Dieſe engen Räumlichkeiten muß der Dichter faſt nie verlaſſen, er muß dort vom Morgen bis zum Abend und bis tief in die Nacht hinein an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen haben, um die ungeheure Menge von Schriften zu ſtande

zu bringen, die er verfaßte. Bei weitem die meiſten davon ſind verloren gegangen; doch auch die noch vorhandenen reichen hin, um ihn ohne jeden Vergleich zum fruchtbarſten von allen Poeten, die je gelebt, zu machen. Wir hören mit Staunen von der Produktivität der griechiſchen Tragiker, die an hundert Trauerſpiele und dazu ebenſoviele Satyrdramen geſchrieben. Aber wie verſchwindend klein erſcheint dieſe Fruchtbarkeit gegen die des Lope de Vega, der, wie ſich gar nicht beſtreiten läßt, Autor von zum mindeſten fünfzehnhundert Komödien iſt, von denen jede an Umfang eine griechiſche Tragödie um das Doppelte übertrifft. Hiermit iſt jedoch ſeine Thätigkeit durchaus nicht erſchöpft; es gibt außerdem noch ſo viele andere Dichtungen von ihm, daß ſie einundzwanzig dicke Quartbände füllen. Dieſe monſtröſe Vielſchreiberei kann gewiß keineswegs zu ſeinem Ruhm angeführt werden; indes ſie erregt Erſtaunen und durch die Menge des wirklich Guten, das ſich in der koloſſalen Maſſe findet, Bewunderung. Und das Alles hat dieſer Mann, der doch auch ein Menſch war wie wir, in dem Klima von Madrid hervorgebracht, wo die Hitze der Sommermonate unter den gewöhnlichen Menſchenſchädeln keinen Gedanken aufkommen läßt, und wo wieder der Winterfroſt bei der Unvollkommenheit der Heizapparate, die mich noch heute hier in Verzweiflung bringt, damals aber weit größer ſein mußte, ihm die Hände erſtarren machte. — Das von Calderon bewohnte Zimmer in einem kleinen Hauſe der Calle mayor iſt etwas geräumiger, aber gleichfalls ſehr beſcheiden. Der größte Kenner der Altertümer und aller Oertlichkeiten von Madrid, Herr Meſonero Romanos, hatte mir die Lokalität angegeben, und ich klopfte an die Thüre. Ein ältlicher Mann geringen Standes öffnete mir, wollte mich aber zuerſt durchaus nicht einlaſſen und behauptete, es ſei an dem Zimmer nichts zu ſehen. Da ich ſagte, Calderon habe in ihm gewohnt, ſchien er dieſen Namen nie gehört zu haben, gewährte mir jedoch

nach einigem Zögern den Eintritt. Und als ich mich darin befand, hörte ich ihn außen zu einem Frauenzimmer sagen, ich sei ein verrückter Engländer. In der Ecke der Stube stand ein alter Tisch, der gewiß noch aus dem siebenzehnten Jahrhundert herrührte, und vor ihm ein gleichfalls alter Sessel. Mit welchen Gefühlen betrachtete ich beide, indem ich dachte, daß hier so viele Wunderwerke der Poesie entstanden seien, die, wie ich fest überzeugt bin, nur mit der Menschheit untergehen können. Wo ist in allen Kaiser- und Königsschlössern ein Prunkgemach, aus dem gleich Herrliches hervorgegangen wäre, wie aus dieser engen, ärmlichen Stube? Calderon hatte nicht die profuse Fruchtbarkeit Lope's, er arbeitete mit mehr Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit; doch die Zahl seiner Werke ist immer noch erstaunlich. — Einer anderen Nation, als die beiden Genannten scheint der dritte anzugehören, von dessen Hause ich reden will. Cervantes hatte etwas von dem nordischen Geiste in sich; ohne daß er der Phantasie entbehrte, waltete doch der nüchterne Verstand mehr bei ihm vor. Er schaute der Wirklichkeit und den Menschen klarer und weniger durch die Brille der Einbildungskraft ins Gesicht. Während der ersten Hälfte seines Lebens hatte er sich in dem damals beliebten Genre des Schäferromanes versucht, sodann eine Anzahl von Theaterstücken geschrieben, zuletzt indessen erkannt, dies sei nicht sein eigentliches Feld, welches er erst betrat, als er seine Novellen und im Don Quijote den größten Roman aller Zeiten schrieb. Das jetzt durch eine Inschrift als das Haus, in dem er gestorben, bezeichnete Gebäude an der Ecke der Straße del Leon ist völlig umgebaut, und es lohnt nicht der Mühe, darin noch nach seinem Gemach zu suchen. Vermutlich war es eine kleine Bodenkammer; denn der arme Cervantes mußte sein ganzes Leben in großer Dürftigkeit verbringen. Er, dessen Bücher so viele Leser in ganz Europa glücklich, so viele Verleger reich gemacht haben, war beständig

von niederen Sorgen bedrückt und konnte oft nur von Tag zu Tag seinen Unterhalt spärlich fristen. Auch von dem Ruhme, der ihn später umstrahlte, hat er kaum einen Vorschmack gehabt. Sein Roman wurde zwar schon bei seinen Lebzeiten selbst in fremden Ländern viel gelesen, aber doch nur als ein Buch zum Totlachen betrachtet — etwa wie bei uns der Eulenspiegel und Münchhausen's Abenteuer. Ihm einen höheren literarischen Wert zuzugestehen fiel Niemandem ein. Wenn nun die Spanier jener Zeit ihm in der Hinsicht schreiendes Unrecht thaten, so muß ich es auf der anderen Seite für verkehrt erachten, daß man ihn heute, wie ich verschiedentlich gelesen habe, für den größten Dichter der Spanier erklärt. Ein Romanschriftsteller oder Novellist, und wäre er der ausgezeichnetste, kann nach Schiller's Ausdruck immer nur der Halbbruder eines großen Dichters, nicht ein solcher selbst sein; wie weit jedoch Cervantes als eigentlicher Dichter hinter Calderon, Lope, Tirso und selbst Geringeren zurücksteht, zeigen seine Schauspiele. Auch seine lyrischen Poesien können sich weitaus nicht mit denen eines Herrera und Luis de Leon messen.

Die Bewunderung des Don Quijote ist jetzt allgemein geworden; doch glaube ich, daß dessen Verständnis mit derselben nicht gleichen Schritt hält. Neuere spanische Commentatoren haben, unter Abdruck der betreffenden Stellen, dargethan, daß viele, ja die meisten Abenteuer des Ritters von der traurigen Gestalt bis in das Einzelne hinein Parodien von Kapiteln der Ritterromane sind. Diese Seite des Werks nun übersieht man bei uns ganz, trägt indes anderes hinein, was gewiß nicht im Sinne des Cervantes ist. Man sagt zum Beispiel: wir hegten die größte Zuneigung und Liebe für den durch die Lektüre des Amadis verrückt gewordenen Ritter. Hätte aber der Verfasser dieses Gefühl hervorrufen wollen, so würde er seinen Helden nicht so viele Prügel haben

erleiden lassen; die letzteren häufen sich dergestalt, daß, wenn wir eine wirkliche tiefere Teilnahme für den von fixen Ideen Umhergetriebenen empfänden, wir dadurch gemartert werden müßten. Auch liegt eben hierin schon eine Parodie; denn so viele Prügel, wie der Held bereits zu Anfang des Romans erhält, hätte er nicht überleben können.

Da Madrid früher nur ein Jagdschloß war und erst seit der Zeit Karl's V. allmälich zu größerer Bedeutung anwuchs, zeigen seine Gebäude keinerlei Erinnerungen an das Mittelalter. Nirgends wird man hier, wie in den älteren spanischen Städten an die Ritterzeiten, an den Kampf mit den Mauren gemahnt. Eines der ältesten Bauwerke, jedoch jetzt auch umgestaltet, ist dasjenige in der Calle mayor, in welchem Franz I. nach der Schlacht von Pavia von Karl V. gefangen gehalten wurde. Der Kaiser benahm sich nicht sehr ritterlich gegen den in seine Hände gefallenen Gegner; denn aus den Urkunden geht hervor, daß er denselben schlecht behandelte und ihn selbst an den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden ließ. Solche Härte und Roheit war im Geiste jener Zeit, wie denn selbst die Bewunderer des Rittertums zugeben müssen, daß diesem nur von unserer Einbildung eine feinere Kultur beigelegt wird. Von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, berichten die Chronisten Thaten von Grausamkeit, mit denen sich jetzt nicht leicht der gemeinste Soldat beflecken würde. — Die Residenz der spanischen Könige hat sich gegenwärtig in eine elegante Stadt nach französischem Muster umgewandelt. Dennoch erinnert Vieles an die Zeit der drei Philippe. Die Straßen im Zentrum der Stadt haben dieselbe Richtung und tragen die nämlichen Namen wie damals; die Calle Toledo, die zum Manzanares hinunterführt und früher besonders belebt war, ist jedoch von ihrem Glanze herabgesunken. An den Fenstern der Häuser findet man noch überall jene Gitter und Balkone, welche bei den Liebesintriguen der galanten Herren und

Damen eine so große Rolle spielten. Daß die Schilderung, welche die dramatischen Dichter in ihren Lustspielen von diesen Intriguen entwerfen, genau nach dem Leben copirt sind, geht aus den alten Reiseschriftstellern, namentlich den französischen, hervor. Wirklich ertönten vor diesen Gittern allnächtlich Serenaden, und die Degen der Nebenbuhler klirrten vor den Thüren. Innerhalb wie außerhalb der Häuser trieb die verwegene Liebe ihr Spiel; in den Gemächern, worin nach damaliger Sitte die Wände mit Teppichen behängt waren, versteckten sich die jungen Herren, wenn sie von den Verwandten ihrer Schönen beim Stelldichein überrascht wurden, oder sie suchten in Nischen, Verschlägen, Schränken Zuflucht. Noch gibt es Gassen, in denen die Galane ganz wohl auf übergelegten Brettern aus einem Fenster in das andere zu ihrer Dame gelangen könnten, und ich habe verschiedene Häuser mit zwei Thüren gesehen, die Calderon auf die Idee seines Lustspiels bringen mochten. Der Prado, einst der Schauplatz so vieler Liebesabenteuer und Duelle, hat sich in einen hübschen, mit Statuen und Springbrunnen geschmückten Spaziergang verwandelt; doch werden sicher noch viele Intriguen in der alten Weise angesponnen. Im Winter während der Nachmittagsstunden, im Sommer nach Dunkelwerden und bis in die Nacht hinein ist diese Promenade erstaunlich besucht; das Spazierengehen, nicht wegen des Naturgenusses, sondern zum Zweck der Unterhaltung, besonders mit den Damen, ist eben das Hauptvergnügen der Spanier, und gewiß zeigen sie darin einen besseren Geschmack als die Nordländer, die lieber in den Wirtshäusern sitzen. Die Gartenanlagen von Buen Retiro, unfern des Prado, rufen das Gedächtnis an den Hof Philipp's IV. wach, welcher große Freund des Theaters hier jene Bühne errichtet hatte, für die Calderon seine Festspiele dichtete. Dies Gebäude ist ein Raub der Flammen geworden; allein die beiden Theater, auf denen sich schon vor Lope de Vega die dramatische Poesie

entwickelte und welche die Hauptschauplätze derselben während ihrer ganzen Blüte waren, stehen, wenn auch sehr umgewandelt, noch aufrecht und dienen heute gleichfalls zu Vorstellungen. Es hat sich seit dem Regierungsantritt der jetzigen Königin eine Nachblüte des Dramas entfaltet, die freilich mit dem hohen Flor von ehemals nicht verglichen werden kann, mir aber immerhin erfreulich erscheint und um welche wir Deutschen die heutigen Spanier beneiden können. Vermutlich werden bei uns ebensoviele gute Schauspiele geschrieben wie hier, wenigstens im tragischen oder ernsten Fach — für das Lustspiel möchte ich es bezweifeln; aber das südliche Volk besitzt den ungeheuren Vorzug vor uns, daß bei ihm die Mehrzahl der geschriebenen Stücke auch wirklich zur Aufführung kommt, während sie bei uns in den Pulten der Autoren verschlossen bleiben oder, wenn sie vor die Oeffentlichkeit treten, kaum Leser, geschweige eine Darstellung finden.

Ich bekenne, daß ich früher die spanischen Schauspieler viel zu günstig beurteilt habe. Bei meinem ersten Aufenthalte in Spanien sah ich alles in einem rosigen Lichte; aber wie ich jetzt nicht länger verhehlen darf, steht das Spiel auf den hiesigen Theatern weit hinter dem auf den italienischen zurück. Nach aller Wahrscheinlichkeit hat die mimische Kunst auch zur Zeit Lope de Vega's und Calderon's auf keiner viel höheren Stufe gestanden, und dasselbe ist in England in Shakespeare's Tagen der Fall gewesen. In beiden Ländern wurden, wie gegenwärtig noch hier, unaufhörlich neue Stücke gegeben, und wo die Komödianten täglich oder doch alle paar Tage neue Rollen memoriren und aufführen sollen, kann ihre Darstellung unmöglich jene Durchbildung und Vollendung erlangen, welche nur durch tieferes Studium und häufige Wiederholung der nämlichen Partien zu erzielen ist. Es wird gewiß einzelne vortreffliche Schauspieler gegeben haben, wie auch heute hier Don Julian Romea, Señor Arjona und Señora Lamadrid

sehr Achtbares leisten; aber einen Fleck oder Schröder, die in bestimmten Rollen so eminent waren, weil sie unzählige Male in denselben auftraten und bei jeder neuen Darstellung zu höherer Meisterschaft darin gelangten, kann man sich nicht denken, wenn die Grundbedingung hierzu, die häufige Repetition, fehlt. Immerhin halte ich es für viel besser, wenn, wie das im alten Spanien und England der Fall war, die dramatische Poesie in reicher Fülle blüht, jedoch auf den Bühnen nur in unvollkommener Gestalt zur Erscheinung kommt, als wenn die Schauspielkunst zur Hauptsache gemacht wird. Ich würde lieber einen mittelguten Komödianten in der Rolle des standhaften Prinzen sehen und dabei die Mängel seines Spiels durch die Herrlichkeit der Dichtung ergänzen, als einen Virtuosen, der — und gewöhnlich leider mit Erfolg — alle Bewunderung auf sich selbst bei Darstellung eines schlechten Stückes zu lenken bemüht ist.

Nachdem ich eine Reihe von Jahren hindurch kaum eine Zeile Spanisch gelesen, bin ich unvermutet auf die Beschäftigung mit dem Gegenstand zurückgeführt worden, dem ich vor etlichen Jahren so viele Stunden gewidmet. Der eigentliche Zweck, weshalb ich hierher kam, war, auf der königlichen Bibliothek und auf derjenigen des Escurial neues Material zur Geschichte der spanischen Araber zu sammeln. Allein ich fand dessen nicht so viel, wie ich erwartet. So mache ich mir denn keinen Skrupel daraus, einen Teil meiner Zeit wieder dem spanischen Drama zuzuwenden. Es ist schon vor Jahren der Anfang einer Uebersetzung meines, dieses Fach betreffenden Werkes erschienen, doch geriet die Publikation ins Stocken. Nun will sich ein anderer Autor an das Unternehmen wagen, und ich denke meine Arbeit zu diesem Zweck zu vervollkommnen und zu bereichern. Unvermutet hat sich mir hierfür eine außerordentlich reiche Quelle erschlossen, von deren Existenz ich gar nichts wußte. Im Palast des Herzogs von Ossuna findet sich

eine große Sammlung alter Komödien, sowohl noch ungedruckter, nur im Manuskript vorhandener, wie auch solcher, die zwar gedruckt, aber zum Teil von höchster Seltenheit, ja wahre Unika sind. Ich bringe in den wohleingerichteten Bibliothekſälen dieſes Palaſtes, die mir mit größter Freundlichkeit geöffnet werden, oft die Morgenſtunden zu und habe ſchon viele, mir bisher unbekannte Stücke geleſen. Freilich ſtieß ich dabei auf manches Mittelmäßige und Geringe, doch dazwiſchen fand ſich auch einiges Ausgezeichnete. Da ſchon ſo unzählige ſpaniſche Dramen gedruckt und beträchtlich viele, die bisher nur in ſeltenen Ausgaben vorhanden waren, jetzt auch durch neuere Editionen allgemein zugänglich gemacht worden ſind, da ferner die Zahl dieſer ſchon ſo groß iſt, daß vielleicht Niemand ſie alle geleſen hat, ſo möchte ſchwerlich auf irgend eine Teilnahme des Publikums zu rechnen ſein, wenn Jemand die vorzüglichſten dieſer, in den Schränken der Oſſuna'ſchen Bibliothek begraben ruhenden Schätze publiziren wollte. Dennoch würde ich, wenn mich nicht andere literariſche Aufgaben mehr anlockten, einige ſolche Publikationen unternehmen und glauben, mir dadurch den Dank der Zukunft zu verdienen; denn die Handſchriften ſind zum Teil in einem Zuſtande, daß ſie nicht ſehr lange mehr dauern können. Zudem liegt es im Bereiche der Möglichkeit, daß ein Brand ſie, ſowie die Drucke, von denen kein anderes Exemplar vorhanden iſt, vernichtet. — Wenn ich den Palaſt verlaſſe, verweile ich oft lange auf der Terraſſe vor demſelben, die eine großartige Ausſicht auf die felſige Umgebung des unten fließenden Manzanares und das ſchneebedeckte Gebirge bietet. Nachdem es die vorhergehenden Monate viel geregnet, haben wir jetzt andauernd hellen blauen Himmel von einer Tiefe und Klarheit, wie ſie nur dem Süden eigen. Die Luft iſt zwar winterlich kalt; allein Mittags gewinnt die Sonne eine ſolche Kraft, daß man in einer anderen Jahreszeit zu ſein glaubt. Madrid liegt höher als irgend eine größere Stadt

Europas, auf einer Erhebung, wo in Norwegen bereits die Grenze des ewigen Schnees anfängt; daher weht hier eine außerordentlich schneidende scharfe Luft, von der das Sprichwort sagt: sie tötet einen Menschen, wenn sie noch kein Licht auslöscht. Um sich davor zu schützen, schlagen die Männer wenigstens Morgens und Abends ihre Mäntel so um die Schultern, daß ihr Mund davon bedeckt wird; das ist das embozarse, das im siebenzehnten Jahrhundert dazu diente, um sich bei Abenteuern den Verfolgern unkenntlich zu machen. Jetzt beginnt die schönste Jahreszeit für die spanische Hauptstadt. Trotz der nächtlichen Kälte, welche wegen der durch Alles hindurchdringenden Feinheit der Luft doppelt empfindlich ist, hat die mittägliche Sonne schon die Blüten der Mandelbäume entfaltet, und die Alleen in Buen Retiro bieten sehr angenehme Spaziergänge dar. Noch öfter wandere ich abwärts von dem heutigen königlichen Palast, welcher an der entgegengesetzten Seite der Stadt liegt, in den Umgebungen des Manzanares. Dieser hat ganz den Charakter der südlichen Gebirgsflüsse; nach Regengüssen schwillt er bisweilen mächtig an und wird zum reißenden Strome. Das muß man wissen, um die gewaltige Brücke, welche hinüberführt, nicht lächerlich zu finden. Wenn ich die Wäscherinnen an ihm mit ihrer Arbeit beschäftigt sehe, so erinnere ich mich an den Licentiaten Burguillos, einen Dichter aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, der in einer Reihe humoristischer Sonette eine Wäscherin des Manzanares gefeiert hat, während andere Dichter nach damaliger Mode ihre Geliebte zu einer Schäferin machten. In einem dieser Sonette sagt er seiner Teuren, er habe ihr sein einziges Hemd zur Wäsche gegeben, und er müsse daher im Kostüm Amor's vor sie treten. Bisweilen mahnen seine Gedichte durch ihren burlesken Schluß an Heine. Eines zum Beispiel beginnt mit einer pathetischen Anrede an das Colosseum und die römischen Tempel, schildert deren Ruin und schließt dann mit den Worten:

„Und wenn die Zeit euch, ihr gewaltigen, zertrümmerte, kann ich darüber klagen, daß sie meinen Rock in Lumpen verwandelt hat?“ Lope de Vega gab die Verse dieses Burguillos heraus, und es wird meist angenommen, daß er selbst deren Verfasser sei.

Gegenwärtig hat der Manzanares noch ziemlich viel Wasser; jedoch im Sommer trocknet er fast gänzlich aus. Wenn man die spanischen Dichter liest, so findet man, daß sie die Natur ihres Vaterlandes oft mehr so, wie ihre Phantasie sie erblickte, als wahrheitsgetreu dargestellt haben. So glaubt man bei ihren Schilderungen der Umgegend von Madrid zum Beispiel, wenn sie die Feste beschreiben, die hier am St. Johannistage mit vielen Lustbarkeiten gefeiert werden, die Stadt sei inmitten eines grünenden und blühenden Gartens gelegen. Ich bin aber früher einmal selbst im Juni hier gewesen und fand kein grünes Blatt, keinen Grashalm. Diese Verschönerung der Wirklichkeit erlaubt sich auch die griechische Poesie; die Umgebung von Athen mag zwar früher grüner gewesen sein als jetzt, und sie ist auch heute noch nicht ganz so kahl, wie die von Madrid; allein wenn man sie nur aus den Schilderungen der Dichter kennt, muß man glauben, sie habe in einer viel größeren Ueppigkeit geprangt, als dies je der Fall gewesen sein kann. Nach meiner Meinung hat die Poesie das vollste Recht dazu, sich so über die gemeine Wirklichkeit hinwegzusetzen. Wie die Hellenen und die Spanier hat auch Shakespeare sich nicht an die faktische Erscheinung gehalten, sondern sie so dargestellt, wie er sie in seiner vergrößernden und verschönernden Einbildungskraft sah. Die Klippen bei Dover sind keineswegs so gigantisch, wie man nach seiner Schilderung derjenigen, von welcher der alte Gloster im Lear sich herabstürzen will, meinen sollte.

Der Karneval, der eben jetzt in Blüte steht, ist überaus glänzend, und ich habe ihn auch in Rom nicht gleich ergötzlich

gefunden. Faſt den ganzen Tag ziehen frohe Gruppen, in die bunteſten Koſtüme gekleidet, bei Caſtagnettenſchall durch die Straßen, und wenn man Mittags auf dem Prado geht, glaubt man ſich vom Perſonal der Mantel- und Degenſtücke umgeben. Mit großem Geſchmack haben die meiſten Masken die alten ſpaniſchen Nationaltrachten gewählt. Dieſe, welche ſich damals über ganz Europa verbreiteten, ſtehen zwar hinter den italieniſchen aus Rafael's und Tizian's Zeit an Schönheit und maleriſchem Reiz zurück; aber ein in ſie gekleideter Mann erſcheint doch neben einem heutigen Pariſer Stutzer noch immer wie „Hyperion gegen einen Satyr". Die ſpaniſche Damenkleidung zur Zeit Philipp's IV., wie ſie uns auf den damaligen Porträts entgegentritt, muß dagegen recht häßlich genannt werden. Es iſt ſeltſam, wie der Umſtand, daß man ſo etwas täglich ſieht, hierüber verblendet; gewiß hat man damals dieſe ſtark geſchminkten Geſichter, dieſen barbariſchen Kopfputz, dieſe reifrockartigen Kleider hübſch gefunden, während ſie für uns ſelbſt die ſonſt ſo vortrefflichen weiblichen Bildniſſe des Velasquez widerwärtig machen. Wenn, wie ſich hoffen läßt, die heutigen Herrenmoden ſich wieder zum Beſſern wandeln, wie abſcheulich werden dieſelben unſeren Enkeln erſcheinen, ſobald ſie ihnen auf Porträts zu Geſichte kommen!

41.

Madrid, im März 1868.

Das Schönſte, was Madrid beſitzt, ein Schatz, welcher ganze Königreiche aufwiegt, iſt die große Gemäldeſammlung ſeines Muſeums. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie durch den Reichtum an ausgezeichneten Meiſterwerken ſämmtlicher Schulen alle anderen Galerien übertrifft. Abgeſehen davon, daß die ſpaniſche Kunſt nur hier in ihrem ganzen Umfange kennen

gelernt werden kann, ist schwerlich die italienische Malerei irgendwo reicher und glänzender vertreten, und wenn München sich rühmt, in seiner Pinakothek die größte Anzahl trefflicher niederländischer Bilder zu vereinigen, so kann Madrid in dieser Hinsicht mit ihm wetteifern. Ich bringe jede irgend disponible Stunde im Museum zu. Die Manier so vieler Reisenden, durch eine solche Galerie hinzueilen, als ob man sich auf einer öffentlichen Promenade befände, ist mir immer schrecklich gewesen, und wenn es mir durchaus unmöglich fällt, länger zu weilen, gehe ich lieber gar nicht hin, statt nur einen verwirrenden schwindelerregenden Eindruck zu empfangen. — Da von Velasquez außerhalb Madrids nur hie und da einzelne Bilder vorkommen, die durchaus keinen Begriff von dem Umfang seines Talentes geben, so war mir die Betrachtung seiner Werke hier besonders wichtig. Ich finde ihn groß, beinahe unerreicht in Darstellungen von Scenen aus dem Leben seiner Zeit. Diese schildert er mit überzeugender Treue und handgreiflicher Wahrheit, weiß sie jedoch mit einem solchen Adel zu umkleiden, daß sie hoch über die gemeine Wirklichkeit erhoben werden. Ein überraschendes Beispiel davon liefert das Bild einer lustigen Gruppe von zechenden Soldaten, in deren Mitte der eine entkleidet sitzt und den Bacchus vorstellt. Hier waltet ein sprudelnder Humor, und die genaue Wiedergabe des Vorgangs ist dem Maler keineswegs die Hauptsache; er leiht demselben einen echt poetischen Reiz. Dies ist ebenso der Fall bei der „Uebergabe der Festung Breda", welches Bild uns mitten in das Kriegsleben jener Zeit hineinreißt; wir glauben in dieser einen Scene ein Bild der ganzen von Heergetümmel durchwogten Niederlande vor uns zu sehen. Das Gemälde, welches Las Meninas heißt und uns eine kleine Infantin in der Mitte ihrer Gespielinnen zeigt, führt uns in das Innere des königlichen Palastes, in welchem Velasquez, als mit einer höheren Hofcharge betraut, wie zu Hause war. Ich glaube,

hier haben auch Humor und Ironie den Pinsel des Malers geführt. In den kleinen Geschöpfen, die wie vornehme Damen ausstaffirt sind und in ihren Bewegungen schon, obgleich noch Kinder, eine solche etiquettenmäßige Steifheit zur Schau tragen, wollte er sich über das Hofzeremoniell lustig machen; und doch waltet in dem Ganzen der höchste Ernst, kein Zug streift an Karikatur. Für die kleine Infantin fühle ich wahres Mitleid; denn ich ahne das öde, freudlose Leben, das sie, von allen Seiten überwacht, in den königlichen Prunkgemächern führen muß, und wie sie, ohne nach ihrer Neigung gefragt zu werden, irgend einem fürstlichen Bewerber, den sie nie gesehen, die Hand zu reichen gezwungen wird.

In derartigen Kompositionen erscheint Velasquez als der erste und größte Realist aller Zeiten, und man kann ihn Denen als ein leuchtendes Muster hinstellen, welche sich auf ihren Realismus etwas einbilden, weil sie Stiefel oder die Maschen an einer gestrickten Hose so genau zu malen wissen, daß man solche in Natur vor sich zu haben glaubt. Religiöse Darstellungen dagegen scheinen mir gar nicht in der Sphäre dieses Meisters zu liegen; er hätte sich besser nie darin versucht. In diesem Fach war Murillo ihm unendlich überlegen. Wenn Letzterer in seinen Betteljungen und Fruchtverkäuferinnen dem Realismus noch mehr huldigte, so erhob er sich in seinen Gemälden aus der heiligen Geschichte und in seinen Madonnen in den höchsten Himmel des Idealen. In den lieblichen Bildern des Christusknaben und des kleinen Johannes steht er freilich noch mehr auf dem Boden der Erde; aber er hüllt die beiden doch schon in eine überirdische Glorie. Dagegen in der „Empfängnis der Maria" hat er die niedere Welt ganz verlassen und reißt uns in eine Region empor, in welche außer der seinen nur noch Rafael's sistinische Madonna aufgestiegen ist. Letztere allerdings erscheint als die Königin des Himmels, diejenige des Murillo aber als die erst eben zur Jungfrau

erblühte, noch schüchterne Maria, die keine Ahnung von dem Wunder hat, das mit ihr vorgehen soll, und sich plötzlich über Zeit und Raum in eine andere Welt entrückt findet. Auf dem halben Monde stehend und von Engelscharen umjauchzt, sieht sie sich von dem Strahlenglanz einer höheren Welt umwallt. Tief unter ihr ist die Endlichkeit versunken, über ihr thut sich die Ewigkeit auf, und aus der von menschlichen Augen nicht zu ertragenden Lichtfülle tauchen bis ins Unermeßliche hinein immer neue Engelsgesichter hervor. Das ist der Moment, wo sie, ohne selbst von dem Geheimnis zu wissen, den Gottessohn in ihrem Schoße empfängt. Murillo hat diesen Gegenstand häufig gemalt; allein das in Madrid befindliche Exemplar scheint mir das bei weitem schönste zu sein und ist sicher eines der größten Wunder der Kunst. Das früher dem Marschall Soult gehörige, jetzt im Louvre aufbewahrte Bild mag von höherer pittoresker Wirkung sein, in der geistigen Auffassung dagegen steht es weit hinter diesem zurück. — Was die übrigen spanischen Maler anlangt, so haben sie, besonders Sanchez Coello und Pantoja de la Cruz, Vorzügliches im Porträtfache geleistet; von Juanez sind auch schön empfundene religiöse Gemälde hier; aber im Allgemeinen scheinen mir die beiden Genannten allen Anderen weitaus überlegen zu sein.

Günstige Umstände, wie sie nie sonst wieder vereint waren, haben bewirkt, daß in diesem Museum auch von ausländischen Meistern eine fast unübersehbare Menge vorzüglicher Werke zusammengeflossen ist. In den beiden großen Perioden der Malerei während des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts waren die spanischen Könige Gebieter eben der Länder, in denen sich jene Blüte entfaltete, und überdies besaßen wenigstens Karl V. und Philipp IV., so viel sie auch als Herrscher zu wünschen übrig ließen, Liebe zur Kunst und wirklichen Geschmack. Rafael starb zwar schon, als der Erstgenannte zur Regierung kam; dennoch hat er noch Einiges von ihm in seinen Besitz

gebracht. Andere Bilder des großen Urbiners kaufte dann Philipp IV., und so ist die Galerie von Madrid reicher an Werken von ihm geworden, als irgend eine andere. Nur die beiden Sammlungen in Florenz, wenn vereinigt, könnten vielleicht in diesem Punkte mit ihr konkurriren. Mehrere darunter stehen in der vordersten Reihe von Rafael's Schöpfungen. Der sogenannte Spasimo di Sicilia ist dasjenige seiner Gemälde, in welchem er sich am meisten der gewaltigen Energie Michel Angelo's genähert hat. Christus selbst, der auf seinem Todesgange unter der Wucht des Kreuzes zusammengesunken ist, sowie die ihn umgebenden Männer und Frauen scheinen einem Riesengeschlechte anzugehören, so großartig sind ihre Gestalten, so stark und mächtig die sie bewegenden Affekte. Wenn Michel Angelo in der gigantischen Größe, die er allen seinen Gebilden aufgedrückt hat, einzig und unerreicht dasteht und man ihn deshalb über alle anderen Künstler erheben möchte, so hat der Urbiner doch durch diesen Spasimo dargethan, daß der Umfang seiner Begabung ein weiterer war, indem er hier, wie auch schon im Heliodor und in den Sibyllen der Kirche Maria della Pace ebenso grandios zu sein vermochte, wie sonst lieblich und von entzückender Anmut, während Buonarotti vorzugsweise jene Eine Domäne hatte. Aber es kann die Frage sein, ob das Höchste in der Kunst wie in der Poesie nicht vielmehr durch Einseitigkeit erreicht wird, wie mir denn Aeschylos immer noch der größte der griechischen Tragiker zu sein scheint, der in derselben Ausschließlichkeit, wie Michel Angelo, das Gigantische ausgebildet hat. Der Spasimo, ursprünglich für eine Kirche in Palermo gemalt, war bekanntlich bei der Ueberfahrt mit der ihn umschließenden Kiste untergegangen und soll, bis er wieder aus den Wellen gerettet ward, sehr durch das Seewasser gelitten haben. Hiedurch ist eine spätere Restauration und Uebertragung von der Holztafel auf Leinwand nötig geworden; doch muß bei beiden Operationen

eine ungemeine Geschicklichkeit gewaltet haben. Einige klagen, die Farben des Gemäldes seien hart; aber sie sind sicher auch ursprünglich ähnlich gewesen wie jetzt, und ich möchte sie nicht anders haben; denn größerer Schmelz und mehr Weichheit des Kolorits würde nicht zum Stil der Komposition passen. — Das zweite Hauptbild Rafael's hier, die Madonna mit dem Fisch, vereinigt in seltener Weise Erhabenheit mit Lieblichkeit, und unter seinen Darstellungen der heiligen Jungfrau möchte diese neben der sistinischen Madonna den höchsten Preis verdienen. Heilige Familien von ihm finden sich außerdem hier noch mehrere, worunter besonders hervorzuheben ist: **La Perla**, so genannt, weil Philipp IV., als er sie aus der Versteigerung des Nachlasses Karl's I. von England erwarb, sagte: „Das ist meine Perle." Besonders interessirt es mich, die beiden trefflichen männlichen Porträts, welche sich in der Galerie Doria auf einem Bilde vereinigt finden, hier gesondert zu sehen. Es scheinen dies die Originale, diejenigen in Rom dagegen eine, allerdings ausgezeichnete Kopie von Venetianerhand zu sein, worauf das Kolorit schließen läßt. Das Bildnis Navagero's zu besitzen hat Spanien ein Recht. Dieser edle Sohn Venedigs, der sich mit Eifer den humanistischen Studien hingab, war Gesandter der Republik am Hofe Karl's V. und hat eine ungemein interessante Beschreibung seiner Reise durch Spanien verfaßt. In derselben findet sich die älteste Schilderung der Alhambra, welche er sah, als noch nicht viel mehr denn dreißig Jahre vergangen waren, seit der letzte Maurenkönig sie verlassen. Navagero hat außerdem auch Einfluß auf die spanische Literatur geübt. Denn als er sich am Hoflager des Kaisers in Granada befand, schloß er dort Freundschaft mit dem Dichter Boscan und machte demselben begreiflich, wie großen Vorteil es der castilianischen Poesie bringen müsse, wenn sie sich die italienischen Formen der Canzone, der Ottave, des Sonetts und der Terzine aneigne. Boscan machte, dem Rat seines Freundes gemäß, den

Verſuch, dieſe metriſchen Gebilde in ſeiner Sprache nachzuahmen; er fand damit bald allgemeinen Anklang und bereicherte ſo die bisher formenarme ſpaniſche Dichtkunſt ungemein. — Unvergleichlich und, meinem Gefühle nach, eines der ſchönſten Gemälde der Welt iſt dasjenige von Giorgione, welches die Madonna mit dem Jeſusknaben darſtellt, wie die heilige Brigitta dem letzteren Blumen überreicht. Ein unſäglicher Zauber des Kolorits vereinigt ſich hier mit der vollendetſten Formgebung und einer Wärme der Empfindung, welche bewirken, daß ich mich oft ſchwer von dem Bilde losreißen kann und immer wieder zu ihm zurückkehre. Es war kaum möglich, den Schöpfer eines ſolchen Meiſterwerks zu übertreffen; auch iſt dies Tizian bei allen ſeinen unermeßlichen Kräften nicht in der unergründlichen Schönheit, die hier ſchon jeden Vergleich für alle Zukunft in beinahe entmutigender Weiſe herausfordert, ſondern nur in der viel größeren Menge ſeiner Kompoſitionen und durch den weiteren Kreis, in dem ſie ſich bewegten, gelungen. Freilich iſt in beiden letzteren Beziehungen Tizian ein Koloß; in der Anzahl von Werken erſten Ranges, die ſich allerdings auf ein faſt hundertjähriges Leben verteilen, kann ſich überhaupt kein Maler mit ihm meſſen. Denn mögen aus den Ateliers von Rubens auch mehr Bilder in die Welt gegangen ſein, ſo waren ſie doch von ſehr ungleichem Wert. Was aber den Umkreis des Gebietes, in dem ſich der große Venetianer bewegt, anlangt, ſo iſt derſelbe grenzenlos. Als Porträtmaler der vorzüglichſte, der je gelebt, hat er ebenſo das umfangreiche Gebiet der chriſtlichen Legende, der Profangeſchichte und der Mythologie ſich dienſtbar gemacht und ſich nicht minder im Titanenhaften und Gewaltigen, wie im Holdſeligen und Reizvollen als Meiſter erwieſen, über alles aber das Gewand der höchſten Schönheit gebreitet, ſo daß nirgends etwas Eckiges oder Unharmoniſches aus den edel geſchwungenen Linien hervortritt. Die Fülle herrlicher Werke dieſes Meiſters, welche das Muſeum

enthält, würde dasselbe allein zur ersten aller Galerien machen, auch wenn es nicht außerdem so unendlich reich wäre; denn keine andere Sammlung besitzt deren eine gleiche, und unter ihnen findet sich nichts flüchtig Hingeworfenes, nichts, was nicht des Genius des größten Meisters würdig wäre. Karl V. hatte so viel Urteilskraft, daß er, obgleich in seinen Tagen so zahlreiche eminente Künstler lebten, sich doch einzig von Tizian malen lassen wollte. So finden wir denn hier eine ganze Anzahl von Bildnissen, in denen der gewaltige Künstler die Züge des Kaisers verewigt hat. Allen voran steht dasjenige, welches ihn, eine Lanze in der Hand haltend, zu Pferde vorstellt, das schönste Reiterporträt der Welt. In diesem Gemälde ist es Tizian gelungen, was sonst kein Maler erreicht hat, das ganze Dasein eines Mannes in Einen Moment zusammen zu drängen und zugleich dessen innerste Seele leibhaftig vor uns hinzustellen. Wenn man neben dasselbe die in ihrer Art gewiß auch vortrefflichen Reiterbildnisse Philipp's IV. und des Herzogs von Olivarez von Velasquez hält, so erscheinen sie doch nur äußerlich und prosaisch, und dies wird in nichts dadurch geändert, daß die Zeichnung der Pferde eine naturwahrere ist. Zu den erhabensten Kunstwerken gehört das große Gemälde, die sogenannte Gloria, welches Karl V. so liebte, daß er es mit sich nach San Juste nahm und dort täglich seine Andacht vor ihm verrichtete. Es stellt den Kaiser vor, wie er, anbetend niedergesunken, zu der heiligen Dreieinigkeit emporblickt, die über ihm in lichten Himmelswolken erscheint. Ich fühle wohl, wie der alternde Monarch, da er sein nahes Ende voraussah, Trost aus dieser Gloria schöpfte, in die er nun bald einzugehen hoffte, um von den rastlosen Mühen seines Lebens auszuruhen. Ein Bild, das Tizian erst mit vierundneunzig Jahren malte und das doch noch seine volle Meisterschaft in der Komposition zeigt, wenn auch bei der zunehmenden Schwäche seiner Augen die Farbengebung nicht mehr in dem früheren Glanz gelingen

konnte, ist das zur Verherrlichung der „Schlacht von Lepanto“ vollendete. Er feierte hier nicht nur einen Sieg der spanischen Waffen, sondern auch einen solchen seiner heimatlichen Republik, der ungleich großartiger war, als der früher von ihm verherrlichte von Cadore; und dies patriotische Gefühl ließ seinen Künstlerenthusiasmus noch einmal aufflammen. Einige Bilder des Venetianers sind bei dem Brande des Lustschlosses Pardo bei Madrid, der sein großes berühmtes Abendmahl zerstörte, beschädigt worden, darunter die „Anrede des Marquis del Vasto an seine Soldaten“, ein trotz der stellenweisen Uebermalung noch immer wundervolles Gemälde. Ich lasse mir den Genuß von echten Kunstwerken durch die an ihnen vorhandenen Retouchen nicht stören; nur sehr wenige alte Bilder mögen ganz frei davon sein. Aber an welchen Stellen sie vorhanden, darüber sind die Kunstkenner fast nie einverstanden. Der Eine findet sie hier, der Andere dort; wenn sie indes nicht sehr ungeschickt gemacht sind, so soll man sich nicht darum kümmern. Es läßt sich annehmen, daß der Künstler, der die Uebermalung vornahm, die ursprünglichen doch nur verblichenen, nicht ganz zerstörten Umrisse und Farben wiederhergestellt hat; und wenn ihm dies vielleicht nicht im vollen Maße gelungen, so wird das Ganze nicht wesentlich dadurch beeinträchtigt, wie eine alte Tragödie darum nicht minder herrlich ist, daß einzelne Verse in ihr verstümmelt sind. — Die mythologischen Darstellungen Tizian's gehören zu den prächtigsten, die existiren. Nie ward die trunkene Lust der dionysischen Feste hinreißender geschildert, als auf seinem Bacchanal, das ein Gegenstück zum Triumphzug des Bacchus und der Ariadne in der Londoner Nationalgalerie bildet. Ein Gemälde, welches so von Heiterkeit und Lebenswonne überquölle, wie dasjenige, in dem junge Frauen von entzückender Schönheit der Göttin der Fruchtbarkeit ein Opfer darbringen und ein Gewühl der lieblichsten Kindergestalten symbolisch die Erhörung ihres Flehens ausdrückt,

kenne ich nicht. Auf dem Bilde, „Venus und Adonis“, soll nach einer Tradition Adonis der junge Philipp II. sein; es ist jedoch unmöglich, in dem schönen Liebling der Göttin den Kaisersohn wiederzuerkennen, der schon auf den jugendlichsten Porträts, die Tizian von ihm gemalt hat, das finstere, abschreckende Antlitz hat, das den künftigen Tyrannen verrät, und das kein noch so schmeichelnder Pinsel in ein Adonisgesicht hätte umwandeln können. Die frische, wenn auch immer edle Sinnlichkeit, welche die venetianische Kunst adelte, scheint dem mönchischen Geiste, der ehemals so großen Einfluß am spanischen Hofe übte, Anstoß gegeben zu haben, und so sind wohl infolge der Mahnungen von Beichtvätern einige besonders treffliche Gemälde von Tizian in verschlossene Gemächer verbannt worden, die nur aus besonderer Vergünstigung geöffnet werden. Darunter mehrere Darstellungen der Venus, die an Liebreiz mit jener in der Tribune zu Florenz wetteifern. Noch erwähne ich das gewaltige, zu den größten Schöpfungen der Kunst gehörende Bild des gefesselten Prometheus. Wenn man nun jenes „Opfer der Fruchtbarkeit“ in seiner süßen Anmut auf der einen und diesen titanenhaften Prometheus auf der anderen Seite betrachtet, und dann wieder zu der tiefen Seelenempfindung der Mater dolorosa übergeht, so wird man den nicht auszumessenden Umfang von Tizian's schöpferischem Vermögen ahnen. Doch die Fülle von Werken dieses einzigen Meisters ist so groß, daß man beinahe davon erdrückt wird, und nun kommt auch Paul Veronese mit einer fast gleichen Anzahl von Bildern, darunter einigen seiner vorzüglichsten; es kommt Sebastian del Piombo mit drei großartigen Kompositionen aus der Zeit, als er sich den Stil des Michel Angelo anzueignen strebte; es kommen weiter die anderen Italiener, wie Andrea del Sarto, Correggio und so weiter. Lange war ich so in den Zauberkreis der bisher genannten Maler gebannt, daß ich auf die vorhandenen Niederländer und Deutschen keine

Rückſicht nahm. Wie Treffliches dieſe auch hervorgebracht, ſo ſcheinen ſie mir doch, wenn man den Himmel der Kunſt in Kreiſe einteilen wollte, wie Dante es mit der Hölle gethan hat, gegen die großen Italiener nur eine untergeordnete Region einnehmen zu können. Sicher waren unter ihnen mehrere Meiſter vom höchſten Genie; aber jener reine, alles adelnde Schönheitsſinn, mit dem uns Rafael und Tizian entzücken, blieb ihnen fremd. Später habe ich dennoch auch dieſen erſtaunlich reichen Teil des Muſeums wiederholt mit Genuß betrachtet. Von unſerem edlen Nürnberger Dürer ſind einige vorzügliche Leiſtungen vorhanden: ſein eigenes Porträt in der Modetracht ſeiner Zeit, wo die Stutzer Bruſt und Schultern ſo kokett entblößten, wie heute die Damen; dann das ausgezeichnete Bildnis eines älteren Mannes, und die Figuren des Adam und der Eva. In der Abteilung der früheren Niederländer zieht mich vor Allem der Reiſealtar Karl's V. von Hans Memling und die große Kreuzabnahme von Roger van der Weyde an. Wenn man ſich einmal an die eckigen Formen auf dieſen Bildern gewöhnt hat, ſo gewinnt man ſie wegen des innigen, ſich in ihnen ausſprechenden Gefühls beſonders lieb und bewundert zugleich die erſtaunliche Pracht ihrer Farben. Dieſelben leuchten, wie diejenigen auf den Glasfenſtern der gothiſchen Dome, wenn ſie von der Sonne beſtrahlt werden. Die Technik dieſer Schule muß unübertrefflich geweſen ſein, daß das Kolorit ſeinen urſprünglichen Glanz ſo vollſtändig bewahrt hat. Den großen Rubens kann man in dieſer Galerie vollſtändiger kennen lernen, als wenn man die Niederlande bereiſt. Seine Anbetung der Könige, ſeine eherne Schlange gehören zu dem Bedeutendſten, was er geſchaffen; allein es finden ſich in Madrid Belege für ſeine Virtuoſität in allen verſchiedenen Fächern. Merkwürdig iſt noch ſeine Kopie von Tizian's Adam und Eva, die er hier gefertigt hat. Er war bekanntlich ein großer Verehrer dieſes Malers und hat deſſen

Schlacht von Cadore bei seiner Amazonenschlacht vor Augen gehabt. Diese Kopie jedoch zeigt, daß er den Venetianer nicht in seinem ganzen Adel aufgefaßt hat; denn in dem Nachbild ist alles vergröbert und aus der Mutter des Menschengeschlechts, die in dem Original so hehr und lieblich zugleich dasteht, eine niederländische Bäuerin geworden. In derselben Weise hat Rubens Tizian's „Raub der Europa" kopirt; hier gewinnt seine Nachbildung noch besondere Bedeutung dadurch, daß das wundervolle Original aus dem Madrider Museum verschwunden und in Privatbesitz übergegangen ist. Auch van Dyck ist reich und vortrefflich vertreten, ebenso im Porträt wie im Historienbild, desgleichen der unvergleichliche Tiermaler Franz Snyders, dessen Jagdstücke in wirklich großem Stile gehalten sind und recht deutlich zeigen, wie verächtlich der Naturalismus ist, der sonst gewöhnlich in diesem Genre waltet. — Doch ich breche ab; wollte ich auch nur den zehnten Teil der vorzüglichen Gemälde dieses Museums nennen, so müßte ich noch ganze Bogen füllen.

42.

Sevilla, im April 1868.

In Triana, der Vorstadt Sevillas, unfern der großen Brücke über den Guadalquivir, ragen noch die Mauern eines alten Gebäudes, an das sich furchtbarere Erinnerungen knüpfen, als an den Hungerturm des Ugolino in Pisa. Wenn die Stätte, wo dieser, jetzt bis auf den letzten Stein von der Erde vertilgt, gestanden hat, schon bei dem Gedanken an den dort erfolgten Hungertod des Grafen Gherardesca und seiner Söhne das Haar vor Entsetzen emporsträubt — welcher Menschengeist, und wäre er der eisernste, vermöchte das Maß des Grausens zu ertragen, das eine lebhafte Vorstellung von allen

den Greueln erwecken müßte, welche ſich innerhalb jenes Gemäuers ereignet haben! Wenn mich bisweilen der Weg in die Gegend desſelben führt, fliehe ich erſchrocken an ihm vorbei wie an den offenen Thoren der Hölle, und nichts könnte mich vermögen, bei Nacht mich in deſſen Nähe zu wagen; denn das Wehgeſchrei der Unglücklichen ohne Zahl, die dort Folterqualen erduldet, und, wenn ſie ihnen nicht erlegen, erſt durch den gräßlichen Feuertod von ihnen befreit worden, kann, wenn auch der Lärm des Tages es erſtickt, in der nächtlichen Stunde noch nicht verhallt ſein und würde mein Blut zu Eis gerinnen machen. Das erwähnte Gebäude von Triana war nämlich der erſte Inquiſitionspalaſt Spaniens, und in ihm ſchlug das abſcheuliche Glaubensgericht alsbald nach ſeiner Gründung durch Ferdinand und Iſabella ſeinen Sitz auf. Daß eine treffliche, fromme, von Eifer für das Wohl ihres Volkes erfüllte Frau, wie die Königin von Caſtilien es unzweifelhaft war, durch die Einſetzung dieſer fluchwürdigen Behörde, durch den Wahn, ſo der Religion zu dienen, die Henkerin von Hunderttauſenden und die Urſache des Ruins von Spanien auf viele Generationen hinaus geworden, iſt einer der traurigſten Gedanken. Ich ertrage es eher, daß ein Wüterich wie Iwan der Schreckliche ſein Land ausmordet, daß ein Timur Pyramiden von Menſchenſchädeln erbaut, und daß ein wahnſinniger Gaukler wie Nero Rom in Flammen untergehen läßt, als wenn die Geißel der Menſchheit, der religiöſe Wahn, edle Gemüter ſo in die Irre treibt, daß ſie die ruchloſeſten Handlungen für Gott gefällige halten. Auch Torquemada war ein ſittenſtrenger, gegen die Armen wohlthätiger Mann, von aufrichtigem Streben erfüllt, der Religion zu nützen; und doch, weil die Furie des Fanatismus Macht über ihn gewann, hat er mehr Unheil über die Welt gebracht, als die blutdürſtigſten Tyrannen. Wenn Königin Iſabella noch Anwandlungen von Weichherzigkeit hatte, in denen ſie vor den grauſamſten Maßregeln

zurückschreckte, so wußte der fromme Dominikaner es ihr zur Gewissenspflicht zu machen, daß sie solche sträfliche Schwäche unterdrückte; und sicher heuchelte er hierbei nicht: er hielt wirklich Mitleid gegen Ketzer für Verrat am Heiligsten, war bereit, das, was er über Andere verhängte, selbst in gleichem Falle zu erdulden, und glaubte Denen, welche er dem Flammentode weihte, noch eine Wohlthat zu erweisen, indem er ihre Seelen vor der ewigen Verdammnis rettete. So wurden die Kerker des Inquisitionspalastes zu Triana bald zu enge für die Zahl der Gefangenen. Das heilige Gericht gründete Filialanstalten für seine Thätigkeit im Foltern und Verbrennen in allen Hauptstädten Spaniens. Vornehmlich war das Verfahren gegen die Juden gerichtet. Diese hatten nicht nur während der arabischen Herrschaft, sondern auch unter den früheren christlichen Königen auf der pyrenäischen Halbinsel ungefährdeter gelebt, als in irgend einem der übrigen europäischen Länder, durch Handel ansehnliche Reichtümer erworben, nicht selten höhere Staatsämter bekleidet und manche bedeutende Gelehrte und Dichter hervorgebracht. Es wirft einen dunklen Flecken auf das katholische Königspaar, daß dasselbe sich durch den Fanatismus der Geistlichkeit verleiten ließ, ein Edikt zu unterzeichnen, wonach so viele der gewerbthätigsten und gebildetsten ihrer Unterthanen aus dem Lande vertrieben wurden. Wer von den Anhängern des mosaischen Glaubens sich nicht entschließen konnte, die schöne Heimat zu verlassen, mußte sich zum Christentum bekennen; auf den Rückfall war die Todesstrafe gesetzt. Obgleich nun die Zahl der Juden, welche infolge jener barbarischen Verfügung ins Exil wanderten, um bei den Muhammedanern Zuflucht vor der christlichen Glaubenswut zu suchen, sich auf Hunderttausende belief, blieben ihrer doch noch außerordentlich viele in Spanien zurück, die sich notgedrungen der Taufe bequemten, aber natürlich im Stillen dem alten Gesetze anhingen. Gegen diese nun wandte sich

zunächſt die Inquiſition. Zahlloſe ihrer Späher überwachten die Neubekehrten, um etwas zu entdecken, was den Verdacht erregen konnte, ſie ſeien noch der Religion ihrer Väter treu, und rückſichtslos wurde Jeder, auf den nur der leiſeſte Argwohn in dieſer Hinſicht fiel, in die unterirdiſchen Kerker von Triana fortgeſchleppt, wo man durch Marterwerkzeuge das Bekenntnis ſeiner Schuld leicht von ihm erzwang. War eine gehörige Menge ſolcher des Rückfalls Ueberführten vorhanden, ſo wurde ein großes Glaubens-, richtiger Mordfeſt veranſtaltet, bei welchem unter Entfaltung des höchſten Kirchenpompes den Schuldigen ihr Urteil geleſen und dasſelbe ſodann vollſtreckt ward. Die Strafen waren verſchieden. Allein wenn im Laufe der Zeit einige Milderung eintrat, ſo daß Manche mit geringeren Bußen davonkamen, ſo war doch im Beginn die Verurteilung zum Tode das Gewöhnliche. Diejenigen, zu deren Gunſten ſich einige mildernde Umſtände anführen ließen, erdroſſelte man und verbrannte dann ihre Leiber; die übrigen dagegen mußten lebendig den Flammentod auf dem Scheiterhaufen erleiden. Einziehung des Vermögens, wonach die Hinterbliebenen der Hingerichteten an den Bettelſtab kamen, fand bei Allen ſtatt. In Sevilla diente eine ausgedehnte, nordwärts der Stadt gelegene Fläche, die Tablada, zum Platz der Exekution, und auch anderswo ſcheint die Verbrennung gewöhnlich außerhalb der Städte vorgenommen worden zu ſein. Hie und da geſchah es aber auch innerhalb von deren Mauern auf den Hauptplätzen, wie dies aus der Beſchreibung des großen Auto de Fe zu Valladolid hervorgeht, welches die Vermählung Philipp's II. verherrlichte. Aus einem alten, dem Velasquez zugeſchriebenen Oelbild, das ich in der Gemäldeſammlung des Don Alonſo Bravo ſah, erhellt, daß auch hier in Sevilla auf der Plaza de San Francisco das nämliche geſchehen iſt. In dem erſten Dezennium nach Errichtung der Inquiſition wurden erſtaunlich viele, des heimlichen Judentums

Angeklagte verbrannt; doch genügten sie nicht, um die Mordgier des Gerichtes zu stillen. Und bald erhielt diese an Muhammedanern, denen gleichfalls nur unter der Bedingung des Uebertritts zum Christentum das Verbleiben in Spanien vergönnt war, neue reichliche Nahrung. Nachdem unter Karl V. der Protestantismus auf der pyrenäischen Halbinsel eine nicht kleine Zahl von Anhängern gewonnen hatte, mußten auch diese die Menge der Opfer vermehren. In Sevilla selbst ward eine kleine Gemeinde heimlicher Lutheraner entdeckt; einige von ihnen retteten sich durch Flucht, der Rest, Männer wie Frauen, fiel in die Krallen des heiligen Offiziums. So gelang es dem letzteren, noch im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts die Reformation beinahe gänzlich zu ersticken, und die Inquisition hatte hinfort, da Anklagen wegen Ketzerei selten vorkamen, hauptsächlich nur mit Verfolgung der verkappten Juden und Moslimen zu schaffen. In den Verzeichnissen der von ihr Verurteilten, welche ich durchgesehen, gehörten immer mindestens zwei Dritteile in diese Kategorie. Wenn Fanatismus das Hauptagens war, das die Holzstoßflammen immer von neuem schürte, so kam doch auch Geldgier der Kirche und des Staates hinzu, indem ihnen jede Verurteilung stattliche Einkünfte zuführte. Außer in Sevilla, wo die Scheiterhaufen zuerst aufgelodert waren, wurden in allen Städten Spaniens größere oder kleinere Autos de Fe gehalten, und zu den größeren, die an den Geburtstagen der Könige oder bei hohen Kirchenfesten stattfanden, strömte das Volk von nah und fern wie zu einer Nationallustbarkeit zusammen. Die Gräfin d'Aunoy, die sich zur Zeit Karl's II. am Hofe zu Madrid aufhielt, erzählt, sie habe die Spanier oft sagen gehört, qu'un auto-da-fé était la plus belle chose qu'il y eût à voir en Espagne. Die uns von solchen Festen aufbehaltenen Schilderungen empören jedes Gefühl. Entfaltung weltlichen Pomps und prachtvolle religiöse Zeremonien waren dabei mit den vor Aller Augen

vollzogenen martervollen Hinrichtungen der Schlachtopfer verbunden. Die Verurteilten, mit Knebeln im Munde und in Gewänder gehüllt, die mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt waren, wurden beim Geläut aller Glocken zur Richtstatt geführt, während ihnen fliegende Fahnen voranflatterten. Auf hohen Tribünen hatten die Spitzen der weltlichen und geistlichen Behörden ihren Platz genommen, an eigens erbauten Altären lasen Priester und Mönche die Messe, Chorknaben schwangen die Weihrauchfässer, und heiliger Gesang ertönte. Noch angesichts der Scheiterhaufen wurde den Todgeweihten ein Christusbild vorgehalten. Wenn sie dasselbe reuig küßten, konnten sie dadurch Linderung der Strafe, wenn auch keineswegs Rettung, erkaufen. Aber die meisten wählten lieber den schrecklichsten Tod und ließen sich auf den Holzstoß führen, der dann bald in Flammen auffloderte. Umher stand in unabsehbaren Reihen die Volksmenge, sich an den Qualen der Unglücklichen weidend und andächtig den Rosenkranz betend oder in den Psalmgesang der Mönche einstimmend, während die in namenlosen Schmerzen stöhnenden Opfer langsam zu Asche verkohlten. Und dies war nur die letzte fürchterliche Jammerscene in ihrem Prozeß, der eine Reihe von anderen gleich furchtbaren vorhergegangen. Denn vor dem Flammentod hatten die Unseligen unter den Marterwerkzeugen ihrer Henker schon hundertfache Todesqualen erlitten. Ich besitze einen Bericht über das große Auto de Fe des Jahres 1680, das auf der Plaza Major in Madrid gehalten wurde, von Josef del Olmo, Familiar der Inquisition. In demselben ist der ganze Vorgang bei der heiligen Handlung ausführlich dargestellt. Es findet sich darin eine lange, bei der Gelegenheit gehaltene Predigt, in welcher das heilige Gericht bis in den Himmel erhoben und sein Verfahren durch Anführung zahlreicher Bibelstellen als ein von Gott selbst gebotenes gepriesen wird. Derselbe erzählt, daß viele der Hingerichteten mit dem Heroismus

wahrer Märtyrer gestorben seien, fügt aber dann mit kaum glaublicher Verstocktheit hinzu, man dürfe nicht annehmen, dies sei wirklicher Heldenmut gewesen, man habe es vielmehr für sträfliche Lebensverachtung zu halten, welche ohne Zweifel die ewige Verdammnis nach sich ziehen werde.

Die grausame Prozedur gegen die Angeklagten, sowohl in den Kerkern, wie bei der Hinrichtung, so schaudererregend sie auch ist, erscheint noch nicht so schrecklich, wie die Verhärtung und Erstickung alles menschlichen Gefühls, die sie im Volke zur Folge haben mußte. Da von Jugend auf jeder Spanier gelehrt wurde, die geringste Abweichung vom alleinseligmachenden Glauben sei der ärgste, todeswürdigste Frevel, Mitleid mit Dem, der ihn begangen, eine schwere Sünde, so eilte er natürlich, wenn ein gegenteiliger Gedanke, eine Regung des Erbarmens in ihm aufsteigen wollte, dieselbe in den geheimsten Winkel seiner Seele zurückzudrängen. Die Verbrennung von Juden, Mauren und Ketzern galt als eine geistliche Feier, heiliger als das Hochamt bei einem großen Kirchenfeste, und Denen, die demselben beiwohnten, wurde Sündenablaß verheißen. Wenn nun schon die Schauluft die rohe Menge heranlockte, so machte die religiöse Weihe, welche über solchen „Glaubenshandlungen" lag, daß auch die Gebildeten durch ihre Anwesenheit dabei ihre Frömmigkeit bethätigen wollten. Ueberdies war es gefährlich, sich davon fern zu halten; denn man konnte dadurch leicht in den Verdacht geraten, als hege man selbst heterodoxe Meinungen. Auch Diejenigen, die ursprünglich vielleicht freier dachten, deren Herz noch nicht jeder natürlichen Empfindung entfremdet war, wurden so in die Reihen der Fanatiker getrieben, und die Gewohnheit korrumpirte nach und nach ihr Denken und Fühlen. So kam es, daß die Inquisition von allen Spaniern als ein hochheiliges Institut gepriesen wurde, daß ein Jeder sich beeiferte, ihm bei seinem Verfahren allen möglichen Vorschub zu

leiſten, und daß auch die geringſte Stellung bei dieſem Gericht als ein ehrenvolles Amt angeſehen und allgemein begehrt war. Mitglieder der älteſten und ſtolzeſten Adelsgeſchlechter von Caſtilien ſchätzten ſich glücklich, Familiaren des heiligen Offiziums zu werden und als Solche Handlangerdienſte bei demſelben zu thun. Wer die ſpaniſche Literatur kennt, der weiß, daß nicht leicht in ihr ſich irgend ein Werk findet, welches nicht direkte oder indirekte Lobeserhebungen der Inquiſition enthielte. Selbſt bei Cervantes, deſſen Geiſt doch gewiß ein edler und zugleich klarer war, ſtoßen wir auf derartige Aeußerungen, wie, wenn er die unheilvolle und empörende Vertreibung der Moriſken nicht nur rechtfertigt, ſondern in hohem Grade rühmt. Bei Lope de Vega, der ſelbſt Familiar der Inquiſition war, bei Calderon, Tirſo und anderen Dramatikern überraſchen uns häufig ähnliche Auslaſſungen, und das um ſo mehr, als ſich anderwärts in ihren Dichtungen viele Stellen finden, die von einem milden und weichen Herzen diktirt ſind und unſer inniges Mitgefühl für die Leiden der uns von ihnen vorgeführten Perſonen in Anſpruch nehmen. Hier und da mögen nun jene Enkomien der Inquiſition als captationes benevolentiae anzuſehen ſein; und da die Zenſoren der Bücher meiſtens Mitglieder des heiligen Gerichts waren, mögen ihnen ſolche Brocken hingeworfen worden ſein, um ſie zur Nachſicht gegen andere Stellen zu ſtimmen. Indeſſen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß man dieſe Annahme nicht zu weit ausdehnen darf, und daß die großen ſpaniſchen Dichter und Schriftſteller des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts ſämmtlich von höchſter religiöſer Befangenheit waren und äußerſte Strenge gegen Andersgläubige als eine heilige Pflicht jedes Katholiken anſahen. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß, wenn ich Zeitgenoſſe Calderon's geweſen wäre und er aus meinem Munde eine verdächtige Aeußerung über die heilige Dreieinigkeit gehört hätte, er ſich durch ſein

Gewissen verpflichtet gefühlt haben würde, mich beim Glaubensgericht anzugeben. Der wegen seiner Frömmigkeit bekannte Murillo, der auf seinen Gemälden die Mutter- und die Kindesliebe so zart und ergreifend zu schildern weiß, hat doch sicher den Autos de Fe in Sevilla mit inbrünstiger Andacht beigewohnt und kein Mitleid gefühlt, wenn andalusische Weiber als Anhängerinnen des mosaischen Glaubens vor seinen Augen verbrannt und so ihren hilflosen Kindern entrissen wurden. Im ganzen spanischen Volke war die Inquisition ein höchst populäres Institut; und sie blieb dies bei der großen Masse desselben noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein, als hellere Köpfe das Verderbliche desselben längst einzusehen begonnen hatten. Der treffliche König Karl III. und seine einsichtigen Minister hegten ernstlich die Absicht, das heilige Offizium aufzuheben; allein sobald sie sich anschickten, ihre Intention ins Werk zu setzen, zeigte sich eine allgemeine Aufregung in der Nation, daß ihr die teure Anstalt genommen werden sollte. Die Regierung mußte sogar eine Revolution befürchten und gab deshalb ihren Plan auf. Diesen Fall sollten sich Diejenigen zu Gemüte führen, welche stets den Nationalwillen so hoch preisen und die öffentliche Meinung als unfehlbar hinstellen. Ihnen gegenüber muß konstatirt werden, daß die damalige Regierung von Spanien aufgeklärt und liberal war, an der Ausführung ihrer projektirten Reformen aber durch die öffentliche Meinung behindert wurde, welche die Aufrechthaltung des heiligen Gerichts verlangte.

Im Obigen ist die Abscheulichkeit der spanischen Inquisition gewiß auf keine Weise beschönigt worden. Dennoch muß ich nach allem Gesagten hinzufügen, daß die vielverbreitete Vorstellung, als sei dieselbe eine Ausgeburt von Intoleranz und fanatischem Wahn, wie in keinem andern Lande Europas eine ähnliche zum Vorschein gekommen, ganz unbegründet ist.

Dieſe Vorſtellung hat ſich zu einer Zeit gebildet, als die meiſten Regierungen in heftiger Feindſchaft mit Spanien ſtanden, und es ihnen daher erſprießlich war, auch den Haß ihrer Völker gegen dieſen mächtigen Staat zu erregen und zu nähren. Religiöſe Duldſamkeit gehörte ebenſowenig zu ihren Maximen, wie zu denen eines Philipp II. Wenn die päpſtliche Inquiſition, die mit Folterwerkzeugen und Scheiterhaufen doch recht behend umzugehen wußte, ſich feindſelig gegen das ſpaniſche Glaubensgericht geberdete, ſo geſchah dies aus Brodneid, indem ſie ſich ein Monopol für Verbrennung Heterodoxer zuſchrieb. Mag auch die Zahl der von ihr vorgenommenen Exekutionen nicht eine ganz ſo große ſein, ſo iſt doch die Menge Derer, welche ſie in ihren Kerkern eines martervollen Todes hat ſterben laſſen, jedenfalls eine ſehr bedeutende; überdies wiegt die Hinrichtung eines Savonarola, eines Giordano Bruno allein für Hunderte. Man muß jedoch gerecht ſein und zugeben, daß die römiſchen Juden noch nicht zum Holzſtoße verdammt wurden, wenn ſie ſich des Schweinefleiſches enthielten oder wenn man ſie beim Leſen des Talmud ertappte, daß ſie vielmehr die Erlaubnis zu beidem durch Zahlung einer jährlichen großen Geldſumme an die Kurie erkaufen und eine elende Exiſtenz in ihrem Ghetto ſo lange friſten durften, bis chriſtliche Pöbelhaufen ſie überfielen, ihre Häuſer ausplünderten, verbrannten und ſie ſelbſt ſammt ihren Weibern und Kindern in den Flammen umkommen ließen. Aehnlich war die Situation der Jünger des Moſes in faſt allen Ländern Europas, und kaum eine größere Stadt der Chriſtenheit gibt es, die ſich nicht wiederholt mit maſſenhaften Judenmorden befleckt hätte. In Frankreich hatten die geiſtlichen Gerichte Jahrhunderte hindurch vollauf mit Prozeſſen gegen die mit verſchiedenen Namen bezeichneten, von der allgemeinen Kirche abweichenden Sekten zu thun, und öffentliche Hinrichtungen von ſogenannten Ketzern wurden mit feſtlichem Gepränge vollzogen. In Paris verherrlichten die Könige mit

ihrem ganzen Hofstaat dieselben durch ihre Gegenwart, und die Prozeduren dabei übertrafen die in Spanien üblichen noch an Grausamkeit, indem sinnreiche Einrichtungen getroffen waren, wodurch die Todesqual der Unglücklichen möglichst verlängert wurde. Nimmt man nun die in den Religionskriegen von der Albigenserverfolgung bis zu dem Aufstand in den Sevennen Hingeschlachteten, die in der einzigen Bartholomäusnacht Gefallenen hinzu, so ergibt sich, obgleich sichere Feststellungen über die Menge der Schlachtopfer sich nicht machen lassen, daß die Glaubenswut in Frankreich zum mindesten ebenso heftig gerast hat, wie jenseits der Pyrenäen. Daß dies auch in Deutschland und England der Fall gewesen, namentlich wenn man die in genannten Ländern in unerhörter Ausdehnung geführten Hexenprozesse hinzunimmt, ist bekannt genug und rechtfertigt es gewiß, wenn ich behaupte, daß deren Bewohner, bei denen aus gleichen Motiven gleiche oder schlimmere Greuel verübt worden sind, kein Recht haben, auf die spanische einen Stein zu werfen. Es ist doch gar zu wohlfeil, einen Andern als von finsterem Wahn beherrscht, als Ausbund von Intoleranz hinzustellen, sich selbst dagegen unter Verschweigung aller, das Gegenteil darthuenden himmelschreienden Thatsachen für Muster von Aufklärung und Duldsamkeit auszugeben. Wie die genannten Völker, so haben auch die verschiedenen christlichen Konfessionen, die sich von der katholischen Kirche lossagten, hierzu kein Recht. Nur so lange sie schwach waren, konnten sie den Schein der Toleranz um sich verbreiten; sobald sie zur Macht gelangten, wurden die früher Verfolgten selbst zu Verfolgern Andersgläubiger, oft wegen ganz geringfügiger Abweichungen im Dogma. Die Geschichte der Reformation zeigt dies auf allen ihren Blättern. Daß aber die reinste und edelste Religion, die je auf Erden verkündet worden, ihren Weg durch die Jahrhunderte mit mehr Blut befleckt hat, als irgend eine andere, ist tief niederbeugend. In wessen Herz je die Worte gedrungen

sind, die Christus wirklich gesprochen, wer je die Göttlichkeit des echten Evangeliums empfunden hat, der wird entrüstet die Anklage zurückweisen, dasselbe trage irgend Schuld an solchen Missethaten. Wäre Christi Lehre der Sanftmut und himmlischen Milde zur Herrschaft gelangt, sie hätte ein seliges Reich der Liebe und des Friedens auf Erden gestiftet. Aber schon früh, und fast bei Lebzeiten ihres Urhebers, erhielt diese ursprüngliche Lehre vielfach verzerrende Zusätze, und im Laufe der Jahrhunderte haben sich die letzteren fort und fort gemehrt. Man muß daher stets das Evangelium aufs strengste von dem kirchlichen Christentum scheiden. Jenes in seiner reinen Gestalt konnte einzig Segnungen auf Erden verbreiten; dieses hat durch die Menschensatzungen und Wahngebilde, die sein göttliches Licht fast ersticken, unsägliches Unheil über die Menschheit gebracht. Die Lehre, daß nur durch den Glauben an gewisse Dogmen die ewige Seligkeit zu erwerben sei, diese, dem Geist Christi widerstreitende, aber allen christlichen Konfessionen eigene Lehre trägt den Keim der Verfolgungssucht und Unduldsamkeit in sich. Denn sobald man sie annimmt, muß man auch Leugnung der Dogmen, ja selbst irrtümliche Auffassung derselben für die schwerste Sünde halten. In diesem Falle ist man nur konsequent, wenn man die Leugner und Irrlehrer, deren Doktrinen das Seelenheil aller Uebrigen gefährden, aus dem Wege schafft; ja es wird für die Frommen zur heiligen Pflicht, dies zu thun und selbst vor den grausamsten Mitteln nicht zurückzuschrecken, um die Rechtgläubigen vor der Verführung zu ketzerischen Meinungen und somit vor der ewigen Verdammnis zu schützen. Der Satz, daß es besser sei, einen Irrenden zu opfern, als daß er Hunderttausende mit sich ins Verderben reiße, ist denn auch oft genug von den Ketzerverfolgern angeführt worden. Dieselben haben sich sogar für ihr Verfahren direkt auf Stellen des Neuen Testaments berufen. Es ist bedauerlich, Aussprüche, durch welche

unzweifelhaft die Verfolgungswut geistlicher Gerichte und deren Scheiterhaufen geschürt worden sind, wirklich in einem Buche zu finden, welches so viel Seelenerhebendes enthält. Diese Stellen sind jedoch, wenn das Verderbliche derselben nicht bloß in einer rohen, wörtlichen Auffassung des bildlichen Sinnes liegt, Einschiebsel, durch die zum Teil schon in apostolischer Zeit der reine Born des Evangeliums getrübt worden ist; und Diejenigen, von denen sie ausgegangen, haben die schwerste Schuld, die überhaupt auf Erden begangen werden kann, auf sich geladen, jene, von welcher Jesus gesagt, sie sei die einzige, die nie vergeben werden könne. Denn das Evangelium, das wie milder Himmelstau alle Menschen erquicken sollte, haben sie zum Gluthauch der Wüste verwandelt, in dem alles Leben verdorrt, den heiligsten aller Namen gemißbraucht und geschändet, das Christentum zu einer Religion umgewandelt, die der mexikanischen mit ihrem Menschenopferkultus an Abscheulichkeit nichts nachgibt — und das ist die Sünde wider den heiligen Geist.

43.

Gibraltar, Ende April 1868.

In vorgeschichtlicher Zeit war unstreitig die südliche Spitze von Spanien mit dem Nordende von Afrika verbunden, und erst spätere Naturereignisse haben die beiden Weltteile auseinander gerissen, so daß nun zwischen ihnen der Ozean und das Mittelmeer ineinander fluten. Wenn man über die schmale Erdzunge, welche den Felsen von Gibraltar mit Spanien verbindet, eine Strecke landeinwärts geht, empfängt man an solchen Tagen, wo die afrikanische Küste besonders deutlich sichtbar wird, bei einem Blick nach Süden noch heute den Eindruck, als ob die zwei Weltteile mit einander

zuſammenhingen. Kommt man auf einen erhöhten Punkt, oder kehrt man in die Stadt zurück, ſo verſchwindet natürlich dieſe Täuſchung wieder; jedoch zur Zeit der arabiſchen Herrſchaft ſchien, wenngleich ſchon damals das Meer zwiſchen den Säulen des Herkules hindurchflutete, der vorhiſtoriſche Zuſtand noch immer fortzudauern. Seit Tarik, der kühne Feldherr des Chalifen Walid, zuerſt die Fahne des Propheten auf den Felſen von Calpe pflanzte, und dieſer nach ihm benannt wurde (ein zweiter Name, den ihm die Araber beilegten, war Dſchebel Feth, das heißt der Berg der Eroberung oder des Sieges), glichen Andaluſien und Afrika an dieſer Stelle einem ungetrennten Kontinent, oder es ſchien wenigſtens von der ſüdlichen Heraklesſäule Abila nach der nördlichen eine Brücke geſpannt zu ſein, auf welcher die Heere der Muhammedaner unaufhörlich hinüberſtrömten. Sieben Jahrhunderte hindurch war Gibraltar das große Bollwerk, Arſenal und Vorratshaus des Islam, ebenſo wie Rhodos und ſpäter Malta, im Norden auch Marienburg, dies für das Chriſtentum waren. Der ganze Felſen, ſchon von der Natur zu einem mit Zinnen, Türmen und Wällen verſehenen Kaſtell gebildet, ſtrotzte von Feſtungswerken und Munitionshäuſern, und wenn neue Kriegsheere landeten, um das Halbmondbanner weiter nach Norden zu tragen, fanden ſie hier nicht nur einen ſicheren Stützpunkt, ſondern auch alles Rüſtzeug für ihren Kampf gegen die Götzendiener, wie ſie die Chriſten mit heiligem Abſcheu nannten. War das eine Heer nordwärts aufgebrochen, ſo folgten ihm andere in unaufhörlicher Reihe, um es auf ſeinen Siegeszügen zu unterſtützen. Man denkt jetzt kaum daran, welche ungeheure Ausdehnung die Herrſchaft der Muhammedaner im achten und neunten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung erreichte. In der Schlacht von Tours ſetzte Karl Martell ihrem ſtürmiſchen Andrang zuerſt ein Ziel; aber da der Ausfall der Schlachten ſo oft von zufälligen Umſtänden abhängt, wie leicht hätte es

geſchehen können, daß dieſe Bekenner des Koran über die niedergeworfenen Heere der Chriſten hinweg bis nach Paris vorgedrungen wären und dann weiter nahezu ganz Europa unterworfen hätten. Indeſſen auch nach jener Niederlage behaupteten die Araber noch längere Zeit hindurch nicht allein die ganze pyrenäiſche Halbinſel, ſondern ſogar einen beträchtlichen Teil des ſüdlichen Frankreichs; und ſelbſt noch ſpäter, als die Chriſten wieder das nördliche Spanien erobert hatten, blieben doch noch jahrhundertelang die Muhammedaner im Beſitz weiter Länderſtrecken auf europäiſchem Boden. Ja über das Mittelmeer hatten ſie nahezu eine größere Gewalt als die Chriſten, indem ihre Flotten es von Spanien, Sicilien und der Nordküſte Afrikas aus beherrſchten. Nach der Vertreibung der Sarazenen aus Sicilien und dem Vordringen der chriſtlichen Waffen bis an die Sierra Morena ſchien ſich die Herrſchaft des Islam in Europa dem Untergange zuzuneigen. Allein noch wiederholt folgten gewaltige Anſtürme muhammedaniſcher Heere gegen Norden, und erſt als in der ungeheuren Schlacht von Las Navas de Toloſa caſtilianiſche Tapferkeit die Eindringlinge zu Boden warf, konnte die Chriſtenheit ſich für geſichert halten, nicht unter das Joch eines fremden Glaubens gebeugt zu werden. Indeſſen ſo lange Gibraltar mit ſeinem faſt uneinnehmbaren Felſen in den Händen der Ungläubigen blieb, war die Sache der Letzteren doch noch nicht völlig verloren. Auch nachdem Ferdinand der Heilige das Kreuz auf die Moſcheen der andaluſiſchen Hauptſtädte Cordova und Sevilla gepflanzt hatte, behaupteten ſich die Muhammedaner in einem Teile des ſüdlichen Andaluſien — eine Zeit, in welcher die weinberühmte Stadt Xeres ihren Beinamen de la Frontera erhielt, weil ſie an der Grenze des Chriſtenlandes lag. Und die Gefahr war daher nicht beſeitigt, daß in Gibraltar neue glaubenstrunkene Scharen aus Afrika landeten und die verlorenen Gegenden wieder für den Islam

eroberten. Inzwiſchen war die Leichtigkeit, mit welcher wilde Horden aus dem dunklen Weltteil von Ceuta nach dem gegenüberliegenden Felſen herüberſetzen konnten und dort ſogleich einen feſten Haltepunkt fanden, ein Unglück für die ſpaniſchen Araber ſelbſt. Denn die unter ihnen aufblühende Kultur wurde mehrmals durch die rohen Volksſtämme zerſtört, die, aus Marokko und der Wüſte Sahara hervorgebrochen, ſich in zahlloſen Scharen über Spanien ergoſſen, um ſeine blühenden Gefilde zu verheeren, ſeine Städte in Aſche zu legen.

Der Kampf um Granada hat mit dem romantiſchen Intereſſe, das ſich an ihn knüpft, und durch ſeinen für die caſtilianiſchen Waffen ſo glorreichen Ausgang, einen zu blendenden Glanz verbreitet, als daß man viel an die zweihundertjährigen Kriege dächte, die noch nach Ferdinand dem Heiligen im ſüdweſtlichen Andaluſien zwiſchen Chriſten und Muhammedanern tobten. Nicht nur die caſtilianiſche Heldenjugend, ſondern auch unternehmende Ritter aus allen Ländern Europas ſtrömten hierher, um ihre Tapferkeit zu erproben und ſich eine Anwartſchaft auf das Himmelreich zu erſtreiten. Es war dies, nachdem die Kreuzzüge in dem Orient ihre Endſchaft erreicht hatten, eine neue Art heiligen Krieges, in dem man ſeine Sünden abbüßen konnte. In ganz Europa widerhallte der Ruhm der im Jahre 1344 erfolgten Eroberung von Algeſiras, und der engliſche Ritter im Prolog zu Chaucers Canterbury Tales wird vom Dichter darum geprieſen, daß er dieſe Stadt mitberannt habe. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts war Gibraltar in die Hände der Chriſten gefallen; aber nach einigen Dezennien entriſſen die Mauren es ihnen wieder, und es blieb nun noch mehr als ein Jahrhundert lang im Beſitz der letzteren, bis es unter Heinrich IV. von neuem erobert und definitiv mit der Krone von Caſtilien vereinigt wurde. Von nun an waren die Tage des Islam in Spanien gezählt, und bald fiel denn auch das letzte arabiſche Königreich. Doch

schon war der Christenheit im Osten ein neuer, weit furchtbarerer Feind erwachsen, und seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken konnte Europa jahrhundertelang keine Ruhe vor den vom Bosporus her gegen sein Festland wie seine Inseln gerichteten Kriegszügen eines Volkes finden, das mit den Arabern nur den Glauben gemeinsam hatte, allein durch den ganzen Abstand von ihnen getrennt war, welcher gesittete Nationen von Barbaren scheidet. Das Epithet „gesittet" kann freilich nur den eigentlichen Arabern beigelegt werden, welche bis ins elfte Jahrhundert unter der muhammedanischen Bevölkerung Spaniens vorherrschten. Die größtenteils aus Berbern bestehenden Rotten, die dann in Andalusien einfielen, mögen an Wildheit und Grausamkeit nicht hinter den Osmanen zurückgeblieben sein.

Der Enthusiasmus und der Opfermut, mit dem so viele hunderttausende von Bekennern des Koran sich oft gegen weit überlegene Feindesheere auf die Schlachtfelder gestürzt haben, erregt unstreitig Bewunderung. Mag auch von den Motiven, welche sie in den Kampf trieben, Beutegier nicht ausgeschlossen gewesen sein, so besteht doch kein Zweifel, daß Begeisterung für ihren Glauben das vorherrschende darunter war. Wenn man nun bedenkt, von welcher Beschaffenheit dieser Glaube war, wie derselbe hauptsächlich in der nichtssagenden Formel: „Es ist kein Gott außer Gott und Muhammed ist sein Prophet", sowie in der rohen Vorstellung bestand: die Gläubigen würden einst an fließenden Bächen, im Arme schöner Jungfrauen ruhen, so möchte man fast Mitleid für die Anhänger einer Religion fühlen, welche sich für eine solche Armseligkeit enthusiasmiren. Dennoch haben hohe Ideen, haben Recht und Freiheit nur selten Völker zu gleichem Heroismus entzündet. Auch heute glimmt in der ganzen islamitischen Welt noch der alte Funke des Fanatismus, und wenn der Dschihad oder heilige Krieg gepredigt würde, so könnte leicht die muhammedanische

Bevölkerung Afrika's, die jetzt unermeßlich viel größere Dimensionen angenommen, als sie im Mittelalter hatte, und sich ins Innerste dieses Weltteils hineinerstreckt, dadurch bis in ihre Tiefen aufgewühlt werden und sich, wie beim Einbruch der Muwahiden in Spanien, nach der Nordküste wälzen, um wie ein Gewittersturm sich über Europa zu entladen. Glücklicherweise würden ihnen aber jetzt in Gibraltar die Kanonen der Engländer entgegenstarren und ihnen zum mindesten hier die Landung unmöglich machen.

Wie der Felsen des Tarik als ein Grenzstein zwischen Mittelmeer und Ozean dasteht, so ist er auch nach beiden Seiten hin eine Wetterscheide. Nicht selten wenn dieser mit hohen Wogen stürmt und brandet, sieht man jenes in Spiegelglätte ruhen. Bisweilen auch breitet sich trübes Gewölk über den Scheitel des Berges hin und hängt in schweren Falten zur Seite wie in die Tiefe hinab. Man wandelt auf der östlichen Hälfte in grauem Nebel; schreitet man aber dann nach der anderen Seite hinüber, so trifft man einen lachenden blauen Himmel. Ich ersättigte mich nicht der Spaziergänge an diesem Felsen und habe oft ganze Tage dort zugebracht, bis die Nacht emporstieg und das Heer der Sterne von Osten heraufführte. Mehr unten sind herrliche Ruheplätze, wie geschaffen zum Sinnen und Träumen, Grotten, in denen selbst während der Mittagszeit kühlende Frische herrscht, Gartenbänke, über die sich Lauben von Lorbeer und Myrte wölben, und zu denen der Windhauch Düfte von Rosen- und Orangenblüten heranträgt. Aber erst, indem ich bald hier, bald dorthin streife, erschließen sich mir alle Herrlichkeiten dieses einzigen Felsens. Mit den hallenden und zischenden Wellen, die seinen Fuß umschäumen, den flatternden Möven um seine Stirn, den über ihn hinziehenden Lichtern und Schatten, dem leuchtenden Nebelgewölk, das sich bald hier, bald dort auf ihn hinlagert und im Sonnenstrahl mit kleinen Regenbogen schmückt, bietet

er ein ewig wechſelndes Schauſpiel dar. Stehe ich auf der Oſtſeite, ſo thut die griechiſche Mythenwelt ſich vor mir auf; unten ſchlingen Nereiden ihren Reigen in den Wellen, blaſen Tritonen in ihr Muſchelhorn und rufen die Bewohner der feuchten Tiefe zum Feſt. Weiter aber gewahrt mein Geiſt das Märchenreich der Odyſſee mit dem Palaſt und den prangenden Gärten des Alkinoos und dem Kap der Circe, wo die Zauberin, an ihrem Webſtuhl ſitzend, die Wanderer in ihr Schloß lockt, Göttertempel mit weißen Dorerſäulen auf ſteilen Klippen ragen, und Rauch der Altäre bei Hekatombenfeiern zum Himmel wallt. Doch nach wenigen Minuten, wenn mich der Fuß nach der Weſtſeite des Felſens hinüberträgt, breitet ſich der unendliche Ozean vor mir aus mit ſeinen beſegelten Schiffen, die ins Weite ſteuern, ſeinen ſturmumheulten Vorgebirgen, ſeinen friſchgrünenden Inſeln, die erſt eben aus der Flut geboren zu ſein ſcheinen, ſeinen neuen Weltteilen, deren Gipfel im Morgenſonnenſtrahle glänzen. Gibt es noch einen andern Berg, der gleiche Ausblicke gewährte? Und wenn ſich nun das Dunkel herabſenkt und das Rauſchen der Wellen leiſe im Nachtwind zu mir emporbringt, die Erde unter mir in Schlummer ſinkt, während nur der hohe Himmel mit ſeinen ewigen Sternen zu meinen Häupten wacht — welche Gefühle und Gedanken! Wende ich das Auge nach oben und laſſe es von den Gefährten unſerer Erde, dem Mars und Jupiter, an den nächſten Fixſternen vorbei von Weltſyſtem zu Weltſyſtem die Milchſtraße entlang bis zu den fernſten Nebelflecken gleiten, ſo ſage ich mir, wie der Menſch bald, nachdem er die Fahrt zu den Atlantiden gewagt, noch andere weit ungeheurere Entdeckungen gemacht hat, und dieſe Eine Betrachtung läßt mich nicht zweifeln, daß unſer Geſchlecht ſeit dem erſten Erwachen ſeines Geiſtes im Orient und bei den Griechen Rieſenſchritte gethan hat, daß es, dem Kindesalter entwachſen, mit kräftigem Jünglingsgang auf einer Bahn

emporschreitet, von der sich kaum ahnen läßt, zu welchen Gipfeln sie führen wird.

Ich habe, nachdem ich hier in geweihten Nächten des erhabenen Schauspiels genossen, den Schwur gethan, mich durch die Erwägung des mannigfaltigen Elends der Erde nie mehr von Kleinmut übermannen zu lassen. Freilich war es mir eben hier auch oft nahe gelegt, wieder in trübe Gedanken zurückzufallen. Sowohl bei Nacht, wenn die Mondesstrahlen unter mir auf den Wellen der Meeresenge tanzten und ihr zitterndes Licht mir drüben die Küste von Afrika in matten Umrissen zeigte, wie bei Tage, wenn die Sonne mir die ganze Pracht und Herrlichkeit der Schöpfung erschloß, beklemmte mir der Anblick des „dunklen Weltteils" das Herz. Welche Schrecken umschließt dieses unermeßliche Ländergebiet! Nur hier und da an seinen Ufern, besonders wo Europäer sich angesiedelt, hat die Kultur die ursprüngliche Roheit der Menschen einigermaßen bewältigt. Aber weiterhin in den grenzenlosen Erdstrichen, die er in seinem Schoße birgt, wetteifern die Bewohner in ihrer Wildheit und Grausamkeit mit den Schrecknissen der Natur, um ein furchtbares Bild herzustellen, vor dem wir, wenn es sich uns ganz enthüllte, den Blick entsetzt abwenden würden. Wir wissen von den endlosen Wüsten, wo alles Leben erstirbt und seit dem Beginn der Geschichte tausende von Karawanen in den glühenden Sandwogen begraben worden; von wilden Negerhorden, die, in ewigem Kampf begriffen, das Blut ihrer Feinde aus deren Schädeln zechen, und bei ihren Kriegszügen die Besiegten gräßlich verstümmelt auf dem Schlachtfelde liegen lassen, damit sie sich langsam verbluten; von Anderen, die so sehr alles menschlichen Gefühles bar sind, daß sie die wildesten Tiere, die doch ihre Jungen lieben, an Hartherzigkeit übertreffend, ihre Säuglinge als Köder in die Fallen legen, in welchen sie Löwen fangen wollen. Wir hören mit Grauen von den großen Mordfesten, bei denen einzelne Stämme Tausende ihren Götzen

opfern. Das jedoch sind nur die Greuel, die wirklich zu unserer Kunde gelangten; welche anderen mag der Weltteil noch in seinem verborgenen, vom Schleier des Geheimnisses bedeckten Innern verschließen? Und wird es je gelingen, die ursprüngliche Wildheit der Menschennatur in diesen Völkerrassen zu bezwingen? Das ist eine verhängnisvolle Frage, deren Verneinung einen finstern Schatten über unsere Hoffnungen auf die weiteren Fortschritte der Menschheit werfen müßte. Doch wird selbst der größte Optimist sie nicht zuversichtlich bejahen wollen. Sicher haben die jetzt höher gebildeten Völkerfamilien sich aus unteren Stufen entwickelt; auch ihre Vorfahren sind vielleicht Kannibalen gewesen, wie das die ältesten Sagen, zum Beispiel der Griechen, andeuten. Aber ihre Rassen hatten eine Bildungsfähigkeit. Diesen Afrikanern dagegen, wenn auch keineswegs allen unter ihnen, soll nach der Behauptung von Naturforschern eine solche Fähigkeit abgehen; sie sollen von einem Stumpfsinn sondergleichen, und jedem Gefühl von Mitleid, Dankbarkeit, Liebe unzugänglich sein. Wenn dies Wahrheit ist, so weiß ich das tief Niederschlagende, was darin liegt, nur durch den Gedanken zu mildern, wenn auch nicht völlig aufzuheben, daß ein Teil der Menschen, immer auf seine untere tierische Stufe gebannt, untergehen wird, wie schon so viele Rassen und Völker spurlos von der Erde verschwunden sind, so daß die bevorzugten Geschlechter, die sich aus einem niederen Zustande zu der Höhe emporgeschwungen haben, auf welcher wir sie heute sehen, auf ihrem weiteren Siegesgange kein Hemmnis mehr finden.

Ein anderer Gedanke, der bei dem Hinüberblicken nach der afrikanischen Küste mich ängstigte, war der an die Sklavenjagden, welche dort auf verschiedenen Punkten noch immer fortwähren, und den damit zusammenhängenden Sklavenhandel. Das in bester Absicht ergangene Verbot des letzteren scheint ihn nur noch schrecklicher gemacht zu haben. Denn da er

nun heimlich getrieben werden muß, packt man möglichst viele Unglückliche in den untersten engsten Raum der Schiffe zusammen, und wenn dringende Gefahr der Entdeckung vorhanden ist, versenken die erbarmungslosen Händler ihre Menschenware in das Meer. Ein englischer Marineoffizier, der mehrfach den atlantischen Ozean überschifft hat, erzählte mir, wie der Kapitän seiner Fregatte ein solches Sklavenschiff angehalten und es, nachdem er die Gefangenen in Freiheit gesetzt, nach einer der englischen Besitzungen mit sich fortgeschleppt habe. Die Details, die er davon gab, waren himmelschreiend. Die Sklaven, mehr als hundert an der Zahl, lagen in den Schiffskerkern in wirren Massen übereinander getürmt, viele Leichen zwischen den Lebenden. Noch tagelang, nachdem die Unglücklichen aus ihrem höllengleichen Zwinger aufs Verdeck gebracht waren, blieb unten in den Räumen, die sie verlassen, die Luft so verpestet und von so erstickender Dumpfheit, daß der Offizier sich darin kaum aufzuhalten vermochte. Mit den Jagden, durch welche die Sklavenfänger sich ihrer Beute bemächtigen, sind gleiche Greuel verbunden, und ich habe fürchterliche Erzählungen gehört, wie dabei die Dörfer in Brand gesteckt, Kinder den Eltern, Gatten ihren Weibern entrissen und unter unerhörten Mißhandlungen durch weite Wüsten und Länderstrecken an die Hafenplätze getrieben werden.

Der Felsen von Gibraltar ist in formidabler Weise befestigt und könnte noch verteidigt werden, wenn sein Fuß und die an ihm liegende Stadt in Feindeshand wäre. Denn überall starren aus den Oeffnungen des Gesteins Kanonenmündungen, und in dessen Innerem befinden sich weite Gänge, in denen ein kleines Heer Platz hat, und Magazine mit Proviant, der für einen langen Kampf ausreicht. Ich stimme immer freudig ein, wenn ich britische Matrosen oder Marinesoldaten das Lied „Rule Britannia“ singen höre. Da, als der selige Bundestag wieder seinen Sitz in der Eschenheimergasse einnahm, die schon

angeschafften Materialien zu einer deutschen Flotte öffentlich an den Meistbietenden versteigert worden sind und wir kaum Aussicht haben, daß eine solche so bald in See stechen werde, so sollten wir den Engländern bis dahin ihre Meerherrschaft von Herzen gönnen. Möge man auch über ihre Krämerpolitik spotten, möge bei derselben der Absatz ihrer Baumwolle eine große Rolle spielen, im Wesentlichen wird mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft doch die Humanität gefördert, und ich wünsche darum lebhaft, daß sie zunächst in Marokko Fuß faßten. Auch dieses Reich ist, wie ich mich auf meinem früheren Streifzug an dessen Küsten überzeugte und weiter aus manchen Berichten entnommen habe, noch die Heimat arger Barbarei, die freilich nur als ein schwaches Vorspiel zu derjenigen gelten kann, welche weiter im Innern von Afrika herrscht. Mögen die Briten es sich zur Aufgabe machen, von hier aus, sowie von den anderen Küstenpunkten her, die sie schon im Besitz haben, immer mehr vorzudringen, um das Reich des Bösen, das in jenem Weltteil seinen Sitz aufgeschlagen hat, zu bekämpfen: die Menschheit wird ihnen zujauchzen!

44.

Damaskus, im Februar 1870.

Den Orientalen gilt Damaskus und seine Umgebung als ein irdisches Paradies. Seit Alters her haben sich die arabischen Schriftsteller und Dichter in enthusiastischen Lobeserhebungen des grünenden und blühenden Thals am Fuße des Antilibanon ergossen, in dessen Mitte die ehemalige Hauptstadt der ersten Nachfolger Muhammed's liegt. Als nach dem Sturze der Omajjaden ihre Besieger, die Abbassiden, den Sitz des Chalifats nach Bagdad verlegten, sehnten sich die Sänger des neuen Hofes von den anfänglich öden, erst nach und nach

durch Gartenanlagen verschönten Ufern des Tigris und aus der dort herrschenden, fast unerträglichen Sommerglut nach ihrem, durch kühle Bergwinde erfrischten früheren Aufenthalt und seinem schattigen Baumdickicht zurück und gaben diesem Gefühl in ihren Versen Ausdruck. So hat Damaskus den Ruf einer unvergleichlich gelegenen Stadt, eines wahren Eden in der arabischen Poesie behauptet, und aus ihr ist dieser Ruf in den Volksmund übergegangen. Auch als das Chalifat sich in den fernen Westen ausgedehnt hatte und dort Gegenden von weit höherer Naturschönheit in Besitz nahm, trugen die Ansiedler des neuen Landes diese Vorstellung mit sich hinüber und vererbten sie auf ihre Nachkommen, so daß die Bewohner des herrlichen Cintra, des prächtig gelegenen Granada doch noch immer von der syrischen Stadt als von einer weitaus schöneren träumten. Um zu begreifen, wie letztere einen solchen Ruf erhalten, muß man denken, daß dieselbe am Saum der trostlosen, weitgedehnten Wüste liegt, und daß für diejenigen, die vom Euphrat her wochenlang durch die öden, wasserlosen Sandstrecken gezogen sind, die reiche Vegetation, die Menge der durch Gärten und Wiesen hinrauschenden Bäche in der Ghauta oder Ebene von Damaskus einen entzückenden Eindruck machen muß. Der Europäer, der von der entgegengesetzten Seite, vom Meer her und mit hochgespannter Erwartung kommt, wird einigermaßen enttäuscht sein. Ich finde die Gegend freundlich, durch sorgfältige Kultur des Bodens und durch die vielen Fruchtbaumpflanzungen ansprechend, auch durch die nahen Hügel nicht ohne malerischen Reiz. Allein sie blieb doch schon, als ich das erste Mal hierher kam, hinter dem Bilde zurück, das ich mir nach den Schilderungen der Araber von ihr entworfen. Dichter sind, wie ein Sprichwort lautet, Betrüger, und es ist nicht rätlich, sich auf sie zu verlassen. Wenn wir die von Hafis so viel gerühmten Rosengärten von Schiras besuchten, würden wir sie auch vielleicht nicht so reizend

finden, wie wir gedacht, und wer weiß, ob uns der gefeierte Schiraswein nicht geringer bedünkte, als der Grüneberger.

Ich mache an jedem Morgen einen Ritt durch die Ghauta, die eben jetzt im ersten Frühlingsgrün und mit den weißen Blüten zahlloser Obstbäume prangt. Dann begebe ich mich in einen hübschgelegenen öffentlichen Garten am Flusse Barada, um Kaffee zu trinken und, wenn ich auch kein eigentlicher Raucher bin, ein paar Züge aus einer Wasserpfeife zu thun. Hierauf beginnen meine Wanderungen durch die Stadt, die ebenso wie ihre Bevölkerung echt morgenländischen Charakter an sich trägt. Es ist ein ungeheures Labyrinth von Gassen, und ich würde mich ohne einen Führer nicht zurechtfinden können. Durch sie hin wogt vom Morgen bis zum Abend ein unabsehbares Menschengewühl, besonders in den Bazaren und auf den Märkten, und das Rufen der Landleute, die ihre zur Stadt gebrachten Früchte und Gemüse zum Kauf ausbieten, betäubt in der Frühe die Ohren. Ein gleicher Lärm scholl mir aus den Höfen verschiedener Häuser entgegen, in denen Koranschule gehalten wurde, und wo zahlreiche Kinder, mit untergeschlagenen Füßen auf Strohmatten am Boden sitzend, die Suren des heiligen Buches auswendig lernten. Es geschieht dies, indem sie unaufhörlich, halb singend, halb sprechend, in einem gewissen Takt die Worte wiederholen. Man begreift, da mit solchem Korangeplapper schon in zartester Jugend angefangen wird und dies die Grundlage der muhammedanischen Erziehung ausmacht, wie so bei den Anhängern des Islam schon früh jene Gehirnlähmung eintritt, von welcher Schopenhauer behauptet, sie mache allein erklärlich, daß die Bekenner der verschiedenen Religionen so unverbrüchlich an den ihnen frühe beigebrachten Dogmen festhalten. Die Trachten sind äußerst bunt und zum Teil pittoresk; man begegnet dem europäischen Kostüm weit seltener als in Kairo, und schon dies macht jeden Gang durch die Straßen interessant. Ich

sah zwischen Beduinen der Wüste, gravitätisch daherschreitenden Arabern mit Turban und langem Kaftan und verschleierten Frauen, mehrmals völlig nackte sogenannte Heilige, die vom Volke hoch verehrt werden. Sie sollen selbst im Winter, der hier wegen der Nähe des Gebirges recht kalt ist, in dieser adamitischen Tracht verharren.

Das von einem Griechen gehaltene Gasthaus, wo ich wohne, hat einen inneren Hof mit einem Wasserbecken und bietet deshalb einen angenehmen Aufenthalt, welcher mir im Kleinen eine Vorstellung der Wonnen gewährt, deren die normannischen Herrscher in ihren sarazenischen Schlössern genossen. Privathäuser mit ähnlicher Einrichtung und mit marmoreingefaßten Wasserbehältern, die hier, wie das Mare Dolce zu Palermo, Bahar oder Meere genannt werden, gibt es in der Stadt sehr viele. An merkwürdigen Bauwerken hat sonst Damaskus eben keinen Reichtum. Die große Moschee ist in der ganzen muhammedanischen Welt berühmt und gilt nach der von Mekka für die heiligste des Islam; allein das ursprüngliche Gebäude, das als Weltwunder gepriesen wurde, ist — es läßt sich schwer sagen, ob in allen seinen Teilen und wie weit — von dem Weltdurchstürmer Timur zerstört worden, und das an seine Stelle getretene steht jedenfalls bedeutend hinter ihm zurück. Bis vor einigen Jahren war der Eintritt in diese Moschee den Ungläubigen aufs strengste verboten, und als ich mich das erste Mal in Damaskus befand, warf ich von ferneher oft verlangende Blicke nach dem Heiligtum und brütete sogar verwegene Pläne, um mir in Verkleidung den Eintritt zu ermöglichen. Glücklicherweise hielten mich die Vorstellungen eines Mitreisenden von diesem Wagnis ab, das jedenfalls mit Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Es soll für Den, der nicht von Kindheit auf die religiösen Gebräuche der Moslimen geübt hat, völlig unmöglich sein, dieselben so zu erlernen, daß er nicht augenblicklich erkannt

würde. Sogar die Art, wie sie den Turban schlingen, geschweige denn die verschiedenen Stellungen bei den Gebeten würde der Nichtmuhammedaner kaum je vollkommen täuschend nachahmen können. Der jetzt hier residirende englische Konsul Burke, wohl der einzige Europäer, der in unserem Jahrhundert die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht, hatte das Nötige schon in früher Jugend in Indien gelernt und war doch mehrfach der Gefahr ausgesetzt, entlarvt zu werden. Was die Sprache anlangt, so ist hier wegen der außerordentlichen Verschiedenheit der Dialekte die Schwierigkeit nicht gleich groß; das klassische Arabisch ist todt oder lebt höchstens noch unter einigen Beduinenstämmen in der Nähe von Mekka. Die in Marokko, Algier, Aegypten und Syrien gesprochenen Mundarten aber unterscheiden sich so erstaunlich von einander, daß die Bewohner jener Gegenden sich gegenseitig nur mit Mühe verstehen. Wenn daher ein Europäer auch nur unvollkommen arabisch spricht, so können die Eingeborenen immer glauben, er sei aus einer entlegenen Provinz. — Was ich damals vergebens gewünscht, sollte ich jetzt mit leichter Mühe erreichen. Weniger dem Erlöschen des Fanatismus unter den Muhammedanern, als der bestrickenden Macht der von reisenden Engländern bezahlten Trinkgelder an die Aufseher ist es gelungen, die Thore der Moschee auch den Christenhunden zu öffnen. So trat ich denn, begleitet von mehreren Kawassen des preußischen Konsulats, allerdings verfolgt von den grimmigen Blicken einiger Glaubenseiferer, durch den geräumigen, blumengeschmückten Vorhof in das Heiligtum. Ich erfuhr auch hier, wie bei so manchen anderen Gelegenheiten, daß allzu gespannte Erwartungen vom Uebel seien. In arabischen Schriftstellern hatte ich Schilderungen gelesen, welche diesen Bau als ein Wunderwerk darstellten. Wie sollte die Wirklichkeit ihr entsprechen! Ich kann nur annehmen, daß das ältere Gebäude vor Timur's Zerstörung, sowie seine berühmte „Adlerkuppel" ungleich groß-

artiger gewesen, als was ich vor mir sah. Mit der jetzigen Kathedrale von Cordova, die einst ein Tempel des Islam war, kann gar kein Vergleich stattfinden. Die orientalische Phantasie früherer Zeiten hat diese Moschee mit einem märchenhaften Schimmer umgeben. Aeltere Autoren erzählen zum Beispiel, Moses verrichte noch jeden Morgen in ihr seine Andacht; auch werde Allah darin noch einige Monate lang nach dem Untergang der Welt verehrt werden. Solche Vorstellungen würden zu dem geheimnisvollen Halbdunkel stimmen, das unter dem von neunhundert Säulen getragenen Dach der Omajjadenmoschee am Guadalquivir herrscht, und in welche der phantastisch geschmückte Mihrab mit zauberhaftem Glanze hineinschaut, nicht aber zu der Nüchternheit, die im Innern dieser vier Wände waltet. Am interessantesten war mir eine charakteristische Scene, deren Zeuge ich wurde. An einer Säule stand, umgeben von einer zahlreichen Zuhörerschaft, ein Scheich, der mit lebhaften Gestikulationen einen Vortrag hielt. Wie mein Führer sagte, war es kein Geistlicher, sondern ein Mann aus dem Volke, der den Andächtigen erbauliche Predigten vortrug und dafür Geld einsammelte. Das erinnerte mich sogleich an den alten Abu Seid von Serug, den Helden von Hariri's Makamen. Solche Landstreicher und Gelehrte zu gleicher Zeit scheinen sich, wenn auch in starker Dekadenz begriffen, im Orient bis auf unsere Tage erhalten zu haben. Wer weiß, ob dieser Scheich nicht gleich dem des Hariri, nachdem er am Morgen die Gläubigen durch seine Reden zu frommer Inbrunst entflammt, sich am Abend in Weinkneipen oder liederlichen Häusern umhertrieb, ob er nicht in vielfachen Verwandlungen vagabundirte und bald, um seinen Lebensunterhalt zu fristen, als Arzt, bald als Rechtsanwalt, als Ausleger des Koran, als Grammatiker oder als Bettler auftrat. Für solches Metier bieten diese Länder noch immer das Lokal; ich selbst würde, wenn ich nur die Geschicklichkeit dazu besessen hätte, auf meinen

Reisen Gelegenheit gehabt haben, eine ähnliche Rolle wie Abu Seid zu spielen. In den kleineren Städten Syriens und Kleinasiens herrscht unter dem Volk die Vorstellung, jeder Europäer sei ein Tausendkünstler, besonders aber verstehe er die Arzneikunde. So wurde ich mehrmals bei meiner Ankunft in den Nachtquartieren von Kranken umringt, die stürmisch Medizin von mir begehrten. Ich half mir dann dadurch aus der Not, daß ich den Patienten Seydlitzpulver reichte, die sie begierig einnahmen und wonach sie mir gewöhnlich versicherten, das Mittel habe eine große Besserung ihres Leidens bewirkt. Freilich, auf die anderen Künste des Alten von Serug konnte ich mich nicht einlassen.

Nach dem Besuch der Moschee bestieg ich noch die große Minaret und genoß von oben die Aussicht über die weitgedehnte Stadt und ihre grünende Umgebung. Als ich, in den Anblick versenkt, mich an die Brüstung lehnte, wurde ich auf einmal durch die Donnerstimme des Muezzin erschreckt, der neben mir stand und so laut, daß ich mehr das Gebrüll eines Ochsen, als einen menschlichen Ruf zu vernehmen glaubte, in die Welt hinauskündete, es sei kein Gott außer Allah und Muhammed sei sein Prophet. Der Gebetausrufer war von riesiger Statur, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mich einen Augenblick Angst ergriff, er könne mich Ungläubigen, der ich dort oben ganz in seine Gewalt gegeben war (denn auch mein Führer war ein Moslem) mit seiner riesigen Faust packen und zu Ehren seines Gottes in die Tiefe schleudern. Ganz beruhigt fühlte ich mich erst, als ich den Turm verlassen und unten wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte.

Unlängst ritt ich Nachmittags auf eine Wiese in der Nähe der Stadt, um dem Dscherrid oder Lanzenstechen, dem Lieblingsspiele der Araber, zuzuschauen. Es ist dies, so oft ich es auch schon gesehen, wegen der pittoresken Trachten der

Reiter und ihrer Geschicklichkeit sowohl im Tummeln der wilden Rosse, als in der Handhabung der langen Speere ein hübsches Schauspiel. Zu Seiten eines niederen Steinsitzes, auf dem ich Platz genommen, saßen viele Zuschauer nach Landesart mit untergeschlagenen Füßen. Unfern von mir bemerkte ich einen Jüngling in Beduinentracht, der, in sich versunken, dasaß und kaum einen Blick nach den Reitern hinwarf. Die Schönheit seiner Gesichtszüge und seiner großen schwarzen Augen zog meine Aufmerksamkeit auf sich, und als ich dann meinen Führer zu ihm hintreten und mehrmals Worte an ihn richten gesehen hatte, auf die er kaum Antwort erteilte, erfuhr ich, den jungen Menschen hätten seine Verwandten zum Dscherrid geführt, um ihn in seinem Trübsinn zu zerstreuen, da er vor unglücklicher Liebe medschnun, das heißt von Sinnen sei, und man fürchte, daß er seinem Grame erliegen werde. Das Geschlecht, zu welchem der durch seine Liebe für Leila in Raserei verfallene Wüstensohn Medschnun gehörte, ist also noch nicht ausgestorben. Wenn dieses unglückliche Paar besonders von den persischen Poeten gefeiert worden ist, so haben die arabischen Schriftsteller uns die Namen und Schicksale vieler anderen Verliebten aufbewahrt, die infolge ihrer Leidenschaft in Wahnsinn verfallen oder den Tod gefunden. Es gibt verschiedene eigene Werke, die sich nur mit diesem Thema beschäftigen. Ich dachte, wie ich den schmachtenden und so schwärmerisch vor sich hinblickenden Jüngling neben mir betrachtete, an den berühmten Stamm der Beni Usra, von denen das Sprichwort ging, daß sie stürben, wenn sie liebten. Das bei uns mit so vielem Beifall aufgenommene Gedicht von Heine, der Asra, ist nicht viel mehr, als die Versifizirung einer Anekdote, die er in dem Buche seines Freundes Stendhal, „De l'amour“, gefunden hatte; allerdings hat Heine die spezielle Situation ersonnen. In deutschen Journalen sind vielfach Hypothesen aufgestellt worden, welchem Volke der

Stamm Asra oder richtiger Usra angehöre, und man hat ihn meistens bei den Hebräern gesucht. Wenn man darüber einen Orientalisten befragt hätte, so würde dieser leicht Auskunft erteilt haben; denn in Kosegarten's Chrestomathie, die fast jeder im Beginne seiner arabischen Studien liest, befindet sich ein langer und sehr interessanter Abschnitt über die Verliebtheit der Usra, und ebendort steht auch die Anekdote, welche Stendhal der Mitteilung eines gelehrten Freundes verdankt.

Da ich bei meinen Reisen gewöhnlich Bücher in der Sprache des jedesmal besuchten Landes zur Lektüre wähle, so habe ich hier die genannte Chrestomathie von neuem durchlesen und mich an ihrem reichen Inhalte erfreut. Sie führt uns so lebendig in den Geist und in das Leben der Araber ein, wie wenig andere Bücher, und verdiente deshalb eine Uebersetzung. Man preist oft die Blüte der orientalischen Studien in unserer Zeit, und es ist nicht zu leugnen, daß sich viele tüchtige Kräfte denselben mit Eifer widmen. Leider jedoch geschieht viel zu wenig, um die Kenntnis der morgenländischen Literatur in weitere Kreise zu verbreiten; vielmehr betreiben die meisten unserer Orientalisten ihr Fach als eine Art von Geheimwissenschaft. Die Herausgabe arabischer Texte, deren sie uns so viele geschenkt haben und fortwährend schenken, würde doppelt und dreifach dankenswert sein, wenn sie dieselben mit einer Uebersetzung begleiteten. Denn ohne diese können die Werke nur von sehr Wenigen benützt werden. Fast keiner unserer Historiker versteht Arabisch, und gerade für die Geschichte des Mittelalters sind die Masudi, Tabari, Ibn al Athir von höchster Wichtigkeit. Eine dem Text beigefügte Uebersetzung würde zugleich eine sehr wünschenswerte Kontrole darüber liefern, ob der Herausgeber sein Original wirklich verstanden. In manchen der neueren Editionen arabischer Werke habe ich Stellen gefunden, die mir heillos korrumpirt schienen, und in Betreff deren auch berühmte Gelehrte mir den Bescheid gaben,

ſie vermöchten keinen Sinn darin zu entdecken, und deshalb hielten ſie den Wortlaut für verderbt. In dieſen Fällen hätten die Herausgeber, wenn ſie nicht aus anderen Manuſkripten eine Emendation beibringen konnten, zum mindeſten auf die Korruption aufmerkſam machen müſſen. Sicher wäre die griechiſche Literatur zur Zeit des Wiederauflebens der Wiſſenſchaften nicht ſo erfreulich von den Todten erſtanden, wenn die früheren Philologen ſich damit begnügt hätten, griechiſche Texte herauszugeben. Erſt indem ſie lateiniſche Ueberſetzungen hinzufügten, machten ſie dieſelben zum Gemeingut der Gebildeten. In ihre Fußſtapfen traten auch die früheren Arabiſten, wie Erpenius, Reiske, und in ſehr erfreulicher Weiſe hat jetzt die aſiatiſche Geſellſchaft in Paris, ihrem Beiſpiele folgend, eine Sammlung morgenländiſcher Schriftſteller zu ediren begonnen, die auf Verbreitung in noch weiteren Kreiſen berechnet iſt, indem den Text eine franzöſiſche Ueberſetzung begleitet. Ich leſe das erſte der in dieſer Sammlung erſchienenen Werke hier mit lebhaftem Vergnügen. Es ſind die Reiſen des Ibn Batuta, eines Arabers des vierzehnten Jahrhunderts aus Tanger, der die ganze muhammedaniſche Welt durchwandert hat. Dies Werk ſcheint mir von allen mir bekannten Reiſebeſchreibungen des Mittelalters das merkwürdigſte zu ſein, und nirgends ſonſt erhält man ein ſo lebendiges Bild vom Leben und Treiben der Völker auf dem unermeßlichen Ländergebiete, das in jener Zeit dem Geſetz des Propheten unterthan war. Viele Jahrhunderte hindurch herrſchte ein lebhafter Reiſetrieb unter den Arabern, und es war für die Bewohner des fernſten Oſtens nichts Seltenes, von der chineſiſchen Grenze oder aus Delhi bis an den Atlantiſchen Ozean zu wandern, wie denn umgekehrt Andaluſier oder Marokkaner Nordafrika bis in den Sudan hinein, ſodann Aegypten, Syrien, Meſopotamien, Perſien durchſchweiften und erſt am Himalaja Halt machten. Die von allen Orientalen geübte Gaſtfreundſchaft und der Umſtand,

daß sämmtliche Bekenner des Koran einigermaßen Arabisch verstanden, begünstigte diese Wanderlust, welcher teils der Drang, Neues zu sehen, teils Wissensdurst, teils auch Erwerbstrieb zu Grunde lag. Es scheint uns, daß sich heute die Welt in eine Weite aufgeschlossen habe wie nie zuvor. Auch ist dies wahr; und durch die erleichterten Verkehrsmittel gelangt man ungleich schneller als ehemals von einem Punkte der Erde zu dem anderen. Dennoch kommt es wohl heute nicht vor, daß deutsche, französische oder englische Studenten zum Zweck ihrer wissenschaftlichen Ausbildung etwa erst die hohe Schule von Bologna, dann diejenige von Athen, hierauf die von Kasan besuchen und schließlich in Benares oder Calcutta absolviren. Im Bereiche des Islam aber war es etwas ganz Gewöhnliches, daß ein Andalusier zuerst in Marokko, hierauf in Kufa oder Bassora, zuletzt in Samarkand studirte, und daß umgekehrt die wißbegierige Jugend des fernsten Ostens ihren Zug von Hochschule zu Hochschule in entgegengesetzter Richtung nahm. Auch, wie groß der Weltverkehr gegenwärtig sein mag, ist doch die Bevölkerung der verschiedenen Länder schwerlich so durcheinander gewürfelt, wie diejenige zur Zeit des Ibn Batuta, nach dessen Erzählung es uns vorkommt, als sei die ganze muhammedanische Welt damals von einem einzigen Volke bewohnt gewesen, indem er Perser in amtlichen Stellen in Granada und ebenso Marokkaner oder Andalusier am Oxus oder Ganges trifft. Seine Reisebeschreibung bildet einen Roman, der ungleich abenteuerlicher ist, als Gil Blas. Bald als bloßer Vergnügling durchschweift er kreuz und quer den Erdboden, soweit er von Moslimen bewohnt ist, besucht das südliche Spanien, dringt in das Innere von Afrika bis nach Timbuktu vor, durchwandert ganz Vorderasien, sieht Konstantinopel und schifft nach Südrußland hinüber, begibt sich dann nach Persien und immer weiter nach Osten, wo erst China seinen Wanderungen eine Grenze setzt. Dazwischen aber, wenn er des Vagabun-

direns müde ist, läßt er sich bald hier, bald dort nieder, betreibt dies und jenes Geschäft, wird Kadi oder tritt in die Dienste muhammedanischer Herrscher, verheiratet sich und greift hierauf, des ruhigen Lebens überdrüssig, mit Zurücklassung der Frau, von neuem zum Wanderstabe. Bei dem, was er berichtet — wie seltsam und erstaunlich es auch bisweilen ist — gewinnt er uns doch immer die Ueberzeugung ab, daß er die Wahrheit erzählt, und hierdurch unterscheidet sich sein Buch sehr vorteilhaft von denen des Mandeville und anderer europäischen Reisenden, die ziemlich gleichzeitig mit ihm Asien durchstreiften.

Von dem Herrscherpalaste, der in den ersten Jahrhunderten des Islam, als Damaskus die Hauptstadt des ganzen arabischen Reiches war, den Chalifen zur Wohnung diente, sind höchstens noch die unteren Mauern vorhanden, und auch diese wohl nicht mehr mit Sicherheit nachzuweisen. Damaskus ist, wie fast alle Städte des Morgenlandes, wiederholt auf furchtbare Weise verwüstet und mit seiner Bevölkerung nahezu vom Erdboden vertilgt worden. Am entsetzlichsten war seine Verheerung durch die Mongolen, als der schreckliche Timur auf seinem Eroberungszug von Städten zu Städten die Brandfackel in deren Prachtgebäude schleuderte, die Leichen von ihren Bewohnern zu Türmen emporschichtete und die Kinder von den Hufen seiner wilden Kriegsrosse zerstampfen ließ. Von früh an hat, durch Missethaten heraufbeschworen, die fast so alt sind wie die muhammedanischen Dynastien, ein Rachedämon dieselben verfolgt und ihrer eine der andern nachgestürzt. So waren auch im Hause der Omajjaden, des ersten dieser Geschlechter, schon arge Frevelthaten verübt worden, so daß der Untergang sie nicht unverdient traf. Dennoch war derselbe so fürchterlich, daß das Grausen, mit dem uns der Bericht davon erfüllt, das Mitleid wachruft. Diese Schreckensscene begab sich hier im Palaste. Alle Verwandten des letzten omajjadischen

Chalifen, der von den Abaſſiden geſtürzt und umgebracht worden war, wurden in einer Halle des Schloſſes von Damaskus bei einem Gaſtmahl verräteriſch ermordet, und die Mörder ſetzten in dem von Blut qualmenden Saal über den Leichen der Erſchlagenen unter jubelnden Geſängen das Bacchanal fort. Ein Jüngling, Abdurrhaman, entging allein dem Gemetzel, entfloh und gelangte unter tauſendfältigen Gefahren, immer von den Schergen des neuen Herrſchergeſchlechts verfolgt, längs der Nordküſte von Afrika nach Spanien, wo er eine von dem öſtlichen Chalifat unabhängige Dynaſtie gründete. Beſäßen die Araber eine andere Poeſie als die lyriſche (die übrigen Gattungen der Dichtkunſt haben ſich bei ihnen nicht über die erſten Anfänge erhoben), ſo würde ſich aus den Schickſalen dieſes Abdurrahman ein gewaltiges Epos geſtaltet haben. Meine Gedanken ſchweifen oft von hier hinüber nach Andaluſien, deſſen Blüte unter den Arabern mich ſo lange beſchäftigt hat; ich verſetze mich dann im Geiſt nach Cordova, auf jenen von Unkraut und wildem Kaktus überwucherten Hügel am Guadalquivir, wo einſt der Prachtpalaſt der weſtlichen Omajjaden, von Abdurrahman III. mit allem Luxus des Orients ausgeſtattet, geſtanden, wo aber nun deſſen Trümmer ebenſowenig mehr ſicher zu erkennen ſind, wie hier die Ruinen des Schloſſes der öſtlichen.

An Behaglichkeit und Sicherheit des Aufenthalts ſteht Damaskus weit hinter Kairo zurück. Schon der Fanatismus der Bewohner, der nur von der Regierung gebändigt wird, indes unter der Aſche glimmt und jeden Augenblick in helle Flammen ausbrechen kann, macht es nicht eben angenehm, hier zu weilen. Noch ſind nicht zehn Jahre verſchwunden, daß in Damaskus ein großes Gemetzel der Chriſten ſtattfand. Die Pforte hat ein ſchweres Gericht an den Uebelthätern vollſtreckt; man zeigte mir auf einem Platze der Stadt lange Reihen von Bäumen, deren Zweige als Galgen für die

hingerichteten Mörder gedient haben. Allein wenn dies auch einen heilsamen Schrecken unter der Bevölkerung verbreitet hat, so ist doch die Militärmacht hier weitaus zu gering für die große Stadt, um die Bevölkerung, wenn der Christenhaß bei irgend einem Anlasse von neuem auflodern sollte, sicher im Zaum zu halten.

Mehrmals wurde mir auf meinen Wanderungen durch die Stadt als eine der größten Merkwürdigkeiten von Damaskus eine orientalisch gekleidete, halb verschleierte Frau gezeigt, die, begleitet von einigen Dienern, auf stattlichem arabischem Rosse daherritt. Es war dies die einem vornehmen Geschlechte Großbritanniens entstammte, nun bejahrte, ehemals durch ihre Schönheit berühmte Lady Ellenborough. Wenn einer unserer vielen Novellisten ihre Lebensschicksale zu einem Roman benützen wollte, so würde letzterer dem Vorwurfe allzu ausschweifender Phantasie schwerlich entgehen. Miß Digby, die sich ebenso durch Geist und Talent, wie durch Körperreize ausgezeichnet haben soll, wurde in früher Jugend durch den Willen ihres Vaters und gegen ihre Neigung an den alten Lord Ellenborough vermählt. Unbefriedigt in dieser Ehe, verschloß sie sich nicht den Huldigungen, die ihr der später als Staatsmann berühmt gewordene Attaché einer Gesandtschaft in London, Fürst S., darbrachte, und entfloh mit ihm nach einer großen Hauptstadt des Kontinents. Doch dieser Liebhaber scheint ihre Neigung nur auf kurze Zeit gefesselt zu haben; denn nicht lange darauf begegnete man ihr in München an der Seite eines neuen, sehr achtbaren Gemahls. Sie spielte eine bedeutende Rolle in der vornehmen Gesellschaft der bayerischen Hauptstadt, und das Kennerauge des kunstsinnigen Monarchen erachtete sie für würdig, in die Galerie weiblicher Schönheiten, mit deren Porträts er ein Gemach seiner Residenz schmückte, aufgenommen zu werden. Von sehr langer Dauer war jedoch der Aufenthalt der vielumworbenen Britin

auch am Isarstrande nicht. Bei dem fortwährenden Verkehr, der zwischen dem neugegründeten Königreich Griechenland und Bayern stattfand, weilten häufig griechische Offiziere in München, und einer darunter hatte sich so sehr der Gunst der holden Insulanerin zu erfreuen, daß sie, ihren Gatten im Stich lassend, Jenem nach Athen folgte und ihm die Hand reichte. Auch in der wiedererstandenen Stadt des Perikles war sie eine gefeierte Persönlichkeit, zeigte indes abermals, daß Treue nicht zu ihren Tugenden gehörte. Ein Palikare gewann ihre Neigung, und sie gesellte sich demselben, indem sie in seinem Standquartier in den nördlichen Bergen Griechenlands mit ihm ein wildes Naturleben genoß; dann wieder brachte sie einige Monate in ihrem eleganten Hause am Ilissus zu, das, von der Diplomatie und den angesehensten Bewohnern der Hauptstadt besucht, durch sie ein Mittelpunkt heiterer Gesellschaft wurde. Wie lange sie durch den romantischen Reiz der Verbindung mit dem durch seine malerische albanesische Tracht imponirenden Krieger gefesselt geblieben ist und ob ihr Leben hierauf noch weitere Episoden ähnlicher Art aufzuweisen hat, vermag ich nicht zu sagen. Eine Reihe von Jahren später taucht Lady Digby, Ellenborough, oder welche Namen sie sonst führen mag, wieder in Syrien auf, wo sie ausgedehnte Reisen unternimmt und einen Sohn der Wüste zu ihrem Führer hat. Nach so vielem schon Erlebten konnte nur der Eintritt in ganz ungewöhnliche Verhältnisse für ihren immer nach Neuem begehrenden Sinn etwas Verlockendes haben, und so vermählte sie sich mit ihrem arabischen Führer, der als Häuptling eines zwischen Damaskus und Palmyra herrschenden Stammes einer großen Autorität in der ganzen Gegend genoß. In dieser letzten Situation scheint sie denn endlich die gewünschte Befriedigung gefunden zu haben. Sie soll ihrem Gatten mit leidenschaftlicher Liebe nun schon seit geraumer Zeit anhängen; einen großen Teil des Jahres verbringt sie mit ihm in der

Wüste, indem sie sich gleich den übrigen Beduinenfrauen kleidet, mit ihnen die Kameele melkt und von Ort zu Ort streift. Ein Brite, der sie hier besucht hat und von ihrer Liebenswürdigkeit ganz entzückt ist, erzählt mir, sie habe ihm begeistert von dem Reiz dieses Nomadenlebens gesprochen und hinzugefügt, es gebe kein größeres Vergnügen, als zu plündern. Ganz jedoch hat der Hang zu Abenteuern und die Liebe zu dem Natursohn sie noch nicht an sich gerissen; der Abwechslung wegen kehrt sie von Zeit zu Zeit in die Stadt zurück, um sich in ihrem hübschen Wohnhause mit Malerei und der Lektüre der neuesten englischen Romane zu beschäftigen. Obgleich sie die Sitten der Muhammedanerinnen angenommen, hat sie die Religion ihrer Väter nicht abgeschworen und soll sogar eine eifrige Anhängerin der englischen Hochkirche sein, ohne sich freilich der Hoffnung hinzugeben, daß sie ihren Gatten, der ein ebenso strenger Moslem ist, zu ihrem Glauben werde bekehren können.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch aufzeichnen, daß in dem gegenwärtig wenig besuchten Gasthof ein Missionar der englischen Bibelgesellschaft mein Gefährte ist, und daß ich oft Spaziergänge und Ausflüge mit ihm mache. Er hat im Dienst der genannten Societät, um die Bibel zu verbreiten, früher Spanien und Indien bereist und setzt nun dieses Geschäft in den muhammedanischen Ländern fort. Sein Umgang ist mir recht interessant; denn er weiß viel von den Sitten und Gebräuchen der Völker, mit denen er verkehrt hat, zu erzählen, besitzt auch ansehnliche historische und Sprachkenntnisse. Bei ihm jedoch, wie dies auch schon bei manchen anderen Briten der Fall gewesen, ist es mir fast unerklärlich, wie sich eine auffallende religiöse Beschränktheit mit vielem Geist und Verstande verbinden kann. Er ergießt sich mehr noch, als in Angriffen auf den Islam und das Brahmanentum, in die heftigsten Invektiven gegen den Katholizismus. Ich bin kein

auch am Isarstrande nicht. Bei dem fortwährenden Verkehr, der zwischen dem neugegründeten Königreich Griechenland und Bayern stattfand, weilten häufig griechische Offiziere in München, und einer darunter hatte sich so sehr der Gunst der holden Insulanerin zu erfreuen, daß sie, ihren Gatten im Stich lassend, Jenem nach Athen folgte und ihm die Hand reichte. Auch in der wiedererstandenen Stadt des Perikles war sie eine gefeierte Persönlichkeit, zeigte indes abermals, daß Treue nicht zu ihren Tugenden gehörte. Ein Palikare gewann ihre Neigung, und sie gesellte sich demselben, indem sie in seinem Standquartier in den nördlichen Bergen Griechenlands mit ihm ein wildes Naturleben genoß; dann wieder brachte sie einige Monate in ihrem eleganten Hause am Ilissus zu, das, von der Diplomatie und den angesehensten Bewohnern der Hauptstadt besucht, durch sie ein Mittelpunkt heiterer Gesellschaft wurde. Wie lange sie durch den romantischen Reiz der Verbindung mit dem durch seine malerische albanesische Tracht imponirenden Krieger gefesselt geblieben ist und ob ihr Leben hierauf noch weitere Episoden ähnlicher Art aufzuweisen hat, vermag ich nicht zu sagen. Eine Reihe von Jahren später taucht Lady Digby, Ellenborough, oder welche Namen sie sonst führen mag, wieder in Syrien auf, wo sie ausgedehnte Reisen unternimmt und einen Sohn der Wüste zu ihrem Führer hat. Nach so vielem schon Erlebten konnte nur der Eintritt in ganz ungewöhnliche Verhältnisse für ihren immer nach Neuem begehrenden Sinn etwas Verlockendes haben, und so vermählte sie sich mit ihrem arabischen Führer, der als Häuptling eines zwischen Damaskus und Palmyra herrschenden Stammes einer großen Autorität in der ganzen Gegend genoß. In dieser letzten Situation scheint sie denn endlich die gewünschte Befriedigung gefunden zu haben. Sie soll ihrem Gatten mit leidenschaftlicher Liebe nun schon seit geraumer Zeit anhängen; einen großen Teil des Jahres verbringt sie mit ihm in der

Wüste, indem sie sich gleich den übrigen Beduinenfrauen kleidet, mit ihnen die Kameele melkt und von Ort zu Ort streift. Ein Brite, der sie hier besucht hat und von ihrer Liebenswürdigkeit ganz entzückt ist, erzählt mir, sie habe ihm begeistert von dem Reiz dieses Nomadenlebens gesprochen und hinzugefügt, es gebe kein größeres Vergnügen, als zu plündern. Ganz jedoch hat der Hang zu Abenteuern und die Liebe zu dem Natursohn sie noch nicht an sich gerissen; der Abwechslung wegen kehrt sie von Zeit zu Zeit in die Stadt zurück, um sich in ihrem hübschen Wohnhause mit Malerei und der Lektüre der neuesten englischen Romane zu beschäftigen. Obgleich sie die Sitten der Muhammedanerinnen angenommen, hat sie die Religion ihrer Väter nicht abgeschworen und soll sogar eine eifrige Anhängerin der englischen Hochkirche sein, ohne sich freilich der Hoffnung hinzugeben, daß sie ihren Gatten, der ein ebenso strenger Moslem ist, zu ihrem Glauben werde bekehren können.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch aufzeichnen, daß in dem gegenwärtig wenig besuchten Gasthof ein Missionar der englischen Bibelgesellschaft mein Gefährte ist, und daß ich oft Spaziergänge und Ausflüge mit ihm mache. Er hat im Dienst der genannten Societät, um die Bibel zu verbreiten, früher Spanien und Indien bereist und setzt nun dieses Geschäft in den muhammedanischen Ländern fort. Sein Umgang ist mir recht interessant; denn er weiß viel von den Sitten und Gebräuchen der Völker, mit denen er verkehrt hat, zu erzählen, besitzt auch ansehnliche historische und Sprachkenntnisse. Bei ihm jedoch, wie dies auch schon bei manchen anderen Briten der Fall gewesen, ist es mir fast unerklärlich, wie sich eine auffallende religiöse Beschränktheit mit vielem Geist und Verstande verbinden kann. Er ergießt sich mehr noch, als in Angriffen auf den Islam und das Brahmanentum, in die heftigsten Invektiven gegen den Katholizismus. Ich bin kein

Bekenner des letzteren, kann aber sehr wohl begreifen, wie er so viele Millionen Anhänger hat. Denn die katholische Kirche ist jedenfalls die älteste und steigt in sehr frühe, wenn auch keineswegs so frühe Zeiten hinauf, wie sie behauptet; sie hat in dieser Hinsicht einen ungeheuren Vorsprung vor allen den Konfessionen, die sich später von ihr getrennt. Schon das Luthertum und der Calvinismus stehen auf einem sehr bedenklichen Boden, ja haben jeden Halt verloren, indem sie das Ansehen der älteren Kirche verwarfen. Sie meinten, den reinen Glauben für sich zu haben, indem sie sich auf die Bibel, als auf die von Gott selbst inspirirte Offenbarung gründeten. Nun aber ist die Bibel eine von der katholischen Kirche ausgewählte und canonisirte Sammlung von Schriften aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Es existirten und existiren noch jetzt deren eine große Menge anderer, die ganz dasselbe Recht auf Geltung für sich in Anspruch nehmen könnten; allein nur jene wurden von den Konzilien gebilligt und für maßgebend erachtet. Wenn nun Luther und Calvin so entschieden, wie sie es wirklich gethan haben, die Autorität der katholischen Kirche verwarfen, so wurden auch gegen die Grundlage ihres ganzen Baues — das Neue Testament — schwere Zweifel heraufbeschworen. Jetzt wenigstens war kein Grund vorhanden, nicht alle jene anderen alten Evangelien und Briefe gleichfalls in das Testament aufzunehmen. Schon hierdurch und durch die so eintretende Mehrung des bereits im Neuen Testament herrschenden Wirrwarrs der Berichte und Glaubensmeinungen würde das ganze Dogmengebäude ins Wanken gekommen sein; denn unmöglich ließen sich nun alle die widersprechenden Stellen, die doch gleiches Ansehen behaupten konnten, in Uebereinstimmung bringen. Man hätte ferner erkennen müssen, es sei keinerlei Bürgschaft vorhanden, daß nicht selbst in diejenigen Bücher, die bisher für canonisch gegolten, sich Fälschungen eingeschlichen, wie schon die ältesten Kirchenväter so

viel hierüber klagen. Derartige Bedenken ſchlägt der Katholizismus mit dem Anſehen der Konzilien nieder; aber der Proteſtantismus ſteht denſelben ratlos gegenüber. Trotz alledem können Lutheraner und Calviniſten mit Verehrung zu den Begründern ihres Bekenntniſſes aufblicken, denn dieſelben waren Männer, die mit Begeiſterung nach Wahrheit ſtrebten und mit redlichem Eifer einzelne Mißbräuche des Katholizismus abzuſchaffen ſuchten. Nichts von dem jedoch läßt ſich zu Gunſten der anglikaniſchen Kirche anführen. Während ſie auf ebenſo unterhöhltem Boden ſteht, wie die übrigen proteſtantiſchen Konfeſſionen, leitet ſie ihren Urſprung auf die denkbar trübſten Quellen, auf den Eigenſinn und die deſpotiſchen Gelüſte eines liederlichen und grauſamen Königs zurück und hat überdies das Schlimmſte des Katholizismus, das Pfaffentum, zu ſich hinübergenommen. Man kann wahrlich doch noch eher zu den Gregoren und Innozenzen, ſowie zu den Konzilienvätern mit Zutrauen und Verehrung aufblicken, als zu Heinrich VIII. und den feilen Werkzeugen ſeines tyranniſchen Willens. Daß eine ſo hochgebildete Nation wie die engliſche ſich den Banden dieſer haſſenswürdigen Hochkirche mit Behagen fügt und in ſtumpfſinniger Bigotterie auf die anderen ungleich höher ſtehenden Formen der chriſtlichen Kirche hinabzublicken wagt, iſt eine traurige und beklemmende Erſcheinung. Mein Bibelgeſellſchaftsagent geſtand mir übrigens aufrichtig, daß er in ſämmtlichen von ihm durchwanderten Ländern ſehr ſchlechte Geſchäfte gemacht habe. Da dieſe Herren große Ladungen von Bibeln in den verſchiedenen Sprachen mit ſich herumführen und ſie dieſelben gratis verteilen, fällt es ihnen freilich nicht ſchwer, eine Menge von Exemplaren abzuſetzen. Daß ſich jedoch Bekehrungen hieran knüpften, kommt wohl, außer wenn unlautere Motive dabei mitwirken, niemals vor. Am wenigſten wollte meinem Miſſionär ſein Werk in Spanien glücken, und er eiferte in wirklich fanatiſchen Reden gegen das götzendieneriſche Volk,

das nicht von der Anbetung der Jungfrau Maria und der Heiligen ablassen wolle. Ich konnte einmal die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir solche Heiligenverehrung ziemlich harmlos und überhaupt der katholische Kultus erhebender erscheine, als die langweiligen Predigten der englischen Reverends. Seitdem hielt er denn auch mich für einen unrettbar Verlorenen, und ich konnte nun, da ich ihm doch einmal als Heide galt, freier mit der Sprache gegen ihn herausrücken. Er kannte den Muhammedanismus so wenig, daß er auch seine Bekenner der Idolatrie beschuldigte. Da führte ich ihm zu Gemüt, daß keine Religion so rigoristisch die Einheit Gottes behaupte, wie der Islam, und daß gerade dessen Anhänger die Christen wegen der Dreieinigkeitslehre der Vielgötterei beschuldigten. Wenn weiter mein Britte von Allah als einem von den Moslimen angebeteten Götzen sprach, so entgegnete ich, Allah sei nur der arabische Name für Gott, und man müsse es Thorheit schelten, wenn die verschiedenen Völker sich deshalb befeindeten, weil sie ein über alle menschliche Fassungskraft erhabenes Wesen, von dessen Eigenschaften keines einen Begriff haben könne, je nach den verschiedenen Sprachen so oder so nennten. Uebrigens war ich recht froh, wenn derartige Gespräche zu Ende gingen und die Unterredung sich einem andern Thema zuwendete. Sobald dies geschah, erkannte ich in dem frommen Manne manche treffliche Eigenschaften und eine scharfe Beobachtungsgabe. Von seinen Abenteuern in Spanien, wo er von der Regierung verfolgt und schließlich ausgewiesen wurde, wußte er mit vielem Humor zu erzählen.

45.

Konſtantinopel, März 1870.

Obgleich ich jetzt zum vierten Male in Konſtantinopel bin, habe ich doch von neuem dieſelben berauſchenden Eindrücke empfangen wie früher. Man pflegt Neapel, Liſſabon und dieſes Byzanz als die drei am herrlichſten gelegenen Städte Europas zu preiſen und dann wohl noch Rio de Janeiro als die vierte hinzuzufügen. Ueber die letzte kann ich nicht urteilen; unter den drei erſtgenannten aber ſcheint mir die Sultansſtadt den Vorrang zu behaupten. Ihre Lage, wie ſie ſich hier auf dem europäiſchen, dort auf dem aſiatiſchen Ufer über Höhen und Thäler hinzieht und dann, an beiden Geſtaden des ſchön gewundenen goldenen Horns, noch nach einer dritten Seite ſich weithin erſtreckt, verleiht ihr einen Reichtum maleriſcher Reize, in welchem keine ihrer Nebenbuhlerinnen, trotz aller ſonſtigen Vorzüge, mit ihr wetteifern kann. Das Wunderbare, ja Zauberhafte des Anblicks, den ſie gewährt, wird aber noch bedeutend erhöht durch ihre eigentümliche Bauart, durch die zahlreichen, meiſt auf Anhöhen gelegenen prachtvollen Moſcheen mit ihren Gebetswarten, und das viele, zwiſchen die Gebäude verſtreute Laubgrün.

Als ich am Abend nach meiner Ankunft, in ein leichtes Kaik zurückgelehnt, zwiſchen den beiden Weltteilen dahinfuhr, dann um die Spitze des Serail in das goldene Horn einbog und die ſinkende Sonne ringsum die bleigedeckten Kuppeln, die Minarete mit ihren goldenen Halbmonden, die aus hochſtämmigem Platanendickicht und dunklem Zedernwald aufragenden Paläſte, Türme und Säulen mit ihrem Purpurlicht überſtrömen ſah, geſtand ich mir, daß die Erde, ſoweit ich ſie kenne, nichts gleich Prachtvolles biete. Freilich erhöht die Abendbeleuchtung die Magie dieſes Anblicks. Indeſſen er iſt herrlich zu allen Stunden, und man kann ſich nicht an ihm

ersättigen. Wenn man sich von dieser Flut wiegen läßt und in die ätherklaren Wellen hinabblickt, während der Kiel des Nachens bald eine Cypresse, bald eine schlanke Minaret, die sich in ihnen spiegelt, durchschneidet, glaubt man sich in ein Märchenreich versetzt. Dann landet man am grünenden Ufer, wo die Moslimen mit ihren Weibern an den „süßen Wassern" der Frühlingsluft genießen. In baldachinbehängten Wagen nahen die verschleierten Schönen aus den Harems oder sind schon, sich an Lautenspiel ergötzend, um den kühlen Brunnen gelagert. Weiterhin sieht man Männer gruppenweise auf den Rasen hingestreckt und Rauch aus ihren Wasserpfeifen blasen. Flöte und Tamburin ertönen, Neugierige drängen sich um Märchenerzähler — ein Bild echt orientalischen Lebens, wie man es nirgends im Morgenlande schöner sieht. Als ich von den süßen Wassern heimfuhr und das Zitterlicht des Mondes auf den leise plätschernden Wogen tanzte, während die Ufer sich in einen leichten Nebelduft gehüllt hatten, durch den nur hie und da ein Halbmond von der Spitze eines Moscheenturms wie ein Stern herabblinkte, ließ ich mich noch lange bald hierhin, bald dorthin rudern, weil ich mich schwer entschließen konnte, aus diesem Wunderreich in die Welt der Wirklichkeit zurückzukehren. So erscheint mir Konstantinopel immer sinnberückend, unvergleichlich, so oft ich den Kaik bestiegen und zwischen seinen Häuserreihen hingleite. Aber sobald ich ans Ufer trete, versinkt das entzückende Bild und ein anderes von häßlichen Zügen grinst mich an. Es gibt nichts Widrigeres, als diese schmutzigen Gassen mit mehrenteils elenden Häusern zu beiden Seiten. Nur wenn man an einen der größeren Plätze, der vielen öffentlichen Brunnen kommt oder von einem erhöhten Punkt die cypressenbesetzten Friedhöfe sich an den Abhängen hinziehen, die Moscheentürme über hohe Baumwipfel emporragen sieht, wird man wieder mit der Stadt versöhnt. Die schönsten Aussichtspunkte bieten der Turm von

Galata und besonders der des Seraskiers. Letzteren besteige ich fast jeden Tag und sehe über die tausende von Dächern, Gärten, Kuppeln und Minareten hinweg auf die weithin gebreitete Flut, wie sie vom Schwarzen Meer und den blauen Symplegaden an den mit Villen und Kiosken übersäten Ufern des Bosporus vorbei sich in das Becken der Marmorasee ergießt, dann durch den Hellespont dem Mittelmeer entgegenwallt, wie besegelte Schiffe und tausende von Ruderbooten zwischen Gestade und Gestade gleiten und ferne die schneebekrönten Gipfel des Olymp das reiche Panorama begrenzen.

Wenn dieses Byzanz so in Momenten alle Sinne gefesselt hält, so könnte mir doch nie der Gedanke kommen, mich in ihm zu dauerndem Aufenthalte niederzulassen. Blendende, berauschende Pracht vermag mich wohl auf Augenblicke zu berücken, nicht aber für länger zu befriedigen. Konstantinopel besitzt bei aller Herrlichkeit seiner äußeren Erscheinung nichts von jener höheren Weihe, mit der große Männer durch von ihnen hervorgebrachte Geisteswerke andere von der Natur minder reich bedachte Städte umkleiden. Auch wenn Florenz zu einem ärmlichen Dorf herabgesunken wäre, der Nachglanz aus der Mediceerzeit, die Erinnerung an Dante und Michel Angelo könnten mich noch an die zerbröckelnden Trümmer seines Doms, an den letzten einstürzenden Bogen seines Ponte Vecchio fesseln. Wären alle Ruinen Athens vom Erdboden verschwunden, der letzte Stein der Akropolis und des Dionysostheaters in Staub zerfallen, die über ihnen schwebenden Schatten des Perikles und Aeschylus würden die Schutthaufen am Ilissusufer noch mit einer Glorie umstrahlen, wie sie Konstantinopel trotz aller seiner Sultansschlösser und Prachtgebäude fremd ist. Es ist seltsam, wie der Mensch hier, wo Erde, Meer und Himmel vereint alle ihre Schönheiten in einen Punkt zusammendrängen, sich von jeher in seiner häßlichsten Gestalt gezeigt hat. Das byzantinische Kaiserreich, das

mit seinen Palastrevolutionen, Metzeleien, Blendungen und Verstümmelungen, seinen Bilderstürmen, Volksaufläufen und Zirkusparteien mehr als ein Jahrtausend erfüllt, ist eine der scheußlichsten Erscheinungen in der Geschichte. Es empört die Seele, nur von ihm zu lesen, um so mehr, als ein vorgebliches Christentum mit Dogmenstreitigkeiten und dumpfer Bigotterie durch diese ganze Geschichte sich hindurchzieht. Die heidnischen Greuel im alten Rom unter seinen verworfensten Cäsaren, die Zeiten der Nero, Caracalla und Heliogabal stehen, damit verglichen, vor meinem Auge in einem günstigen Lichte da. Inmitten des wüsten Schauspiels, das ein entartetes Geschlecht in der Stadt des Konstantin aufgeführt hat, muß es noch als eine erfreuliche Episode angesehen werden, wenn hie und da ein Heer aus dem Abendland einen Widerschein von der Romantik des Rittertums auf die Zinnen des Blachernenschlosses wirft, wenn Gottfried von Bouillon mit seinen Kreuzfahrern auf den Höhen hinter Scutari lagert, bevor er die frommen Waffen nach Jerusalem trägt, um das Grab des Heilands zu befreien, wenn der neunzigjährige Heinrich Dandolo die Flotte der Venetianer und Franken in das Meer von Marmora führt, die Stadt erstürmt und das verräterische Kaiserhaus stürzt. Dieser Dandolo ist eine der grandiosesten Gestalten des Mittelalters und wohl der größte Bürger, den die Lagunenstadt, die Wiege so vieler bedeutenden Männer, hervorgebracht. In seiner Jugend wegen der Energie, mit der er Venedigs Rechte verteidigte, durch byzantinische Tücke geblendet, wirkte er mehrere Menschenalter hindurch mit Anstrengung aller seiner Kräfte für die Machterhöhung des Vaterlandes und führte das Markuslöwenbanner von Sieg zu Sieg. Aber erst im hohen Greisenalter, dem hundertsten Jahre nahe, zeigte er sich in seiner ganzen Größe, indem er Venedig zur Herrscherin des Morgenlandes machte und, selbst dem Heere voranziehend, den byzantinischen Thron in den

Staub warf, dann aber, die Krone für sich verschmähend, an die Adria zurückkehrte, um der erste Bürger des Freistaates zu bleiben. Freilich ward Konstantinopel bei dieser Eroberung fürchterlich verwüstet; viele, seine Plätze schmückende Kunstwerke, die es noch mit einer Reminiscenz an das alte Griechenland verherrlichten, gingen zu Grunde, und die vier berühmten ehernen Rosse, die Arbeit des Lysippos, wurden nach Venedig entführt. Nachdem auch das so gegründete Frankenreich wieder in Trümmer gegangen, setzten die Paläologen die arge Wirtschaft der Komnenen fort und erfüllten zwei Jahrhunderte mit tumultuarischen Scenen, indem die Mitglieder derselben Regentenfamilie einander vom Thron zu reißen suchten. Nur Eines vermag mich einigermaßen mit diesem byzantinischen Reich auszusöhnen, nämlich daß sich in ihm von Generation zu Generation Gelehrte erhielten, welche die Schätze der griechischen Literatur aufbewahrten. So wenig uns auch Kunde von großen Geistern und bedeutenden Schriftstellern unter denselben geworden ist, so nehmen wir doch gerne an, daß inmitten des tiefen Verfalls, der im byzantinischen Staate herrschte, einzelne Männer gelebt haben, die, mit dem Mark des griechischen Altertums genährt, voll Schmerz und Unwillen auf die Entartung um sich her hinblickten und eifrig bemüht waren, wieder eine bessere Zeit heraufzuführen. Diesen Männern denn wird verdankt, daß dem ungeheuren Schiffbruch, in welchem die meisten Werke der griechischen Weisen, Geschichtschreiber und Dichter zu Grunde gegangen, doch noch manche bedeutende entronnen sind. Die byzantinischen Gelehrten scheinen allerdings nicht darauf Bedacht genommen zu haben, die ganze Verlassenschaft der großen Zeit zu retten: Sie veranstalteten eine Auswahl daraus, die dann immer von neuem abgeschrieben wurde. So erklärt es sich, daß uns von Aeschylus und Sophokles nur sieben Stücke übrig geblieben

sind. Immerhin ist die Nachwelt den Byzantinern auch für den Bruchteil herrlicher Werke, den sie ihnen verdankt, hoch verpflichtet, und wenn wir hieran denken, vermögen wir auch dem Untergang des byzantinischen Reiches nicht ohne Rührung zuzuschauen. Denn durch die Wissenschaft, die darin gepflegt wurde, ruhen auf ihm noch die letzten sterbenden Strahlen der Sonne, welche das Zeitalter des Perikles verklärt. Auch dem jungen Kaiser, der auf dem Thron des Konstantin saß, als die wilden Osmanen, welche längst den größten Teil des Reiches an sich gerissen, die Hauptstadt eroberten, vermögen wir bei seinem heroischen Tode eine gerührte Teilnahme nicht zu versagen. Man zeigt noch — ich weiß nicht, ob auf guten historischen Grund hin — die Stellen der verwitterten und halbzerfallenen Stadtmauern, wo der letzte der Paläologen sich zu Roß den eindringenden Türken entgegenwarf und in verzweifeltem Kampf zu Boden sank. Nachdem die Osmanen nicht minder verheerend in der Stadt gewütet, als früher Venetianer und Franken, und der Sultan Muhammed vergebens gesucht, ihrer Zerstörungswut Einhalt zu thun, hielt Letzterer einen Umritt durch die Straßen und recitirte, als er den verödeten Palast der Blachernen, der so vielen Herrschergeschlechtern als Wohnsitz gedient hatte, erblickte, die Verse eines persischen Dichters: „Die Eule singt ihr Lied im Schloß des Afrasiab und die Spinne webt ihr Netz in dessen Fensterbogen.“ Fortan war denn das alte Byzanz Hauptstadt des osmanischen Reichs und Residenz seiner Padischah, die sich als Nachfolger der Chalifen und Herrscher über alle Moslimen betrachteten. Die Griechen aber, so vielen von ihnen es gelang, sich dem Joch der Eroberer zu entziehen, entflohen in das Abendland, mehrenteils nach Italien, und wenn wir das Eindringen der asiatischen Horden in Europa beklagen, so müssen wir dasselbe doch auf der andern Seite segnen. Denn die Flüchtlinge, das heißt die Gebildeten und Gelehrten unter

ihnen, trugen den befruchtenden Blütenſtaub griechiſcher Bildung zunächſt nach Sicilien und Italien, von wo er ſich nach und nach in die anderen Länder des Weſtens verbreitete. So ſprießt in den Geſchicken der Völker aus anſcheinendem Verderben bisweilen unerwartetes Heil. Es iſt wahrſcheinlich, daß ohne den Fall von Konſtantinopel, das freilich ſchon ſeit Petrarca's Zeit vorbereitete Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften nicht in dieſem Umfange und Glanz erfolgt wäre. Nun aber vom Bosporus an die Küſte des Mittelmeers und der Adria entführt, begann der Funke griechiſcher Kultur auch im Abendlande mit verdoppelter Macht bald hell und heller aufzuflammen. Am Fuß des Aetna ſammelte der greiſe Laskaris, der ſich dorthin gerettet, eine Schar lernbegieriger Jünglinge um ſich, welche er in der Sprache und Weisheit der Griechen unterrichtete, und ſeine Schüler trugen das neue Wiſſen in verſchiedene Städte, unter denen ihm Florenz und Venedig ein beſonders günſtiges Terrain boten. Die Paläſte der Mediceer, die ſtatuengeſchmückten Gärten unterhalb Fieſole's, und ſelbſt die Kirchen und Klöſter von Dante's Vaterſtadt leuchteten im Schimmer der aufgehenden Sonne der Renaiſſance. Aus den Preſſen von Venedig traten die Meiſterwerke der griechiſchen Literatur ans Licht und verbreiteten ſich in ganz anderer Weiſe, als es durch Handſchriften der Fall ſein konnte, über das Abendland. Die hageren Madonnen auf den Altären blühten zu himmliſcher Schönheit auf, als wollten ſie mit der Aphrodite wetteifern, und auf den Terraſſen der Paläſte, die ſich im Canal Grande ſpiegeln, ſammelten ſich die Nobili und edlen Frauen, um von den Lippen der Gelehrten die Weisheit und Poeſie der Alten zu ſchlürfen. Selbſt in Rom drang der neue Geiſt ein; durch die Lorbeer- und Myrtenhaine ſeiner Villen wehte ein Hauch aus Hellas hin. Der Papſt und die Kardinäle meinten, den Glauben der katholiſchen Kirche mit dem an die Götterwelt der Alten vereinen zu können und

feierten olympische Festgelage. Das entzückte Erstaunen, das die Welt beim ersten Wiederaufstehen des Altertums befiel, war vielfach mit einem Sinnentaumel verbunden, welchem Ernüchterung folgen mußte, und der dann wieder den Mächten der Finsternis, die so lange die Erde beherrscht hatten, den Weg zum Siege bahnte. Von neuem führte der Stuhl St. Peter's, im Bunde mit der spanischen Gewaltherrschaft, dunkle Jahrhunderte über die Welt herauf, und nur langsam konnte das Licht, das im Osten aufgegangen, weiter vordringen. Allein in unserem Zeitalter flammt es hell und heller empor, und man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß es in Zukunft, gereinigt von dem trüben Dunst, der es hier und da umhüllt hat, die ganze Welt erleuchten werde. So haben die osmanischen Eroberer der Menschheit die höchste Segnung bereitet, ohne daß je einer der Ihren eine Ahnung davon gehabt. Es ist dies wohl der einzige Dienst, den die Türken je der Civilisation geleistet. Seit der Zeit, als sie Konstantinopel und die ehemals dem byzantinischen Reich unterworfenen Provinzen in Besitz nahmen, erlosch in den letzteren auch der Rest griechischer Bildung der sich noch in ihnen erhalten hatte. Sie verwilderten und verödeten zusehends. Die Türken sind, wie Solche, die lange unter ihnen gelebt, versichern, im Durchschnitt gutmütig und ehrlich, aber ein rohes, wahrer Kultur unfähiges Volk und stehen an geistigen Fähigkeiten unendlich hinter Arabern und Persern zurück. Unter ihren Sultanen waren einige, die sich durch Herrschergaben und Charaktergröße auszeichneten, jedoch auch ebensoviele blutdürstige Tyrannen. Verwandtenmord und Palastrevolutionen erfüllen deren Annalen wie die des byzantinischen Kaiserhauses. Es ist dies ein Schandfleck, der allerdings nicht allein auf der osmanischen, sondern auf allen morgenländischen Dynastien ruht und dadurch hervorgerufen wird, daß bei der Erbfolge nicht die Primogenitur eingeführt ist. Da nach der

geltenden Regel nicht der älteste Sohn des jeweiligen Regenten zur Nachfolge berufen ist, sondern der älteste unter den nächsten Verwandten, und es in der Natur des Menschen liegt, daß er seine Kinder vor allen anderen bevorzugt sehen will, so ist der Brudermord im Serail zu Stambul fast zur Regel geworden, wie er dies schon in den Chalifenschlössern war.

Das berühmte Bauwerk des Justinian, die Sophienkirche, wurde vom Sultan Muhammed alsbald nach der Einnahme der Stadt in eine Moschee verwandelt. Wie schon mehr als sechs Jahrhunderte früher die herrlichste Moschee des Islam zu Cordova zu einer christlichen Kirche umgeschaffen worden war, wie auf dieser das Kreuz prangt, so weht auf jener die Fahne des Propheten. Aber bei den Muhammedanern selbst ist die Tradition verbreitet, daß durch eine sorgfältig von ihnen vermauerte Thür dereinst die Christen wieder in den St. Sophiendom eindringen werden, während sogar die heißblütigsten Moslimen wohl den Glauben aufgegeben haben, sie würden je die Omajjadenmoschee am Guadalquivir wieder in Besitz nehmen. Hoffen wir, daß wenn das Kreuz von neuem auf die Kuppel der Hagia Sophia gepflanzt wird, ein Christentum des Geistes und der Wahrheit seinen Einzug in deren Hallen halten werde. Wäre es diejenige Religion, die bisher diesen Namen usurpirt hat, so ließe sich zweifeln, ob man das als ein Glück ansehen könnte. Wie furchtbar diese entstellt worden, das fiel mir hier schwer aufs Herz, als ich einen Stadtteil besuchte, der von spanischen Juden bewohnt ist, und in ein Haus eintrat, dessen Insassen ziemlich gut kastilianisch sprachen. Dieselben wußten nur zu sagen, ihre Vorfahren seien seit Jahrhunderten in Stambul ansässig; sie stammten aber aus Spanien. Meine Frage, ob sie von den Türken Mißhandlungen zu erleiden hätten oder ob ihre Vorfahren von den Moslimen verfolgt worden wären, verneinten sie. Mir war sogleich klar, daß sie Nachkommen jener

Juden seien, die von Ferdinand und Isabella aus der pyrenäischen Halbinsel vertrieben wurden und die Barmherzigkeit der Muhammedaner gegen christliche Glaubensbarbarei anflehen mußten. Hiermit trat mir die ganze grause Leidensgeschichte des unglücklichen Volkes vor die Seele, und ich fühlte, indem ich mir sagte, daß auch ich ein Christ sei, ein Brandmal auf meiner Stirne glühen; denn wenn die Schuld der Vorväter noch an den spätesten Enkeln gerächt wird, so war auch ich verantwortlich für die Verfolgungen, Marterungen und Ermordungen der Juden, die alle Jahrhunderte des Christentums erfüllen. Wann wird die Zeit kommen, wo die Christen sämmtlicher Konfessionen sich Asche auf das Haupt streuen und sich vor dem göttlichen Stifter unserer so schmachvoll entstellten Religion in den Staub werfen, um ihn wegen der in seinem Namen verübten Frevel um Vergebung zu bitten? Es sollte jährlich ein allgemeiner Bußtag zu diesem Zwecke gehalten werden.

Einer der schönsten Punkte von Konstantinopel, den ich mehrfach besuche, ist der Begräbnisplatz in Pera. Von dem sich längs des Abhanges hinunterziehenden, mit uralten Cypressen besetzten Friedhof genießt man eines wundervollen Ausblicks auf das Meer und die gegenüberliegenden Stadtteile. Die dicht aneinander gedrängten Grabsteine tragen sämmtlich als Zeichen, daß Muhammedaner darunter ruhen, einen steinernen Turban. Viel sieht man dort über den Ruhestätten ihrer Angehörigen fromme Moslimen knieen, und der Ernst und die Andacht, in welche sie so versunken sind, daß sie nichts um sich her gewahren, hat mich immer überrascht. Sicher regt sich in den Seelen dieser glaubensstarken Männer nie auch nur der mindeste Zweifel an der Wahrheit ihrer Religion, sicher hegen sie die felsenfeste Ueberzeugung, daß ihre Teuren, deren Reste drunten ruhen, in das Paradies des Propheten eingegangen sind, und daß auch sie dereinst, wenn

ihnen der Weckruf des Israfil erschallt, sich an rieselnden Bächen in die Arme der Huris betten werden. Bisweilen, wenn ich sie betrachte, möchte ich sie um diese unerschütterliche Zuversicht in Bezug auf die letzten Dinge beneiden; bald aber gestehe ich mir dann, sogar der trostloseste Skepticismus sei einer solchen, durch Verzichtleistung auf alles Denken erkauften Seelenruhe vorzuziehen.

46.

Smyrna, Ende März 1870.

Es ist derselbe Monat, in dem ich vor mehr als zwanzig Jahren weite Exkursionen von hier aus in das unvergleichliche Land machte, und ich freue mich, daß die Begeisterung, mit der ich damals diese von Natur, Dichtung und Geschichte verherrlichten Gegenden betrachtete, noch ebenso lebendig in mir ist, wie früher. Ich mußte diesmal, da die Umstände mir keinen so langen Aufenthalt vergönnten, mich mit kleineren Ausflügen begnügen. Doch auch sie reichten hin, um mir die Ueberzeugung zu geben, daß Jonien das schönste der Länder sei. Die Alten träumten sich im fernen Westen auf den seligen Inseln, dem Eiland der Circe und bei den Lotophagen eine Zauberregion, ein Märchenreich, das Alles böte, was die Phantasie sich nur wünschen kann. Aber sie hätten sich nicht in die Ferne zu sehnen gebraucht; sie besaßen es hier; und herrlich, wie zur Zeit des Homer, ist es seitdem geblieben. Es weht da noch ein Hauch aus der Erdenfrühe, der Jugend der Menschheit. — Als ich heute Morgen einen Spaziergang auf den Höhen hinter der Stadt machte und über blühende Pfirsichbäume hinweg die leichten Nebel, die aus den Thälern aufstiegen, sich wie Opferflammen röten sah, glaubte ich im alten Jonien zu wandern und den Rauch zu sehen, der von

den Altären der Tempel emporwirbelte. Vergebens sind hier Kirchen und Kapellen gebaut worden, vergebens haben hier Konzilien getagt; umsonst verkünden seit Jahrhunderten die Imams und Muezzin die Lehre des Propheten von den Moscheen und Minareten herab. Jonien ist seinen alten Göttern treu geblieben. Noch wohnen hier Nymphen in dämmernden Grotten, noch kühlen Faune und Satyrn zur Mittagszeit ihre Stirn im feuchten Moose der Bergschluchten, und die Gipfel sind von einem lichten Duft umflossen, in welchem sich die Unsterblichen dem Blicke der Ungeweihten verbergen.

Wenn in anderen Gegenden der erste Besuch einen überwältigenden Eindruck auf mich machte, dieser aber später erblich und ich mir beim Wiedersehen gestehen mußte, die Phantasie habe mir Reize gezeigt, die in Wahrheit nicht vorhanden, so erscheint mir dieser Teil Kleinasiens jetzt noch schöner als einst. Anemonen, Narzissen und Hyazinthen prangen auf den Hügeln und füllen die Luft mit berauschendem Wohlgeruch; der Sturzbach schäumt unter überhängenden Lorbeerrosen hervor und in seinem Bette sprießt das Rohr, aus dem Pan sich die erste Flöte geschnitzt. Agnus-Castus und Myrten schlingen einen grünenden Kranz um die Höhen und das Rot der Granate und des Rhododendron leuchtet aus dem Gebüsch hervor. An den Ackersleuten, die hinter ihrem Pfluge dahergehen, den Hirtenknaben, die an den Bergeshalden ihre Herden weiden, scheinen die Jahrhunderte ohne Spur vorübergezogen zu sein; sie sind noch dieselben, wie Homer sie geschildert, und ich glaube, sie werden sich am Abend um den Rhapsoden drängen, den Heldenliedern von Troja zu lauschen. Und nun diese hallenden Buchten längs der Gestade, diese Vorgebirge, um welche das Meer noch mit derselben Melodie brandet, wie da der alte Sänger von Chios auf ihnen gesessen und im Kreise der Horchenden von den Wanderfahrten des Mannes

von Ithaka, von Nauſikaa und dem Lande der Phäaken erzählt! Auf die Wunderlandſchaft aber ſchauen fernher die Gipfel des Tmolus und des Sipylus herab, jener Berge, die ich in meiner Jugend durchſchweift und in deren Schluchten, an deren rauſchenden Quellen mir die ſchwärmenden Mänaden den Becher voll ſchäumenden Moſtes gereicht, deſſen Feuer, ſo hoffe ich, für immer in meiner Seele glühen ſoll.

Die modernen Städte mit ihrer muhammedaniſchen Bevölkerung haben hier kein Intereſſe für mich; vielmehr betrachte ich ſie als Schandflecken auf dem klaſſiſchen Boden. Ich war in Magneſia, einer ſchöngelegenen volkreichen Stadt, floh jedoch bald wieder entſetzt vor dieſen Moslimen, die nie etwas von der großen Vergangenheit gehört, welche einſt auf dem von ihnen bewohnten Boden geblüht — nichts von den Griechen und ihren hohen Geiſteswerken. Allein ſind denn die Chriſten, die jetzt in dieſem Wiegenlande der Kultur hauſen, beſſer? Ich weiß ſehr gut die Wohlthaten zu ſchätzen, welche die Religion Jeſu der Welt gebracht hat; doch ſchon bei den erſten Chriſten und den Apoſteln verletzt mich der rohe Sinn, mit dem ſie ſich gegen das Größte, was des Menſchen Geiſt und Hand geſchaffen, gegen die Dicht- und Kunſtwerke der Griechen abſchloſſen, ja dieſelben für Erzeugniſſe des Teufels erklärten. In der Apokalypſe wird von Pergamum als einem Sitz des Satans geredet, vermutlich wegen der prächtigen Götterſtatuen, die dort aufgeſtellt waren. In den erſten Jahrhunderten, ja bis tief in das Mittelalter hinein, hielten die Chriſten die Götter des Olymp nicht etwa für Geſchöpfe der Einbildungskraft, ſondern für Dämonen, die eine ſchöne Geſtalt angenommen, um die Menſchen zu verführen. Der Rauch der Höhle von Delphi ſollte aus der Hölle emporgeſtiegen ſein und die Pythia begeiſtert haben. Die Gothen und ſonſtigen nordiſchen Barbaren, welche das Chriſtentum mit Feuer und Schwert in Hellas verbreiteten, zertrümmerten mit fanatiſcher

Wut die Tempel, Altäre und Bildsäulen, weil sie, nach ihrer Ansicht, dem Götzendienst Vorschub leisteten; und wenn manche Schriften der alten Griechen in den Klöstern ein Asyl gefunden haben und für uns gerettet worden sind, so verdanken sie dies nur dem Umstande, daß die Mönche sie nicht verstanden, sonst würden sie von ihnen verbrannt worden sein.

Ein Ausflug nach Ephesus, den ich unternahm, war sehr lohnend. Schon bei meinem früheren Aufenthalte hatte ich die Stätte der alten Prachtstadt besucht, aber vergebens auch nur nach dem Platze geforscht, wo der berühmte Tempel der Artemis gestanden. Jetzt sah ich denselben und noch andere Bauten der griechischen Zeit halb aus dem Boden emporgestiegen. In der Nacht von Alexander's Geburt war dieses Heiligtum, eines der größten in der alten Welt, in Flammen aufgegangen. Nach mehr als zwei Jahrtausenden erhebt es sich jetzt wieder, in eine völlig veränderte Welt hineinschauend, aus seiner Asche. Allerdings war der Tempel nach jener ersten Zerstörung von neuem wieder aufgebaut worden, und so werden sich neben seinen, vom Feuer unversehrt gebliebenen Teilen auch manche finden, die dem späteren Bau angehören. An einem Mauerstückchen, das ich inmitten der Trümmer auflas, glaubte ich noch Spuren des Brandes und Rauches, der es geschwärzt, zu sehen; ich werde es an mich nehmen, damit es mich immer an die That des Herostratus gemahne und mich vor falscher Ruhmsucht bewahre. Besser ist es, im stillen Segen zu schaffen und dann ungenannt zu Grabe zu gehen, als mit einem Flecken auf dem Namen, einem Brandmal auf der Stirn durch die Jahrtausende zu schreiten. Das Gute, was wir insgeheim gethan, wird sicher Frucht auch noch für die folgenden Geschlechter tragen, und das muß uns genügen, auch wenn keiner den Urheber kennt.

Während ich das Trümmerfeld von Ephesus, das stundenweit den Boden bedeckt, durchritt, konnte ich nicht umhin, mit

tiefer Trauer auch an alle die anderen herrlichen Städte zu denken, welche einſt in dieſem Wiegenland der alten Kultur geblüht und nun faſt ſpurlos von der Erde verſchwunden ſind. Vielleicht in keiner Gegend der Welt drängten ſich deren ſo viele wie in Jonien, Lydien, Phrygien, ja in ganz Kleinaſien, bis nach Syrien hinein. Das prachtvolle Sardes, die Reſidenz des Kröſus, das reiche Milet, um deſſen Zerſtörung durch die Perſer in ganz Griechenland bis zu den fernen Kolonien am Euxinus und an den Säulen des Herkules Wehklagen erſcholen — Thyatira, Laodicea und das ſtolze Halikarnaß mit ſeinem Weltwunder, dem Mauſoleum, Syriens Stolz Antiochia, der Sitz der Ueppigkeit mit ſeinem Hain der Daphne, zu dem von den entlegenſten Ländern her Alle ſtrömten, die nach ſchwelgeriſchem Lebensgenuß begehrten — wo ſind ſie und noch ſo viele andere hin mit ihren Agoren und Säulenhallen, ihren Tempeln und Thermen, ihren Sängerſchulen und Theatern, ihren Gymnaſien, in denen ſich die Jünglinge zu Thaten der Vaterlandsliebe ſtählten? Was ward aus dem fröhlichen Leben und Treiben, das einſt ihre Straßen durchwogte? Wenn man dieſe Gegenden bereiſt, trifft man bald hier, bald dort, unter wucherndem Geſträuch verborgen, einen Säulenſturz, ein Mauerſtück, die zerbrochenen Glieder einer Marmorſtatue. Indeſſen die Gelehrten ſind oft im Streit darüber, mit welchem Namen ſie die Stadt bezeichnen ſollen, die ſich einſt dort erhoben. Und doch ſtanden die meiſten der genannten Städte viele Jahrhunderte nach Chriſtus hindurch noch aufrecht, mit Prachtgebäuden geſchmückt und als Mittelpunkte regſten Lebens! Wie ſie nachher ſo gänzlich untergehen konnten, ob nur die Verheerungen der Muhammedaner oder vielleicht große Erdbeben die Urſache davon geweſen, das ſind Rätſelfragen, auf die ich nirgends eine befriedigende Antwort gefunden habe.

Ich hatte, von der Gegend und den Trümmern von Epheſus gefeſſelt, mein Nachtquartier in einem Chan oder

Wirtshause aufgeschlagen und durfte so noch bis spät Abends mich an dem wundervollen Anblick erfreuen. Ueber die Säulenreihen des Tempels dahin sah ich das unendliche Meer, und während die untergehende Sonne Wogen und Ufer und den halbzerbröckelten Marmorsitz, auf dem ich ruhte, mit dunkelroten Strahlen übergoß, dachte ich, wie kurze Dauer den Ländern, Reichen und Völkern für ihre Blüte vergönnt ist, in wie raschem Wandel das Leben über die Erde hinzieht und nun nach Jonien und Griechenland andere Länder, die damals noch in kimmerischer Finsternis begraben waren, zum Wohnsitze erkoren hat. Es schwebt mir oft als ein schöner Traum vor, einst werde bei größerer Vervollkommnung die Menschheit es dahin bringen, daß alle Gegenden der Erde in gleichem Zustande der Kultur von freien, rege schaffenden Völkern bewohnt sein werden. Allein wenn ich den bisherigen Gang der Geschichte betrachte, muß ich mir wieder gestehen, daß nach aller Wahrscheinlichkeit, ebenso wie es früher gewesen, auch in Zukunft immer nur einzelne Regionen dafür auserlesen sein werden, daß einst auch Europa mit allen seinen Städten veröden und die Zivilisation von seinen verlassenen Ufern nach anderen Küsten fliehen wird.

Zu noch trüberen Erwägungen gab mir der Gedanke Anlaß, daß nicht nur die ganze hellenische Welt mit ihren Städten, Rennbahnen, Akademien und Tempeln untergegangen sei, sondern ebenso zum großen Teil auch ihre Geisteswerke. Denn wie wenig ist im Grunde übrig geblieben von den Schriften ihrer Weisen, Geschichtschreiber und vor Allem ihrer Dichter? Nur eben so viel, um uns den Verlust des Restes betrauern zu lassen. Was wir besitzen, ist zum großen Teil Bruchstück — weit dürftiger als die Reste altgriechischer Bildsäulen, die man in Jonien, Hellas, Sicilien ausgegraben hat. Die letzteren lassen sich oft nach den Ueberbleibseln mit ziemlicher Sicherheit ergänzen; unsere Philologen jedoch mühen

sich umsonst, aus den Fragmenten verlorengegangener Stücke der Tragiker auch nur die Komposition des Ganzen zu deuten.

Oft schweife ich hier am Gestade des Flüßchens Meles, der durch die Erinnerung an Homer geheiligt ist und in dessen Nähe er nach einer der verschiedenen Sagen, die über seine Geburt gehen, in einer Grotte geboren sein soll. — Ein anderer Lieblingsplatz, den ich fast an jedem Abend besuche, ist ein türkisches Café an der sogenannten Karawanenbrücke. Hier freilich werde ich aus der Welt des Altertums mit Gewalt in den neueren Orient zurückgeführt. Schwerbeladene Dromedare, auch ganze Karawanen, aus dem Innern Asiens kommend, ziehen vorüber. Bald sprengt ein beturbanter türkischer Reiter mit kurzen Schaufelbügeln, bald ein Grieche in der kleidsamen albanesischen Tracht daher, und ich, ein Glas voll kühlenden, aus dem Safte des Granatapfels bereiteten Scherbets vor mir, die Bernsteinspitze der Wasserpfeife im Munde, lasse das Auge über das bunte Treiben hinweg auf Meer, Stadt und die prächtigen, sie umgebenden Berge gleiten. Smyrna gewährt, wie viele andere morgenländische Städte, wenn uns auch das Gewirr und Gewinkel seiner endlosen Gassen im Innern zur Verzweiflung bringen kann, von außen gesehen, einen höchst reizenden Anblick. Die vielen Bäume, die inmitten der dichten Häusergruppen emporragen, besonders aber die zahlreichen schlanken Minarete, üben eine malerische Wirkung, wie keine Stadt des Abendlandes sie darbietet.

Einer freundlichen Erscheinung von echt orientalischem Charakter bin ich in der Umgegend von Smyrna begegnet. Ich machte, da für die Sicherheit in der Nähe dieser großen Handelsstadt nichts zu befürchten ist, oft weite Spaziergänge in das Land hinein, von denen ich, wenn auch Morgens früh ausgegangen, erst am späten Nachmittag zurückkehrte. Ein solcher führte mich einst an einem Feigenwäldchen vorbei, in dessen Mitte ein kleines Gebäude lag, das man in christlichen

Ländern als Kapelle bezeichnen würde. Neben dem Häuschen rieselte ein Bach, und als ich vorbeischreiten wollte, trat mir ein Greis in langem weißem Kaftan, den Turban auf dem Haupte, entgegen, um mir einen Becher voll frischen Wassers zu bieten, das er eben aus der Quelle geschöpft. Eremiten, die sich solchem Liebesdienst widmen, findet man in den muhammedanischen Ländern nicht selten; es sind das fromme Moslimen, die auf eine Zeit lang oder für ihr ganzes Leben das Gelübde thun, sich an solche einsame Stätten zurückzuziehen und die Wanderer durch Darreichung eines kühlenden Trankes zu erquicken.

Die Insel Chios, die ich von den Höhen bei Smyrna im Duft der Ferne vor mir blauen sah, lockte mich zu einem Besuche. Sie ist von allen griechischen Eilanden, die ich betreten, das lachendste und zeichnet sich durch die üppigste Vegetation aus. Alle Thäler und Höhen prangen in Blüten, deren Kelchen die Bienen die Fülle des Honigs entsaugen. Lavendel, Thymian und Rosmarin erfüllen die Luft mit sinnberauschendem Wohlgeruch, und die Steineiche, der Lorbeerbaum, die hochstämmige Pinie breiten ihre wonnigen Schatten über die Felsenbuchten und den Goldsand der vom Wogenschlag sanft widerhallenden Gestade. Ein gleich heiteres Bild, wie die Natur, bot mir das Treiben der Bewohner. Es war der Tag eines Heiligen; die Häuser der kleinen Stadt hatten sich mit grünen Gewinden geschmückt und durch das Geläut der Glocken hindurch ertönten Freudenschüsse.

Später fand ich vor dem Thor das Volk auf dem Rasen gelagert, wie es sich am feurigen Weine von Chios erlabte. Cymbeln und Flöten erklangen und Jünglinge und Mädchen schwangen sich im muntern Tanz. Aber alle heitere Pracht der Landschaft, dieser Jubel der Menschen beklemmten mir die Brust. Nur wenige Punkte der Erde sind von so zerstörenden Katastrophen heimgesucht worden wie diese Insel, und einzig

die Vergeßlichkeit und Kurzſichtigkeit, die den Sterblichen eigen, machen es möglich, daß ihre Bewohner ſich auch nur für einen Augenblick ſorgloſer Freude hingeben. Noch leben Manche, die das furchtbare Blutbad mit angeſehen, welches die Türken hier im griechiſchen Befreiungskriege angerichtet; ich ſprach mehrere, jetzt bejahrte Männer, welche die meiſten ihrer Verwandten und Freunde unter dem Würgerſchwert der Osmanen hatten umkommen ſehen und den Mordwaffen nur entkommen waren, weil ſie von den empfangenen Wunden wie entſeelt am Boden gelegen. Sie erzählten mir Greuel von ſo haarſträubender Beſchaffenheit, daß kein Geſchichtſchreiber es gewagt hat, ſie zu berichten. Faſt die ganze Inſel wurde damals ausgemordet, und nun tanzen und zechen die Söhne und Enkel Derer, die eines ſo grauſen Todes geſtorben, ſchon wieder fröhlich, als ob nichts geſchehen wäre. Und doch — ſo lange die Türken Chios unter ihrer Oberherrſchaft haben, iſt durch nichts verbürgt, daß ſich nicht ähnliche Schreckniſſe auf ihm wiederholen werden. Es iſt uns noch Allen in lebhafter Erinnerung, wie die Barbaren auf Candia gewütet haben. Indeſſen zu den von Menſchen verübten Miſſethaten, unter denen die armen Chioten geblutet, haben ſich noch die furchtbarſten Naturereigniſſe geſellt. Wiederholt iſt die Inſel von zerſtörenden Erderſchütterungen heimgeſucht worden, die ganze Ortſchaften verſchlungen haben. Es ſcheint unter ihr ein vulkaniſcher Herd zu lodern, der Tag für Tag neue Ausbrüche droht. Man nehme an, der Krater des Veſuv hätte ſich mit einer Kruſte bedeckt und über dieſer hätten ſich Menſchen angeſiedelt, die nun, nur vom Tag zum Tage denkend, ein fröhliches Leben führten — das iſt buchſtäblich das Schauſpiel, welches dieſe Inſelbewohner darbieten. Während ich ſie zum Schalle der gellenden Inſtrumente jauchzen hörte, während ich auf den Gefilden umher Blüte an Blüte ſich drängen ſah, dachte ich, daß dieſe Luſt und Herrlichkeit, wie ſie ſorglos ſich

Ländern als Kapelle bezeichnen würde. Neben dem Häuschen rieſelte ein Bach, und als ich vorbeiſchreiten wollte, trat mir ein Greis in langem weißem Kaftan, den Turban auf dem Haupte, entgegen, um mir einen Becher voll friſchen Waſſers zu bieten, das er eben aus der Quelle geſchöpft. Eremiten, die ſich ſolchem Liebesdienſt widmen, findet man in den muhammedaniſchen Ländern nicht ſelten; es ſind das fromme Moslimen, die auf eine Zeit lang oder für ihr ganzes Leben das Gelübde thun, ſich an ſolche einſame Stätten zurückzuziehen und die Wanderer durch Darreichung eines kühlenden Trankes zu erquicken.

Die Inſel Chios, die ich von den Höhen bei Smyrna im Duft der Ferne vor mir blauen ſah, lockte mich zu einem Beſuche. Sie iſt von allen griechiſchen Eilanden, die ich betreten, das lachendſte und zeichnet ſich durch die üppigſte Vegetation aus. Alle Thäler und Höhen prangen in Blüten, deren Kelchen die Bienen die Fülle des Honigs entſaugen. Lavendel, Thymian und Rosmarin erfüllen die Luft mit ſinnberauſchendem Wohlgeruch, und die Steineiche, der Lorbeerbaum, die hochſtämmige Pinie breiten ihre wonnigen Schatten über die Felſenbuchten und den Goldſand der vom Wogenſchlag ſanft widerhallenden Geſtade. Ein gleich heiteres Bild, wie die Natur, bot mir das Treiben der Bewohner. Es war der Tag eines Heiligen; die Häuſer der kleinen Stadt hatten ſich mit grünen Gewinden geſchmückt und durch das Geläut der Glocken hindurch ertönten Freudenſchüſſe.

Später fand ich vor dem Thor das Volk auf dem Raſen gelagert, wie es ſich am feurigen Weine von Chios erlabte. Cymbeln und Flöten erklangen und Jünglinge und Mädchen ſchwangen ſich im muntern Tanz. Aber alle heitere Pracht der Landſchaft, dieſer Jubel der Menſchen beklemmten mir die Bruſt. Nur wenige Punkte der Erde ſind von ſo zerſtörenden Kataſtrophen heimgeſucht worden wie dieſe Inſel, und einzig

die Vergeßlichkeit und Kurzſichtigkeit, die den Sterblichen eigen, machen es möglich, daß ihre Bewohner ſich auch nur für einen Augenblick ſorgloſer Freude hingeben. Noch leben Manche, die das furchtbare Blutbad mit angeſehen, welches die Türken hier im griechiſchen Befreiungskriege angerichtet; ich ſprach mehrere, jetzt bejahrte Männer, welche die meiſten ihrer Verwandten und Freunde unter dem Würgerſchwert der Osmanen hatten umkommen ſehen und den Mordwaffen nur entkommen waren, weil ſie von den empfangenen Wunden wie entſeelt am Boden gelegen. Sie erzählten mir Greuel von ſo haarſträubender Beſchaffenheit, daß kein Geſchichtſchreiber es gewagt hat, ſie zu berichten. Faſt die ganze Inſel wurde damals ausgemordet, und nun tanzen und zechen die Söhne und Enkel Derer, die eines ſo grauſen Todes geſtorben, ſchon wieder fröhlich, als ob nichts geſchehen wäre. Und doch — ſo lange die Türken Chios unter ihrer Oberherrſchaft haben, iſt durch nichts verbürgt, daß ſich nicht ähnliche Schreckniſſe auf ihm wiederholen werden. Es iſt uns noch Allen in lebhafter Erinnerung, wie die Barbaren auf Candia gewütet haben. Indeſſen zu den von Menſchen verübten Miſſethaten, unter denen die armen Chioten geblutet, haben ſich noch die furchtbarſten Naturereigniſſe geſellt. Wiederholt iſt die Inſel von zerſtörenden Erderſchütterungen heimgeſucht worden, die ganze Ortſchaften verſchlungen haben. Es ſcheint unter ihr ein vulkaniſcher Herd zu lodern, der Tag für Tag neue Ausbrüche droht. Man nehme an, der Krater des Veſuv hätte ſich mit einer Kruſte bedeckt und über dieſer hätten ſich Menſchen angeſiedelt, die nun, nur vom Tag zum Tage denkend, ein fröhliches Leben führten — das iſt buchſtäblich das Schauſpiel, welches dieſe Inſelbewohner darbieten. Während ich ſie zum Schalle der gellenden Inſtrumente jauchzen hörte, während ich auf den Gefilden umher Blüte an Blüte ſich drängen ſah, dachte ich, daß dieſe Luſt und Herrlichkeit, wie ſie ſorglos ſich

über Tod und Verwesung entfaltet, bald ein grauenvolles Ende nehmen könne. Wer weiß, ob Chios nicht durch ein neues gewaltiges Erdbeben völlig zerstört und in den Schoß des Meeres begraben werden wird? Dann wird nur die Sage noch berichten, daß dort, wo der Fischer seine Netze auswirft, eine blühende Insel, die Wohnstadt des ältesten und größten Sängers der Welt, aus den Fluten geragt habe.

47.

Athen, 16. April 1870.

So viele herrliche Orte der Erde ich auch schon besucht habe, an keinem von ihnen hat sich noch so, wie in Athen, der Wunsch in mir geregt, ihn nie wieder zu verlassen. Als ich zuerst, vom Piräus herkommend, die Akropolis vor mir aufsteigen sah, als ich dann den Theseustempel und die Säulen des Olympion erblickte, als ich die Wellen des von Frühlingsregen höher geschwollenen Ilyssos rauschen hörte, war mir, als sei ich in meine Heimat zurückgekehrt, aus der ich mich als Kind in die weite Welt verirrt. War ich doch im Geist hier so viel umhergewandert, daß mich alle Plätze wie alte Bekannte grüßten. Ich ward nicht müde, zu den Propyläen emporzusteigen und von den Stufen des Pallastempels das Auge über das himmlische Land nach dem Meer und den ferne dämmernden Bergen hingleiten zu lassen, an der Nymphengrotte und der Quelle Kallirrhoë stundenlang zu träumen. Herrlich ist dieses Attika unter der strahlenden Klarheit seines Himmels, mit seinen vom Morgen- und Abendschein vergoldeten Bergspitzen, seinem über das Silbergrün der Olivenhaine heraufschimmernden Ozean, und es wird wenige Landschaften geben, welche Grandiosität mit Lieblichkeit in gleich hohem Maße vereinigen. Aber die höchste, unvergleichliche

Schönheit haben der Stadt des Perikles und ihrer Umgebung doch die großen Männer verliehen, die in ihr gelebt; sie haben den Himmel, der sich über ihnen ausspannt, in diesen nie erblassenden Glanz gekleidet, den Fluren das nie welkende Frühlingsgewand gewoben, in dem sie prangen. Kein Gedanke kann uns mit mehr Stolz erfüllen als derjenige, daß der Menschengeist die Natur, so göttlich schön sie auch sei, doch noch auf eine höhere Stufe zu heben und ihr erst die wahre Weihe zu verleihen vermag. Hätten hier am Kephissos und Ilissos nicht die größten Helden, Dichter, Weisen und Künstler der Welt gelebt, diese von hochragenden Felshöhen umkränzte, in flutumrauschte Vorgebirge auslaufende Ebene würde manche Nebenbuhlerinnen auf der Erde haben. Allein der Gedanke, daß hier Sophokles gedichtet, hier Phidias dem Marmor göttliche Gestalten entlockt, hier in Munichion und im Piräus Themistokles die Trieren gerüstet, auf denen die größte Freiheitsschlacht der Welt gestritten wurde, entrückt die Gegend von Athen sofort allen Vergleichen. Die Erinnerung an die großen Thaten des Schwertes und des Geistes, die hier geschehen, verklärt die Lüfte über unserem Haupt zu reinerem Kristallglanz, breitet tieferes Blau über die Wogen, umstrahlt die Berggipfel mit einem überirdischen Licht. Der Eindruck, den Athen auf mich machte, als ich es vor vielen Jahren zuerst besuchte, hat sich mir jetzt wiederholt und verstärkt, da ich zum vierten Male hergekommen. Während der ersten Tage befand ich mich in einem wahren Rausche, der mich bald zu dem steilen Haupt des Lykabettos emportrieb, um der weitesten Aussicht über das ganze Gebiet zu genießen, bald ruhelos durch das Thal des Kephissos und Ilissos, durch die Stadt und von dort an das Meer hinjagte. Ich konnte diese Hast nicht bezähmen, als fürchtete ich, ich möchte eine der geliebten Stätten nicht wiederfinden. Erst als ich mir zu sagen vermochte, ich hätte sie alle beisammen, keine sei mir verloren gegangen, fand

ich wieder Ruhe und freute mich jeder einzelnen. Ich wanderte in der Frühe nach dem Kloſter Sirjani am Hange des Hymettos und durchirrte die Schluchten des Gebirges, um dem Summen der berühmten Bienen zu lauſchen, wie ſie dem duftigen Rosmarin und Lavendel Honig entſogen. Die Abhänge dieſes, mit aromatiſchen Kräutern und Stauden aller Art überdeckten Berges waren ſicher noch ganz ſo, wie ſie in der Blütezeit der Hellenen geweſen, und es hätte mich nicht erſtaunt, wenn zwiſchen den Ziegen, die an den jähen Felſenzacken kletterten, ein Schwarm junger Faune ſich, an ihren Pfeifen fingernd, gezeigt hätte, wenn aus einer Höhle hervor Silen mit ſeiner Amphora an mir vorübergetaumelt wäre. Eine Platane unten am Berge bot mir unter ihrem breiten Schattendache während der Mittagshitze einen willkommenen Sitz. Ihr Wipfel erſcholl von dem Chor der Cikaden, und ich dachte, dies ſei der Baum, unter welchem nach Plato's Erzählung Sokrates mit Phädon geſeſſen. An einem anderen Morgen wanderte ich nach Kolonos und überblickte von der Höhe des Hügels die vom Frühling begrünte Landſchaft. Aber vergebens horchte ich auf, ob ich nicht die Stimmen der Nachtigallen vernähme, die einſt hier ihren Wettgeſang gehalten; ſie ſind mit den hochſtämmigen Bäumen verſchwunden, in deren Laubdach ſie geniſtet. Sodann lenkte ich die Schritte an die Ufer des Kephiſſos hinab zu der Stelle, an welcher einſt, wie verſchiedene dort gefundene Marmorſtücke mit Inſchriften wahrſcheinlich machen, die Akademie geſtanden hat. Ich baute mir ihre Säulenhallen wieder auf und ſah die weisheitdürſtenden Jünglinge ſich in ihnen um die Lehrer drängen, oder Arm in Arm, die Stirne mit Kränzen von Schilf umflochten, in den kühlen Platanengängen am Fluſſe luſtwandeln; in der Stadt ließ ich die Agora von den lärmenden Rufen des Volkes, die Pnyx von der Stimme des Demoſthenes widerhallen. Mein Lieblingsplatz jedoch war auf einer der Stufen im Theater des Dionyſos, das ſeit

meinem ersten Besuche von Athen wieder zum größten Teil bloßgelegt ist', und nun den Zuschauerraum, die Orchestra, sowie die Scene deutlich erkennen läßt. Nach diesem Punkt sollten die Völker von heute, die sich so viel auf ihre Zivilisation einbilden, blicken und sich beschämt bekennen, wie weit sie hinter dem Volke der Griechen an wahrer Geistesbildung zurückstehen. Wenn selbst die altenglische und die spanische Bühne, wie große Werke der Poesie auch über sie hingeschritten, doch neben derjenigen des Aeschylos und des Sophokles schon halb barbarisch erscheinen, welch ein trauriges Zeugnis stellen im Vergleich mit ihr erst die Theater des jetzigen Paris, Wien und Berlin dem Bildungszustande ihrer Besucher aus! Auf meinen Sitz zurückgelehnt, glaubte ich in dem Flüstern des Windes durch das wilde Gesträuch, das aus den Spalten zwischen den Steinen hervorsproßt, das Echo von Aeschylos', Sophokles' und Euripides' Versen zu vernehmen, die einst hier erklungen. Die Scene vor mir belebte sich wieder mit den langhinwallenden Gewändern des Chors, der, die Thyrsosstäbe schwingend, um die Thymele schritt; ich sah den verwegenen Pentheus dem Gotte und seinen bekränzten Scharen auf ihrem Siegeszug Halt gebieten, und Agave im dionysischen Taumel, den Becher hoch in der Hand erhoben, die Bacchantinnen wider den eigenen Sohn führen, um den Lästerer zu zerreißen. Ein anderes Mal gewahrte ich den Titanen an den scythischen Felsen geschmiedet und die Töchter des Ozeans zu seinen Füßen, um den Dulder in seinem Weh zu trösten.

Seltsamerweise hatte sich mir in das Entzücken der ersten Tage kein Gedanke gemischt, daß ich mich doch nur auf einem trümmerbedeckten Boden über einer versunkenen Welt befände, daß eine Flut der Zerstörung, wie sie nur wenige Länder betroffen, über Attika dahingegangen, und daß nur noch wenige dürftige Ruinen aus ihr hervorragten. Als mir dies lebendig zum Bewußtsein kam, wandelten sich alle meine frohen

Empfindungen in Trauer um und es trieb mich von neuem zu den ſchon zuvor beſuchten Oertlichkeiten, um allem dem Großen, das dort verſunken, heiße Thränen nachzuweinen. Ach, konnten denn die herrlichen Gaben des Genius, die Athen der Welt geſchenkt, das unerbittliche Schickſal nicht milde ſtimmen, um es zu verſchonen, mußte es im Donnergang über die Stadt hinſchreiten, welche Blumenkränze des Schönen geflochten hat, deren Duft über alle Länder hingeſtoben iſt, die mit dem unſterblichen Gelächter ihres Ariſtophanes noch die ſpäteſten Geſchlechter erquickt, eine Stadt, die durch die kleinſten Fragmente der Werke ihrer Bildhauer die Künſtler ſelbſt der ſpäteſten Zeiten zwingen wird, zu ihnen als zu etwas unerreichbar Hohem aufzublicken, eine Stadt, deren Weiſe ſchon einen Geiſtesflug gewagt, auf welchem ſie einzuholen ſelbſt denen kommender Jahrtauſende die Flügel erlahmen werden?

Während meiner verſchiedenen Aufenthalte in Athen habe ich wiederholte Ausflüge nach den durch Natur oder Geſchichte intereſſanteſten Punkten des Landes gemacht. Ich ſtand auf dem Schlachtfelde von Marathon und hörte in den Wogen, wie ſie ſich am Geſtade brachen, noch Feierhymnen zum Siege des Miltiades und ſeiner Zehntauſend erklingen; ich blickte unter den Säulen von Kap Sunium hervor auf den dunkelblauen Ozean hinab, wie er mit ſeinen weißen Wogenkämmen heranrollte und ſich ſchäumend an den Klippen zu meinen Füßen brach. Geſtern führte mich die heilige Straße, auf der einſt die zur Feier der Myſterien Wallfahrenden gezogen, nach Eleuſis, und ich ſah eine Anzahl von Säulen ſeines geweihten Tempels, den der Wüterich Alarich zerſtört, aus dem Schutt emporgeſtiegen. Es war mir ein erhebendes Gefühl, mich an dem Orte zu befinden, wo Aeſchylos geboren worden und ſeine erſte Jugend verbracht hatte; ich ſtellte mir den Knaben vor, wie er andachtsvoll an den Pforten des Heiligtums gekniet, während aus dem Innern die Geſänge der Eingeweihten an

sein Ohr drangen, wie er auf den Klippen am Meer gesessen und von großen, künftig zu vollführenden Thaten geträumt, bis er hinausgezogen in die Männerschlacht und dann, nachdem er den Sieg für das Vaterland mit erstritten, den Kranz im Wettkampf der Tragiker auf sein Haupt herabgezogen. So wie hier die Wiege, hatte ich früher zu Gela bei Terranuova in Sicilien die letzte Zufluchtsstatt des größten der Dichter gegrüßt, wo der „lorbeermüde" Greis, als er sich bei einem Spaziergange zum Ausruhen hingestreckt, durch eine Schildkröte getödtet wurde, die ein über ihn hinfliegender Adler auf sein Haupt niederfallen ließ. — An einem Abend, als sich günstiger Fahrwind erhoben, schiffte ich in einem leichten Boot nach Aegina hinüber, und ich werde nie den Anblick vergessen, als ich gegen Ende der Nacht am felsigen Ufer der Insel landete. Beim Schein der Mondessichel blickten die Säulen des Tempels so ernst, so majestätisch auf mich herab, daß es mir fast wie eine Entweihung erschien, wenn ich den geheiligten Boden, wo einst Priester am Altar ihr Opfer gebracht, betreten hätte. Dennoch klomm ich zuletzt empor und saß lange an einem Säulensturz in unendlicher Einsamkeit. Selbst das Meer lag regungslos wie im Traum. Während mein Auge längs des alten Gemäuers hinschweifte, das der Mondstrahl mit gleitenden Schatten erfüllte, hörte ich hie und da das Fallen eines bröckelnden Steines, der sich von den halbgestürzten Architraven trennte, und bei dem Tone war mir, als sei ich noch Zeuge des Vergehens des alten Hellas. Ich pries mich glücklich, daß ich wenigstens diese Reste noch gesehen; unseren späten Enkeln wird auch das nicht mehr zu Teil werden und selbst der Schutt der letzten Bauten, die Griechenland errichtet, wird sich in Atome aufgelöst haben.

Wenn an den genannten Punkten wenigstens einige halb zerfallene Denkmale noch Kunde von der großen Vorzeit geben, so hat auf der Höhe, die einst das stolze Korinth getragen,

die Vernichtung ihren Herrscherstuhl errichtet. Hier hatten schon die Römer, welche man überhaupt als die ersten Zerstörer Griechenlands brandmarken muß, dem Schwert der Gothen wenig zum Verheeren mehr übrig gelassen. Kaum furchtbarer konnten die Letzteren hausen, als der wilde Mummius mit seinen raubsüchtigen Legionen, der die prächtige Stadt, nachdem er sie der Plünderung seiner Soldaten preisgegeben, bei Drommetenschall in Brand stecken ließ. Das Erz der vielen kostbaren Gefässe und Statuen, welche die dortigen Tempel füllten, soll, von der Feuerglut geschmolzen, sich als breiter Strom durch die Straßen ergossen haben. Die Gebäude, die den Flammen entgangen, wurden von den grimmen Eroberern mit Brechwerkzeugen aus ihren Fundamenten gehoben und dem Boden gleich gemacht. Ich erstieg das Felsenhaupt, auf dem die reichste und üppigste der griechischen Städte gethront, und ein grandioser Anblick bot sich mir oben. Zu meinen Füßen brandete das Meer an beide Seiten des Isthmus; hinter mir lag, weit gedehnt, die Pelopsinsel. Vor mir zog sich die felsige Küste des Festlandes hin, über welche Berggipfel emporragen, bei deren Namen die Seele vor Entzücken erbebt — der Parnaß und der Cithäron. Allein die Verödung auf diesem Landstrich, welcher einst der Mittelpunkt der zivilisirten Menschheit gewesen, macht einen tieftragischen Eindruck. Dieses meerbeherrschende Korinth, dessen Handelsschiffe alle Gewässer bedeckten, dessen Aphroditetempel alle Jünglinge von Hellas zu frohem Lebensgenusse einlud, in dessen Palästen Becherschall und Skoliengesang bei festlichen Gelagen nie verstummte, hat auf Erden keine Spur zurückgelassen, als einige halb gebrochene Säulen, von denen auch wahrscheinlich ist, daß sie nicht der alten Stadt, sondern dem, auf den Trümmern dieser errichteten späteren ärmlichen Korinth angehören. — Zu zwei Malen bin ich die steilen Abhänge des Parnaß emporgeklommen, habe auf der Stätte des alten Delphi gerastet und meine Lippen

an der kaſtaliſchen Quelle genetzt. Doch wie ich das geweihte Naß zum Munde führte, konnte ich ein Gefühl tiefer Niedergeſchlagenheit nicht unterdrücken, daß ich, wie alle die Spätgeborenen unſerer Zeit, unwert ſei, von dem heiligen Trank zu ſchlürfen. Jener leuchtende Morgen der Welt, wo die Muſe ihren Lieblingen die Leier ſtimmte, iſt erloſchen. Zu viele Jahrhunderte des Grams ſind über die Erde geſchritten und haben uns ihre Trauer vererbt, als daß wir noch zu ſingen vermöchten wie die Hellenen. Eine ſolche Empfindung der Melancholie begleitete mich auf meiner weiteren Wanderung, die mir den Kontraſt des Einſt und Jetzt auf erſchütternde Weiſe zeigte. Der Peloponnes iſt gegenwärtig eine Stätte entſetzlicher Verödung, und nur die Natur, die hier und da ihr friſches Grün über die Trümmer breitet, reißt die Betrachtung bisweilen von dem niederdrückenden Schauſpiel des Untergangs und der Verwüſtung los, das ſich dem Auge zu allen Seiten bietet. In dem Hirtenland Arkadien, deſſen Name ſo melodiſch klingt und uns ſchweizeriſche Thäler voll von Almengrün, weidende Herden mit Hirten, die im Schatten einer Pinie Wettgeſänge anſtimmen, erwarten läßt, fand ich nicht einmal einen ſolchen Naturreiz. Kein Wald, ja kein friſches Wieſengrün iſt mehr zu erblicken; nur hier und da gewahrt das Auge noch eine ſonnenverſengte Terebinthe, in der die dürſtende Cicade ſchmettert, und kahle Felſen mit Rinnſalen, durch welche ſpärlich ein faſt vertrocknetes Bächlein hinſickert. Die Hauptſtadt Arkadiens, Tripolizza, bietet ein troſtloſes Bild menſchlichen Elends dar. Hier haben die Türken im Befreiungskrieg der Griechen ſo entſetzlich gehauſt, wie es nur die Gothen vermocht, und ich habe aus dem Munde eines alten Offiziers Schreckensberichte von den dort verübten Greuelthaten gehört, die mich noch jetzt, nach faſt fünfzig Jahren, mit Schauder erfüllen. — Ein freundlicher und zugleich großartiger Eindruck war mir ſchon bei meiner erſten Reiſe, als

ich länger dort geweilt, durch das Eurotasthal geworden. Hier am Fuße des Taygetos, der dasselbe mit seinen Schneegipfeln überragt, ist das wuchernde Laubgrün, sind die mächtigen Bäume, die aus dem Schutt des altberühmten Sparta emporsprießen, so zur alleinigen Herrschaft gelangt, daß man zweifeln möchte, auf diesem Boden habe einst die Stadt des Leonidas gestanden. Es drängt sich mir als befremdend auf, daß die fruchtbare, vom Eurotas durchströmte, bergumschlossene Niederung nicht vielmehr ein Hirtenvolk erzeugt habe, als jene rauhen und strengen Lacedämonier, die furchtbaren Krieger, vor denen ganz Hellas zitterte. — Wenn Griechenland manche Plätze aufweist, welche die Seele durch den Gedanken an verschwundene Herrlichkeit fast erdrücken, so ist doch Olympia derjenige, wo dies auf die überwältigendste Weise statthat. Welchen Jüngling, der nicht völlig in den Staub des Alltagslebens versunken ist, hätte nicht einmal die Sehnsucht erfaßt, den großen Festspielen, die alle vier Jahre die Hellenen am Alpheusstrande versammelten, beizuwohnen und sich die Stirne mit einem Zweig des heiligen Oelbaums kränzen zu lassen, zur Bildsäule des olympischen Zeus von Phidias, dem größten Wunderwerk hellenischer Kunst, in andachtsvoller Begeisterung emporzublicken? In mir war während meiner Jugendjahre dieses Verlangen oft mächtig rege geworden und ich hatte gedacht, wenn ich nur eine Stunde Zeuge jener Feier in Elis gewesen, würde ich gern sterben; Höheres könne mir dann das Leben doch nicht mehr bieten. Und wie ich nun mich in dem Stromthal befand, das jenes wundervollste aller, je von Menschen begangenen Feste gesehen, welcher Wandel zwischen ehemals und heute! Kaum die Stätte, wo der Tempel gestanden, vermag der Blick noch zu erkennen. Von der Altis, der Rennbahn, von den zahllosen Siegesdenkmalen, die sich in langer Reihe hingezogen, ist auch die letzte Spur verschwunden! Wie verstummt sind die heiligen Hymnen und Päane und die

jauchzenden Stimmen des Volkes, als es den Faustkämpfern, den Diskusschleuderern, den an das Ziel stürmenden Wagenlenkern zujubelte! Der goldene Adler, der, sich zum Himmel schwingend, den Beginn der Spiele verkündete und über ihnen sein glänzendes Gefieder schüttelte, liegt mit gebrochenen Flügeln unter der Erddecke begraben, die zwei Jahrtausende über die Kampfbahn von Olympia aufgehäuft haben.

48.

Athen, den 25. April 1870.

Der Gedanke an den Untergang der Hellenenwelt und aller ihrer Herrlichkeit ist wohl geeignet, das Gemüt aufs tiefste zu umdüstern und uns nur mit Zagen in die Zukunft der Menschheit blicken zu lassen. Wenn ein solches Gefühl mich übermannen will, nehme ich zu einer Betrachtung meine Zuflucht, und diese schützt mich, daß ich nicht der Verzweiflung verfalle. Die hohe Kultur der Griechen entfaltete sich, was nur zu oft vergessen wird, auf dem dunklen Hintergrunde der Sklaverei. Es ist dies der schwarze Fleck in der ganzen Geschichte des Altertums. Die Sklaverei war allerdings bei den Griechen, wenigstens bei den Athenern, nicht so hart und grausam, wie bei den Römern. Immerhin jedoch befand sich die ungeheure Mehrzahl des Volkes in einem Zustand der Knechtschaft, war ausgeschlossen von der Teilnahme am höheren Staatsleben und, bei Hartherzigkeit ihrer Herren, den schlimmsten Mißhandlungen ausgesetzt. Daß Einer sich aus diesem niederen Zustande emporzuringen vermochte, war ihm aufs äußerste erschwert. Nur einem kleinen Teil der Bevölkerung blieben die größten Güter des Lebens: Freiheit, Geistesbildung vorbehalten. Von wahrer Freiheit kann natürlich bei einem solchen Zustand nicht die Rede sein. Die Bürger Athens

haßten ſchon den Namen eines Tyrannen aufs äußerſte, und die Ermordung eines ſolchen galt ihnen als eine heilige That. Allein ſie dachten dabei nicht entfernt daran, daß ſie ſelber Hunderttauſende in einem ſchwereren Joche der Knechtſchaft hielten, als Piſiſtratus es ihnen auferlegt hatte. Wenn wir nun die erhabenen Thaten der Vaterlandsliebe, die gewaltigen Werke der Poeſie und Kunſt bewundern, die von den freien Griechen vollbracht wurden, wenn wir entzückt den Worten ihrer begeiſterten Seher, ihrer Redner und Geſchichtſchreiber lauſchen, ſo muß die Kultur dieſer untergegangenen Welt uns doch ſofort in einem minder glänzenden Licht erſcheinen, ſobald wir an die unzähligen Sklaven denken, die neben jenen Bevorzugten ein trübſeliges, kaum menſchenwürdiges Daſein hinſchleppten. Und in dieſem Betracht iſt die Aufhebung der Sklaverei als ein ungeheurer Fortſchritt anzuſehen. Noch ward dieſelbe freilich nicht zur vollen Wahrheit; noch klirren viele Ketten auf Erden, noch ächzen die Maſſen unter der dumpfen Laſt der materiellen Verhältniſſe, die ihren Geiſt zu Boden drückt. Doch das Prinzip der Freiheit für Alle, von dem die Alten keine Ahnung hatten, ringt ſich immer mehr zu allgemeiner Anerkennung durch, und auf dieſer Grundlage wird die Zukunft ſich eine Kultur entfalten ſehen, welche diejenige der Griechen weit hinter ſich zurücklaſſen wird. Dann wird ein neues, unendlich herrlicheres Athen erſtehen und ein größerer Perikles ſein Lenker ſein. Alſo verzweifeln wir nicht an der Zukunft! — Eine zweite nicht außer Acht zu laſſende Schattenſeite neben dem Licht, in welchem das alte Griechenland ſo einzig hell ſtrahlt, iſt die Zerſplitterung desſelben in ſo viele kleine Staaten und deren Rivalität und Feindſeligkeit gegen einander. Nur auf ganz kurze Zeit vereinigten ſich dieſe in einer großen patriotiſchen Erhebung gegen die Perſer, gleich nachher jedoch kamen die alten Zwiſtigkeiten wieder zum Ausbruch. Athen, Sparta, Theben erzeugten Helden, deren

Hochsinn und Thatkraft wir immerhin bewundern dürfen, wobei wir uns aber stets erinnern sollten, daß sie als Griechen gegen Griechen kämpften und nur das Wohl ihrer kleinen Freistaaten, dagegen die Vernichtung der anderen erstrebten. So rieben sich diese Republiken gegenseitig auf und bereiteten einander wie sich selbst den Untergang. Mögen daher die Nationen der neueren Zeit in manchen Punkten auch die Griechen so bald nicht erreichen, so werden sie dieselben schließlich doch weit hinter sich zurücklassen, indem sie kleinliche Zwistigkeiten aufgeben, indem alle vereint nach Einem hohen Ziel ringen und jede durch die Erfolge der anderen ihr eigenes Streben gefördert sieht.

Zu Mykene fand ich mich auf den mythischen und heroischen Boden der alten Hellenen geführt. Am Löwenthor und vor dem Schatzhause des Atreus stehend, hatte ich jene Lokalität vor mir, welche Sophokles zu Anfang der Elektra schildert. Wenn auch nicht mit den Augen — ich weiß nicht, ob dies der Schwäche meines Gesichtes zuzuschreiben ist — sah ich doch im Geist das alte Argos, den Hain der wutgestachelten Jo und den Sumpf der lernäischen Schlange. Die Entfernungen sind hier nicht groß; in einigen Stunden lassen sich die beiden Königreiche des Agamemnon und des Menelaos bequem durchreiten. Die unfern gelegenen, aus ungeheuren Blöcken aufgetürmten Mauern von Tiryns reichen in eine graue Urzeit hinauf. Wie man die ähnlichen Bauten bei Volterra, Cortona, Fiesole cyklopische nennt, so belegt man diese mit dem Namen von pelasgischen, ohne daß jedoch in beiden Fällen viel damit gesagt wäre. Man pflegt sich dabei Ueberreste von Mauerwerken vorzustellen, die etwa einige hundert Jahre vor der historischen Zeit Griechenlands und Italiens von den älteren Bewohnern dieser Länder aufgeführt wären. Aber durch die erstaunlichen Entdeckungen unserer Tage hat sich unser Zeitbegriff erweitert, indem dargethan worden ist,

daß das Alter des Menschengeschlechts auf unserem Planeten nach Jahrhunderttausenden zählt. So muß denn auch die Altertumswissenschaft fortan mit größeren Zeiträumen rechnen. Die Mauern von Tiryns lassen sich freilich nicht in die unvordenkliche Vergangenheit der Steinzeit setzen. Indessen, können sie nicht um Jahrtausende älter als die Stadt des Agamemnon, nicht die einzigen Reste sein, die von einem früher hier angesiedelten namenlosen und völlig verschollenen Volke Zeugnis geben? Da diese wie von Giganten übereinander gewälzten Steinmassen auf felsigem Grunde liegen und sich der Boden der Erde keineswegs überall gleichförmig erhöht hat, so ist übrigens schwer eine Zeitgrenze anzugeben, bis wohin sie nicht hinaufgerückt werden könnten.

Während der letzten Jahre sind in Athen manche erhebliche Ausgrabungen gemacht worden. Es ist immer interessant, einen Säulenschaft wieder der Erde entstiegen zu wissen, an welchen vielleicht Aristides sich gelehnt hat. Daher habe ich alle neu zu Tage gekommenen Reste des Altertums besichtigt, mich aber um die Bestimmungen oder Mutmaßungen der Archäologen darüber nicht viel gekümmert. Nachdem ich in der Zeit seit meinem ersten Besuch Roms fast alle dortigen Ruinen mit verschiedenen, mehrfach wechselnden Namen bezeichnet gesehen habe, wollte ich hier nicht ähnliche Erfahrungen machen. Der Theseustempel, die mächtigen Säulen des Olympion und die Heiligtümer auf der Akropolis befinden sich in Betracht der Verwüstungen, die über diesen Boden hingegangen, noch immer in einem verhältnismäßig guten Zustand. Schmückte der große Fries des Phidias, der von Lord Elgin nach England geschleppt worden ist und sich nun im Britischen Museum befindet, noch das Parthenon, so würde dasselbe freilich in doppeltem Glanze strahlen. Allein ehe man diesen Raub beklagt, sollte man bedenken, daß jenes Werk des großen athenischen Meisters, wenn es an Ort und Stelle geblieben wäre,

wahrſcheinlich bei der Beſchießung der im griechiſchen Freiheitskriege zur Feſtung umgewandelten Akropolis zu Grunde gegangen ſein würde.

Seit ich hier bin, führe ich ſtets bald dieſen, bald jenen Band einer Taſchenausgabe des Plutarch bei mir, um hier oder dort, an der Quelle Kallirrhoë oder in dem kleinen Café, das ſich unter den Säulen des Jupitertempels befindet, darin zu leſen. Ich ſchätze mich glücklich, Griechiſch jetzt wieder ſo geläufig zu können, wie da ich als Primaner meinen Stolz darin ſetzte, in dieſem Fach meine beſondere Stärke zu haben. Nachdem ich, wie faſt Alle, mich während vieler Jahre den helleniſchen Muſen abgewandt, fühlte ich ſpäter den lebhaften Drang, zu ihnen zurückzukehren, und es war überraſchend, in welcher kurzen Zeit das Verſtändnis der alten Sprache, die ich ganz verlernt zu haben glaubte, wieder in mir erwachte. Plutarch war ſchon frühe mein Lieblingsſchriftſteller geweſen, und hier habe ich ihn wie einen alten Freund, deſſen Freundſchaft ſich mit den Jahren als echt bewährt, noch feſter in mein Herz geſchloſſen. Kein Autor macht uns ſo vertraut mit den großen Männern des Altertums, legt uns deren hohe Eigenſchaften ſo warm ans Herz und läßt uns ſo ganz in ihrer Mitte leben. Seine vergleichenden Biographien und ebenſo auch ſeine Tiſchreden und moraliſchen Schriften ſollten von unſeren Jünglingen Tag und Nacht geleſen werden, daß ſie Lebensweisheit, edle Grundſätze und Drang zu großen Thaten aus ihnen ſchöpfen. Plutarch ſchrieb zu einer Zeit, als die Sonne Griechenlands längſt verſunken war; allein es iſt, als ob noch ihr letztes glühendſtes Rot am Himmel geblieben wäre und einen Widerſchein auf ſeine Schriften gebreitet hätte. Die Erinnerung an eine unwiederbringlich verlorene Welt, die Sehnſucht nach ihrer Rückkehr und dabei doch das Bewußtſein, daß ſie nie wiederkommen könne, gab den Schilderungen des Mannes von Chäronea jene ergreifende

und die Herzen bewältigende Macht, wie sie den sonst größeren Schriftstellern aus der Zeit des Perikles, die noch inmitten der Glanzepoche standen, abging.

So sehr ich auch hier mit meinen Gedanken im Altertum weile, schließe ich mich doch nicht ganz gegen die Gegenwart ab. Nachdem die Erhebung der Neugriechen gegen das türkische Joch vor mehr als einem Menschenalter im ganzen christlichen Europa mit Enthusiasmus begrüßt worden, ihre Kämpfe alle Herzen bewegt und zahlreiche Philhellenen aus allen Ländern herbeigeeilt waren, um für ihre Befreiung mitzustreiten, ist die frühere Begeisterung einer starken Ernüchterung, ja Abneigung gewichen. Die sich mehr und mehr Bahn brechende Erkenntnis, daß die Kämpfer von Missolunghi nicht Nachkommen der Helden von Salamis, daß sie die Enkel nordischer Eindringlinge und zum Teil slavischen Stammes seien, hat der herrschenden Stimmung noch entschiedener eine solche Richtung gegeben. Ich muß nun dies für durchaus ungerecht halten. Auch die Italiener sind keine reinen Abkömmlinge der alten Römer; auch auf der apenninischen Halbinsel ist das fremde Blut stark mit dem von früheren Bewohnern vermischt worden. Trotzdem hat das Volk der Dante, Macchiavelli und Columbus während der neueren Jahrhunderte nahezu an der Spitze der Nationen gestanden; es hat in den letzten Jahrzehnten einen aufopfernden Patriotismus gezeigt, der über alles Lob erhaben ist. Bei den Neugriechen verhält es sich nun freilich etwas anders. Unter ihren Stammvätern mögen die Hellenen in verschwindender Minderzahl gewesen sein; allein wenn auch alle ihre Vorfahren Barbaren gewesen wären, so würden sie dies mit vielen Völkern der Erde gemein haben; nur daß bei anderen jene Zeit der Barbarei schon weiter zurückliegt. Daß die gegenwärtig Griechenland bewohnende Bevölkerung nicht auf der Stufe sittlicher Bildung stehen kann, wie wenn sie seit lange der Freiheit genossen hätte, ist die natürliche Folge des

Jochs der Türken, welches durch Jahrhunderte auf ihr gelastet hat. Indessen in seinem Unabhängigkeitskampfe hat es sich der Freiheit wert gezeigt, und Europa sollte seine Entwicklung in dem neuen Staat statt mit gehässiger Mißgunst vielmehr mit Sympathie begleiten. Mich selbst hat alles Parteitreiben, welches der Krebsschaden des jungen Königreichs ist, hat sogar die unverantwortliche Verjagung des so wohlwollenden Königs Otto nicht an dieser Sympathie irre gemacht. Der griechische Freiheitskampf fiel in meine frühen Knabenjahre; doch schon damals hörte ich mit lebhafter Teilnahme von den kühnen Thaten der Ypsilanti, Botzaris, Miaulis, Kanaris, die damals auf Aller Lippen lebten, erzählen; und diese Eindrücke sind mir unvergeßlich geblieben. Die Gleichgiltigkeit der christlichen Regierungen gegen die heldenhafte Erhebung einer von den Osmanen grausam geknechteten Nation erfüllte mich mit Haß, und als die Schlacht von Navarin endlich die Unterdrücker zu Boden warf, jubelte ich hoch auf. Solche Erinnerungen aus der ersten Jugendzeit erlöschen nicht leicht; allein das Feuer der Begeisterung für die Griechen ward auch später noch durch die herrlichen Lieder von Wilhelm Müller und einige der Orientalen von Victor Hugo in mir erhalten. So war ich hocherfreut, als mir jüngst ein höherer Offizier anbot, mich bei dem greisen Seehelden Kanaris einzuführen. Derselbe hatte fast wie der Held eines alten Rittergedichts vor meinem Geiste gestanden, und wenn mir Jemand vorgeschlagen hätte, mich dem Cid oder Roland vorzustellen, es würde mich kaum mehr überrascht haben. Ich fuhr mit dem Offizier nach einem kleinen, auf dem Wege nach Kephissia ziemlich weit von der Stadt gelegenen Landhause und trat mit klopfendem Herzen vor den einst so berühmten Mann, der mich in einem einfachen Gemach empfing. Seine Erscheinung zeigte die Spuren hohen Alters und großer Anstrengungen, aber in seinem Blick loderte noch jugendliches Feuer. Sein ganzes Wesen ließ die

Würde und zugleich die Bescheidenheit erkennen, die dem wahren Helden eigen ist. Da ich nicht geläufig genug griechisch spreche, bat ich nach den ersten Begrüßungsworten um die Erlaubnis, italienisch reden zu dürfen, und fand bald, daß Kanaris dieser Sprache vollkommen mächtig war. Nun schilderte ich, welchen gewaltigen Eindruck schon in früher Jugend auf mich seine Thaten gemacht, namentlich jene erstaunliche und fast romanhafte, wie er mit seinem Brander durch die dichtgedrängte türkische Flotte hindurchgesegelt sei und das Admiralschiff in Brand gesteckt habe. Kanaris erwiderte lächelnd, das sei ein Jugendstreich von ihm gewesen, von dem man nicht viel Aufhebens machen müsse. Er war übrigens erstaunt über die Bewunderung, die ich ihm zollte und in lebhaften Worten aussprach. „Es thut mir wohl," fügte er hinzu, „von Ihnen zu erfahren, daß man mich wenigstens im Ausland noch nicht vergessen hat. Bei uns in Griechenland bringt jeder Tag neue politische Kämpfe, daß man nicht viel Zeit hat, an mich alten Mann zu denken." Während er so sprach, reichte er mir mehrmals mit warmem Druck die Rechte, wurde nach und nach beredter und erzählte mancherlei von seinen Kriegs- und Seeabenteuern. Ich versicherte ihm schließlich, wenn es wahr sein sollte, daß sein Bild und das der anderen großen Männer des Befreiungskrieges in den Hintergrund geschwunden sei, bei der kommenden Generation werde es sicher in leuchtenden Farben wieder hervortreten, und in Deutschland sei ihm durch die Gesänge unserer Dichter Unsterblichkeit des Ruhmes gesichert. Daß aber die Verdienste des Kanaris auch von seiner Regierung gewürdigt worden waren, zeigte der Stern des Erlöserordens auf seiner Brust.

Mein Aufenthalt in Athen ist zu Ende; doch je näher die Stunde der Abreise rückt, desto schwerer wird die Trennung. Ich sage mir, daß es nichts Schöneres geben könne, als jahraus, jahrein an jedem Morgen die Sonne von Asien her

aufsteigen und den Lykabettos mit ihren ersten Strahlen röten zu sehen, am Hang des Hymettos und am Kephissosufer die ersten Frühlingsblumen zu pflücken und im Herbst mit dem frohen Volk beim Schall der Cymbeln und Flöten Olivenernte zu halten oder die Trauben zu keltern; doch ich bin nicht Herr mehr über mein Schicksal, und die Pflicht ruft mich nach Hause. Gestern Abend saß ich noch einmal auf den Stufen des Parthenon und sah das Spätrot hinter Salamis verglühen. Vor mir der Theseustempel, das Grab des Philoppapus — die Pnyx, weiterhin die Vorgebirge und Inseln und rings um mich die Ebene mit den Felshöhen, die sie einschließen, waren von einem fast überirdischen Glanz umstrahlt. Da fiel mir der Gedanke besonders drückend aufs Herz, daß ich diesen Anblick vielleicht nie wieder genießen sollte. Und wie alle die großen Thaten und Werke der Hellenen, die der kleine, hier von mir überschaute Umkreis hervorgebracht, recht lebhaft vor meine Seele traten, befiel mich eine Empfindung gleich jener, wenn man zum Sternenhimmel aufschaut und sich in dessen Unermeßlichkeit zu verlieren glaubt.

Heute hängen schwere Regenwolken vom Himmel herab und verhüllen die Akropolis; ich betrachte dies als ein Glück für mich, weil es mir das Scheiden erleichtert. Wenn der Abend, wo ich aufs Dampfschiff gehen muß, so herrlich wäre wie der gestrige, das Herz würde mir bei der Trennung brechen.

49.

Neapel, im Januar 1871.

So oft ich nach Neapel komme, vergehen mir die ersten 3 Tage in einem wahren Rausch. Schon das Gewühl, das selbst von demjenigen Londons kaum übertroffen wird, läßt mich nicht zur Besinnung kommen. Der „lauthallende

Toledo, wo so furchtlos trotz des Gerolls der Wagen auf dem Korbe, den sie voll zum Markte gebracht, die wegemüden Knaben des Landvolks schlummern," dann der langgedehnte Hafen mit dem Treiben der Marinari betäuben fast die Sinne, doch in einer Weise, die immer Genuß bietet; denn mit welchem malerischen Reiz, wie ihn die nordischen Länder nicht kennen, sind hier selbst die Scenen des gewöhnlichen Lebens umkleidet! Aber wie interessant auch die Stadt Neapel selbst ist — das Höchste, was sie bietet, zeigt sie doch erst, sobald wir, ihre Plätze und vielgewundenen Gassen verlassend, eine Höhe erreichen und nun über das unermessene Häusergewimmel hinweg das leuchtende Meer mit der Insel Capri, den schöngeformten, von unzähligen Ortschaften übersäten Gestaden und dem rauchenden Vesuv sich vor uns aufthut. Wenn, wie es eben jetzt der Fall ist, ein lachender Frühlingshimmel sich über diese Gegend ausbreitet und uns bei dem Gedanken, daß es eben Januar sei, mit doppeltem Entzücken erfüllt, so kann man sich des Anblicks gar nicht ersättigen, und wird von Ort zu Ort getrieben, um ihn von allen Seiten zu genießen. Diese blühende, üppige Natur, die Vereinigung der Reize einer reichen Küstenlandschaft und eines wogenden Meers mit den dicht daneben sich öffnenden lachenden Thälern und vielgeformten, zu steilen Höhen ansteigenden Hügeln hat keine andere Stadt in ihrer Umgebung. Wer könnte den längs des Golfes sich hinziehenden Weg über den Posilip wandern, ohne daß sich ihm in tiefster Brust der Wunsch regte, sich hier für immer niederzulassen, um sich täglich an der Aussicht über die strahlenden, im Halbrund hingelagerten Häusermassen, auf die schaumgekrönten dunkelblauen, unten an den Klippen brandenden Wogen, dann empor zu den pinienbekränzten Felsen und wieder an den mit Villen und Gärten bedeckten Abhängen hinab in die moosbewachsenen Schluchten zu laben? Schon ist auf dieser Wanderung die Seele fast überwältigt von der

Fülle der sie bestürmenden Eindrücke einer bald lieblichen, bald gewaltigen Natur. Da verschwindet die frühere Scenerie, und vor uns erschließt sich eine andere Bucht mit dem weitvorspringenden Kap Misen, den Inseln Ischia, Procida und Nisida und den Tempeltrümmern von Pozzuoli und Bajä. An sich ist dieser Blick nach der anderen Seite von minderer Schönheit, die Gegend unten entbehrt der Vegetation. Allein wenn sie von den Strahlen der untergehenden Sonne übergossen ist, leuchtet sie, wie das bei einem kahlen Boden mehr der Fall ist als bei einem wohlbewachsenen, in einer überirdischen Glorie, und ich habe das Spiel des Lichts sich kaum irgendwo so zauberisch entfalten sehen, wie eben dort. — Glücklich, wem es vergönnt ist, da, wo sich der Posilip an das Meer hinabsenkt, auf steilen Felsvorsprüngen oder grünen Matten, unter den Mandelbäumen, die sich schon jetzt im Januar mit weißen Blüten schmücken, nach Behagen zu ruhen, während der Blick bald über die Flut mit ihren fernhin gleitenden Segeln, bald längs der Küste hinschweift, wo noch die Tritonen durch die zitternden Wellen den scheuen Nereiden nachjagen, während der Widerhall der Brandungen von den Klippen an ihr Ohr schlägt. Aber dieser Bergeszug, welchen schon die Alten, wohlbekannt mit der schmerzenbesänftigenden Macht großer Naturscenen über ein wundes Gemüt, den „kummerstillenden" nannten, wird womöglich noch übertroffen von jenem andern, der sich im Halbrund um Neapel hinzieht. Auf ihm thront die Villa Floridiana in kaum zu fassender Herrlichkeit. Wer ihre in der üppigsten Vegetation des Südens prangenden Gartenhaine mit den über den Abgründen schwebenden Brücken, ihren kühlen Grotten und ihrem immergrünen Dickicht von Lorbeer, Myrten und Limonen besucht und seinen Blick von dort über die blaue Fläche des Mittelmeeres nach dem Krater des Flammenberges hat irren lassen, der wird bekennen müssen, daß Ariost in seiner berühmten Schilderung

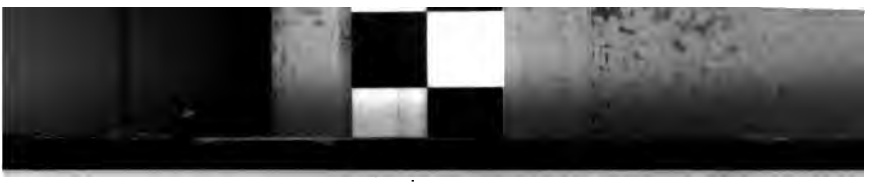
der Zaubergärten der Alcina weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben ist, die sich hier entfaltet. Während er alle Pracht und alle verlockenden Reize der Natur vor uns auszuschütten meint, habe ich bei seiner Beschreibung die Empfindung, als hätte ich einen künstlich gezogenen, schon nahezu im französischen Stil gehaltenen Garten vor mir. Doch der Sitz der großen Fee sollte vielmehr eine auf jähe Felshöhe hingebannte Zauberwildnis sein, wie diese Villa Floridiana. — Ein weiterer Lieblingsplatz von mir ist der Palast der Donna Anna am Posilipp. Derselbe liegt in Trümmern, und das Meer flutet durch die gebrochenen Pfeiler und Bogen herein. Wer diese Ruine bei Nacht betrachtet, während der Mond den Raum inmitten der zerfallenen Mauern mit magischem Licht erfüllt, glaubt sich in das Reich der Märchen versetzt, und wenn er längs der epheubewachsenen Wände wie über die plätschernden Wellen schwankende Schatten hingleiten sieht, fragt er sich, ob Götter und Göttinnen der alten Mythologie hier ein Fest feiern, oder ob es Gebilde aus der romantischen Welt des Mittelalters seien, und die schöne Melusine während der Stunden, daß sie vom Bann befreit ist, sich der balsamischen Luft und des frischen Meerhauchs erfreue.

Die unterirdische Höhle, die vom Golf von Neapel an den von Bajä führt, ist ein Werk grauer Urzeit, und schon die ältesten Nachrichten, die wir von diesen Gegenden besitzen, erwähnen ihrer. Wer sie durchschreitet, glaubt aus dem Land des lachenden Lebens in den Hades gelangt zu sein. Im Altertum war es anders. Denkt man sich alle Belustigungsorte der Welt, Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden, Monte Carlo, vereinigt, so wird man nur ein schwaches Bild von dem haben, was Bajä zur römischen Kaiserzeit gewesen. Verschwendung, Ueppigkeit, Schwelgerei und Wollust herrschten dort in einer Weise, wie sie seitdem die Welt nicht mehr gekannt hat. Aber tiefe Verödung liegt nun über den Stätten,

wo ehemals die reichſten Bewohner Roms und Großgriechenlands zuſammenkamen, um einen Wettſtreit der Ausſchweifungen mit einander zu halten. Im vierzehnten Jahrhundert jedoch ſcheint Bajä zum Zweck der Bäder noch viel beſucht worden zu ſein; denn Boccaccio erzählt in ſeiner Fiammetta von den fröhlichen Geſellſchaften, die dort zur Sommerzeit ſtattfanden. Die ganze Gegend, von hier bis an das Cap Miſen, iſt mit Trümmern überſät; nur hier und da, wie bei Pozzuoli, ragen Säulen, Mauerſtücke, halbgeſtürzte Tempel und Sitzreihen von Amphitheatern aus dem Schutte hervor. An manchen Stellen aber nimmt die Natur, indem ſie das zerbröckelnde Geſtein mit ihrem Grün überkleidet, wieder von den Ruinen Beſitz. Der Boden rings iſt vulkaniſch und hallt ſtellenweiſe, wie auf der Solfatara, hohl wieder. Auch ſteigen, wenn man ſtark mit dem Fuße auf ihn tritt, dichte Dämpfe hervor. Die alte Sage, daß kein Vogel über den Avernerſee fliegen könne, ohne erſtickt herab zu ſtürzen, ebenſo wie die heißen Quellen, gewöhnlich Bäder des Nero genannt, legen gleichfalls Zeugnis von der vulkaniſchen Beſchaffenheit der Gegend ab. Die meiſten Reiſenden widmen einen Tag dem Zwecke, dasſelbe zu beſichtigen, und auch ich habe das früher gethan. Doch lüſtet es mich nicht, den Beſuch zu wiederholen. Es liegt eine dumpfbrütende Fieberluft über jenem Landſtriche, und ich hatte das Gefühl, als ſei ein Strafgericht über die ehemals begangenen Frevel dort gehalten worden. Die Ufer des Toten Meeres, wo Sodom und Gomorrha geſtanden, tragen noch mehr das Gepräge der Verödung, denn kein Grashalm ſprießt auf ihnen; aber das ängſtigende, beklemmende Gefühl, das ich dort empfand, war nicht ſtärker als dasjenige, das in Bajä auf mir laſtete.

In ſchnellerer Zeit, als man braucht, um von einem Thor von Paris zum anderen zu fahren, führt uns die Eiſenbahn aus dem lärmenden Menſchengewühl und zugleich aus dem Treiben der Gegenwart in das erſte Jahrhundert nach

Christus und in die stumme, regungslose Welt von ehedem. Der Wagen rollt über die versunkenen, unter einer dichten Lavakruste ruhenden Städte Herkulanum und Stabiä dahin. Alsdann gelangt man in die jetzt wohl zur Hälfte ausgegrabenen Straßen von Pompeji. Der erste Eindruck, der mich dort jedesmal überfällt, ist der, als sei ich in das Reich des Todes eingetreten, als seien die Häuser nur Gespenster von solchen, die eben da früher gestanden; allein nach und nach belebt sich das Ganze. Wenn ich die Spuren sehe, welche die Räder der Wagen in das Pflaster eingedrückt, meine ich das Rollen der Fuhrwerke zu hören, das noch durch zwei Jahrtausende nachhallt. Die Inschriften an den Gebäuden bringen die Illusion hervor, als ob dort noch die Handwerke von einst betrieben würden, als ob die Haushunde, vor denen wir beim Ueberschreiten der Schwelle gewarnt werden, uns noch anbellen müßten. Es ist gewiß höchst merkwürdig, hier das Altertum und auch dessen Alltagsleben gleichsam mit den Händen berühren zu können. Doch das Entzücken, mit dem viele Reisende von Pompeji sprechen, habe ich nie zu teilen vermocht. Die begeisterte Erwartung, mit welcher Schiller das Wiedererstehen dieser griechischen Stadt (denn es war eine solche, nicht eine römische) begrüßte, als werde sich hier die ganze Herrlichkeit von Hellas neu erschließen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Das Wertvollste, was die Ausgrabungen zu Tage gefördert, sind unstreitig die Wandgemälde. Diese geben uns einen, wenn auch nur höchst matten Begriff von der griechischen Malerei, wie er uns sonst wohl nie zu teil geworden wäre. Einige der Fresken, jetzt im Museum zu Neapel, bekunden durch die Trefflichkeit der Komposition, daß sie Kopien von Meisterwerken sind, und dies gibt ihnen ihre große Bedeutung. Wenn man denkt, daß Pompeji nur ein kleines Landstädtchen war, und seine Bewohner ihre Gemächer doch so vielfach mit Bildern edlen Stils ausschmückten, so



erhält man eine hohe Meinung von der Kunstliebe jener Zeit. Sollte eine Provinzialstadt unserer Tage in irgend einem Lande Europa's verschüttet und später wieder ausgegraben werden, würde man in den Wohnungen ihrer Bürger auch nur irgend Etwas finden, was mit der schlechtesten dieser Fresken verglichen werden könnte? Wenn dergleichen noch in der späten Periode des Verfalls an einem unbedeutenden Orte und von Künstlern untersten Ranges gemalt werden konnte, in welcher gar nicht mehr zu ahnenden Herrlichkeit müssen da die Häuser Athens zur Zeit des Perikles geprangt haben! — Mit dem hohen Werte dieser Funde vermag sich keiner der übrigen zu messen. Die Erwartung, in Pompeji würden sich einzelne, bisher vergebens gesuchte Werke der griechischen Literatur wiederfinden, hat sich nicht erfüllt; indessen ist die Hoffnung wohl noch nicht aufzugeben, daß an irgend einer, vor der Wirkung des Feuers und der glühenden Asche geschützten Stelle gut erhaltene Manuskripte verloren geglaubter Meisterwerke verborgen sein mögen. Die Utensilien, das Hausgerät und die Schmucksachen, welche jetzt ganze Säle des bourbonischen Museums füllen, gewähren uns ein deutlicheres Bild von dem Leben der Alten, als wir bisher hatten, bieten aber doch mehr nur ein Interesse der Kuriosität. In der That halte ich es für kein Glück, daß uns durch diese Gegenstände, wie auch durch die zu Tage geförderten Wohngebäude das Alltagsleben der Griechen, und noch dazu in einer Winkelstadt, so nahe getreten ist. Das alte Hellas hat von Jugend an so hoch und hehr vor unserem Geist gestanden, daß es nicht erfreulich sein kann, es hier seines idealen Glanzes entkleidet zu sehen, hier sich zu überzeugen, daß die Hellenen doch auch Menschen wie wir waren, Menschen mit kleinlichen Neigungen und Bedürfnissen, gleich uns. Daß dies in Wahrheit der Fall gewesen, weiß zwar Jeder; indessen in der Literatur, aus der wir bisher unsere Kenntnis geschöpft, weichen solche Züge der

gemeinen Wirklichkeit zurück. Sie zeigt uns das Bild jenes untergegangenen Volkes nur in den großen Umriſſen, in denen ſeine Herrlichkeit beſteht, und ich möchte wünſchen, damit mir dieſes Bild nie zerſtört worden wäre, ich hätte Pompeji nie geſehen, nie vor ſeinen Krämerläden und liederlichen Häuſern geſtanden, nie auch die Tafelaufſätze und Lampen mit dem obligaten Phallus im Neapolitaniſchen Muſeum betrachtet. Das iſt das Hohe in der griechiſchen Poeſie, daß ſie uns, im geraden Gegenſatz zu dem Hange der modernen, über alles Niedrige des Alltagslebens emporhebt. Selbſt Ariſtophanes verletzt mich nicht im mindeſten; denn wenn er auch in die ordinärſte Wirklichkeit hinabſteigt, im Zotenreißen keine Grenze kennt und uns die verworfenſten Menſchenklaſſen naturwahr ſchildert, verklärt er das Alles im nächſten Augenblick wieder, indem er uns in den höchſten Himmel der Dichtung hinaufträgt. Er iſt der ſchroffſte Gegenſatz zu den Realiſten unſerer Zeit, die ſich behaglich in den unteren Regionen bewegen und dieſelben auf das Genaueſte auszumalen wiſſen, allein keine Flügel beſitzen, um ſich von ihnen loszureißen und nach oben zu ſchwingen. Vielleicht haben wir das Schickſal zu preiſen, daß es die mittlere und neuere Komödie der Griechen hat untergehen laſſen. Denn in ihr wäre uns vermutlich die Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens viel mehr entgegengetreten. Das zeigen die Luſtſpiele des Terenz, denen helleniſche Muſter zu Grunde liegen. Vielleicht ſind ſie in dem Theater von Pompeji aufgeführt worden; denn neben der griechiſchen war dort natürlich auch eine ſtarke lateiniſch redende Bevölkerung. Die Terenzianiſchen Komödien paſſen ſehr gut in dieſe Landſtadt hinein, und mir war auf ihren Straßen und Plätzen oft, als müßte ich den Kupplerinnen, verſchmitzten Sklaven und betrogenen Alten des römiſchen Komikers begegnen. Das eine der Theater von Pompeji wird das tragiſche genannt; allein ich kann mir gar nicht vorſtellen, daß der entfeſſelte

Prometheus oder der Oedipus auf Kolonos dort aufgeführt worden sei; die ganze Umgebung paßt nicht dazu. Wenn übrigens die Spießbürger von Pompeji (denn als solche stelle ich mir die meisten Bewohner der kleinen Stadt vor) im Leben Rollen gespielt haben, die mehr für die Atellanen als für den Kothurn der Tragödie paßten, so wurden sie doch unfreiwillig in einen furchtbar tragischen Untergang hineingerissen. Man kann sich die Scenen bei dem verheerenden Ausbruch des Vesuv, welcher eine ganze Anzahl von Städten mit ihrer Bevölkerung teils unter einem Aschenregen, teils unter feurigen Lavaströmen begrub, nicht entsetzlich genug denken. Die Glücklichsten waren noch Diejenigen, welche sogleich den Erstickungstod fanden. Andere scheinen in Wohnräumen oder Kellern, die nun durch die Aschenschichten überdeckt waren, noch lange qualvoll gelebt zu haben, bis die Dächer unter der Wucht, die der Orkan über sie entlud, zusammenbrachen. Sehr merkwürdig ist der Brief des jüngeren Plinius, in welchem dieser berichtet, wie sein Oheim, der große Naturforscher, vom Kap Misen aus die Eruption des Feuerbergs beobachtete, die ein um so außerordentlicheres Phänomen war, als der Vesuv für einen längst erloschenen Vulkan galt. Der ältere Plinius, um das Schauspiel näher in Augenschein zu nehmen, bestieg ein Schiff, wagte sich zu weit vor und erlitt dabei den Tod, den er wahrscheinlich als ein gütiges Geschenk der Natur ansah, da er früher ausgesprochen hatte, die kostbarste Gabe, welche diese dem Menschen verliehen, und der größte Vorzug, den sie ihm vor dem Tiere eingeräumt, sei, daß er sich selbst das Leben nehmen könne. Schwerlich ist die pessimistische Weltanschauung je düsterer ausgesprochen worden, als in diesen Worten; allein dieselben haben etwas Erhabenes, und man begreift, wie ein höher denkender und fühlender Geist in der Zeit der Neronen dazu kommen konnte, ein solches Glaubensbekenntnis abzulegen.

50.

Neapel, im Februar 1871.

Parthenope oder Neapolis war eine alte griechische Stadt, doch nicht von hervorragender Bedeutung. Sie übertraf an Umfang und Volksmenge schwerlich die anderen zahlreichen, am Golfe gelegenen Städte. Erst im Mittelalter scheint sie gewachsen zu sein. Aus arabischen Schriftstellern geht hervor, daß Neapel einen lebhaften Handelsverkehr mit den sicilianischen Moslimen hatte und daß sich auch manche Muhammedaner daselbst niederließen, wovon verschiedene arabische Grabinschriften zeugen, die hier gefunden worden sind. Mehr noch als im übrigen Italien müssen sich Gebräuche des heidnischen Altertums hier erhalten haben. Noch im vierzehnten Jahrhundert wurden Gladiatorenspiele gehalten. Petrarca, der einige Zeit am Hof der Königin Johanna zubrachte, erzählt in einem seiner Briefe, er habe eine große Menschenmenge sich in einer bestimmten Richtung durch die Straßen hinwälzen sehen und, als er derselben gefolgt, sich plötzlich in einem geschlossenen Raum befunden, wo Fechterspiele gehalten worden seien und Männer wie Jünglinge zum Ergötzen der Zuschauer mit einander gekämpft hätten. Der feinfühlende Dichter, der eine lebhafte Entrüstung über solch ein barbarisches Vergnügen ausspricht, sah dicht neben sich einen bildschönen jungen Mann, von tödtlichem Schwertstoß getroffen, blutend zu Boden sinken. Er fügt hinzu, den Kämpfern gelte es für die größte Schande, auch bei den empfangenen schweren Wunden ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Man muß es zur Ehre der Griechen sagen, daß die scheußlichen Gladiatorenkämpfe selbst in der Kaiserzeit nie rechten Eingang bei ihnen gefunden haben. Die, welche Petrarca gesehen, sind daher kein Ueberbleibsel aus dem hellenischen Altertum, sondern ein Rest derjenigen

gewesen, welche die Römer zur Belustigung der lateinischen Bevölkerung hierher verpflanzt hatten.

Die Königin Johanna war eine Freundin der Dichtkunst und ebenso wie Petrarca weilte auch Boccaccio in ihrer Nähe. Die Männer von literarischer oder künstlerischer Bedeutung, deren Name durch längeren Aufenthalt an Neapel geknüpft ist, sind von jeher meistens von auswärts gekommen. Dort geboren sind ihrer weniger, als in vielen anderen, weit kleineren Städten Italiens. Es ist, als ob die Natur eine Kompensation eintreten lassen wollte. Den Gegenden, auf welche sie allen Segen der Vegetation, alle Reize der Landschaft in überschwenglichster Fülle ausschüttet, schenkt sie selten Männer von hoher geistiger Begabung, während sie in den Erdstrichen, die sie in jener Hinsicht karger bedacht hat, deren desto mehr geboren werden läßt.

Der größte literarische Name, der sich an Neapel knüpft, ist der des Virgil. Wenn man den Weltruhm, den dieser Dichter durch anderthalb Jahrtausende genossen, die überschwängliche Bewunderung, die ihm gezollt worden, ins Auge faßt, müßte man glauben, er sei der erste Dichter der Welt. Nicht ein Mensch, nur ein Wesen höherer Art, so meinte man viele Generationen hindurch, könne Werke von so göttlicher Vollendung wie die seinigen hervorgebracht haben. Die älteren Christen waren wegen einer seiner Eklogen, in der sie eine Prophezeiung des neuen christlichen Weltalters sahen, des Glaubens, er sei einer himmlischen Offenbarung gewürdigt worden. Der große Dante, der sich ihn als Führer durch die Unterwelt erkoren, spricht von ihm, indem er ihn seinen Meister nennt, mit einer an Anbetung grenzenden Verehrung. Diesen Ruhm, der erste aller Dichter zu sein, hat Virgil bis tief in das vorige Jahrhundert hinein bewahrt, und noch Johannes von Müller sprach die Meinung aus, das größte Verdienst des Homer bestehe darin, daß durch seine Ilias die

Aeneide hervorgerufen worden sei. Nicht leicht hat nun eine stärkere Wandlung des Urteils stattgefunden, als die ist, welche Virgil seitdem erfahren hat. Der ungemessenen Hochschätzung von siebenzehn Jahrhunderten ist auf höchst ungerechte Weise nahezu Geringachtung gefolgt, ja der Sänger der Aeneis kann sich glücklich preisen, wenn unsere Zeit ihn nicht als einen bloßen Rhetoriker vom Parnasse herabstürzt. — Wiederholt habe ich das Grab des römischen Sängers besucht, das auf einem Hügel am Fuß des Posilipp, nicht fern dem Eingang in die unterirdische Grotte, gelegen ist. Historische Gewißheit darüber, daß hier wirklich seine Ruhestätte sei, besitzen wir zwar nicht; allein der Platz scheint schon seit sehr früher Zeit als dieser Ort angesehen worden zu sein. Unzweifelhaft ist, daß er in Neapel beigesetzt wurde; davon zeugt seine Grabschrift: „Mantua gebar mich, Kalabrien machte mich der Heimat ungetreu; jetzt umfängt mich Parthenope; ich sang Triften, Fluren, Helden.“ Die Aussicht von oben über Stadt und Meer ist von entzückender Schönheit. Ja, ich möchte diesen Platz einen der herrlichsten der Erde nennen; selbst in der Umgegend Neapels hat er kaum seinesgleichen. Unten sieht man das unermeßliche Straßen- und Häusergewirr, am Fuß der wonnigen Hügel in beinahe unendliche Ferne hingedehnt, und doch dringt von dem rastlos brausenden Lärm der Stadt nur ein leises Gemurmel bis hieher. Man findet sich in ländlicher Einsamkeit. Sicher hätte kein passenderer Ort gewählt werden können, um die Aschenreste des Dichters zu umschließen. Am Hang des Hügels sieht man weidende Ziegen, und man glaubt die Hirtenflöten des Tityrus und des Meliböus zu hören. Zur Seite aber flutet das Meer, welches die Flotte des Aeneas nach Campanien trug. Ueber dasselbe hinaus erblickt man den rauchenden Vesuv und das mit weißen, leuchtenden Häusern übersäte Klippenufer von Sorrent. Indes nicht bloß um der Aussicht willen habe ich oft die Höhe

erklommen, ſondern um den Manen des Dichters meine Huldigung zu bezeigen. Ich habe ihn von Jugend auf geliebt und ihn für den weitaus größten Repräſentanten der römiſchen Poeſie gehalten. Auch wird mich kein Geſchwätz der Aeſthetiker hieran irre machen. Mag früher eine ſtarke Ueberſchätzung gewaltet haben, man müßte doch an der menſchlichen Urteilskraft irre werden, wenn dasjenige, was ſo viele Generationen aufs höchſte bewundert, in Wahrheit etwas ganz Geringfügiges und bloße Schönrednerei ſein ſollte. Wenn man derartige Machtſprüche, wie ſie von den Lehrſtühlen dünkelhafter, vom Dunſt ihrer eigenen leeren Phraſen betäubter Profeſſoren erſchallen, hört, ſo möchte man oft meinen, erſt unſere Zeit habe die Entdeckung gemacht, was Poeſie ſei. Doch einer Periode, die für das in ihr erſcheinende Gute kein Organ beſitzt, dagegen Romane, wie ſie jedes Dezennium hervorbringt und dem folgenden zur Todtenbeſtattung überläßt, für große Dichtwerke hält, dürfte am wenigſten Beruf haben, die früheren Zeiten hierüber zu belehren. Weil Virgil als Sohn eines anderen Zeitalters eine andere Sprache redet als Homer, weil er in ſeiner Dido tiefe verzehrende Glut der Leidenſchaft ſo geſchildert hat, wie dies ſelbſt dem Euripides noch nicht gelungen, darum wird er jetzt Rhetoriker geſcholten. In der einfachen Ausdrucksweiſe eines primitiven Menſchenalters, welche im Homer herrſcht, hätte ſich ein derartiger Sturm des die tiefſte Seele durchwühlenden Gefühls betrogener Liebe nicht entfeſſeln laſſen. Freilich ſteht die ganze Aeneide nicht auf der Höhe des vierten Buchs; hier jedoch in der Epiſode von der karthagiſchen Königin zeigt ſich der Römer als ein wirklich großer Dichter; und wenn Schiller beſonders von ihr entzückt war, ſo zeugt das von ſeinem echten Kunſtgefühl, nicht, wie man heute zu ſagen pflegt, von ſeiner Vorliebe für Rhetorik. Daß übrigens die Aeneide auch außerdem reich an Schönheiten iſt, kann Niemand verkennen. Ebenſo vermag

man, wenn man auch jetzt mit Recht der didaktiſchen Poeſie abhold iſt, den herrlichen Partien in Virgil's Georgica ſeine bewundernde Anerkennung nicht zu verſagen. Es finden ſich Naturbeſchreibungen und Schilderungen des altitaliſchen Landlebens vom höchſten Reiz darin. Und es hat mich oft erſtaunt, daß der Dichter eines verderbten Zeitalters am Hofe des Auguſtus ſich ein ſo wahres, inniges Naturgefühl erhalten konnte. Gerade das, was man bei den ſpäteren Bukolikern vermißt, findet ſich bei ihm im höchſten Grade.

Im neapolitaniſchen Volk iſt Virgil nicht als Dichter, ſondern als Zauberer berühmt, und es wird geglaubt, er habe die unterirdiſche Grotte, welche ſchon ſeit den älteſten Zeiten der Geſchichte unfern von ſeiner Grabſtätte durch den Poſilipp hindurchführt, mittels ſeiner Zauberſprüche in den Felſen geſprengt. Wie der Dichter der Aeneis in den Ruf eines Schwarzkünſtlers geraten konnte, iſt eine ſchwer zu erklärende Thatſache; allein es ſteht feſt, daß er im Mittelalter als ein ſolcher galt. Das Volksbuch „Vom Zauberer Virgilius" hat faſt bei allen neueren Völkern Verbreitung gefunden. In demſelben werden nicht nur allerhand Wunder berichtet, die er vollbracht haben ſoll, ſondern es werden darin auch Fabeln und Märchen von ihm erzählt, die ſich aus der Tauſend und Einen Nacht ſchon vor der Zeit der Kreuzzüge über Sicilien und Spanien in das Abendland verbreiteten. In dieſem Volksbuche wird unter Anderem von einem Liebeshandel mit einer Sultanstochter berichtet, die er entführt und für welche er die Stadt Neapel auf Eiern erbaut; ſodann von einer ehernen Fliege, die er an einem Stadtthor Neapels anbrachte und welche hinderte, daß eine andere Fliege in die Stadt eindringen konnte, und ſo weiter. Gervaſius von Tilbury, der Kanzler Otto's IV., ſagt in ſeinen Otia Imperialia, daß er bei ſeiner Anweſenheit in Neapel viele dieſer Wunderdinge ſelbſt geſehen, von anderen durch ſeinen Wirt, den Archidiakonus Pinatellus, Nachricht erhalten habe.

Nicht weit von dem Grabe des mantuaniſchen Sängers ſind in dem Kirchlein S. Maria di Piedigrotta die Reſte des einſt berühmten Dichters Sannazaro beigeſetzt. Das ſich von hier am Fuße des Poſilipp hinziehende Dorf Mergellina, von dem ein Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts ſagt, daß die Natur ſich dort in ihrer Pracht gefalle und lächle, war ſein Geburtsort. Beſonders geprieſen wurden ſeine lateiniſchen Verſe. Für einige Diſtichen auf die Stadt Venedig erhielt er ein glänzendes Ehrengeſchenk von der Republik und, wenn ich nicht irre, das Bürgerrecht dieſer Stadt. Die Verſe waren nicht beſonders, und Platen äußert mit Recht, er habe beſſere Gedichte auf die Lagunenſtadt verfaßt; indeſſen ſtatt ihm ein Ehrengeſchenk dafür zu erteilen, habe man dieſelben dort verboten. — Das italieniſche Werk des Sannazar, das ihm beſonderen Ruhm verſchaffte, war ſeine Arcadia. Dieſer Schäferroman gehört zu einer Gattung, welche mindeſtens ein Jahrhundert lang ebenſo beliebt war wie die der Ritterromane. Cervantes ſcheint ſolche Hirtengeſchichten, von denen auch Geßner's Idyllen eine Art von ſpätem Nachzügler ſind, leiſe zu verſpotten, indem er den Don Quixote wie für den Amadis und den Palmerin de Oliva, auch für Schäferromane ſchwärmen und auf den Gedanken geraten läßt, Schäfer zu werden. Gleichwohl hatte er ſelbſt in jüngeren Jahren, der Mode folgend, eine Galathea geſchrieben, in welcher Hirten und Hirtinnen die Hauptperſonen ſind. Gegenwärtig kann ſogar der große Name des Cervantes dieſem Roman keine Leſer mehr zuführen, und ſo iſt auch Sannazar's Arcadia verſchollen. Die ganze Gattung iſt eben aus der Mode gekommen, und man begreift kaum noch, wie ſelbſt ſehr begabte Dichter, zum Beiſpiel der Portugieſe Montemayor und der Engländer Philipp Sidney, ſie kultiviren mochten. Da indeſſen die literariſchen Moden immer wechſeln, da zum Beiſpiel die Ritterromane nach jahrhundertlangem Schlaf durch Fouqué wieder

zum Leben geweckt worden sind, so bürgt Niemand, daß nicht auch die Arcadias, Galatheas, Dianas und Estellas noch wieder auferstehen können, während vielleicht dann die jetzt so beliebten Dorfnovellen als ein veraltetes Genre gelten werden.

Auf dem Platz vor der Kirche, wo Sannazar's Gebeine ruhen, findet im Sommer ein großes Volksfest statt, dem ich vor Jahren einmal beigewohnt habe. Es wurde im Freien geschmaust und gezecht; frohe Gruppen lagerten hier und dort bis in die Nacht hinein, rings klapperten die Castagnetten, die den Tanz der Tarantella begleiteten, und das ganze Fest war interessant durch die verschiedenen Trachten sowohl der Städter und Städterinnen aus den unteren Klassen wie auch der Landbevölkerung, welche aus der Umgegend herbeiströmte. Jetzt wird, wie ich fürchte, das Schauspiel viel von seinem früheren Reiz verloren haben. Denn auch in Neapel verschwinden die alten eigentümlichen Kostüme wie fast überall mehr und mehr, um der allgemeinen, in der ganzen Welt vorherrschenden Kleidungsart Platz zu machen. Nur ausnahmsweise sieht man noch Marinari von der Art, wie sie in der Stummen von Portici auf unseren Bühnen erscheinen. Ich bin gewiß in keiner Weise ein Lobredner der früheren bourbonischen Regierung; allein deshalb, daß sie Jedermann sich nach der Sitte der Väter kleiden ließ, muß ich sie loben. Dagegen wenn die heutige Polizei, wie behauptet wird, wirklich darüber wacht, daß die Lazzaroni und Marinari der Prüderie der reisenden Damen durch Entblößung des Körpers keinen Anstoß geben, so scheint mir dies eine Thorheit zu sein. Jahrhundertelang sind die Töchter des Nordens nach Neapel gegangen und haben einen großen Teil der dortigen Bevölkerung in der halbnackten Tracht des Masaniello gesehen, ohne daß ihre Seele hiedurch Schaden erlitten hätte, und so könnte es auch in Zukunft fortdauern. Höchst zu beklagen ist die von Jahr zu Jahr wachsende Zurückdrängung der alten

nationalen Bekleidungsweiſe in ziemlich allen Ländern Europas. Und welches Koſtüm tritt an ihre Stelle? So ziemlich das häßlichſte, das ſich erſinnen ließe. Was würde ein Venetianer aus Tizian's Tagen denken, wenn er einen Sohn unſerer Zeit in Frack und mit einem Cylinder erblicken müßte? Selbſt die Rococotracht mit Zopf und Allongeperücke iſt ein Muſter von Geſchmack und maleriſchem Reiz im Vergleich mit ſolcher Entſtellung des Körpers, durch welche der Europäer ſich unter die barbariſchen Völker herabwürdigt. Wenn ſchon der Schönheitsſinn eines Jeden durch ſie beleidigt wird, ſo bringt ſie den bildenden Künſtler erſt recht zur Verzweiflung. Der Porträtmaler iſt genötigt, durch Drapirung mit einem faltigen Mantel die entſetzlichen Formen unſerer Röcke möglichſt zu verbergen. Der Bildhauer weiß aber gar nicht, was er thun ſoll, und man könnte ihm raten, lieber wieder, wie dies im vorigen Jahrhundert Sitte war, zur altrömiſchen Toga ſeine Zuflucht zu nehmen. — Doch ich kehre zum Feſt von Piedigrotta und zu den Sitten und Trachten der Neapolitaner, wie ich ſie noch vor zwanzig Jahren gefunden zu haben glaube, zurück. Iſt es eine von den Täuſchungen, mit welchen die Phantaſie ſo oft die Vergangenheit ausſchmückt, wenn ich meine, ehemals Alles bunter, reicher und mannigfaltiger geſehen zu haben? Von den Improviſatoren oder Märchenerzählern, denen ich früher ſo oft beim Leuchtturm am Molo zugehört, traf ich keinen mehr. Man ſoll zwar hie und da noch welche dort erblicken; ſicher aber iſt dies viel ſeltener geworden. In Santa Lucia, ſowie am Hafen wogt zwar oft noch ein großes Volksgewühl; aber faſt allen Geſtalten, die ſich dort herumtummeln, könnte man ebenſo gut in anderen Städten begegnen. Wenn früher die Naivetät ſo weit ging, daß junge Leute ſich im paradieſiſchen Zuſtand unſeres Urvaters Adam zeigten, ſo kann man die Behörden freilich nicht tadeln, daß ſie dem entgegentreten, mögen auch die Liebhaber

des Pittoresken es beklagen. In diesem ihrem löblichen Streben wird die neapolitanische Polizei werkthätig durch eine edle englische Dame unterstützt; dieselbe hat, eifrig für die öffentliche Moral bemüht, in Santa Lucia ein Bureau etablirt, wo den Schiffern, Fischern und Lazzaroni unentgeltlich Schwimmhosen verabfolgt werden.

51.

Auf dem Nil, im Januar 1872.

Ich habe die Nilfahrt aufs Neue bis zur heiligen Insel Philä gemacht. Aber fast ist es mir, als sei es das erste Mal gewesen; denn seit meinen früheren Reisen haben Entdeckungen über das ungeheure Alter der Kultur im Pharaonenlande stattgefunden, welche mir Aegypten in einem ganz neuen Lichte zeigten und es mir in vollem Sinne als das merkwürdigste Land der Welt erscheinen ließen. Aus der unlängst von dem trefflichen Franzosen Mariette aufgefundenen Tafel von Abydos, welche die Liste der ägyptischen Könige enthält und völlig mit derjenigen des Manetho übereinstimmt, sowie aus der genauen Durchforschung sämmtlicher Monumente des Landes geht nun unzweifelhaft hervor, daß die durch noch vorhandene Denkmale dokumentirte Geschichte des Pharaonenreichs in eine Vorzeit hinaufreicht, von deren beinahe unendlicher Ferne man bis dahin keine Ahnung hatte. Es war früher die Meinung der Gelehrten gewesen, manche der von Manetho verzeichneten Dynastien hätten gleichzeitig in verschiedenen Gegenden am Nil geherrscht, die eine z. B. in Memphis, die andere in Theben. Diese Ansicht jedoch muß jetzt definitiv aufgegeben werden, da aus Inschriften, die sich in den verschiedensten Teilen Aegyptens an dortigen Bauwerken finden, erhellt, daß die Herrschaft der Pharaonen sich

über das ganze Land erſtreckte, und daß nur die eine Dynaſtie ihren Regierungsſitz hier, die andere ihn dort hatte. Aus zwingenden Gründen, welche ich hier nicht darlegen kann, die aber in den Werken der neueren Aegyptologen zu finden ſind, muß man nun den Beginn der erſten Dynaſtie der Tafel von Abydos und des Manetho zum mindeſten in das Jahr 5000 vor Chriſtus ſetzen. Die Regierungsperiode des Erbauers der großen Pyramide von Memphis fällt in die Zeit um 4500. Welchem Altertum aber die rieſige Sphinx am Fuß dieſer Pyramide angehören muß, das zu denken erregt Schwindel. Denn in einer Inſchrift, die unlängſt aufgefunden worden, iſt von den Reparaturen die Rede, welche Cheops an dieſer Sphinx vorgenommen habe. Alſo um die Mitte des fünften Jahrtauſends vor unſerer Zeitrechnung war das koloſſale Bild des Götzen Hu (nur die Griechen gaben ihm den Namen Sphinx) ſchon von der Zeit zernagt und in einem Zuſtande des Verfalles. Wenn man dies erwägt, wenn man die kleinen in dem daneben gelegenen Tempel entdeckten Bildſäulen betrachtet, die den Namenszug des Cephren, Nachfolgers von Cheops und Erbauers der zweiten Pyramide tragen, ſo iſt anzunehmen, daß noch eine Reihe von Jahrtauſenden vorhergegangen ſein muß, damit ſich die Kultur ſo weit entwickeln konnte, um Arbeiten von der Vollendung hervorzubringen, wie ſie ſich beſonders in den genannten Statuetten zeigt. Als ich jüngſt im flutenden Sande der Wüſte, welche die Pyramiden umgibt, vor der Sphinx ſtand und mein Blick an ihren Zügen hing, die wie aus dem erſten grauenden Morgen der Welt auf mich herabblickten, war mir, als würde ich in eine unvordenkliche Vorzeit hinabgeſchlungen, als könne ich den Rückweg in die Welt der Mitlebenden nicht wieder finden. Was ſind alle Jahre von Menſchengedenken gegen die unendliche Vergangenheit, die ſich hier vor uns aufthut! Nur um uns nicht in der Unermeßlichkeit zu verlieren, klammern

wir uns an jene Jahreszahl 5000 feſt; allein hinter ihr ſehen wir noch zahlloſe Jahrtauſende dämmern gleich den Sternennebeln am nächtlichen Himmel, die kein Fernrohr zu zerteilen vermag. Indeſſen bleiben wir auch bei jenem Jahr 5000 als dem Zeitpunkte ſtehen, in welches notwendig Menes, der erſte von Manetho verzeichnete König, zurückverſetzt werden muß, ſo iſt ſchon dies eine früher völlig ungeahnte und ſtaunenerregende Zeitenferne. Denn von den erſten, noch mit dem Schleier der Mythe umhüllten Anfängen der Geſchichte, die wir bisher gekannt, bis auf den heutigen Tag ſind nicht ſo viele Jahre vergangen, wie von Beginn der ägyptiſchen Königsdynaſtien bis zum trojaniſchen Krieg. Bei dem Dorfe Bedreſchin hat man eine Pyramide entdeckt, die mit faſt poſitiver Sicherheit als das Grab des vierten Königs der erſten Dynaſtie erkannt worden iſt und ſomit als das älteſte vorhandene Gebäude der Welt angeſehen werden muß, während die Bildſäule der Sphinx mutmaßlich in noch frühere Zeiten hinaufragt. Nahe bei der genannten Pyramide, wo ſich meilenweit die Stätte des alten Memphis erſtreckt, dehnt ſich, Grab an Grab, eine Nekropole aus, die dem fünften Jahrtauſend angehört. In kleinen Pyramiden haben ſich dort die Bewohner jener frühen Welt ihr Todtenhaus bereitet, und zu Häupten der in ewigen Schlaf Hingeſunkenen ſind die Wände mit Bildern der Tiere und Gerätſchaften bedeckt, die ſie im Leben umgaben, ſowie mit Darſtellungen von Tänzen und Feſten. Der dabei leitende Gedanke ſcheint geweſen zu ſein: die Seele umſchwebe noch ihre irdiſche Hülle und finde ihr Gefallen an den früheren Beſchäftigungen. Es gibt ſich hier keine Spur von dem Glauben und Aberglauben kund, wie er ſich in den neuen, drei Jahrtauſende ſpäteren Königsgräbern bei Theben in fratzenhaften Darſtellungen zeigt. Der früheren patriarchaliſchen Periode gehören auch zwei bei Sakkara gefundene Bildſäulen an, die im Muſeum zu Bulak aufbewahrt

werden. Sie ſtellen den Schwiegerſohn eines Königs und deſſen Gattin vor, ſind aus der Zeit des Cheops, alſo etwa aus dem Jahre 4500 v. Chr., und zeugen von ungewöhnlicher Geſchicklichkeit des Künſtlers, der ſie gefertigt. Als ich ſie ſah, waren ihre Farben noch ſo friſch und lebhaft, daß man glauben konnte, ſie ſeien erſt vor kurzem bemalt worden. Die Erkenntnis dieſer erſtaunlichen Entdeckungen in Bezug auf Chronologie, welche neben denen der Naturwiſſenſchaft der Stolz unſeres Jahrhunderts ſind, macht die Reiſe auf dem Nil zu einer wahren Wunderfahrt, wie ſie es früher noch nicht war. Während ich auf dem Verdeck des Schiffes ſitze und die Ufer mit ihren Tempeln, Grabeshöhlen, Pylonen und Pyramiden an mir vorübergleiten, iſt mir, als führe ich den Strom der Jahrtauſende aufwärts und müßte zu der Quelle gelangen, aus welcher der Zeitſtrom fließt. Hinter mir verſinken Jahrhunderte auf Jahrhunderte. Ich denke mir, daß als der Vater der Geſchichte Herodot das Pharaonenland bereiſte, die Prieſter ihm ihre Heiligtümer ſchon wie Denkmäler eines grauen Altertums zeigten; daß, als Moſes die Juden aus der ägyptiſchen Gefangenſchaft befreite, als Joſef nach Memphis kam, das Reich ſchon längſt in Verfall war. Aber weiter aufwärts durch die Zeiten! Als Ninive, als Babylon erſt aufblühten, wußten die Weiſen am Nil ſchon von einer erloſchenen Herrlichkeit ihres Landes zu erzählen. Als über dem Gipfel des indiſchen Kaukaſus erſt die Morgenröte des werdenden Tages dämmernd aufglomm, und lange bevor unſere Urväter, die Arier, von jenen Höhen herabſtiegen, gaben die Hieroglyphen in ihrer ſtummen Sprache auf grauen Rieſenmonumenten in Memphis und Elephantine ſchon Zeugnis von der großen Zeit, die einſt geweſen.

Die Ruinen von Theben ſind die gewaltigſten in Aegypten und in der Welt; aber neben denen von Memphis ſind ſie jung zu nennen; denn zwiſchen der Erbauung der letzteren

und der ihrigen liegt ein fast so großer Zeitraum, wie zwischen jener der hängenden Gärten der Semiramis und der im vorigen Jahre erfolgten Vollendung des Doms von Köln, ein größerer, als zwischen der Errichtung des Salomonischen Tempels und der Grundsteinlegung zu dem neuen Reichstagsgebäude in Berlin. Ein junger französischer Archäolog, den ich in Oberägypten traf, war so berauscht von den Entdeckungen der Aegyptologen, daß er die Trümmer der hundertthorigen Stadt modernen Plunder nannte, der kaum verdiente angesehen zu werden. Das hieß nun wieder das Kind mit dem Bade ausschütten. Außerhalb Aegyptens würden die Tempel und sonstigen Ruinen von Theben, die etwa in das Jahr 1500 vor Christus zu setzen sind, immer die ältesten gleich gut erhaltenen Bauwerke der Welt sein; denn die Reste von Ninive können sich weder an Alter, noch an Bedeutung mit ihnen messen. Bei dem Dorf Luxor, wo die Schiffe gewöhnlich Halt machen, erstrecken sich die Ueberbleibsel der Stadt des Rhamses meilenweit zu beiden Seiten des Nil. Man kann ganze Tage umherreiten und stößt immer auf neue Tempel, Palastmauern, Obelisken und riesige Bildsäulen. Der große Tempel von Karnak ist durch seine kolossalen Dimensionen, wie durch seine malerische Wirkung sicher das staunenerregendste Bauwerk auf Erden. Steht man in der Mitte dieses halb eingestürzten Gebäudes, so erblickt man zu allen Seiten, bis in fast endlose Fernen, Säulen von einer Höhe und einem Umfang, daß neben ihnen die bewunderten von Selinunt und Agrigent als Zwergwerk erscheinen; die einen ragen noch stolz zum Himmel, wie in den Tagen des Sesostris, die anderen, halb zu Boden gesunken, suchen wie mit letzter Anstrengung noch die ungeheure Wucht des Daches zu tragen, andere hinwiederum decken wie eingestürzte Felsen in kolossalen Massen die Erde, und wenn man sie erklimmt, gewahrt man zwischen ihnen gewaltige Risse, Klüfte und Spalten, halb von den Gräsern und Gesträuchen

überwachſen, die, aus dem Geſtein emporſprießend, im Windhauch der Wüſte ſchwanken. Am mächtigſten iſt der Eindruck dieſer Ruinen bei Nacht, und ich habe, wie ſchon in früheren Jahren, lange Stunde in ihnen verbracht, während der Mond, der über den libyſchen Bergen hing, oder auch der Schein der Sterne, die hier wie Fackeln am tiefblauen Himmel leuchten, ſie erhellte. Vor mir im Süden funkelte das Wundergeſtirn Canopus, das der nördlichen Hemiſphäre nie aufgeht, und füllte den heiligen Raum mit geheimnisvollem Lichte. Rings war Todtenſtille, nur hier und da unterbrochen von dem Fall zerbröckelnder Steine; und wie ich den Blick an den gewaltigen Mauern und Säulen hingleiten ließ, dünkte mich, die Zeichenſchrift löſe ſich von den Wänden in lebendige Laute, um mir die Myſterien einer lang verſunkenen Welt zu vertrauen. Vor mir in der Niſche regte ſich das Bild der Göttin, der großen Mutter der Natur und alles Lebens, und aus meiner Bruſt rang ſich ein Gebet zu ihr empor, daß ſie mir das Rätſel des Daſeins aufhelle. Aber noch hing mein Blick ſpähend an ihrem Mund, als bleich über den Sandhügeln Arabiens der Morgen aufdämmerte und ich mit ungeſtilltem Wiſſensdrang den Tempel verlaſſen mußte, weil ich auf dem Schiffe erwartet wurde.

Das zweite große Wunder von Theben iſt die zuſammengebrochene Koloſſalſtatue, welche gewöhnlich die des Oſymandias genannt wird. Dieſe Bildſäule muß, als ſie noch aufrecht ſtand, alle anderen, welche die Welt ſpäter geſehen, den Koloß von Rhodos, wie die Bavaria und das neue Hermannsdenkmal, an Größe übertroffen haben. Allein die letzteren können in Bezug auf das Staunenerregende der Arbeit nicht entfernt mit ihr verglichen werden, da ſie von Erz und hohl ſind, während das ägyptiſche Bildwerk aus enormen Steinblöcken ausgehauen iſt, welche die viele Tagereiſen betragenden Strecken, von den Felsgruben bei Aſſuan herab bis hierher, transportirt werden

mußten. Der Gedanke, zu was für einer Ausbildung die Mechanik in jener frühen Zeit gelangt sein mußte, damit ein solcher Transport bewerkstelligt werden konnte, der selbst für unsere Tage Schwierigkeiten bieten würde, erregt Bewunderung. Unfern von hier, auf einer weiten grünenden Ebene, erheben sich die beiden mächtigen, noch aufrecht stehenden Bildsäulen, von denen die eine, mit dem Namen des Memnon oder Amenophis bezeichnete, schon von den Griechen und Römern als eines der Weltwunder besucht und angestaunt wurde. Der untere Teil dieser Statue ist mit Inschriften in griechischer und noch mehr in römischer Sprache überdeckt, in der Touristen aus dem alten Athen und Rom, welche die Neugier hierher getrieben, bezeugen, sie hätten den Sohn der Eos bei Sonnenaufgang seine Mutter begrüßen gehört. Naturforscher behaupten, das Gestein, aus welchem die Bildsäule besteht, gebe, wenn sie von den ersten Strahlen des Tagesgestirns berührt werde, einen leisen Ton von sich. Auf der andern Seite will man hinter dem Haupte des Memnon eine kleine Kammer gefunden haben, in welcher ein dort versteckter Priester, um die Gläubigen zu befriedigen, jenen Klang hervorgebracht haben könnte. Als ich diesen Amenophis wieder besuchte, erinnerte ich mich lebhaft, wie ich vor mehr als zwanzig Jahren, in einen Beduinenmantel gehüllt und von meinem arabischen Führer bewacht, eine Nacht an dessen Fuße geruht in der Hoffnung, ich würde in der Frühe den Gruß des geheimnisvollen Urweltsohnes an die Morgenröte vernehmen. Ich will keine Unwahrheit sagen und daher offen gestehen, daß ich trotz aller Anstrengung nichts hören konnte. Seltsam ist, wie die Griechen den Helden oder Fürsten der Aegypter, den dieses Denkmal vorstellt, mit dem bei Homer erscheinenden Aethioperfürsten Memnon identifizirten, der seinem Oheim Priamos gegen die Griechen zu Hilfe gekommen und von der Hand des Achilles gefallen sein soll. Die Hellenen hatten eben, wie

alle Völker von ſtarker Eigentümlichkeit, keinen Sinn für die Sagen anderer Nationen und deuteten Alles im Geiſt der bei ihnen einheimiſchen Ueberlieferungen um. Herodot, und noch der ſpätere Diodor von Sicilien, beſtaunten zwar Aegypten als ein Wunderland, betrachteten jedoch die Sitten, Inſtitutionen, die Geſchichte wie die Religion des dortigen Volkes immer durch die griechiſche Brille. Noch viel größer aber war die Befangenheit und Unwiſſenheit der Araber in dieſer Hinſicht; man muß darüber lachen, welche tollen Fabeln ſelbſt ihre beſten Hiſtoriker über die Pyramiden und andere Bauwerke des Pharaonenlandes feilbieten.

Als ich die weite, nur von niedrigen Hügeln unterbrochene Fläche überſchaute, die mit dem Schutt des alten Theben bedeckt iſt, ſuchte ich ein Bild der ungeheuren Stadt, wie ſie einſt geweſen, vor meiner Phantaſie hervorzuzaubern. Ich dachte mir ihre endloſen Säulenſtraßen durchwogt von langen Karawanenzügen, von Streitwagen und dem Getümmel des Heeres, das ſich bei den Eroberungskriegen des großen Rhamſes nach dem Euphrat, ja zum Oxus und den Gipfeln des indiſchen Kaukaſus hinwälzt; ich malte mir die weiten Paläſte mit mächtigen Dächern über den Palmenwipfeln emporſchauend, die hochragenden Obelisken, Pyramiden und Pylonen, die Opfernden, wie ſie in langen Reihen zu den Altären ziehen, die Tempel mit dem heiligen Geſang, der aus ihnen erſchallt, die brütenden Sphinxe längs des Nil und die feſtlichen Chöre der Jungfrauen, die der geweihte Strom auf ſeinen Wellen trägt. Doch ich fühlte bald die Unvollkommenheit des Gemäldes, das meine Einbildungskraft entwarf. Da kam mir der Gedanke, ob die Schilderung, welche das indiſche Epos Ramajana von der Urweltſtadt Ujodhia entwirft, einen annähernden Begriff von dem, was die hundertthorige Reſidenz des Rhamſes geweſen, geben könne. Man muß freilich das, was ſpeziell indiſch iſt, von dieſer Beſchreibung abziehen. Die Stelle lautet

etwas abgekürzt: „An den Ufern des Flusses lag die berühmte vom König der Menschen erbaute Stadt, deren Umkreis zwölf Tagereisen betrug. Ihre Häuser erhoben sich bis zu den Wolken; benetzt von sprudelnden Gewässern, mit Wäldchen und Gärten geschmückt, war sie von einer unübersteiglichen Mauer umgeben. Die Klänge musikalischer Instrumente und das Getöse der Waffen wurden beständig in ihr vernommen. Sie war voll von Tänzerinnen; Elephanten und Rosse bewegten sich nach allen Richtungen in ihr; Kaufleute aus jedweder Gegend wimmelten dort, und die Stadt widerhallte beständig von dem Rasseln der Götterwagen. Die Dächer dröhnten von dem Klange der Zinken, Flöten und Harfen. Kein Bewohner dieser Stadt lebte weniger als tausend Jahre. Nie schwiegen in ihr die Stimmen der Betenden. Gastmahle und festliche Versammlungen froher Menschen folgten einander ununterbrochen. Zugleich war die Stadt durchwallt von dem Duft des Weihrauchs, der Kränze, der Blumen- und Opferspenden, so daß das Herz davon berauscht wurde. Die heiligen Feuer der Altäre unterhielt beständig ein Volk von Priestern."

Der Besuch der Königsgräber, etwa eine Meile vom Nil im libyschen Gebirge, muß Jedem unvergeßliche Eindrücke hinterlassen. Es sind vielmehr Felsentempel, tief in das Gestein hineingebrochen. Noch bei weitem nicht alle hat man geöffnet, und dies Unternehmen ist oft nicht ohne Gefahr, da Felsblöcke herabzustürzen drohen und unten nicht selten Abgründe gähnen, in welche der Unbedachte hinabsinken kann. Der Weg in diejenigen Gräber, die sich unbedenklich besuchen lassen, führt erst durch einen engen, finsteren Gang; alsdann öffnet sich eine Halle, und wenn die Araber ein Feuer anzünden, erblickt man beim Schein der auflodernden Flamme das Dach und die Wände ringsum mit Bildern bemalt, deren Farben sich zum Teil wunderbar erhalten haben. Das waren die Grab-

stätten, welche die Särge mit den Mumien der Könige bargen. Wenn man die Sorgfalt betrachtet, mit der dieselben ausgeschmückt sind, so findet man den Ausspruch Diodor's von Sicilien bestätigt, wenn er sagt: „Den Aegyptern gelten die Wohnungen der Lebenden für minder wichtig, als die der Todten, weil jene ihnen nur für kurze Zeit, diese für immer dienen." Aber nachdem die Rhamessiden hier durch mehr als drei Jahrtausende geruht, ist ihr Grabesschlummer in unserer Zeit gebrochen worden. Man hat sie in ihren Sarkophagen in ferne Länder des Nordens geschleppt, von deren Dasein selbst im Traum keine Ahnung zu ihnen gelangt war, die damals, von undurchdringlichen Wäldern überdeckt, vielleicht nur auf den Pfahlbauten der Seen den wenigen Bewohnern eine Zufluchtstatt vor reißenden Tieren gewährten. In den Museen von Turin, Paris, Berlin träumen nun, von den Augen der Neugierigen begafft, die Pharaonen dem Tage der Auferstehung entgegen. Oder wird ihr Geist unterdessen durch die Seelenwanderung von Körper zu Körper getrieben, bis er nach vollendetem Kreislauf in die verlassene Hülle zurückkehrt und noch einmal in ihr auf Erden wandeln muß? Wie werden sie staunen, wenn sie in der neuen Umgebung erwachen! Es gibt viele unverständliche Lehren in den Religionen; die von der Seelenwanderung indes kann ich nicht dazu zählen: sie erscheint mir als von geheimnisvoller Tiefe, und ich vermöchte weit eher an sie zu glauben, als an viele andere Dogmen.

Die Tempel von Esne, Edfu, wie auch der von Abydos, sind wegen des viel kleineren Maßstabes, nach dem sie erbaut, minder imposant, als der von Karnak, haben jedoch die bessere Erhaltung vor ihm voraus. Wenn wir sie betreten, weht uns ein mysteriöser Schauer aus ihnen entgegen. Man glaubt, die Priester und die Opferer hätten sie eben erst verlassen, die frommen Gebete seien eben erst im Heiligtume verklungen. Aber verschollen, in ferne Zeitentiefen zurückgesunken ist der

Glaube der frühen Menschen, der hier seinen Kultus gefeiert. Nur die Steine in ihrer unhörbaren Sprache lallen noch unverständliche Worte von ihm. Selbst die Zeichenschrift an den Wänden und die Papyrusrollen, obgleich es endlich gelungen, sie zu entziffern, vermögen uns doch seinen Sinn und sein Verständnis nur unvollkommen zu erschließen. Wenn ich in den Mauern dieser Tempel allein weilte, dachte ich oft, daß eine ernste Weisheit, welche die späteren Geschlechter nur vergessen, dort verborgen sein, daß, vermöchte ich in sie einzudringen, mir Alles klar werden müßte.

Einer der wundervollsten Plätze in Aegypten, schon allein wert, um die Reise dahin zu machen, ist das heilige Eiland Philä. Ich hatte in Assuan ein Kameel bestiegen, das mich längs des Nil gegen Süden trug. Die Ufer des Stromes sind hier grüner und durch größere Erhebung malerischer, als anderswo. Eine Zeit lang ging der Weg landeinwärts. Als ich mich dem Flusse wieder näherte, bot sich mir plötzlich ein Anblick von unvergleichlicher Schönheit. Vor mir lag, zwischen breitblättrigen Bananen hindurchschimmernd, die geweihte Insel mit ihren von Palmenfächern überschatteten Tempeln. Es war eine Scene von traumähnlicher Herrlichkeit, wie aus einem morgenländischen Gedichte in die Wirklichkeit getreten. Und als ich einen Nachen bestieg, um hinüber zu fahren, fürchtete ich, das Bild würde vor mir wie eine Fata Morgana in Luft zerrinnen. Unter den Säulen des Tempels auf der Höhe des Eilands habe ich dann sinnend lange Stunden gesessen. Zu meinen Füßen kreiste und glitzerte im Morgenlicht der Nil, der sich weiter vor mir in wilden Katarakten silberschäumend über die Felsen wälzte. Im Murmeln seiner Wogen glaubte ich Kunde von den fernen Gletschern und Seen am Mondgebirge zu vernehmen, von wo er, gleich der Himmelstochter Ganga, herabstürzt. Ich überdachte in dieser Einsamkeit die neuen Offenbarungen, die mir auf der Reise bis hierher

geworden; auf einmal die Weltgeschichte sich um einen Zeitraum von vier Jahrtausenden weiter rückwärts ausdehnen zu sehen, als man bisher geglaubt, das muß wohl als eines der größten Ereignisse im Leben eines Jeden angesehen werden, der ernster Betrachtungen fähig ist. Wohl wußte ich, wie durch die Forschungen unserer Geologen und durch die Funde tief unter der heutigen Oberfläche der Erde ein unermeßliches, vielleicht auf Jahrhunderttausende zurückgehendes Alter des Menschengeschlechts festgestellt sei. Aber selbst darnach war es mir erstaunlich, hier im Nilthale die Kultur in eine solche Zeitferne hinaufreichen zu sehen, hier Monumente aus dem fünften Jahrtausend vor Christus zu finden, die schon von einem weitvorgerückten Bildungsstadium Derer, welche sie errichtet, zeugen. Allein ist es möglich, dachte ich weiter, daß nur das ägyptische Volk während so langer Zeiträume auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe gestanden habe, die ganze übrige Welt jedoch noch von Barbaren, Höhlenmenschen oder höchstens Pfahlbauern bewohnt worden sei? Nein, jene frühe Geschichte muß nur in Vergessenheit gesunken sein; es müssen gleichzeitig mit König Cheops und Cephren in Asien, Afrika, vielleicht auch Europa schon Reiche und Nationen geblüht haben, von denen jede Kunde verschollen ist. Nur über Aegypten hat, was zum Teil seinem günstigen Klima, zum Teil der Massenhaftigkeit und Kolossalität seiner Bauten zuzuschreiben ist, ein Stern des Glücks gewaltet, daß von seinen Denkmalen sich noch so viel erhalten hat. Diejenigen der anderen Länder sind durch die Zeit zu Staub geworden, durch Erdbeben und Kriege zerstört; aber sind sie auch wirklich alle zerstört? Findet man nicht vielfach zerstreut namenlose, unbekannte Ruinen, von denen man nicht weiß, welchen Völkern man sie zuschreiben soll? Wie Kunden großer welthistorischer Ereignisse selbst aus verhältnismäßig späterer Zeit gänzlich verloren gehen können, das läßt sich an manchen Beispielen nachweisen. Hätten die

Griechen uns nicht von den gewaltigen Eroberungszügen der Perſer gegen Hellas Nachricht gegeben, wir würden nichts davon wiſſen, weil die Perſer ſelbſt, obgleich der Schrift kundig, uns keine Nachricht darüber hinterlaſſen haben und Alles, was ſpätere morgenländiſche Schriftſteller bringen, nur aus griechiſchen Quellen geſchöpft iſt. Ja, eine nähere Kenntnis vom perſiſchen Reich und den Thaten ſeiner Könige würden wir gleichfalls ohne die Hellenen nicht haben; denn was die Hebräer darüber berichten, iſt höchſt dürftig und lückenhaft; und wenn man auch in Keilinſchriften die Namen des Cyrus und Xerxes endeckt hat, wenn auch noch Trümmer von Perſepolis vorhanden ſind — wie wenig ſagen uns dieſe!

In Syrien und Kleinaſien, wo Erdbeben noch mehr Verheerungen angerichtet, als die Zerſtörungswut der Menſchen, finden ſich Schichten auf Schichten übereinandergetürmt, die bis tief in den Schoß der Erde hineinreichen und wahrſcheinlich verſchiedenen Bauwerken angehören, die nach einander, vielleicht in unendlich langen Zeiträumen, in die Tiefe hinabgeſunken ſind. Können nun die unterſten von dieſen nicht einer grauen Urzeit angehören, von der wir bisher keine Ahnung hatten? Können ſie nicht noch älter ſein als jene Pyramide bei Bedreſchin, welche aus der Zeit der erſten Dynaſtie des Manetho herrührt? — Als ich ſo dachte, wie viele Nationen und Reiche ſchon auf Erden geweſen ſein mögen, an die jedes Andenken erloſchen iſt, oder deren Städte und Bauwerke tief unter der Erdkruſte ruhen, um vielleicht erſt von ſpäteren Generationen wieder ans Tageslicht gefördert zu werden, war mir, als hörte ich aus dunkler Zeitentiefe die Todtenklagen von Völkern ohne Namen und Erinnerung, die mit ihren Göttern unter den Trümmern ihrer Tempel in Staub ſanken, um keine Spur ihres Daſeins zu hinterlaſſen. Gleichwie auf unſeren Friedhöfen Gräber den Gräbern folgen und die ſtummen Geſchlechter derer, die ſie

bewohnen, einander verdrängen, bis ihr Staub zuletzt selbst wieder verweht und in nichts versinkt, so können auch ganze mächtige Nationen mit allen Werken, die sie geschaffen, in Ein Atom zusammenschwinden. Noch hat dies Schicksal das Aegypten der Pharaonen nicht ereilt; aber wohin man blickt, hat der Tod schon siegreich seine Fahne über ihm aufgepflanzt, und die Prophezeiung des Hermes Trismegistus ist zur Wahrheit geworden: „Zum Himmel ist die Göttin zurückgekehrt, verlassen ist das Land am Nil, ihr alter Sitz; seine heilige Erde, sonst mit Tempeln und geweihten Orten erfüllt, ist jetzt voll von Gräbern und Todten; zur Fabel ist seine Religion geworden, nur die Steine reden von seinen frommen Thaten."

Hier an der Grenze der Tropen werden schon viele Sterne des südlichen Himmels sichtbar, die dem Norden nie aufgehen. Die Krone darunter ist das südliche Kreuz, das freilich nur wenige Grade über den Horizont emporsteigt. Da ich die Stunde seines Aufgangs und Niedergangs wußte, erhob ich mich mehrmals bei Nacht von meinem Lager, um nach ihm zu spähen. Der Anblick des nächtlichen Himmels war von unvergleichlicher Pracht, wie man Aehnliches in unseren nebelerfüllten Regionen nie erblickt. Die Sterne schienen nicht leuchtende Punkte, wie bei uns; sie flammten wie Fackeln durch die trotz des tiefen Blaus doch kristallklare Luft herab, und wenn ich dann in den Strom blickte, aus dem sie in zitterndem Glanz zurückstrahlten, glaubte ich, ich sei nicht auf Erden; das Schiff ziehe durch die Milchstraße hin. Doch auch hier, so weich und balsamisch mich die Nachtluft umspielte, als wolle sie alle meine Sorgen stillen, konnte ich die trüben Gedanken nicht verscheuchen, die sich in diesem Land der Gräber bei jedem Schritte aufdrängen. Das funkelnde Sternbild selbst, an dem mein Auge hing, führte mir in vernichtender Weise vor die Seele, wie vor der unendlichen Zeit, die schon

verflossen und die noch kommen wird, das Größte gleich vergänglich ist wie das Kleinste, und wie selbst die Dauer der mächtigsten Völker und Reiche vor ihr nur dem Leben einer Eintagsfliege gleichkommt. Als die Pyramide des Cheops erbaut wurde, war das südliche Kreuz noch im nördlichen Deutschland sichtbar; nun ist es im langsamen Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen bis auf seinen heutigen Stand zurückgewichen. Aber dereinst, nach dem Verlauf vieler Jahrtausende, wird es wieder so weit emporgestiegen sein, daß die Bewohner des Nordens es erblicken. Das ist das große platonische Jahr. Wenn es seinen Kreislauf vollendet hat, wird Europa mit allen seinen Werken, seinen Riesenbauten, seinen über die höchsten Berge, durch mächtige Felsen und unter den Meeren hinführenden Straßen in eine gleich ferne Vergangenheit versunken sein, wie es jetzt das Aegypten des Menes ist, und das Leben wird sich vielleicht von seinem erschöpften und verödeten Boden an andere Küsten geflüchtet haben, um dort einen neuen Völkerfrühling zu entfalten. Rom und Paris werden dann in Trümmern liegen wie jetzt Theben und Memphis; und in der Erinnerung der Menschen wird sich dann auch die Zeitrechnung verwirrt haben, wie man noch vor kurzem die um mindestens vier Jahrtausende jüngeren Pyramiden von Meroë für älter hielt, als die von Gizeh. Wenn dann Altertumsforscher unter dem Schutt der genannten Hauptstädte die nach Rom und Paris gebrachten Obelisken erblicken und sie mit denen vergleichen, die sich auch noch am Nil erhalten haben werden, so wird sich vielleicht unter ihnen ein Streit erheben, wo die ursprüngliche Heimat dieser Obelisken sei, und ob Theben und Memphis, oder Rom und Paris die älteren Städte seien.

52.

Interlaken, im September 1873.

Es sind wenige Jahre meines Lebens vergangen, daß ich nicht das Land besucht hätte, wo der Atem des Naturgeistes uns mächtiger anweht, als irgendwo sonst. Hier ist mir dieser weltalte und doch ewig junge Geist schon in meiner ersten Jugendzeit vertraut geworden. Seitdem habe ich ihn oft auf den einsamen Berggipfeln wie in den verborgenen Schluchten wieder begrüßt, und nun bin ich seinem Ruf von neuem gefolgt, um sein Brausen und Wehen in den Tannenwäldern zu hören und ihm zuzuschauen, wie er über nie von Menschen betretene Gletscher schreitet oder mit den Wasserfällen von den Felsensteilen in bodenlose Abgründe stürzt. Wenn dieser Aufenthalt mich immer mit großen Anschauungen erfüllt, mich über die Kleinheit der Alltagswelt erhoben und mit Kraft für den Kampf des Lebens gestählt hat, so war er diesmal von noch höherem Wert für mich, indem sich mir durch die inzwischen gemachten oder erst jetzt zu meiner Kenntnis gekommenen Entdeckungen der Wissenschaft im Schoß dieser gigantischen Natur ganz neue Ideen und bisher ungeahnte Blicke in das Wesen der Dinge erschlossen haben. Wenn ich dem Lauf der Ströme bis dorthin folgte, wo sie sprudelnd aus ihren Eishöhlen hervorbrechen, wenn ich auf der Höhe des Faulhorn die Sonne steigen und ringsum die Gletscherhäupter wie Opferherde aufflammen, wenn ich die Wetterwolken ihre Blitze zu meinen Füßen entladen sah, oder mein Geist mit ihnen von Gipfel zu Gipfel hinzog, so war mein Genuß noch derselbe wie früher, aber er wurde durch das Licht einer höheren Erkenntnis vermehrt. Eine Vorschule, die mich in diese einführte, war für mich die Betrachtung des sogenannten Gletschergartens in Luzern. Ich werde den Eindruck, den mir letzterer gemacht, nie vergessen. Im kleinen

Raum des Gartens, deſſen Boden erſt unlängſt offen gelegt wurde, ſind die Umwälzungen der Erdoberfläche während eines Zeitraums von Jahrhunderttauſenden, ja vielleicht von Myriaden von Jahren zuſammengedrängt und treten uns in Einem Augenblick vor die Sinne. In den Felſenmaſſen, welche den Boden bilden, finden ſich tiefe Trichter, die durch die Gletſcher hervorgebracht worden ſind, indem das aus ihnen ſtrömende Waſſer einen Stein unaufhörlich umherwirbelte und den Felſen im Verlauf unberechenbarer Zeiträume zu ſolcher Tiefe aushöhlte. Unmittelbar daneben finden ſich andere Steinblöcke, in denen man den deutlichen Abdruck von Palmenblättern ſieht. Dicht beiſammen alſo erblickt man zwei durch Aeonen von einander geſchiedene Geſtalten der Erde: die eine, als ein tropiſches, treibhausartiges Klima in unſerem Norden die Pflanzen der äquatorialen Zone gedeihen ließ, die andere, als ungeheure Eismaſſen, worin alles Leben erſtarrte, den Boden bedeckten und ſich wahrſcheinlich über die ganze Erde hinzogen; von Letzterem geben die erratiſchen, durch die Gletſcher vorgeſchobenen Blöcke, die ſich bis tief nach Süden hin finden, Kunde. Wenn ich mich in dieſem Garten befand und die Zeugen unvordenklicher Vergangenheit, vom Gedanken nicht auszumeſſender Jahrtauſende betrachtete, war mir, als ob alle Zeit um mich verſchwände und ich in den Abgrund der Ewigkeit verſänke. Ich kann das Schickſal preiſen, daß dort halb von Grün und Blumen überdeckt mir zuerſt ſo Gewaltiges, das zu faſſen der Menſchengeiſt kaum geſchaffen zu ſein ſcheint, vor Augen trat und zum Bewußtſein gelangte. Wäre dies inmitten der himmelhohen Bergtitanen, unvermittelt durch die mir vertrauten Gebilde der Erddecke, auf einmal geſchehen, ich würde dadurch erdrückt worden ſein. Nun war ich vorbereitet, in den erhabenen Tempel einzutreten, wo mir der Schleier von dem großen Geheimnis vollends fallen ſollte. Dennoch als die Berner Bergkoloſſe vor mir lagen, als von der

Wengernalp meine Blicke zu den grauen, verwitterten Felsmassen des Eiger, der Jungfrau, des Mönchs, zu ihren von urweltlichem Eise belasteten Wällen und Zinnen hinüberschweiften, befiel mich noch oft ein Zagen, der Wahrheit ins Auge zu blicken. Wenn ein Schmetterling, von der Luftströmung entführt, zu mir emporschwebte, pries ich ihn glücklich, daß er in dieser Riesenwelt lebte, ohne von der Grenzenlosigkeit des Raums und der Zeit zu wissen, die sich in ihr verkörpert hat. Ich sagte mir, ich sei ein Eintagsgeschöpf gleich ihm, und ebensowenig wie er gemacht, über die enge Schranke meines Lebens hinaus in Unendlichkeiten zu blicken, vor welchen dem Geist schwindelt. Erst allmälich gewann ich Mut und fühlte, wie in der Größe der Umgebung auch meiner Seele die Schwingen wuchsen. Ich las in den um mich aufgetürmten Bergschichten wie auf steinernen Tafeln, auf die der Weltgeist seine Offenbarung geschrieben, die Entstehung der Erde und ihren Fortgang durch alle Perioden ihrer Umwandlung, Zerstörung und Weiterentwicklung. Aus einem Nebelflammenstrom, der grenzenlos durch den Raum dahinflutet, hat sich unser Planet gebildet, indem er um seinen feurigen Kern eine dünne Rinde erdiger Substanzen legte. Auf diesem Ball, welcher von einer Hülle dichten Qualms und feuchten Dunstes umgeben war, entfaltete sich, nachdem seine ursprüngliche, kein organisches Leben zulassende Glut so weit abgekühlt war, eine wuchernde Vegetation, von der jene der Urwälder Amerika's nur noch ein schwaches Abbild gibt. Riesenhafte Farnkräuter, Palmen, Boababs, Drachenbäume, gegen welche die heutigen nur Zwerge sind, bildeten ein undurchdringliches Dickicht. Aber die die Erde umhüllenden Dunstmassen senkten sich und überfluteten als ein ungeheures Meer deren ganze Oberfläche. Noch ragte keine Insel, kein Festland empor; allein das flüssige Innere der Erde stürmte in furchtbaren Bewegungen und trieb bald hier, bald dort

eine Klippe, einen Felsen aus der Flut herauf. So erhoben sich die Alpen aus dem erdumwallenden Ozean bis über die Wolken. Finsteraarhorn, Mont Blanc, Schreckhorn und die anderen Bergkolosse, die wir heute als die höchsten bestaunen, sind nur noch Ruinen der früheren, so wie sie sich durch zahllose Revolutionen und Katastrophen bis zu uns gerettet haben. Sie hatten zum Teil einst die doppelte Höhe und sind von ihr wieder herabgesunken. Ihre Gipfel waren durch vielgestaltige Felsenbrücken und Bogen mit einander verbunden, die nun, eingestürzt, als Blöcke die Thäler bedecken. Man darf annehmen, daß dieser Verfall, von dem uns die hie und da vorkommenden Bergstürze Kunde geben, beständig fortdauert und daß die Alpen dereinst, wenn auch erst nach Jahrmillionen, von der Erde verschwinden werden, so daß ihr ehemaliges Vorhandensein unseren späten Enkeln vielleicht als Fabel gelten wird. — Wie die Erdoberfläche nach und nach mehr erkaltete, überkleideten sich die Berge mit Schneelagern, aus denen sich die Gletscher bildeten, und allmälich bei der zunehmenden Abkühlung überzog eine Eisrinde die ganze Oberfläche des Planeten, sowohl Festland wie Meere. Nach Zeiträumen, für deren Ausdehnung uns jeder Maßstab fehlt, begannen dann in den Strahlen der Sonne, welche stärker durch die sich zerteilende Dunsthülle wirken konnten, vom Aequator her die Schnee- und Gletschermassen zu schmelzen, und es brach der Morgen der heutigen Welt an. Allein erst Umwälzung auf Umwälzung hat zu der jetzigen Gestalt der Erde geführt. Während sich die Meere nach und nach verliefen und zugleich Erdbeben mitwirkten, bildeten sich bald hier, bald da Kontinente und verschwanden wieder, um an anderen Stellen von neuem aufzutauchen. Weltteile, die jetzt durch den Ozean getrennt sind, waren ehemals mit einander verbunden, und inmitten solcher, die gegenwärtig ein zusammenhängendes Ganzes bilden, flutete das Meer.

Wie ſchwindet alle Menſchengeſchichte, wie ſchwinden alle Annalen der Königreiche von der erſten Dämmerung der Sage an vor dieſer Erdgeſchichte in nichts zuſammen! Jenen Annalen habe ich ein jahrelanges Studium gewidmet; doch als mir hier in der Schweiz das große Buch erſchloſſen wurde, welches den Bericht von der Geburt und der Entwicklung unſeres Planeten enthält, als die gewaltigen Denkmale der letzteren mich im Kreiſe umſtanden, wollte es mir faſt ſcheinen, als ſei alle meine frühere Beſchäftigung an etwas Geringfügiges verſchwendet worden. Wenn mich ehemals die vielen Jahrhunderte, die ſeit den Patriarchen oder ſeit der Einwanderung der Dorer in Griechenland ſchon verronnen ſind, mit Staunen erfüllt hatten, ſo waren ſie gegen die unendlichen Zeiträume, mit denen ich es hier zu thun hatte, doch kaum eine Spanne Zeit, und die ganze Menſchengeſchichte, das Aufblühen und Vergehen der Reiche erſchien mir als nichts bedeutend neben den rieſenhaften Wandlungen und Kataſtrophen, von denen rings Alles zu mir redete. Ich beklagte, daß ich nicht von früh an mich den Naturwiſſenſchaften gewidmet; ſie allein, glaubte ich, hätten mir Befriedigung gewähren, mir Aufſchlüſſe über die Rätſelfragen erteilen können, die mich ſo viel beſchäftigt und von deren Löſung ich immer ſo entfernt geblieben war. Indeſſen habe ich dies, nachdem der erſte überwältigende Eindruck der neuen Anſchauungen vorüber war, als einſeitig und irrtümlich erkannt. Die Forſchung nach der Geſchichte der Erde ſoll mit derjenigen nach der Geſchichte der Menſchheit Hand in Hand gehen; aus dem Licht, das beide gegenſeitig auf einander werfen, werden uns dann ungeahnte Offenbarungen zu teil werden.

Bei meinen Streifzügen durch die Umgebungen des Monte Roſa, die von Zermatt, das Chamounithal und die Berner Alpen eröffneten ſich mir auf Schritt und Tritt ganz neue Perſpektiven. Aehnliches war mir nur einmal früher begegnet,

als ich den ersten Einblick in die Astronomie that. Wie ich damals durch ein weittragendes Sehrohr in den Nachthimmel hinausblickte und sich die fernen Lichtnebel in ein Gewimmel von Sternen auflösten, kam es mir, alle meine Zeitbegriffe verwirrend und mir eine Ahnung der Ewigkeit gebend, zum Bewußtsein, daß der Strahl, welcher eben mein Auge traf, vor Millionen von Jahren jene unendlich fernen Weltkörper verlassen habe. Ich vergegenwärtigte mir, jene unvordenkliche Vergangenheit, als vielleicht unser Sonnensystem noch gar nicht existirte, stehe auf diese Art als lebendige Gegenwart vor meinen Sinnen. Ganz so traten jetzt Erscheinungen, die in unermeßlicher Zeitferne stattgefunden, sinnlich faßbar vor mich hin. Ich glaubte, durch einen Kenner der Alpenwelt darauf aufmerksam gemacht, im Felsen die Spuren von Regentropfen der Urwelt zu erblicken, die sich, als sich das Gestein noch im weichen, halbflüssigen Zustande befand, demselben eingedrückt hatten. Auf hohen Bergspitzen sah ich Pflanzen, deren Samenkörner oder Ureltern von den skandinavischen Gebirgen oder den Gipfeln der Cordilleren über die Meereswogen hierher geschwommen oder von flutenden Blöcken herangetragen worden waren. So verwandelte sich auf einmal die Oberfläche der Erde für mich in einen allverbreiteten Ozean, aus dem nur die Häupter der Alpen, Anden, des Himalaya und der norwegischen Gebirge wie Klippen hervorragten. Als ich im Chamounithal auf dem sogenannten Jardin inmitten des Mer de glace stand und mich rings von Gletschern umgeben fand, gewann ich ein lebhaftes Bild von der Beschaffenheit der Erde, wie sie einst von einem Pol bis zum anderen mit solchen Eismassen überdeckt war. In den ungeheuren Felsenblöcken und Steintrümmern, die an vielen Stellen die Abhänge der Thäler erfüllen, erblickte ich die Reste zusammengestürzter Gipfel, die einst so hoch über den Monte Rosa, das Matterhorn, den Mont Blanc emporgeragt, als sei ein

zweiter Bergrieſe auf den erſten getürmt. Vielleicht ſind ſelbſt der Chimboraſſo, der Dhawalagiri nur Zwerge in Vergleich mit den himmelragenden Koloſſen, die einſt hier in der Schweiz geſtanden. Man zeigte mir an den Abhängen der Berge unüberſehbare Lager von kleinen Schaltieren, die von den aufſteigenden Gebirgsmaſſen aus dem Meer mit emporgehoben worden waren. Aber, um den Vergleich mit der Aſtronomie wieder aufzunehmen, wie der Blick, wenn er die Milchſtraße ſich in Heere von Sternen hat auflöſen ſehen, durch ein ſtärkeres Teleſkop, in noch entlegenere Himmelsfernen fortgetragen, neue Weltennebel vor ſich dämmern ſieht, ſo führten mich andere Beobachtungen auf der Erde in noch tiefere Zeitfernen zurück. Ich wurde belehrt, daß im ganzen Gebiet des Jura keine Muſchel oder ſonſt aus dem Meere ſtammende Produkte zu finden ſeien. Daraus, wie aus dem Hinzutreten anderer Beweiſe erhellt, daß der Jura einer früheren Bildungsepoche angehört, als die Alpen, daß er ſich in einer Periode erhoben hat, wo ſelbſt die kleinen Muſcheltiere, welche zu den älteſten Gattungen der lebenden Weſen auf Erden gehören, noch nicht exiſtirten; und ſo drängte ſich mir die große Frage nach dem Urſprung alles Lebens auf. Es beruht nicht mehr auf Mutmaßung, ſondern nahezu auf Gewißheit, wenn hierauf geantwortet wird, daß Keime des Daſeins ſchon in dem Nebelſtrom enthalten waren, aus dem ſich die Erde geſtaltet hat, und daß ſie aus ihm zu ihr herabgeſtiegen ſind. Aus den kleinſten Anfängen von Geſchöpfen der untergeordnetſten Beſchaffenheit hat ſich nun die Reihe der Weſen höherer und immer höherer Geſtaltungen bis zu jenen entwickelt, die heute die Erde bevölkern. Welche unfaßbar großen Zeiträume vergangen ſein müſſen, um ſolche Umwandlungen zu ſtande zu bringen, ſpringt in die Augen. Wir müſſen uns in Bezug auf die Erdgeſchichte an eine Chronologie gewöhnen, für welche ein Jahrtauſend nicht mehr iſt als eine Sekunde in der

Geſchichte der Menſchheit. Nichts hindert uns, eine derartige Zeitrechnung zu adoptiren; vielmehr drängt uns Alles zu dieſer Annahme. Die Einwendungen, die gegen die Deſcendenztheorie gemacht werden, ſcheinen mir alle von Oberflächlichkeit herzurühren und bei näherer Betrachtung zu verſchwinden. So führt man an, der Ibis und die Katze, deren Mumien man in den ägyptiſchen Gräbern gefunden, ſeien noch genau dieſelben Tiere, die heute am Nil leben. Allein die Jahrtauſende, die ſeit den Pharaonen bis heut verfloſſen, ſind eine verhältnismäßig äußerſt kurze Zeit; auch wird durchaus nicht behauptet, daß Umwandlungen immer ſo ſchnell erfolgen, ja, nicht einmal, daß jedes Geſchöpf ſeine Geſtalt verändere, ſondern einzig, daß dies unter gewiſſen begünſtigenden Umſtänden ſtattfinde. Viele Weſen haben ſich unverändert ſeit der Urzeit bis auf unſere Tage heruntergerettet, während andere, die Ahnherren von noch heute lebenden, ſeitdem durch viele Veränderungen hindurchgegangenen Gattungen, in den Flötzſchichten der Gebirge begraben worden ſind. Und zwar haben kleine Tiere eben durch ihre Kleinheit den Erdrevolutionen getrotzt. So ſpielen noch heute die ſchillernden Libellen um unſere Gewäſſer, wie um jene des Kreidemeers, als die erſten Ufer aus ihm emporgetaucht; ſo ſummt noch der Nachtſchmetterling durch unſere Wälder, wie er durch den von ſteter Finſternis umhüllten Kohlenwald der Urwelt geſchwirrt. Die Rieſentiere dagegen, die durch lange Stufenreihen niederer Formen ſich entwickelt, ſind dem Untergange verfallen. Leicht mögen die zierlichen Eidechſen, die zu unſeren Füßen im Sonnenſchein ſpielen, noch genau die nämliche Geſtalt haben, wie diejenigen, die an den Küſten des ſiluriſchen Meeres lebten. Nur aus einem oder einigen Paaren derſelben haben ſich unter gegebenen Verhältniſſen die Krokodile und Alligatoren, ſowie die rieſenhaften, mit den koloſſalen Formen der früheren Welt zugleich der Vernichtung anheimgefallenen Iguanas gebildet.

Daß auch der Menſch das bis jetzt letzte Glied einer langen Entwicklungsreihe von Weſen ſei, ergibt ſich aus allen bisher feſtgeſtellten Thatſachen als unabweisbare Folgerung. Die an ſich ſchon ſo wohlbegründete Deſcendenzlehre erhält in dieſem Punkt noch eine wichtige Unterſtützung in der gleichzeitig gemachten Entdeckung von dem unermeßlichen Alter unſeres Geſchlechts auf der Erde. Tief unter dem Bett von Flüſſen, in unterirdiſchen Höhlen, über welche Berge hingewälzt ſind, hat man Gerippe von Menſchen gefunden, die — das beweiſen die über ihnen lagernden Erdſchichten — vor Jahrhunderttauſenden gelebt haben müſſen. Der Menſch war ſchon Zeitgenoſſe der Mammuts und Megatherien; er hat inmitten der koloſſalen Geſtaltungen der Urwelt mit dieſen Untieren gekämpft; ſein Auge hat vielleicht noch hier in der Schweiz Berggipfel erblickt, welche den Himalaya an Höhe übertrafen. Er iſt auf Schlitten, die mit Renntieren beſpannt waren, von der nördlichen Zone bis zum Aequator über eisbedeckte Länder- und Meeresſtrecken hingezogen. Wenn dies ſein Alter weit vor aller Geſchichte liegt, ſo weiſen auch Facta der letzteren, die jetzt für unumſtößlich gelten dürfen, eben darauf hin. Das Jahr 5000 v. Chr., bis zu welchem die ägyptiſchen Königsliſten hinaufreichen, mag im Licht der Naturwiſſenſchaften als kein ſehr frühes Datum gelten können; allein die verhältnismäßig hohe Kultur, die durch Monumente aus jenem Jahrtauſend bekundet wird, läßt auf vorhergehende Zeiträume von unberechenbarer Dauer ſchließen, in denen ſie ſich entfaltete. Daß auch in anderen Erdteilen, beſonders in Aſien, gleich früh Reiche geblüht haben, die jetzt bis auf die Erinnerung verſchollen ſind, und daß auch dort ſchon vorher die Menſchenbildung zahlloſe Jahrtauſende zu ihrer Entwicklung erfordert hat, iſt mit voller Sicherheit anzunehmen. Es ſcheint keine gewagte Hypotheſe, daß ſchon vor der Zeit, in der ſich die jetzige Geſtalt der Erde bildete, auf nun verſunkenen Kontinenten und

Inſeln, auf den weiten Landſtrichen, welche die Küſte von Afrika mit England, die oſtindiſchen Inſeln mit dem aſiatiſchen Feſtland verbanden, auf der Platoniſchen Atlantis nicht nur Menſchen gelebt, ſondern auch Staaten beſtanden haben, von denen ſich die Erinnerung nicht einmal in der Sage erhalten hat.

Von dem Alter des ägyptiſchen Reichs und den weiter daraus zu ziehenden Schlüſſen war mir ſchon bei meiner letzten Nilreiſe Kenntnis geworden. Auch von den Funden im Erdenſchoße, welche die frühe Exiſtenz des Menſchen beweiſen, war ich unterrichtet. Als ich mir nun in der Schweiz durch die Naturwiſſenſchaften genauere Einſicht in die Geſchichte unſeres Planeten und ſeiner Umwandlungen erwarb, als ich bei meinen Wanderungen durch die Alpen dieſe Geſchichte gleichſam verkörpert vor mir ſah und ſich Alles gegenſeitig beſtätigte und zum ſchönſten Einklang zuſammenfügte, da erſchloſſen ſich mir ganz neue Horizonte des Gedankens. Aehnliches mögen die Männer erfahren haben, die ſeit Kopernikus und Keppler zuerſt die Beſchaffenheit des Sonnenſyſtems erkannten. Indeſſen, von wie erſtaunlicher Tragweite auch jene Entdeckungen des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts ſein mochten, erſt durch diejenigen, von denen ich hier rede, erhalten ſie ihre höchſte Bedeutung und werden zu einer großartigen Offenbarung für den Menſchen, von der ſich die vergangenen Zeiten nichts träumen ließen. Die erſte Empfindung, die uns bei dieſer neuen Apokalypſe beſchleicht, iſt freilich eine niederdrückende. Mochten die Verhältniſſe des Raums und der Zeit, die uns am geſtirnten Himmel entgegentraten, noch eine unermeßlich viel größere Ausdehnung haben, ſie ſchienen doch nicht in ſo unmittelbarer Beziehung zum Menſchen zu ſtehen. Wir wußten wohl, das Weltall ſei von nicht auszudenkender Größe; uns ſchwindelte vor der faſt endloſen Zeit, welche ein Lichtſtrahl gebrauchte, um auch nur vom nächſten

Sternennebel bis zu uns zu gelangen. Aber auf unſerer Erde, die wir doch immer zunächſt vor Augen hatten, blieben die räumlichen und zeitlichen Dimenſionen, die uns umgaben, verhältnismäßig nur geringe. Wir ahnten kaum die furchtbaren Stürme und Revolutionen, durch welche die Kugel, auf der wir wohnen, während Myriaden von Jahren ihre jetzige Geſtalt erlangt hat. Wir glaubten, das Menſchengeſchlecht exiſtire erſt etwa ſeit höchſtens ſechs Jahrtauſenden. Nun aber ſehen wir uns durch den ſich plötzlich erſchließenden Rückblick in unendliche Fernen, auch der früheren Erde und dem, was ſchon auf ihr geweſen, gegenüber, in verſchwindender Kleinheit daſtehen. Allein bald wird das niederſchlagende Gefühl weichen, wenn wir erwägen, aus welchem Chaos, welchem grauenvollen, Alles umwälzenden Kampf der Elemente ſich die Erde zu ihrem gegenwärtigen Zuſtand entwickelt hat, von welchen niederen Anfängen unſer Geſchlecht ſo weit emporgeſtiegen iſt, daß ein Plato, ein Galilei aus ihm hervorgehen konnten. Ein wahres Hochgefühl wird uns dann bei dem Gedanken erfüllen, daß unſer Planet und ebenſo die Menſchheit aller Wahrſcheinlichkeit nach noch in ihrer erſten Jugend ſtehen und daß beide, ſo wie ſie von den unterſten Stufen heraufgeſtiegen ſind, auch ferner höher und höher emporklimmen werden. Denken wir an unſere Urahnen, auch nur an diejenigen, die ſich auf Pfählen der Seen vor wilden Raubtieren und noch wilderen Feinden ſchützen mußten, oder gar an jene, welche an den Steinaltären ihrer Höhlen kannibaliſche Mahlzeiten feierten, und vergleichen wir damit die heutige Lage der Menſchen, die auf einem großen Teil der Erde ein ſicheres Leben in lachenden Gegenden und prachtvollen Städten führen und, teilweiſe der gemeinen Sorge entrückt, ſich den höchſten Aufgaben des Wiſſens und der Kunſt widmen können, ſo werden wir uns des unermeßlichen Fortſchritts, der ſeitdem ſtattgefunden, bewußt werden und zugleich zugeben, es laſſe

sich keine Schranke feststellen für die Höhe, zu welcher der Mensch nicht noch in den vor ihm liegenden grenzenlosen Zeiträumen sich aufzuschwingen vermöge. Daß auch die Erde, die einst glühende Wogen geschlagen, sodann von Frost gestarrt hat, immer günstigere Verhältnisse für ihre Bewohner annehmen werde, ist wahrscheinlich, und so sind die Prospekte, die sich für Beide erschließen, die verheißungsvollsten. Es ist keine leere Träumerei, wenn man annimmt, es werde einst ein goldenes Zeitalter, ein Millennium, wie es schon die Propheten und Weisen der Vorzeit vorhergesagt, auf Erden eintreten, sei es auch erst in einer Zukunft, die in so weiter Ferne vor uns liegt, wie die Steinzeit hinter uns. Schon diese Aussicht ist eine hocherhebende, und die Aufgabe, die wir uns durch sie gestellt sehen, an der Vervollkommnung der Menschheit, an ihrem Ringen nach jenem Ziel mitzuarbeiten, eine solche, welche durch sich selbst das Streben reichlich belohnt. Jedoch auch Denjenigen, welche kleinmütig einwenden: was hilft uns ein in unendlicher Ferne liegender Glückseligkeitszustand, dessen wir nicht teilhaftig werden, da uns nach einem elenden Leben ja der Tod auf ewig die Augen schließt? auch diesen vermag die neue Weltanschauung Trost zu bieten. Der Mensch, der durch alle jene Zeit, alle jene Erdorkane hindurch sich bis heute gerettet, der von tierischem Ursprung an sich zum Gipfel der Erkenntnis erhoben hat, um die ganze Höhe und Tiefe des Weltalls zu ermessen, zu der Macht, die blinden Naturkräfte sich zu unterwerfen, alles Große und Herrliche der Vergangenheit in sich aufzunehmen und die Zukunft ahnend vorauszuschauen, dieses Wesen kann nicht bloß dazu da sein, um zu sterben. Nur die irdischen Sinne weben einen Schleier um seinen Geist; zieht der Tod diesen Schleier hinweg und zerstört er zugleich die Täuschung der Zeit, in der wir hier befangen sind, so werden wir klar schauen und als lebendige Gegenwart genießen, was in ferner Zukunft zu verwirklichen

wir gerungen haben. Unser dumpfes irdisches Bewußtsein allerdings wird erlöschen, aber wir werden dafür etwas ungleich Höheres eintauschen, was für jenes an die Gehirnthätigkeit gebundene Bewußtsein reichlichen Ersatz bietet.

Daß die Verwandlungen, durch welche der Mensch bis zu seinem jetzigen Zustande gelangt ist, mit ihm noch nicht ihr Ende gefunden haben, daß noch andere, höhere Wesengeschlechter ihm folgen werden, erscheint kaum noch als Mutmaßung; es ist das notwendige Endergebnis der Entwicklungslehre. Da nun Planeten und Fixsterne aus demselben Urnebel, welcher die Lebenskeime enthielt, entstanden sind, und da sie, wie die Spektralanalyse dargethan, aus den nämlichen Stoffen bestehen wie die Erde, so muß auch auf jenen Himmelskörpern eine analoge Entfaltung des Lebens stattfinden; alle Stadien, die unser Planet durchlaufen hat und noch durchlaufen wird, werden sich auch auf ihnen finden. Wie zahllose dieser Sterne noch in halbflüssigem Zustand, andere in dem der Erstarrung, der Meerüberflutung oder Vergletscherung verharren, so werden gleich unzählige unserer Erde ganz unermeßlich vorangeeilt sein; die auf ihnen lebenden Wesen werden sich zu einer Vollkommenheit erhoben haben, in welcher alle niedere Körperlichkeit abgestreift ist. Kann man nun die Annahme verwegen nennen, daß wenn dereinst die Erdbewohner zu gleicher Höhe aufgestiegen sind, sie, ungefesselt von den Banden des Raums wie der Zeit, mit jenen glorreichen Wesen in Verbindung treten und sich in einer großen Geisterrepublik, die durch alle Himmel sich verbreitet, ihnen anschließen werden? Ist es unwahrscheinlich, daß einst die Seelen Derer von uns, die sich vom Staub losgerungen, nach der Trennung vom Körper in jene lichten Welten zu ihnen verwandten Wesen eingehen?

Das sind Ideen, welche von unseren Naturforschern zwar nicht ausgesprochen, jedoch durch ihre Entdeckungen nahegelegt werden. Die Schweiz erscheint mir, da dieselben mir

in ihr zuerſt aufgegangen, als ein großer Tempel; und wenn die Jungfrau in der Abendglut wie ein Opferherd aufflammt, halte ich vor ihm mit größerer Inbrunſt als je vor einem Kirchenaltar meine Andacht. Ich habe bis heute mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart gelebt und mich bald in dieſe, bald in jene Periode der Geſchichte zurückgeſehnt, vor allem in das alte Griechenland des Perikles. Erſt jetzt iſt in mir das Bewußtſein erwacht, wie ſehr ich die Sterne preiſen muß, daß ich in unſerer Zeit geboren worden bin. Denn kann es ein größeres Glück geben, als die Binde fallen zu ſehen, welche bisher die Augen der Menſchen verhüllte und ſie über ſich ſelbſt im tiefſten Dunkel ließ? zu erfahren, woher wir kommen und daß wir höheren Zielen entgegengehen? Der Kinderglaube von einem urſprünglich reinen und ſeligen Zuſtande, von dem wir herabgeſunken ſeien, muß der Erwartung einer höheren Exiſtenz weichen, in welche die Menſchheit erſt in der Zukunft eintreten wird und die mit vorzubereiten unſere Aufgabe iſt. Auf den Trümmern unzähliger älterer Erdformationen, auf den Gebeinen zahlloſer Geſchöpfe ſtehen wir; viele der früheren Geſchlechter hatten ſich ſchon hoch erhoben, oft ſank das dann folgende durch eigene Schuld von neuem zurück; aber das nächſte nahm wieder die aufſteigende Bewegung auf und alle dienten, die jetzige Generation vorzubereiten. Die Aufgabe dieſer jedoch iſt es, höher und höher auf der Bahn zu ſchreiten, die ſchon durch ſo viele Jahrhunderttauſende geführt hat. Ich erkenne es als eine Täuſchung, wenn ich ehemals glaubte, irgend eine frühere Epoche hätte mir größere Befriedigung bieten können; ſie gleicht der Illuſion deſſen, der, auf einer Höhe ſtehend, wo die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit vor ihm ausgebreitet liegt, ſich in die enge Hütte eines Thales tief unten ſehnen wollte. Stiege er dahin hinab, er würde ſich bald in der Beſchränktheit dort unten unbefriedigt finden. Wie Großes auch den Hellenen in

Wiſſenſchaft und Kunſt geboten wurde, ungleich mehr noch mußten ſie entbehren. Und auch jene andere Epoche, welche mir als die zweite Glanzzeit der Welt erſchien, die der Renaiſſance, war in Vergleich mit der unſeren doch arm. In der Erkenntnis der Natur glichen alle früheren Geſchlechter der Menſchen nur Kindern; was ſie aber in ſonſtiger Wiſſenſchaft, in Kunſt und Dichtung hervorgebracht, haben ſie auf uns vererbt, daß wir an ihm unſern Geiſt und unſer Herz nähren. Unermeßlich reicher ſind wir an den höchſten Gütern, als die Menſchen irgend einer vorangegangenen Epoche, und dieſen Beſitz werden wir vermehrt unſeren Söhnen überliefern; er wird von Enkel zu Enkel, von Geſchlecht zu Geſchlecht wachſen und die Menſchheit auf ihrem Wege bis zur letzten Höhe begleiten.

53.

München, im September 1875.

Leider habe ich niemals regelmäßig ein Tagebuch geführt, ſondern nur hie und da, wenn ich gerade nichts anderes zu thun fand, einzelne Aufzeichnungen gemacht. So iſt manches nicht Unintereſſante, woran mich mein Lebensweg vorübergeführt, faſt meinem Gedächtnis entſchwunden. Mehrenteils ſchrieb ich nur auf meinen Reiſen im Ausland einige Wahrnehmungen und Gedanken nieder, aber ich hätte auch Manches aus der Heimat für die Erinnerung auf dem Papier fixiren ſollen. Selbſt Unbedeutendes iſt, wenn wir es ſpäter wieder leſen, oft von Wert für uns. So will ich denn hier ein paar Worte über meinen letzten Streifzug durch Deutſchland aufzeichnen.

Ich beſuchte von neuem die Rheingegenden, wo ich ſeit vielen Jahren nicht war. Im Vergleich mit dem Entzücken,

das sie mir beim ersten Anblick bereitet, empfand ich beim Wiedersehen derselben eine gelinde Enttäuschung. Der breite, majestätische Fluß ist allerdings immer schön; allein nur wenn man aus den Flächen Norddeutschlands kommt, kann man an seinen Ufern mit ihren Felsen und Hügeln großes Wohlgefallen finden. Wer eben aus den Alpen, sei es auch nur aus denen des bayerischen Gebirges, kommt, vermißt das Großartige und Pittoreske, das er dort vor Augen gehabt. Es ist dem Menschen eigen, daß er sich das Ferne immer schöner vorstellt, als das, was ihn beständig umgibt. So glauben die Bewohner des Nordens und auch die der Hochgebirge, Weinberge seien etwas überaus Reizendes. Dies kann ich jedoch durchaus nicht finden. Jene in Südtirol und Italien über die Zweige der Ulmen gezogenen Reben sind malerisch in hohem Grade; aber die Weinstöcke am Rhein, zwischen denen immer der kahle Felsen durchschaut, beleidigen das Auge, und der Anwohner der Nord- und Ostsee hat wahrlich keinen Grund, seine herrlichen Eichen- und Buchenwälder gegen solche Armseligkeit gering zu schätzen. Noch weniger findet ein Berchtesgadener am Rhein irgend etwas, was dem Königssee und den zum Himmel anklimmenden Tannen an seinen Felsengestaden vergleichbar wäre. Einen eigenen romantischen Reiz dagegen verleihen diesem Fluß die auf den Spitzen der Berge gelegenen Ritterburgen, deren es nirgends so zahlreiche gibt. Die Gestalten der Sage schweben um ihr zerfallendes Gemäuer, und als ich unterhalb von Rüdesheim den Strom und die über ihm hängenden alten Schlösser im Strahl der untergehenden Sonne glühen sah, glaubte ich mich wirklich in ein Zauberreich der Dichtung versetzt. — Ganz den nämlichen Eindruck wie früher, wo ich oft lange dort geweilt, empfing ich von Baden-Baden. Hier vereint sich Großartigkeit mit idyllischer Lieblichkeit der Landschaft, um das Thal an der Murg zu einem stets fesselnden Aufenthalt zu machen. Kaum irgendwo habe ich den

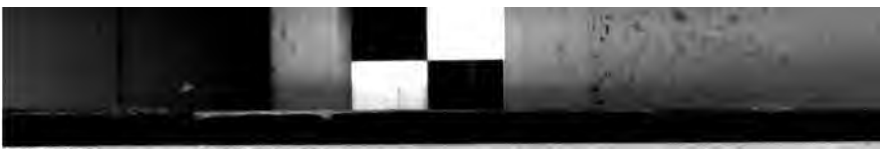
Frühling ſo herrlich gefunden, wie hier. Alle Höhen und Gründe ertönten vom jubelnden Geſang der Vögel; doch ihre Stimmen und der Ruf des Kuckucks hinter Eberſteinburg ſtimmten mich nicht fröhlich wie einſt; ſie ſchienen mir nicht aus dem diesjährigen Lenz, ſondern aus einem längſt verſchwundenen hervorzuſchallen. Jeden Morgen machte ich den Gang auf das alte Schloß und verweilte in dem kleinen Stübchen, wo ich ſo manche Stunde mit lieben Freunden froh geweſen. Wie viele von ihnen ſind nun ſchon dahingeſchieden! — In der Stadt mahnte mich der Balkon eines Hauſes an einen Mann, den ich nicht Freund nennen konnte, denn er hatte wohl das Doppelte meines Alters, den ich aber wegen ſeiner Herzensgüte wie wegen ſeiner Geiſtesgaben ungemein verehrte. Auf jenem Balkon hatte er, nachdem er den Winter auf dem Krankenlager verbracht, die erſten milden Lüfte eingeatmet. Schon ſchien er neu aufzuleben, als ihn unerwartet der Tod hinwegnahm. Es war der ruſſiſche Dichter Joukowski, ehemaliger Erzieher des jetzigen ruſſiſchen Kaiſers. Derſelbe lebte, nachdem ſein Zögling den Thron beſtiegen, zuerſt in Frankfurt, dann an der Murg in literariſcher Muße, und an beiden Orten beſuchte ich ihn häufig. Auf ſeinen Wunſch brachte ich eine Anzahl ſeiner lyriſchen Gedichte, die er mir zuerſt in franzöſiſche Proſa überſetzte, in deutſche Verſe. Was aus dieſen meinen Uebertragungen geworden iſt und ob ſie im Druck erſchienen ſind, weiß ich nicht. Von ſeinen übrigen Geiſtesprodukten kenne ich nur ein recht artiges Märchen „Vom grauen Wolf“, das einer ſeiner Freunde metriſch verdeutſcht hat. In Rußland werden, nach der Verſicherung von Eingeborenen, ſeine Poeſien hochgeſchätzt; aber freilich iſt es dort, wie auch in Polen und manchen anderen fremden Ländern, wohl leicht, für einen bedeutenden Dichter zu gelten. Man könnte ſagen, nur Demjenigen, der poetiſche Werke im Original leſen könne, ſtehe ein Urteil über dieſelben zu, und

ich räume ein, daß man nach ſchlechten, holperigen Ueberſetzungen, mit denen wir ſo reich geſegnet ſind, keinen Schluß auf die Beſchaffenheit der Urſchriften ziehen dürfe. Allein von Puſchkin und Lermontoff, welche die beiden Koryphäen der ruſſiſchen Poeſie ſein ſollen, gibt es wohl gelungene Uebertragungen, und es iſt ſchwer zu denken, daß dieſelben gar keinen Begriff von den Originalen bieten ſollten. Nun vermag ich den metriſchen Erzählungen dieſer Hochgefeierten nicht die Bedeutung zuzuſchreiben, die ihnen beigemeſſen wird, am wenigſten dem für Puſchkin's Meiſterſtück ausgegebenen Eugen Onägin. Von Humor, welcher der in dieſem Roman behandelten, ziemlich trivialen Alltagsgeſchichte allein Reiz zu leihen im ſtande wäre, kann ich nicht viel darin entdecken. Das Beſte der ruſſiſchen Literatur ſcheinen Proſanovellen zu ſein, worunter ſich einige vorzügliche finden. Um auf den verewigten Joukowski zurückzukommen, ſo möchte ich wegen meiner großen Verehrung für ihn als Menſchen wünſchen, daß ſeine Dichtungen vorzüglicher ſeien, als die ſeiner beiden vorhin genannten berühmteren ruſſiſchen Landsleute. Aber um zu entſcheiden, ob dies nach meiner Meinung der Fall, muß ich das Erſcheinen einer guten Ueberſetzung derſelben abwarten. Denn jetzt noch ruſſiſch zu lernen, nachdem ich früher ſchon ſo viele Jahre faſt ausſchließlich dem Sprachenſtudium gewidmet, kann ich mich nicht entſchließen. — Ein auf einer Höhe in Baden-Baden gelegenes Haus erinnerte mich auch an manchen Beſuch, den ich dem Eigentümer desſelben, dem ehemaligen badiſchen Major M., abgeſtattet. Dieſer war ein origineller Mann. Nachdem er den Militärdienſt früh verlaſſen, hatte er noch unter der Regierung Ferdinand's VII. einen längeren Aufenthalt in Spanien gemacht und von dort ſchöne Zeichnungen der mauriſchen Gebäude und Architekturreſte mitgebracht. Nach ſeinen eigenen Angaben waren ſodann die inneren Räume ſeines Wohnhauſes mit Ornamenten nach

arabiſchem Muſter geſchmückt worden. So oft ich ihn beſuchte, ließ er mich ſeine ſauber aquarellirten Riſſe und Zeichnungen betrachten, und obgleich ich ſelbſt die Kupferwerke von Murphy, Owen, Jones und Girault de Prangey beſaß, ſchöpfte ich doch noch neuen Genuß aus denſelben. Wie hübſch Major M. auch ſeinen Aufenthaltsort in Baden-Baden eingerichtet hatte, gefiel es ihm doch dort nicht, weil es ihm an geiſtigen Anregungen fehlte, und er zog nach München, wo ich ihm wieder begegnete. Die Baukunſt war das Fach, für das er ſich faſt ausſchließlich intereſſirte, und noch im weit vorgerückten Alter, das ſich dem achtzigſten Jahre näherte, machte er große Fußwanderungen in Ober- und Niederbayern, wie auch nach Tirol, von denen er immer ſeine Mappen, mit Zeichnungen intereſſanter Gebäude gefüllt, heimbrachte. Traf ich ihn in München, ſo freute ich mich über ſeine ſeltene Rüſtigkeit; doch hatte ich nicht geahnt, daß er auf Freiersfüßen ging, als ich ihn einmal an der Seite einer blutjungen Dame ſah, die wohl ſeine Urenkelin ſein konnte, und mit welcher er ſich eben vermählt hatte. Er machte mit ihr eine Flitterwochenreiſe nach Aegypten, wo er die Monumente der Pharaonen eifrig ſtudirte. Nachdem er zurückgekehrt, beglückte ihn ſeine junge Gattin mit einem Söhnchen. Major M. wollte den Knaben, in Erinnerung an ſeine ägyptiſche Reiſe und um ſeiner Begeiſterung für Architektur Ausdruck zu geben, Seſoſtris taufen laſſen, allein die Geiſtlichen verweigerten dies, weil ſie Taufkindern nur Namen, die im chriſtlichen Kalender ſtänden, beilegen könnten. So beſchied ſich denn der beglückte Vater, ſeinen Neugeborenen Erwin zu nennen und dadurch ſeiner Verehrung, wenn auch nicht für den großen Bauherrn der Nilländer, doch derjenigen für einen andern Architekten, den Urheber des Straßburger Münſters, Ausdruck zu geben.

Frankfurt fand ich ſo verändert und verſchönert, daß ich es kaum wieder erkannte. Neue, prächtige Straßen waren

entstanden, aber auch manche merkwürdige Ueberbleibsel aus alter Zeit verschwunden. Die Judengasse, die noch vor wenigen Dezennien sich in dem nämlichen Zustand befunden, wie im Mittelalter, fand ich erweitert und großenteils ihres ehemaligen Charakters beraubt; die durch Goethe's Knabenerinnerung geweihte „schlimme Mauer" war kaum noch zu erkennen. Gäbe der Himmel, daß die Modernisirungssucht nicht dahin führt, auch den malerischen Eschenheimer Turm niederzureißen! Die Straßen waren äußerst belebt, und doch erschien mir ganz Frankfurt als eine Stadt der Todten. Hier, wo ich einen Teil meiner frühen Jugend und auch später eine Reihe der schönsten Jahre meines Lebens verbracht, fand ich nur noch sehr wenige meiner ehemaligen Bekannten. Die Einen hatte das Grab aufgenommen, die Anderen waren durch den Wechsel der politischen Verhältnisse längst in ihre Heimat zurückgeführt worden. Frankfurt, das so zäh an seiner alten reichsstädtischen Verfassung festhielt, hat sich wunderbar schnell in den Wandel der Dinge gefügt und scheint vortrefflich bei ihm zu gedeihen. Es ist seltsam, wie schnell die Erinnerung an frühere Zustände, deren Zeugen doch noch Viele der Lebenden gewesen, im Gedächtnis der Menschen erlischt. Nur Wenige, die jetzt an dem Taxis'schen Palais in der Eschenheimer Gasse vorübergehen, denken daran, daß dort einst die Zentralbehörde Deutschlands ihre Sitzungen hielt. Mir kam das Gebäude sehr verödet, wie eine Ruine aus längstvergangener Zeit, vor, und es sollte mich nicht wundern, wenn sich die Sage bildete, der selig entschlafene Bundestag gehe in demselben als Gespenst in Schlafrock und Pantoffeln um, trete mit einem Aktenfaszikel an den berühmten grünen Tisch und erkläre sich gähnend für inkompetent. — Als ich die Paulskirche, die jetzt so still und verlassen dasteht, wiedersah, gedachte ich, welch stürmisches Treiben sie einst erfüllte, da ganz Deutschland auf sie als auf den Versammlungsort des ersten deutschen Parlaments blickte. Wie



viele donnernde Reden habe ich hier aus dem Mund unserer Volkstribunen vernommen, wie viele von Weisheit überquellende bei der Diskussion der Grundrechte von den Lippen der Gemäßigten! Alle Welt, und auch ich glaubte damals, aus diesen Debatten werde die Neugeburt des Vaterlandes hervorgehen. Jetzt ist die Erinnerung daran wie an die ganze Bewegung von 1848 nahezu erloschen. Als ich vor nicht lange mein auf dieselbe Bezug habendes Lustspiel „Der Kaiserbote" drucken ließ, mußte ich viele Namen, die während jener Periode auf Aller Munde waren, jetzt indes völlig verklungen sind, sowie auch manche Anspielungen auf Spezialitäten, die gegenwärtig Niemand mehr verstehen würde, wegstreichen.

Das Städel'sche Institut, das ein neues treffliches Lokal erhalten hat, ist eine vorzügliche Anstalt, welche Frankfurt dem Patriotismus eines seiner Bürger verdankt. Ich war erfreut über die ausgezeichneten Gemälde alter Meister, die hier in neuerer Zeit erworben worden sind. Unter den modernen Bildern steht Schwind's wundervoller „Sängerkrieg auf der Wartburg" so hoch, daß sich kein anderes in seine Nähe wagen kann. Es ist wahrhaft kläglich, wo Komposition und Zeichnung so eminent sind, die Farbengebung als hart tadeln hören zu müssen. Mir scheint dieselbe überdies die für den Charakter des Ganzen angemessenste zu sein. Overbeck's Verherrlichung der Religion durch die Künste ist wohl eine Arbeit, welche dieser edle Maler mit ermatteten Kräften zu stande gebracht hat. Mich verletzt dabei überdies die beschränkte Weltanschauung, welche dem Gemälde zu Grunde liegt. Bei manchen Heiligenbildern dieser sogenannten nazarenischen Schule ist das nicht der Fall, weil die Wärme des religiösen Gefühls, aus welcher sie hervorgegangen, zum Herzen des Beschauers spricht. Hier jedoch will Overbeck doziren, er will die Lehre vortragen, die bildenden Künste seien nur zur Glorifikation der Kirche da, und das macht einen recht frostigen Eindruck. —

Noch wirkt am Städel'schen Institut der hochbegabte Eduard Steinle, der einzige lebende, freilich auch weitaus jüngste jener Maler, welche mit ernster Begeisterung die in flache Aeußerlichkeit versunkene deutsche Kunst wieder erweckten. Unter seiner Anleitung haben sich einige seiner nicht unwürdige Schüler gebildet, wie Leopold Bode, ausgezeichnet durch seine Darstellungen aus der deutschen Sagen- und Märchenwelt, und der Engländer Leighton, jetzt Präsident der Königlichen Akademie in London. Aber abgesehen von diesen, muß sich Steinle, nachdem auch Führich und Schwind dahingegangen, recht vereinsamt fühlen; denn die Bahnen, welche er im Verein mit Cornelius, Overbeck, Veit und den beiden Letztgenannten gewandelt, sind ziemlich verlassen, und wie viele Bilder, die durch ein glänzendes Machwerk bestechen, man auch auf unseren heutigen Ausstellungen trifft, so begegnen wir doch selten einem solchen, aus dem tiefe Innerlichkeit, die wahre Seele der Kunst, zu uns redete.

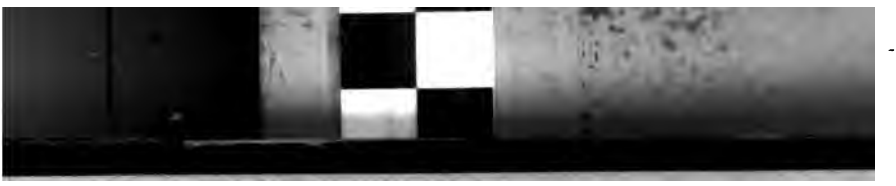
Ich war auch von neuem auf der Stadtbibliothek, auf welcher ich früher so viele Stunden verbracht habe. Dieselbe besitzt einige Seltenheiten der spanischen Literatur, die im sechzehnten Jahrhundert von einem hessischen Prinzen aus Spanien nach Deutschland gebracht wurden und mit dessen Wappen versehen sind. Frankfurt ist wert, diesen Schatz zu besitzen, denn es zählt unter seinen Mitbürgern einen Kenner der spanischen Literatur, den Doktor Ludwig Braunfels, der einige Dramen des Tirso de Molina und Lope de Vega vorzüglich übertragen hat.

Eines Abends, als ich bei schon eingebrochener Dunkelheit am unteren Mainquai ging, zog das Haus, in dem ich einen Teil meiner frühen Jugend verbracht, meine Aufmerksamkeit auf sich. Dasselbe ist seit jener Zeit völlig unverändert geblieben. Lange blickte ich zu dem Fenster des Zimmers im ersten Stockwerk empor, welches ich bewohnte, und es wurde

mir naß im Auge, als ich jener glücklichen Zeit gedachte. Damals ſah ich noch einen endloſen Horizont vor mir ausgedehnt, den ich mit meinen Träumen erfüllte; ich glaubte, das Leben habe ſeine ſchönſten und beſten Gaben mir zu Füßen gelegt, ſo daß ich ſie nur aufzuheben brauchte; ich rang mit ernſtem Streben, reiche Schätze des Wiſſens zu ſammeln, vieles im Geiſt zu umſpannen, alles Große und Gute, das die Vergangenheit auf uns vererbt, in mich aufzunehmen. Wenn mir das gelungen, wünſchte ich in der Fülle meiner Kraft zu ſterben, bevor der heiße Mittag oder der ſtürmiſche Herbſt die Blüte meiner Jugend geknickt. Wäre es ſo gekommen, ſtatt daß ich, nun ein Enttäuſchter, mit ſo vielen geſcheiterten Hoffnungen durch die öde Welt weiter wandern muß! — Wie gänzlich iſt jetzt in dieſem Hauſe und in deſſen Bewohnern jede Erinnerung an meine Eltern, meine Geſchwiſter und mich erloſchen, die einſt ſo lange in ihm gelebt! Zufällig brannte, wie ich zu ihm aufſchaute, in dem Zimmer, wo ich ſo manche Nacht über den Büchern durchwacht hatte, eine Lampe, und ich ſah einen jungen Mann ſchreibend an einem Tiſch ſitzen. Wahrſcheinlich war derſelbe, da das Haus jetzt einem Bankier gehört, mit kaufmänniſchen Rechnungen beſchäftigt. Hätte man ihm geſagt, welchen Gedanken ich damals an dem nämlichen Tiſch nachgehangen, er würde ſie vermutlich entweder gar nicht verſtanden oder mich einen kindiſchen Schwärmer geſcholten haben.

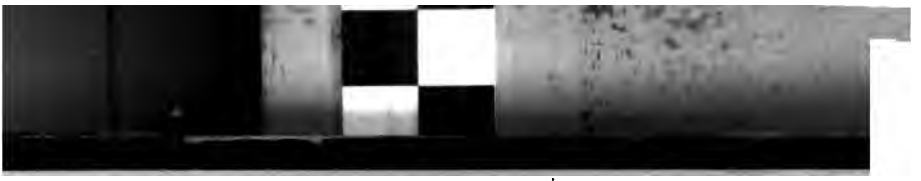
Frankfurt iſt eine blühende, reiche Handelsſtadt. Wie das Sinnen und Trachten der meiſten Menſchen auf das Erwerben von Glücksgütern ausgeht, ſo findet das hier in vorzüglichem Grade ſtatt, und den Anwohnern des Mains ſcheint eine beſondere Begabung dafür eigen zu ſein. In den wenigen Jahrzehnten, ſeit ich meinen Wohnort anderswo genommen, ſind beträchtlich viele Familien, die früher nicht zu den angeſehenen gezählt wurden, zu dem Glanz emporgeſtiegen, den

großer Reichtum verleiht. Die prächtigen Wohnhäuser und Villen, deren schon früher eine bedeutende Anzahl vorhanden war, haben sich stark vermehrt. Doch mit wie ganz anderem Gefühl, als alle diese stolzen Behausungen der Geldaristokratie, betrachtet man das schlichte Bürgerhaus auf dem großen Hirschgraben! Der eine Mann, der dort geboren ward, hat mehr für den Ruhm seiner Vaterstadt gethan, als alle die Millionäre, die Frankfurt seine Söhne nennt. Indessen um zu erkennen, wie viel schwerer geistige Bedeutung wiegt, als Vornehmheit und als Glücksgüter, braucht man nicht an Goethe zu denken, sondern nur an einen Jugendfreund von ihm, dessen Manen, wenn er auch an der fernen Newa starb, noch um die Mainstadt schweben; ich meine Klinger, der nach meinem Dafürhalten zu den großen Männern Deutschlands gehört. Auf ihn möchte ich das Wort Hamlet's anwenden: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, ihr werdet nimmer Seinesgleichen sehn." Von ganz geringer Herkunft und seit frühe auf seine eigenen Anstrengungen angewiesen, um sich den Lebensunterhalt zu erwerben, rang er sich durch Mut und Kraft zu hohen Stellungen empor, ohne doch je seinen Freimut, seinen Eifer für die edelsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Bürgerglück, zu verleugnen. Ja dieser Eifer, verbunden mit der Geradheit und Schlichtheit seines Wesens, war es, wodurch er sich zuletzt die Gunst der Großen, bei denen doch sonst meist nur Schmeichler ihr Glück machen, erzwang. Als Dichter steht er freilich auf einer viel niedrigeren Stufe als Goethe, ja, da er nie einen Vers geschrieben hat, könnte man zweifeln, ob ihm dieser Name im eigentlichen Sinne gebühre. Allein es pulsirt doch eine starke poetische Ader in seinen Werken. Seine Dramen, von deren einem seine ganze Periode die des Sturmes und Dranges genannt worden ist, haben mächtige Züge und sollten nicht so vergessen sein, wie sie es außer den „Zwillingen" sind. Seine Medea



gehört zu den Meisterwerken unserer Literatur und ist auch durch diejenige von Grillparzer nicht übertroffen worden. Als fast noch bedeutender erscheint mir seine „Medea auf dem Kaukasus", eine wahrhaft geniale Produktion, voll von hinreißendem Pathos. Es ist ein Brandmal für unsere Literaturhistoriker, deren einer meist den andern ausschreibt, ohne selbst zu lesen, daß sie diese beiden Tragödien todtschweigen. Klinger's Romane ersetzen das, was denselben an künstlerischer Vollendung abgeht, durch die glühende Begeisterung für alles Hohe und Edle, die ihnen einen wahrhaft erhabenen Stempel aufdrückt, durch den Haß gegen politische und religiöse Tyrannei, der in ihnen mit flammender Beredsamkeit zum Ausdruck kommt. Sowohl als Mensch, wie wegen des Vollgehalts seiner Schriften sollte Klinger vom deutschen Volk immer hoch in Ehren gehalten werden und namentlich der deutschen Jugend als ein leuchtendes Beispiel dienen. Allein sein Ruhm und die Verbreitung seiner Schriften sind bisher nicht so groß gewesen, wie sie dessen würdig wären. In Frankfurt ist die Erinnerung an ihn gänzlich erloschen, und ich habe vergebens das Haus zu ermitteln gesucht, wo er zur Welt gekommen ist und seine ersten Jugendjahre verbracht hat. Seine Schauspiele sind, mit Ausnahme einzelner, nie wieder gedruckt und somit zu großen Seltenheiten geworden. Nachdem er deren für die Wandertruppen eine beträchtliche Anzahl geschrieben und durch einige davon, wie auch durch den Roman „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" Aufsehen erregt hatte, scheint er in Deutschland mehr und mehr in Vergessenheit geraten zu sein. Die Verhältnisse hatten ihn nach Rußland geführt, wo er zwar noch Einiges schrieb, jedoch wenig Beachtung damit fand. Als er hier von Grad zu Grad der militärischen Laufbahn emporgestiegen, las man in Deutschland mit Verwunderung, Klinger sei, achtzig Jahre alt, als russischer General gestorben. Man denke sich: der Verfasser des genannten Faust, der mit

noch mehr Recht als Schiller's Räuber das Motto „in tyrannos“ führen konnte, ruſſiſcher General! Uebereinſtimmend ward zugleich berichtet, dieſer General ſei wegen ſeines unerſchütterlichen Rechtsſinnes von Hoch und Gering geachtet und geehrt worden. Nach Klinger's Tode ſind, wie man in Deutſchland gewöhnlich ausgezeichneten Männern erſt, wenn ſie verſtorben ſind, Aufmerkſamkeit zuwendet, ſeine Werke, wenn auch nur in einer Auswahl, von neuem gedruckt worden. Dennoch haben ſie noch immer nicht die Popularität erlangt, die man ihnen wegen des heilbringenden Einfluſſes, den ſie auf das Volk ausüben könnten, wünſchen muß. Wer in den Irrungen des Lebens in Gefahr kommt, an der Tugend zu verzweifeln und allen ſeinen Idealen untreu zu werden, der leſe Klinger, beſonders ſeine Geſchichte eines Deutſchen neuerer Zeit, oder ſeinen Rafael von Aquillas, um ſich an ihnen wieder aufzurichten. Mich haben die genannten Bücher in manchen bangen Stunden des Zweifels erhoben und geſtärkt; ſie ſind mir Leitſterne geweſen, die mich aus den Labyrinthen der Skepſis retteten, und für mich iſt deren Verfaſſer von einem Ruhm umſtrahlt, welcher dem des alten Homer faſt gleichkommt. Indeſſen auch Andere ſollten bei einem Autor das Streben und ernſte Wollen in Anſchlag bringen und es hoch ſchätzen, wenngleich die Ungunſt der Verhältniſſe ihm nicht geſtattete, ſein Ziel völlig zu erreichen. Während Goethe, unter glücklichen Familienumſtänden geboren, ſchon früh in eine Lage kam, in welcher ſich alle ſeine Gaben aufs freieſte entfalten konnten, hatte Klinger ſeit der Kindheit mit Not und Drangſal zu kämpfen; zur Abfaſſung ſeiner Schauſpiele war ihm nicht die Muße gegönnt, welche zu deren Durchbildung nötig geweſen wäre, noch weniger die reine, von Sorgen ungetrübte Atmoſphäre, in der die Kunſt allein gedeihen kann. Wenn man dies in Erwägung zieht, muß man erſtaunen, daß er gleichwohl ſo viel geleiſtet. Jene Dramen, ſowie ſeine übrigen



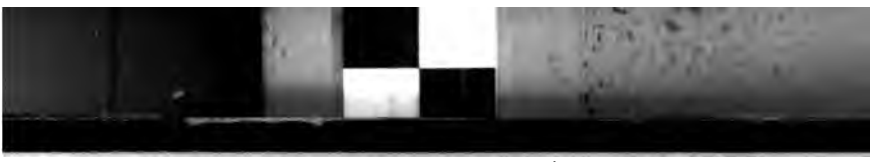
Schriften trugen ihm kaum genügend ein, um die gewöhnlichsten Bedürfnisse zu bestreiten, und um nicht unterzugehen, mußte er sich in die Stellung bequemen, die sich ihm darbot. Wie ganz anders würde sich sein Genius entwickelt haben, wenn ihm beschieden gewesen wäre, wie Goethe am Musenhofe zu Weimar zu leben, statt sich unter das eiserne russische Joch beugen und während der größten Zeit seines Lebens Aemter bekleiden zu müssen, mit denen der Opferdienst im Tempel Apollo's nahezu unvereinbar ist!

54.

Eisenach, im Juni 1877.

So oft ich durch Mitteldeutschland komme, versäume ich nicht, Eisenach und die Wartburg zu besuchen. Es ist dies einer der schönsten Punkte auf deutscher Erde. Die Berge und Felsen hier mit ihren Eichen- und Buchenwäldern und ihren quelldurchrauschten Schluchten übten auf mich jetzt im Frühling eine wahrhaft berauschende Wirkung. Um die Wartburg als Residenz können Kaiser und Könige den Großherzog von Weimar beneiden. Sie müssen indes eingestehen, daß er dieses Besitzes wert ist, indem er das alte Schloß der thüringischen Landgrafen, das schon in Verfall geraten war, auf die würdigste Art hat wiederherstellen lassen. Der Großherzog hat jedoch mehr gethan und seinem Sommersitz einen Wandschmuck verliehen, der zu den herrlichsten Erzeugnissen deutscher Kunst gehört. Die Fresken von Moriz von Schwind, welche das Leben der heiligen Elisabeth vorstellen, fordern an Kraft der Darstellung und Tiefe der Empfindung den Vergleich mit den größten Werken der Malerei heraus; an den nämlichen Wänden, welche die Kämpfe und das Leiden der edlen Landgräfin gesehen, hat unser trefflicher Meister dieselben

mit so ergreifender Gewalt verewigt, daß wir sie gerührt und bis ins Innerste erschüttert, selbst mit erleben. Der hohe Genuß, den mir die Betrachtung dieser Bilder schon wiederholt gewährte, ist mir nur durch ein paar Gedanken etwas vergällt worden. Der erste darunter drängte sich mir schon auf, als ich Montalembert's schön geschriebenes Leben der heiligen Elisabeth las. Gewiß war die ungarische Fürstentochter ein seltenes Beispiel von Frömmigkeit, Demut und Selbstaufopferung, und ihr gebührt für ihre Handlungen werkthätiger Menschenliebe die Verehrung aller Zeiten. Aber wenn ich nun lese, wie Konrad von Marburg, jener wütende Ketzerverfolger, ihr Beichtvater und Seelsorger war, so liegt mir die Annahme nahe, der Zelot habe die Seele seiner Pflegbefohlenen mit dem Gift seines eigenen Fanatismus erfüllt. Menschen von weichem Gemüt sind solchem Gifte besonders zugänglich. Wenn ihnen feierlich versichert wird, nur im Glauben an gewisse religiöse Lehren sei das Heil zu finden, Zweifel daran dagegen das schwerste Verbrechen, so verhärten sie sich solchen Doctrinen zu liebe, und ihre Frömmigkeit, ihr dem Himmel zugewandter Sinn werden auf solche Art leicht zu Geißeln der Menschheit. So kann ich auch der Tugenden der schwer geprüften Landgräfin nur mit einer gemischten Empfindung gedenken, wenn ich mir vergegenwärtige, daß sie den grimmen Konrad so lange als ihren geistlichen Führer in ihrer nächsten Nähe geduldet. Es wird dadurch die Vermutung fast unausweichlich, daß der mönchische Eiferer allmälich die Stimme ihres Herzens erstickt und sie dahin gebracht habe, die Verfolgung von Ketzern als ein gottgefälliges Werk zu betrachten. — Der zweite Gedanke, der mich bei der Beschauung von Schwind's Gemälden niederschlug, war der, daß diese Bilder, denen ich unvergängliche Dauer wünschen möchte, schon jetzt stark von der Feuchtigkeit der Mauer gelitten haben und vielleicht bereits nach wenigen Jahrzehnten zerstört sein werden.



Allerdings sind alle Werke der bildenden Kunst vergänglich, selbst diejenigen, welche aus dem solidesten Material bestehen, und wenn man denkt, wie von den Marmorbildern des Phidias nur wenige Reste sich erhalten haben, so wird man Gemälden noch in viel geringerem Maße Unsterblichkeit zuschreiben. Fresken nun sind der Gefahr des Untergangs doch noch weit mehr ausgesetzt, als Oelgemälde. Denn diese können bei Ungunst des Lokals, bei Feuersbrünsten oder bei Einbruch von Feinden an günstigeren Oertlichkeiten in Sicherheit gebracht werden, jene aber sind an Ort und Stelle gebannt und lassen sich, wenn es auch Mittel gibt, sie von der Wand abzulösen, doch wenigstens nicht schnell von ihr entfernen. Es scheint ferner in unserem Klima kein Mittel zu geben, die Mauer, an der sie haften, durchaus trocken zu erhalten oder zu verhindern, daß der Kalk sich im Laufe der Zeit ablöst. Von allen den zahlreichen italienischen Wandgemälden des sechzehnten Jahrhunderts hat sich nur ein kleiner Bruchteil, wie diejenigen des Pinturicchio in Siena, einigermaßen unversehrt erhalten. Die Wunderbilder Michel Angelo's in der Sistina kann man nur mit Wehmut betrachten, indem die tiefen Risse, welche sie durchfurchen, ihren nahen Untergang verkünden, und auch die Fresken Rafael's in den Stanzen, die durch schwärzenden Rauch ihres Farbenzaubers schon halb entkleidet sind, gehen unaufhaltsam ihrem Ruine entgegen. Da wir nun diese Beispiele vor Augen haben, so sollten wir, dünkt mich, mindestens für solche Kompositionen, denen wir Kunstwert beimessen, der Malerei auf Kalk ganz entsagen. Für die auf den Tagesgeschmack berechneten Fratzen eines K. ist es freilich nicht schade, wenn sie bald wieder von der Wand herabstürzen, ja die Kunstfreunde werden nach dieser Katastrophe einen Alp von ihrer Brust hinweggewälzt fühlen. Allein wenn ein gleiches Schicksal Schwind's Leben der heiligen Elisabeth ereilte, so würde der Genius der Malerei selbst sein Haupt trauernd

verhüllen. — In einem anderen Saale der Wartburg hat derselbe Meister den Sängerkrieg verherrlicht, den er schon früher in einem Oelbild dargestellt hatte. Dem letzteren möchte ich den Vorzug geben; doch auch das Freskogemälde hier hat seinen hohen Wert, und sein Reiz wird dadurch erhöht, daß es sich in der Halle befindet, wo jener Dichterkampf vor sich gegangen sein soll. Ob ein solcher Wettstreit je an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen stattgefunden, läßt sich schwer sagen. Nur die Poesie hat uns in einem nicht eben gehaltvollen Gedichte davon Kunde gegeben. Allein möge das Ganze auch nur eine Sage sein, es beschäftigt die Phantasie in angenehmer Weise, diesen Saal mit den Gestalten der ritterlichen Sänger zu beleben. Wenn die Abendstrahlen durch die Bogenfenster hereinfallen und den Raum mit gleitenden Schatten erfüllen, erblickt man den Landgrafen neben seiner Gemahlin auf dem Thron, um dem Sieger im Liede den Preis zu erteilen, den Unterliegenden jedoch dem Henker zu überantworten. Vor ihm stehen in schmucker Tracht des Mittelalters die Sänger im Kreise. Eben hat der dämonische Klinsor mit den Mächten der Hölle im Bunde mit seinem Gesang die Sinne der Hörer berauscht und verwirrt, so daß die Wagschale des Sieges zu seinen Gunsten schwankt, da greift der hehre Wolfram von Eschenbach in die Saiten der Harfe und schmettert in einem Liede voll brünstigen Gottvertrauens, das jedes Herz bis in seine Tiefe schmilzt und rührt, den Teufelsverbündeten zu Boden, und alle Sänger, wieder aufatmend wie nach einem schweren Nachtgewitter, treten vor dem gottbegnadeten Wolfram zurück, ihm die Palme zuerkennend. Dieser sagenhafte Streit wäre ein schöner Vorwurf für ein dramatisches Gedicht, zu dessen Fabel die erfindende Phantasie allerdings noch die Hauptsache hinzuzuthun hätte. Man muß daher beklagen, daß durch eine neuere Oper, deren Textbuch gleich sehr zu loben ist wie ihre Musik, schon der Reiz der

Neuheit von dieſem Stoff hinweggenommen ward. Ein Libretto kann allerdings nicht für eine eigentliche Dichtung gelten, indem es nur ein Gerippe iſt, das ſeine Bekleidung mit einem Körper und ſeine Belebung erſt von der Muſik empfängt. Allein der heutige Poet befindet ſich in einer andern Lage, als die Tragiker der Griechen, welche immer die nämlichen Mythen von neuem behandelten. Er ſieht ſich gedrungen, auch nach Neuheit der Stoffe zu trachten, da das Publikum von ſolchen, die ihm ſchon vielfach vorgeführt worden ſind, ſchwerlich noch angezogen wird. Ein Trauerſpiel „Don Juan" oder eine Tragödie „Maſaniello" nach Mozart's und Auber's Opern würden kaum noch Zuhörer finden. Dennoch glaube ich, daß der Kampf zwiſchen Klinsor und Wolfram ſich, wenn auch nicht zu einem Bühnenſtück, ſo doch bei bedeutender Auffaſſung zu einer Art von dramatiſchem Myſterium geſtalten ließe, welches unſerer Literatur zur Zierde gereichen könnte und in Niemandem mehr die Erinnerung an Wagner's Tannhäuſer weckte.

55.

Nizza, im Januar 1878.

Zum erſten Mal habe ich längere Zeit an der berühmten Riviera di Ponente geweilt und ihre geprieſenſten Punkte San Remo, Mentone, Bordighera, Monte Carlo, Nizza näher kennen gelernt. Unſtreitig iſt die Gegend hier von ſeltener Schönheit, und unter den Küſtenſtrichen Italiens wird ſie nur von dem zwiſchen Salerno und Amalfi noch übertroffen. Die ſich hoch über die Berge hinziehende Straße längs des Mittelmeers, das um kühn vorſpringende Klippen ſchäumt oder, bis zum Grunde ſichtbar, in tief eingeſchnittenen Buchten wallt, gewährt ſtets neue großartige und reizende Ausblicke.

Der Pflanzenwuchs des Südens entfaltet sich an dem durch die Seealpen gegen rauhe Winde geschützten Ufer fast so reich und üppig wie in Unteritalien; ja Palmen finden sich auf der ganzen apenninischen Halbinsel und selbst in Sicilien nicht so zahlreich wie bei Hyères, Bordighera und hier in Nizza, wo die Franzosen ganze Alleen solcher Bäume angepflanzt haben. Dennoch hat mich der Aufenthalt an keinem der genannten Orte der Riviera so befriedigt, daß ich wiederholt zurückkehren möchte. Wie anders ist es in der Umgegend von Florenz! Des Spazierganges nach Bello Sguardo werde ich niemals müde. Von dort erblicke ich neben einer wundervollen Landschaft zugleich eine der schönsten Städte der Welt mit ihren Palästen, Kirchen und Türmen unter mir hingebreitet, welche alle große Erinnerungen der Vorzeit in mir wachrufen oder als Denkmale der Thätigkeit bedeutender Künstler vor mir dastehen; zugleich weiß ich, daß mich bei der Rückkehr von der Promenade hohe Kunstgenüsse erwarten, daß mir reiche Bibliotheken offen stehen, daß ich nach Belieben mit geistvollen, höhere Interessen verfolgenden Menschen Verkehr pflegen kann. Hier dagegen bin ich auf den Genuß der Natur beschränkt, und der Blick auf das blauende Meer, auf Berggipfel und Felsvorsprünge genügt mir nicht für lange Zeit, selbst wenn das zauberische Spiel des Lichtes bei Sonnenuntergang hinzukommt. Wohlverstanden, wenn ich studiren, wenn ich mich geistig anstrengen will, könnte mir der Aufenthalt Befriedigung gewähren. Allein es gibt Zeiten, wo ich mich angegriffen fühle und geistig Diät halten muß. Eine solche aber ist jetzt für mich da; ich darf höchstens einige Stunden des Tages lesen, mich indessen keiner ernsteren Arbeit hingeben. Da würde mir der Besuch von Gemäldegalerien, von Antikensammlungen, von merkwürdigen Bauwerken willkommen sein; ich würde mich gern des Umganges mit Männern erfreuen, die meine Interessen teilen; aber leider

geht mir das Alles hier völlig ab. An Kunstschätzen ist die ganze Riviera bettelarm, und die Gattung von Menschen, die man vorzugsweise daselbst trifft, sagt mir wenig zu. Mentone, seiner Lage nach besonders bevorzugt, und ebenso San Remo, werden kaum anders besucht, als von Kranken, die sich schon in einem vorgerückten Stadium der Lungenschwindsucht befinden, und es kann nicht angenehm sein, sich von lauter Hustenden umringt zu sehen, denen meist die Tage des Lebens gezählt sind. Es ist zwar eine Wohlthat des Himmels, daß er solchen Leidenden gewöhnlich die Hoffnung auf baldige Genesung einflößt; ich habe deren kennen gelernt, die sichtlich einem nahen Ende entgegen gingen und dennoch mit Zuversicht von ihrer Wiederherstellung sprachen, ja Pläne für weite anstrengende Reisen entwarfen. Aber gerade diese Illusionen der Kranken bei meinem Bewußtsein von ihrer Rettungslosigkeit machten immer einen tief schmerzlichen Eindruck auf mich, einen um so schmerzlicheren, wenn ich sie bei näherer Bekanntschaft lieb gewinnen lernte. Ich kann nicht umhin, unsere nordischen Aerzte anzuklagen, daß sie ihre Patienten oft recht leichtfertig zu Winteraufenthalten in den Süden senden. Sie müssen doch in vielen Fällen wissen, daß die Luftveränderung keine Heilung mehr bringen kann. Nun aber entreißen sie die Unglücklichen den Bequemlichkeiten ihrer Heimat, der Sorge ihrer Pfleger, und in den südlichen Kurorten wird ihnen, selbst wenn sie die gehörigen Geldmittel haben, um alles Nötige zu erkaufen, kein Ersatz dafür geboten. Die minder Vermögenden aber kommen bisweilen in eine wirklich verzweifelte Lage. Das Klima der Riviera ist zwar in manchen Wintern recht mild, allein in anderen fällt auch Schnee, und man erlebt sehr rauhe Tage, ja Wochen, wo die Zimmereinrichtungen keinen genügenden Schutz gegen die Kälte bieten und man sich lebhaft nach einem wärmenden deutschen Ofen, statt der unzureichenden Kamine, sehnt. Der Gesunde, der sich viele Bewegung machen kann,

vermag sich einigermaßen hierüber hinwegzusetzen, der Kranke nicht. Gegen unsere Aeskulape habe ich ferner vorzubringen, daß sie bei der Wahl der Kurorte oft ohne Kenntnis der Lokalitäten verfahren, oder der bloßen Mode folgen. Wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue Bäder und Brunnen Ruf bekommen, die früher berühmten dagegen verlassen werden, wie die ehemals sehr wenig besuchten Quellen von Homburg plötzlich, sobald dort eine Spielbank errichtet war, wegen ihrer außerordentlichen Heilkraft gepriesen wurden, und nicht minder in Folge der Vorschriften der Aerzte als der Reklame des Bankhalters Kranke aus allen Teilen Europa's dahin strömten, so verhält es sich auch mit den wegen ihres Klimas empfohlenen Oertlichkeiten. Pisa, Palermo und Venedig sind jetzt von der Riviera ausgestochen worden; aber sicher wird auch diese bald zu Gunsten neu entdeckter Punkte wieder zurücktreten müssen. Nach meinen Beobachtungen würden Amalfi und Malaga sicher den Vorzug sogar vor Mentone, dem geschütztesten Punkte dieser Küste, verdienen. Nizza, das sehr von scharfen Winden zu leiden hat, wird schon jetzt aus Gesundheitsrücksichten wenig mehr aufgesucht. Dagegen ist es der Sammelplatz von Vergnüglingen und Zeittodtschlägern aus aller Herren Länder; und die Anzahl derartiger hier zusammenströmender Fremden ist enorm gewachsen, seitdem nach Aufhebung des Hazardspieles in den deutschen Bädern sich in dem nahen Monte Carlo eine Spielbank etablirt hat, welche jetzt das einzige oder wenigstens das Hauptinstitut dieser Art in unserem Weltteil ist. Der Bankhalter daselbst ist der eigentliche Souverän des Sedezfürstentums Monaco, in welchem Monte Carlo liegt, und unterhält auf seine Kosten das etwa fünfzig Mann starke Armeecorps des Fürsten, der gewöhnlich in Paris lebt. Er läßt kein Mittel der Reklame unbenützt, um das Rouge et Noir und die Roulette in Flor zu bringen, und das halbe Hundert von Selbstmorden, die durchschnittlich in jedem Jahr

in der Umgebung seiner grünen Tische begangen werden, bezeugt, wie glänzend ihm das gelingt. Jeden Nachmittag sind die Eisenbahnzüge von Nizza nach Monte Carlo überfüllt von Solchen, die ihr Glück am grünen Tisch versuchen wollen. Viele darunter sind Spieler von Profession, Existenzen, durch deren Zugrundegehen die Welt nichts verliert, und deren Leben auch jeden Abend an die aufgelegten Karten oder die rollende Kugel geheftet ist. Daneben finden sich zahlreiche Andere, die vom Leichtsinn oder dem thörichten Glauben, sie könnten große Geldgewinnste machen und ihren zerrütteten Finanzen wieder aufhelfen, an die Bank getrieben werden. Solche Leute müssen mit seltenen Ausnahmen von vornherein als verloren gelten. Die Glücklichsten sind diejenigen, die gleich Anfangs bedeutende Verluste erleiden und so vom weitern Setzen abgeschreckt werden. Alle dagegen, die Gewinnste machen, hält das Hazardspiel festgebannt, wie die Klapperschlange einen Vogel mit ihrem Blick in ihren Rachen herabreißt. Der Wahnsinn der Menschen ist mir schon früher, als ich mich in Baden-Baden aufhielt, unbegreiflich erschienen. Wer sich selbst zu beherrschen wüßte und zum Zeitvertreib spielen möchte, könnte dies immerhin ohne Gefahr thun; er müßte nur eine bestimmte Summe, deren Verlust ihn noch nicht arm machte, dafür festsetzen und hierbei den Grundsatz beobachten, dieselbe auf keinen Fall zu überschreiten. Jeden Abend könnte er dann einen Teil einer solchen Summe wagen, dürfte indes unter keinen Umständen weiter spielen, wenn er diesen verloren. Nach aller Wahrscheinlichkeit würde dann, da er sicher doch auch hie und da gewänne, am Schlusse der Saison sein Verlust kein außerordentlicher sein, und er hätte eine im Ganzen unschuldige Unterhaltung gehabt. Aber wie Wenige wissen sich so im Zaume zu halten! Obgleich es weltkundig ist, daß der Vorteil schließlich immer der Bank bleibt, daß auch nach dem Gewinnst einer Million kein Segen an diesem Gold haftet, sondern

daß das hölliſche Metall ſeinen Beſitzer in den Untergang zieht, glauben ſie dennoch, reiche Ernte vom grünen Tiſche heimtragen zu können, und wagen oft ihre letzte Habe, mit der ſie etwa noch ein beſcheidenes Leben hätten friſten können, an eine trügeriſche Hoffnung. Wenn dieſe verächtlich, ſo erſcheinen Andere noch dazu lächerlich, indem ſie, Papier und Bleiſtift in der Hand, chimäriſche Berechnungen machen, durch welche Sätze ſich das Glück erzwingen laſſe, oder auch „Profeſſoren" Glauben ſchenken, die ihnen dazu Anweiſung geben zu können behaupten. Wie ſchwer, faſt unmöglich es iſt, das Spiel aufzugeben, wenn man einmal von der Leidenſchaft dazu erfaßt worden, davon erlebte ich früher in Deutſchland ein kurioſes Beiſpiel. Eine immens reiche Ruſſin hatte ſchon mehrere Sommer hindurch faſt den ganzen Tag beim Rouge et Noir geſeſſen und den größten Teil ihres Vermögens dabei eingebüßt. Da, von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen, that ſie ihrem Schutzheiligen das Gelübde, im Fall ihrer Geneſung das Hazardſpiel für immer aufzugeben. Sie genas; und im nächſten Sommer ſah man ſie wieder im Spielſalon an dem verhängnisvollen Tiſch, aber auf etwas abgerücktem Stuhle ſitzen. Vor ihr ſtand ein Knabe, ihr Neffe, der auf ihre Anweiſung und mit ihrem Geld die Sätze machen mußte. In ſolcher Art fand ſie ſich mit ihrem Gewiſſen ab und löſte dennoch ihr Gelübde. — In Monte Carlo wird nun das, was mich ehemals ſchon in den deutſchen Bädern angewidert, noch weit großartiger betrieben, und Nizza iſt recht eigentlich der Vorhof der dortigen Spielhölle. So findet ſich hier eine Geſellſchaft von höchſt problematiſchen Charakteren beiſammen, und es iſt daher bedenklich, Bekanntſchaften anzuknüpfen. In den Romanen von Alexandre Dumas ſind derartige Abenteurer intereſſant, in der Wirklichkeit jedoch flößen ſie mir Abſcheu und Ekel ein. Das Widerwärtigſte dabei iſt, daß ſie mehrenteils die Manieren der ſogenannten feinen Welt oder des high

life affettiren, ſich für Marquis oder zum mindeſten für Barone ausgeben und regelmäßig mit einem Ordensband im Knopfloch paradiren. Daß ich unter ſo bewandten Umſtänden den Umgang mit Menſchen meide, begreift ſich. Die Promenaden längs des Meers, wie ſchön es ſich auch dort unter den Palmen wandeln läßt, betrete ich nicht anders als am Morgen, wenn ich Niemandem begegne. Später bietet auch die Damenwelt, die in prächtigen Toiletten luſtwandelt, eine mir unangenehme Erſcheinung. Für mich iſt Putz und prunkender Anzug faſt ein ſicheres Zeichen, daß ſich darunter eine Courtiſane verbirgt. Nur unter einfachem, wenn auch immer wohlgewähltem Anzug vermute ich wahren Wert. So fliehe ich denn, wenn die „faſhionable“ Welt die Quais unſicher zu machen beginnt, auf die Höhen vor der Stadt, beſonders auf diejenige, welche zwiſchen Nizza und Villafranca liegt. Dort bieten ſich prächtige Ausblicke auf das Meer, und wenn ich genügend umhergeſchweift bin, ſuche ich mir einen Ruheſitz unter Lorbeer und Myrten auf, um mich einige Stunden mit Leſen zu unterhalten. Weil ich faſt keine Bücher mit auf die Reiſe genommen, muß ich mich mit ſolchen begnügen, die hier zu erlangen ſind. Natürlich iſt das meiſtens die Modeware des Tages, die von Paris und London aus alle Buchläden und Toilettentiſche Europas zu überſchwemmen pflegt. Ich habe ein paar franzöſiſche Romane von denen, die neuerdings beſonderes Aufſehen erregt, geleſen, doch ſie recht unbefriedigt beiſeite gelegt. Der faktiſche Inhalt hatte zwar mein Intereſſe gereizt; allein nachdem dieſes befriedigt war, folgte ein Gefühl der Abſpannung und Leere. Dauernde Eindrücke haben ſie mir nicht hinterlaſſen, und ſchon jetzt würde es mir ſchwer fallen, zu ſagen, was denn eigentlich in der endloſen Reihe von Kapiteln geſtanden habe. Höher als die franzöſiſchen ſtehen unſtreitig im allgemeinen die engliſchen Romane. Wenngleich unter ihnen ſich auch manche finden, die auf den Leſepöbel berechnet

sind, so haben doch die letzten Dezennien mehrere von vorzüglichem Wert hervorgebracht, und ich las einige der letzteren mit großem Genuß. Seltsam, daß gerade die trefflichsten darunter von weiblicher Feder herrühren; die Damen Currer Bell und noch mehr George Eliot haben so ziemlich allen ihren männlichen Mitbewerbern die Palme entrissen. Und wenn unter den Engländern höchstens Thackeray mit ihnen konkurriren kann, so ist unter den neueren deutschen Romanschriftstellern, wie viel sie auch gepriesen werden, schwerlich einer, der sich in ihre Nähe wagen darf. Aber die heute im Schwang gehende Ueberschätzung dieses Fachs, das immer nur einen niedrigeren Seitengipfel des Parnasses einnimmt, kann nicht schlagender in ihre Schranken zurückgewiesen werden, als durch die Erscheinung, daß Frauen auf ihm so höchst Ausgezeichnetes zu leisten vermögen. Ich wüßte nicht, daß Walter Scott's Romane, die doch gewiß einen der Höhenpunkte dieser Gattung bezeichnen, den Adam Bede oder gar die Romola von George Eliot irgend überträfen. Nun aber frage ich — das weibliche Geschlecht in allen Ehren — hält man es für möglich, daß ein Mitglied desselben mit Homer oder Firdusi um den Preis des Epos, mit Shakespeare um denjenigen der Tragödie stritte? Glaubt man, daß eine Dame sich jemals in der Malerei mit Rafael oder Tizian messen, oder daß eine weibliche Tonsetzerin, ich sage nicht, einen Don Juan oder Fidelio, sondern nur einen Oberon oder „Wasserträger" komponiren könnte? Die ganze bisherige Geschichte der Literatur und Kunst bietet uns keinen Anhaltspunkt, der uns berechtigte, dies für möglich zu halten. Die Menge ausgezeichneter Romane, welche allein unser Jahrhundert hervorgebracht hat, zeigt überdies, wie viel leichter es ist, in dem Fache etwas Vortreffliches zu leisten, als in den höheren Gattungen der Poesie. Auf Ein bedeutendes Trauerspiel oder Epos kann man in der neueren Literatur immer reichlich hundert gute Romane oder

Novellen rechnen. — Wenn ich vorhin über die französische Erzählungsliteratur, die mir gerade in die Hände gefallen, wenig günstig urteilen konnte, so muß ich doch mehrere Novellen von Madame Charles Reybaud ausnehmen, die in Hinsicht des Stils hinter denen der berühmteren George Sand zurückstehen mögen, sicher aber nicht an Phantasiereichtum, Erfindungskraft und Darstellungsgabe. Uebrigens, obgleich ich diesmal einige gute Funde gethan, kehrte ich doch bald zu meinem früheren Grundsatze zurück, Romane und Novellen nur ausnahmsweise zu lesen, und sah mich daher in den Buchhandlungen nach anderen Schriften um, von deren Lektüre ich mir mehr Genuß versprach. Diejenige, auf welche ich zunächst stieß, fesselte mich ungemein. Es waren die kleinen Prosawerke von Leopardi. Etwas Geistvolleres, Gedankenreicheres und zu eigenem Nachdenken Anregenderes läßt sich kaum finden. Freilich, trostloser kann keine Weltanschauung sein, als die des unglücklichen Italieners; es ist das Aeußerste des Pessimismus. Wenn Schopenhauer uns in der Betrachtung des Schönen doch noch etwas gönnt, was uns mit dem Leben versöhnen kann, so macht Leopardi auch hiermit tabula rasa und stellt die absolute Vernichtung als das allein Begehrenswerte hin. Man könnte seine Lehre, da sie noch über den Pessimismus hinausgeht, Nihilismus nennen, wenn nicht diesem Ausdruck ein politischer Nebenbegriff anklebte. Gerade das Extrem, bis zu dem er vorgegangen ist, bewirkt aber, daß er schwerlich einen Proselyten für seine Doktrin macht. Ich wenigstens bin beim Lesen dieser operette morali nie in die Versuchung gekommen, die Verzweiflungsdoktrinen anzunehmen, welche ihr Verfasser uns einreden will, während Schopenhauer mich zeitweise schon nahezu bekehrt hatte, und ich mich nur mit Anstrengung wieder aus dem Abgrund emporgearbeitet habe. Es ist wunderbar, wie Leopardi, ohne, wie es scheint, irgend etwas vom Buddhismus zu wissen, auf

die nämliche Grundansicht, welche das Wesen dieser Religion ausmacht, geraten ist. Allein er geht noch weiter als der indische Königssohn. Denn bei dem Nirwana des Letzteren scheint doch noch ein mystischer Sinn zu walten, wonach damit nur die Erlösung aus der Welt der Körper, die Befreiung von der ferneren Seelenwanderung gemeint ist, und immer noch eine Art von weiterer Existenz übrig bleibt. Leopardi dagegen scheint von einer wahren Angst erfüllt zu sein, daß nach dem Untergang der Welt und des Daseins nicht Alles zu Ende sein könnte. In mannigfachen und immer neuen Bildern, bald mit Witz und schneidendem Sarkasmus, bald mit ergreifendem Pathos weiß er das Elend aller Existenz, die Unmöglichkeit jeder Befriedigung, die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Strebens und Hoffens darzustellen. Je düsterer sein Thema ist, desto hinreißender ergießt sich der Strom seiner Beredsamkeit, und nie wohl wurde ein Grab voll Moder von einem solchen Blütenschmuck umkleidet, nie die Verzweiflung in so goldenen Worten gepredigt!

Ich gestehe, daß mir Leopardi in diesen Prosaschriften bedeutender erscheint, als in seinen Gedichten. Die schönsten unter den letzteren sind wohl die früheren, die er in der Jugend verfaßt hat, als seine umdunkelte Seele noch hier und da von einem Lichtstrahl erhellt wurde. Damals begeisterte er sich für die Wiedererstehung von Italien, und diese Begeisterung hat seiner Leier die schönsten Töne entlockt. Die späteren Gedichte sind sämmtlich von tiefer Melancholie; hier jedoch wirkt seine Schwermut, die weder auf der Erde, noch jenseits derselben irgend einen Hoffnungsstern erblickt, zwar ergreifend, da sie von einem edlen und hohen Geist ausgeht, allein sie muß auf die Dauer ermüden. Es ist, als ob der ganze Horizont von einem schweren trüben Herbstnebel überzogen wäre. Der gefeiertste unter diesen canti ist derjenige, welchen Leopardi in seiner letzten Lebenszeit am Fuße des

Vesuv geschrieben und „Der Ginster" betitelt hat. Der gelbe Blütenstrauch, der über der Asche zerstörter Städte wuchert, dient ihm hier dazu, seine Betrachtung über die Vergänglichkeit von Allem, dem Höchsten ebenso wie dem Niedrigsten, auszusprechen und jeder Hoffnung der Menschen als leerer Illusion den Todtenkranz zu winden. In einem der anderen Gesänge spottet er über die Erfindungen der neueren Zeit und die Erwartungen einer besseren Zukunft für die Menschheit, welche daran geknüpft werden. Auch der Vervollkommnung der sittlichen und politischen Zustände auf Erden, an welcher mitzuarbeiten doch die einzig lohnende Aufgabe unseres Lebens ist, legt er keinen Wert bei.

Die verzweifelte Lebensstimmung Leopardi's, die an Düsterkeit über Alles hinausgeht, was bis dahin in der Literatur laut geworden war, erklärt sich in etwas, indessen nur halb, aus seinen Lebensverhältnissen. In einer Provinzialstadt des früheren Kirchenstaats von Eltern geboren, die den beschränktesten reaktionären Ansichten in Politik und Religion huldigten, fand er sich bei seiner Hinneigung zu freieren Ideen und bei seiner Liebe zur Wissenschaft und Poesie von früh an in heftigem Widerspruch mit seiner Umgebung. Von der Schroffheit, mit der sich die Parteien in Italien ehemals, und selbst bis in unsere Tage hinein, gegenüberstanden, kann man sich nur schwer einen Begriff machen. Ich habe Gelegenheit gehabt, durch die Erzählungen eines Freundes einen Einblick in diese Zustände zu thun. Ein Italiener von angesehener Familie aus Faenza (in der nämlichen Gegend gelegen, wo Leopardi zu Hause war) hatte, weil der päpstlichen Regierung abhold, viele Jahre hindurch im bayerischen Militär gedient, war dann jedoch in seine Heimatstadt zurückgekehrt. Mein Freund nun, gleichfalls bayerischer Offizier, besuchte den früheren Kameraden in Faenza und fand diese Stadt in zwei große Heerlager gespalten, indem die Konservativen und Liberalen sich auf den

Tod befeindeten. In die Straßen, welche die eine Partei inne hatte, durfte sich kein Mitglied der entgegengesetzten wagen; und selbst mein Freund konnte, weil er bei einem Liberalen zu Gast war, nur mit Lebensgefahr eine Wanderung durch den von den Reaktionärs bewohnten Stadtteil machen. — Wie Leopardi's Jugend unter solchen Umständen und bei der Sinnesart seines Vaters verfloß, läßt sich denken. Sein kleines Recanati mußte ihm als ein Kerker erscheinen und all sein Trachten war nach der Fremde gerichtet. Allein nur mit Mühe und nach schweren Kämpfen gelang es ihm, die ärmlichsten Geldmittel zu erhalten, um bald in Florenz, bald in Neapel ein dürftiges Leben zu führen. Zu allem dem kam hinzu, daß seine Gesundheit schon früh heillos zerrüttet war und daß ein schweres Nervenleiden ihm nur selten gestattete, sich geistig zu beschäftigen. Daß eine derartige Lage seinen Sinn umdüsterte, begreift sich. Indessen um sich zu erklären, wie er in eine so hoffnungslose Nacht versinken konnte, muß man doch einen Fehler in seinem Geiste, zum mindesten einen Mangel an jedem Heroismus in ihm annehmen, sonst hätte er sich wenigstens momentan wieder aus der trostlosen Stimmung emporgerissen, um sich für etwas Höheres, als die Verwesung und das Nichts zu begeistern. Das Seltsame ist dabei nun noch, daß er es als eine Herzensangelegenheit betrachtet, seine Verzweiflungslehre der Welt als ein Evangelium zu verkünden und womöglich auch alle Anderen zu ihr zu bekehren. Wenn Schopenhauer seine Verneinung des Willens zum Leben predigt, so verfolgt er dabei einen ethischen Zweck; doch bei unserem Italiener ist von etwas Derartigem gar nicht die Rede.

Leopardi sagt irgendwo: „Bietet mir auf der einen Seite unsterblichen Ruhm und auf der andern den Tod — ich wähle ohne Zögern und schon in dieser Stunde den letzteren." Es war nun merkwürdig, daß er in seinem letzten Lebensjahre,

als die Cholera in Neapel herrschte, dennoch vor dieser Krankheit und vor dem ihm durch sie drohenden Ende eine große Scheu zeigte. Nach Schopenhauer's Lehre liegt freilich hierin nichts Befremdliches; denn dieser Philosoph betrachtet es als einen Fluch des Willens zum Leben, daß derselbe uns, trotz unserer Erkenntnis von der Wertlosigkeit der Existenz, dennoch an ihr festhalten läßt. Jedenfalls ist dem unglücklichen Dichter neben dem so heiß ersehnten Tode auch der von ihm so gering geschätzte Ruhm in einem Maße zu teil geworden, wie er es selbst schwerlich geahnt hat. Allerdings hatte es den „canti" schon bei seinen Lebzeiten keineswegs an Anerkennung gefehlt; ihr Ruf drang sogar schon damals bis nach Deutschland, und Kannegießer veranstaltete die erste Uebersetzung davon. Allein seitdem hat die Bewunderung für ihn von Jahr zu Jahr zugenommen und scheint noch immer im Wachsen zu sein. Rätselhaft ist es, wie die Italiener in der nämlichen Epoche, wo sie die Hoffnung so vieler Generationen auf ein unabhängiges und einiges Vaterland erfüllt gesehen haben, sich einen Dichter der Trostlosigkeit zum Lieblingssänger erkoren haben. Man muß als den Grund dafür wohl annehmen, daß ihnen ein Dichter von größerem Genius fehlt, und daß sie in Ermangelung eines solchen dem besten, den sie in neuerer Zeit gehabt, diese Ehrenstelle einräumen. So will ich sie denn für ihre Pietät gegen einen edlen Todten preisen und den Deutschen darin als Muster vorhalten. Ich glaube nicht, daß Leopardi mit unserem Platen, dem er oft verglichen worden ist, irgendwie auf gleich hohe Linie gestellt werden darf. Wenn er sich mit dem Letzteren an Versvollendung messen kann — was ich kaum zu beurteilen vermag — so steht er ihm in seinen Gedichten weit nach an Gedankenreichtum, Mannigfaltigkeit der Formen und des Inhalts, sowie an Concentration, indem er oft, zum Beispiel in seinem schon genannten „La ginesta", in ermüdende Weitschweifigkeit verfällt. Und was

hätte er geleistet, das mit Platen's aristophanischen Lustspielen in die Schranken treten dürfte? Nun aber lese man, wie noch heute in Journalen und Literaturgeschichten über unseren herrlichen Dichter, welcher der Stolz der ganzen Nation sein sollte, geurteilt wird! Das kleinste solcher geringschätzigen Worte, von einem Italiener über Leopardi gesprochen, würde einen Sturm der Entrüstung im ganzen Lande hervorrufen. Der Patriotismus ebensowohl wie der Anstand sollten doch auch uns gebieten, einen großen Verstorbenen, der schon während seines Lebens so viel von Dichterlingen und Kritikastern zu leiden hatte, nicht noch in seinem Grabe zu verunglimpfen. Italien ist ferner darum zu rühmen, daß die falschen ästhetischen Doktrinen, die bei uns herrschen, nie dorthin gedrungen sind, daß die Gebildeten seiner Bewohner einen Dichter wegen der Hauptsache — des poetischen Geistes, der ihnen aus ihm entgegenweht — schätzen, und, wenn sie ihn dadurch lieb gewonnen, nicht an ihm herumnäkeln, weil seine Werke der einen oder andern von den stets wechselnden Theorien des Tages nicht entsprechen. So hat man Leopardi nie deshalb, weil er keine sangbaren Lieder geschrieben, einen Reflexionsdichter genannt und ihn damit herabzusetzen gesucht; man hat nie gesagt, seine Gesänge seien bloß „rednerisch", „es gebreche ihnen an sinnlicher Frische", „an gestaltender Kraft der Phantasie". Alle solche Vorwürfe wären offenbar widersinnig, ebenso verkehrt, als wenn man ein Volkslied darum geringschätzen wollte, weil es ihm an Gedankentiefe fehle. Allein bei uns muß man dergleichen abgeschmackte Urteile täglich hören und lesen, und Leopardi würde, wenn er in Deutschland geboren worden wäre, ihnen nicht entgangen sein, ebenso wie Byron, wenn das Unglück ihn zu unserem Landesgenossen gemacht hätte, ein Rhetoriker genannt und ihm „wegen Mangels an Gestaltungskraft" der Prozeß gemacht worden wäre. Es ist ein Glück für die Erwähnten, daß sie Ausländer waren;

nun wagt man diese Kategorien nicht auf sie anzuwenden. Aber man ist eigentlich inkonsequent dabei, da man schon übereingekommen, Viktor Hugo, sicher einer der größten Lyriker, sei nur ein Rhetoriker.

Wenn wir die Italiener nach dem Gesagten dafür loben müssen, daß sie ihre guten Dichter hoch in Ehren halten, und ebenso auch dafür, daß sie, statt des leidigen Hanges der Deutschen, das Ausländische vor dem Einheimischen zu bevorzugen, vielmehr die entgegengesetzte Neigung kundgeben, so ist hiermit doch auch unverkennbar eine Schattenseite verbunden. Diese Nation sucht in etwas zu weit getriebenem Nationalstolz die von ihren eigenen Söhnen erzeugten, immerhin sehr achtbaren, jedoch nicht zu den Dichtwerken ersten Ranges gehörenden Produktionen über alles Maß hinaufzuschrauben und dem Größten, was bei anderen Völkern geleistet worden ist, gleichzustellen. Wie man in italienischen Literaturgeschichten lesen kann, Alfieri sei der größte Tragiker neben Aeschylus und Shakespeare, und wie man dieses Urteil auch mündlich häufig vernimmt, so ist neuerdings eine gleiche oder noch stärkere Ueberschätzung im Schwange, indem Manzoni vielfach als ein Goethe ebenbürtiger Genius hingestellt wird. Man darf nun wohl fragen, wodurch dieser Mailänder sich einen solchen Ehrenplatz, den höchsten, den es in der Literatur gibt, erworben habe. Derselbe hat einen vortrefflichen Roman geschrieben; allein wenn die „Die Verlobten" wirklich einen gleich hohen Rang einnehmen wie die Romane Walter Scott's, die ihnen zum Vorbild gedient haben, so kann Letzterer diesem einen Werke mindestens zwölf von ebenso bedeutendem Wert gegenüberstellen; und doch hat England noch niemals Miene gemacht, seinen großen Novellisten auf eine ähnliche Höhe zu erheben, wie sie für Manzoni beansprucht wird. Man weiß dort zu wohl, welch ein Abstand noch zwischen einem ausgezeichneten Romanschriftsteller und einem eigentlichen Dichter

ist. Die „Verlobten" aber sind das Hauptwerk, auf das sich der Ruhm des Italieners gründet; seine vier oder fünf Hymnen auf die großen Kirchenfeste und seine Ode auf Napoleon haben den Beifall, der ihnen so reichlich gespendet worden, gewiß verdient. Indessen manche deutsche, englische und französische Lyriker, die man noch nicht zu den Sternen erster Größe zählt, haben gleich Gutes hervorgebracht. Was endlich die Trauerspiele Graf Carmagnola und Adelchi betrifft, so stimmt die Meinung der heutigen Italiener selbst ziemlich allgemein dahin überein, daß deren dramatischer Wert nicht hoch anzuschlagen sei. Wie kann nun unter solchen Umständen irgend davon die Rede sein, daß Manzoni auch nur annäherungsweise ein Platz neben Goethe gebühre?

Die Herüberschaffung der Gebeine des Ugo Foscolo nach Florenz und deren Beisetzung im Nationalpantheon von Santa Croce liefert von neuem einen Beweis dafür, wie hoch Italien seine Dichter ehrt. Dazu, daß Foscolo einer solchen Auszeichnung für wert erachtet wurde, trug wohl der Geist glühender Vaterlandsliebe Vieles bei, der den Verfasser der „letzten Briefe des Jacopo Ortis" erfüllte. Während seiner langjährigen Verbannung in England hatte des Dichters Herz immer in hoher patriotischer Begeisterung für seine unglückliche, zerrissene und geknechtete Heimat geklopft, und es war ein des wieder auferstandenen Volkes würdiger Akt, daß es seine letzten Reste in italienischer Erde bestattete, nach deren sonnigen Küsten er sich aus den trüben Nebeln der Themse so oft vergebens hinübergesehnt hatte. Foscolo's „Briefe" erschüttern noch heut durch den ergreifenden Ausdruck des Seelenschmerzes seines Helden über den Untergang der Republik Venedig und durch die mit den weichsten Farben ausgemalte Schilderung seiner unglücklichen Leidenschaft zu einem italienischen Mädchen. Die Zahl der übrigen poetischen Werke dieses Dichters ist sehr gering; einige Oden zeigen, wie sehr er seinen Geist mit

helleniſchem Schönheitsſinne getränkt hatte, und das Nämliche iſt mit dem längeren, Fragment gebliebenen Gedicht „Die Grazien“ der Fall. Seine Elegie „Die Gräber“ iſt gedankenvoll und von tiefer Empfindung durchdrungen. Daß derartige Gedichte, zu deren Genuß gereifte geiſtige Bildung erfordert wird, in immer neuen Auflagen gedruckt werden, legt einen Beweis von der Kultur des italieniſchen Volkes ab, der uns beſchämen muß. Haben die Werke unſeres Hölderlin, in denen ein verwandter Geiſt weht, die aber poetiſch unſtreitig viel höher ſtehen, in Deutſchland auch nur halb ſo große Verbreitung gefunden, wie diejenigen des Ugo Foscolo in Italien?

56.

Parma, im Oktober 1879.

Wie habe ich die Schweiz ſo von Reiſenden überflutet gefunden, wie bei meinem diesjährigen Herbſtausflug. Alle Höhen und Thäler waren von ihnen erfüllt. In dem Wirtshauſe bei Kanderſteg, das Zacharias Werner wegen ſeiner einſamen Lage in ſchauerlicher Gebirgswildnis zum Schauplatz ſeines Schreckensdramas „Der 24. Februar“ erleſen hat, fand ich zahlreiche Geſellſchaft, und junge Herren tanzten am Abend mit den Damen Polka. Es gibt kaum noch eine Schlucht oder Bergſpitze, wo man nicht in einem Gaſthof ein Déjeuner à la fourchette nach Pariſer Art einnehmen könnte. In Hotels, die neuntauſend Fuß hoch in der Region des ewigen Schnees liegen und zudem mehr als hundert Meilen vom Meere entfernt ſind, ſervirt man friſche Hummern und Seefiſche. Wenn früher die Briten das Hauptkontingent zu der ungeheuren Schar der Touriſten ſtellten, welche die Schweiz in immer wachſender Menge überſtrömen, ſo müſſen ſie jetzt hinter den Amerikanern an Zahl zurückſtehen. Faſt gleich

groß ist der Schwarm der deutschen, russischen, französischen und skandinavischen Alpenwanderer, und auch solche Nationen, die minderen Reisetrieb zeigen, steuern dazu wenigstens einige Neugierige bei; so habe ich mehrere spanische und portugiesische Familien angetroffen. Wenn der Lärm, der durch dieses Menschengetreibe hervorgerufen wird, den sich nach Einsamkeit sehnenden Freund der Natur oft unangenehm berührt, so führt doch der Zusammenfluß von Fremden aus allen Weltgegenden seine Vorteile mit sich. Wenn ich reise, will ich neue Ideen und Anschauungen in mich aufnehmen, und hierzu dient, ebenso wie die Betrachtung der Natur auch die Bekanntschaft mit Mitgliedern fremder Völker. Ich gestehe, daß ich deshalb meine Landsleute so viel als möglich meide, nicht weil ich sie geringschätze, sondern weil ich denke, ich könne sie zu Hause ja immer haben. Wenn die deutsche Grenze mir im Rücken liegt, will ich nichts von unserem Reichstag, unseren Moderomanen oder von der Zukunftsmusik hören, sondern von den Zuständen in fremden Ländern; ich will in einen andern Geisteshorizont eintreten, als derjenige ist, welcher gegenwärtig über meinem Vaterlande ruht; und so war mir das Gedränge nicht unwillkommen. Unter der Menge alltäglicher Persönlichkeiten fanden sich doch auch Manche, mit denen sich anregende Gespräche führen ließen. Was ich so in Bezug auf mich selbst wahrnehme, daß das Reisen in geistiger Hinsicht wohlthuend auf mich wirkt, wird sich, wenn dasselbe erst eine Zeit lang auch nur in der jetzigen Ausdehnung fortgedauert hat oder gar mehr und mehr zunimmt, auch an Anderen und im Allgemeinen bewähren; ja es wird Vieles in der Welt dadurch besser werden. Nach meinen Lebenserfahrungen stiften nicht sowohl Schlechtigkeit und Bosheit, als Beschränktheit und Engherzigkeit das meiste Unheil auf Erden an. Wer an das Traurige, das ihm begegnet ist, zurückdenkt und den Ursachen nachsinnt, die es hervorgerufen, wird dies gewiß in den meisten

Fällen bestätigt finden. Vorurteile ziehen die Seelen in den Staub hinab und ersticken das höhere Streben schon im Keim. Engherzigen Ansichten wird das Glück Unzähliger zum Opfer gebracht. Nun aber muß durch den Anblick fremder Gegenden, durch den Umgang mit Angehörigen anderer Länder, durch die Einsicht in verschiedenartige Verhältnisse eine solche Beschränktheit nach und nach weichen. Nicht alle Jene, welche die Sonne von einem Alpengipfel haben aufsteigen sehen, während ihr Blick, gleichsam an der Erdenrundung vorbei, in entlegene Zonen des Weltalls hinabglitt, oder die sich von Amerikanern über das Völkerleben in der neuen Welt haben erzählen lassen, kehren bei ihrer Heimkunft in den Gedankenhorizont hinter ihrem Zaunpfahl zurück, in dem sie bis dahin gefangen gewesen. So heiße ich denn auch die von Jahr zu Jahr zunehmende Leichtigkeit des Verkehrs willkommen und möchte fast beklagen, daß ich nicht ein halbes Jahrhundert später geboren worden bin, um nicht nur die für mich damit verbundenen Vorteile zu genießen und die ganze Erde zu umreisen, sondern auch die Fortschritte zu betrachten, zu welchen die innigere Verbindung von Volk mit Volk der Menschheit verhelfen wird. Wie viel mehr die Wege zwischen den verschiedenen Weltteilen sich den Reisenden gebahnt haben, als es noch vor zwanzig Jahren der Fall war, davon traten mir auffallende Beispiele vor Augen. Ich traf eine amerikanische Familie aus den Rocky Mountains, die über das Atlantische Meer gekommen war und nach Kairo reiste. Der Sohn und zwei Töchter des Elternpaars hatten den Weg über den Indischen Ozean, Japan und China genommen, um in Aegypten mit den Verwandten zusammenzutreffen. Ein anderer Sprößling der neuen Welt saß in den ersten Tagen des August neben mir im Hotel zu Interlaken und klagte, daß ihn dringende Geschäfte nach den Vereinigten Staaten abriefen. Schon im Beginn des folgenden Monats sah ich ihn wieder neben mir

ſitzen und hörte, er habe inzwiſchen nicht nur den Ozean zwei Mal überſchifft, ſondern auch noch mehrere tauſend Meilen auf der Eiſenbahn zurückgelegt und überdies eine Woche in ſeinem Heimatsorte zugebracht. Eine engliſche Dame, mit der ich Bekanntſchaft machte, teilte mir mit, ihr Gatte, der ein leidenſchaftlicher Jäger ſei, reiſe abwechſelnd das eine Jahr nach den amerikaniſchen Felſengebirgen, das andere nach Indien, um ſich der verſchiedenen Arten des Sports in den beiden Gegenden zu erfreuen. Sie ſelbſt leiſte ihm dabei Geſellſchaft und nehme, wenn er in Bengalen auf die Tigerjagd gehe, hinter ihm auf dem Elefanten Platz, wo ſie Romane leſe. — Welche neue, ungleich vollkommenere Erfindungen uns die Zukunft noch bringen werde, ob nicht bald Flotten die Lüfte durchſegeln, ob wir nicht mittelſt der Elektrizität aller Entfernungen ſpotten und den Raum zu einem Nichts zuſammenſchwinden ſehen werden — wer vermag es auch nur ahnend vorauszuſehen? Doch ſchon das bis jetzt Geleiſtete und Begonnene iſt ſo erſtaunlich, daß, wenn Jemand es unſeren Vätern prophezeit hätte, ſie ihn für einen Phantaſten gehalten und ſeine Verkündigungen als Traumgebilde verlacht haben würden.

Der Uebergang aus der Schweiz nach Italien iſt einer der ſchönſten Genüſſe, die man ſich zu bereiten vermag, und man kann die Alpenpäſſe nicht oft genug überſteigen. Die Krone unter letzteren iſt unſtreitig der Gotthard. Nirgends iſt der Uebergang aus grandioſer Gebirgswildnis in den Zauber italieniſcher Landſchaft ſo überraſchend, wie hier. Wenn man über Nacht aus dem Norden nach Sicilien verſetzt werden könnte, man würde über den Wechſel der Scenerie kaum mehr erſtaunen, als wenn man, nachdem man ſich Tags zuvor noch an der toſenden Reuß inmitten dunkler Föhren oder nackter Felſenwände befunden, ſich plötzlich am Comer See oder Lago Maggiore von der üppigſten ſüdlichen Vegetation umgeben

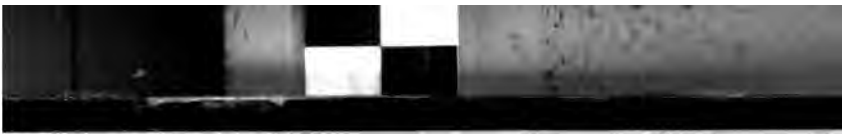
sieht. Allerdings ist dieser Pflanzenwuchs wie in einem Treibhause erzeugt; die Orangenbäume müssen im Winter bedeckt werden; Lorbeer, Myrte und Oelbaum gedeihen nur an Abhängen, wo sie gegen die Nord- und Ostwinde geschützt sind. Allein trotzdem empfängt der Reisende, der in der schönen Jahreszeit hier anlangt, einen berauschenden Eindruck. Erhöht wird der Reiz dieser Seen dadurch, daß die Schneehäupter der Alpen noch fernher auf ihre dunkelblauen Wellen und das immergrüne Dickicht ihrer Ufer herabschauen. Ich weilte einige Tage auf Isola Bella, für welche Insel ich von Jugend auf eine große Vorliebe gehegt. Schon bevor ich sie zum ersten Male sah, hatte sie in der Schilderung von Jean Paul zu Anfang des Titan lockend vor meiner Phantasie gestanden, und ich glaube, ich würde die Ueberwindung der schwersten Hindernisse nicht gescheut haben, um dieses Ziel meiner Sehnsucht zu erreichen. Seitdem bin ich häufig wieder dort gewesen und habe die herrlichen Aussichtspunkte von den Terrassen der Insel mit immer neuem Entzücken genossen, mich auch von der Treue und Wahrheit überzeugt, mit welcher der Dichter, wenngleich nur aus der Einbildungskraft, dieselben geschildert hat. Manche unserer breitmäuligen, jeden Sinnes für Poesie baren Aesthetiker suchen jetzt dasjenige, was unsere Väter mit Recht bewunderten, herabzuwürdigen und behaupten, Jean Paul's Naturschilderungen fehle es an aller Bestimmtheit und Deutlichkeit der Umrisse. Nun ist er aber gerade ein Meister darin, uns die Außenwelt, indem er sie unserer Empfindung nahe legt, in großen Zügen zur Anschauung zu bringen. Der Prosaiker wird Stück für Stück eine Gegend beschreiben, wird in Worten mit dem Zeichner, der alle Linien einer Landschaft haarscharf und in gemeiner Deutlichkeit wiedergibt, zu wetteifern versuchen. Aber er wird notwendig hinter dem letzteren unermeßlich zurückbleiben müssen, und es wird ihm nie gelingen, uns ein Bild des Geschauten vor die Seele zu stellen.

Gerade diese Art von Landschaftsmalerei verwirft Lessing in der bekannten Stelle des Laokoon. Diejenige Jean Paul's, der die Natur erst durch seine Seele gehen läßt und sie dann, warm und voll aus ihr wiedergeboren, unserem Gefühl und unserer Phantasie vorführt, würde sicher deshalb von ihm gepriesen worden sein. Möge nun, um mit Pindar zu reden, das Nachteulengeschlecht der Aesthetiker gegen den herrlichen Verfasser des Titan krächzen, sein Geist wird unsterblich über Isola Bella schweben und noch unsere späten Enkel dorthin locken, ihm den Zoll ihrer Verehrung darzubringen.

Weiter besuchte ich einige mir bisher noch unbekannte Orte Italiens. In Vicenza und hier in Parma interessirten mich besonders die beiden Theater des sechzehnten Jahrhunderts, dort das von Palladio nach den Angaben des Vitruv erbaute, hier die Hofbühne im farnesischen Palast. Beide gaben mir zu Betrachtungen über die dramatische Kunst in Italien Anlaß. Es ist wundersam, daß bei einem so hochbegabten Volk, bei dem die Poesie reich geblüht hat, doch das Schauspiel immer auf einer untergeordneten Stufe stehen geblieben ist. Am meisten ist wohl das Lustspiel kultivirt worden; indes es war doch mit wenigen Ausnahmen nur eines von gewöhnlichem Schlage, das mit der Poesie nicht viel zu schaffen hatte. Ich gestehe, daß ich für eine einzige der besseren Komödien eines Tirso de Molina, Lope de Vega oder Calderon alle Lustspiele der Italiener hingeben würde. Eine Gattung, welche im sechzehnten Jahrhundert sehr beliebt war und wohl in Italien ihren Ursprung genommen hat, von wo sie sich auch in andere Länder hinüber verbreitete, waren die Hirtendramen. Unter ihnen genossen Tasso's Aminta und Guarini's Pastor fido des größten Rufes und gelten noch heute für klassisch. Manche anmutige Scenen in ihnen, verbunden mit der wollüstig weichen Sprache und dem lyrischen Schmelz der Chöre, machen sie wohl lesbar. Allein das Falsche und Unmögliche der nie

dageweſenen Hirtenwelt, in der ſie ſpielen, läßt ſie als ein mit Recht veraltetes Genre erſcheinen. Unter der großen Menge ſolcher Schäferſpiele, die zu jener Zeit geſchrieben und aufgeführt worden ſind, kenne ich nur die beiden erwähnten. Der Aminta hat ſo gut wie gar kein dramatiſches Intereſſe; der Erfolg jedoch, mit dem er unzählige Male von einem Ende Italiens bis zum anderen auf die Bühne gekommen iſt, beweiſt, daß eine ſpannende Handlung nicht unbedingt zu den Erforderniſſen eines Schauſpiels gehört. Im Pastor fido iſt mehr dramatiſche Bewegung; allein die außerordentliche Breite der Ausführung muß bei der Darſtellung die Teilnahme erkälten. — Durch die ganze italieniſche Literatur zieht ſich ſchon ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo Triſſino mit ſeiner Sophonisbe Aufſehen erregte, eine ungeheure Menge von Trauerſpielen im antiken Stil. Für alle galten die drei Einheiten als Geſetz; und während in England wie Spanien die Gelehrten trotz ihres Eifers das Theater vergebens unter das Joch der ariſtoteliſchen Regeln zu zwängen ſuchten, wurden hier dieſe Schranken aufs ängſtlichſte beobachtet. Manche ſolcher älteren italieniſchen Tragödien habe ich durchgeleſen und wohl einzelne erſchütternde Situationen in ihnen gefunden, doch immer den friſchen, lebendigen Hauch vermißt, der ſelbſt aus den geringeren Dramen der Engländer und Spanier weht. Auffallend iſt, in welchem Pfuhl von Greueln, Verwandtenmord und Blutſchande die italieniſchen Tragiker waten. Auch Marlowe, Webſter, ſelbſt Shakeſpeare in Titus Andronicus, Andreas Gryphius und Lohenſtein, ſowie die franzöſiſchen Neuromantiker haben hierin Erkleckliches geleiſtet. Aber ſie alle bleiben hinter den Altitalienern zurück. Beſonders merkwürdig waren mir in dieſer Hinſicht die Trauerſpiele des Giraldi Cinthio — desſelben, aus deſſen Novellen Shakeſpeare den Stoff zu Othello und „Maß für Maß“ geſchöpft hat. Cinthio beutet in ſeinen Tragödien vorzugsweiſe die Geſchichte

barbariſcher Völker für Scheußlichkeiten aller Art aus oder verlegt ſeine eigenen greuelvollen Erfindungen nach Parthien, Hyrkanien, Bithynien. Daß ſeine und unzählige andere blutriefende, mit Inceſten angefüllte Stücke vielfach auch an den Höfen der Fürſten geſpielt worden ſind, unterliegt keinem Zweifel. Das Vorbild aller derartigen Tragödien war nicht ſowohl Sophokles, als Seneca. Auf die religiöſen Volksdramen, die auch in Italien verbreitet waren, und die Commedia dell' arte blickten deren Verfaſſer vornehm hinab, und keinem von ihnen fiel es bei, daß man ſich von den Regeln der Ars poetica emanzipiren könne. — Im ſiebenzehnten Jahrhundert kamen auch ſpaniſche Schauſpiele bei den Italienern in Aufnahme. Doch dieſe ſtreiften alle Poeſie von ihnen ab, ſo daß nur das dürre Gerippe der Handlung übrig blieb. Daneben wurden zahlloſe Luſtſpiele aufgeführt, für welche Terenz als Muſter diente. Auch fuhr man fort, Tragödien in der früheren Weiſe zu ſchreiben. Nach und nach indes ward das Drama durch die Oper zurückgedrängt und das Trauerſpiel ſcheint um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſehr wenig mehr kultivirt worden zu ſein. Lediglich ſo erklärt es ſich, daß ein ſchwaches Stück, die „Merope" von Maffei, ein ungeheures Aufſehen machen konnte. — Etwas ſpäter bemächtigte ſich ein Dichter von entſchiedener Begabung, Alfieri, der vernachläſſigten Gattung und ſchwang ſich zum erſten Tragiker der italieniſchen Nation empor. Seit ſeinen Lebzeiten hat er in ſeinem Vaterlande nicht nur unbedingt als ein ſolcher, ſondern auch nahezu als der größte Tragödiendichter der Welt gegolten. Erſt in den letzten Dezennien, ſeitdem Shakeſpeare auch hier bekannt geworden, bequemt man ſich wohl, deſſen Macbeth oder Othello auf eine gleich hohe Stufe der tragiſchen Kunſt zu erheben, wie den Oreſt oder Saul. Aber wenn ein Deutſcher es wagen wollte, Schiller neben oder gar über Alfieri zu ſetzen, ſo würden die meiſten Italiener achſelzuckend denken, daß nur National-



eitelkeit oder Urteilslosigkeit uns dazu bestimmen könne. Nach meiner Meinung ist nun Alfieri keineswegs so gering, wie man bei uns glaubt. Es ist in seinen Tragödien eine große Energie; er weiß Charaktere zwar mit Verschmähung von kleinen Zügen, die bei uns für so wichtig gehalten werden, jedoch im Ganzen und Großen kräftig zu zeichnen, und ich halte dafür, daß noch nicht leicht ein so furchtbares Bild eines finsteren Tyrannen auf die Bühne gekommen ist, wie das seines Philipp des Zweiten. Doch es fehlt dem italienischen Tragiker an jedem bestrickenden Reiz der Poesie. Denjenigen, welche bei uns gegen die „geschmückte" Sprache im Drama eifern, sollte man an seinem Beispiel zeigen, wohin das Trauerspiel gerät, wenn alles dichterische Kolorit von ihm abgestreift wird, wenn die Empfindung sich auf den knappsten Ausdruck, der kein Herz bewegen kann, beschränken muß, und der Leidenschaft, gleichsam mit der Uhr, die Sekunden zugemessen werden, in denen sie sich auszutoben hat. Die ängstliche Beobachtung der drei Einheiten, die Zurückführung der Personen auf die möglichst kleinste Anzahl und das Vorherrschen des Monologs sind andere Uebelstände, an denen die Tragödien Alfieri's kranken. Es ist schwer zu fassen, daß derselbe, da er sich doch längere Zeit in England aufgehalten, dort nicht erkannt hat, welche ungeheuren Vorteile ihm die freiere Form Shakespeare's geboten haben würde. — In unserem Jahrhundert sind auch in Italien die alten Vorurteile gewichen, nachdem Manzoni in der Einleitung zu seinem Grafen Carmagnola in sehr geistvoller und überzeugender Weise den Widersinn und die Nachteile der früher als ein Evangelium betrachteten Satzungen dargelegt hat. Seitdem sind manche achtbare Trauerspiele in der freieren Weise geschrieben worden. Indessen in Italien wendet sich, wie leider überall, das Publikum mehr und mehr von dieser Gattung des Dramas ab, und nur selten, wenn ausgezeichnete Schauspieler, an denen Italien reicher ist als

irgend ein anderes Land, auftreten, füllen sich die Theater bei der Ankündigung einer Tragödie. Zur Oberherrscherin der Bühnen aber hat sich die Oper aufgeschwungen, und sie übt, wie dies auch bei uns der Fall ist, eine solche Tyrannei, daß alle anderen Dramen neben ihr nur eine kümmerliche Existenz fristen. So viel Treffliches auch die Komponisten dieses Fachs hervorgebracht, möchte ich doch fast wünschen, daß die Musik sich nie der Bühne bemächtigt, sondern sich auf Symphonien, Oratorien, Kantaten beschränkt hätte. Schon hier war ihr ein fast unbegrenztes Feld für ihre Entfaltung gegönnt, und wenn sie sich auf dasselbe eingeschränkt hätte, würde das recitirende Schauspiel, das sie jetzt durch den Einbruch auf sein Gebiet unterdrückt, sich ungehemmt haben weiter entwickeln können.

Das Theater von Vicenza, das nach der Absicht Palladio's eine Nachbildung des griechischen sein sollte und mit dem Oedipus des Sophokles eröffnet wurde, gibt doch nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der antiken Bühne, ebenso wie die italienischen Trauerspiele beinahe als Karikaturen der griechischen Tragödien erscheinen. Auf diesem Theater, wie auf dem von Parma, haben seit reichlich einem Jahrhundert keine Vorstellungen mehr stattgefunden, und sie machten, besonders das letztere, welches sich in einem Zustande großen Verfalles befindet, einen melancholischen Eindruck auf mich. Während ich mich auf einen Sitz des Zuschauerraums niedergelassen hatte und mein Blick an dem halberloschenen Gold der Wände hinglitt, mein Ohr das Nagen des Holzwurms in den Brettern der Logen vernahm, glaubte ich das Schaugerüst sich mit Spielern anfüllen zu sehen, die eine der zahllosen italienischen Tragödien der Renaissancezeit darzustellen begannen. Aber diese Mimen, ebenso wie das Stück, das sie spielten, und wie der Theaterbau, in dem ich mich befand, erschienen mir als Gespenster der Vergangenheit, die man besser im Grabe ruhen

ließe. Das Theater des Herzogs Alexander Farneſe ſteht noch aufrecht, und man kann ſich, wenn man zugleich die dramatiſche Literatur ſeiner Zeit kennt, einen lebhaften Begriff davon machen, wie eine Bühnendarſtellung vor ſeinem prunkvollen Hof beſchaffen geweſen ſein muß. Alle Aeußerlichkeiten ſind ſicher höchſt glänzend geweſen; doch mit welchen ganz anderen Empfindungen habe ich auf einem gebrochenen Säulenſturz in den faſt ganz in Trümmern liegenden griechiſchen Theatern zu Taormina und Syrakus geſeſſen und das Auge über ihre jetzt mit wildem Geſträuch überwucherte Scene hinſchweifen laſſen! Mit wie viel höherem Intereſſe würde ich, wenn ſie noch vorhanden wären, die Reſte der ärmlichen Schaubühnen betrachten, auf denen Shakeſpeare ſeine Stücke zur Darſtellung brachte!

57.

Neapel, im März 1880.

Auch diesmal habe ich die Ausflüge wiederholt, welche die lockendſten in der Umgebung von Neapel ſind. Dieſelben gehören unſtreitig zu den ſchönſten, die man auf der Erde machen kann. Indeſſen der Genuß, den ſie mir boten, war teilweiſe nicht mehr ein ſo reiner, wie ich ihn in früheren Jahren gehabt. Die zunehmende Leichtigkeit des Verkehrs, die von Jahr zu Jahr mehr Reiſende aus allen fünf Weltteilen nach Italien führt, läßt den Freund der Natur und Geſchichte nicht mehr ungeſtört die Eindrücke in ſich aufnehmen, die zu ſuchen er hierher gekommen iſt; ich will auf der Höhe über Sorrent, unter dem breiten Wipfel einer Pinie ruhend, vor mir das ſchimmernde Meer und den rauchenden Veſuv, dem Klang der Hirtenpfeifen lauſchen, welchen der Wind zu mir heranträgt, und denke vielleicht, an der Ecke des Felſens

werde nächstens der junge Torquato Tasso hervortreten, der oft auf jenen Höhen umhergeschweift sein und dort die Anregung zu seinem Aminta erhalten haben mag. Da höre ich plötzlich Peitschenknallen, und eine Schar englischer Misses kommt auf Maultieren angeritten. „A very fine view indeed!“ erschallt es von den Lippen der Töchter Albions; sie sitzen ab, nehmen auf Tragsesseln, welche die Führer mitgebracht, meiner nicht achtend, neben mir Platz, und jede beginnt, ohne weiter aufzublicken, in einem englischen Roman zu lesen. Ich wiege mich in der blauen Grotte auf Capri im wallenden Aether, dessen Azurglanz sich magisch an den Felswänden bricht, und glaube mich in die mondbeglänzte Zaubernacht der Märchenwelt versetzt. Da kommt ein anderer Nachen durch die Oeffnung der Höhle hereingeschossen, mir schallt aus ihm die liebliche Berliner Mundart entgegen, und ich vernehme die Worte: „Ach, das ist ja gar nichts; es verlohnt sich nicht der Mühe hierher zu kommen!“ Auf der ganzen Insel Capri gibt es keine Felsenhöhle oder Schlucht mehr, in der man die ersehnte Einsamkeit fände, wo man ungestört träumen und dichten könnte. Am wenigsten hat sich noch der Strom der Reisenden nach Amalfi ergossen, und eben deshalb habe ich dort am längsten geweilt. Der ganze Küstenstrich, der sich von Vietri bis an die genannte Stadt hinbreitet, ist wohl das Herrlichste, was Italien bietet. Felsengipfel, die sich bald jäh ins Meer hinunterstürzen, bald in sanften Abhängen in grünende Thäler niedersinken; einsame Kapellen, auf steile Höhen hingebannt; Städte, deren Häuser sich in malerischen Gruppen terrassenförmig über einander auftürmen und zu tiefen Abgründen hinabschauen, aus denen der Widerhall der Wogenbrandung emportönt — läßt sich etwas Zauberhafteres denken? — Vielleicht war der Fußpfad, auf dem man früher nach Amalfi gelangte, noch schöner; doch auch die jetzige Fahrstraße bietet einen Ueberfluß von Reizen,

an denen man sich nicht ersättigen kann. Längs des stahlblauen Mittelmeers, an vielen zerklüfteten Klippen und Felsvorsprüngen hin, neben Halden, die selbst im Winter mit vielfarbigen Blumen prangen, führt uns der Weg von Entzücken zu Entzücken, das sich nicht mehr steigern zu können scheint, bis sich vor uns die Aussicht auf Masaniello's Heimat, Atrani, erschließt und alles Frühere noch übertrifft. Wer dies Städtchen und das unmittelbar darauf folgende Amalfi zum ersten Male erblickt, wird oft glauben, in die Traum- und Zauberspähre eingegangen zu sein. Erst bei längerem Weilen überzeugt man sich, das, was man vor sich hat, sei Wirklichkeit. Man könnte die beiden Wunderstädte mit Schlegel's Ausdruck „das Centrum der Romantik" nennen. Ariost ist aus der nüchternen Ebene von Ferrara wohl nicht bis in diese Gegend vorgedrungen, sonst hätte er Motive von hier für die magischen Schlösser in seinem Gedichte benützt. Den armen Wieland muß man aber erst recht beklagen, daß er seinen Hippogryphen zum Ritt in das alte romantische Land satteln mußte, ohne diesen schönsten Punkt Italiens gesehen zu haben. Zu der unsäglich malerischen Gruppirung der Häuser und Kirchen, der phantastischen Formation der umher aufsteigenden Felsen tritt noch eine niegesehene Ueppigkeit der Vegetation, in welcher dem Wanderer aus dem Norden zum ersten Male die volle Herrlichkeit des Südens aufgeht. Der Johannisbrot- oder Carubienbaum mit seinen dunkelgrünen, weithin schattenden Zweigen, die indische Stachelfeige, die Agave, mit ihren leuchterförmigen Blütenstengeln, die Lorbeerrose und das hochstämmige Rhododendron schmücken alle Höhenzüge in einer Fülle und Pracht, wie selbst die Umgegend Neapels sie nicht aufweist. Dazu gesellt sich, wie nirgends auf dem europäischen Festland außer in Spanien, ein Anhauch aus dem Orient. Wenn dies Einer lesen sollte, so wird er vielleicht lächeln und sagen, ich witterte überall etwas Morgenländisches, auch wo andere

Menſchenkinder nichts davon bemerkten. Doch ſind es keineswegs die ſogenannten Saracenentürme, die hier und da an dieſer Küſte auf Felsſpitzen über dem Meer emporragen und zur Bewachung des Landes gegen die Einfälle der Muhammedaner dienten, an welche ich hierbei gedacht. Die Araber haben, wenngleich ſie dieſen Uferſtrich nicht auf lange Dauer beſaßen, doch vielfachen Verkehr mit deſſen Bewohnern gepflogen und ſich zum Teil in ihrer Mitte niedergelaſſen. Unſtreitig ſind daher auch manche Bauten im arabiſchen Stil hier aufgeführt worden. Allein, wie dieſelben in Sicilien bis auf geringe Reſte zu Grunde gegangen, ſo geſchah das auch hier; nur in dem auf ſteiler Höhe über Amalfi thronenden Städtchen Ravello haben ſich Ueberbleibſel eines Gebäudes erhalten, deren von Hufeiſenbogen durchbrochene und mit reichen arabeskenartigen Zieraten verſehene Mauern verraten, daß bei ihrer Errichtung Einflüſſe der Saracenen ſtattgefunden haben. Sowie unter den Normannen zu Palermo noch viele arabiſche Baumeiſter thätig geweſen, und die Luſtſchlöſſer Cuba und Ziſa von ihnen herrühren, ſo mag auch dieſes Gemäuer, das jetzt in den ſpäteren Palaſt Ruffalo eingefügt iſt, gleichen Urſprunges ſein. Da keinerlei Inſchrift dort vorhanden iſt, ſo wird man freilich kaum je hierüber Klarheit gewinnen. So oft ich nach Amalfi komme, verſäume ich nicht, den ſteilen Felspfad nach Ravello emporzuklimmen und den jetzt dem Engländer Mr. Read gehörigen, den Fremden gaſtfreundlich geöffneten Garten Ruffalo zu beſuchen. Wenn ich von dort der über allen Preis erhabenen Ausſicht auf das in ſchwindelnder Tiefe unten ſich hinbreitende Geſtade bis nach Salerno und zu den fern aufdämmernden Tempeln von Päſtum wie auf das unendliche Meer genieße, dann wieder die erwähnten Mauern betrachte, die mir, wenn auch nur im ſchwachen Abbild die geliebte Alhambra und die vielen in ihr ſelig verträumten Stunden wieder vor die Erinnerung führen, ſo glaube ich oft den Geiſt

der orientalischen Poesie in den Wipfeln zu meinen Häupten rauschen zu hören. Ich weiß, wenn schon das arabische Spanien dem nüchternen Geschichtsforscher nicht völlig in dem glänzenden Licht erscheint, in welchem es meine Phantasie gesehen hat, so ist eine Schwärmerei für die Muhammedaner, die einst in diesen Gegenden gehaust, noch weniger angebracht. Indessen man vergönne uns doch den Trost, in Stunden, wo die Gegenwart uns unbefriedigend und armselig bedünkt und auch die Hoffnung auf die Zukunft in uns wankt, in der Vergangenheit uns ein Asyl zu gründen, wohin unsere Seele flüchten und die Wirklichkeit um sich her vergessen kann. Verschiedene Perioden haben mir während meines Lebens diesen Dienst gethan; zuerst war es das christliche Mittelalter mit seinen gothischen Domen und Ritterburgen, der Welt der Troubadours und Minnesinger, wo ich mich heimisch machte; dann floh ich nach dem fernen Osten in das Sonnenland Iran; später war das arabische Spanien mit der Palme Abdurrahmans und dem Wunderschlosse Azzahra das Lieblingsland meiner Träume; jetzt endlich sind diese alle zurückgesunken oder verlocken mich nur noch auf kurz, und ich habe mir das alte Hellas zum dauernden Rastort für meine Seele gewählt. — Das jetzt sehr entvölkerte Ravello muß eine bedeutende Vergangenheit haben, welcher, wie auch derjenigen von Amalfi, wohl noch nicht gehörig nachgeforscht ist. Mehrere höchst stattliche Gebäude und Kirchen von bedeutendem Altertum zeugen von dem ehemaligen Glanze der Stadt. Es ist uns heute schwer erklärbar, daß eine beträchtliche Bevölkerung, wie sie hier vorhanden gewesen sein muß, auf so steiler Höhe, die von unten zu erklimmen mehr als eine Stunde erfordert, fast abgeschieden von der übrigen Welt leben mochte.

Bei meinem jetzigen Aufenthalt in Neapel erfreuen mich wieder die bekannten Spaziergänge, die man nicht oft genug machen kann. Vor allem lockte mich der unvergleichliche Corso

Vittorio Emanuele, ihn faſt täglich zu durchſchreiten. Die Anzahl wechſelnder, eines immer das andere an Reiz übertreffender Bilder, die er bietet, iſt erſtaunlich. Bei jeder Wendung gruppirt ſich das unermeßliche unten hingeſtreckte und ſich über die Höhen heraufziehende Häuſermeer von Neapel anders, geſtaltet ſich die Perſpektive auf das mit unzähligen Ortſchaften überſäte Geſtade, bis zu dem auf Klippen thronenden Sorrent, auf den Veſuv und Capri verſchiedenartig, und ich habe dreizehn Ausſichtspunkte gezählt, von welchen ich keinem den Vorzug vor den anderen geben möchte.

Die Grabſtätte Konradin's in der Kirche Santa Maria del Carmine ſollte von jedem Deutſchen beſucht werden; ich habe dieſe patriotiſche Pflicht nie verſäumt, ſo oft ich nach Neapel kam. Die unglückliche Mutter Konradin's machte nach der Hinrichtung ihres Sohnes eine Pilgerfahrt nach Neapel und erbaute dieſe Kirche über deſſen Gebeinen. Beim Anblick der Bildſäule des jungen Hohenſtaufen im Innern des Gotteshauſes ſteigt zugleich die dankbare Erinnerung an den Stifter derſelben, den unvergeßlichen König Max von Bayern in mir auf, den ich jetzt, da der allausgleichende Tod die Standesunterſchiede verwiſcht hat, wohl meinen Freund nennen darf und dem ich ewig ein treues Andenken bewahren werde. — Bei meinem heutigen Pilgergang nach Santa Maria del Carmine erwachte wieder in mir ein Gedanke, mit dem ich mich viel beſchäftigt habe. Schon in meiner Jugend trug ich mich mit der Idee, den letzten Sproſſen des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes zwar nicht, wie dies ſo oft verſucht worden, zum Helden eines Trauerſpiels, jedoch zu dem eines Epos zu machen. Wie ich jetzt wieder darüber nachſinne, ſcheint mir der Plan von neuem verlockend zu ſein. Die Regierung der Hohenſtaufen iſt entſchieden die großartigſte und für die Poeſie am meiſten geeignete Periode der deutſchen Geſchichte. In dem Gedicht, das den Untergang dieſes Herrſchergeſchlechtes in dem ſpäten

Enkel so großer Ahnen darstellen soll, käme es nun vor allem darauf an, daß Konradin's Zug über die Alpen benützt würde, um die ganze Herrlichkeit der Hohenstaufen, besonders eines Friedrich Barbarossa und Friedrich's II., heraufzubeschwören. Das könnte sehr gut geschehen, indem ein Sänger zuerst auf der heimatlichen Burg des jungen Konradin diesen durch den Bericht von den Großthaten seiner Vorfahren zu seinem Unternehmen begeisterte; auch könnte ein Ritter vorgeführt werden, welcher an der Seite Manfred's gekämpft und nun von dem Heldenmut und tragischen Tode dieses liebenswürdigen Fürsten erzählte. In einem solchen Epos müßte man zugleich die Eichenwälder Deutschlands brausen hören und den Duft der Orangenwälder Italiens einatmen. Der Schluß, der an Konradin durch wälsche Tücke geübte Verrat und seine schmachvolle Hinrichtung durch den französischen Gaunerkönig, würde zwar niederdrückend für ein deutsches Gemüt sein; allein dessen Trostlosigkeit könnte dadurch gemildert werden, daß Johann von Procida in dem Gedicht erschiene und man in ihm schon den künftigen Rächer Konradin's erblickte. Vielleicht auch ließe sich das Epos mit einer Prophezeiung und einem Ausblick auf die Wiedererstehung des deutschen Reiches schließen, die das heutige Geschlecht zu erleben so glücklich gewesen ist. Ob ich diesen Plan neben so manchen anderen, die mir am Herzen liegen, noch ausführen werde, steht dahin. Das Gedicht dürfte nur von ganz mäßigem Umfang sein und würde so gewiß am meisten wirken. Ich würde nicht so thöricht sein, zu versuchen, den Ton eines früheren Zeitalters nachzukünsteln, um so, nach Heine's Ausdruck, zu kindischer Einfalt herabzublühen. Es ist mir verwunderlich, daß über die Thorheit eines derartigen Beginnens nicht allgemeines Einverständnis herrscht, daß in unserer Literatur eine Art von Mummenschanz aufgeführt wird, in welcher der Eine sich wie ein Nibelungensänger aus Burgundenland gerirt, der zweite den Dichterwettstreit am Hof

Hermann's von Thüringen mitgemacht zu haben vorgibt, der dritte sich als ein provençalischer Troubadour gebärdet. Gewiß ist es ein Vorzug der deutschen Literatur, daß sie so viele treffliche Uebersetzungen und Nachbildungen von Dichtungen der verschiedensten Völker und Epochen besitzt; allein als eine große Korruptheit erscheint es mir, nun selbst in der Art dieser verschiedenen Nationen und Perioden dichten zu wollen. — Die größte Schwierigkeit, welche sich mir für die Bearbeitung des Konradinstoffes entgegenstellt, ist die Wahl des Versmaßes. Der Hexameter, der in unserer Sprache immer etwas Fremdartiges und ihr Aufgedrängtes an sich trägt, kann gar nicht in Betracht kommen. Ebensowenig das Nibelungenmetrum, gegen das ich eine große Abneigung hege. Fünffüßige Trochäen habe ich schon oft angewandt, und ich möchte ein anderes Maß wählen. Die Ottaverime sind nun zwar für das humoristische Epos vortrefflich, in längeren ernsten Gedichten jedoch werden sie leicht monoton. Da blieben denn die vierfüßigen Reimpaare des Gottfried von Straßburg und anderer mittelhochdeutscher Dichter; aber sie haben etwas Klappendes und Kurzatmiges. Vielleicht würde ich noch am besten zu den fünffüßigen gereimten Jamben meine Zuflucht nehmen, welche ich beim Firdusi gebraucht habe. Doch die Reimarmut unserer Sprache bringt auch bei diesem Maß wie bei dem letzterwähnten die Gefahr mit sich, daß sich die nämlichen Reime zu oft wiederholen.

Der alte Markt, an welchem die Grabeskirche des letzten Hohenstaufen steht, war, wie er noch jetzt ein Mittelpunkt des neapolitanischen Volkstreibens ist, der Schauplatz von Masaniello's so schnell niedergeschlagenem Aufstande und erinnert mich dadurch jedesmal, wenn ich ihn betrete, ebenso wie die Namen der Straße Toledo und der Fontana Medina, an die spanische Herrschaft. Der Toledo soll nach dem Vizekönig aus dem alten Geschlecht dieses Namens, welchem auch der Herzog von

Alba angehörte, so heißen; indes ist es mir wahrscheinlicher, daß ihm dieser Name nach der Calle de Toledo in Madrid, welche ehemals die Hauptstraße der spanischen Residenz bildete, beigelegt wurde. Neapel hat noch in höherem Grade, als dies Filicaja für ganz Italien beklagt, fortwährend das Los gehabt, fremden Herren zu dienen. Auch hat es keine Glanzperiode aufzuweisen, wie Florenz unter den Medici, Rom unter Leo X. Der Hauch der Freiheit, der jetzt hier weht, ist der erste, der zu diesen Küsten gedrungen. Das spanische Joch lastete schwer auf der Stadt, und den Verehrer des Cervantes muß der Gedanke schmerzlich berühren, daß derselbe eine Zeitlang als Soldat hier gestanden und an der Knechtung der Bevölkerung mitgearbeitet hat. Einige der Vizekönige zeigten eine gewisse Vorliebe für die bildende Kunst. Sie ließen ihren Palast mit Gemälden schmücken, und auch in vielen Kirchen Neapels sieht man Altarbilder aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Dieselben bekunden aber den Verfall der Malerei. Die Caravaggio, Ribera, Luca Giordano, die hier beschäftigt waren, hatten unstreitig hervorragendes Talent. Doch der Naturalismus, dem sie huldigten, hält alle ihre Werke auf einer untergeordneten Stufe der Kunst zurück. In Scenen des gewöhnlichen Lebens, bei den Spielergruppen des Caravaggio läßt man sich solchen Naturalismus noch gefallen; unerträglich indes, ja empörend wird es, wenn die Genannten die rohe Wirklichkeit auch in Bildern, welche Vorgänge aus der Bibel oder der Geschichte behandeln, einführen; Gesichter von Gaunern und Schindern sollten aus solchen Darstellungen doch durchaus verbannt bleiben. Die Maler der großen Zeit zeigen uns zwar auch Henker und Böswichte, aber sie adeln und idealisiren deren Physiognomien immer durch echte Kunstform. Da jetzt wieder vielfach der Naturalismus als Prinzip verkündet wird, sollte man die Anhänger desselben vor die hier zu findenden Bilder dieser Richtung führen; sie würden dann wahrscheinlich erkennen, daß

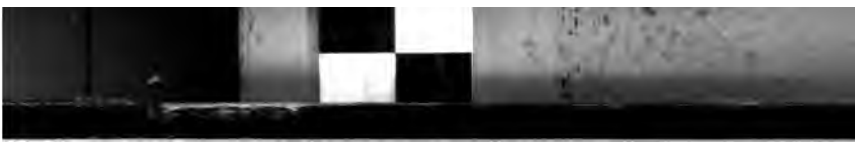
sich durch Befolgung der letzteren überhaupt nichts Wertvolles leisten läßt. Wäre das möglich, so würde es den Genannten bei ihrer ungemeinen Begabung sicher gelungen sein. Das Dauerndste unter ihnen hat wohl Salvator Rosa geschaffen, nicht in seinen historischen Bildern, wohl aber in seinen Landschaften, durch die er als größter Künstler Italiens in diesem Fache dasteht.

Im siebenzehnten Jahrhundert besaß Neapel einen Dichter, der bei seinen Lebzeiten eines höheren, unbestritteneren Ruhmes genossen hat, als vielleicht irgend ein anderer, den Spanier Lope de Vega ausgenommen. Es war dies der Cavaliere Marino. Er nannte sich Cavaliere wegen eines ihm verliehenen spanischen Ordens. In jener Zeit begann die Verleihung von Ehrenzeichen, die früher nur für staatsmännisches oder militärisches Verdienst, oder für hohe Geburt erteilt worden waren, auch auf Künstler und Dichter ausgedehnt zu werden, obgleich dies noch bei weitem nicht so häufig geschah, wie in unseren Tagen. Wenn man jedoch im Saal der Malerbildnisse zu Florenz neben Lionardo, Andrea del Sarto und Rafael, deren schlichte Kleider keine Dekoration aufweisen, zahlreiche spätere mittelmäßige Künstler mit Orden prunken sieht, wird man in solchen Auszeichnungen nicht eben ein günstiges Prognostikon für die Verdienste der so Dekorirten erblicken. Um auf Marino zurückzukommen, so machte er durch sein langatmiges Gedicht Adonis und durch ein anderes über den bethlehemitischen Kindermord das größte Aufsehen in ganz Italien, und sein Ruhm verbreitete sich weit über die Grenzen dieses Landes hinaus. Seine Gedichte wurden alsbald in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, und in Italien folgte eine Ausgabe auf die andere. Neapel war stolz, den großen Dichter zu besitzen, der Vizekönig wie der Adel Neapels und Spaniens brachten ihm ihre Huldigungen dar und schätzten sich glücklich, ihm reiche Geschenke zu Füßen legen zu dürfen. Diese und

die bedeutenden Summen, die er für seine Schriften einnahm, setzten Marino in Stand, sich einen prachtvollen Palast auf dem Posilipp zu erbauen und denselben mit einer Sammlung der kostbarsten Gemälde zu schmücken. Nicht zufrieden mit den Spenden, die ihm Neapel darbrachte, und dem Weihrauch, den es ihm streute, machte er Rundreisen durch Italien, um auch die Verehrungsbezeigungen und Geschenke der Bewohner anderer Städte entgegen zu nehmen; und wenn er von einem solchen Triumphzug zurückkehrte, ritten ihm die Granden der Stadt in festlicher Tracht entgegen, um ihn einzuholen und ihm alsdann das Geleit bis zu seinem Palast zu geben, wo der vornehmste von ihnen ihm beim Absteigen ehrfurchtsvoll den Bügel hielt. Welch ein Kontrast gegen Dante, der heimatlos von Ort zu Ort irren und das bittere Brot der Verbannung kosten mußte, gegen Tasso, der kummergebeugt in ein frühes Grab hinabsank, selbst gegen Ariost, den die Gunst seines Fürsten nur eben vor der Armut schützte! Aber sie leben unsterblich durch die Zeiten fort, und die Nachwelt sucht an ihren Manen zu vergüten, was die Mitwelt an den Lebenden verbrochen. Marino dagegen ist so gut wie verschollen; alle Bewunderung seiner Zeitgenossen, alle ihm von den Kritikern gespendeten Lobpreisungen haben ihn nicht vor dem Schicksal bewahren können, von den späteren Geschlechtern, wenn sie überhaupt seiner noch gedenken, als ein Beispiel des schlechten Geschmacks seiner Zeit angeführt zu werden. Diesen schlechten Geschmack seines Publikums, dem er auf jede Weise schmeichelte, verdankte er dessen Gunst. Er war sicher ein begabter Mann — das sind fast immer die Verderber der Literatur und Kunst gewesen, und erst unseren Tagen war die Erscheinung vorbehalten, daß völlige Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit den größten Anspruch auf Beifall und Popularität gibt; allein ihm galt die Form als Alles, der Inhalt als Nichts. Es genügte ihm, das Ohr mit schönklingenden Versen zu berauschen, die Sinne

mit üppigen Bildern zu kitzeln; der Gedanke geht völlig leer aus. Seinem Adonis, den schwerlich Jemand ganz bewältigen wird, von dem man aber einige Gesänge der Kuriosität wegen lesen sollte, kann man Eines gewiß nicht absprechen, daß es ein originelles Gedicht ist. Und wäre Originalität allein ein Verdienst, so müßte man es dem Marino in hohem Grade zusprechen. In dem Ganzen glitzert und blitzt es wie von einem Regen glänzender, aber falscher Edelsteine und Perlen. Concetti und Gedankenspiele folgen einander unaufhörlich, eine wollüstige Schilderung löst die andere ab. Vor ihm war in der europäischen Literatur noch kein solches augenblendendes Feuerwerk abgebrannt worden. Doch als dies in Neapel in die Lüfte stieg, wandten sich alle Blicke staunend und bewundernd dorthin, und die Manier des Italieners, die man mit dem Namen seines Urhebers als Marinismus bezeichnet hat, verbreitete sich in alle Länder. Da der Geist bei derartigen Produkten ganz leer ausging und nur momentan von ihnen in eine Art Betäubung versetzt werden konnte, vermochten sie sich natürlich nicht zu halten. Wie mächtig aber der Eindruck war, den Marino auf seine Zeitgenossen machte, zeigt sich darin, daß sich selbst gute und große Dichter desselben nicht erwehren konnten und ihren Stil von dem seinigen anstecken ließen.

Unter allen größeren Städten Italiens hat wohl Neapel am wenigsten bedeutende Dichter, Künstler und Gelehrte hervorgebracht. Es ist, als ob die übergroße Schönheit der Natur, die über diese Küsten hingebreitet ist, den Geist einlüde, sich mehr dem Träumen und Genießen solcher Herrlichkeiten hinzugeben, als seine ganze Spannkraft zu tüchtigen Leistungen anzustrengen. Manche der Männer, auf die Neapel stolz ist, waren nicht hier geboren, sondern eingewandert. Die Stadt hat sich neuerdings mit verschiedenen Monumenten geschmückt, die ich, da sie mehrenteils wahrem Verdienste gewidmet wurden,



mit Freude begrüßt habe. Besonders froh überrascht war ich, auf dem Toledo ein Denkmal zu sehen, das schlagend die Wandlung bekundet, welche in Italien seit dem Jahre 1860 stattgefunden hat. Poerio, der treffliche liberale Minister des Königs Ferdinand, den dann nach dem Sturz der Verfassung der eidbrüchige König viele Jahre lang neben den niedrigsten Verbrechern in den Kerkern von S. Elmo schmachten ließ, empfängt nun, von hohem Sockel herab auf die unten wogende Menge schauend, die verdiente Huldigung der Dankbarkeit, welche alle Schichten des Volkes, mit Ausnahme Weniger ihm darbringen, während dessen Henker unter dem Namen des Königs Bomba dem Haß und der Verachtung zugleich preisgegeben ist und noch von kommenden Jahrhunderten verflucht werden wird. Es liegt eine hohe Genugthuung für den moralischen Sinn hierin. Wenn man die Weltgeschichte seit ihrem Beginn überblickt, fühlt man sich niedergedrückt von der Wahrnehmung, daß oft, wo nicht vorwaltend, Willkür und Tyrannei über das Recht gesiegt haben, daß ganze Völker unter den Streichen frecher Gewaltherrscher verblutet und die Verteidiger ihrer Freiheit den Henkertod gestorben sind, ohne daß die Despoten von der Nemesis ereilt worden wären, ohne daß deren Opfer eine, wenn auch erst späte Gerechtigkeit gefunden hätten. Diese Fälle begegnen uns in so überwältigender Menge, daß wir, um die vielgepriesene sittliche Weltordnung zu retten, uns an den Gedanken klammern müssen, dieselbe werde sich in einem jenseitigen Leben verwirklichen. Um so höher muß unser Herz schlagen, wenn wir sehen, wie schon auf Erden dem von der Uebermacht zu Boden getretenen Rechte der Sieg zuerkannt wird; und daß dies in so kurzer Zeit geschehen konnte, wie es im heutigen Italien stattfand und wie auch andere Länder Europa's es unlängst erlebt haben, möchte ich als einen Beleg für den Fortschritt betrachten, den die Menschheit in unserem Jahrhundert gemacht hat. Ich

selbst habe noch vor zwanzig Jahren das Regiment der Bourbonen hier in nächster Nähe gesehen und mich von dessen ruchlosem, hinter dem eines Galeazzo Visconti nicht zurückstehendem Despotismus überzeugt. Mir wurde von den Höhen bei S. Elmo die mit dicken Stäben vergitterte Maueröffnung gezeigt, hinter welcher der edle Poerio — und er war nur Einer von vielen anderen Patrioten, die dasselbe Los trugen — fern von Licht und Luft schmachtete. Nun sind alle Ketten gesprengt, die Mitglieder des Königsgeschlechts, das dies herrlichste der Länder so lange in unerhörter Weise geknechtet, irren in der Verbannung umher, und Jedermann erkennt in dessen Sturze ein gerechtes Strafgericht. Mögen alle Fürsten, die ein tyrannisches Gelüst anwandeln sollte, sich hieran ein Beispiel nehmen! — Der Anblick einer anderen Statue, welche auf der Villa Reale steht, hat mich nicht minder wohlthuend berührt. Sie stellt den General Colletta dar, der zu Anfang der zwanziger Jahre, als die Freiheit einen kurzen Besuch an dieser Küste machte, ein Führer der Aufständischen war, nach Niederschlagung der Revolution geächtet wurde und sein Leben in der Verbannung beschloß. Während seines Exils schrieb er eine Geschichte des Königreichs Neapel in neuerer Zeit, durch die er sich in die Reihe der großen Historiker gestellt hat. Selbst Suetonius und Tacitus haben kaum in so vernichtender Weise den römischen Cäsarismus gebrandmarkt, wie Colletta die Grausamkeit und feige Tücke der Bourbonen und den Sykophantismus ihrer feilen Helfershelfer. Es ist ein Buch, das allgemein gelesen und auf den Schulen eingeführt werden sollte, um die kommenden Geschlechter mit tiefem Abscheu gegen absolute Gewaltherrschaft, wie sie sich in Neapel in ihrer scheußlichsten Gestalt zeigte, zu erfüllen und Aehnliches für alle Zukunft unmöglich zu machen. — Unfern dem des Genannten steht das Denkmal eines anderen Mannes, dessen Name Mancher unbekannt sein möchte: es ist das des Giambattista Vico, eines

Philosophen des siebenzehnten Jahrhunderts. Derselbe hat in seiner „Scienza nuova“ oder „Neuen Wissenschaft“ zuerst den Versuch gemacht, eine Philosophie der Geschichte zu schreiben. Ich habe dieses Werk, welches erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, zu lesen versucht, aber, aufrichtig gestanden, wegen der Schwerfälligkeit des Stils und einer gewissen Unklarheit des Gedankens, die mir wie dichter Nebel über dem Ganzen zu liegen schien, nur wenige Fortschritte in der Lektüre gemacht; ich fürchte, daß Vico in seiner neuen Wissenschaft, ebenso wie unsere Hegelianer, nach Schopenhauer's Ausdruck, aus flüchtigen Wolkengebilden einen willkürlichen Sinn und Zusammenhang heraus zu lesen gesucht hat.

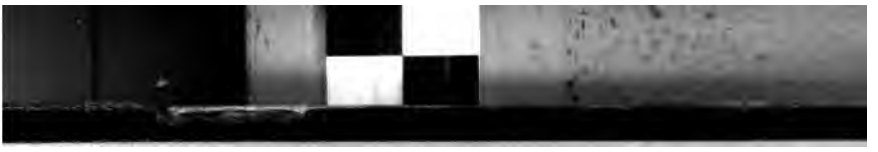
Ehe Jemand für würdig erachtet wird, ein Monument zu erhalten, sollte man immer erst geraume Zeit nach dessen Tode verfließen lassen. Eine Karikatur davon, daß schon Lebenden Monumente gesetzt werden sollen, zeigte die Verfallzeit des römischen Reiches. Damals war es Sitte, daß die Statue des jedesmaligen Prätors einer Provinz dort aufgestellt wurde; der Kostenersparnis wegen indes verwendete man hierzu meistens die Bildsäule seines Vorgängers, an welcher nur einige durchaus nötige Aenderungen gemacht wurden. In Bezug auf den Ruhm eines Lebenden ist es in den mehrsten Fällen zweifelhaft, ob derselbe noch lange fortdauern werde. Daher entsteht, wenn allzu frühe Denkmale errichtet werden, die Gefahr, daß Unwürdige oder doch minder Würdige in Marmorbildern auf die Nachwelt kommen, welche dann verwundert fragt, wer denn der so Gefeierte sei. Nur das hohe, ausgezeichnete Verdienst, welchem jede Zeit gerechterweise Anerkennung zollen muß, sollte auf solche Art verewigt werden. Bei den zwei anderen Statuen, die in Neapel neuerdings aufgestellt worden sind, könnte man fragen, ob sie wirklich einem so großen Verdienste gewidmet worden seien. In Bezug auf Saverio Mercadante möchte ich dies bejahen. Keiner der

ſelbſt habe noch vor zwanzig Jahren das Regiment der Bourbonen hier in nächſter Nähe geſehen und mich von deſſen ruchloſem, hinter dem eines Galeazzo Visconti nicht zurückſtehendem Deſpotismus überzeugt. Mir wurde von den Höhen bei S. Elmo die mit dicken Stäben vergitterte Maueröffnung gezeigt, hinter welcher der edle Poerio — und er war nur Einer von vielen anderen Patrioten, die dasſelbe Los trugen — fern von Licht und Luft ſchmachtete. Nun ſind alle Ketten geſprengt, die Mitglieder des Königsgeſchlechts, das dies herrlichſte der Länder ſo lange in unerhörter Weiſe geknechtet, irren in der Verbannung umher, und Jedermann erkennt in deſſen Sturze ein gerechtes Strafgericht. Mögen alle Fürſten, die ein tyranniſches Gelüſt anwandeln ſollte, ſich hieran ein Beiſpiel nehmen! — Der Anblick einer anderen Statue, welche auf der Villa Reale ſteht, hat mich nicht minder wohlthuend berührt. Sie ſtellt den General Colletta dar, der zu Anfang der zwanziger Jahre, als die Freiheit einen kurzen Beſuch an dieſer Küſte machte, ein Führer der Aufſtändiſchen war, nach Niederſchlagung der Revolution geächtet wurde und ſein Leben in der Verbannung beſchloß. Während ſeines Exils ſchrieb er eine Geſchichte des Königreichs Neapel in neuerer Zeit, durch die er ſich in die Reihe der großen Hiſtoriker geſtellt hat. Selbſt Suetonius und Tacitus haben kaum in ſo vernichtender Weiſe den römiſchen Cäſarismus gebrandmarkt, wie Colletta die Grauſamkeit und feige Tücke der Bourbonen und den Sykophantismus ihrer feilen Helfershelfer. Es iſt ein Buch, das allgemein geleſen und auf den Schulen eingeführt werden ſollte, um die kommenden Geſchlechter mit tiefem Abſcheu gegen abſolute Gewaltherrſchaft, wie ſie ſich in Neapel in ihrer ſcheußlichſten Geſtalt zeigte, zu erfüllen und Aehnliches für alle Zukunft unmöglich zu machen. — Unfern dem des Genannten ſteht das Denkmal eines anderen Mannes, deſſen Name Manchen unbekannt ſein möchte: es iſt das des Giambattiſta Vico, eines

Philosophen des siebenzehnten Jahrhunderts. Derselbe hat in seiner „Scienza nuova“ oder „Neuen Wissenschaft“ zuerst den Versuch gemacht, eine Philosophie der Geschichte zu schreiben. Ich habe dieses Werk, welches erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, zu lesen versucht, aber, aufrichtig gestanden, wegen der Schwerfälligkeit des Stils und einer gewissen Unklarheit des Gedankens, die mir wie dichter Nebel über dem Ganzen zu liegen schien, nur wenige Fortschritte in der Lektüre gemacht; ich fürchte, daß Vico in seiner neuen Wissenschaft, ebenso wie unsere Hegelianer, nach Schopenhauer's Ausdruck, aus flüchtigen Wolkengebilden einen willkürlichen Sinn und Zusammenhang heraus zu lesen gesucht hat.

Ehe Jemand für würdig erachtet wird, ein Monument zu erhalten, sollte man immer erst geraume Zeit nach dessen Tode verfließen lassen. Eine Karikatur davon, daß schon Lebenden Monumente gesetzt werden sollen, zeigte die Verfallzeit des römischen Reiches. Damals war es Sitte, daß die Statue des jedesmaligen Prätors einer Provinz dort aufgestellt wurde; der Kostenersparnis wegen indes verwendete man hierzu meistens die Bildsäule seines Vorgängers, an welcher nur einige durchaus nötige Aenderungen gemacht wurden. In Bezug auf den Ruhm eines Lebenden ist es in den mehrsten Fällen zweifelhaft, ob derselbe noch lange fortdauern werde. Daher entsteht, wenn allzu frühe Denkmale errichtet werden, die Gefahr, daß Unwürdige oder doch minder Würdige in Marmorbildern auf die Nachwelt kommen, welche dann verwundert fragt, wer denn der so Gefeierte sei. Nur das hohe, ausgezeichnete Verdienst, welchem jede Zeit gerechterweise Anerkennung zollen muß, sollte auf solche Art verewigt werden. Bei den zwei anderen Statuen, die in Neapel neuerdings aufgestellt worden sind, könnte man fragen, ob sie wirklich einem so großen Verdienste gewidmet worden seien. In Bezug auf Saverio Mercadante möchte ich dies bejahen. Keiner der

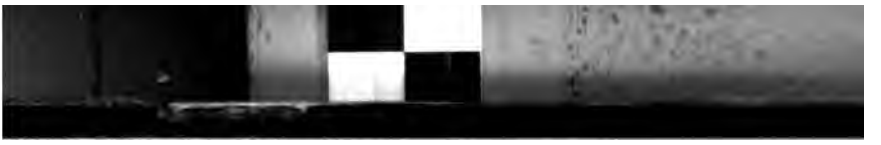
italieniſchen Tonſetzer, auch Roſſini nicht, kann freilich mit den großen deutſchen Komponiſten wetteifern. Allein die Geringſchätzung, die viele Fachmuſiker in Deutſchland gegen ſie zur Schau tragen, iſt eine Ungerechtigkeit. Melodie muß doch gewiß die Seele der Muſik genannt werden, und in Melodien, oft von hinreißender Schönheit, hat nicht nur Roſſini, ſondern haben auch mehrere ſeiner Nachfolger eine große Erfindungskraft bewieſen. Zu letzteren gehörte auch Mercadante, und er vereinte mit der Inſpiration, die ihm eine unerſchöpfliche Fülle ſolcher Melodien eingab, eine gründlichere Kompoſitionsweiſe, als ſie den meiſten anderen Italienern eigen iſt. Namentlich verſtand er das Orcheſter vorzüglich zu behandeln. Ich bin der Meinung, daß dieſer Meiſter bisher, namentlich außerhalb Italiens, nicht gehörig gewürdigt worden iſt, und daß ſeine Opern mehr als diejenigen von Donizetti und auch von Verdi, welche ich deshalb nicht verachten will, Anſpruch auf dauernde Schätzung haben. Seine Horatier und Curiatier ſind edel, feurig und durchaus im hohen Stil, was ſie vielleicht gehindert hat, populär zu werden. Sein Bravo, ſein Giuramento, ſeine Elena da Feltre und ſeine Veſtalin accommodiren ſich mehr dem Zeitgeſchmack, ohne ihm doch zu viele Zugeſtändniſſe zu machen. Möge das Denkmal des edlen Meiſters an der Fontana Medina die Zukunft mahnen, ihn nicht zu vergeſſen. Ich ſelbſt habe mit Bewegung davor geſtanden; denn ich lernte Mercadante vor vielen Jahren, als er Direktor der Oper von San Carlo war, hier in Neapel kennen und mußte ihn als einen ſchlichten, anſpruchsloſen und für die Kunſt hochbegeiſterten Mann ehren. Er kannte die deutſche Muſik aufs Genaueſte, liebte ſie über Alles und ſagte mir einmal ſehr ſchön: „Ja, vor Ihrem Beethoven, Mozart und Weber ſtehen wir Italiener alle ſo da, wie Rafael's heilige Cäcilie vor den Engelchören; wenn wir ihre Muſik vernehmen, ſenken wir unſere Inſtrumente.“ Mit dieſer ſeiner Anſicht nahm er freilich eine ſehr vereinzelte



Stellung in Italien ein. Allerdings wird unsere Instrumentalmusik hier sehr gewürdigt, und man kann in Konzerten zu Rom, Florenz, Venedig, wie auch in Neapel Symphonien und Quartette von Mozart, Beethoven und Haydn, ja Werke von Bach und Händel vortrefflich aufführen hören. Allein deutsche Opern haben, wie oft auch versucht worden, ihnen Eingang zu verschaffen, hier nie recht Wurzel fassen können. Der Grund davon liegt wohl hauptsächlich in der leidigen Gewohnheit der Italiener, den Opernsaal als ein Konversations- oder Gesellschaftslokal zu betrachten, wo sie sich gegenseitige Besuche machen und mit einander schwatzen, um lediglich bei gewissen, besonders beliebten Arien oder Ensemblestücken der Musik Aufmerksamkeit zu schenken. Für solche Art oberflächlichen Genusses sind die meisten italienischen Opern besser berechnet, als die deutschen. Als ich Mercadante, nun auch schon vor geraumer Zeit, zum letztenmale sah, fand ich ihn nahezu erblindet, aber trotzdem heiter. Er äußerte, wenn er, wie Beethoven, taub geworden wäre, hätte er dies als ein weit schlimmeres Unglück betrachtet. Für einen Maler müsse Blindheit schwer zu ertragen sein; allein für ihn, der von jeher in der Welt der Töne gelebt, habe sich die Freude und das Entzücken, welche ihm die Musik stets bereitet, jetzt noch gesteigert, wo ihn der Gesichtssinn nicht mehr davon abziehe. Wie er so sprach, war es, als lausche er, gleich der heiligen Cäcilie, schon dem Chore der Cherubim.

Am Ende der Villa Reale, nach Mergellina zu, sah ich überrascht eine Marmorstatue, aus deren Antlitz mir bekannte Züge entgegen blickten. Es war die des Klaviervirtuosen Thalberg, den ich noch vor einigen Jahren in seiner Villa auf dem Posilipp besucht hatte. Schon damals schien er leidend zu sein, und jetzt ist er, zu früh für die vielen Bewunderer seiner Kunst, hinweggerufen worden, während der um einige Jahre ältere Liszt noch in voller Kraft wirkt und,

wie ich mich noch unlängst in Rom davon überzeugt habe, nichts von dem hinreißenden Feuer seines Klavierspiels verloren hat. Daß Thalberg neben diesem König des Piano noch Lorbeeren auf demselben Gebiete ernten konnte, ist gewiß kein geringes Zeugnis für seine Meisterschaft. Früher, als das Virtuosentum und die Begeisterung für dasselbe noch in Blüte stand, habe ich ihn wahre Triumphe in Deutschland feiern sehen. Sein Spiel hatte nicht jene packende dämonische Gewalt, wie dasjenige von Liszt, zeichnete sich indes durch die größte Feinheit und Vollendung, daneben auch durch hohe Bravour aus. Ein öffentliches Denkmal ist jedoch wohl zu viel Ehre selbst für den vorzüglichsten Spieler eines Instruments. Ein solcher genießt während seines Lebens genug des Ruhmes und wird in den Konzertsälen hinlänglich mit Lorbeern überschüttet. Allein wie die Klänge seines Spieles und das Klatschen der Hände bald verhallen, so darf er auch nicht erwarten, daß das Echo seines Namens noch lange in der Zukunft nachklingen werde. Mehr auf seinen Virtuosenleistungen aber, als auf seinen Kompositionen beruht Thalberg's Ruf. Letztere sind zwar anmutig und geschmackvoll und er hat sie mit vielem Erfolg darauf berechnet, dem Klavier bisher unbekannte Wirkungen zu entlocken; auf lange Fortdauer jedoch gibt ihnen ihr innerer Wert keinen Anspruch. In anderer Hinsicht kann ich freilich Thalberg dieses Denkmals nicht für unwürdig erachten. Die Dankbarkeit der Neapolitaner hat ihm dasselbe gesetzt, weil er, der sich sonst in den letzten Jahren ganz aus der Welt zurückgezogen hatte, doch unermüdlich Konzerte zum Besten der Armen veranstaltet und so viele Thränen getrocknet hat. Es fragt sich, ob der Ruhm, dies gethan zu haben, nicht höher anzuschlagen ist, als der eines großen Komponisten, Dichters oder Künstlers.



58.

Girgenti, den 4. Januar 1882.

Neumohr hat „Drei Reisen in Italien“ herausgegeben ich könnte deren mehr als dreißig schreiben. Aber Niemand braucht zu fürchten, daß ich dies ins Werk setze. Alle leichter zugänglichen Gegenden der Erde, Italien voran, sind bis in die entlegensten Winkel hinein so vielfach besucht und dargestellt worden, besonders von den wanderlustigen und schreibseligen englischen Misses, daß man füglich die Lesewelt mit keinem anderen Reisewerk mehr heimsuchen kann, als mit einem Ferienausflug in die Mondgebirge oder in den Küen-Lün. Zu solchen Weltfahrten habe ich nun nicht mehr den Unternehmungsgeist; auch zieht es mich vielmehr immer von neuem nach den Orten, wo ich schon früher gewesen bin. So beschloß ich nach langem Hin- und Herschwanken, diesen Winter in Sicilien zuzubringen, und trat nach kaum gefaßtem Entschluß sofort auch die Reise an.

Das Glück ist mir in auffallender Weise hold gewesen. Zu dem Schönsten, was man erleben kann, gehört es, aus den entlaubten oder gar schon schneebedeckten Fluren des Nordens schnell und fast plötzlich wieder in den herrlichsten Sommer versetzt zu werden. Nur selten wird einem besonders von den Umständen Begünstigten ein solches Glück zu teil. Es ist mir sogar schon widerfahren, daß ich, während mich auf der bayerischen Hochebene noch milde Lüfte umweht hatten, jenseits des Brenner von Schneegestöber empfangen wurde. Diesesmal war dagegen um das Ende des Dezember der Winter in Deutschland schon mit Macht hereingebrochen. Auch in Italien verfolgte mich bis an dessen südlichste Stadt Reggio, wohin ich in unaufhaltsamem, nur in Bari kurz unterbrochenem Flug gelangte, ein rauher Wind, der die Wogen wildschäumend an das Ufer wälzte. Aber sobald ich um die Spitze von

Kalabrien bog und vom adriatiſchen an das mittelländiſch Meer gelangte, war Alles wie durch ein Wunder verändert Die Wellen lagen in Spiegelglätte vor mir da, die Luft wa lau, und bei der Ueberfahrt über die Meerenge wurden mi die Winterkleider ſchon läſtig warm. Meſſina hielt mich nich lange; ich eilte ſogleich nach Taormina weiter, und nie werd ich den Eindruck vergeſſen, wie ich am vierten Tage nac meiner Abreiſe aus Deutſchland vom Balkon meines Zimmer auf die in der Fülle des Frühlings prangende Küſtenlandſchaft, in der ſich alle Reize der Erde zuſammengedrängt zu haben ſchienen, auf den rauchenden Aetna und das ſtahlblau glänzend Meer hinabblickte. Der Schneemantel, der den alten Donner- berg bis zum Fuß hinab bedeckte, war das Einzige, was hier von Winter Zeugnis gab. Die vielen immergrünen Sträucher und Bäume, die friſchen Gräſer und die ſchon großen oder halb aufgebrochenen Knoſpen der Mandelbäume ſcheuchten jeden Gedanken an die Weihnachtszeit, und auch die lange Dauer des Tages mehrte die Täuſchung, als ſei es vielmehr Mai. Die Reinheit der Luft, die hohe Lage und der ſpätere Untergang der Sonne, welcher hier wegen des Unterſchiedes der Breitengrade jetzt erſt gegen fünf Uhr ſtattfindet, machten, daß ich noch um halb ſechs Uhr ohne Anſtrengung am Fenſter leſen konnte. Ich darf wohl ſagen, daß ich kaum je in Deutſchland den Juni ſo prächtig gefunden habe, wie hier die letzte Woche des Dezember und die erſte des Januar.

Alles, was die Erde Herrliches bietet, drängt ſich an dieſer Küſte zuſammen. Unten die Wunderwelt der Odyſſee, das griechiſche Meer, um die Felſen der Cyklopen und die Grotte des Polyphem brandend, oben der rauchende Berg, ſein eisgraues Haupt von einer Flammengarbe umſprüht, da- zwiſchen die üppigſten Fluren, wo Pan ſelbſt im Januar auf ſchwellendem Raſen ſeinen Mittagsſchlaf halten kann, und die Dreaden im ewigen Schatten der Haine ihren Reigen ziehen

Asphodeloswiesen, wert, daß die Seligen auf ihnen dahinwallen; volkreiche Städte dicht neben einsamen Grotten, die zum stillen Träumen einladen; auf den Felsen hellenische Theater, die noch von den Chorgesängen der Tragiker widerhallen, und am Ufer ragende Saracenentürme. — Es hat von jeher zu meinen Hauptgenüssen auf Reisen gehört, an den Oertlichkeiten, wo ich mich gerade befand, Werke zu lesen, die an diesen Lokalitäten entstanden sind, sich auf sie beziehen oder besonders mit der Stimmung harmoniren, welche jene in uns hervorrufen. Das alte Theater von Taormina wäre besonders geeignet gewesen, daß ich auf einem seiner halbzerbröckelten Sitze mich in die griechischen Tragiker vertiefte. Aber leider hatte ich versäumt, einen derselben mitzunehmen. So mußte ich mich auf das beschränken, was ich bei mir hatte. Dies war zunächst der wenig bekannte lateinische Dialog des Bembo, „Aetna", welcher die Gegenden hier vorführt, wie sie im sechzehnten Jahrhundert gewesen oder einem geistvollen, für die Wiedererweckung der griechischen Literatur glühenden Manne sich darstellten. Bembo gehört in die vorderste Reihe der Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, denen die Welt so unendlich viel verdankt. Alle Segnungen, welche die neuere Zeit uns gebracht hat, sind doch vorzugsweise auf Diejenigen zurückzuführen, welche Weisheit, Dichtung und Kunst der Hellenen wieder auferstehen ließen, und man kann nicht ohne Schauder daran denken, was aus der Welt geworden wäre, wenn nicht jenes Aufleben des Altertums stattgefunden hätte. Was den genannten Dialog des Bembo betrifft, so muß ich beklagen, daß er nicht übersetzt worden ist. Es erscheint mir als eine wahre Kalamität, daß so manche Autoren ihre Kräfte ohne Sinn und Zweck, ohne Frucht für die Literatur und ohne Nutzen für die Nation an die Uebersetzung schon hundertmal verdeutschter Schriften vergeuden, während so manche wertvolle Werke ungekannt in den Bibliotheken modern.

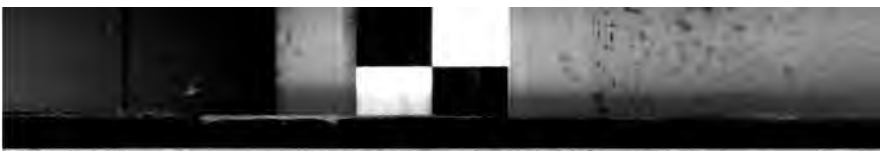
Zu solchen, welche in vorderster Reihe verdienten, von neuem verbreitet zu werden, gehören viele Erzeugnisse der italienischen Renaissancezeit, in denen das heilige Feuer des Humanismus glüht, und aus denen es belebend und wärmend auf unsere Tage einwirken könnte. — Ferner gewährt es mir Genuß, in den Morgenstunden auf einer der Taormina noch überragenden Höhen oder in dem Theater den Theokrit zu lesen. Dieser Dichter gehört zu den anziehendsten des Altertums, und die Freude, die mir seine Lektüre immer geboten, mußte noch erhöht werden, indem ich in den Pausen des Lesens auf sein Heimatland hinabblickte. Bisweilen sah ich junge Männer in Schafpelze gehüllt, die ich für Nachkommen seines Daphnis oder Thyrsis oder gar für diese selbst hätte halten können. Idealisirt wird er seine Hirten stark haben, obgleich sie der wirklichen Natur viel näher stehen, als diejenigen der Eklogen, welche in Italien und Spanien während des sechzehnten Jahrhunderts beliebt wurden. Als die schönsten unter Theokrit's Gedichten erscheinen mir das Erntefest und die Zauberin, worin ein junges Mädchen durch Beschwörungsformeln und Hexenkünste ihren ungetreuen Liebhaber zu sich zurückzuziehen sucht. Diese haben wirklich zauberischen Reiz. Doch es ist in ihnen, wie in allen Werken des sicilischen Sängers, zu viel den Sinn fast entnervende Süßigkeit. Man wird davon betäubt, als ob der Frühlingswind den Duft der tausend aromatischen Kräuter von den Uferhügeln Siciliens zu uns herantrüge. Wie anders fühlt sich die Seele bei den Hymnen des Pindar, die ich glücklicherweise auch bei mir hatte, gehoben und von einem Odem der Heldenbegeisterung angeweht! Bei den Gesängen zur Feier des Theron von Akragas, des Siegers mit weißem Rossegespann, und des Hieron von Syrakus stieg vor mir die alte Trinakria und zugleich Griechenland in seiner Herrlichkeit empor — jener herrliche Frühling der Welt, wie ihr nie ein zweiter erblüht ist. Vor mir sah ich Olympia

mit seinen prächtigen Spielen, den Mittelpunkt des hellenischen Lebens, zu dem die Griechen von den fernsten Gestaden her aus ihren Niederlassungen am Pontus wie an den iberischen Küsten als nach ihrer wahren Heimat hinsteuerten, und von dem sie, stolz, einem solchen Volke anzugehören, in ihre Pflanzstädte am Saume der Barbarenländer zurückkehrten. — Während all dies glorreiche Leben erloschen ist und neben den Gesängen der Dichter nur noch zerbröckelnde Steine von ihm reden, steht die Riesensäule des Aetna unverändert so da, wie Pindar den Aschenberg geschildert, „der über den gestürzten Giganten Typhon hingewälzt ist und nun aus den Schlünden Bäche lauteren Feuers emporspeit, das unnahbar Alles verschlingt. Tags ergießt sein glühender Strom des geröteten Rauches Wogen, und in dunklen Nächten schleudert wild prasselnd die purpurne Glut Felssteine weit auf der See tiefgründigen Spiegel hinaus."

Der alte Glaube von den gestürzten Riesen Enceladus und Typhon, die unter dem Berg begraben sein sollen, ist wohl längst verschwunden; aber die Annahme, daß in seinem Krater die Werkstätten des Vulkan und der Cyklopen seien, hat sich bis in die neueren Jahrhunderte erhalten. Nach dem sicilischen Schriftsteller Mongitore kam einst ein reisender Kaufmann von panischem Schrecken erfüllt in Taormina an und erzählte, er sei eben auf dem Wege einer Anzahl von Schmieden begegnet, die ihr Handwerksgerät bei sich führten. Dieselben hätten gesagt, sie müßten auf dem Aetna ein Haus bauen und ihr Meister würde sogleich nachfolgen. Bald darauf habe ihn eine furchtbare Riesengestalt mit schwarzem, rußbedecktem Gesicht und wildzerzaustem Bart eingeholt, und auf seine Frage, wie er auf den Einfall komme, zwischen Feuer und Schnee ein Haus zu errichten, geantwortet: „Nun, ich bringe wohl noch ganz andere Dinge fertig!" Hierauf sei die Erscheinung verschwunden und er habe erkannt, daß er

mit Vulkan selbst gesprochen. Nachdem der Kaufmann seine Erzählung beendigt hatte, starb er vor Entsetzen; alsbald aber begann einer der furchtbarsten Ausbrüche des Aetna. — Daß bei dem gemeinen Volk der Schlund des Berges noch jetzt als Eingang in die Hölle gilt, liegt nahe. Von einem Engländer hörte ich folgende lächerliche Anekdote, die er aus dem Mund eines alten englischen Offiziers vernommen hatte. Der Letztere befand sich als junger Lieutenant auf der Fregatte Nelson's, die vor Catania ankerte. Nelson war eben in der Kajüte mit Schreiben beschäftigt und der Lieutenant wartete neben ihm, um einen Auftrag entgegenzunehmen, als auf dem Verdeck ein ungewöhnlicher Lärm entstand. Der Admiral befahl dem Lieutenant, nachzusehen, was vorgehe, und dieser fand oben die ganze Schiffsmannschaft versammelt, wie sie nach dem Gipfel des stark rauchenden und Feuer auswerfenden Aetna emporstarrte. Ein Matrose behauptete, er sehe deutlich eine Schar von Teufeln, die den alten Bäcker, der immer so schlechtes Brot gebacken habe, in den Krater hinabstürze. Der Offizier ging wieder in die Kajüte und meldete Nelson die Aussage des Matrosen. Der Admiral blickte auf, hörte den Bericht ernsthaft an und antwortete: „Tragt es ins Schiffsbuch ein!" Dann fuhr er fort zu schreiben.

Die Nähe des Vulkans, des gewaltigsten von Europa, gibt diesem wunderbaren Küstenstrich einen Charakter der Erhabenheit, wie ihn im Verein mit solcher Lieblichkeit keine Gegend darbietet. Aber wenn uns der Anblick des Ganzen bezaubert, so mischt sich in unsere Empfindung doch ein geheimes Gefühl des Grauens. Denn wir wissen, nur zeitweise schlummern die dunklen Erdenkräfte auf ihren großen Lagern unter uns; jeden Augenblick können sie erwachen und furchtbare Lavaströme aus dem Krater heraussenden oder den Boden in entsetzlichen Erschütterungen allhin erbeben machen, so daß ganze Städte und Dörfer in den Abgrund versinken. Da ich



den Aetna in früheren Jahren schon zweimal erstiegen habe, so regte sich in mir kaum der Wunsch, es zum dritten Mal zu versuchen, was voraussichtlich auch wegen der Masse des Schnees nicht gelungen sein würde. Im Sommer wird der Gipfel ohne große Mühe erreicht, und ein Mitglied des Londoner Alpenklubs soll sich gerühmt haben, er sei manchmal am Morgen hinaufgestiegen, um sich Appetit für das Frühstück zu holen.

Die Eisenbahnreise, auf welcher man jetzt den größten Teil von Sicilien in zwölf Stunden durchfliegen kann, vermag natürlich nicht das Interesse zu bieten, wie der drei Wochen in Anspruch nehmende Ritt, auf dem man früher die Hauptpunkte der Insel kennen lernte und den ich selbst zwei Male gemacht habe. Dennoch pries ich die Erfindung der Lokomotive; denn ohne sie wäre ich schwerlich wieder hierhergekommen. Uebrigens sind die Hotels, wenigstens diejenigen von Girgenti, hinter den übrigen Fortschritten der Neuzeit zurückgeblieben. Im Hotel Belvedere, wo ich wohne, muß der Ausblick aus den Fenstern mich für manche sonstige Entbehrung entschädigen. Ich beklage, daß nicht Gellias, der reiche und großmütige Bürger des alten Akragas, noch lebt; dieser hielt an jedem Thor der Stadt Sklaven, welche die ankommenden Reisenden begrüßen und einladen mußten, bei ihrem Gebieter einzukehren, von dem sie dann prächtig bewirtet wurden.

Heute bin ich den ganzen Morgen auf den Hügeln umhergeschweift, über welche die glänzende und üppige Kolonie der Dorer hingegossen war. Nachdem ich die verschiedenen Ruinen besucht, ließ ich von den Stufen des Concordientempels meine Blicke über die weite Trümmerstätte und nach dem Meere zu hingleiten. Alles grünte um mich her, die Mandelbäume standen heut, am vierten Januar, in voller Blüte, und die weiche Luft schien mir die Nähe von Afrika zu verkündigen,

das, wie vielfach behauptet wird, ein scharfes Auge von hier zu erblicken vermag. Selbst das heiterste Gemüt wird sich an einem solchen Platze melancholischer Betrachtungen nicht erwehren können. Wie viel blühendes Leben ist hier furchtbar zu Grunde gegangen! Akragas, eine der herrlichsten Städte des Altertums, neben Syrakus die größte und volkreichste Siciliens, wurde von den Karthagern mit barbarischer Wut zerstört. Die wilden afrikanischen Sieger schleuderten Fackelbrände in die Prachtgebäude, rissen den großen Tempel des Olympischen Zeus mit den Giganten, die sein Dach trugen, zu Boden, ermordeten die ganze waffenfähige Bevölkerung und schleppten die Weiber und Kinder in Ketten nach Karthago, wo sie auf dem Sklavenmarkte verkauft, vielleicht zum Teil dem grausen Götzen Baal zum Opfer gebracht wurden. Solche Scenen der Verwüstung durch die Heere der Afrikaner haben sich auf der ganzen Insel wiederholt. Die weithin den Boden deckenden Ruinen der Riesentempel von Selinunt, die Trümmer von Gela, das dem großen Aeschylus ein Asyl geboten und wo er gestorben, das zerstörte Segesta geben Zeugnis davon. Besonders grimmig hauste der punische Feldherr Himilkon. Er hat das einst blühende Himera so verheert, daß der Platz, wo es gestanden, nicht mehr zu erkennen ist. Allein es war nicht an dieser Einen Verwüstung des Eilands genug; die folgenden Jahrhunderte haben deren immer neue herbeigeführt. Zuerst folgten diejenigen der Römer und die Plünderungen ihrer Proconsuln; in dem Eroberungskriege der Araber wurde Vieles in Schutt gelegt, was bis dahin noch aufrecht gestanden. Dann wieder stürzten die Normannen die Bauten der Saracenen in den Staub, und in den erbitterten Kämpfen zwischen Christen und Muhammedanern, die lange besonders in der Provinz Girgenti tobten, ging noch Manches zu Grunde, was bis dahin der Zeit und dem Schwerte getrotzt hatte. Von jener Zeit an war die Blüte der Insel geknickt und sie ha

sich nie mehr recht erholen können. So führt uns die Reise durch Sicilien auf Schritt und Tritt zu Schauplätzen der Verwüstung, und auch wo die Natur noch so herrlich über den Trümmern der früheren Epochen grünt und wuchert, kann sich die Seele des Gedankens nicht erwehren, daß diese Pracht aus drei- und vierfach übereinandergelagerten Schuttmassen emporsteigt.

59.

Palermo, im Frühjahr 1882.

Schon bei meiner Ankunft hier war die ganze Stadt mit Vorbereitungen zu der Säcularfeier der sicilianischen Vesper beschäftigt, obgleich bis dahin noch fast ein Vierteljahr verfließen sollte. Ich kann nicht umhin, die Idee dieses Festes in mancher Hinsicht thöricht zu finden. Wenn die Schweizer ihre Abschüttelung des österreichischen Joches feiern, so hat das Sinn, denn sie haben dadurch ihre Freiheit erlangt, die sie noch heute behaupten. Aber die Sicilianer sind durch die Vesper von dem Regen in die Traufe gekommen; denn durch die aragonische Herrschaft, der sie sich nach Vertreibung der Franzosen unterwarfen, gelangten sie unter das spanische Scepter, und es war gewiß noch erträglicher, daß die Franzosen einigen ihrer Weiber Gewalt anthaten, als daß die Spanier Männer und Frauen zur Ehre Gottes verbrannten. Es ist seltsam, wie Erinnerungen der furchtbarsten Art, von denen man glauben sollte, sie müßten sich einem Volke unauslöschlich einprägen, so bald vergessen werden. Jetzt denkt Niemand mehr daran, daß in Palermo unter den spanischen Vicekönigen förmliche Autos de Fe, wie in Madrid und Sevilla, gehalten worden sind. Während es Ferdinand und Isabella und nachher den habsburgischen Königen trotz verschiedener

Versuche nie gelang, die Inquisition in Neapel einzuführer so glückte es den letzteren hiermit in Sicilien vollkommer und das Glaubensgericht hat daselbst zahlreiche Ketzerverbren nungen vorgenommen, wobei es einen großen Festpomp ent faltete. Wenn ich in dem herrlichen, in reichster Pracht süd licher Vegetation prangenden Garten Garibaldi unter einen mächtigen Palmenwipfel sitze, habe ich den alten Palast vo mir, in welchem das scheußliche Gericht seinen Sitz aufgeschlager hatte, und in dem sich die unterirdischen Kerker der Gefangener sammt den Folterkammern befanden. Ich denke dann oft mi Grausen, wie auf dem nämlichen Platz, wo ich die erfrischend Luft einatme, möglicherweise einst ein Scheiterhaufen gestande hat, und wie die Asche eines unglücklichen, langsam verkohlter Menschen vielleicht auf den Platz hinabgesunken ist, wo jet der grüne Rasen zu meinen Füßen sprießt. — Doch auf di sicilianische Vesper zurückzukommen, so werden deren Segnunger auch noch weiter zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß späte die Inselbewohner dennoch unter die Herrschaft einer fran zösischen Dynastie, wenn auch des spanischen Zweiges derselben gerieten, und daß die Königin Carolina, sowie der Köni Bomba, mit ihren Kreaturen sicherlich nicht mehr Glück übe das Eiland verbreitet haben, als die Anjous mit den ihrigen Es kommt hinzu, daß diese Vesper doch ein Massenmord war in seinem Grund nicht so gehässig, wie derjenige der Bartholo mäusnacht in Paris, allein in der Ausführung ebenso grausam Man mag einen solchen Akt der gereizten Volkswut mit de wilden Zeit, in der er stattfand, entschuldigen; indessen durd ein Fest verherrlichen sollte man ihn nicht.

Doch an alle diese Erwägungen denkt man hier nicht So will auch ich sie mir aus dem Sinne schlagen, und i der projektirten Feier nur einen Protest der Sicilianer gege jede Fremdherrschaft sehen. In solchem Sinne wird sie aud hier, wie es scheint, allgemein aufgefaßt, und insoweit kam

man Denen, welche sie veranstalten, nur Recht geben. Denn diese Insulaner haben unter den Streichen der Anjous, Habsburger und Bourbonen genug geblutet, um sich dagegen zu verwahren, daß je wieder von außen eine solche Zuchtrute über sie geschwungen werde.

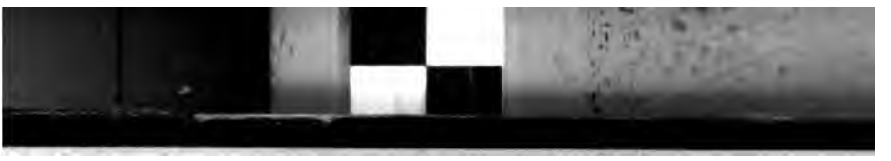
Inzwischen habe ich beschlossen, das Fest mitzuerleben und genieße die Wonne des Aufenthalts in vollen Zügen. Wie viel Schönes auch Sicilien darbietet, so ist Palermo doch seine leuchtendste Zierde. Ja selbst unter den Städten Italiens kann ihr in vieler Hinsicht keine den Preis streitig machen. Trotz aller Kriegsstürme und Revolutionen, die in ihr gewütet, prangt die goldene Muschel (so heißt das bergumschlossene Thal, in welchem Palermo liegt) noch heute in demselben üppigen Pflanzenwuchs, wie der Geschichtschreiber der Normannen, Falcandus, sie im zwölften Jahrhundert mit begeisterten Worten geschildert hat. Auch heute noch möchten wir mit ihm ausrufen: „O du beglücktes, für alle Zeiten preiswürdiges Thal, das in seinem Schoß jede Gattung von Bäumen und Früchten birgt, welches allein alle Wonnen der Erde umschließt, und mit den Reizen seines wollustvollen Anblicks Jeden so umstrickt, daß wer es nur einmal erblickt, sich kaum durch irgend eine Verlockung anderswohin ziehen läßt!“ — Wenn man im Mai auf dem Dache des Lustschlosses Zisa steht und der Wind den Duft der Orangenblüten aus den umliegenden Gärten heraufträgt, wird man fast betäubt von der Fülle des Wohlgeruchs. Unter den Aussichtspunkten, welche die Umgegend Palermos darbietet, wetteifern besonders drei an Herrlichkeit. Der erste ist auf der Friedhofterrasse des Klosters S. Maria di Gesù. Wer zum ersten Mal von hier aus über die weißen Marmordenkmale hinweg den Blick nach dem Meer, der zackigen Felsenmasse des Pellegrino und der gewaltigen Stadt zu schweifen läßt, die sich mit ihren Kuppeln und Türmen aus dem grünenden Labyrinth der

Citronen- und Orangenhaine, der Johannisbrotbäume und Palmen hervorhebt, wird nach Allem, was er schon gesehen haben mag, doch von diesem Anblick wie von einer neuen Offenbarung der Schönheit überrascht werden. Ein zweiter unvergleichlicher Punkt ist der Garten der Villa Belmonte am Fuß des Pellegrino. Schaut man von hier aus durch das immergrüne Pflanzengeschling über das wuchernde Gestäude der Kaktus und der Agaven hin und durch das Rot der blühenden Oleander und Rhododendren hindurch auf das dunkelblaue Meer hinab, so glaubt man sich in den Zaubergärten des Alkinoos zu befinden. Aber vielleicht alles Andere, was die Umgegend Palermos bietet, übertrifft der Höhenweg, der vom Dorf Boccadifalco nach der Terrasse des ehemaligen Klosters Baida führt. Ich lasse keine Woche vergehen, ohne diesen Spaziergang zu machen. Die Seele wird hier von den Wonnen des Südens überfüllt und beinahe erdrückt, und wenn man das Auge über das sich unten in elyseischer Pracht hinbreitende, von phantastischen Bergformen überragte, im wechselnden Farbenspiel des südlichen Himmels leuchtende Thal schweifen läßt, so glaubt man oft erst prüfend näher hinsehen zu müssen, um sich zu überzeugen, daß man nicht träume.

Aber um einem Ort, einer Gegend dauernde Anziehungskraft zu geben, genügt mir die Natur nicht. Rio de Janeiro oder die Urwälder Amerikas haben vielleicht Naturschönheiten, die Alles, was Europa bietet, noch übertreffen. Indessen erst da, wo die Geschichte einer Landschaft ihre Denkmale hinterlassen, wo der Menschengeist ihr sein Gepräge aufgedrückt und ihr eine höhere Weihe verliehen hat, kann sie mich anhaltend fesseln. Ich möchte wohl gern einmal die Riesenseen und Stromkatarakte der neuen Welt, die Hochthäler und Gipfel der Cordilleren betrachten. Müßte ich jedoch dort wohnen, so würde ich mich sicher bald nach einem von der Natur viel kärglicher ausgestatteten Ort Europas sehnen, der Monumente

aus früherer großer Zeit, seien es auch nur Gräber, aufzuweisen hat, und an welchem bedeutende Erinnerungen der Geschichte haften. Palermo steht in dieser Hinsicht nun freilich hinter anderen Städten Italiens zurück. Allein es besitzt immerhin genug Derartiges, was ihm bedeutenden Reiz verleiht. In der griechischen Zeit war es ein unbedeutender Ort, der wenig in Betracht kam; erst durch die Araber, die es zu ihrer Hauptstadt machten, gewann es große Ausdehnung und soll damals dreihundert Moscheen besessen haben. Wunderbarerweise hat sich aus saracenischer Zeit fast gar nichts erhalten. Einiges alte Gemäuer — Reste des arabischen, später von den Normannen benutzten Schlosses Favara oder Mare dolce — ist so ziemlich das Einzige, was mit einiger Sicherheit noch jener Periode zugeschrieben werden kann. Das große, in der Stadt gelegene nachherige normannische Schloß war Sitz der Emire, und die jetzige Kathedrale eine mit jenem durch einen bedeckten Gang verbundene Moschee. Indes sind in den späteren Umbauten die früheren Gebäude bis zur Unkenntlichkeit verschwunden. Die Lustschlösser Cuba und Zisa, von denen man lange Zeit glaubte, sie seien arabischen Ursprungs, wurden, wie jetzt die Entzifferung der Inschriften erwiesen hat, von den Normannen erbaut. Von den Letzteren rühren alle jene Gebäude her, die in Palermo besonderes Interesse in Anspruch nehmen und der Stadt ein eigentümliches Gepräge verleihen. Das schöne Schloß, im Uebrigen vielfach modernisirt, trägt doch in dem pisanischen Turm, sowie auch an der Ostseite noch den Charakter einer normannischen Burg und besitzt in der Palatinischen oder Rogerskapelle ein unvergleichliches Kleinod. Es ist dies das besterhaltene Denkmal normannischer Kunst, die uns außerdem noch in den beiden genannten Lustschlössern, den Kirchen Martorana und San Giovanni degli Eremiti, in der Decke eines Saals des königlichen Schlosses, sowie in verschiedenen Palästen der Stadt und endlich im Dome von

Monreale vor Augen tritt. Das Auszeichnende dieſes Sti
iſt die Vermiſchung des Byzantiniſchen und Arabiſchen, dere
Entſtehung ſich leicht erklärt. Es hatten ſich von der Her
ſchaft der Byzantiner her, die im Oſten der Inſel auch na
der Eroberung durch die Araber noch länger fortdauerte, viel
Griechen in Sicilien niedergelaſſen, und deren Werkmeiſte
wurden nun von den Normannen zugleich mit den ſaraceniſche
Architekten für die Aufführung und Ausſchmückung ihrer Baute
verwendet. Die fünf Kuppeln auf der genannten kleinen Kirch
San Giovanni geben ihr ein ganz orientaliſches Gepräge, wi
auch die Martorana ein ſolches trägt, während das Inner
der letzteren, wie auch das der Rogerskapelle in den mit bunte
Moſaiken und arabiſchen Inſchriften bedeckten Wänden an de
Mihrab der Moſchee von Cordova erinnert, der gleichfalls vo
byzantiniſchen Künſtlern im Verein mit arabiſchen ausgeführ
wurde. Aber zu dieſen beiden Elementen geſellt ſich in manche
der normanniſchen Bauten noch der Spitzbogen des germani
ſchen Stils, der neben dem arabiſchen Hufeiſenbogen auftrit
Zur Zeit der Herrſcher aus dem Hauſe Hauteville war Pa
lermo rings von prächtigen Gärten umgeben, aus deren Mit
ſich königliche Villen erhoben. Leider ſind dieſe faſt alle zer
ſtört oder durch Umbau entſtellt, und auch das noch übri
Gebliebene wird in nicht langer Zeit zu Grunde gehen, wen
die italieniſche Regierung es nicht unter ihre Obhut nimm
Einem erleuchteten Gouvernement, wie das des Königs Hum
bert, ſteht es doch nicht gut an, das alte, berühmte, leide
ſchon ſo ſtark in Verfall geratene Luſtſchloß Cuba als Kaſern
zu benützen. Ein kleiner Pavillon aus normanniſcher Zei
der einzige von einer Anzahl anderer ähnlicher, die noch i
ſechzehnten Jahrhundert vorhanden waren, befindet ſich au
dem Grundſtücke eines Privatmannes, und wenn der Letzte
es für vorteilhaft findet, ihn abzureißen, um auf dem Pla
Kohl zu bauen, ſo kann ihn Niemand daran hindern. Dah



sollte die Regierung das Grundstück ankaufen, oder mit Rücksicht auf dasselbe, wie auf die Ziza, Favara und die bei dem Dorf Altarello di Baida gelegenen Reste des Schlosses Al-Menani, ein Expropriationsgesetz erlassen, um so kostbare Monumente der Zukunft aufzubewahren.

Welch ein buntes Bild, zugleich von Nordlichtglanz und von orientalischer Sonnenglut bestrahlt, muß Palermo in den Tagen der Tancred und Roger dargeboten haben! Normännische Ritter im blinkenden Stahlgewand durch die Scharen der beturbanten Muhammedaner und zwischen Griechen in der byzantinischen Tracht dahinsprengend! Dann hochgezinnte Paläste und gothische Dome, in deren Bildern die italienische Kunst schon zwei Jahrhunderte vor Giotto zu erwachen schien, neben saracenischen, mit allem Luxus des Morgenlandes ausgestatteten Lustschlössern, inmitten von Palmengärten voll sprudelnder Fontänen! Auch hierher, wie nach Andalusien, hatten die Araber die Erinnerungen ihrer Wüsten getragen; an den von Marmor eingefaßten Teichen ihrer Villen lagerten sie in der Abendkühle wie an Cisternen, und die normannischen Herrscher setzten in ihren Schloßbauten und Gartenanlagen diesen Stil fort, ja lebten in demselben nach Art der Emire und ließen sich, indem sie mit ihren Frauen am Rand der künstlichen Seen ruhten, von arabischen Dichtern besingen.

In der That war der Zustand der Civilisation in Sicilien unter den Normannen ein in seiner Art einziger, nirgends sonst dagewesener. Wie in der Martorana liturgische Formeln der katholischen Kirche in arabischen Schriftzeichen angebracht sind, und wie die christlichen Könige den dreieinigen Gott in arabischer Sprache als barmherzigen und erbarmungsvollen Allah anriefen, so war damals auf der Insel eine beinahe in Verschmelzung übergehende Annäherung von Christentum und Islam zu Stande gekommen, und zugleich scheint das katholische, wie das griechische Bekenntnis, die sich anderswo auf

den Tod haßten, eintrachtsvoll neben einander beſtanden zu haben. Man hat es Schiller zum Vorwurf gemacht, daß er in ſeiner Braut von Meſſina ein nie dageweſenes Königreich mit einer Kultur und Religion, die aus Chriſtentum und Muhammedanismus mit etwas Heidentum gemiſcht iſt, geſchaffen habe. Allein am normanniſchen Hofe in Palermo hatte ſich ein ſolcher Zuſtand nahezu verwirklicht; und wenn die Nachkommen des Grafen Roger noch einige Jahrhunderte länger geherrſcht hätten, ſo würde ſich hier vielleicht eine Religion gebildet haben, in welcher — ebenſo wie bei den Römern die altitaliſchen ſich mit den griechiſchen Gottheiten verſchmolzen — der Gott und der Heiland der Chriſten zugleich mit dem Allah und dem Propheten der Muhammedaner angebetet worden wäre. Allerdings ſcheint eine ſolche Vereinigung zweier ſo exkluſiven Bekenntniſſe beinahe undenkbar; indes in Sicilien begann ſie in der That ins Leben zu treten. Der Hofſtaat Roger's und ſeiner Nachfolger war zum großen Teil aus Moslimen zuſammengeſetzt, und der arabiſche Reiſende Ibn Dſchubair erzählt, wie König Wilhelm die Dienerinnen im Palaſt aufgefordert habe, zu ihrem Allah zu beten, und wie er ſelbſt den Wahlſpruch angenommen: „Gelobt ſei Allah! Gerecht iſt ſein Lob!“ — Wie hoch ſtanden dieſe Fürſten an Einſicht über allen anderen ihrer Zeit, und ſelbſt über den meiſten der ſpäteren Jahrhunderte! Der Gedanke iſt gewiß ketzeriſch; aber ich vermag ihn nicht zu unterdrücken, daß der religiöſe Zuſtand im damaligen Sicilien ein Ideal ſein könnte, welches in der Zukunft zu realiſiren man beſtrebt ſein ſollte. Ein ägyptiſcher Offizier, der es in der Aufklärung weiter gebracht hatte, als manche anderen Muhammedaner, die in ihrer Erleuchtung nur ſo weit gehen, daß ſie den Champagner für erlaubt halten, ſagte mir einmal: „Jede der vielen Religionen auf Erden behauptet, man müſſe ſich zu ihr bekennen, um zur Seligkeit zu gelangen. Daß ſie alle recht haben, iſt

unmöglich; dagegen ist es doch wohl im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sie alle unrecht haben." Ich muß diesem Sohn des Propheten zugeben, daß sein Satz mir einleuchtet; auch glaube ich, daß weit mehr Christen, als man gewöhnlich annimmt, ihm gegenwärtig zustimmen. Allein wäre es wahr, wie Viele behaupten, daß die große Menge noch auf Jahrhunderte hinaus Dogmen nötig haben wird, um nicht ganz in Materialismus unterzugehen, so könnten die sicilischen Normannen den kommenden Geschlechtern in religiöser Hinsicht als Muster vorleuchten. Da es ein Verdienst und ein Glück zugleich sein soll, gläubig zu sein, so müßten sich ja Verdienst und Glück erhöhen, je mehr und je vielfachere Glaubenssätze man annähme. Auch wäre noch der Vorteil dabei, daß man seine Chance auf ewiges Seelenheil nicht auf eine einzige Karte setzte. Wenn die Eine Glaubenslehre sich als falsch erwiese, hätte man noch Aussicht, durch eine der anderen in das Paradies einzugehen. Doch, um im Ernst zu reden: könnte sich nicht wirklich eine Kirche der Zukunft bilden, in der zugleich Brahma, Allah, Gott, Jehova und Ormudz verehrt würden, in welcher man die Vedas, den Koran, die Bibel, den Talmud und das Zend-Avesta läse, aber bei diesem Kultus und in diesen Schriften nur das Wahre und Ewige, das den verschiedenen Religionen zu Grunde Liegende, gelten ließe? Jedenfalls wäre dadurch den Glaubensstreitigkeiten und Verfolgungen ein Ende gemacht und die Religion überhaupt gerettet, während sie, wenn man sich an das Vergängliche, den Plunder, der sich an jedes einzelne Bekenntnis gehängt hat, festklammert, rettungslos zu Grunde gehen müßte.

Die Geschichte der Normannen in Sicilien, eines der interessantesten Werke, die überhaupt geschrieben werden können, hat bisher noch keine befriedigende Bearbeitung gefunden. Ich selbst, der ich von jeher mir einen Gewissensskrupel daraus machte, *nur* als Tourist die Welt zu durchreisen, habe mich

bei meinen verschiedenen Aufenthalten in Palermo, sowie i
Unteritalien mit dem Gedanken getragen, eine solche Geschich
zu verfassen, auch in dem Archive des Benediktinerkloste
La Trinità bei der Stadt La Cava, welches besonders rei
an Urkunden aus der Normannenzeit ist, bereits Studien z
diesem Zweck gemacht; allein andere Arbeiten drängten de
Vorsatz bisher in den Hintergrund,

Wenn die ersten Kriegszüge der verwegenen normannische
Seehelden nach dem Süden Europas die Erhebung eines ein
fachen Ritters aus dem Hause Hauteville zum Herrscher Si
ciliens und eines beträchtlichen Teiles von Unteritalien de
Charakter eines romantischen Gedichtes tragen, wenn Sicilie
unter den Königen Roger, Wilhelm I. und Wilhelm II. frühe
als irgend ein Land des christlichen Europas eine hohe Blüt
der Civilisation entfaltete, in welcher ihm nur das arabisch
Spanien gleichkam, so breitet der furchtbare Untergang de
glänzenden Geschlechtes einen düsteren Trauerschleier über die
fesselnde Periode der Geschichte und drückt ihr das Gepräg
einer erschütternden Tragödie auf. Es gehört alle Bewunderun
die man den großen Hohenstaufen, namentlich Friedrich I
schuldet, dazu, damit man sie als die Nachfolger der Tancre
und Roger nicht mit feindseligen Augen betrachte. Allerding
war der Schuldige, der den Normannenthron stürzte, einzi
Heinrich VI. Aber die unerhörte Grausamkeit dieses wilde
Fürsten gegen die Königin Sibylle und deren Sohn Wilhelm
sowie gegen ihre Anhänger muß noch nach so vielen Jahr
hunderten, die seitdem hingeschwunden, das Gemüt empöre
und mit Haß gegen den erfüllen, der solche Unmenschlichkeite
beging. Die sicilischen Barone, die zu dem Königshau
hielten, wurden unter entsetzlichen Martern hingerichtet, d
Gräber der normannischen Herrscher aufgerissen und nach Schätze
durchwühlt, der junge König aber geblendet und mit sein
Mutter nach dem Schlosse Hohenburg im Elsaß geschlepp

in deſſen Kerkern Beide jammervoll endeten. Die Dynaſtie der Hohenſtaufen ging ein Jahrhundert ſpäter gleich tragiſch, indeſſen doch noch minder ſchrecklich zu Grunde. Wenn man zu Neapel voll Wehmut an der Stelle ſteht, wo der junge Konradin enthauptet wurde, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß eine weltgeſchichtliche Nemeſis die Unthat Heinrich's hier an den Hohenſtaufen gerächt habe, daß, wie der Volksglaube dem Fluch eine magiſche Wirkung zuſchreibt, ein Rachegebet, von der Königin Sibylle in ihrem elſäſſiſchen Kerker gemurmelt, den letzten Sproſſen des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes ereilt und dem Tode geweiht habe. Uebrigens that Friedrich II., ſoviel er vermochte, um die Schuld des Vaters zu ſühnen. Unter ſeiner Regierung begann für Sicilien eine neue goldene Zeit. Er folgte den normanniſchen Königen in der Vorliebe für die Araber, und daß er ſo viele Muhammedaner in ſeine Umgebung zog, diente ſeinen klerikalen Feinden als Hauptgrund ihrer Angriffe wider ihn. Beim Durchſchreiten der Säle des königlichen Palaſtes, die übrigens ſchwerlich noch im alten Zuſtande ſind, und von denen nur ein kleinerer noch mit alten Moſaiken, ähnlich jenen der Rogerskapelle, geſchmückt iſt, denke ich oft des großen Kaiſers. Friedrich weilte, namentlich in ſeiner Jugend, gern und lange hier. Bei den Feſten, die er gab, widerhallte der Palaſt von Lautenſpiel und Liedern der ſicilianiſchen Sänger. Er ſelbſt verſuchte ſich in der Dichtkunſt, und ſein Hof wurde die Wiege der italieniſchen Poeſie. Die Tage, die er in ſeinem ſchönen Sicilien verbrachte, waren wohl die glücklichſten ſeines Lebens. Nachdem er oft von hier hinweggetrieben worden, bald in das rauhe Germanien, bald nach dem heiteren Morgenlande, wo er mit dem großherzigen und geiſtesklaren Saladdin einen Freundſchaftsbund ſchloß, ruht er nun nach einem Leben voll heroiſcher Kämpfe und faſt übermenſchlicher Anſtrengungen in einem mächtigen Porphyrſarg in der hieſigen Kathedrale. Allzu frühe hatte er den

Kampf für Licht und Geistesfreiheit mit dem Papsttum au
genommen, das seinen Bann auf den Verwegenen schleudert
Ueber seinem Grabe schlug doppelt finster die Nacht zusammer
die sein titanisches Ringen mit einem flüchtigen Strahl durch
brochen hatte. Wenn man an die letzte Ruhestatt dieses ge
waltigsten der deutschen Kaiser, ja dieses vielleicht größte
Mannes des Mittelalters hintritt und an die Geschicke denkt
die seitdem über die Welt hingegangen, so möchte man ihr
wünschen, daß sein Geist, gänzlich der Erde abgewendet
nichts von dem erfahren hätte, was sein Geschlecht und sein
Lieblingsland betroffen, nicht das Verschmachten seines Sohne
Enzio im düstern Kerker von Bologna, nicht den Untergang
der dem liebenswürdigen Manfred und dem letzten Sprößlin
seines Hauses durch den Papst und sein Werkzeug, den tückische
Anjou, bereitet wurde. In mächtigen Bewegungen stürmt
nach dem Tode Friedrich's das deutsche Reich. Doch war
es durch die starke Hand Rudolf's bald wieder aus dem Schiff
bruch emporgerissen. Sicilien dagegen konnte sich, nachdem di
Geißel, welche die Anjous über dasselbe schwangen, hinweg
genommen worden, nur noch unter den Aragonesen eine
flüchtigen Wohlergehens erfreuen. Dann gingen durch mehr
als drei Jahrhunderte schlimme und schlimmere Tage über di
Insel, die schlimmsten unter den letzten Bourbonen. Se
zwanzig Jahren endlich raffte sie sich mehr und mehr aus ihre
tiefen Erniedrigung auf, und wir dürfen hoffen, daß sie au
das Räuberunwesen, unter dem sie lange gelitten, abschüttel
werde; scheint es doch damit in jüngster Zeit schon weit bess
geworden zu sein.

Während ich diese Zeilen geschrieben, hat sich Palerm
mit Scharen von Gästen angefüllt, die das nahe Fest d
Vesper mitfeiern wollen. Halb Sicilien strömt hier zusammer
und auch vom Festland trägt jedes Dampfschiff zahlreiche B
sucher heran. Der Mittelpunkt dieser Feier, derjenige, auf d

sich alle Blicke richten, wird Garibaldi sein, und wenn der König selbst herkäme, er würde neben dem Helden von Marsala kaum beachtet werden. Schon seit Tagen war die Stadt in fieberhafter Aufregung wegen seiner erwarteten Ankunft. Endlich heute Morgen ist dieselbe erfolgt. Ich war so glücklich, den greisen Haudegen, dem ich schon zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten Italiens begegnete, zu erblicken — vielleicht zum letzten Male, denn er scheint eine Ruine zu sein. Aus meiner Bewunderung und Verehrung dieses Mannes habe ich nie einen Hehl gemacht und spreche sie auch jetzt offen aus, nachdem er bei uns durch seine übelerwogene Teilnahme an dem Kriege der Franzosen gegen Deutschland in Mißkredit gekommen ist. Daß er kein politischer Kopf ist, wird Jedermann zugeben, und das bekannte Wort Cavours: „Er habe das Herz eines Engels, aber den Kopf eines bue — ", mag nicht ganz unbegründet sein. Aber eben das Herz macht den großen Mann; nicht die Staatsklugheit, sondern die Begeisterung ist es, aus welcher die größten Thaten der Geschichte hervorgegangen sind. Auch von den gepriesenen Helden des Altertums, von Miltiades oder Epaminondas, ist es zweifelhaft, ob sie bedeutenden Verstand hatten. Indessen das Eine wissen wir, daß sie Enthusiasmus, Entschlossenheit und Thatkraft besaßen. Wir bewundern diese Männer mit dem, was sie vollbracht haben, und die Entfernung der Zeit läßt sie uns vielleicht in einem noch strahlenderen Lichte erscheinen. Wenn nun ein Mann unserer Tage sich ihnen an die Seite stellt, sollte man ihn nicht verkleinern. Und eine That, die kaum ihres Gleichen in der Geschichte hat, ist doch wohl Garibaldi's Zug nach Sicilien und seine Eroberung des Königreichs Neapel. Sich mit höchstens tausend Mann in Genua einzuschiffen, in Marsala zu landen, die von starker Truppenmacht besetzte Hauptstadt der Insel einzunehmen, auf das Festland überzusetzen und den Thron eines mächtigen Gewalthabers umzustürzen,

sodann aber keinen weiteren Dank zu begehren, als den Jubel eines befreiten Volkes und in sein abgelegenes Inselasyl zurü zukehren, um seinen Kohl weiter zu bauen — wer das geth hat, der kann sicher sein, immer als leuchtender Stern in d Geschichte der Menschheit fortzustrahlen.

Von dem Fest, das am Tage nach Garibaldi's Ankur begann, sage ich nur, daß es das glänzendste von allen wa die ich gesehen. Die Erleuchtung des Hafens und Golfs, d Feuerwerke, die das Jauchzen der Hunderttausende in d Himmel zu tragen schienen und die Illumination der Sta machten einen feenhaften Eindruck. Zugleich war die Ruh die bei der ungeheuren, hier versammelten Menschenmenge au nicht die kleinste Unordnung aufkommen ließ, bewundernswürdi sie legte für die Sicilianer das Zeugnis ab, daß sie ihr neuen Freiheit würdig seien. Ich selbst schätze mich glücklic dies erlebt und die tausendstimmigen Jubelrufe des Volkes derselben Stadt gehört zu haben, die ich ehemals vom Bar dumpfen Schweigens gedrückt, von Häschern und Kerkern e füllt gefunden hatte.

Freude gewährte es mir auch, Zeuge der enthusiastisch Huldigung zu sein, welche Michele Amari, von Ro hergekommen, allerseits empfing. Er war neben Garibal der Mittelpunkt des Festes. Und mit Recht; denn er verdien dies nicht nur als Geschichtschreiber der sicilianischen Vespe sondern auch durch sein politisches Martyrtum, sowie dur die seltene Energie, mit welcher er noch in vorgerückten Leben jahren sich an das schwierige Unternehmen wagte, die vo handenen Dokumente zur Geschichte der muhammedanisch Herrschaft in Sicilien herauszugeben. Amari, geborener Pale mitaner, mußte zur Zeit der Regierung des Königs Ferdina nach dem Erscheinen seiner sicilianischen Vesper, in welch einige freisinnige Stellen von der Polizei mißliebig bemer wurden, aus Sicilien fliehen und nahm nun seinen Aufenth

in Paris. Unter den ungünstigsten Umständen widmete er sich hier dem Studium des Arabischen mit einem solchen Erfolg, daß er in die Reihe der ersten Orientalisten aufrückte und schließlich sein großes historisches Werk zu Stande zu bringen vermochte. Es gereicht der heutigen italienischen Regierung sowohl, wie dem italienischen Volk zu hoher Ehre, daß sie dem ausgezeichneten Manne die unter der früheren Tyrannei erduldete Unbill zu vergüten und ihm auf alle Weise ihre Hochschätzung zu bezeigen trachten. Amari wurde Senator des neuen Königreichs Italien und war eine Zeit lang auch Kultusminister. Die Arbeit, welcher er sein Leben gewidmet, und auf der sein Hauptverdienst beruht, ist dem Gesichtskreis der ungeheuren Mehrheit des Volkes weit entrückt. Und doch lebt sein Name wie auf dem Festlande, so auch in Sicilien in Aller Munde; und wenn auch sein streng wissenschaftliches Werk keinen großen Leserkreis finden kann, so hat sich doch die Kunde davon allgemein verbreitet. Die Sicilianer feiern ihn als einen ihrer hervorragendsten Männer, und sie legten ihm beim gegenwärtigen Fest dar, daß sie den Helden mit der Feder gleich sehr zu schätzen wissen, wie den des Schwertes. Amari steht jetzt schon in hohen Lebensjahren; allein seine Arbeitskraft ist ungemindert und ebenso sein Enthusiasmus für die Einheit, Freiheit und Größe Italiens. An jedem Morgen steht er um vier Uhr auf, um neben den ihm obliegenden politischen Geschäften auch noch seine Wissenschaft kultiviren zu können. Seit einer Reihe von Jahren, daß ich den liebenswürdigen Mann kenne, ist durch jedes derselben meine Achtung für ihn vermehrt worden; die seltene Bescheidenheit, die ihn auszeichnet, hat, wenn ich zugleich an den hohen Wert dessen, was er geleistet, denke, etwas wahrhaft Rührendes für mich.

60.

Brüsewitz, im Juli 1882.

Zum ersten Male seit lange befinde ich mich wieder an dem Ort, wo ich meine Kindheit verlebte. Die Zimmer sind noch ziemlich unverändert dieselben, die mir von früher her unvergeßlich in der Erinnerung gestanden. An den Wänden hängen die nämlichen Kupferstiche, welche die Einbildungskraft des Knaben so mächtig erregten: die Flucht des Aeneas, der seinen Vater aus dem brennenden Troja rettet; der blinde Belisar, von seiner Tochter geführt; die Ansichten der Schweiz und Italiens, die mich bereits in frühester Jugend mit Verlangen nach jenen Ländern erfüllten. Im Garten erkenne ich alle die Plätze wieder, auf denen ich gespielt: die Wiese, wo ich nach Schmetterlingen gejagt, den Bach, an dem ich mir Vergißmeinnicht gepflückt — dann in dem nahen Gehölz die Buche über dem See, an deren Fuß ich gesessen und träumend in das Weite geblickt. Jede Stelle hier ruft Bilder aus alter Zeit in mir hervor. — Als ich gestern Abend bei Dunkelwerden im kleinen Tempel auf der Anhöhe stand, wo man eine freie Aussicht nach Osten und Süden hat, dachte ich, wie oft ich von dort zu den Sternen aufgeschaut, wie mein Lehrer mich die schönsten derselben kennen gelehrt und einst mich in einer klaren Herbstnacht dorthin emporgeführt, um mir den Aufgang der schönsten Gestirne des Himmels — der Plejaden, des Aldebaran und Orion — zu zeigen. Durch die Zweige der uralten Eiche hinter dem Hause geht noch dasselbe Rauschen, das einst meine Brust mit ahnungsvollen Schauern erfüllte. Eine lichte Stelle am Saume des Waldes, welcher der „schwarze Damm" heißt, ruft mir in die Erinnerung, wie ich dort bei dem ersten Fallen der Blätter dem Zug der Wandervögel nachsah und mir Flügel wünschte, um ihnen in den Süden zu folgen, und von Abenteuern in fremden Ländern phantasirte.

Manches Mal ſind ſeitdem die Kraniche und Schwalben hinweggeflogen und wieder zurückgekehrt, und faſt ebenſo oft hat es mich in die Weite hinausgetrieben. Ruhelos ſtachelte mich mein Herz, ein unbekanntes Glück zu ſuchen. Aber was habe ich von allen meinen Fahrten heimgebracht? Wie viele der Hoffnungen, die ich gehegt, hat mir das Leben erfüllt? — Wenn ich hier durch das Dorf wandere und ſeine Bewohner muſtere, finde ich eine neue Generation, und auch dieſe ſteht ſchon an der Schwelle des Alters. Ein drittes Geſchlecht rüſtet ſich, an ihre Stelle zu treten. Ruhig und zufrieden mit ihrem beſcheidenen Loſe, haben ſich die Eltern nach vollbrachtem Tagewerk in das Grab gelegt; gleich ruhig werden die Söhne ſich und die Enkel in dem nahen Friedhofe betten. Sehe ich dieſe Leute an ihre Arbeit gehen, die Einen bei ſengender Sonnenglut das Getreide mähen, die Anderen die Aehrenbündel auf die Wagen laden und, wenn der letzte in die Scheuer gefahren, Alle ſich der Abendruhe erfreuen, die ſie in einen tiefen, ſorgenloſen Schlaf hinüberleitet, ſo beneide ich ſie oft und denke, auch für mich wäre es das Beſte geweſen, nie über das Nächſte hinauszuſtreben und an der Stillung des täglichen Bedürfniſſes mein Genügen zu haben. So hätte ich den erſehnten Frieden finden können. Die niegelöſten Rätſelfragen über das Warum des Daſeins hätten mich nicht gequält; das Streben nach unerreichbaren Zielen würde mir keine Enttäuſchungen bereitet haben.

Wenn ich mein vergangenes Leben überſchaue, ſo drängt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß es für den Menſchen kein wahres Glück auf Erden geben ſoll. Nach den äußeren Verhältniſſen ſchien ich dafür beſtimmt, vor vielen Anderen glücklich zu ſein. Mir waren hinlängliche Güter in die Wiege gelegt, daß ich der Sorge für meine Exiſtenz von vornherein enthoben war; in die Bruſt war mir der Drang zu Genüſſen höherer Art und zu geiſtigem Schaffen gepflanzt, was an ſich

als ein seltener Vorzug zu betrachten ist, da es Freuden mit sich bringt, welche dem Alltagsmenschen unbekannt sind. Dennoch trafen mich schon in der Jugend Widerwärtigkeiten, die deren Blüte knickten, und deren verheerende Folgen sich in meinem ganzen späteren Leben gezeigt haben. Die völlige Unmöglichkeit, in der sich meine Eltern befanden, die Eigentümlichkeit meiner Anlagen aufzufassen, so daß sie in einer der Literatur gewidmeten Thätigkeit nur eine Verirrung erblickten, legte mir die Pflicht auf, mich einem Fach zu widmen, welchem meine Neigung aufs äußerste widerstrebte. In den Kämpfen, die hieraus hervorgingen, durch das Streben, meine Lieblingsbeschäftigungen mit dem mir aufgezwungenen Studium zu vereinigen, wurde meine Gesundheit früh zerrüttet. Mehrere der Jahre, die ich im Staatsdienst verbrachte, vollendeten dies Zerstörungswerk; und als ich zuletzt die Freiheit gewann, mußte ich den Verlust einer kostbaren, unwiederbringlichen Zeit beklagen und fühlte meine innere Kraft wie gebrochen.

Man soll mich übrigens nicht undankbar gegen das Schicksal nennen. Ich erkenne freudig das viele Gute, das es mir gewährt hat. Dadurch, daß es mir die Schätze der Literatur und Kunst aller Völker aufgeschlossen, bin ich eines Glückes teilhaftig geworden, dessen die Meisten entbehren müssen. Wenn manche, an die Scholle gebannt, ihr Leben unter einem düstern Horizont und in engen Verhältnissen vertrauern müssen, wenn Jean Paul sich in fruchtloser Sehnsucht nach dem blauen Himmel Italiens verzehrte, so ward es mir vergönnt, dieses Land schon fast als Knabe zu begrüßen, und auch später konnte ich meinen Trieb zu Reisen in ferne Länder fast schrankenlos befriedigen. Gleicherweise darf ich es als eine Gunst der Sterne preisen, daß ich Zeuge aller der großen Erfindungen und Entdeckungen gewesen bin, durch die unser Jahrhundert noch das des Columbus und Copernicus übertroffen hat, daß ich den Anfang der Periode gesehen, in der leichte Verbindungs-

wege alle Erdenvölker zu Einer großen Familie verwandeln werden, daß die Naturwiſſenſchaften den Schleier, der ſeit Anbeginn auf dem Weltgeheimnis geruht, halb vor meinem Auge gelüftet haben. Wegen der Humanität, durch welche unſer Zeitalter alle früheren übertrifft, erachte ich es als ein Glück, daß es mir beſchieden worden, in ihm zu leben, und ich bin daher weit entfernt, mich in irgend eine der früheren Perioden zurückzuſehnen, die in dieſem Betracht ſämmtlich als barbariſche erſcheinen. Allein trotzdem kann ich mich der Erwägung nicht verſchließen, daß es Zeiten gegeben hat, die für Kunſt und Dichtung günſtiger waren, als die jetzige. Um nicht vom alten Athen zu reden, auf deſſen Boden ein Frühling des Schönen gedieh, wie die Welt ihn ſeitdem nicht wieder erblickt — welche Blüte der Malerei hat ſich im Italien des ſechzehnten Jahrhunderts entfaltet! Wie wetteiferten die zahlloſen kleinen Republiken unter einander, um ihre Kirchen und Stadtpaläſte mit den ſchönſten Bildern zu ſchmücken; wie verwandelte der Kunſtſinn der Venetianer die ganze Lagunenſtadt in ein großes Muſeum! Und das Spanien Karl's V. wie der drei Philippe, in anderer Hinſicht eine ſo düſtere Erſcheinung — welch ein günſtiges Terrain bot es für die Poeſie! Bei unſeren troſtloſen Theaterzuſtänden muß es uns mit Neid erfüllen, wenn wir hören, wie dort in allen Städten Bühnen beſtanden, auf welchen dem Volk nicht etwa rohe Darſtellungen des gemeinen Lebens, ſondern wirkliche Dichtungen vorgeführt wurden; wie Dramen von der höchſten Feinheit, die bei uns kaum in den gebildetſten Kreiſen Verſtändnis finden, dort ſelbſt von der großen Menge teilnahmvoll aufgenommen wurden! Im damaligen Spanien, wie auch im England der Eliſabeth und in Italien gab es keinen Journalismus, keine Zeitungen und Feuilletons mit politiſchem und literariſchem Geklatſch, das heute die tägliche Lektüre der Meiſten bildet, ihre Aufmerkſamkeit abſorbirt und ſie gegen

höhere geistige Genüsse abstumpft. Die Kritik, welche heutzutage eine so verheerende Wirkung in der Literatur ausübt, vermochte damals, wenn sie sich auch schon regte, doch nicht durchzudringen und den natürlichen Sinn des Publikums zu verwirren. Sage man immerhin, solche Kritik sei ersprießlich, ja nötig, um das Gute hervorzuheben, das Schlechte zu brandmarken, so will ich dies nicht unbedingt verneinen. Aber ich muß behaupten, daß in der Weise, wie sie gegenwärtig gehandhabt wird, sie weit mehr Schaden als Nutzen bringt. Denn kaum je weiß sie das Gute von dem ganz Geringen zu unterscheiden, kaum je läßt sie es sich angelegen sein, die falschen Götzenbilder zu stürzen, denen die Menge Weihrauch streut, und die verschlossenen, mit Spinnweben überdeckten Thore, die in den Tempel der echten Dichtkunst führen, zu öffnen.

Oft tritt mir hier, wenn ich die bekannten Gegenstände aus früher Zeit wiedersehe, meine Kindheit lebendig vor den Geist. Da steht das alte Klavier von dem einfachsten Mechanismus, auf dem ich meinen ersten Musikunterricht erhielt. Noch liegen darauf die Noten, die ich damals mit den kleinen Händen spielte, zum Teil nur Fingerübungen, zum Teil auch leichte Stücke von Cramer, Kuhlau, Czerny und so weiter. Es macht mir Vergnügen, sie auf demselben, nun freilich sehr verkommenen Instrument zu wiederholen. Bei jedem Ton erwacht mir eine Erinnerung von ehemals. So und vielleicht noch unvollkommener müssen die Klaviere beschaffen gewesen sein, für welche Haydn und Mozart ihre Sonaten setzten, und man begreift kaum, wie der enge Oktavenumfang, der schwache Klang ihnen für einen solchen Reichtum von Ideen und musikalischen Kombinationen, wie er sich schon in ihren Kompositionen findet, genügen mochte. In einem andern Zimmer steht ein noch leidlich erhaltener Clementischer Flügel, auf dem ich, als ich in der Kunst schon weiter vorgerückt war, mit Hedwig Dragendorff, der Gouvernante meiner Schwestern,

Weber's Polonaiſen und Aufforderung zum Tanz, ſowie viele Opernouverturen einübte. Unter letzteren waren die zum Freiſchütz, zu Egmont, zu Cherubini's Waſſerträger und Faniska meine Lieblinge, und ich konnte ſie nicht oft genug ſpielen. Der Flügel hatte im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts für vorzüglich gegolten und gibt mir noch ein Bild von den Inſtrumenten, für welche Beethoven und Schubert ihre Sonaten berechnet haben. Seitdem hat ſich die Struktur der Pianos außerordentlich vervollkommnet und auch die Virtuoſität der Klavierſpieler eine bisher unbekannte Höhe erreicht. Neben Liſzt, von Bülow und Rubinſtein könnte wahrſcheinlich Weber, ſeinerzeit ein hochgefeierter Pianiſt, ſich nicht in Konzerten hören laſſen. Allein der komplizirtere Bau der Pianos und die vorgeſchrittene Technik der Spieler ſtehen zur muſikaliſchen Kunſt in demſelben Verhältnis, wie die Dekorationspracht und Komödiantenvirtuoſität unſerer Hofbühnen zur dramatiſchen, und es iſt die Frage, ob Muſik und Drama ſich bei der einfachen Einrichtung der Klaviere aus Mozart's Zeit und des Globe- oder Blackfrairs-Theaters nicht beſſer ſtünden.

In einem kleinen Schrank fand ich alte, ſtaubbedeckte Papiere gehäuft, auf denen ich ſogleich meine gekritzelte Handſchrift wiedererkannte. Es waren teils beendigte, teils nur angefangene epiſche Gedichte und Trauerſpiele, die ich etwa von meinem neunten bis zwölften Jahre geſchrieben. Das Gemach, in dem ſie ſich noch befanden, war jenes abgelegene, in das ich mich oft heimlich ſchlich, um dort an meinen Unſterblichkeitswerken zu arbeiten. Ich mußte dies in tiefſter Verborgenheit thun, denn meine Eltern waren ſolchen Beſchäftigungen aufs entſchiedenſte entgegen, wie das auch wohl bei den meiſten anderen Vätern und Müttern der Fall ſein mag. Es iſt ſeltſam, daß ſo Viele glauben können, durch Hinderniſſe, die ſie den Beſtrebungen der Kinder entgegenſetzen, dieſelben davon abzubringen. Nur wo die Neigung dazu eine

oberflächliche ist und wahrscheinlich mit der Zeit von selbst erlöschen würde, vermag ihnen das zu gelingen. Wenn sie aber tief wurzelt, werden sie den eingeborenen Drang durch die Versuche, ihn zu unterdrücken, nur noch steigern. So geschah es auch bei mir; und ich habe in den folgenden Jahren, als ich auf das Gymnasium gekommen war, noch eine unglaubliche Menge von Manuskripten aufgehäuft, welche letztere ich aber später größtenteils verbrannte, während diese frühesten sich erhalten haben. Die Vorwürfe, die ich mir wählte, mußten immer die großartigsten sein. Ein Epos über die Entdeckung von Amerika, ein Trauerspiel Julianus Apostata, in dem nicht der Sieg des Christentums gefeiert, sondern der Untergang der griechischen Götterwelt beklagt wurde, sodann ein großes Mysterium Lucifer, welches mit dem Engelsturz beginnen, weiter die ganze Weltgeschichte umfassen und mit der Aussöhnung Satans mit Gott endigen sollte, waren die Pläne, mit denen ich mich am längsten beschäftigte. Lese ich jetzt die Schreibereien, die ich hier fand, so kann ich natürlich ein Lächeln nicht unterdrücken; doch kommt mir dabei ein ernster Gedanke. Wenn ich einst, nach Abstreifung dieses Erdenleibes, mit einem Bewußtsein höherer Art begabt, eine vollkommenere Wesenheit erlangt haben werde — wird mir da nicht auch mein Bestes aus späterer Zeit ebenso knabenhaft erscheinen, wie jetzt die Versuche des Neunjährigen? Und wenn nach unausmeßbaren Zeiträumen die Menschheit ungeahnte Höhen erreicht haben wird, werden von ihr alsdann nicht auch die vollkommensten Werke aus ihrer Jugendzeit, diejenigen des Homer und Phidias, des Shakespeare, Rafael und Beethoven, neben den unendlich herrlicheren, die nachher geschaffen worden, nur mit mitleidigem Lächeln betrachtet werden?

Es gewährt mir Vergnügen, in dem Bücherschranke meiner Mutter zu kramen, auch wohl hier und da einen Band hervorzuholen und in ihm zu lesen. Die Sammlung enthält das

Meiſte von dem, was im erſten Dritteile unſeres Jahrhunderts in der ſchönen Literatur beſonders beliebt war. Müllner's Trauerſpiele ſtehen in vorderſter Reihe. Seine „Schuld" galt damals für ein Meiſterwerk erſten Ranges, und ſogar gelehrte und geiſtvolle Männer ſchrieben lange Abhandlungen, um deren hohe Vortrefflichkeit zu erweiſen. Auch desſelben Verfaſſers „König Yngurd" und „Albaneſerin" wurden in hohen Ehren gehalten. Der Advokat von Weißenfels gab ein eigenes Journal, die „Mitternachtszeitung", heraus, mit welchem ſehr gefürchteten Organ er eine Art von Diktatur über die deutſche Poeſie ausübte und Alle, die ihm nicht unbedingt als dem großen Dichter ſeiner Zeit huldigten, mit giftigem Haſſe verfolgte. — Die Werke Fouqué's, welche wohl drei Dezennien hindurch das Entzücken der Leſewelt bildeten, nehmen einen beträchtlichen Raum in dem erwähnten Bücherſchranke ein, und ich habe ſie aus demſelben hervorgeholt, nachdem ich ſie lange nicht mehr vor Augen gehabt. Sein „Zauberring" hatte mich einſt ſo gefangen genommen, daß ich ganze Nächte über ihm durchwachte. Noch jetzt ſteht dieſer Roman mit ſeinen irrenden Fräulein, umherziehenden Sängern, ſeinen ſpaniſchen und ſaraceniſchen Rittern und Nordlandsrecken leuchtend in meiner Erinnerung. Indes habe ich mich gehütet, ihn ſpäter wieder zu leſen, indem ich fürchtete, ſeinen Glanz beträchtlich verblaßt zu finden, und ich glaube, ich habe hierin recht gethan. Denn die Dichtungen Fouqué's, die ich nachher kennen lernte, erregten mir ſämmtlich die Empfindung, als wohnte ich einem Maskenfeſt oder koſtümirten Ball bei. Das Unwahre in den Darſtellungen dieſes Dichters, die Geziertheit in den Empfindungen ſeiner Figuren, das affektirt-minnigliche Weſen ſeiner Frauen und die geſpreizte, mit Eiſenfreſſertum abwechſelnde Gefühlsſeligkeit ſeiner Ritter machen dem heutigen Geſchlecht ſeine Bücher ungenießbar. Sie ſind ein warnendes Beiſpiel dafür, wie ſelbſt ein ausgezeichnetes Talent nichts Anderes

als Vergängliches hervorzubringen vermag, wenn es sich ei
vorübergehenden Moderichtung hingibt. So lange diese Mo
herrscht, mag es glänzende Triumphe feiern; ändert sich jed
der Geschmack, so will Niemand mehr etwas von dem ei
Vergötterten wissen. Glücklich sind noch die Schriftsteller, der
Popularität wenigstens bis zu ihrem Tode fortdauert; ab
tief schmerzlich muß es sein, wenn einer diesen Untergang sein
Ruhmes noch selbst erlebt. Das war nun der Fall bei Fouqu
Nicht leicht hat irgend ein anderer Autor einen gleich jäh
Sturz erfahren. Während früher die Verleger ihm seine Man
skripte im Wettstreit fast noch naß aus den Händen risse
konnte er zuletzt keinen mehr finden, welcher die seiner Fed
unaufhörlich entströmenden Produktionen herausgeben woll
Sein Nachlaß enthielt eine große Anzahl epischer und lyrisch
Gedichte, Romane, Novellen und Schauspiele, die sich no
ungedruckt in den Händen seiner Erben befinden müssen. Wer
ein ähnliches Schicksal die Schriftsteller trifft, die bei sehr g
ringer Begabung dadurch, daß sie der Tageslaune fröhne
wohlfeile Erfolge erzielen, so kann man das nicht eben b
klagen; bei Fouqué jedoch ist der Fall ein anderer. Er w
ein Mann von wirklich dichterischem Geist, der sich inmitt
aller seiner Verirrungen oft siegreich Bahn bricht. Ja i
glaube, daß er an poetischer Anlage die meisten der ander
Romantiker übertraf. Wir müssen daher lebhaft bedauer
daß sein großes Talent der Welt nicht die wirklich wertvoll
Gaben geschenkt hat, die es hätte liefern können.

Mehrere ganze Bretter in dem Schrank meiner Mut
werden von den Almanachen eingenommen. Es war di
einer der Hauptzweige der damaligen belletristischen Literatu
Gegen Weihnachten erschienen in reichen Einbänden mit Gol
schnitt und mit Kupferstichen verziert das Frauentaschenbu
der Kalender für Damen, das Vergißmeinnicht, das Vi
liebchen, die Urania, Aglaja, Cornelia, Minerva, Vesta, Orph

und das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, das ſehr beliebt war, ſo daß ſich zwei Verleger darum ſtritten und jeder von ihnen einen eigenen Kalender unter dieſem Titel herausgab. Alle Freunde der Belletriſtik waren erfreut, wenn im Spätherbſt der bunte Schwarm von Schmetterlingen herangeflattert kam. Ein ſchöngeiſtig geſtimmtes Fräulein auf einem benachbarten Gute ſcheute im Dezember den ziemlich weiten Landweg durch Schnee und Regen nicht, um häufig zu uns zu kommen und die zur Auswahl aus der Stadt nach Brüſewitz geſandten Kalender kennen zu lernen. Wenn die Flut ſolcher Almanache damals zu groß war, ſo ſcheint es mir doch bedauerlich, daß jetzt deren gar keine herauskommen. Gegen die heutigen Revuen, die an ihre Stelle getreten ſind, hatten ſie den Vorzug größerer Stetigkeit, indem ſie nicht von jedem Monat hinweggeſchwemmt wurden, ſondern mindeſtens ein Jahr lang noch als Neuigkeiten galten. Während jene faſt nur die pedeſtriſche Rede zulaſſen und vor Verſen eine heilige Scheu hegen, brachten dieſe auch zahlreiche Gedichte, darunter oft Anſprechendes. Außerdem war für Freunde des Dramas durch eigene Taſchenbücher geſorgt, die nur Schauſpiele enthielten. In dem Damenkalender ſtanden zuerſt die herrlichen Ghaſelen nach Dſchelaleddin von Rückert, und zu dem Frauentaſchenbuch, das Letzterer eine Zeit lang herausgab, lieferte er eine ſehr intereſſante Ueberſetzung aus Niſami's Iskendernameh. Auch Uhland debütirte in Taſchenbüchern. Auf die Urania durfte man mit Recht geſpannt ſein, denn zu ihr ſteuerte längere Zeit hindurch Tieck alljährlich eine Novelle bei. In ihr erſchien auch zum erſten Mal Schulze's „Bezauberte Roſe“, ein Gedicht, das ſpäter wegen ſeiner Süßlichkeit oft verſpottet worden iſt, das ſich aber immerhin durch einzelne anmutige Züge, ſowie durch ſchöne Form auszeichnet und hoch über den noch ſüßlicheren, dabei ſich in geſtümperten Verſen bewegenden Produkten ſteht, welche das Entzücken der heutigen Frauenwelt

bilden. Eine Anzahl solcher Almanache habe ich auf m
Zimmer genommen, um einige Novellen, die mir in
früheren Jahren besonders gefallen hatten, wieder zu les
und zu meiner Freude fand ich mein damaliges Urteil bestäti
Besonders einige Erzählungen von einer jetzt wohl vergessen
Schriftstellerin, Friederike Lohmann, scheinen mir ganz v
trefflich zu sein und zu den besten dieses Faches zu gehör
Es wäre zu wünschen, daß ein einsichtiger Kenner der Li
ratur diese Almanache, die nach tausenden zählen und mit
Zeit vermutlich gänzlich aus der Welt verschwinden werd
sorgfältig prüfte und durch eine Auswahl aus ihnen das Gu
was sie enthalten, der Zukunft rettete. Zu Letzterem werd
wohl nicht die zahllosen historisch-romantischen Novellen gehör
die sich einer besonderen Begünstigung erfreuten, ebensowen
die Erzählungen von Clauren, dessen „Vergißmeinnicht"
jedem Weihnachtsfest in tausenden von Exemplaren verschen
wurde. Selten ist ein Autor so entschieden ein Liebling
Lesewelt gewesen; aber selten auch ist einer von dieser Hö
auf einmal in so völlige Verachtung gesunken. Nachdem Hauf
Kontroverspredigt erschienen, verfiel das früher Vergötte
plötzlich in Geringschätzung, und selbst Köchinnen und Nä
mädchen wagten, um nicht aller höheren Bildung bar zu
scheinen, nur noch heimlich die „Mimili" zur Hand zu nehm
Ob Clauren dies Schicksal verdient hat, weiß ich nicht, da
nichts von ihm kenne; indessen versicherte mich ein älte
Freund, der zu literarischen Zwecken verschiedene seiner E
zählungen gelesen, in manchen derselben zeige sich viel Tale
und die meisten belletristischen Schriften, welche heute die Gu
des Publikum genössen, ständen keineswegs höher. Einen gle
großen Schiffbruch erlitt um die nämliche Zeit Müllne
Ruhm. Was Hauff für den vorher Genannten, war Plat
mit seiner Verhängnisvollen Gabel für diesen. Vergeben
daß der Verfasser der „Schuld" sich selbst in jeder Numm

seines Journals apotheosirt, daß er seine Gegner mit oft treffendem Witz an den Pranger gestellt hatte; die ganze Presse lehnte sich plötzlich gegen ihn auf, das Publikum fiel von ihm ab und auf der Bühne wollte man nichts mehr von seinen Stücken wissen. Sein Fall liefert übrigens ein Beispiel dafür, wie die Nachwelt gegen einst bewunderte Größen oft Ungerechtigkeit übt. Wenn man jetzt Müllner's Namen hört, so stellt man sich vor, er sei ein ganz schlechter Sudler gewesen; indessen war er dies keineswegs, sondern ein Mann von Geist und Verstand, wie sich das besonders in seinen Lustspielen zeigt. Seinen Trauerspielen fehlt es auch nicht an wohlangelegten Situationen und Scenen; doch gerade was ihnen zu ihrer Zeit einen so außerordentlichen Beifall verschaffte, macht sie uns ungenießbar, nämlich das Spekuliren auf die grassirende Sentimentalität, und dann die innerlich hohlen Phrasen und Floskeln, die man damals schöne Sprache nannte.

Noch in einem andern Schranke, als dem meiner Mutter, habe ich eine Anzahl von Büchern gefunden, welche durchzusehen mir Interesse bietet. Es sind dies die Kinder- und Jugendschriften, die zuerst meinen Geist genährt. Welche Freude machten mir am Weihnachtsabend die schönen Bände, die unter dem Christbaume lagen! Ich sah darüber die vergoldeten Aepfel und die flammenden Lichter kaum an. Und am nächsten Morgen, schon stundenlang vor Tagwerden, betrachtete ich bei meiner Lampe die bunten Bilder oder las in den Büchern, mit denen ich beschenkt war. Unstreitig hat die Lektüre, die uns zuerst geboten wird, einen nachhaltigen Einfluß auf unser ganzes späteres Leben, und indem ich diese Kinderbücher durchschaue, werde ich gewahr, wie manche Richtung, die ich nachher verfolgt, mancher Gedankenkreis, in dem ich mich lange bewegt, auf eine Anregung von ihnen zurückzuführen ist. In den durch kolorirte Kupferstiche illustrirten Sammlungen von historischen Erzählungen und Reiseberichten, die ein Prediger,

Namens Wilmſen, herausgab, las ich mit unerſättlicher
gierde, und durch ſie wie durch Campe's Robinſon und „E
deckung von Amerika" wurde mein Trieb in die Ferne gewe
ja bei wiederholter Lektüre zu ſolcher Höhe geſteigert, daß
Pläne ſchmiedete, insgeheim aus dem Elternhauſe zu e
weichen, um mich auf der Nordſee einzuſchiffen. — Einem gc
andern Kreiſe gehörte das damals vielgeleſene Buch für K
der von Ernſt von Houwald an. Houwald war ein Juge
freund meines Vaters geweſen; alle ſeine Bücher fanden
in dem Hauſe meiner Eltern, und ſo kam das genannte
frühe in meine Hände. Ich habe dasſelbe jetzt wieder dur
blättert und wohl etwas Sentimentalität darin wahrgenomm
aber doch auch an Einzelnem, wie an den Märchen von Rü
zahl, noch gegenwärtig mein Behagen gefunden. Houwald
jetzt nahezu verſchollen; die Meiſten kennen ſeinen Namen
aus den bitteren Kritiken von Tieck und Börne. Die Pie
gegen den Jugendgenoſſen meines Vaters, der bis an
Lebensende mit der liebevollſten Erinnerung an ihm hi
nötigt mich jedoch, hervorzuheben, wie lieblos Deutſchland ge
ihn gehandelt hat, indem es nach früherer Ueberſchätzung
Hohn und Verachtung auf ſein Grab häufte. Houwald
brach es für größere Kompoſitionen an dem Alles ordnen
und beherrſchenden Verſtand; auch fehlte es ihm an mä
lichem Geiſt. Alle ſeine Produktionen ſind zu weichlich
ohne Kraft. Man muß ihn daher einen Dichter von un
geordnetem Rang nennen. Allein er war immerhin ein Dic
und das will ſchon viel ſagen. Aus faſt allen ſeinen
dukten ſpricht ein warmes, inniges Gefühl, was doch ha
ſächlich den Poeten macht. Zu dieſer zum Herzen dringer
Empfindung geſellt Houwald eine anerkennenswerte Beherrſch
der Form, und wenn man Beides ins Auge faßt, muß
ihn weit über manche innerlich leeren, auch als Metriker
der unterſten Stufe ſtehenden Poeten ſtellen, die heute

großen Publikum in Gunst sind. Ihm hiermit einen höheren Rang unter den Autoren, die auch für die Zukunft fortzuleben verdienen, anweisen zu wollen, fällt mir nicht ein; indessen ist es nicht schon ein hinlänglich bitteres Los für einen Schriftsteller, bei eifrigem Streben fruchtlos nach Nachruhm und nach einer dauernden Stellung in der Literatur getrachtet zu haben? Muß man, statt wenigstens der Wärme seines Ringens Anerkennung zu zollen, ihn für sein vergebliches Mühen verspotten?

61.

Venedig, im Dezember 1883.

Wohl in keiner Stadt der Welt hat die Malerei in solcher Fülle geblüht, wie in Venedig. Denn wenn auch Athen und Florenz in den bildenden Künsten im allgemeinen, mit Einschluß der Sculptur, gleich Vieles und Herrliches hervorgebracht haben, so möchte doch die Dogenstadt in der Menge trefflicher Werke der Palette, die sie produzirt, Beiden überlegen sein. Aber die Malerei scheint auch Alles, was von poetischem Geiste in den Lagunenbewohnern lebte, absorbirt zu haben. Dichtungen ersten Ranges sind hier nicht entstanden. Um einen annähernden Begriff von der unübersehbaren Menge ausgezeichneter Gemälde zu gewinnen, welche aus den venetianischen Ateliers hervorgegangen, muß man denken, wie alle Museen Europa's von solchen strotzen und wie zahllose doch noch in Venedig übrig geblieben sind. Die hiesigen Maler arbeiteten Vieles im Auftrage fremder Fürsten, was daher gleich nach der Vollendung ins Ausland kam. Sehr viele ihrer Bilder sind dann durch die Unbill der Zeiten, durch den Brand von Palästen und Kirchen zu Grunde gegangen, noch mehr einzeln oder durch den Verkauf ganzer Sammlungen in

Besitz von Privatleuten der verschiedensten Nationen gelang
Und doch — welcher ungeheure, beinahe verwirrende Reic
tum an Gemälden ist noch in Venedig vorhanden! Wir könn
in keine Kirche, keine Kapelle eintreten, wo nicht die hold
Engel Gian Bellin's, Cima's, Palma's, Pordenone's, Tizian
und anderer Meister von den Altären auf uns herabblickte
Wie die Natur im Frühling jeden flüchtigen Traum, der dur
ihre Seele gleitet, in unerschöpflicher Fülle Gestalt gewinn
läßt, so hat sich diesen Künstlern jeder in ihnen aufsteigend
Gedanke, jede Regung ihres Herzens unmittelbar in For
und Farbe gekleidet. Und dazu — das erklärt die sonst u
begreifliche Anzahl ihrer Produktionen — gewährte ein gü
stiges Schicksal mehreren derselben eine fast fabelhafte Leben
dauer bei Vollkraft des Schaffens bis ins höchste Alter hinei
Weit mehr als ein Jahrhundert hat so die Malerei in Vened
geblüht. Und auch, was nicht gering anzuschlagen ist,
denjenigen Künstlern, welche schon an der Grenze des Ve
falles stehen, lebt doch noch ein frischer Hauch des ursprün
lichen Genius, der sie hoch über die Maler der Decadenz i
übrigen Italien erhebt. Ich meine hier besonders zwei ven
tianische Künstler, die durch die Hast ihrer Produktion u
den dadurch herbeigeführten Mangel an sorgfältiger Ausführu
ihre Werke um die höchste Vortrefflichkeit betrogen, aber do
noch immer Hochinteressantes geschaffen haben. Es sind di
Tintoretto und der jüngere Palma. Wenn man den Erst
nach seinem riesenhaften, mit einem verwirrenden Gewimm
von Figuren überhäuften Weltgericht im Dogenpalast beurteil
wollte, so könnte man ihm keinen hohen Rang anweise
Aber viele seiner Porträts sind Meisterwerke, und sein „Wund
des heiligen Markus“ in der Akademie, seine „Himmelfah
Mariä“ in S. Johann und Paul, sein „Wunder der heilig
Agnes“ und noch manches Andere von ihm kann m
nicht genug schätzen. Wenn er in neuerer Zeit hinreiche

anerkannt, vielleicht ſelbſt über Verdienſt geprieſen worden iſt — der geiſtreiche John Ruskin nennt ihn neben Dante und Michel Angelo den dritten Master-spirit of Italy — ſo hat der jüngere Palma bisher faſt nur Geringſchätzung erfahren. Es iſt wahr: neben dem unvergleichlichen Schöpfer der heiligen Barbara tritt er tief in den Schatten zurück, was die reife Durchbildung und Vollendung ſeiner Arbeiten betrifft. Allein er beſaß ein außerordentliches Kompoſitionstalent, eine erſtaunlich reiche Erfindungskraft, und in dieſer Hinſicht verdienen ſeine Bilder ſtudirt zu werden. Unter denen, die Venedig beſitzt, hebe ich beſonders die Apokalyptiſchen Reiter in der Akademie hervor, ein Gemälde, das ſich in der kühnen und genialen Konzeption mit dem Karton unſeres Cornelius meſſen kann; ſodann das Altarbild in Santa Catarina, wo man die gleichnamige Heilige erblickt, wie ſie von Engeln über das Meer und die tief unten verſchwimmenden Inſeln und Küſten hinweg zu ihrer Grabſtätte getragen wird — ein nach meiner Empfindung herrliches Bild!

Es verdient große Anerkennung, daß die Italiener das Andenken an ihre ausgezeichneten Männer auch durch Denktafeln an den Häuſern, die dieſe bewohnt, ehren. So ſieht man außer manchen, die mir entgangen ſein mögen, dergleichen zu Venedig in der Straße Garibaldi nächſt den öffentlichen Gärten an der Wohnung des Cabot, Steuermannes des Columbus; ferner eine andere an der Riva über dem Hauſe, das Boccaccio bei ſeiner Anweſenheit in der Lagunenſtadt inne gehabt haben ſoll. Intereſſanter noch iſt der kleine, wirklich wohl im weſentlichen aus dem zwölften Jahrhundert herrührende Palaſt des Dogen Heinrich Dandolo am großen Kanal, ſowie das Haus des Marco Polo bei S. Giovanni Criſoſtomo, das freilich nur den unteren Mauern nach alt iſt. Die Namen des Eroberers von Byzanz und des unerſchrockenen Reiſenden bezeichnen für Venedig den Erſchluß des Orients,

der bald seinen Widerschein auf dessen Zinnen und Kupp
legte. Nachdem durch die Besitznahme Konstantinopels, man
Hafenplätze an der asiatischen Küste und verschiedener griechis
Inseln sich das vordere Asien dem Verkehr mit den Kc
fahrern der Adria aufgethan, eröffnete plötzlich in ungeahn
Weise jener Weltteil sich bis in sein Inneres und enthü
der staunenden Dogenstadt unermeßliche Länderstrecken,
deren Vorhandensein das Abendland bisher keine Ahnung
habt — Wunder, die dem Märchenreich anzugehören schien
Marco Polo, ein geborener Venetianer, hatte, von Abenteu
lust neben kaufmännischer Gewinnsucht getrieben, das Morg
land in einer Ausdehnung durchstreift, wie vor ihm kein eu
päischer Christ, wie es kaum einige kühne Araber gethan hat
In seine Vaterstadt zurückgekehrt, fand Marco Polo anfäng
für seine Erzählungen von der fabelhaften Pracht, die er
den Palästen des Großmoguls gesehen, von der wunderbaren
Tier- und Pflanzenwelt weit entlegener Länder und den rie
haften Hauptstädten gewaltiger Reiche nur Unglauben.
produzirte er bei einem Festmahl seinen Gästen eine so
Anzahl von kostbaren, nie zuvor erblickten Erzeugnissen
Kunstfleißes asiatischer Völker, von goldgestickten, perlenü
säten Geweben, von Gerätschaften und Waffen, wie sie nirgend
in Europa üblich, daß die Zweifelsucht verstummte und
nun die Kunde von den erstaunlichen Entdeckungen und Er
nissen des merkwürdigen Mannes weit und weiter verbreit
Noch mehr war das der Fall, als Marco seine Reisen
gezeichnet und herausgegeben hatte. Seine Schrift, de
Glaubwürdigkeit, so Vieles darin auch fabelhaft klingen m
sich der genaueren Prüfung bestätigt hat, wurde in bein
alle Sprachen des Abendlandes übersetzt und als Volksb
allgemein gelesen. Wie dies Werk unter den Nationen Euro
den Trieb verallgemeinerte, weiter im Morgenlande nach
Quelle des Lichts vorzudringen, so hat es auch wesentlich

den großen Entdeckungen in entgegengesetzter Richtung beigetragen, die im sechzehnten Jahrhundert erfolgten. Aus ihm hatte sich die Phantasie des Occidents mit Bildern von dem Wunderland Kathai und von Cipango mit den goldenen Dächern berauscht, und eine Ahnung von der Kugelgestalt der Erde führte nun auf den Gedanken, daß der Ostrand Asiens, von dem aus man zu jenen Gebieten gelangen müsse, durch eine Fahrt über den Ozean nach Westen erreicht werden könne. Während die Spanier diesen Weg einschlugen, wurden die Portugiesen gleichfalls, teilweise durch die Erzählungen des Venetianers, von der Begierde entflammt, zur See nach dem Zauberlande Indien zu gelangen und dasselbe durch Umschiffung von Afrika zu erreichen. Allein wenn bis dahin Venedig das große Emporium für den Handel mit dem Orient, der Stapelplatz für dessen Spezereien, für die Perlen von Golconda und die kostbaren Gewebe von Calcutta und Kaschmir gewesen war, so wurde ihm jetzt, infolge der glücklichen Fahrt des Vasco de Gama, diese Lebensader mehr und mehr abgeschnitten, und seine Quais, die lange von den über Suez her eingeführten Kostbarkeiten gestrotzt hatten, begannen zu veröden, während sich diejenigen von Lissabon mit den Waren füllten, welche von Goa her ihnen zugeführt wurden.

Außer dem Hause des großen venetianischen Reisenden will ich noch ein paar andere merkwürdige Gebäude der Lagunenstadt namhaft machen. Nahe der Kirche S. Maria dell Orto scheint die Karawanserai der Muhammedaner gewesen zu sein. Hier finden sich an mehreren Häusern Figuren von Männern mit Kaftan und Turban, besonders an einem, welches später dem Tintoretto als Wohnung gedient haben soll. — An dem Platz, welchen bald die Statue des Diktators Manin schmücken wird, bezeichnet eine Inschrift die Stelle, wo ehemals die Werkstatt des großen Buchdruckers Aldus gewesen, durch dessen Pressen so viele Werke des hellenischen Altertums ihre

Auferstehung feierten. Am Kanal zunächst der Apostelki
liegt der Palast des Marino Falieri, der zwar nicht zu
ausgezeichneten, jedoch zu den denkwürdigen Männern Venet
gehört. Sein Haupt als das eines Verräters an der Repu
ist unter Henkershand gefallen und von der großen Tre
des Dogenpalastes herabgerollt. Es gibt historische Gestal
und Ereignisse, welche einen Teil ihrer Berühmtheit der Di
kunst verdanken, die sie verherrlicht hat. Gewiß wür
Egmont, die Jungfrau von Orleans, Don Carlos nicht so
Aller Munde leben, wenn nicht die Dramen von Goethe u
Schiller gedichtet worden wären. So sind der Name u
das Schicksal des Marino Falieri wohl auch erst durch Byro
Tragödie allgemein bekannt geworden. Die letztere, die
alle Werke ihres Verfassers Verbreitung durch die ganze W
gefunden hat, jedoch nicht zu dessen besten Leistungen gehö
hat seitdem viele Dichter zur Bearbeitung desselben Geg
standes gereizt. Indessen ein achtzigjähriger Greis, der
einer jugendlichen Schönen vermählt ist und wegen ei
Pasquills, das aus dieser Veranlassung gegen ihn gerid
wird, in so unmäßigen Zorn gerät, daß er sich in eine V
schwörung gegen den Senat einläßt, weil dieser den Pasq
lanten nicht schwer genug bestraft, wird sich durch die gr
Kunst des Poeten kaum zu einem tragischen Helden erhe
lassen. Die Gärten Tizian's, welche sich von der klei
Piazza di Tiziano bis ans Meer erstreckten, sind gänzlich
stört. Vergebens suchte ich über das Gemäuer, welches
Platz gegen Norden abschließt, einen Blick nach dem Meer u
den Alpen zu gewinnen, und meine Phantasie bemühte
umsonst, sich ein Bild dieser Lokalität hervorzurufen, wie
einst die Gäste des hohen Meisters, schöne Frauen am A
führend, durch duftende Myrtengänge und Cypressenalleen li
wandelten, während andere sich bei Guitarrenspiel und
Scheine bunter Lampen in Gondeln auf den Wellen wieg

Zu diesen Häusern, die ihren Ruhm von früheren Jahrhunderten borgen, kommt ein anderes, nicht minder denkwürdiges, das erst vor einigen Dezennien die Augen der Welt auf sich zog; ich betrachte es immer mit besonderer Bewegung. Dieses in der Straße dei Fuseri belegene Haus ist dasjenige, welches Atilio Bandiera bewohnt hat. Jeder Italiener weiß, wie die beiden Brüder Bandiera, einer altvenetianischen edlen Familie entstammend, Opfer ihrer Begeisterung für die Größe und Herrlichkeit ihres Vaterlandes wurden. Unter den ungünstigsten Umständen, und wahrscheinlich schon von Anfang an von Netzen des Verrats umsponnen, machten sie mit einer kleinen Schar von Jünglingen den verzweifelten Versuch, die Fahne der Einheit und Freiheit Italiens auf neapolitanischem Boden aufzupflanzen, und landeten zu diesem Zweck an der Küste von Calabrien; sie wurden indes schnell von den Truppen des Königs Ferdinand überwältigt und erschossen. Die Kalten und Verständigen, welche jede That allein nach ihrem Erfolg beurteilen, werden sagen, es sei ein verdientes Schicksal, das die Beiden für ihr voreiliges und unbesonnenes Unternehmen ereilt habe. Aber mich empört solche herzlose Weisheit, die noch dazu im Widerspruch mit der Bewunderung steht, welche die gerechte Nachwelt anderen gleich „unbesonnenen" Helden der Vergangenheit zollt. Ließ etwa Leonidas sich durch die Erwägung des sicheren Untergangs davon abhalten, mit seinen Dreihundert sich den tausendfach überlegenen Heeren der Perser entgegenzustemmen? Schlägt nicht jedes deutsche Herz höher beim Namen Schill's, der ja auch „voreilig" einen Versuch machte, das auf Deutschland lastende Joch der Franzosen zu brechen? — Zu der Zahl dieser Heroen gehören auch die Brüder Bandiera; sie verdienen einen Platz im Pantheon Italiens und sind des Ruhmeskranzes um so mehr würdig, als sie ohne Berechnung eines möglichen Erfolges sich todesmutig einer hohen Sache zum Opfer brachten. Auch sind sie

nicht vergebens gestorben; denn durch sie, sowie durch d
vielen anderen Jünglinge, die Jahrzehnte lang sich in una
lässig aufeinanderfolgenden Aufstandsversuchen gegen die Dräng
des Vaterlandes erhoben, ist die Flamme der Freiheitsbegeist
rung in Italien beständig geschürt und so endlich der Si
herbeigeführt worden.

Will man eine Wallfahrt zu den Grabmonumenten d
bedeutenden Todten anstellen, die in ihrem Leben die Herrlic
keit Venedigs erhöht haben, und will man an jedem derselb
so oft verweilen, wie es seine künstlerische oder historische B
deutung verlangt, so kann man Jahre damit verbringen. A
Kirchen der Stadt, darunter in erster Linie die der Frari u
S. Giovanni e Paolo, sind überfüllt mit solchen Denkmale
zum Teil von so großartiger Beschaffenheit, wie sie nur wenig
Kaisern und Königen zu teil geworden. Wer von einer de
artigen Wanderung zu den Erinnerungs- und Ruhestätten d
Morosini, Cornèr, Vendramin, Mocenigo, Loredano, Pesa
zurückkehrt, fühlt sich erdrückt von so vielem Ruhm und wa
in der Empfindung seiner Kleinheit kaum emporzublicken.

Die Staatsverfassung und Regierung von Venedig si
durch die Gegner dieses glorreichen Freistaats, zu denen s
alle Monarchien Europa's und deren feile Söldner gehörte
des Despotismus angeklagt worden. Eine lächerliche Beschi
digung, indem die Ankläger die Balken in den eigenen Aug
ignorirten und die Splitter in denen des andern richtete
Venedig war unter seiner republikanischen Verfassung, de
glichen mit fast allen anderen Ländern, ein Asyl der Freihei
und schon daß mehr als ein volles Jahrtausend hindurch ke
Eroberer den Fuß auf seinen geheiligten Boden gesetzt, lief
den Beweis für die Vortrefflichkeit seiner Regierung. Währe
Italien unter den wilden Parteiungen der Welfen und Ghibellin
seufzte und infolge derselben Mord und Bürgerkampf bis
die kleinsten Ortschaften der Halbinsel hinein wüteten, währe

ganz Europa unausgesetzt unter der Geißel verheerender Kriege blutete, erfreuten sich die Bewohner der Lagunenstadt einer von keinem Eindringling, von keinem wüsten Bandenwesen gestörten Ruhe. Man wird, um die Härte des Dogenregiments darzuthun, auf die Bleidächer, die Seufzerbrücke, die unterseeischen Staatsgefängnisse verweisen. Indessen es ist falsch, vergangene Zeiten nach dem Maßstabe der gegenwärtigen zu messen und von ihnen eine Milde und Humanität zu verlangen, die damals überhaupt unbekannt war, ja unter den obwaltenden Umständen auch nicht geübt werden konnte, ohne den Staat in den Untergang zu reißen. Eine harte Kriminaljustiz, Tortur und häufige Hinrichtungen waren in jenen Zeiten in der ganzen Welt eingeführt, und man glaubte ohne sie nicht auskommen zu können. In der Verhängung von Strafen jedoch übte Venedig keineswegs die barbarische Grausamkeit, mit der sich die übrigen christlichen Staaten fast ausnahmslos befleckt haben. Man liest nicht, daß hier Juden zu Tausenden lebendig verbrannt oder ermordet worden wären, wie in Frankreich, England und Deutschland, daß der Doge, umgeben von den Mitgliedern des großen Rates, von prachtvoller Tribüne vor der Marcuskirche der martervollen Hinrichtung von Ketzern zugeschaut hätte, wie dies der allerchristlichste König mit seinem Hofstaat vor Notre-Dame gethan; oder daß längs der Riva Holzpfähle, um Hexen und Zauberer daran zu verbrennen, gleich einem kleinen Wald gepflanzt worden wären, wie Derartiges in Deutschland, besonders unter dem milden Scepter seiner geistlichen Kurfürsten und Bischöfe, der Fall war. Die venetianische Regierung wachte emsig über das Bestehen der Staatsverfassung, an welches sie das Wohl der Republik geknüpft glaubte, und strafte aufs strengste jeden Versuch zum Umsturz derselben. Ebenso erstickte sie ohne Zaudern schon im Keim jedwede Regung des Parteigeistes unter den Bürgern. Sie mag hierbei bisweilen gewaltsam

vorgegangen sein und auf den bloßen Verdacht hin die l
schuld mit der Schuld zugleich betroffen haben; doch war d
unstreitig das mindere Uebel. Denn wäre sie anders v
fahren, wer weiß, ob dann durch Einbrechen des Rottenwese
und Bürgerzwiespalts Venedig nicht in die Wirbel hineingeris
worden wäre, die das Land des Apennin von einem En
zum andern verwüsteten. Ihre Unabhängigkeit nach auß
verteidigte die Republik mit Würde und Nachdruck auch geg
den päpstlichen Stuhl, und wenn sie sich bisweilen hie
schwach erwies, wie, als sie den unglücklichen Giordano Bru
an das römische Inquisitionsgericht auslieferte, so waren d
nur einzelne seltene Fälle. Jedenfalls wenn sie sich in ihr
politischen Maßregeln hier und da der Härte schuldig mach
wußte sie die Sicherheit des Eigentums auf ihrem Gebiet
schützen, unähnlich den nun gestürzten italienischen Regierung
die alle liberalen Bestrebungen mit den schwersten Straf
heimsuchten, dagegen die höchste landesväterliche Milde geg
die Diebe entfalteten. Noch am Ende des vorigen Jah
hunderts, kurz vor dem Untergang der Republik ereignete s
Folgendes. Der französische Prinz Conti, der bei seinem Au
enthalt in Venedig um eine bedeutende Geldsumme bestohl
worden war, hatte an einem öffentlichen Orte geäußert, i
venetianische Regierung chikanire durch ihre polizeilichen Ma
nahmen die Fremden, lasse dagegen die Spitzbuben ungehind
ihr Handwerk treiben. Als der Prinz einige Zeit nachh
abreisen wollte und sich schon an Bord der Galeere befan
die ihn nach Frankreich zurücktragen sollte, meldete ihm plö
lich der Schiffer, mehrere Abgesandte des Rates der Ze
hätten soeben in einem Staatsboot neben der Galeere An
geworfen und Diener derselben mit Gewaffneten seien sch
am Bord der letzteren, um ihn — den Prinzen — auf d
Staatsboot hinüberzuführen. Conti folgte zitternd dem Bef
und ward in eine Kajüte geleitet, wo sich ein Ratsh

umgeben von mehreren anderen Beamten, befand. „Sie haben geklagt," nahm der Beamte das Wort, „daß die Republik den Diebstahl nicht zu bestrafen wisse. Da sehen Sie!" Wie er dies sprach, wurde ein schwarzer Vorhang zurückgezogen, und der Prinz erblickte einen Hingerichteten, dem das blutende Haupt zu Füßen lag und der einen gefüllten Geldsack in der Hand hielt. Der Ratsherr übergab hierauf dem Bestohlenen das Geld, indem er sagte: „Sie haben übel von der Weisheit der Republik gesprochen; ich muß Ihnen raten, sich nie mehr auf dem Gebiet derselben betreten zu lassen." Mehr todt als lebendig verließ hierauf der Prinz den Hafen von Venedig.

Das siebenzehnte Jahrhundert ist nun allerdings die Periode, wo es mit dem Freistaat bergabwärts ging. In der überhandnehmenden Ueppigkeit der Sitten erstarb nach und nach der Hochsinn seiner Bürger. Venedig wurde, was jetzt Paris ist, der Sammelplatz von Vergnüglingen aus allen Ländern, und durch das wollüstige Leben, das die Eingeborenen mit ihnen teilten, erschlafften die Sehnen der Letzteren. Der Puls patriotischer Begeisterung, der sie und ihren Staat groß gemacht hatte, schlug matt und matter, und ebenso erstarb die große Kunst, um der Kleinmalerei und dem Genrebilde Platz zu machen. Das Beste, was der Pinsel in dieser Epoche hervorgebracht, sind die Ansichten der Kanäle, Kirchen, Straßen und Plätze von Canaletto; so vortrefflich dessen Gemälde in ihrer Art sein mögen, erregen sie mir doch immer widrige Empfindungen, weil sie mir nicht nur den Verfall der hohen Kunst eines Palma und Tizian, sondern den Venedigs selbst vor Augen führen. Diese Figuren in ihrer Rococcotracht mag man sich in Trianon und in den Gärten von Versailles gefallen lassen; Angesichts des Dogenpalastes und auf den Stufen von Palladios Redentore aber sind sie eine empörende Erscheinung. Eine einzige solche Gestalt auf diesen Bildern zeigt

in betrübender Weise, wie Nüchternheit und flacher Alltags
sinn ihren Einzug in die Stadt des Dandolo gehalten hatten
Noch beleidigender tritt das für mich in den Komödien de
Goldoni hervor, welche hier das Entzücken der nämlichen Be
völkerung bildeten, die sich ehemals an den Stanzen des Tass
berauscht oder der Aufstellung der ehernen Rosse des Lysippus
zugejauchzt hatte. Gewiß waren auch schon in den früheren
großen Tagen lüsterne Alte, geldgierige Advokaten, verschmitzte
Kupplerinnen, kokette Witwen und Mädchen als Lustspielfiguren
benutzt worden; doch war dies meist in einer Form geschehen
die sie schon in eine poetische Sphäre erhob, nicht in jener dem
täglichen Verkehr abgelauschten, ganz undichterischen Sprache Gol
doni's. Darstellungen der gemeinen Wirklichkeit in der Sprache
des gewöhnlichen Lebens können aber auf der Bühne nur in
kleinem Umfang als Folie für das wirklich poetische Drama
geduldet werden, etwa wie die Zwischenspiele, welche bei den
Spaniern zwischen den Akten der Komödien gegeben wurden
oder wie Shakespeare den höchsten dichterischen Schwung seiner
Tragödien und Lustspiele durch Prosascenen unterbrach, um jener
noch zu erhöhen. Etwas ganz Anderes und auf volles Bürger
recht in der Poesie Anspruch Erhebendes ist das Hochkomische
in den Lustspielen des Aristophanes, und hieran nehmen auch
noch frühere italienische Lustspiele, zum Beispiel diejenigen des
Macchiavelli und Pietro Aretino, teil, mögen sie auch in Prosa
geschrieben sein. Vornehmlich war es indes in Italien die
Maskenkomödie oder sogenannte Commedia dell' arte gewesen
in der diese Gattung des Komischen kultivirt worden war.
Dieselbe hatte in Venedig während des sechzehnten Jahr
hunderts ihren Ursprung genommen, wo ein gewisser Ruzzante
mit seinen derartigen Stücken großen Beifall gefunden. Von
hier aus hatten sich die Masken des Arlecchino, Tartaglia
Scaramuzzo, Truffaldino durch Italien verbreitet und durch
die wandernden italienischen Truppen auch im Auslande

besonders in Paris, Aufnahme gefunden. Von einem eigentlichen Dichter war indessen diese volksmäßige Commedia dell' arte nicht bearbeitet worden. Theaterdirektoren oder Schriftsteller, die sie in ihrem Sold hatten, entwarfen die Pläne der Stücke, überließen jedoch deren Ausführung in den meisten Scenen der Improvisation der Schauspieler. Goldoni machte in einigen seiner Lustspiele, zum Beispiel im Lügner, Gebrauch von den Masken, zog sie indessen in die Prosa, die seine Lebensluft war, hinab. Ein anderer Venetianer dagegen, Carlo Gozzi, hauchte der Schöpfung des alten Ruzzante wahres Leben ein, indem er die burlesken Figuren des Truffaldin, Brighella und so weiter in eine phantastische, bisweilen tragische Handlung verflocht. Ein bedeutender Dichter kann Gozzi gewiß nicht genannt werden; gleichwohl floß eine poetische Ader in ihm, und das schnellt ihn hoch über Goldoni hinauf; ich kann es daher nur gerechtfertigt finden, daß Tieck und Schlegel den Ersteren hoch hielten. Solchen, welche ihn jetzt bei uns herabzuwürdigen suchen, läßt sich entgegenstellen, daß Goethe ihn sicher nicht geringgeschätzt hat, indem er ihn in seinem „Triumph der Empfindsamkeit" zum Vorbild wählte, und daß Schiller es nicht verschmähte, Gozzi's „Turandot" auf die deutsche Bühne zu bringen. Noch glänzendere Proben von dem Talent dieses Autors als die letztere bieten übrigens wohl sein „Rabe" und sein „König Hirsch". Unbegreiflich erscheint es, daß der genannte Dichter im heutigen Italien nahezu gänzlich verschollen ist, daß man sich seine seit dem vorigen Jahrhundert nicht wieder gedruckten Schauspiele nur schwer verschaffen kann, und daß namentlich in seiner Vaterstadt Wenige seinen Namen kennen. Dennoch würde die Aufführung von Gozzi's Stücken weit mehr mit dem Charakter dieser Stadt harmoniren, als diejenige der Goldoni'schen. Denn wenn sie auch nicht das heldenhafte Gepräge des unter Morosini's Fahnen Athen erobernden Freistaats tragen, so passen

sie doch zu dem phantastischen Lichte, in dem uns Venedi
wenn der Strahl der sinkenden Sonne seine Kuppeln un
Zinnen vergoldet, wie eine aus dem Morgenlande herübe
geschwommene Stadt der Feen erscheint. — So lebhaft id
wie vorhin ausgesprochen, von der Verwerflichkeit der Goldon
schen Komödiengattung überzeugt bin, so will ich doch nic
verschweigen, daß er in diesem Genre viel Talent gezeigt ha
Lesen freilich möchte ich seine Stücke nicht anders, als u
mich durch die Lektüre in der italienischen Konversationsprac
zu vervollkommnen; allein das ganz unvergleichliche Spiel de
italienischen Komödianten macht es möglich, sie auf der Bühn
mit Vergnügen zu sehen.

Der Untergang der Republik, obgleich er kein heroische
war, erschüttert doch durch den Gedanken, daß so viel Größ
und Herrlichkeit ein so klägliches Ende nehmen mußte. Ug
Foscolo, in seinen Briefen des Jacopo Ortis, hat solche
Empfindungen einen ergreifenden Ausdruck geliehen. Di
dann folgende Leidensgeschichte Venedigs unter den Oester
reichern möchte man aus den Annalen der Welt hinwegstreiche
können. Es ist schmerzlich für einen Deutschen, sich daran z
erinnern, und nur Eins kann ihm beim Gefühl der innerste
Empörung, mit dem er an die von einer deutschen Regierun
über die unglückliche Stadt verhängte Tyrannei denkt, einig
Beruhigung gewähren, wenn er sich nämlich sagt, daß nic
das deutsche und österreichische Volk diese Unterdrückung geübt
sondern daß dasselbe oft genug, schon in den Zeiten seine
eigenen Knechtung, die Stimme zu Gunsten des Rechts un
der Freiheit erhoben hat. Die Grausamkeiten, welche die Re
publik „aus Staatsgründen" beging, die geheimen, in de
Löwenrachen gesteckten Anklagen, und die aus Anlaß derselbe
erfolgten Hinrichtungen über Nacht, wo dann die Bürger a
Morgen mit Schrecken auf der Piazzetta einen Enthauptete
sahen, neben welchem die Inschrift prangte: Morto pe

ragione di stato, erſcheinen in einem milderen Licht, wenn man an die gleichzeitige, weit barbariſchere Juſtiz in allen anderen Ländern denkt; aber die von Oeſterreich hier im vollen neunzehnten Jahrhundert vollführten Greuel ſchreien gen Himmel und laſſen das Blut von Erbitterung überkochen. Wenn man in Silvio Pellico's Gefängnishaft und in Maroncelli's Zuſätzen dazu lieſt, wie eine Anzahl hochſtrebender Jünglinge und Männer, die ſich keineswegs zu gewaltſamem Umſturz der Regierung, ſondern zur ſittlichen Beſſerung des Volkes und damit zur Herbeiführung glücklicherer Zuſtände verbunden hatten, lange Zeit hindurch alle Glut der Sommerſonne, wie den Froſt des Winters in den Kerkern neben der Seufzerbrücke ertragen mußten, wie ſie dann auf einem Gerüſt, ähnlich jenen, auf denen die Opfer der Inquiſition zur Zeit Philipp's II. bei den Autos de Fe zur Schau geſtellt wurden, auf der Piazzetta im Armenſünderkleid erſcheinen und ihr Urteil vernehmen mußten, das ſie teils zum Tode, teils zu langjähriger Haft in den furchtbaren Gefängniſſen des Spielbergs verdammte, ſo möchte man glauben, es ſei das eine aus dem verbrannten Hirn eines Romanſchreibers hervorgegangene Erfindung. Allein leider iſt es ein wohl dokumentirtes Faktum der Geſchichte. Und als bei dem Erſcheinen der Schrift des edlen Pellico ein Schrei der Entrüſtung über ſeine Enthüllungen durch Europa ging, wußte die öſterreichiſche Regierung die letzteren in keiner Weiſe Lügen zu ſtrafen. Seit dieſen Vorgängen niſtete ſich tiefer, unverſöhnlicher Haß gegen ein derartiges Regiment in den Herzen aller Italiener ein, und deſſen früherer oder ſpäterer Sturz ſtand feſt. Dennoch behauptete ſich dasſelbe noch durch mehr als vier Jahrzehnte hindurch und übte alle möglichen Vexationen. Nur kurz, im Jahre 1848, als halb Italien gegen ſeine Dränger aufgeſtanden, wurde unter Daniele Manin noch ein Mal die Fahne der Republik erhoben. Die Venetianer zeigten ſich damals

der Freiheit und ihrer großen Ahnen würdig; doch die Stad
wie ganz Oberitalien, erlag von neuem der Habsburgische
Uebermacht. Erst das Jahr 1866 brachte ihr die Erlösun
von dem verabscheuten Joche, und auch in Oesterreich selb
haben, wie ich glaube, alle edlen Herzen dieselbe mit freudige
Schlägen begrüßt.

Bedauerlich ist neben dem Verfall der alten ruhmvolle
Familien des Freistaats und dem ihrer Paläste auch di
Thatsache, daß so viele Kunstschätze, welche noch vor einige
Dezennien vorhanden waren, in alle Welt verstreut worde
sind. Die Gemäldesammlung des Palastes Barbarigo ist nad
St. Petersburg gewandert, das große Werk des Paul Veroneſ
„Die Familie des Darius" schmückt die Nationalgalerie i
London. Noch schlimmer aber: die schönsten Bilder des Palaste
Manfrini, darunter die „Lautenspielerin" von Giorgione un
das Porträt des Arioſt von Tizian, nebst vielen andere
Meisterwerken ersten Ranges sind zum Teil nach England i
Privatbesitz gelangt und dadurch den Augen der Welt ent
zogen. — Den Handel hat Triest fast ganz an sich gerissen
Es gewährt einen melancholischen Anblick, wenn man an di
alte Seemacht Venedigs denkt und das mächtige Arsenal be
trachtet oder dessen weite Räume durchwandert. Einst wa
dies die bedeutendste Schiffswerkstatt der Erde; jetzt scheine
uns die Arbeiter und Matrosen, die dort noch eine Schein
thätigkeit entfalten, nur Gespenster von ehedem zu sein. Da
Aeußere dieses Gebäudes hat ein höchst phantastisches Aus
sehen; wenn ich vor demselben stand, glaubte ich oft mich vo
einer orientalischen Herrscherburg zu befinden, und es hätt
mich nicht gewundert, wenn auf den Zinnen abgeschnitten
Köpfe aufgespießt gewesen wären. Vor dem Thore liege
mehrere Marmorlöwen von altgriechischer Arbeit, die einst de
Hafen des Piräus schmückten und von Morosini nach seine
Eroberung Athens hierher gebracht worden sind. Auf eine

dieſer Löwen finden ſich myſteriöſe Zeichen, deren Bedeutung lange Niemand verſtand, die aber neuerdings als nordiſche Runen erkannt worden ſind. Sie ſollen den Namen eines der Waräger enthalten, die im Mittelalter im Dienſt der fränkiſchen Herzoge von Athen ſtanden. — Zu welchen Betrachtungen geben dieſe Schriftzüge nicht Anlaß! Welchen Wandel der Dinge auf Erden verkünden ſie nicht gleich jenen Abdrücken vorweltlicher Pflanzen, die ſich Steinen der Urzeit eingedrückt finden, und die von ungeheuren Erdrevolutionen Zeugnis geben! In den Linien, welche dem verworrenen Gekritzel eines Kindes ähneln, tritt das Schickſal von Athen vor uns hin, wie es fremden Eroberern zur Beute fiel. Mit dem Löwen, der ſie trägt, hierher an den Strand der Adria verſetzt, reden ſie von der Glanzherrſchaft einer Stadt, die erſt aufzublühen begann, als die Blüte Athens ſchon ſeit einem Jahrtauſend im Staube lag. Oft wenn ich dieſe geheimnisvollen Züge anſchaue, ſcheinen ſie mir vielmehr Zauberrunen, welche noch nicht gehörig gedeutet worden ſind und über die Zukunft Aufſchluß geben könnten. Wer ſie gehörig auszulegen vermöchte, würde vielleicht erfahren, ob ſie einſt noch, an andere Geſtade entführt, eine Stadt ſchmücken werden, deren Grundſtein erſt nach Jahrtauſenden ein noch ungeborenes Volk der Zukunft legen wird, oder ob ſie mit dem Arſenal und allen Kirchen und Paläſten Venedigs in den Schoß des Meeres verſinken werden. Es iſt traurig, ſich die Schiffer ſpäterer Tage vorzuſtellen, welche über die von der Flut verſchlungenen Prachtgebäude dieſer Wunderſtadt, wie über die Ruinen von Vineta hinrudern und nach unten lauſchend den leiſen Klang der von den Wellen bewegten Glocken von S. Marco und S. Giovanni e Paolo emporwallen hören. Doch ich kann mich ſchwer an den Gedanken gewöhnen, daß die ſchönſte der Erdenſtädte verſchwinden ſoll, und will mich nicht ſo trüben, das Gemüt beklemmenden Ahnungen hingeben, ſondern vielmehr, der Wahrſcheinlichkeit

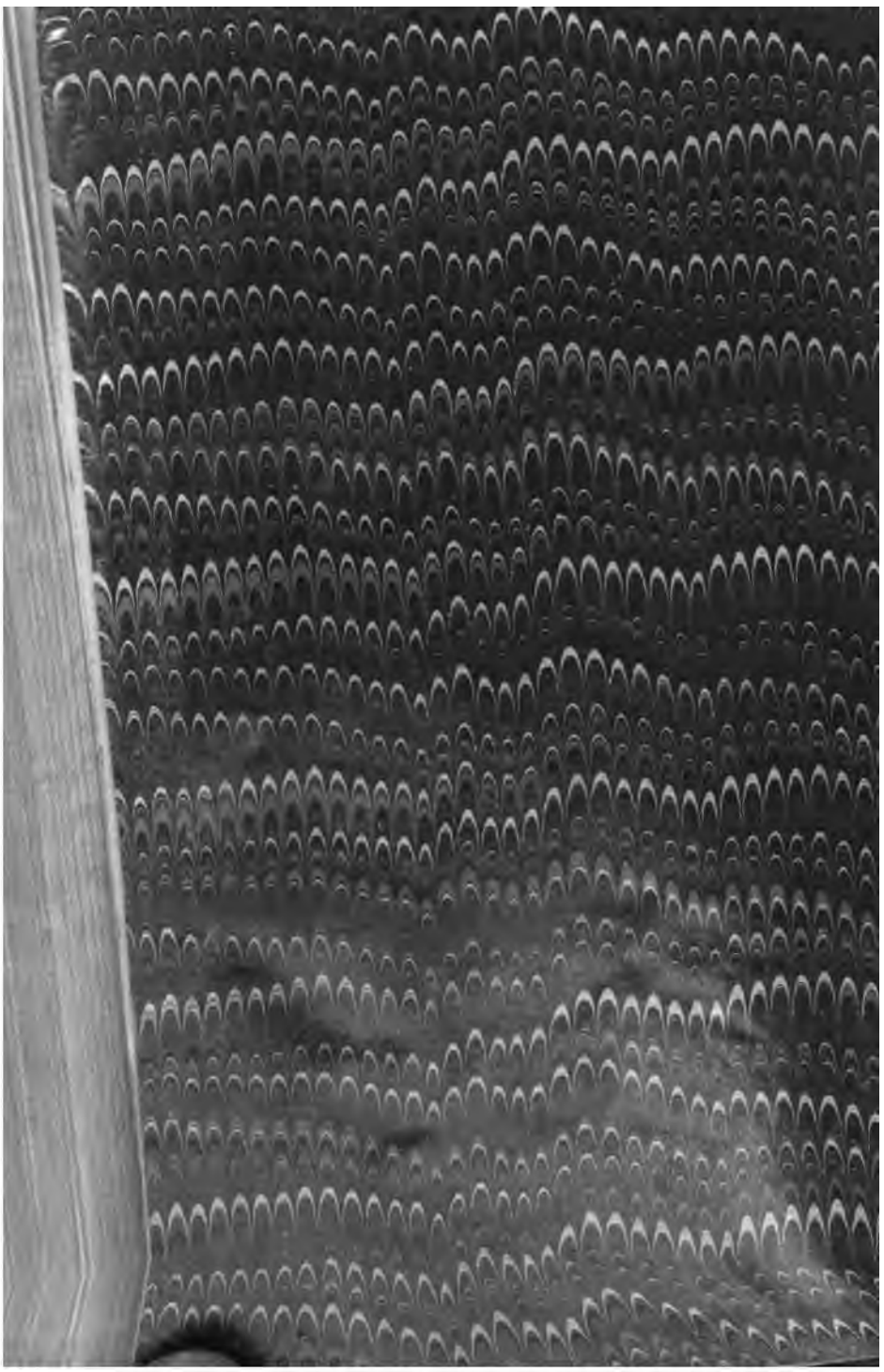
zum Trotz, an eine Wiederauferſtehung Venedigs glauben. 3
werde ich denn morgen, wie ich es ſchon mehrmals getha
bei Sonnenaufgang den Campanile beſteigen. Da taucht unt
uns die Königin der Adria mit ihrem wellendurchſtrömte
meerumſpülten Häuſergewimmel, umgeben von einem Kran
duftender Inſeln, aus dem Ozean auf; über ihr die Gletſche
häupter der Alpen, die ſie wie mit einem Silberdiadem b
krönen, der Lido und die tiefblauen Euganeen, ſie wie ei
köſtliches Geſchmeide umgürtend. Der leichte goldene Neb
der Frühe, aus dem ihre hundert Kuppeln, Zinnen und Türm
hervorblitzen, umhüllt ſie mit einem lebensvollen Schein, d
ihren Verfall verdeckt; der Dogenpalaſt, die Marcuskirche un
die Roſſe des Lyſippus, deren Mähnen im Morgenwind z
flattern ſcheinen, leuchten dem Glanz, der hoch und höher vo
Oſten aufſteigt, entgegen, und während man berauſcht dieſe
in der Welt einzigen Anblick genießt, gibt man ſich de
Glauben hin, es breche ein neuer glorreicher Tag für Venedig a

Ende des dritten Bandes.

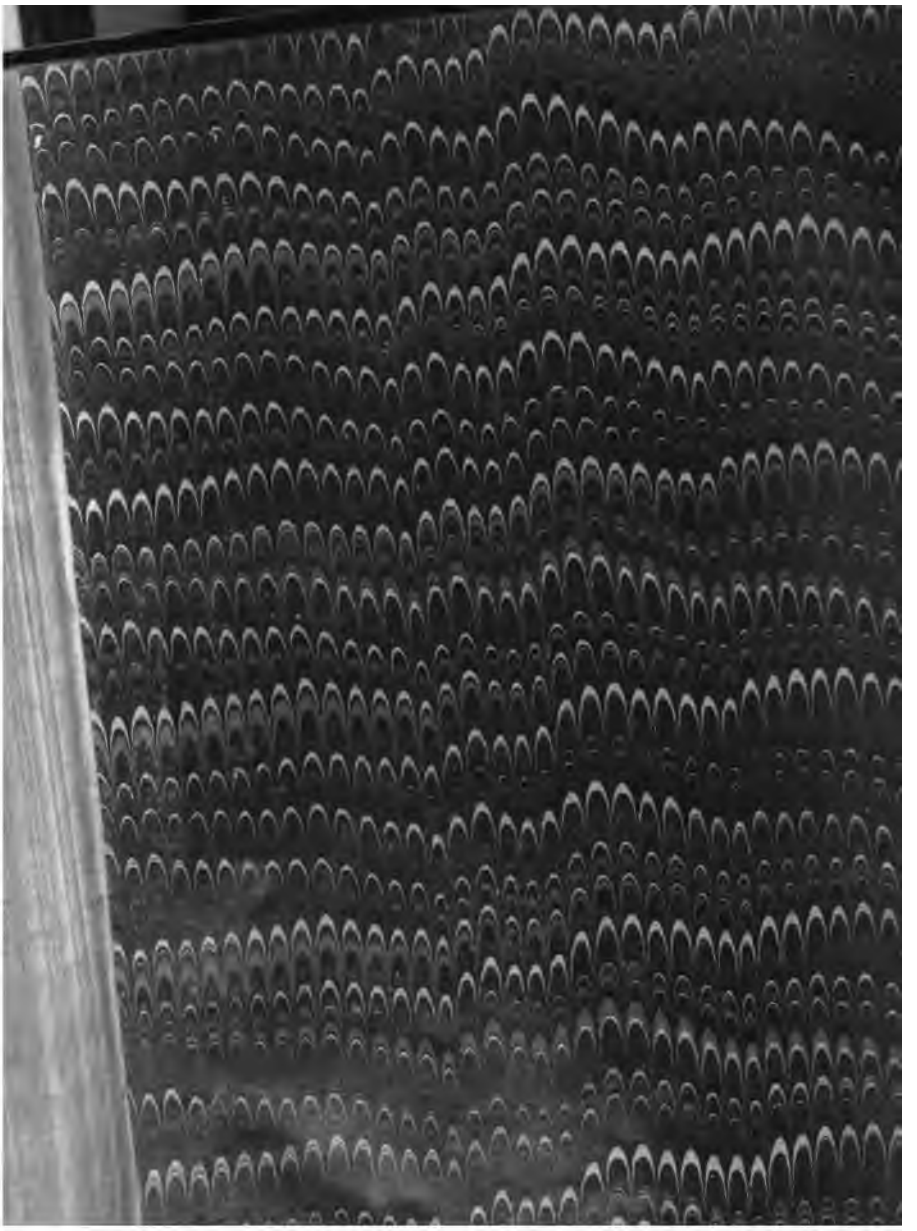
zum Trotz, an eine Wiederauferſtehung Venedigs glauben. S
werde ich denn morgen, wie ich es ſchon mehrmals gethan
bei Sonnenaufgang den Campanile beſteigen. Da taucht unte
uns die Königin der Adria mit ihrem wellendurchſtrömten
meerumſpülten Häuſergewimmel, umgeben von einem Kranz
duftender Inſeln, aus dem Ozean auf; über ihr die Gletſcher
häupter der Alpen, die ſie wie mit einem Silberdiadem be
krönen, der Lido und die tiefblauen Euganeen, ſie wie ei
köſtliches Geſchmeide umgürtend. Der leichte goldene Nebe
der Frühe, aus dem ihre hundert Kuppeln, Zinnen und Türm
hervorblitzen, umhüllt ſie mit einem lebensvollen Schein, de
ihren Verfall verdeckt; der Dogenpalaſt, die Marcuskirche un
die Roſſe des Lyſippus, deren Mähnen im Morgenwind z
flattern ſcheinen, leuchten dem Glanz, der hoch und höher vo
Oſten aufſteigt, entgegen, und während man berauſcht dieſe
in der Welt einzigen Anblick genießt, gibt man ſich den
Glauben hin, es breche ein neuer glorreicher Tag für Venedig an

Ende des dritten Bandes.

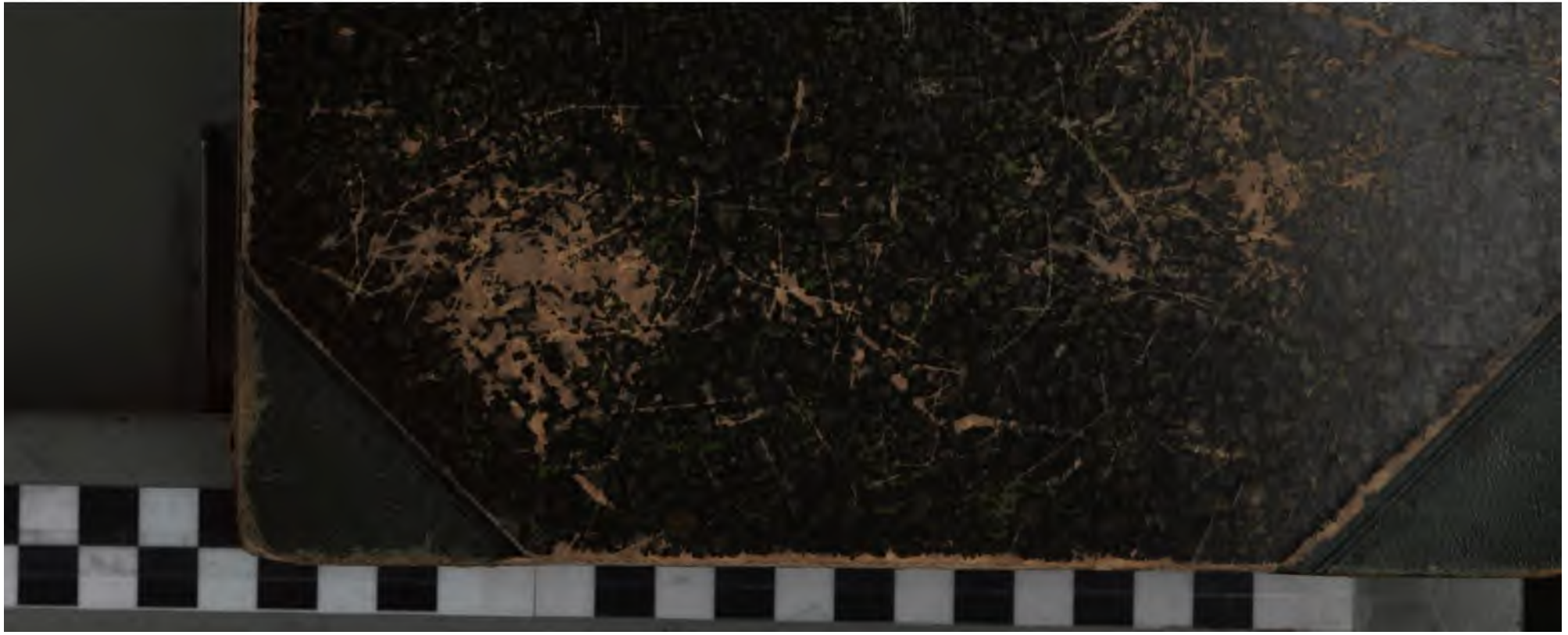
In 34171: 4



In 74171: 4



PT 2461 .S7 .Z4 C.1
Ein halbes Jahrhundert.
Stanford University Libraries
3 6105 037 279 788

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305